This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

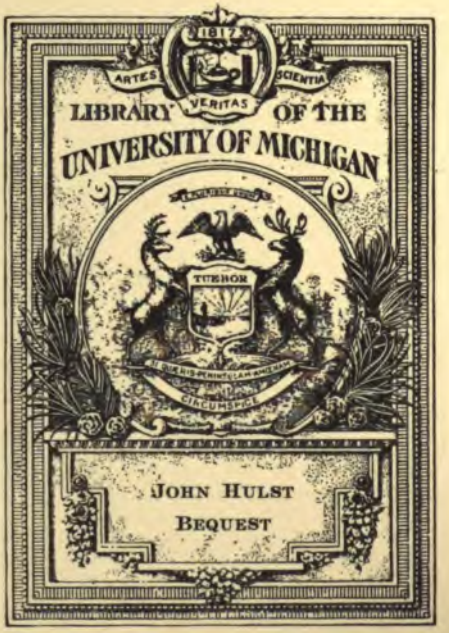
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

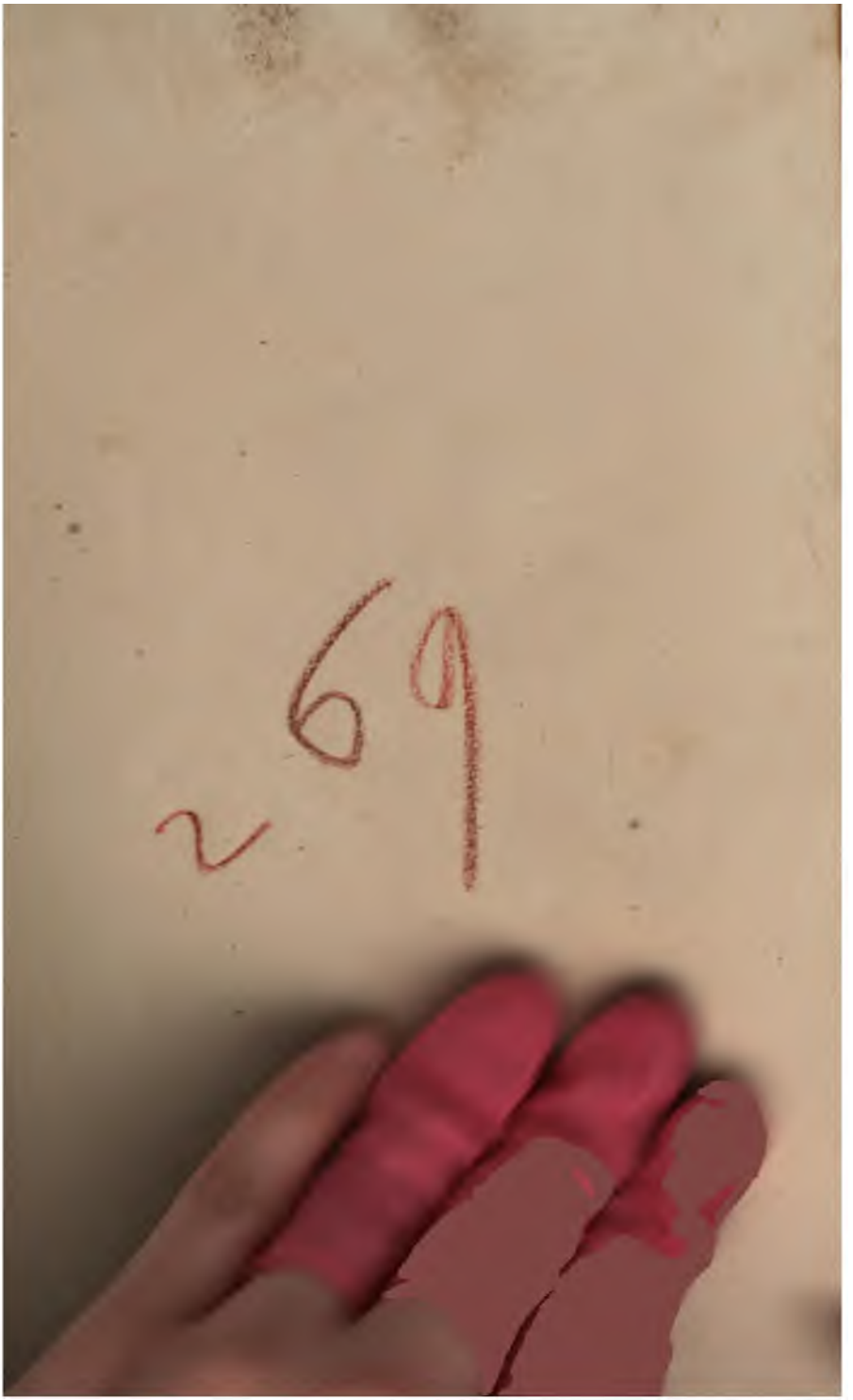
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE
JOHN HULST
BEQUEST


269

Die Peterskirche

# Die Weltkunde

in

einer planmäßig geordneten Rundschau der wichtigsten neueren Land- und Seereisen

für

das Jünglingsalter und die Gebildeteren aller Stände,

auf Grund des Reisewerkes

von

**Dr. Wilhelm Harnisch**

dargestellt und herausgegeben

von

Friedrich Heinzelmann.

---

Neunter Band.

**Reisebilder und Skizzen aus Italien, Sicilien und Sardinien.**

Mit einem Stahlstich und einer Karte.

---

Leipzig, 1852.

Verlag von Friedrich Fleischer.

G
170
.H32
v.9

761380-322

# Reiſebilder und Skizzen

aus

# Italien, Sicilien und Sardinien.

---

Herausgegeben

von

Friedrich Heinzelmann.

---

Mit einem Stahlſtich und einer Karte.

---

Leipzig, 1852.
Verlag von Friedrich Fleiſcher.

# Inhaltsverzeichniß

zu

## den Reisebildern und Skizzen aus Italien, Sicilien und Sardinen.


Seite

Einleitung . . . . . 3

### Erstes Kapitel.*)

Abreise. Basel, Biel, Neufchatel, Lausanne (St.). — Fahrt über den Genfer See nach Villeneuve, St. Maurice, Brieg; Simplonstraße, Thal von Domo d'Ossola mit dem Fall der Tosa, Lago maggiore, Borromäische Inseln; Seefahrt nach Sesto Calende; Mailand. (L.). — Die Reisetour von Lindau und am Rhein entlang. Der Splügen, Chiavenna (B.); Fahrt auf dem Comer-See; Como. (B. u. Lü.). — Die Reisetour über den Brenner bis Botzen (G.). Stilfser Joch, Wirthshaus Santa Maria; Bormio und das Veltlin; Sondrio, Colico; der Comer-See bei Nacht; Varenna, Vorgebirge Belagio auf der Brianza, Lecco, Monza (W.). — Reisetour über Trient und Roveredo. Asiago; Fahrt auf dem Garda-See; Torbole und Abenteuer in Malsesine (G. vergl. mit Lü.). Verona (Bz. C. G. u. Lü.). — Bemerkungen über Vicenza, Padua, Brescia, Bergamo, Mantua, Cremona (Lü.), über den Po und seine Landschaften (Z.). . . . . 37

### Zweites Kapitel.

Mailand, Straßengetümmel; Dom, Kirchen des S. Ambrosius und Victor; königliche Akademie, Friedensbogen, Arena, Palast Simo-


---

Bei Angabe der von uns benutzten Quellen haben wir uns folgender Abkürzungen bedient: W. = Willkomm, St. = Stahr, B. = Baumann, v. A. = von Arnim, C. = Carus, L. = Lewald, Lü. = Lüdemann, Bz. = Botz. K. = Kephalides, H. = Hirzel, P.U. = Plattner und Urlichs, M. = Mayer, Stl. = Stieglitz, G. = Göthe, Kü. = Kühne, Z. = Zusätze vom Herausgeber aus anderen Quellen.

Seite

netii, Theater der Scala; italieniſche Sitten; der Corſo, die Mailänder; Geiſtlichkeit, Glockengeläut; Luftballon und Feuerwerk in der Arena (B. W. Lü. L.). — Karthäuſerkloſter la Certoſa (Lü.) Pavia (B.). Vetturine, Trinkgelder. Marengo, Novi, Genua (L.W.). — Die Reiſetour nach Genua vom Genfer See aus über den großen St. Bernhard, Aoſta, Ivrea, Turin, Aſti, Aleſſandria (Lü.). — Die Reiſetour nach Genua vom Genfer See aus durch Frankreich über Lyon, Marſeille, Toulon, Draguignan, Nizza (St.) Riviera di Ponente (Lü.). — Genua. Vorſtadt Albaro und häusliche Einrichtungen; Feſt eines Heiligen; Mora-Spiel; alter Palaſt (Bz.). Contraſte; Transportmittel, Häuſer, Benutzung der Paläſte; Geiſtlichkeit, Dom mit dem heiligen Graal; Andreas Doria; Freihafen, Rathhaus ꝛc. Geburtshütte des Columbus; Feſtillumination; Charakter der Genueſer; Blick über Genua (W. St. u. L.). . . . . 84

Drittes Kapitel.

Riviera di Levante. Spezzia, Carrara (B. Bz. u. L.). Höhle von Campiglia (Z.). Piſo (St. W. B.). Livorno (W.). Schnellpoſtfahrt von Piſa (St.). Florenz. Großherzogsplatz, Dom; Frohnleichnamsfeſt; Bauart der Stadt, Palaſt Pitti, Gemäldegallerie und Gallerie der Uffizien (St. Lü.); Feſt in Fieſole; die Florentiner (L.); Moſaik-Anſtalt; Beſteigung der Domkuppel (C.). Siena (B.). Die ſieniſche Maremma und die böſe Luft. Einſames Wirthshaus; Paß von Radicofani und Eintritt in das päpſtliche Gebiet. See von Bolſena; Ovietro; ecce Roma! (B. St. C.). Ueberblick der Stadt. . . . . 119

Viertes Kapitel.

Hauptanhaltspunkte zur Orientirung. Erſte Wandrung durch die Stadt. Zuſtand der Gaſſen, ein Flickſchuſter; Forum Trajans und Trajansſäule, Forum Romanum, Koloſſeum, palatiniſcher Berg, Circus Maximus, Capitol (W.). Rückblick auf die Stürme Rom's (St.). — Die Peterskirche und der Petersplatz (Pl. St. C.). Das Pantheon (St. W.). Marcellustheater, Göthekneipe, Judenquartier, Pyramide des Ceſtius, Galeerenſclaven, nächtlicher Leichenzug. — Quartier auf dem Monte Pincio; Oſterien, die Eminenti (W.). . . . . 154

Fünftes Kapitel.

Ausflug nach dem Monte Mario, Einblick in die Campagna und Nachtbilder (W.). — Albanerſee, Tusculum; die Via Appia mit ihren Grabmonumenten; Thal der Egeria; Katakomben, Circus des Maxentius, Thermen, namentlich des Caracalla (W. u. St.). Waſſerleitungen und Brunnen (W.). — Der Vatican. Sixtini-

Seite

ſche Kapelle, Logen und Stanzen des Raphael, Belvedere, Pio-Clementiniſches Muſeum, Gemäldeſammlung, Bibliothek ꝛc. Das capitoliniſche Muſeum. Palaſt Sciarra (PU. St. C. u. W.). — Tombola in der Villa Borgheſe (St.). — Lago di Tartaro; Villa des Hadrian; Tivoli (C. W.). Frascati, Monte Cavo; der Sommerdunſt (St.). . . . . 184

Sechstes Kapitel. (Stahr.)

Sommeraufenthalt in Aricia. Volkslied und Barcarole (Z.). Der Nemi-See und Nemi. Peter- und Paulsfeſt in Rom. Beleuchtung der Peterskirche, Meſſe; vaticaniſche Grotten; Kloſter San Onofrio (vergl. mit W.); die Girandola. — Geſellſchaftliches Leben in Aricia. Kirchweihfeſt in Albano; die Albanerinnen. Der Chigi-Park. Charakteriſtiſche Züge des Italieners. — Der Scirocco und Inſektenplage. Unwiſſenheit und Wunderglaube des Volkes; Schönheitsſinn. Malaria (vergl. mit B. u. W.). . . . . 230

Siebentes Kapitel.

Fahrt nach Neapel. Velletri, Ciſterna, die pontiniſchen Sümpfe, Bocca di Fiume, Vorgebirge Circello, ein alter Räuber, Terracina, Kloſterraub; Fondi, Itri, Caſtellone, Mola di Gaëta. Sant' Agata, Capua, ein Improviſator; Averſa, Sträflingstrupp. Neapel (W. St. C. B.). — Erſter Tag in Neapel. Palaſt der Königin Johanna und Villa Reale. Straßenleben auf dem Toledo (W.); die Häuſer (M.). Maccaroni und Lazzaroni; Kleinhandel (G. W. M.). Luſtiger Auftritt mit Miethskutſchern (W.). Kleidung, Prachtliebe; Leichenzug (M. G.). . . . . 259

Achtes Kapitel.

Die Stadtquartiere von Neapel. I. Quartier San Fernando mit dem Ei-Kaſtell, dem Königsplatz, der Kirche San Francesco di Paula, dem königlichen Schloß, dem Theater San Carlo, dem neuen Kaſtell, der Darſena, der Straße Sta Lucia. II. Quartier Chiaja mit der Villa Reale, der neuen Straße, dem Grabe Virgils. III. Quartier Monte Calvario mit dem Kaſtell Sant' Elmo und dem Kloſter San Martino. VI. Quartier della Stella mit dem bourboniſchen Muſeum und den Katakomben. V. Quartier San Carlo all' Arena mit dem Campo, dem botaniſchen Garten, dem großen Armenhaus und der Sternwarte. Altneapel und VI. Quartier della Vicaria mit dem Juſtizpalaſt und dem heiligen Felde. VII. Quartier San Lorenzo mit dem großen Hoſpital, der Kathedrale San Gennaro und der Kirche S. Filippo Neri (Bemerkungen über die Kirchen). VIII.

Seite

Quartier S. Guiſeppe mit dem Mercatello. IX. Das Hafenquartier mit dem Hafen der Stadt und dem Molo, der Dogana und der Univerſität. X. Quartier del Mercato mit dem großen Marktplatz, der Kreuzkapelle uud der Kirche Sta. Maria del Carmine (M.). — Die königlichen Luſtſchlöſſer Capodimonte und Caſerta. — Torre del Greco und Ausbrüche des Veſuv; Sorrent; Capri und die blaue Grotte. Grotte des Poſilippo, Lago d'Agnano, Hundsgrotte, Solfatara, Puzzuoli, Averner See, Grotte der Sibylle, Cuma, Monte nuovo, das alte Bajä (W. u. M.). Iſchia und Procida (B.). Der Veſuv (M.) und das Winzerhäuschen (H.). Luft, Himmel, Meer; Vegetation; Thierwelt (M.). Der Taranteltanz (Oken). . . . . 299

## Neuntes Kapitel.

Herculanum, Tod des älteren Plinius und Pompeji (W. Bz. L.). Das bourboniſche Muſeum (St. W. L.); die Alexanderſchlacht. Piedigrottenfeſt in Neapel (St.). Namenstag des heiligen Januarius; Heiligenverehrung, Aberglaube, Jettatori; Vorleſer, Improviſatori; Geberdenſprache; Dialekte; der Pulcinella (M.). Unterrichtsanſtalten (St.); Gerechtigkeitspflege, Landesverwaltung. Charakter des Volkes, Stände, Spiele, buntes Leben auf dem Hafendamme; die Tarantella, Liederproben (M.). . . . . 358

## Zehntes Kapitel.

Scirocco-Leiden. Beſuch des Camaldolenſer-Kloſters. Nocera, La Cava, Vietri, Amalfi (W.). Salerno und Ruinen von Päſtum (St. W. B.). — Fußreiſe durch Calabrien (B.). Eboli, die Taverna Storza, Caſalnuovo, Thal Campo Toneſe, Nachtquartier im Kerker zu Murano, Gefahr in der Locanda von Tarſia. Coſenza. Der Silawald. Ausſicht auf den Vulkan Stromboli und Catanzara. Monteleone. Ruinen des alten Milet. Bemerkungen über Calabrien. Ueberfahrt nach Meſſina; Scylla und Charybdis (B.). 421

## Eilftes Kapitel.

Sicilien. Meſſina (B. u. v. A.) Fieberanfall in S. Aleſſis. Taormina. Kirchenfeier in Giarrica. Jaci Reale. Bemerkungen über den Aetna und Beſteigung deſſelben (B.). Anderer Bericht darüber (K.). Reiſe durch das Innere der Inſel. Caſtrogiovanni. Getreidebau. Die Landbewohner (B.). Palermo. Dom, Schloß und Kunſtwerke. Die Ziſa. Monreale. Leichenzug. Grotte der heiligen Roſalie. Charakteriſtiſche Züge und Eigenthümlichkeiten (St. B. G.). Madonnafeſt (B.) und Roſalienfeſt (L.). . . . . 451

Seite

## Zwölftes Kapitel.

(v. Arnim.)

Ueberfahrt nach Sardinien. Porto Torres und erste Eindrücke. Sassari. Reise durch das Innere. Pferderacen. Culturfortschritte. Die Nurhags. Oristano. Cagliari. Verfassung und öffentliche Zustände. Ausflug nach S. Luri. Zahme und wilde Thiere; Fang der Thunfische; Seesalz; Steckmuscheln. Die Landmiliz. Festkleidung und Tänze der Landbewohner. Seefahrt an der Ostküste Sardiniens (v. A.) und Ankunft in Civita-Vecchia (W.). . . . 484

## Dreizehntes Kapitel.

Civita-Vecchia. Fahrt nach Rom (W.). Die Octoberfeste (Sti. L.). Das Carneval in Rom (G. St. Bz.). Die Johanniskirche im Lateran und Kirche Sta. Maria Maggiore (PU. Bz.). Frühlings-Ausflüge, Monte Testaccio; Charakter des Volkes (B.); eine Hinrichtung (Bz.). Die Mosesstatue in der Kirche St. Peter zu den Ketten und eine Streitscene (W.). Die römische Propaganda, das Collegium Romanum, die Universität ꝛc. (B.). Besteigung der Peterskuppel (PU. u. W.). . . . . 500

## Vierzehntes Kapitel.

Abreise von Rom. Civita Castellana, Narni, Terni mit seinem Wasserfall, Spoleto, Foligno (St. B.). Macerata, Recanati, Loretto, Ancona, Sinigaglia, Fano, Pesaro, S. Marino, Rimini, Ravenna, Faenza, Bologna, Ferrara, der Po (B. u. Lü.). — Venedig. Der Marcusthurm, die Marcuskirche und der Dogenpalast; der Canalazzo, das Arsenal, das Theater La Fenice; Kirchen- und Kunstschätze; Leben auf dem Marcusplatz und Lebensart; die Inseln; der Lido und S. Lazaro mit dem Armenierkloster (St. Lü. B. Kü. W.). Triest (Lü.) und Abschied von Italien (W.). . . 538

# Reiſebilder und Skizzen

aus

# Italien, Sicilien und Sardinien.

---

# Einleitung.

Wir eröffnen den Reigen der zweiten Welthälfte mit der italiſchen Halbinſel. Lang und ſchmal iſt ſie wie eine Brücke über das Mittelmeer gebaut zwiſchen zwei Gebirgen, von denen im Süden die Ketten des afrikaniſchen Atlas, im Norden die himmelhohen Alpen als Grenzmauern dort gegen die heißen, hier gegen die gemäßigten Erdſtriche geſetzt ſind. Dieſe Lage beſtimmt den Charakter der Halbinſel. Der friſche Hauch der Seeluft dämpft die Sonnengluth und wirkt belebend ſowohl auf die Vegetation, als den Menſchengeiſt. Daher Geſtaltung leichten heitern Lebens, wo überall aus Weinlaub und Früchten Pomona entgegenlacht und wo die Pſyche ſich mannigfach angefeuert fühlt zu ſchöpferiſcher Thätigkeit im Reich des Schönen. So grüßen wir denn mit Freuden Italien als das Land der Kunſt.

In einem Bogen um den Buſen von Genua und dann mitten durch die ganze Halbinſel zieht ſich grätenartig ein Gebirg. Die Hauptkette entſendet an vielen Stellen Querzweige, welche in Verbindung mit niedrigeren Parallelzügen Hochflächen einſchließen. Es ſind die Apenninen. Sie laſſen ſich in die nördlichen, mittleren und ſüdlichen zerlegen. Die nördlichen Apenninen ſcheiden ſich am Col de Tenda von den Seealpen und erſtrecken ſich von da bis zu den Quellen des Arno und Tiberfluſſes. Sie beſtehen aus Sandſtein und anderem verſchiedenartigen Fels. Ihre mittlere Kammhöhe beträgt 2500 Fuß; ihre Gipfelhöhe ſteigt an der Quelle der Corſaglia (alja) bis 6216 Fuß, im Monte Cattaro bis zu 5040 Fuß. Sanft fallen ſie gegen Norden zum Po, ſteil gegen Süden zum Meere ab. —

Die mittleren Apenninen gehen bis zum Sangro und entsenden nach S.W. einen Ast, der den Golf von Neapel umschließt. Ihre Hauptmasse ist Kalkstein, die Kammhöhe im Norden 3 bis 5000 Fuß, im Süden 4 bis 6000 Fuß, der Monte Velino (7680 Fuß) der höchste Berg der Hauptkette. Die bedeutendsten Gipfel liegen jedoch außerhalb derselben östlich in den Abruzzen, wo der Gransasso mit dem Monte Amaro (8781 Fuß) und der Majella mit dem Monte Corno (8935 Fuß). Abgesondert hebt sich im Osten der Monte Gargano, ein kleines, aus Kalk und Kreide bestehendes, karg bewässertes Hochland von durchschnittlich 2 bis 3600 Fuß Höhe, dessen höchster Punkt 4800 Fuß. Auf der Westseite der Apenninen finden sich, ebenfalls mehr oder weniger isolirt, einige eigenthümlich beschaffene Berggruppen. So mit dem Monte Pisanino (6308 Fuß) die apuanischen Apenninen, in denen der berühmte weiße Marmor von Carrara gebrochen wird, ferner das toskanische Hochland, das Vorgebirge des Monte Argentaro, die Gruppe von Viterbo, das Albaner-Gebirge (zwischen dem Garigliano (ilja) und dem Meer) und das vulkanische Bergland von Neapel mit dem 3700 Fuß hohen Kegel des Vesuv. — Die südlichen Apenninen bilden eine Gabel, deren niedriger, durch große Dürre hervorstechender Ostarm in die Halbinsel von Lecce (tsche) ausläuft. Der höhere westliche Arm wendet sich durch die Halbinsel der beiden Calabrien nach der Meerenge von Messina. Das aus Granit bestehende Südende wird vornehmlich von Erderschütterungen heimgesucht, welche durch die Nachbarschaft des Aetna (10,360 Fuß hoch) auf Sicilien bedingt sein mögen. Der Hauptheerd der vulkanischen Erscheinungen ist jedoch am Vesuv, von wo sie sich durch die phlegräischen Felder nach den Inseln Ischia (ski) und Procida ausdehnen. Von den Verheerungen des Vesuv zeugen die im Jahre 79 nach Chr. verschütteten volkreichen Städte Pompeji und Herculanum. — Der ganze Gebirgszug der Apenninen, von 156 Meilen Länge, 6 bis 15 Meilen Breite trägt auf seiner Höhe eine Menge langgestreckter Rücken, schroffer oder abgerundeter Gipfel, weidereicher Hochflächen; aber Alles ist wild und kahl, meistentheils nur mit schwachem Gesträuch besetzt. An den Seiten stürzen in tiefen

Schluchten Waldströme herab, und nur hier findet man einen Gürtel dichten Baumwuchses.

Im Norden erstreckt sich zwischen den Alpen und Apenninen die große von dem Po und dessen Zuflüssen, so wie von der Etsch bewässerte lombardische Ebene, deren Einförmigkeit nur im Osten durch die Euganeischen Berge (südwestlich von Padua und bis 1800 Fuß hoch) unterbrochen wird. Außerdem sind an den Küsten zu merken: die Ebene am unteren Arno, die von der Tiber durchflossene römische Campagna und die pontinischen Sümpfe, die campanische Tiefebene an den Golfen von Neapel und Gaëta, in welche der Garigliano und Volturno mündet, endlich die apulische Tiefebene östlich am Golf von Manfredonia.

Vom geographischen Gesichtspunkte aus zerfällt das Land in Ober-, Mittel- und Unter-Italien. Ober-Italien umfaßt das Gebiet des Po, schon seit den ältesten Zeiten berühmt durch Fruchtbarkeit. Da sieht man auf Einem Felde die Frucht der Ceres und des Bacchus; Maulbeerbäume nähren die Seidenraupe; Mais und selbst Reis wird gebaut: es gedeiht der Oelbaum, die Cypresse, der Lorbeer, die Pinie, der Feigenbaum, und die Bergabhänge sind mit prächtigen Kastanienwäldern umkränzt. — Mittel-Italien reicht bis zum Süden des Kirchenstaats; Genua kann man als den nördlichsten Punkt bezeichnen. Da blüht die Myrte und Granate, da schimmert goldig die Orange; am Gebirge stehen immergrüne Eichen, Korkbäume und dichte Oliven-Waldungen. — In Unter-Italien kommt dazu die afrikanische Palme, die amerikanische Aloe, die indische Stechfeige, die saftigste Frucht des Citronenbaumes und der feurigste Wein starkstämmiger Reben. Die südlichsten Theile von Neapel und Sicilien haben schon beinah afrikanisches Klima, wo Zuckerrohr, Cactus und der Johannisbrotbaum wächst.

Sicilien, die größte der italischen Inseln, ist ein wellenförmiges, größtentheils waldentblößtes Hochland von 1500 Fuß Höhe. An der Nordküste steigen die Monti Madonia oder Nebrodischen Berge 4500 Fuß und in mehrern Gipfeln bis über 6000 Fuß hoch empor. Mit Ausnahme des Aetna herrscht der Kalkstein der Apenninen vor. Der Boden ist außerordentlich

fruchtbar, die Flüsse sehr wasserreich. — Sardinien hat im Osten einen länglichen niederen Gebirgszug, dessen bedeutendster Gipfel der Gennargentu 5900 Fuß hoch ist. Die Küstenebenen im Westen werden durch vereinzelte Gebirgsparthien von einander geschieden. Ein Fünftel des Landes ist mit Eichwald bedeckt, der Boden vulkanischer Natur. Dies gilt auch von Corsika. Eine von Süden nach Osten streichende hohe Bergkette durchschneidet die Insel und sendet nach allen Seiten Zweige bis zur Küste; Gipfel sind: der Monte Rotondo von 8506 Fuß und der Monte d'Oro von 8166 Fuß. Die übrigen kleinen Inseln steigen ebenfalls mehr oder minder bedeutend über die Meeresfläche empor. So Elba bis 3134 Fuß, Ischia bis 2400 Fuß, Feliculi bis 2862 Fuß. Letztere gehört zur vulkanischen Gruppe der liparischen Inseln. — Der Flächeninhalt von ganz Italien, beträgt 5612 □Meilen mit 25,882,000 Einw. (1840). Davon kommen auf das Festland 4682 □M. mit 23,233,000 Einwohnern, auf die Inseln c. 930 □M. mit 2,550,000 E. Das österreichische Italien enthält 832 □M. mit 7,266,000 E.; das Königreich Sardinien nebst der Insel Sardinien (400 □M. mit mehr als ½ Mill. E.) und dem Fürstenthume Monaco 1367 □M. mit 4,750,000 E.; das Herzogthum Parma und Piacenza 106 □M. mit etwa 480,000 E.; das Herzogthum Modena-Reggio und Guastalla 101 □M. mit 495,000 E.; das Großherzogthum Toscana, nachdem Lucca seit December 1847 hinzugekommen, 418 □M. mit 1,665,000 E.; der Kirchenstaat 811 □M. mit 3,028,000 E.; die Republik San Marino 1 □M. mit 8,100 E.; das Königreich beider Sicilien 1977 □M. mit 8,091,000 E., wovon auf Sicilien 496 □M. und über 2 Mill. E. kommen.

Im Alterthum zerfiel das Land (auch Saturnia, Ausonia, Hesperia genannt) ebenfalls in drei Haupttheile. Der Süden hieß wegen der zahlreichen griechischen Pflanzstädte Groß-Griechenland (Magna Graecia). Der Norden oder das cisalpinische Gallien wurde Gallia togata genannt, nachdem seine unterjochten Bewohner das gallische Gewand mit der römischen Toja vertauscht hatten (220); es enthielt die Landschaften jenseits und diesseits des Po (Gallia transpadana und cispadana) nebst Ligurien

(wo Genua). Das mittlere oder eigentliche Italien (Italia propria) erstreckte sich von den Flüssen Macra und Rubico bis zum Frento und Silarus. Die Urbevölkerung bestand theils aus Eingeborenen, theils aus eingewanderten Kalten, Illyriern und Griechen. Letztere im S., vornehmlich dem Stamme der Pelasger angehörend. Im Norden wohnten am adriatischen Meere die Veneter, nordwestlich davon die Ligurer. Unter den Völkern der Mitte treten am meisten hervor die Etrusker (Tuscier), auf der Westküste vom Po bis zur Tiber, die Sabiner (Samniter, Sabeller, Marser) in den Apenninen, und die Latiner, südlich von der Tiber. Die Etrusker bildeten nach Unterwerfung der früheren Tyrrhener einen Bund von zwölf selbstständigen Staaten mit eben so viel größeren Ortschaften. Aus den Mitgliedern des priesterlichen Adels, Lucumonen genannt, wurden für die einzelnen Staaten Priesterkönige erwählt, deren Abzeichen, das Scepter und das Diadem von Eichenlaub, später auf die römischen Könige und Triumphatoren überging. Zu den Berathungen an den Bundestagen der zwölf Staaten wählte man einen Oberpriester, bei gemeinsamen Kriegen einen Oberkönig. Man führt riesige Mauerwerke und große Wasserbauten am Po aus. Zu Lande ging ein Handelsweg bis zur Ostsee. Auf dem Meere hatte man Handelsschiffe und eine Kriegsflotte, die jedoch durch einen Sieg Hiero's des Aelteren von Syrakus (476 v. Chr.) vernichtet wurde. Die durch Reichthum erzeugte Ueppigkeit zog Verweichlichung und Unterjochung durch die Römer (290) nach sich. Man verehrte den Tinia als Gott des Lichtes, dem der Tag, der Vollmond (Itus-Idus) und der Blitz heilig war; der Kupra (Juno) war der Neumond geweiht, die Menrfa (Minerva) war die Göttin des Frühlings, Vortumnus der Gott des Herbstes. Man weissagte aus Blitzen und hatte achttägige Wochen. — Die Sabiner suchten ihren Ruhm in Gerechtigkeit und Frömmigkeit. Wie bei den Einrichtungen der Etrusker die Zahl zwölf, so lag bei ihnen die Zahl vier zum Grunde; ihre Genossenschaften hatten vier Glieder, ihre Kriegshaufen zerfielen in Abtheilungen von 400 und 4000. Dem Kriegsgott Mamors war der Wolf und der Specht heilig; der höchste Gott, Semo Sancus oder Jupiter offenbarte sich im Blitz

und Vogelflug. — Die Latiner bildeten sich aus einer Mischung zweier Völker, von denen das früher vorhandene besiegte Volk zum pelasgischen Stamme gehörte; die eingewanderten Sieger hießen Casker, auch wohl Prisker. Die Latiner wohnten in dreißig Städten, die zusammen einen Bundesstaat ausmachten. Unter diesen zeichnete sich Alba Longa aus, der Sage nach von des Aeneas Sohn Ascanius gegründet, und früher, als dies Volk Könige hatte, Hauptstadt des Landes. Man verehrte besonders den Dianus (Janus) als Sonnengott und die Diana als Mondgöttin, den Saturnus als Gott der fruchtbringenden Erde und die Ops (Rhea oder Cybele) als seine Gattin. — Vieles ist den genannten Völkerschaften gemeinsam. Ueberall sehen wir Städte als feste Anhalte der Genossenschaft; bei allen herrscht der Grundsatz der Pflanzstädte oder Colonien. Bei allen findet sich strenge Scheidung zwischen Edlen oder Patriciern und Gemeinen oder Plebejern. Beide Stände standen häufig zu einander in dem Pietätsverhältniß der freiwilligen Angehörigkeit oder Clientel. Die Gemeinen wählten sich nämlich die Edlen zu ihren Schutzherren oder Patronen und jene hießen dann hörige Leute oder Clienten. Dies Verhältniß bildete sich späterhin so aus, daß die Patrone ihre Clienten vor Gericht vertraten, ihnen in allen Stücken Rath und auch wohl Ackerland zur Benutzung gaben. Die Clienten dagegen mußten den Patronus aus der Gefangenschaft loskaufen, ihm seine Töchter ausstatten und seine Staatsleistungen mit tragen helfen. Außerdem ist noch als allgemein italisch zu bezeichnen das Gastrecht, das Recht des Krieges und Friedens, so wie die Achtung vor fremden Religionen.

Wenden wir uns nun zu den Römern. Die Stadt Rom, der Angelpunkt der italischen Welt, wurde im Jahr 754 vor Chr. auf dem palatinischen Berge von Romulus gegründet. Wir unterscheiden für die alte Geschichte der Römer fünf Perioden. — Die I. Periode umfaßt die Zeit der Könige bis 510. Romulus (bis 717) legt das Fundament der bürgerlichen Verfassung, wobei überall das Recht des durch priesterliche Mitwirkung geheiligten Vertrags hervortritt. Der ursprüngliche latinische Volksstamm der Einwohner wird in 10 Stimm-

haufen oder Curien getheilt, und solche Volksversammlungen hießen comitia curiata. Ihnen gegenüber wird aus den unter sich durch gemeinsame Heiligthümer und Beistandsverpflichtungen verbundenen patriotischen Sippschaften (gentes) ein Rath der Alten oder Senat von 100 Edlen (Patres majorum gentium, d. i. Repräsentanten der alten patricischen Sippschaften oder des alten Adels) geschaffen. In Folge eines Kampfes und Vergleiches wegen geraubter Jungfrauen wird der Sabiner-König Tatius zum Mitregenten angenommen, und zu dem ersten Stamm der Latiner, die den Namen Ramnes führten, kam nun ein zweiter sabinischer Stamm der Tities mit 10 Curien und 100 Senatoren (Quiriten, von der sabinischen Hauptstadt Cures oder Quirium). Außerdem wird später noch ein dritter etrurischer Stamm der Luceres abermals mit 10 Curien und 100 Senatoren (Patres minorum gentium, d. i. Repräsentanten der jüngeren patricischen Sippschaften oder des neuen Adels) hinzugefügt, so daß die Zahl der 3 Stammabtheilungen oder Tribus mit 30 Curien und die der 300 Senatoren sich vollendete. Zu den beiden Ständen der Patricier und Plebejer kommen als dritter vermittelnder Stand die Ritter, welche ebenfalls nach den Stämmen in 3 Abtheilungen oder Tribus mit je 10 Gemeinden zerfielen, so daß hier bei den ältesten Staatseinrichtungen die Zahl 3 zu Grunde lag, wornach auch die Kriegsmacht sich richtete. Diese bestand nämlich aus 300 Rittern (Celeres), aus 3000 Fußsoldaten (jede Tribus oder Gemeinde stellte 1000), aus den Clienten, welche die Patricier zu ihrer Hülfe herbeizogen, und aus 300 königlichen Leibwächtern. Unter Romulus wird außer dem palatinischen Berge noch der capitolinische und quirinalische Berg bebaut. — Numa Pompilius (bis 673) legt das Fundament der religiösen Verfassung durch Einrichtung eines ordentlichen Tempeldienstes, dessen Priester unter einem Oberpriester (Pontifex Maximus) standen. Daneben erscheinen als eigenthümliche Macht die Auspicien oder die Beobachtungen der Zeichen, wodurch die Götter ihren Willen kund thun sollten, so namentlich des Vögelfluges und der Eingeweide der Opferthiere; denn durch die günstigen Auspicien erhielten erst alle Beschlüsse, Gesetze und Wahlen ihre Bestätigung. Unter dem

kriegerischen Tullus Hostilius (aus latinischem Stamm, bis 640) wird Alba Longa zerstört, und die Albaner bebauen den Berg Cölius. Unter dem sabinischen Ancus Martius (bis 617) wird der Hafen Ostia angelegt, Schifffahrt und Handel gefördert; Latiner bebauen den Berg Aventinus. — Bis dahin haben die Könige aus latinischem und sabinischem Stamm immer gewechselt mit vorherrschend kriegerischem oder friedlichem Charakter. Die folgenden Könige weisen durch ihre Bauten und Veränderung der bürgerlichen Verfassung hin auf etrurisches Element. Tarquinius Priscus verdoppelt die Stärke der patricischen Sippschaften, indem er denselben eine Auswahl aus den angesehneren Plebejern einverleibt, und da diese wohl hauptsächlich mit der Tribus der Luceres verschmolzen wurden, so erhielten die daraus hervorgehenden neuen Senatsmitglieder denselben Titel, welchen bisher die tuscischen Adels-Repräsentanten geführt (Patres minorum gentium). Außerdem legt Tarquinius Priscus die großartigen Cloaken oder gewölbten unterirdischen Abzugskanäle behufs der Straßenreinigung an, ferner das Forum, einen öffentlichen für Handel und Verkehr, Volksversammlungen und Rechtspflege bestimmten Platz, so auch den Circus Maximus, einen länglich-runden Schauplatz für Wettrennen, Kampfspiele, Thiergefechte und ähnliche Belustigungen mit vielen tausend Sitzreihen. Die Stadtmauer wird von Quadern aufgeführt. Servius Tullius (bis 534) begründet das eigentliche römische Bürgerthum, indem er das ganze Volk eintheilt in 5 Classen und 195 Centurien nach dem Census oder der Abschätzung des Vermögens, wonach sich der Kriegsdienst, die Besteuerung und die Abstimmung in dem comitiis centuriatis richtet. Später mit der wachsenden Macht der Plebejer, kamen dazu die comitia tributa, wo die Kopfzahl entschied. Um diese Zeit wird noch der viminalische und esquilinische Hügel bebaut und somit die Stadt auf sieben Hügeln vollständig ausgebaut. Tarquinius Superbus (bis 510) vollendet den bereits unter Tarquinius Priscus auf dem tarpejischen Felsen begonnenen Bau des Capitoliums, so genannt, weil man beim Graben des Grundes ein blutiges Menschenhaupt (caput) fand, was man auf Roms künftige Größe deutete; das Gebäude umfaßte die drei nur durch

Wände geschiedenen Tempel des Jupiter, der Juno und der Minerva, diente aber auch zur Aufbewahrung des Staatsarchivs und der sibyllinischen Bücher. Letztere sind deshalb der Beachtung werth, weil sie zuerst griechische Religionsculte empfahlen. Latium wird unterjocht und Rom das Haupt der latinischen Bundesstädte, so daß Römer und Latiner gemeinschaftliche Heere stellten, Kriegsbeute und erobertes Land gleich zwischen beiden getheilt wurde. Willkürherrschaft gegen die Patricier und Druck der Plebejer durch harte Frohndienste bei Bauten, Kriegsdienst und Steuern hatte die Verbannung des Königs und seiner Familie zur Folge. — Die II. Periode geht bis auf die punischen Kriege (264). Es ist dies die Zeit der erstarkenden Republik durch Ausbreitung der Herrschaft über Italien und Ausbildung der freiern republikanischen Verfassung im Kampfe zwischen Patriciern und Plebejern bis zur völligen Gleichheit aller Bürger. An die Stelle eines Königs treten nun zwei alljährlich zu wählende Consuln, ausgestattet mit königlicher Gewalt: denn sie hatten die Anführung im Kriege, so wie die Verwaltung des Rechts und bis auf die Krone königliche Auszeichnung, indem ihnen zwölf obrigkeitliche Beamte oder Lictoren mit Stabbündeln (fasces) und einem Beile hinter einander gehend voranschritten. Das Beil wurde später innerhalb der Stadtmauern entfernt, verblieb aber außerhalb Roms bei der Heerführung. Die Lictoren vollzogen die Todesstrafe an römischen Bürgern und hielten das Volk zu Ehrenbezeugungen gegen obrigkeitliche Personen an. Die Ehre der Lictoren wechselte monatlich zwischen den beiden Consuln. In Zeiten großer Gefahr wurde (seit 500) ein einziger Machthaber mit unumschränkter Gewalt oder Dictator ernannt. Dieser hatte als Auszeichnung 24 Lictoren und erwählte sich zu seinem Gehülfen und etwanigen Stellvertreter einen Befehlshaber der Reiterei (Magister equitum); doch durfte die längste Dauer der Dictatur sechs Monate nicht überschreiten. Durch den Senatsbeschluß: „Die Consuln mögen dahin sehen, daß dem Staat kein Unheil widerfahre" (videant Consules, ne quid respublica detrimenti capiat) erhielten auch die Consuln dictatorische Gewalt. Gleich im Anfang der Periode wird unter den ersten Consuln Junius

Brutus und Marcus Horatius der lückenhaft gewordene Senat ergänzt (Patres conscripti, d. i. beigefügte Senatoren). Zu Sulla's Zeit stieg die Zahl der Senatoren von 300 auf 600, unter Cäsar selbst auf 900, bis der Kaiser Augustus den Senat von unwürdigen Mitgliedern reinigte und die Zahl wieder auf 600 festsetzte. Der Senat hatte die Aufsicht über die ganze Staatsregierung, über das Gemeinwohl, die Steuern, den Staatsschatz, die Truppenaushebungen, die auswärtigen Angelegenheiten, so wie über die Religion. Kein Senator durfte kaufmännische Geschäfte treiben; ein breiter Purpurstreifen auf dem wollenen Unterkleid oder der Tunica zeichnete ihn aus. Was die Plebejer betrifft, so waren sie weit mehr den Consuln untergeben, als die Patricier, welche jetzt als Inhaber aller Staatsämter die eigentlichen Herren des Staats vorstellten. Diese Bevorzugung erzeugte hartnäckige Kämpfe. Den ersten Anlaß dazu gab der durch fortdauernde Kriege herbeigeführte und erschwerte Schuldendruck der Plebejer. Sie wanderten 493 nach dem heiligen Berg aus und erzwangen das Institut der Volkstribunen, welche, in ihren Personen unantastbar, vorläufig nur die Rechte der Plebs zu wahren hatten und durch ihre verneinende Stimme (ihr veto) jeden Beschluß hindern konnten. Ihre Zahl war anfangs 2, dann 5, seit 457 vor Chr. 10. Als Gehülfen hatten sie die plebejischen Aedilen zur Handhabung der Volkspolizei. Bald erhielten auch die Plebejer das Recht, ausschließlich in ihren Tribus über öffentliche Angelegenheiten Beschlüsse zu fassen (Plebiscita); die Senatsbeschlüsse hießen Senatus consulta, die der Centurien leges. Erwählte Zehnmänner oder Decemviren verfaßten die Gesetze der zwölf Tafeln (451 bis 449). Seitdem wurden die Tribunen der Plebs Tribunen des ganzen Volkes. Der Tribun Canulejus wirkt ein Gesetz aus (lex Canuleja), wornach Verheirathungen zwischen beiden Ständen freistehen. Vom Jahr 444 ab wechseln Kriegstribunen mit consularischer Gewalt, die aus Patriciern und Plebejern gewählt werden können, mit Consuln. Zum Behuf des Census und der Aufsicht über das Privatleben werden zwei Censoren eingesetzt, anfangs auf 5, dann auf 1½ Jahr, indem 3½ Jahre censorenlos blieben. Ebenso werden vier

Quäſtoren vornehmlich zur Aufſicht über die Finanzen und zur Austheilung des jetzt bei den Truppen eingeführten Soldes eingeſetzt. Die Volkstribunen Licinius und Sextius bewirken endlich nach zehnjährigem Tribunat und fünfjähriger Anarchie, indem ſie alle Magiſtratswahlen in Rom hindern, daß vom Jahr 366 ab immer ein Conſul aus der Mitte der Plebeier gewählt wurde. Der Praetor urbanus (Stadtvorſteher) erhielt jetzt das Amt der ſtädtiſchen Gerechtigkeitspflege und zwei ſogenannte curuliſche Aedilen erhielten die Aufſicht über die öffentlichen Gebäude (aedes) und Feſtſpiele, führten auch wohl Criminaluntersuchungen. Um's Jahr 300 ſind Plebeier in allen hohen Aemtern und bekleiden ſelbſt die Prieſterwürden. Statt der urſprünglichen drei Tribus oder Gemeinden hat man nun 35 und zwar ſo, daß die vier ſtädtiſchen ackerlos waren, die übrigen 31 ländlichen aber Ackerbeſitz hatten. Der Adel (nobilitas) mit dem Rechte, die Bilder der Ahnen aufzuſtellen (jus imaginum), wird bedingt durch die Verwaltung der hohen Staatsämter. — Nach außen hin haben die Römer zuerſt Kämpfe mit dem tuſciſchen König Porſena, der für die vertriebene Königsfamilie auftritt und die Gegner zu einem ſchmachvollen Frieden zwingt, dann mit den dreißig latiniſchen Städten, deren Heer im J. 496 am Regillenteich (einem mit Waſſer gefüllten kleinen Krater) geſchlagen wird; der Sieg ſcheint jedoch theuer erkauft zu ſein, und ein darauf folgendes Bündniß gewährt den Latinern gleiche Stellung mit den Römern. Nach der Eroberung von Veji (395) breiten die Römer ihre Herrſchaft in Etrurien aus; aber nach dem Siege der ſenoniſchen Gallier (Kelten) an der Allia (389) wird Rom bis auf das Capitol verbrannt und man muß durch ſchweres Gold den Frieden erkaufen. Die Stadt erſteht bald wieder aus ihren Trümmern, und nachdem die Partheikämpfe im Innern aufgehört, entwickelt das römiſche Volk ſeine ganze Kraft zur Unterjochung von Mittel- und Unteritalien, was mit der ſiegreichen Beendigung der Kriege gegen die Samniter (290), ſo wie gegen die Tarentiner und Pyrrhus von Epirus (275) geſchieht. Ueberall wird durch Colonien der römiſche Geiſt in Sprache und Sitte über ganz Italien ausgebreitet. Die unterjochten italiſchen Völker müſſen den

Römern als mehr oder weniger mit gewiſſen Rechten ausgeſtattete Bundesgenoſſen (socii) im Kriege Hülfstruppen ſenden. Mit einigen beſonders begünſtigten Städten tauſcht Rom wechſelſeitig das Bürgerrecht (abgeſehen jedoch vom Stimmrecht und der Verwaltung öffentlicher Aemter) aus; ſolche Städte heißen Municipia. — Von Appius Claudius Caecus wird (c. 310) die erſte Waſſerleitung der Stadt und die via Appia bis Capua hin angelegt; ſpäter wird dieſe herrliche Kunſtſtraße bis Brunduſium fortgeführt. — Die III. Periode geht bis zu den Gracchiſchen Unruhen (133) und charakteriſirt ſich als die Zeit der puniſchen Kriege. Rom wird weltherrſchend; die wichtigſten Staaten der drei Erdtheile werden zu Provinzen gemacht oder doch von Rom abhängig, nämlich: Karthago, Macedonien und Griechenland, Syrien und Aegypten. Die hervorragendſten Größen ſind gegenüber dem Karthager Hannibal († 183) Publius Cornelius Scipio der Aeltere (Africanus major, † 183), der Sieger über Hannibal in der Schlacht bei Zama (202), und P. C. Scipio der Jüngere (Africanus minor), welcher Karthago zerſtört (146). Wie das Recht, ſo bildet ſich das Kriegsweſen immer mehr aus. Man hält prächtige Triumphzüge. Fechterſpiele und Thiergefechte müſſen das Volk ergötzen. Die geweſenen Conſuln oder Prätoren werden einjährige Statthalter der Provinzen, laſſen ſich aber in der Regel harte Erpreſſungen zu Schulden kommen. Die römiſche Ehrenmannheit (virtus) weicht der Beſtechlichkeit. M. Porcius Cato der Aeltere (censorius 185) ſucht durch ſtrenge Verwaltung des Cenſoramtes der Sittenloſigkeit zu ſteuern. Die Kunſt liegt noch in ihren Windeln. Ennius ſchreibt eine römiſche Geſchichte in Hexametern; gleichzeitig lebt Plautus (c. 200), etwas ſpäter Terentius Afer, beide Comödiendichter. — Die IV. Periode geht bis auf die Schlacht bei Actium (31) und umfaßt die Zeit der Bürgerkriege. Einzelne Parteihäupter führen Zerrüttung des Staates herbei und Folge davon iſt das Kaiſerthum. Zuerſt treten die beiden Gracchen, Tiberius Gracchus (133) und C. Gracchus (123), als Volkstribunen auf den Schauplatz, um durch Verwaltung des Richteramtes von Seiten des Ritterſtandes, ſo wie durch Vertheilung

von Acker und Geld die Lage der unbemittelten Volksklasse zu verbessern; sie ernten jedoch den Tod für ihre Saat der Menschenfreundlichkeit. Dann folgen Partheikämpfe zwischen dem rauhen demokratischen C. Marius und dem feinen und klugen Aristokraten L. Corn. Sulla. Marius erwirbt sich Lorbeern in den Kriegen mit Jugurtha von Numidien (112—106), so wie mit den Cimbern und Teutonen (113—101), Sulla besonders im Kriege mit den italischen Bundesgenossen, die sich das römische Bürgerrecht erkämpfen (91—88). Darauf steuert er den Gewaltthätigkeiten des Marius in Rom und zieht gegen Mithridates, König von Pontus, den er zum Frieden zwingt (85). Während dem wüthet Marius in Rom und stirbt daselbst (86). Seine Anhänger werden von dem heimgekehrten Sulla geschlagen und es folgt eine Schreckensregierung. Nachdem Sulla seine Rolle ausgespielt (78), gewinnen den größten Einfluß drei Männer: der edel denkende, aber wankelmüthige und eitele Cnejus Pompejus, der reiche Crassus, der als Feldherr, Staatsmann und Geschichtschreiber glänzende C. Julius Cäsar. Außerdem sind von Bedeutung: der Redner und Philosoph M. Tullius Cicero, der feingebildete Verschwender Lucullus, der durch strenge Tugendhaftigkeit ausgezeichnete M. Porcius Cato der Jüngere (Uticensis). — Pompejus, der jetzt an der Spitze der Aristokraten steht, vernichtet die letzten Marianer in Spanien (72) und reibt die letzten Schaaren des Spartacus, der Rom mit dem Fechterkrieg bedroht hat, vollends auf (71); auch beendigt er mit gleichem Glück den Seeräuberkrieg (67) und den dritten Mithridatischen Krieg, nachdem Lucullus die Hauptarbeit gethan (74—64). Catilina's Verschwörung wird durch den Consul Cicero gedämpft (63). Um's Jahr 60 wird das erste Triumvirat (Dreimännerbund) zwischen Cäsar, Pompejus und Crassus geschlossen. Letzterer fällt als Statthalter von Syrien in einem Kriege gegen die Parther (53). Cäsar bleibt neun Jahre lang Statthalter im cis- und transalpinischen Gallien, schlägt die Helvetier, so wie den deutschen Arioviſt (58) und unterjocht die gallischen Völker. Pompejus bleibt als Statthalter von Spanien und Afrika in Rom. Endlich kommt es zum Bürgerkrieg zwischen Cäsar und Pompejus.

Letzterer wird bei Pharsalus in Thessalien geschlagen (48) und findet seinen Tod in Aegypten. Nach den Siegen bei Tapsus in Afrika, wo Cato sich zu Utica entleibt, und bei Munda in Spanien über des Pompejus Söhne erlangt Cäsar die lebenslängliche Dictatur, wird aber durch Verschworene unter M. Jun. Brutus und C. Cassius ermordet (15. März 44). Die dadurch entstandenen Wirren werden von Antonius, Octavianus und Lepidus zur Abschließung des zweiten Triumvirats benutzt, und nachdem Brutus und Cassius in den Schlachten bei Philippi (42) gefallen, theilen die Drei das Reich: Octavianus erhält die westlichen, Antonius die östlichen Provinzen, Lepidus Afrika. Letzterer wird bald beseitigt, und während Antonius im Orient mit der Cleopatra schwelgt, befestigt sich der schlaue Octavian zu Rom in der Volksgunst, so daß er in der Seeschlacht bei Actium (31) über Antonius siegt, der sich selbst den Tod giebt. Cäsar Octavianus Augustus erhält darauf in Rom den Ehrentitel Imperator oder Kaiser. — Die Stadt Rom hat jetzt zwei Millionen Einwohner. Der Umfang des Reiches ist auf 130,000 □Meilen mit fast 100 Millionen Einwohnern und 200 bis 300 Mill. Thalern an Einkünften angewachsen. Bildung und Religion wird immer mehr griechisch. Man baut prächtige Tempel, Theater, Bäder, Circus, Villen. Die Litteratur blüht auf. Als Redner ist bereits Cicero erwähnt und als Geschichtschreiber Cäsar. Nächst ihm zeichnet sich aus sein Zeitgenosse C. Crisp. Sallustius, dann Corn. Nepos. Gleichzeitige Dichter sind: der Didaktiker Lucretius und der Lyriker Catullus. Unter Augustus, wo das goldene Zeitalter der Litteratur, leben die Epiker P. Virgilius Maro und P. Ovidius Naso, der Lyriker Q. Horatius Flaccus, die Elegiker Tibullus und Propertius, so wie der Historiker Livius. Im ersten Jahrhundert nach August's Tode bilden das silberne Zeitalter der Litteratur: der Fabeldichter Phädrus, die Satiriker Persius, Martialis und Juvenalis, der Philosoph und Trauerspieldichter Seneca, die beiden gelehrten Plinius, die Historiker Suetonius und der große Corn. Tacitus. — Die V. Periode reicht bis zum Untergang des weströmischen Reiches (476 nach Chr.) und umfaßt die Zeit der Kaiser. Augustus (31—14 n. Chr.) regiert mit republikanischen Formen.

In den Provinzen werden stehende Heere mit stehenden Lagern gehalten, in Rom Leibwachen des Kaisers (Prätorianer). Seine Stiefsöhne Drusus und Tiberius unternehmen Züge gegen die Deutschen. Varus wird im Teutoburger Walde von dem Cherusker Hermann oder Arminius vernichtet (9 n. Chr.). Die Palatinische Bibliothek wird angelegt, das Pantheon, ein Tempel zu Ehren der vorzüglichsten Gottheiten (jetzt die Kirche Maria Rotonda) wird auf dem Marsfeld von des Kaisers Feldherrn Agrippa erbaut; außerdem der Tempel des rächenden Kriegsgottes (Mars ultor), des Donnerers (tonans) Jupiter, des Apoll auf dem palatinischen Berge, das Theater Marcells, so wie viele Springbrunnen und Wasserbehälter. Durch den edlen Ritter Mäcenas werden dem Augustus Gelehrte und Künstler empfohlen. Der tückische, ausschweifende und grausame Tiberius (14—37) läßt den edlen, von ihm adoptirten Germanicus, der (14—16) glückliche Züge in Deutschland macht, vergiften, führt die Majestätsgerichte ein und baut für die Prätorianer befestigte Wohnhäuser oder Casernen (castra praetoriana), wodurch die Macht des Oberbefehlshabers derselben von größter Bedeutung wird. Sein Nachfolger, der verschwenderische und despotische Caligula († 41) wird zuletzt wahnsinnig, so daß er sein Pferd zum Consul macht. Der elende Schwächling Claudius († 54) wird von den Prätorianern für Geld auf den Thron gehoben. Nero († 68) läßt Mutter, Gattin und seinen Lehrer, den weisen Seneca, umbringen, Rom zur Lust in Brand stecken und die Christen verfolgen. Nach der kurzen Regierung von Galba, Otho und dem Schlemmer Vitellius kommt der durch strenge Sittlichkeit ausgezeichnete Vespasian (69—79). Er ziert die seit Nero noch zum Theil in Brandtrümmern liegende Stadt mit vielen neuen öffentlichen Gebäuden. Dahin gehört ein überaus schöner Tempel des Friedens und ein Amphitheater, welches gegen 100,000 Menschen faßte und dessen Ruinen noch heutiges Tages Bewunderung einflößen (jetzt Colosseum oder Coliseum genannt von der sonst dabei stehenden colossalen Bildsäule des Nero). Das Capitolium läßt er ganz in der früheren Gestalt wieder herstellen und die gesammelten Abschriften der daselbst in Asche verwandelten Urkunden auf 3000 eherne

Tafeln graben. Sein Sohn Titus zerstört (70) Jerusalem. Diesen bezeichnet als Regenten (79—81) der Ehrentitel „die Liebe und Lust des Menschengeschlechtes" (amor et deliciae generis humani). Unter ihm findet der Ausbruch des Vesuvs statt, der die Städte Herculanum, Pompeji und Stabiä mit Asche deckt (79). Auf den despotischen Domitian († 96), unter dem Agricola England und Schottland erobert (85), und den wilden Nerva folgt Trajan (97—117), groß als Feldherr, Regent und Mensch. Nach mehreren gewonnenen Schlachten macht er ganz Dacien zur Provinz. Zum Andenken an diese Siege errichtet er in Rom die noch gegenwärtig daselbst prangende Trajanssäule (columna Trajana). Außerdem schlägt er die Parther und gewinnt Babylon. Hadrian (117—138) regiert friedlich und reformirt meistens fußreisend in den Provinzen, wo er überall Brücken, Kunststraßen, Häfen, Wasserleitungen, Tempel, ja ganze Städte, so auch in Britannien den sogenannten Picten-Wall anlegt. Rom verdankt ihm die Herstellung des Pantheon und der Bäder des Agrippa, eine Tiberbrücke (S. Angelo) und den Hadrians-Bau (moles Hadriani, die jetzige Engelsburg), welchen er zu seinem Grabmal bestimmte. Antonius Pius (138—161) ist der edelste Wohlthäter und Segen seines Volkes. In Rom läßt er Hadrian's prächtigen Tempel aufführen und das berühmte Amphitheater zu Nemausus nebst einer herrlichen Wasserleitung, die auf drei Bogenreihen von einem Berge zum anderen führt. Marcus Aurelius (161—180) kriegt glücklich gegen die Parther und Markomannen. Mit ihm schließt die Reihe der trefflichen Imperatoren, die mit Ausnahme Domitian's vom J. 69 bis 180 den römischen Staat gehoben und vor dem Verfall bewahrt, der nun unaufhaltsam fortschreitet. Nur einzelne kräftige und tapfere Kaiser, als Septimius Severus (c. 200), Alexander Severus (c. 222), Decius (c. 250), Aurelian (c. 270), Probus (c. 280) und Diocletian (c. 284) steuern den Parthern und Persern und dem Andrang der Barbaren am Rhein und an der Donau. Constantin der Große (306—337) macht das Christenthum zur Staatsreligion und verlegt seine Residenz von Rom nach Constantinopel. Beim Anfang der Völkerwanderung herrscht Valens († 378) im O., Gratian († 383) im W.

Nach der Regierung des kraftvollen und umsichtigen Theodosius (378—395) wird das Reich dauernd getheilt. Von seinen beiden Söhnen herrscht Arcadius († 408), geleitet von dem klugen, ränkevollen Rufin, im Morgenlande, Honorius († 428), geleitet von dem tapferen Stilicho, im Abendlande. Die Strömungen der Völkerwanderung bringen zuerst den Westgothenkönig Alarich nach Italien. Schon belagert er Mailand und Asti, wird aber dann von Stilicho, der die Legionen aus Gallien und Britannien zusammengerafft, bei Pollentia und Verona (403) geschlagen. Eben so besiegt Stilicho den mit ungeheuren Horden deutscher Völkerschaften eingefallenen Radagaisus oder Radegast bei Florenz (406), wird aber später der Verrätherei beschuldigt und hingerichtet. Alsbald stürmt Alarich aufs neue an, und während Honorius sich im umsumpften Ravenna birgt, erscheint er vor Rom, welches sich durch theure Opfer an Gold, Silber, Scharlach, Seide und Pfeffer (damals die kostbarsten Artikel) loskaufen muß (408). In den beiden folgenden Jahren kommt er wieder, erstürmt und plündert die Stadt (410) und geht dann nach Unteritalien, wo er stirbt. Sein Schwager Ataulf führt das Heer nach dem südlichen Gallien, wo er das westgothische Reich mit der Hauptstadt Toulouse gründet. Inzwischen sind viele andere germanische Horden über den Rhein geströmt, und es setzen sich fest: die Burgunder im SO., die Franken im NO. von Gallien, die Sueven im N. vom Tajo, welche die Alanen verdrängen; die Vandalen gehen unter Geiserich von Spanien nach Afrika, die Angeln und Sachsen erobern unter Hengist und Horst Britannien. Ueber die Hunnen, die den Anstoß zu der ganzen Völkerbewegung gaben, herrscht c. 444 vom Don bis zur Theiß in Ungarn Attila oder Etzel, mit dem Beinamen Gottesgisel oder Gottesgeißel. Durch Verheerungen erzwingt er vom oströmischen Kaiser Tribut, macht dann einen Einfall in Gallien, wird bei Chalons an der Marne geschlagen, zieht sich über den Rhein zurück und überschwemmt nun mit seinen Horden Italien. Die sehr feste Stadt Aquileja wird erobert und der Erde gleich gemacht; ein gleiches Schicksal trifft Verona, Padua, Vicenza, Mantua, Brescia, Bergamo, Mailand ꝛc. Viele von den Bewohnern dieser Gegenden flüchten sich auf die kleinen Inseln des

adriatiſchen Meeres und legen den Grund zu Venedig. Vor Rom wird Attila unter Vermittlung des Papſtes Leo I. durch Geſchenke abgekauft; das nächſte Jahr bringt ihm den Tod (453). Bald nachher erſcheint Geiſerich von Afrika aus mit einer Flotte an der Mündung der Tiber, und nachdem der feige Kaiſer Maximus, der fliehen will, vom Volke geſteinigt iſt, zieht er ohne Widerſtand in Rom ein, läßt ſeine wilden Vandalen 14 Tage lang in der Stadt plündern und ſchifft, mit unermeßlicher Beute beladen, davon; doch verſank grade das Schiff, welches die Bildſäulen der Götter und Helden aus dem Capitol, ſo wie die heiligen Gefäße des Tempels zu Jeruſalem trug. Roms letzter Schattenkaiſer, der 15jährige Romulus Auguſtulus, wird im Jahr 476 von einem bunten Schwarme germaniſcher Völkerſchaften beſeitigt und ihr Anführer, der Heruler Odoaker, König von Italien. Damit hat das Römerreich des Abendlandes ein Ende und es beginnt Italiens mittelalterliche Geſchichte.

Odoaker ſitzt nur kurze Zeit auf dem Thron. Theodorich führt die Oſtgothen nach Italien, beſiegt den germaniſchen König in mehreren Schlachten (490) und nöthigt ihn nach drei Jahren zur Uebergabe von Ravenna, wo er nun im römiſchen Purpur mit Hof und Senat herrſcht (493—526). Sein Königsſcepter reicht über die ganze Halbinſel mit Einſchluß Siciliens, im N. und NW. bis zur Donau und Rhone; er verwaltet ſelbſt als Vormund das Weſtgothenreich. In Bezug auf die Religion beweiſ't er ſich ſehr duldſam und hebt durch ſeine Weisheit Ackerbau, Handel, Kunſt und Wiſſenſchaft. Nach ſeinem Tode erobern (536—553) Beliſar und Narſes das Reich für den oſtrömiſchen Kaiſer Juſtinian I., und ſeitdem reſidiren griechiſche Statthalter (Exarchen) in Ravenna. In Oberitalien gründet (568) Alboin das Longobardenreich mit der Hauptſtadt Pavia. Im griechiſchen Exarchat, wozu Rom, Ravenna und Apulien gehört, hebt ſich die Macht des Papſtes. Der von den Longobarden hart bedrängte Papſt Stephan III. ruft die Franken unter Pipin dem Kurzen zu Hülfe. Dieſer bewirkt einen Vertrag, demgemäß der Longobardenkönig mehrere eroberte Länderſtrecken herausgeben muß, welche Pipin dem Papſte ſchenkt, und ſo ent-

steht der Kirchenstaat (755). Später zerstört Karl der Große das Longobardenreich unter dem letzten König Desiderius (774). Papst Leo III. krönt Karl den Großen zum römischen Kaiser (800). Dieser gab die Verwaltung von Ober- und Mittel-Italien an seinen Sohn Pipin und eben so überließen die nachfolgenden Kaiser Ludwig der Fromme († 840) und Lothar das Land ihren Söhnen. In Unteritalien machten sich um diese Zeit die Araber furchtbar. Bereits hatten sie fast ganz Sicilien unter ihre Herrschaft gebracht. Die griechischen Beamten flohen nach dem Festland und nannten dies zur lebendigen Erinnerung an die verlorene Insel „Sicilien diesseits der Meerenge", daher der nachherige Name für Neapel „Königreich beider Sicilien". Vergebens trachtete nun Lothars Sohn Ludwig II., Einfluß auf den Süden zu gewinnen, wo sich Römer, Griechen und Longobarden gegenseitig anfeindeten. Jeder suchte und fand bei Gelegenheit willige Bundesgenossen an den Arabern, deren Macht und Kühnheit immer mehr wuchs, so daß sie selbst dicht bei Rom landeten und Städte verwüsteten. Dazu kamen die Normänner, die an der toscanischen Küste landeten, das Land verheerten und Pisa plünderten (857). Ueberall herrschte Sittenverderbniß, Treulosigkeit und Empörung, und das Faustrecht bewirkte, daß jedes Schloß, ja fast jedes Haus einer Festung glich. Das Streben nach möglichster Selbstständigkeit und Unabhängigkeit aber erweckte überall Mißtrauen gegen die römischen Kaiser, deren Ansehen überdies mit der Schwäche der nachfolgenden Karolinger immer mehr schwand, während die Verwirrung in Italien zunahm. Besonders nach dem Tode Karl's des Dicken (888) beginnen die entsetzlichsten Parteikämpfe. Immer neue Gewalthaber treten an die Spitze und werden dann von der unterdrückten, allmählig neu erstarkten Partei wieder gestürzt. Weiber, Gift und Dolch spielen dabei eine Hauptrolle. Zu den Emporkömmlingen, welche am meisten die Launen eines wechselvollen Geschickes erfahren, gehört Berengar von Friaul, der (897) als König in Oberitalien anerkannt wird, dann einem Nebenbuhler weichen und nach Deutschland entfliehen muß, späterhin jedoch zum römischen Kaiser gekrönt (916) und endlich ermeuchelt wird (924). Ein anderer Berengar, Markgraf von

Ivrea, erhält um's Jahr 950 die königliche Würde, nachdem er seine Nebenbuhler Hugo von der Provence und dessen Sohn Lothar verdrängt und beide der Tod ereilt hat. Berengar setzt nun seinen Sohn Adelbert zum Mitregenten ein und wirbt für denselben um die Hand der schönen Adelheid, einer burgundischen Prinzessin und Lothar's Wittwe. Diese weis't den Antrag ab, flüchtet sich vor dem gegen sie wüthenden Berengar auf das feste Schloß Canossa, knüpft hier Verbindungen mit Otto I. dem Großen von Deutschland an, der kürzlich seine Gemahlin verloren, und bietet ihm mit ihrer Hand die lombardische Krone. Otto erscheint an der Spitze eines Heeres und vermählt sich zu Pavia mit Adelheid (951). Als Berengar neuen Wirrwarr in Italien zu wege bringt, erscheint Otto abermals, um Ruhe und Ordnung wieder herzustellen, und erhält bei dieser Gelegenheit die Kaiserkrone (962; seitdem Römerzüge der Kaiser). Die unruhigen, wankelmüthigen Römer veranlassen ihn zu neuen Zügen und strengen Maßregeln. Dann wirft er seine Blicke auf Süditalien und bringt die Vermählung seines Sohnes Otto II. mit einer griechischen Prinzessin zu Stande. Otto II. will sich als Kaiser Süditaliens bemächtigen, veranlaßt dadurch ein Bündniß der Griechen mit den Arabern und erleidet eine schwere Niederlage in Calabrien, stirbt dann plötzlich in Rom (982). Hier ist Crescentius die Seele der fortdauernden Unruhen. Otto III. läßt ihn hinrichten und setzt seinen ehemaligen Lehrer, den als Mathematiker und Physiker ausgezeichneten Gerbert von Rheims als Sylvester II. auf den päpstlichen Stuhl (1000), er selbst stirbt jung (1002). Unter dem schwachen Heinrich II. wirft sich Ardoin, Markgraf von Ivrea, zum lombardischen Könige auf, wird aber unterdrückt; auch gegen die Araber und Griechen, denen die Normannen Beistand leisten, wird glücklich gekämpft; doch leiden Heinrichs Heere durch Seuchen, und er muß sich nach Deutschland zurückziehen, wo er stirbt (1024). Die beiden folgenden Kaiser, Conrad II. († 1039) und Heinrich III. († 1056) verfahren kräftig gegen die italienischen Großen und Päpste; Heinrich III. sucht namentlich dem schändlichen Handel mit geistlichen Aemtern (der Simonie) zu steuern. Doch grade in dieser Zeit, wo die Zucht- und Schamlosigkeit der Geistlichen auf

die höchste Spitze getrieben war, tritt Papst Gregor VII. (1073—1085, der Sohn eines Zimmermanns Hildebrand zu Savona) auf, um die Kirchenzucht mit aller Strenge wieder herzustellen. Er zeigt sich eben so schlau und klug berechnend in der Wahl der Mittel, die seinen Zwecken dienten, als starr in der Durchführung seiner Grundsätze. Er verpönt alle Simonie, gebietet die Ehelosigkeit (den Cölibat) der Geistlichen, maßt sich das Investiturrecht (Belehnung der Bischöfe mit Ring und Stab) und die Obergewalt über die gekrönten Häupter an. Der Kaiser Heinrich IV. (1056—1106) wird von ihm mit dem Bannfluch belegt und muß im Schloß der Gräfin Mathilde zu Canossa (westlich von Modena) vor ihm Buße thun (1077). Später erneuert Gregor den Bannfluch gegen den Kaiser, wird von diesem aber hart bedrängt und in der Engelsburg eng eingeschlossen (1083). Da erscheint mit einem ansehnlichen Heere Robert Guiscard, Herzog der Normannen, die damals in Unteritalien und Sicilien immer mehr an Macht gewannen, und Gregor wird von ihm befreit, stirbt dann zu Salerno (1085). Der Parteienkampf wüthet besonders in Oberitalien, wo Pavia an der Spitze der königlichen Partei für den deutschen Kaiser kämpft, während das mächtige Mailand sich zum Haupte der päpstlichen Partei aufwirft. Im J. 1096 hält Papst Urban II. das so folgenreiche Concilium zu Clermont. Dadurch werden die Kreuzzüge angeregt, die nicht wenig zur wachsenden Macht der Hierarchie beitragen. Der Investiturstreit wird auch unter Heinrich V. (1106—1125) fortgesetzt und endlich nach vielen heftigen und blutigen Kämpfen mit der hierarchischen Partei (1122) im Concordat zu Worms dahin beigelegt, daß der Kaiser mit dem Scepter belehnt, der Papst mit Ring und Stab. — Heinrich V. ist der letzte der salischen oder fränkischen Kaiser, und in Deutschland treten jetzt die beiden mächtigen Häuser der schwäbischen Hohenstaufen oder Waiblinger (ital. Ghibellinen) und der Welf (Guelphen) feindselig einander gegenüber. Die Welfen waren anfangs durch Kaiser Lothar II. von Sachsen († 1137) gehoben. Darnach erhalten die Hohenstaufen in Deutschland das Uebergewicht durch die Krone; in Italien aber erhalten die Welfen kräftige Unterstützung durch die Päpste und die lom-

bardiſchen Städte, ſo daß die Kaiſermacht dadurch zerſplittert und gelähmt wird. Zur Zeit Conrad's III. († 1152) eifert Arnold von Brescia, ein Schüler des Philoſophen Abälard, gegen die weltliche Macht der Geiſtlichkeit; er gewinnt durch hinreißende Beredtſamkeit das Volk für ſich und ſpielt zehn Jahre lang in Rom die erſte Rolle, bis Papſt Hadrian IV. die Stad mit dem Interdict belegt (1155), ſo daß Arnold fliehen mu. Er wird darauf vom Kaiſer ausgeliefert und lebendig verbrannt. Der heldenmüthige Friedrich I. Barbaroſſa (Rothbart) iſt ausgezeichnet durch ſtrenge Gerechtigkeitsliebe und durch hellen Geiſt. Nachdem er in Pavia mit der lombardiſchen und in Rom mit der Kaiſerkrone gekrönt worden iſt (1154), erſcheint er abermals (1158) in Italien mit einem wohlgerüſteten Heere. Das tolze ihm feindliche Mailand wird von ihm gedemüthigt, und e hält nun einen Reichstag in der Ebene von Roncaglia oder af den roncaliſchen Feldern (zwiſchen Cremona und Piacenza), w durch Abgeordnete und Rechtsgelehrte die Hoheitsrechte der lombardiſchen Könige genau feſtgeſetzt werden. Dennoch widerſetzen ſich dem neuen Staatsrecht viele mächtige Städte, mit den der Papſt ſich verbindet, der die ganze Nachlaſſenſchaft d Gräfin Mathildis in Anſpruch nimmt. Genua wird durch Zſicherung vieler Rechte und Freiheiten zufrieden geſtellt; aber as widerſpenſtige Mailand muß ſich nach hartnäckigem Kam'e ergeben und wird von Grund aus zerſtört. Darauf bildet h ein lombardiſcher Städtebund, an deſſen Spitze das reiche enedig und Papſt Alexander III. ſteht. Mailand wird wieder gebaut und Aleſſandria zu Ehren des Papſtes gegründet. Ein gleichzeitiges Zerwürfniß mit Heinrich dem Löwen von Braunſweig beraubt den Kaiſer einer kräftigen Stütze, und ſo erleidet eine völlige Niederlage bei Lignano am Comer See (1176). Die Folge davon iſt friedliche Beilegung aller Streitigkeiten d hergeſtelltes Freundſchaftsverhältniß ſelbſt mit Mailand. Dadurch herbeigeführte Ruhe wirkt wohlthätig auf die Entwi lung des ſtädtiſchen Verwaltungsweſens. Ueberall findet n jetzt in den lombardiſchen Städten als höchſte obrigkeitliche erſon einen bald auf ein, bald auf fünf Jahr eingeſetzten Podeſ der aber immer behufs ſeiner größeren Unparteilichkeit aus fremden Familien

gewählt wird und der bei Niederlegung seines Regimentes vor einem aus den angesehensten Bürgern gebildeten Stadtgericht oder Syndicat Rechenschaft ablegen muß. — Nachdem Friedrich auf einem Kreuzzuge gestorben ist (1190), folgt ihm sein Sohn Heinrich VI. († 1197) der mit des normanischen Königs Roger's II. Tochter Constantina vermählt war. Dadurch erbte er Neapel und nach dem Tode von Roger's jüngerem Bruder Wilhelm II. auch Sicilien, welches er nach schwerem Kampf mit der Gegenpartei, die sich für einen natürlichen Sohn Roger's erklärt, unterwirft und grausam züchtigt. Hier hinterläßt der Kaiser bei seinem Tode den noch unmündigen Friedrich. Während der darauf folgenden Streitigkeiten zwischen dem hohenstaufischen Philipp von Schwaben und seinem Gegenkaiser, dem welfischen Otto IV. von Braunschweig, erhebt Innocenz III. (1198—1216) die päpstliche Macht auf den höchsten Gipfel. Er erklärt sich, die Entscheidung bei streitigen Fürstenwahlen beanspruchend, für Otto IV. und krönt ihn nach der Ermordung Philipps von Schwaben zu Rom (1209). Als Otto aber die dem Papst gemachten großen Zugeständnisse nicht hält, sendet er gegen ihn (1212) aus Sicilien seinen Mündel, den jungen hohenstaufischen Friedrich II. (1215—1250), der sich die Krone erkämpft. So sehr sich dieser auch durch Geistesgröße, Bildung und Tapferkeit auszeichnet, so gelingt es ihm doch nicht, die Ruhe in Italien herzustellen, wo fortwährend die blutigsten Reibungen zwischen den Guelphen und Ghibellinen statt finden. Der Kaiser selbst wird von dem Papst verketzert und in den Bann gethan, zu dessen Lösung er einen lange versprochenen Kreuzzug unternehmen muß (1228). Sein Sohn Conrad IV. überlebt ihn nur kurze Zeit († 1254). Diesem folgt in Neapel und Sicilien Friedrichs II. natürlicher Sohn Manfred. Der Papst aber thut ihn in den Bann, behandelt Sicilien als päpstliches Lehen und bietet dasselbe dem Grafen Karl von Anjou, dem Bruder Ludwigs IX., des Heiligen, von Frankreich an. Karl von Anjou kommt nach Rom, wird daselbst vom Papst als Karl I. gekrönt (1266) und gewinnt bei Benevent eine Schlacht, in welcher der tapfere Manfred seinen Tod findet. Späterhin schlägt er auch Conrad's IV. Sohn Conradin bei Tagliacozzo, nimmt ihn gefangen

und läßt ihn nebst Friedrich von Baden zu Neapel enthaupten (1268). — Mit dem Untergang des Hauses der Hohenstaufen hören die näheren Beziehungen Italiens zu Deutschland für geraume Zeit auf, und es entwickeln sich nun besondere Verhältnisse in den einzelnen italienischen Ländern, die wir jetzt nach einander in's Auge fassen wollen.

Neapel und Sicilien wird von Karl I. höchst willkürlich regiert, und besonders auf Sicilien erlauben sich die königlichen Beamten die unerhörtesten Bedrückungen. Daher in Palermo Ausbruch einer Empörung am 2. Ostertage 1282 zur Vesperzeit (sicilianische Vesper genannt). Tausende der übermüthigen Franzosen werden ermordet und die ganze Insel schüttelt in kurzer Zeit das französische Joch ab. Der in das Geheimniß des lange vorbereiteten Aufstandes eingeweihete Peter von Aragonien erscheint mit einer Flotte und wird mit Jubel als König empfangen. Doch bald stirbt er (1285), während schon vorher Karl I. mit Tode abgegangen ist. Nach mancherlei Wirren erhält Peters jüngster Sohn Friedrich Sicilien, hat aber harte Kämpfe mit Karl II. von Neapel zu bestehen, bis eine Vermählung beide Fürsten friedlich einigt. Nach Karl's II. Tode bricht der Kampf mit Neapel von neuem los; doch behauptet sich Friedrich, gestützt auf die Liebe seiner Unterthanen, bis an sein Ende (1337). In Neapel veranlaßt das Aussterben der männlichen Linie des Hauses Anjou und die Vermählung der beiden nachgebliebenen Prinzessinnen Maria und Giovanna (Johanna) mit den ungarischen Prinzen Ludwig und Andreas eine lange Kette von Unruhen. Andreas, dem mit der Hand der Giovanna die Krone von Neapel in Aussicht gestellt war, wird, vielleicht nicht ohne Mitwissen Giovanna's, erdrosselt (1345). In Folge davon erscheint König Ludwig von Ungarn in Neapel, rächt die Ermordung seines Bruders durch ein schreckliches Blutgericht (1348) und sucht sich mit seinen Ungarn durch alle möglichen Erpressungen zu bereichern. Giovanna, die inzwischen mit ihrem neuen Gemahl Ludovico von Tarent nach der Provence geflohen war, wird daher von den unzufriedenen Neapolitanern zurückgerufen, und es beginnt nun ein mehrjähriger Kampf, der damit endet, daß Ludwig von Ungarn für eine be-

deutende Summe alle von seinen Truppen besetzt gehaltenen Ortschaften an Giovanna übergibt. Diese verheirathet sich nachher noch zweimal und wird endlich erdrosselt (1382). — Wir übergehen die nachfolgenden in ähnlicher Weise fortdauernden Wirren und erwähnen nur, daß mit Anfang des 16. Jahrhunderts, die Spanier über die rivalisirenden Franzosen den Sieg davon trugen, so daß Karl I. von Spanien (1516 — 1556; als deutscher Kaiser Karl V.) Herr von Neapel und Sicilien ward (auch über Mailand gebot er), und diese Länder blieben dann bei der spanischen Krone, bis nach Beendigung des spanischen Erbfolgekrieges (1713) Neapel an den deutschen Kaiser Karl VI., Sicilien an Savoyen kam. Diese Insel wurde jedoch schon 1720 an Karl VI. für Sardinien ausgetauscht. Durch den Frieden zu Wien (1735) wurde der spanische Prinz Karl König beider Sicilien und überließ nachher, als er 1759 den spanischen Thron bestieg, das Reich seinem Sohne Ferdinand I. mit der Bestimmung, daß es nicht wieder getrennt werden sollte. Von 1799 bis 1815 war Neapel in den Händen der Franzosen und zeitweilig eine partenopeische Republik. Im Jahr 1807 gab Napoleon das Königreich an seinen Schwager Joachim Mürat, der sich auf alle Weise in der Gunst des Volkes festzusetzen suchte. Nach dem Sturze Napoleons (1813) warf er sich schnell auf die Seite von dessen Feinden und rettete dadurch seine Krone. Als Napoleon aber von Elba entflohen war, zeigte er ein so zweideutiges Benehmen, daß man ihn für einen treulosen Verräther erklärte und er Ferdinand IV., der sich fortwährend auf Sicilien behauptet hatte, weichen mußte. Als er zur Ausführung eines Handstreichs landete, wird er gefangen genommen und erschossen (Okt. 1815). Mit dem nächsten Jahre nahm Ferdinand als König der nun wieder vereinigten beiden Sicilien, den Namen Ferdinand I. an. Seine Vorliebe für französische Einrichtungen und Gesetze, sowie drückende Abgaben, veranlaßten den Bund der Carbonari und einen Aufstand unter General Pepe (1820), worauf der König das Versprechen einer constitutionellen Verfassung gab. Aber auf dem von Oesterreich, Preußen und Rußland beschickten Congreß zu Laibach (1821) wurden alle Schritte des Königs für null und nichtig erklärt. Der öster-

reichiſche General Frimont trieb die Inſurgenten zu Paaren, und Alles kehrte wieder in das frühere Geleiſe zurück. Im Jahr 1825 folgte Franz I. auf den Thron. Da er für die Abſtellung alter Mängel wenig that, ſo brachen neue Empörungen aus, die aber bald gedämpft wurden. Seit 1830 regierte nun Ferdinand II. Er ordnete die zerrütteten Finanzen, ſorgte für Sicherheit der Straßen und Armenpflege, förderte Handel, Induſtrie und Verkehr, durch Anlegung von Eiſenbahnen (1841). Im Jahre 1837 erklärte er Sicilien zur neapolitaniſchen Provinz und brachte ſo eine Centralverwaltung und ein Geſammtminiſterium für das ganze Königreich zu Stande. 1840 gerieth der König wegen des Schwefelmonopols, welches 1816 einer engliſchen, 1838 aber einer franzöſiſchen Geſellſchaft verpachtet war, mit den Engländern in Streit und mußte ſich endlich zur Zahlung einer Entſchädigung bequemen. 1842 wurden in Sicilien die Feudalabgaben abgeſchafft, Syracus wurde ſtark befeſtigt und mit England ein ſehr vortheilhafter Handelsvertrag abgeſchloſſen. Die Begünſtigung der Jeſuiten hatte ſchon früher mannigfache Unzufriedenheit, ſelbſt bei der katholiſchen Geiſtlichkeit erregt, und 1841 wurde eine Verſchwörung des „jungen Italiens“ entdeckt und gedämpft. Das lange unter der Aſche glimmende Feuer brach jedoch endlich in helle Flammen aus. Im September 1847 revoltirte zuerſt Reggio, dann Meſſina. Palermo folgte. Die neapolitaniſchen Truppen räumten Siciliens Hauptſtadt und ſchifften ſich ein. Im Januar 1848 fanden darauf Volksbewegungen zu Neapel ſtatt. Um die wachſende Gährung zu beſänftigen verſprach der König eine Conſtitution, die am 11. Februar veröffentlicht wurde. Ein neues Miniſterium trat an die Spitze der Verwaltung, und die Jeſuiten mußten ſich einſchiffen. Ein anderes Miniſterium folgte ſchon am 3. April und ſandte Hülfstruppen nach Oberitalien, für Karl Albert von Sardinien. Am 15. Mai 1848 ſollten die Kammern eröffnet werden, und die Mitglieder gingen damit um, ſich als conſtituirende Verſammlung zu erklären. Es kam an demſelben Tage zu einem blutigen Barricadenkampf. Die Truppen des Königs trugen in Verbindung mit den Lazzaroni's den Sieg davon. Darauf wurde auch Calabrien, im September Meſſina, im April 1849 Catanea eingenommen; Palermo unter-

warf sich, und am 15. Mai hielten die königlichen Truppen ihren Einzug. Seitdem überall Verfolgungen, Einkerkerungen, Hinrichtungen, um die Ruhe des Landes zu sichern. —

Das Königreich Sardinien besteht aus Savoyen und Piemont, der Grafschaft Nizza, dem ehemaligen Freistaat Genua und aus der Insel Sardinien. Das Stammland ist Savoyen, über welches vom Anfang des 11. bis zu Anfang des 15. Jahrhunderts Grafen regierten, größtentheils Männer, die mit ritterlicher Tapferkeit weise Besonnenheit und richtige Auffassung der Zeitverhältnisse verbanden, wofür schon die großen Erwerbungen sprechen, welche sie nach und nach an ihr Haus brachten. In den wüthenden Parteikämpfen zwischen den Guelfen und Ghibellinen schlossen sie sich meistens den deutschen Kaisern an und wurden als Wächter wichtiger Alpenpässe von denselben reichlich mit Lehen bedacht. 1416 erhielt Graf Amadeus VIII. vom Kaiser Siegismund die herzogliche Würde. Seitdem spielte Savoyen eine immer bedeutendere Rolle und entwickelte im Anfang des 16. Jahrhunderts und bei den späteren Kriegen zwischen Frankreich, Spanien und Oestreich jene vorsichtige Politik, welche seine jetzige Größe herbeiführte. Am Ende des spanischen Erbfolgekrieges erhielten die Fürsten dieses Landes im Utrechter Frieden 1713 den königlichen Titel nebst Sicilien, wofür, wie bereits bemerkt ist, 1720 die Insel Sardinien eingetauscht wurde. Eines gedeihlichen Zustandes erfreute sich der Staat besonders unter Karl Emanuel III. (1730 — 1773). Nach ihm sank der Wohlstand des Landes, unter dem Druck des sehr bevorzugten Adels und schwer lastender Abgaben. Daher brach 1793 auf Sardinien eine langwierige Empörung aus, die nur durch Anerkennung der früheren Rechte beseitigt werden konnte. Das Festland wurde bis 1814 dem französischen Kaiserreich einverleibt. Der neu eingesetzte König Victor Emanuel I. erregte bald große Unzufriedenheit durch Herstellung der alten drückenden Formen, die Einführung der Jesuiten und religiöse Verfolgungen der Waldenser und Juden. Daher (1821) Ausbruch einer Revolution, welche durch die Oestreicher unter Graf Bubna unterdrückt wurde. Der König hatte inzwischen zu Gunsten seines Bruders Karl Felix abgedankt. Dieser regierte mit Strenge

und suchte durch Niederhaltung aller geistigen Regungen die Neigung zu Empörungen im Keime zu ersticken; doch sah er auf Ordnung in der Verwaltung und förderte den äußeren Wohlstand durch Belebung des Handels. 1831 folgte auf den Thron der Prinz von Carignan als König Karl Albert. Er suchte wohl mit edlem, ritterlichen Sinn das Bessere zu erstreben, aber bei mangelnder Charakterfestigkeit, war er den Stürmen der jüngsten Zeit nicht gewachsen, um daraus Heil für sich und sein Reich zu gewinnen. Die Volksbewegung von 1848 riß ihn zu einem Kriege mit Oestreich fort. So glänzend anfänglich die Aussichten auch waren, so mußten die Sarden doch am 24. August in der Schlacht bei Custoza den von Radetzky geführten Oestreichern unterliegen. Der darauf geschlossene Waffenstillstand lief im März 1849 ab. Auch die Schlacht bei Novara am 23. März ging nach tapferem Widerstande gegen Radetzky verloren, und der König dankte an demselben Tage ab, um noch während desselben Jahres in Oporto zu sterben. Sein Sohn Victor II. Emanuel, unterzeichnete sogleich den Frieden. — Genua hatte durch einen Aufstand am 31. März vergeblich versucht, das piemontesische Joch abzuwerfen und die alte Republik wieder herzustellen. Diese Stadt hatte ihre Glanzperiode während des Mittelalters. Nach dem Tode Karls des Dicken, (888) erhob sie sich zur Republik. Durch Handel, besonders während der Kreuzzüge, reich und mächtig geworden und seit 1070 im Besitz Corsica's, kämpfte sie einen zweihundertjährigen endlich siegreichen Kampf mit Pisa. Nicht minder heftig waren die Fehden mit dem nebenbuhlerischen Venedig, die 1282 durch den Frieden zu Turin beendigt wurden. Die höchste Blüthe sah die Republik, seitdem sie, mit dem griechischen Kaiserthum befreundet auf der Halbinsel Krim die Stadt Feodosia und damit die Herrschaft auf dem schwarzen Meer, so wie einen Theil des indischen Handels erlangte. Mit dem Fall Konstantinopels (1453) versiegte diese Quelle des Reichthums. Im Innern wurde nach den wüthendsten Parteikämpfen erst 1528 eine bleibende Regierungsform auf streng aristokratischer Grundlage durch Andreas Doria gegründet. An der Spitze des Staates stand ein auf zwei Jahre gewählter Doge, der nicht unter funfzig

Jahr alt sein und stets im Senatorenpalast wohnen mußte. Die wirkliche unumschränkte Gewalt aber hatte der große und kleine Rath, jener aus 300, dieser aus 100 Mitgliedern des genuesischen Adels bestehend. Den Haupteinfluß übten lange Zeit die Dorias aus, deren Macht Fiesco, Graf von Lavagna, durch eine unglücklich ablaufende Verschwörung in der Neujahrsnacht von 1547 zu stürzen suchte. Seit dem 16. Jahrhundert zog sich Genua immer mehr von politischen Händeln zurück; 1768 verkaufte es Corsica an Frankreich, wurde demselben 1805 einverleibt und 1814 mit dem Königreich Sardinien vereinigt.

Werfen wir ferner einen Blick auf die beiden Hauptstädte des lombardisch-venetianischen Königreichs: Mailand und Venedig. Mailand, welches fast immer an der Spitze des lombardischen Städtebundes stand, wurde freilich von Kaiser Friedrich I. Barbarossa zerstört, hob sich aber bald wieder. Die blutigen Kämpfe zwischen der aristokratischen und demokratischen Partei endeten damit, daß Galeazzo Visconti 1395 von dem deutschen Kaiser Wenzel zum Herzog von Mailand und damit zum Herrn der bedeutendsten lombardischen Städte erhoben wurde. Der Mannsstamm der Visconti's erlosch bereits 1447, und es folgten die ihnen verwandten Sforza's. Als auch diese ausgestorben, gab Kaiser Karl V. das Herzogthum Mailand seinem Sohne Philipp II., und es blieb bis zum spanischen Erbfolgekriege bei Spanien. Dann kam es an Oestreich, wurde zu Napoleons Zeit der italienischen Republik und seit 1805 dem Königreich Italien einverleibt, bis es, nach dem Sturze Napoleons, wieder unter östreichische Herrschaft zurückkehrte. — Bei weitem länger als Mailand behauptete seine Unabhängigkeit der Freistaat Venedig. Die Verfassung erhielt 1175 eine durchaus aristokratische Grundlage, so daß der Doge, als Staatsoberhaupt, nur ein Werkzeug in der Hand des Adels wurde, dessen Geschlechter in dem goldenen Buch der Republik nach strenger Rangabtheilung verzeichnet waren. Aus ihnen wählte man den über alles gebietenden Senat. Den Höhepunkt seines Glanzes erreichte Venedig unter seinem großen Dogen Henrico Dandolo (1192—1205), welcher 1202 Konstantinopel eroberte und selbst dem Papst ungestraft trotzen durfte. Er

legte den Grund zu den späteren Eroberungen der Venetianer auf Morea, wozu auch Candia, Corfu und andere griechische Inseln gewonnen wurden. Der höchst erbitterte Kampf mit Genua wurde endlich unter Mailand's Vermittelung beigelegt. Immer mehr breitete sich die Macht der Republik aus, und am Ende des 15. Jahrhunderts herrschte sie nicht nur über die Inseln Zante, Cefalonia und Cypern, sondern gebot auch den lombardischen Städten Verona, Vicenza, Padua, Brescia, Bergamo u. a. m. Die Regierungsweisheit, Gesittung und Bildung der Republik fanden damals überall Bewunderung und Nachahmung. Aber bald artete die Herrschaft des Adels, welche sich in dem furchtbaren Collegium „Rath der Zehen" concentrirte, zur Tyrannei aus. Die Inquisition wurde eingeführt und Tausende mußten wegen kirchlicher sowohl als politischer Vergehen in den schrecklichen Bleikammern oder in dem unterirdischen Kerker des Dogenpalastes büßen. Die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien versetzte dem venetianischen Handel einen Todesstoß, und die Türken gewannen allmählich die Besitzungen der Republik in Griechenland und im Archipelagus. Beim Beginn des 18. Jahrhunderts beschränkte sich das Gebiet Venedigs auf das italienische Festland und Dalmatien. 1797 mußte es sich dem Konsul Bonaparte unterwerfen. Die alte Verfassung wurde aufgehoben, das goldene Buch verbrannt, die Besitzungen getheilt, bis endlich 1814 das ganze Gebiet an Oestreich fiel. Bei der jüngsten Schilderhebung der Lombardei leistete Venedig den Oestreichern hartnäckigen Widerstand, mußte sich aber nach längerer Belagerung endlich am 23. August 1849 ergeben.

Das Herzogthum Modena-Reggio und Guastalla wird gegenwärtig von Franz V. aus dem Hause Oestreich-Este regiert. Das Herzogthum Parma und Piacenza erhielt nach dem Ableben der Wittwe des Kaisers Napoleon Maria Louise († im Dezember 1847) einen neuen Regenten an dem bisherigen Herzog von Lucca (das an Toscana überging) Karl Ludwig, und nach dessen Thronentsagung im März 1849 folgte der jetzt regierende Herzog Balthasar. — Wichtiger als diese kleineren Staaten ist das Großherzogthum Toscana, mit der Hauptstadt Florenz,

welches im Mittelalter an der Spitze der um ihre Unabhängigkeit gegen die Hohenstaufen kämpfenden toscanischen Städte, zu einer seltenen Macht gelangte. Aus langwierigen und blutigen inneren Parteikämpfen ging endlich die bürgerliche Familie der Mediceer, welche durch Handel große Reichthümer und durch Freigebigkeit die Gunst des Volkes erworben hatte, siegend hervor und regierte von 1434 bis 1737 über Florenz und demnächst über Toscana. Durch den Einfluß des begeisterten, nach zwölfjähriger Wirksamkeit 1498 verbrannten Bußpredigers Savonarola wurden die Mediceer aus Florenz vertrieben und kehrten erst 1531 dahin zurück, wo sie zur herzoglichen Würde erhoben wurden. Als trefflich gebildete weise Regenten und Förderer der Künste und Wissenschaften strahlen besonders die Begründer der Größe ihres Hauses hervor: Cosmo, der Alte, mit dem Beinamen „Vater des Volkes" (1434—64) und sein noch mehr ausgezeichneter Enkel Lorenzo, (1464—92) der Herrliche (il Magnifico) genannt. Ihnen und vornehmlich Cosmo I. (1537—74) verdankt Florenz seine schönsten Bauwerke und Kunstschätze, welche ein Leonardo da Vinci († 1519), Michel Angelo, Buonaroti († 1564) und andere große Meister schufen. Cosmo I. gründete 1562 die florentinische Malerschule und Zeichenakademie, auch machte er sich zum Herrn von Siena (Pisa war schon 1509 erworben) und erhielt 1569 vom Papst den Titel eines Großherzogs. Nach und nach gehorchten die meisten toscanischen Städte den Mediceern. Nach dem Aussterben derselben 1737 kam Toscana an den Herzog Franz von Lothringen, den Gemahl der nachmaligen Kaiserin Maria Theresia, und auf diese Weise an den deutschen Kaiserthron. Als aber Franz I. 1765 starb, folgte ihm in Toscana sein zweiter Sohn Peter Leopold. Gegenwärtig herrscht daselbst seit 1824 mit dem Scepter der Milde und Weisheit Leopold II. über ein Volk, welches sich durch geistige Bildung vor allen übrigen Italienern rühmlich auszeichnet. Nichts desto weniger fanden auch hier neuerlich dieselben gewaltigen Bewegungen, wie überall in Italien statt, so daß der Großherzog im Februar 1849 nach Gaëta floh. Aber schon im April erhob sich zu seinen Gunsten die Reaction zu Florenz. Im Mai wurde Livorno, welches die

Republik proclamirt hatte, von den Oestreichern eingenommen, und Leopold II. kehrte in seine Residenz zurück.

Der Kirchenstaat verdankt, wie schon oben erwähnt wurde, seine Gründung der Schenkung des Frankenkönigs Pipin an den Papst (755). Durch die schönen Güter, welche die Markgräfin Mathildis von Toscana († 1115) Gregor VII. (1077) vermachte, erhielt das päpstliche Ländergebiet einen bedeutenden Zuwachs. Der kriegerische Julius II. vermehrte seine weltliche Macht durch Bologna (1513) und Clemens VII. bemächtigte sich Ancona's (1532). Noch im Laufe desselben Jahrhunderts kam Ravenna und Ferrara an den päpstlichen Stuhl, ebenso 1626 die Delegation Urbino. Während der französischen Revolution wurde Pius VI. 1797 genöthigt, die Stadt Avignon an die französische Republik und die Delegationen Romagna, Bologna und Ferrara an die cisalpinische Republik abzutreten. Bald entriß Napoleon dem Papst noch andere Städte, bis er 1809 den Kirchenstaat für aufgelöst erklärte und für den Papst einen Jahrgehalt festsetzte. Mit dem Sturze Napoleons kehrten die alten Verhältnisse wieder, und die Päpste erhielten ihr weltliches Besitzthum zurück. Da die innere Verwaltung den Anforderungen der Zeit in keiner Weise entsprach, so brachen 1831 und 1832 wiederholte Gährungen in Bologna aus, welche von östreichischen Truppen unterdrückt wurden. Zugleich besetzten auch die Franzosen Ancona (Februar 1832) und räumten die Festung nicht eher, als bis die Oestreicher den Kirchenstaat verließen (1838). Die Gährung dauerte fort, da Gregor's XVI. (1834—46) verbesserte Einrichtungen nicht befriedigten, und unter solchen Umständen nahm endlich Pius IX. am 16. Juni 1846 den päpstlichen Stuhl ein. In noch kräftigem Mannesalter (geb. 1792) mit hellem Geist und edlem Herzen begabt, erkannte er wohl, was seinem Volke Noth that. Aber die heilsamsten Einrichtungen konnten denen nicht genügen, die es, geleitet von einem Mazzini, Cicero Vacchio u. A. m., auf Umwandlung aller bestehenden Verhältnisse abgesehen hatten. Als im Frühjahr 1848 ganz Italien wiederhallte von dem Ruf nach Befreiung von der verhaßten östreichischen Fremdherrschaft, erklärte sich der Papst gegen einen solchen Kampf. Darüber entstand Auf-

ruhr und ein neues Ministerium wurde erzwungen. Bereits im Februar war die Ausarbeitung einer neuen Constitution angeordnet, und in Folge davon sollten am 15. November die Kammern eröffnet werden. Da wurde der Minister Rossi auf dem Wege dahin ermordet, und dem im Quirinal belagerten Papst ein neues Ministerium aufgezwungen. Als er darauf nach Gaëta entfloh, proclamirte man in Rom die Republik. Am 23. April 1849 schiffte sich nun eine französische Expedition unter Oudinot in Marseille ein, landete in Civita Vecchia, belagerte und erstürmte Rom, so daß Oudinot am 3. Juli seinen Einzug halten konnte. Im April 1850 kehrte Pius IX. unter dem Schutze der Franzosen nach Rom zurück und mag sich noch oft genug daran erinnern, daß Italiens Wahrzeichen eigentlich der Vesuv ist. —

Die für diesen Band benutzten Reisewerke sind vornehmlich folgende: 1) Italienische Nächte. Reiseskizzen und Studien von Ernst Willkomm. 2 Bde. Leipzig, Friedrich Fleischer. 1847. 2) Ein Jahr in Italien. Von Adolph Stahr. 3 Bde. Oldenburg, Schulze'sche Buchhandl. 1847. 3) Italienische Reisebilder von Boz (Dickens). Aus dem Englischen von Julius Seybt. 2 Bde. Leipzig, Carl B. Lork, nachher J. J. Weber. 1846. 4) Italienisches Bilderbuch von Fanny Lewald. 2 Thle. Berlin, Alexander Duncker. 1847. 5) Reise nach Neapel, Sicilien, Malta und Sardinien zu Anfange des Jahres 1842. Von E. O. L. von Arnim. 2 Thle. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandl. 1845. 6) Fußreise durch Italien und Sicilien. Von J. Baumann, Professor der Naturgeschichte in Luzern. 2 Bde. Luzern, Xaver Meyer. 1839. 7) Carl Frommel's pittoreskes Italien mit Text für Oberitalien von W. von Lüdemann (Unteritalien von C. Witte war uns leider nicht zugänglich). Leipzig, Ch. E. Kollmann. 1837. 8) Reise durch Deutschland, Italien und die Schweiz, von C. G. Carus. 2 Thle. Leipzig, Gerhard Fleischer. 1835. 9) Reise durch Italien und Sicilien von August Wilhelm Kephalides. 2 Thle. Leipzig, Gerhard Fleischer. 1822. 10) Ansichten von Italien nach neuern ausländischen Reiseberichten. Herausgegeben von H. Hirzel. 3 Bde. Leipzig, Paul Gotthelf Kummer. 1823. 11) Beschreibung Roms.

Ein Auszug aus der Beschreibung der Stadt Rom von Ernst Platner und Ludwig Urlichs. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag. 1845. 12) Erinnerungen an Rom und den Kirchenstaat im ersten Jahre seiner Verjüngung. Von Heinrich Stieglitz. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1848. 13) Bilder und Skizzen aus Rom, seinem kirchlichen und bürgerlichen Leben. Stuttgart, J. B. Metzler'sche Buchh. 1844. 14) Neapel und die Neapolitaner. Von Dr. Karl August Mayer. 2 Bde. Oldenburg, Schulze'sche Buchh. 1840. 15) Sospiri. Blätter aus Venedig. Von F. Gustav Kühne. Braunschweig, George Westermann. 1841. — Schließlich die Bemerkung, daß wir es auch bei dieser, übrigens in sehr leidendem Zustande durchgeführten Arbeit für das Räthlichste erachtet haben, von den jüngsten politischen Wirren und den nachfolgenden Trübseligkeiten abzusehen.

Kloster Neuendorf im Februar 1852.

# Erstes Kapitel.

Ein Jugendtraum sollte in Erfüllung gehn. „Italien" gab seit Monden das Thema ab zu allen Variationen meiner Gedanken und Empfindungen. Endlich erschien der Morgen, wo mich ein leichter Wagen nach Kassel entführte, und nun flog ich auf den Flügeln des Dampfes dahin, wie ein vom Sturm getriebener Zugvogel des Südens. Die Thürme von Frankfurt, Heidelberg und Karlsruhe verschwanden hinter mir, und so erreichte ich die Schweizer-Grenze bei Basel. — Trübe Nebel mit kalten Regenschauern untermischt umlagerten die vaterländischen Gefilde: doch nahe den Alpen heiterte sich der Himmel, und von den Höhen herab tönte harmonisches Heerden-Geläut. Bei St. Jacob ging's am Morgen über den Rhein; dann immer an der Birs hinauf, deren grüne Gewässer weißschäumend über Stein und Felsgeklipp durch lieblich stille Thalgründe dem Rheine zurauschen. Ein altes Raubschloß blinkt von einem Felsenkegel herab auf die strudelnden Wasser. Allmählig verengen sich die Thalgelände, die Gegend wird wilder, die Bergreihen rücken näher zusammen, bis sich die Felsenhäupter in grausender Enge an einander drängen. Im beständigen Zickzack windet sich die neuangelegte Straße mühsam an den glatten schroffen Steinwänden hindurch, die mit Laub und Nadelholz gekrönt sind, durchrieselt von Bächlein und Quellen, durchsickert von Schneewassern. Auf der Höhe der Straße angelangt, lagen vor uns die silberhaarig schimmernden Riesen der Berner und Solothurner Hochgebirge. Dann schlängelten wir uns abwärts zur Seite der sprudelnden Schüß nach Biel am Bieler See. Es war ein heller Frühlingssonntag, die Menschen alle im Putz, die Weiber meist

in Schwarz mit weißen Busentüchern. An den Stationen Schaaren von Gaffern, jung und alt, frisch und wohl aussehend. Nirgends Armuth und Bettel, keinerlei Zudringlichkeit, aber auch nirgends Sorge für die Reisenden, die nicht einmal eine Passagierstube finden. In Biel lag unser Gepäck über eine Stunde lang auf der Straße, während der Wagen gewechselt wurde. Man quetschte uns endlich zu drei in einen Wagen, der nur für zwei Personen nothdürftig Raum bot. Da keine Gegenvorstellungen fruchteten, so nahm ich meinen Platz hoch oben auf der Banquette, wo ich die Ehre hatte neben einem toll und voll gesoffenen Exemplar von Menschen zu sitzen, das nur in Folge besonderer göttlicher Obhut vor dem Hinunterstürzen bewahrt blieb. In Neufville verließ das schwerköpfige Subject den gefährlichen Sitz, und ich konnte nun ungestört des freien Blicks über den Bieler See und die fernen Alpen genießen. — Die Lage Neufchatels am See ist anmuthig genug. Die Stadt hat aber etwas Todtes. Was ich vom Handel bemerkte, schien mir nicht sehr bedeutend. Auch der See zeigte kein reges Leben. Am Morgen bestieg ich den Schloßberg und sah den Tunnel, welchen man am Fuße desselben gegraben hat, um dem reißenden Seyon, der sich sonst durch die Stadt in den See stürzte, ein neues Bette zu geben. Von hier flog der Eilwagen im lustigen Rennen am Neuenburger See entlang über St. Aubin nach Yverdun, wo das alte Schloß mich an den liebenswürdigen Schwärmer Pestalozzi erinnerte. Das alte Schloß von Granson, viereckt, roh und massiv, schaut mit seinen vier ungeschlachten Thürmen finster dräuend von der Höhe herab. Zu Mittag fuhren wir in Lausanne ein, dessen enge Straßen voll lebendigen Treibens. Die Stadt mit ihren terrassenförmig über einander gethürmten Häusermassen, Altanen, malerischen Thürmen und spitzgiebeligen Häusern liegt wundervoll auf der Höhe am Genfer See mit der Aussicht auf die schimmernden Hochgebirge gegenüber. Ein Dampfboot brachte uns über den See. Bei Villeneuve stiegen wir an's Land und fuhren nach dem Bergstädtchen St. Maurice. Hier trennt die Rhone das milde fruchtbare Waadtland von dem wildromantischen Wallis. Früh am Morgen verließ die Post St. Maurice, um vor Nacht Brieg am Fuße der Simplon-

straße zu erreichen. Es war neun Uhr abends und tief dunkel, als wir dort anlangten, und schon um zwei Uhr weckte der Conducteur seine Passagiere wieder. Eine trübe Laterne leuchtete uns in die Wagen, die uns über den Simplon nach Italien bringen sollten. Von Süden her hauchte uns die frische Gletscherluft des Monte Rosa entgegen, und der weißglänzende Nachen des letzten Mondviertels schwamm zwischen funkelnden Sternen im dunkelen Luftmeer. Durch Schluchten und über Höhen zog sich der Weg langsam höher hinauf und vorüber an phantastisch gezackten Felsmassen. Allmählig dämmerte der Tag, und bei dem ersten Sonnenstrahl sahen wir zu unseren Füßen das in einem Himmelbett grauer Nebelvorhänge ruhende Städtchen Brieg, über welches wir uns auf der großartigen Simplonstraße emporgewunden hatten.

Es war in den Jahren 1801 bis 1806, wo Napoleon diesen eben so kühnen als prachtvollen Bau, ein würdiges Denkmal seiner Größe, mit einem Kostenaufwande von 18 Millionen Francs anlegen ließ. Die für den Handelsverkehr außerordentlich wichtige Straße ist überall 25 Fuß breit und führt 14 Wegstunden lang bis nach Domo d'Ossola. Sie beginnt eine Viertelstunde westlich von Brieg bei dem Flecken Glis und ersteigt in allmähliger Hebung den Rücken des 6700 Fuß hohen Simplon (ital. Sempione), dessen Gipfel noch 4000 Fuß höher in die Wolken ragen. Auf kühnen Brücken (es giebt deren 264) fährt man von einem Berge zum andern über grausenvolle Abgründe, in deren Tiefen Wasser brausen, so wie durch sechs in den Granit gesprengte Gänge, Gallerien genannt, wo der Weg durch Oeffnungen beleuchtet wird. Es macht einen eigenen Eindruck, wenn man sich in diesen Gallerien befindet und die tosenden Fluthen eines Wasserfalles über sich orgeln hört. Außerhalb derselben tritt man in liebliche Thalgründe mit Sennhütten und sieht über schwarzen Tannenwäldern Gletscher und Bergspitzen in die blauen Lüfte ragen. Hinter der dritten Gallerie liegt der höchste Punkt des Passes. Da die Wagen nur langsam fahren können, so waren wir ausgestiegen. Wir gingen den Berg hinan, und sahen auf einer entgegengesetzten Felswand, kriechenden Marienwürmchen gleich, Schafe weiden. Die Stille, die auf solchen

Höhen herrscht, versetzt uns in eine feierliche Stimmung, und wir dünken uns da im Tempel der Natur der Gottheit näher zu sein. Allmählig verschwanden die Thäler mit ihren Menschenwohnungen; auch die letzten Spuren des Pflanzenlebens hörten auf, und nur ein Adler oder ein Geier schwang sich mit breitem Flügelschlag empor. Wir befanden uns jetzt in der Schneeregion und schritten über Eisschollen und festgetretenen Schnee fort. In einer Schlucht pflückte ich schon Eis-Ranunkeln. Am Wege sind an den Stellen, wo der Lawinensturz am häufigsten vorkommt, kleine Hütten gebaut, in welche man sich flüchten kann. »Refuge!« steht über den Thüren geschrieben. Auf der Höhe liegt das Hospiz. Es gleicht einem großen einfachen Gasthaus. Ein Prior und drei Klosterbrüder vom Augustinerorden leben beständig hier oben. Außer einer freundlichen Kapelle hat das Haus nichts Klösterliches. Das untere Stockwerk dient den niederen Ständen, das obere den höheren Ständen zur Herberge. Jedes Stockwerk hat ein gemeinschaftliches Speisezimmer und einen Saal. Außerdem hält man eine Anzahl Hunde, die hauptsächlich zum Aufspüren der durch Lawinen verschütteten Reisenden gebraucht werden; es sind prächtige Thiere, stark gebaut und von sehr klugem Aussehen. — Um Mittag verließen wir das Hospiz und speisten in dem Dorfe Simpeln. Jetzt werden die Brücken von Lovibach und Kronbach überschritten. Gsteig und der siebenstöckige Thurm von Gondo liegen hinter uns. Zu unserer Rechten murmelt der Divedro durch finstere Schlünde; links erheben sich Gletscher über Lerchenwäldern. Wir erreichen die Gondo-Gallerie, die längste, von 202 Fuß Länge, hoch und düster, das Werk von viertausend Händen durch drei Jahre voll Anstrengung. Indem wir aus dieser Gallerie heraustreten, wirft uns der Bach Frossinone eine sonnenhellschimmernde Cascade entgegen; unten vermählt sich das schäumende Wasser mit dem Divedro. Eine Viertelstunde hinter Gondo steht eine kleine Kapelle, wo das walliser Gebiet aufhört und wir den Fuß auf Hesperiens Boden setzen. San Marco ist das erste italienische Dorf.

In Isella empfängt uns der erste sardinische Zoll- und Wachtposten. Dann öffnet sich am Fuße des Simplon das

Thal von Domo d'Ossola: ein überaus herrlicher Anblick! Ueber dem Städtchen Domo d'Ossola prangen Weingärten mit Cypressen und Lorbeeren gekrönte Hügel und die zierliche Kirche des Calvariberges. Das Thal wird von der Tosa durchflossen, welche weiter oberhalb im Val Formazza einen der erhabensten Wasserfälle bildet.*) — Die Post macht in Domo d'Ossola Halt, um zu übernachten. Mich aber treibt es gewaltsam vorwärts, und eine Extrapost soll mich in fünf Stunden nach Baveno am Ufer des Lago maggiore (madschore) oder Locarnersees bringen. — Maisfelder, Maulbeer- und Kastanienbäume ziehen sich längs des Weges hin. Bis in die höchsten Wipfel ranken sich Weinreben hinauf und winden sich in Guirlanden, mit blühenden Rankengewächsen untermischt, von einem Stamm zum andern. Von allen Höhen sehen freundliche Landhäuser und steigen Arbeiter mit sonnengebräuntem Antlitz nieder, heimkehrend in ihre flachbedachten weißen Häuser. Sie tragen große Körbe voll Gras und Weinblätter, die man zum Futter benutzt, auf den Köpfen. Frachtwagen mit Mauleseln, einer hinter dem andern gespannt, fahren langsam vorüber. Einzelne Geistliche reiten auf Eseln oder sitzen auf den Chausseesteinen, vertraulich mit Landleuten plaudernd. Gesang und Zitterspiel tönt durch die weichen aromageschwängerten Lüfte; dazwischen läuten die Abendglocken das Ave Maria Segen spendend über die im Spätroth glühende Landschaft. Endlich ist die Nacht hereingebrochen, und träumend wiege ich mich in dem süßen Gefühl der geschauten Bilder, als eine neue Scene mich anzieht. Ein Gewitter steigt am fernen Horizont auf, und seine Blitze zerreißen unablässig das schwarze Gewölk, für Augenblicke Tageshelle verbreitend. Siehe, da taucht aus dem nächtlichen Dunkel, wie ein

*) Ein Reisender (Kephalides) spricht sich darüber folgendermaßen aus: „Im Angesicht eines freien und schönen Thales springt der breite seladongrüne und milchweiße Strom mit königlicher Pracht über die fürchterliche Wand des Berges hernieder. Da er an einigen Stellen in der Mitte des Falles auf Felsspitzen aufschlägt, so prellt das Wasser an diesen in mächtigen Bogensätzen gleich den stärksten Fontainen von der übrigen niederstürzenden Masse ab und bildet die reizendsten Spiele, die man sehen kann, besonders wenn Sonnenstrahlen die Scene mit dem Glanz des Regenbogens färben."

mit Feuer übergossener Spiegel, der Lago maggiore hervor, um im Nu wieder zu verschwinden. Es war das von wunderbar poetischer Wirkung. — Sehr spät erst langten wir in Baveno an, ermüdet das Lager suchend.

Bei Sonnenaufgang sah ich vor mir das Grün der Borromeïschen Inseln in Goldrahmen gefaßt. Auf leichtem Boot schwebten wir nach Isola bella hinüber. Dies ist die geschmückteste der fünf Schwestern, welche nach St. Carl von Borromëo, dem Schutzpatron des Landes, benannt sind. Die zehn sich immer verkleinernden Terrassen der Isola bella erheben sich bis auf 120 Fuß über den Wasserspiegel. Ein kolossales geflügeltes Einhorn, als Wappen auf ihrer Spitze, vollendet die aus Laubwerk und Blüthen zusammengesetzte Pyramide, deren Grundfläche der krystallhelle See. Auf der Westseite steht der mit Gemälden reich ausgestattete Palast der Besitzer. Unter den großen Prunkgemächern zeigt man auch das Zimmer, wo Napoleon vor der Schlacht von Marengo (14. Juni 1800) geschlafen. Gedankenvoll zeichnete er mit dem Degen das Wort »Bataglia« in die weiche Rinde eines Lorbeerbaumes, den man jetzt noch in dem benachbarten Lusthain zeigt. Hier hüpfen bunte Papageien und wiegen sich auf den Zweigen prächtige Fasane; Fontainen sprudeln und Quellen plätschern in Muschelgrotten; Bildsäulen stehen in den Laubgängen mannigfaltiger Südfruchtbäume. Da wird dem Fremdling das Dichterwort lebendig:

Kennst du das Land? wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub die Gold-Orangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht,
Kennst du es wohl?
Dahin! dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn.

Kennst du das Haus? Auf Säulen ruht sein Dach,
Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,
Und Marmorbilder stehn und sehn mich an:
Was hat man dir, du armes Kind gethan?
Kennst du es wohl?
Dahin! dahin
Möcht ich mit dir, o mein Beschützer, ziehn.

Der befriedigten Sehnsucht klingt bei dem Reisenden, wenn er einen Punkt voller Herrlichkeiten gefunden, gar leicht ein Ton der Wehmuth an, daß er da nicht geboren war, da, geschirmt vor aller Unbill der Welt, nicht wohnen und in Frieden sterben darf! — Von der Höhe der Terrasse aus überblickt man den See in der Umkränzung der anmuthigsten Hügel und Weinberge, an deren Abfall hie und da Bergbäche natürliche Cascaden bilden. An den Küsten sind unzählige Dörfer, Villen und Schlösser hingestreut, so wie die Kirchen, Thürme und Kuppeln von Baveno, Belgirate, Intra und anderen Städten. Ganz im Norden des etwa neun Meilen lang ausgedehnten Sees liegt sehr reizend die Stadt Locarno, ziemlich südlich am Westufer Arona. Neben dieser Stadt, deren Kirche auch ein schönes Altarbild von Gaudenzio Vinci bewahrt, hebt sich auf einem Berge über einer Terrasse von 46 Fuß Höhe die 66 Fuß hohe kupferne Bildsäule des heiligen Carlo Borromeo. Eine Treppe führt in das kolossale Haupt, innerhalb dessen vier Menschen um einen Spieltisch Raum finden. Die Statue selbst ist roh und fast ägyptisch gearbeitet; aber sie ehrt das Andenken eines Mannes, welcher mit Recht der größte katholische Bischof in neuerer Zeit genannt wird. Er war 1538 zu Arona auf dem Stammschlosse einer alten mailändischen gräflichen Famile geboren, studirte die Rechte zu Pavia und wurde schon als zwei und zwanzigjähriger Jüngling durch seinen Oheim, den Papst Pius IV., Cardinal und Erzbischof von Mailand. Er hauptsächlich leitete damals alle wichtigen Angelegenheiten der Kirche und des Kirchenstaates. Er bewirkte den für den päpstlichen Stuhl glücklichen Ausgang des Tridentiner Concils und verfaßte 1564 den Katechismus der römischen Kirche. Nach dem Tode Pius IV. widmete er sich ganz der Reformation seines Erzbisthums Mailand, indem er viele treffliche Bildungsanstalten schuf und die gesunkene Kirchenzucht herstellte. Dabei leuchtete er selbst Allen vor durch frommes sittlich-strenges Leben. Während der Hungersnoth von 1570 und der schrecklichen Pest von 1576 verkaufte er zur Milderung des Elendes sein ererbtes Fürstenthum Oria um 100,000 Goldgulden. Er starb 1584, aufgerieben durch unsägliche Anstrengungen und wurde 1610 heilig gesprochen. — Ein späterer

Vitaliano Borromeo ließ 1671 mehrere nackte Felsen des Sees mit Gartenerde befahren und mit aufgemauerten Terrassen versehen. So entstanden die fünf Inseln. Die bedeutendste ist außer Isola bella die eine Stunde davon entfernte Isola Madre, welche auf der höchsten ihrer sieben Terrassen ebenfalls einen kleinen Palast trägt. Hier ist das Klima noch milder und die einfacheren Gartenanlagen mit ihren Citronen- und Rosenhecken (auch die dornenlose Rose, Rosa Banusii, gedeiht hier) geben das Bild der anziehendsten Ländlichkeit. Auf der Insel dei Piscatori sieht man unter dichtem Laub Hütten, deren Bewohner, etwa 200 an der Zahl, lediglich vom Fischfang leben.

Während des Umherwanderns auf Isola bella zogen sich am Himmel dichte Wolken zusammen, wir kehrten daher schleunig nach Baveno zurück. Von da ging es in einer Barke nach Strehsa, um mit dem Dampfboot nach Sesto Calende zu fahren. Der Regen stürzte strömlings aus den Wolken, und der See war so wild aufgeregt, daß die Barke wie auf dem Meere schwankte. Ein Theil der Mitreisenden wurde seekrank. Zwei Waadtländerinnen schrieen und weinten vor Angst, und während von oben das Wasser durch das übergebreitete Segeltuch auf uns niederfloß, schlugen die Wellen so stark über Bord, daß man auch mit den Füßen im Wasser saß. Angelangt auf dem Dampfboot, flüchteten wir in die heißen überfüllten Cajüten, wo Reisende aller Nationen, vorzüglich aber doch Italiener, sitzend oder liegend sich mit ihren Seeleiden zurecht fanden. — Sesto Calende liegt an der Grenze der Lombardei. Daher empfingen uns am Landungsplatze östreichische Polizei- und Zoll-Beamte. Sie geleiteten uns in einen großen wüsten Schoppen, wo unsere Pässe und Sachen visitirt werden sollten. Indeß die damit beauftragten Herren waren gerade in ihre Wohnungen zum Mittagsessen gegangen, und während sie sich in aller Ruhe gütlich thaten, hatten wir anderthalb Stunden Zeit, ihrer Ankunft zu harren. Nachdem das unangenehme Geschäft abgemacht war, vertauschten wir endlich freudvoll den Zollschoppen mit dem Wirthshaus. Es war das Urbild einer schlechten italienischen Locanda: schmutzige Hallen um den geräumigen von allen vier Seiten durch Gebäude begrenzten Hof; Wagen, Karren, Esel;

Postillone, Vetturine (Miethskutscher) und Stallbuben in lautem lärmenden Streit; Koch und Küchenjungen aus der unterhalb der Halle gelegenen Küche hervorlugend, mit Töpfen, Tiegeln und Löffeln in den Händen; in der Gaststube aber auf dem ungekehrten Estrichboden Federvieh, das vor dem Regen hier Schutz suchte und fand, so gut wie wir. Trotz der unsaubern Tücher auf den langen, schmalen Tischen, trotz der großen, wackelnden Stühle und der unfreundlich aussehenden Wirthsleute wurden wir heiter, als eine gute Suppe mit Käse und Maccaroni und gebratene Hühner uns erfrischten. Etwa um vier Uhr standen die schlechten Postwagen zur Abreise vor der Thür. Bei fortwährend niederstürzendem Regen, der uns zwang, alle Fenster zuzuziehen, fuhren wir zwischen nebelgrau bemäntelten Bäumen einher, und erst gegen Abend, als wir uns Mailand näherten, hellte sich das Wetter. Unter dem Friedensbogen (Arco della pace), den Napoleon am Ende der vom Simplon herführenden Kunststraße bauen ließ, wurden unsere Pässe abermals visirt, ehe man uns die Einfahrt in die Stadt erlaubte.

---

Wir haben die Hauptstadt der Lombardei vom westlichen Deutschland her auf der Simplonstraße erreicht. Aus dem mittleren Deutschland geht der nächste Weg dahin, etwa von Leipzig aus, über Nürnberg und Augsburg bis nach Lindau am Bodensee. So weit wird die Dampfkraft benutzt. Wer dann nicht etwa mitten durch die Schweiz über den St. Gotthard auf der neuerlich erst fahrbar gemachten romantischen Kunststraße nach Bellinzona (Bellenz) und von da über Lugano nach Como gehen will, folgt dem Laufe des Rheins, wo der ganze weite Thalgrund einem Garten gleicht, während die Höhen zu beiden Seiten mit einem Teppich uralter Waldungen bekleidet sind, der hin und wieder lieblich grüne Gelände mit zahlreichen kleinen Häusern umfaßt. Hinter Chur liegt am Zusammenfluß des Vorder- und Hinterrheins das Schloß Reichenau, und hier betritt man auf der Straße über den Splügen das romantische Domleschgerthal. Es ist ungefähr zwei Stunden lang, eine Stunde breit und gehört zu den reizendsten Thälern der Schweiz. An seinem

Südende beginnt die anderthalb Stunden lang in Felsen gehauene Via Mala, hart am Rande eines jähen Absturzes sich hinwindend, wo in der Tiefe der Hinterrhein tobt, bald unter zerfressenen Felsen ungesehen dahindonnernd, bald aus enger, dunkler Felsspalte milchweiße Schaumwellen aufspritzend. Von da kommt man in's Schamserthal. Obgleich sehr hoch an beiden Seiten des Hinterrheins gelegen und fast ringsum von Schneebergen und Gletschern umschlossen, hat es in seinem Schooße dennoch fruchtbare Ebenen mit reichen Kornfeldern neben schönen Wiesen und Obstgärten. Seine Bewohner reden die romanische Sprache und zeichnen sich durch starken Muskelbau aus. Man merkt es ihnen bei aller Einfachheit an, daß sie durch den Paß über den Splügen und Bernhardin mit andern Menschen in Berührung kommen. Die genannnten beiden Straßen scheiden sich bei dem immer sehr belebten Dorfe Splügen. Der Splügen bildet hier die Grenze zwischen dem Norden und Süden. Ueber denselben führt die am meisten benutzte Straße aus Deutschland durch Bündten nach Italien. Die Höhe des zur vollendeten Kunststraße hergestellten Passes steigt auf sechstausend und einige hundert Fuß über die Meeresfläche. Auf dem Uebergangspunkte steht ein geräumiges Wirthshaus mit einer Glocke, die bei Schneegestöber geläutet wird, um den Reisenden die Richtung des Weges anzudeuten. Der Weg hinunter nach Isola, dem ersten italienischen Dorfe, geht durch den sogenannten Kardinell, eine lange, finstere Felsschlucht, über welche die Lawinen oft mit dumpfem Gedonner hinabstürzen, ohne den Wanderer erfassen zu können. Neben der Straße rauschen die Wasser der Lira, und weiter unten im Jacobsthale weidet sich das Auge an einem Wasserfall. — Begleiten wir von hier bis zum Comer-See einen Reisenden, der sich über seinen Eintritt in Italien folgendermaßen vernehmen läßt.

„Vom Regen und Schnee bis auf die Haut durchnäßt, kam ich im Wirthshause zu Isola an. Der Wirth ließ in der Küche ein großes Feuer anmachen, an dem ich meine Kleider trocknen und die erstarrten Glieder wieder erwärmen konnte. Das Feuer und eine Flasche Veltliner riefen die in's Innerste zurückgeschreckten Lebensgeister schnell hervor, und mit ihnen er-

wachte bald wieder die Wanderluſt. Hundert ſchäumende Waſſerfälle ſtürzten von den Höhen des Campo dolcino herab und ſprangen auf dem grünen Thalboden gleich Schaaren von munteren Lämmern fort, als ich wieder heiter und wohlgemuth die ſchöne Straße nach Chiavenna (Ki) zog. Ich erreichte das Städtchen in dem Augenblicke, wo die Abendſonne mit tauſend rothen Pfeilen die aufdampfenden Nebel durchſchoß und ſeltſame Glühfeuer in den Gipfeln der ſchwarzen Tannen an den ſteilen Felswänden über mir anzündete. — Mit Tagesanbruch ſtand ich droben auf den Ruinen der alten Burg, an der maleriſchen Ausſicht über Chiavenna und ſeine Umgebungen mich erfreuend. Der Morgen war mild und klar; helle Thauperlen glänzten am Gewande der Königin Natur und hüllten ſelbſt die abgeſtorbenen Blätter in leuchtenden Farbenſchmuck. Ein Schmetterling, vielleicht kurz vorher zum neuen Leben erwacht, ſog aus den gelben Blüthen des Herbſtſteinbrechs, das aus dem Trümmergeſtein ſchaute, indeß zu meinen Füßen zwei ſchwarze Ameiſen durch ihre Fühlhörner ein mir geheimnißvolles Morgengeſpräch hielten. Einige hundert Schritte öſtlich vom Städtchen, in einer mit hohen Kaſtanienbäumen bewachſenen Gegend, bildet die Aqua fraggia (dſchi) einen herrlichen Waſſerfall, der hoch über eine ſenkrechte Felswand auf mächtige Geſteintrümmer herabſtürzt. Ein zweiter ſchöner Waſſerfall in der Nähe von Chiavenna iſt der Poggione. Er brauſt aus einer waldigen Gebirgsſchlucht hervor, ſtürzt unter eine Brücke hinab und entzückt das Auge vorzüglich durch die eigenthümlich grüne Farbe ſeines Waſſers. Chiavenna ſelbſt hat an ſich nichts Anziehendes; nur der bedeutende Seidenbau der Umgegend und der Paß über den Splügen verleihen ihm einiges Leben. — Die Straße nach Riva, einer kleinen Ortſchaft am Ufer des Comer-Sees, führt durch das fruchtbare Thal der Mera. Von da fährt man auf einer Barke nach Domaſo, wo das Dampfboot von Como anlegt. Die Fahrt auf dem neun bis zehn Stunden langen und nirgends ſehr breiten See iſt bei heiterem Himmel eine der anmuthigſten. Die häufigen Biegungen tragen weſentlich bei, den Genuß zu erhöhen. Klippen verſchwinden und tauchen wieder auf, das Waſſerbecken ſchließt und erweitert ſich, immer neu überraſchende

Landschaftsbilder vor uns aufrollend. Fruchtbare Berge, an denen hundert leuchtende Häuser haften, wechseln ab mit steilen Felspartien, durch deren zerklüftete Wände Alpengewässer ihre blitzenden Wellen in Katarakten von zuweilen tausend Fuß Höhe dem See zuführen. Die Gipfel der höchsten Berge, als des an der breitesten Stelle bei Gravidona gelegenen 8000 Fuß hohen Legnone, sind kahl, die tiefer liegenden Abhänge mit Eichen, Kastanien, Oliven und Maulbeerbäumen bewachsen, die Niederungen am Gestade mit Reben bepflanzt. Villa verdrängt Villa, Ortschaft reiht sich an Ortschaft, Stadt an Stadt. Am nördlichen Horizonte erscheinen die Alpen mit ewigem Schnee, und von dort her senken sich die 8 bis 9000 Fuß hohen Berge des Uferrandes stufenweis nieder, bis sie rings um Como zu sanften Hügeln von 1000 bis 2000 Fuß Höhe werden. Durch das Hereintreten des Vorgebirges von Bellagio auf der Südseite erhält der dreiarmige See die Gestalt einer Gabel, an deren beiden Enden zwei nicht große, aber belebte Städte, nämlich Lecco (Leuca) im Südosten und Como (κώμη, Dorf) sich ausbreiten. Die griechischen Anklänge dieser und anderer umliegenden Ortschaften, als Lenno (Lemnos), Nesso (Naxos) Corenno (Corinth), Pare (Paros), möchten auf pelasgischen Ursprung hinweisen, und damit hängt vielleicht der höchst unverständliche Dialekt der Bewohner zusammen. Fährt man bei der inmitten des Sees gelegenen Villa Tremezzina vorüber, so bezeichnen die Schiffer eine kleine Insel, Isola Comacina, als merkwürdig wegen der häufig dort gehaltenen Versammlungen politisch unzufriedener Lombarden. Zugleich erzählen sie schauerliche Geschichten von Unglücksfällen, die bei plötzlich von den Gebirgen herbrausenden Windstößen an dieser sehr tiefen Stelle des Sees vorgekommen sein sollen. Ueberhaupt ist der Comer-See bei Stürmen äußerst gefährlich und als ein böses, viele Menschenleben forderndes Wasser gefürchtet. An einigen Uferstellen bilden weit überhängende Trauerweiden natürliche Badezellen. Am Vorgebirge Cennobio schimmert mit Wasserfällen und Gärten Villa d'Este, berufener Aufenthalt der von ihrem Gemahl Georg IV. von England hart angefeindeten Königin Caroline (gestorben 1821). Bei dem Dorfe Nesso findet

sich ein schöner Wasserfall, den man aber von der See aus nicht sieht."

„Eine prächtige Allee von vierfachen Trompetenbäumen führt nach Como hinein, welches etwa 17,000 E. zählt. Mit ihren vielen Thürmen spiegelt sich die halbmondförmig am Ufer gelegene alterthümliche Stadt in den klaren Wellen. Dahinter steigen Hügel mit Landhäusern und Gärten empor, und von dem höchsten derselben schaut die alte Veste Baradello herab mit hohem, weithin sichtbaren Thurm, wo vor Zeiten der mailändische Volkstribun Napoleon della Torre neunzehn Monate lang in einem Eisenkäfig der von ihm vertriebenen Visconti schmachtete. Bunte Haufen von Müßiggängern aus allen Classen waren unter dem Bogen am Wasser versammelt, als wir uns dem Landungsplatz näherten. Zahlreiche Barken drängten unter wildem Geschrei ihrer Lenker von allen Seiten dem Dampfboot entgegen, um die Reisenden an Ort und Stelle zu bringen. Mehr fortgerissen, als aus eigenem Willen, ließ ich mich nach der Vorstadt S. Agostino fahren. In dem gleichnamigen Wirthshaus handelte ich zum ersten Mal mit dem Wirth über Alles, was ich genießen wollte. Ungeachtet dieser Vorsicht konnte ich mit Göthe sagen: „Noch ist der Fremde geprellt, stell' er sich, wie er auch will." — So freundlich Como von außen ist, so verläugnet es doch im Innern mit den meistentheils engen und schmutzigen Straßen seinen ächt italienischen Charakter nicht. Unter den Gebäuden ragt der ganz mit weißem Marmor bekleidete, zu Anfang des 16. Jahrhunderts vollendete Dom hervor. In einem Garten der Vorstadt Vico breitet eine uralte Ulme ihre Aeste aus, unter deren Schatten der jüngere Plinius oft gesessen haben soll. Er sowohl, als sein älterer Oheim wurden hier geboren (62 und 23 n. Chr.), und an einem hohen Bergabsturz neben tiefer Schlucht, durch welche ein Wasserfall brauſ't, liegt die Villa Pliniana, 1570 zum Gedächtniß des jüngeren Plinius gebaut. Noch immer steigt und fällt daselbst zu bestimmten Stunden dreimal des Tags die von Plinius in seinen Briefen (Buch 4, 30: „ter in die, statis in auctibus et diminutionibus crescit descresitque") erwähnte periodische Quelle. In Como stand auch die Wiege des zu Pavia lebenden berühmten Physikers Volta (geb. 1745, gest.

1827); ein Denkmal auf dem Tosaplatz ehrt sein Gedächtniß. Der durch strenge Kirchenzucht ausgezeichnete Papst Innocenz XI. (geb. 1611, gest. 1689) stammte von hier aus der Familie Odescalchi, deren Villa noch jetzt eine Zierde des Sees ist. Sie zeigt sich am Ufer unter reicher Baumpracht, und nahe bei erhebt sich der schön geformte Berg Lampino, eigenthümlich terrassirt und fast ganz mit Weinreben bepflanzt. — Die Comenser, deren Vorfahren in den Kriegen gegen Hannibal ihre Treue für die Römer mit der gänzlichen Zerstörung der Stadt bezahlen mußten, gelten heut zu Tage für die betrügerischesten aller Italiener. Sie ziehen als Kleinhändler nach allen Weltgegenden hin. Einige Fabriken von Seiden- und Baumwollenzeugen machen die örtliche Thätigkeit aus. Das Klima ist, ungeachtet der Alpennähe, sehr mild, und die Vegetation der Seeufer gedeiht in üppigster Fülle; doch hat der häufig fallende Regen dem lieblichen Como den widerlichen Spitznamen „Uringlas der Lombardei" zugezogen." —

Wer Italien aus den östlicheren Theilen Deutschlands bereisen will, wendet sich über den Brenner nach Südtyrol. In vielen Krümmungen, über kühn geworfene Brücken, an grausen Abgründen vorüber, zieht die gut gebaute Straße das Gebirg hinan. An dem höchsten Punkte des Brennerpasses steht auf baumlosem öden Steinfeld ein einsames Posthaus mit Schenke, wo die Pferde gewechselt werden. Unter Halloh und schallendem Peitschengeknall fährt der Passagier von da bergabwärts dem gelobten Welschland entgegen. Die bunte Kotze als Mantel über den Kopf gestülpt, so daß sie vierzipfelig bis über die Schenkel herabhängt, jodeln, singen und pfeifen die lustigen Postillone unaufhörlich und jagen in raschem Galopp hinab ins Thal der wild tobenden Eisack. Man passirt Sterzing, das in Weinhügeln vergrabene Brixen, und gelangt so über Clausen nach Botzen, welches in einem engen Bergkessel ruht. Von Clausen ab erhält die Vegetation bereits südliche Färbung. Kastanienbäume bilden die Einfassung der Kunststraße und der Gärten. Die Maulbeere steht reihenweis an den Gärten und zwischen den Rebenlauben, unter denen der Mais wächst. Der Attich-Hollunder wirft sich lebhaft über Gemäuer; der Feigenbaum ge-

deiht im Freien; Epheu wächs't in starken Stämmen die Felsen hinauf, sich weit darüber verbreitend, und durch die Zwischenräume sieht man wohl die Eidechse schlüpfen. In dem gegen die Nordwinde geschützten und dem Südwind geöffneten Botzener Kesselthal kommt an sonnigen Stellen selbst die Olive und Magnolie fort; der Kirschlorbeer dient schon als Hecke und die sogenannte Wundfeige, eine Cactusart, wuchert an allen Mauern. — Von Botzen mag die obere Etsch als Wegweiser über Meran ins Vintschgau, ein Thal voll überraschender Naturschönheiten, dienen. Dann überschreiten wir auf der über das Stilfser Joch führenden Kunst- und Militairstraße die Scheidewand zwischen Deutschland und Italien. Das Dorf Stilfs, welches dem Bergrücken auf deutscher Seite den Namen giebt, liegt schon im eng eingeschlossenen Thal, das vom Sulterbach durchtos't wird. Anfangs steigt die Straße nur unbedeutend bergan, das rauschende Gewässer zur Rechten lassend. Bei Stilfs leitet eine Brücke auf das linke Ufer, wo der Weg steiler wird, doch nicht so, daß Zug- und Lastthiere sich beim Aufsteigen übermäßig anzustrengen brauchen. Bei der großen Enge des Thales läßt der reißende Waldbach in der Mitte nur eben so viel Raum, daß die Straße, hart an senkrechte Felsen gedrängt, sich mühsam daran fortwinden kann. Hin und wieder sind große Unterbaue nöthig geworden, die zum Theil jährlich ausgebessert oder ganz erneuert werden müssen, da im Frühjahr der Bach zum wüthenden Strome anschwillt und Alles niederreißt. Schmale, schwanke Holzbrücken dienen zur Herstellung des Verkehrs zwischen den gegenseitigen Uferbewohnern. Trümmer von Bergstürzen oder Wald und Felsenbrüchen, durch Lawinen verursacht, werden sichtbar zwischen und unter bewohnten Gefilden. Von den hohen, tannenbewachsenen Bergen ziehen sich grüne, mit Rieselsilber durchwirkte Matten herab in's Thal. Die Bergabhänge wimmeln von unterirdischen, in dem Innern der Felsen herabsickernden Quellen, und gegen die zerstörende Einwirkung dieses langsam, aber sicher nagenden Feindes sind zahllose unterirdische Abzugskanäle angebracht und unter der Straße in den Alpenbach hineingeleitet. Auf diese Weise gehörte das Aufrichten von Dämmen, das Sprengen überhängender Felsen, das Erbauen von Pfeilern,

Bögen und Böschungen vielleicht noch nicht zu den größten Schwierigkeiten, womit man bei der Ausführung dieses Riesenwerks, das mit der Simplonstraße verglichen werden kann, zu kämpfen hatte. Das Ganze wurde in den Jahren 1820 bis 1825 unter der Leitung eines italienischen Baumeisters vollendet. In einer Höhe von etwa 5000 Fuß über dem Mittelmeer liegt der Ort Trafoi, wo man zum ersten Male den Ortles erblickt, der über dem tausendzackigen, bläulich schillernden Gletschermeer wie ein gigantischer Herrscher im blendend weißen Kaftan ruht. Von Trafoi aus steigt die Straße an einem kolossalen Felsgebirge in etwa funfzig Windungen bis zum Joch empor, und wird nun erst ein wahrer Wunderbau. Das Terrain ist das ungünstigste von der Welt. Links ein Abgrund, den zur Hälfte noch Gletscherwände erfüllen, rechts harter, steiler Fels, mit Schnee bedeckt und von Lawinen bedroht, die von den Eishörnern herabstürzen. In diesem Fels, an diesem Abgrunde vorüber mußte die Straße bis zum Joch hinaufgeführt werden. Es wurde dies durch einen kühnen, festungsartigen Bau bewerkstelligt. Etwa in einer Höhe von 50 zu 50 Fuß legte der Baumeister bastionenartige Dämme an, die am jähesten Fels häufig von Quadern aufgeführt sind, und von diesen immer im Halbkreis bald vor-, bald rückwärts sich wendend, leitete er die Straße mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit und so bequem, daß allenfalls ein paar starke Pferde im Trabe hinauflaufen können, bis zur höchsten Höhe. Noch zwei Wirthshäuser, die Cantoniera und Franzenshöhe, hat man zu berühren, ehe man das Joch und somit die letzte Scholle deutscher Erde erreicht. Eine Viertelstunde über Franzenshöhe, das mitten in der Region des ewigen Schnees liegt, beginnen die kolossalen bedeckten Gallerien, die man zum Schutz der Reisenden gegen die Lawinen errichtet hat. Sie bestehen aus schräg gelegten eichenen Dächern, die auf der einen Seite an den Felsen lehnen und gegen den Abgrund auf starken, doppelten eichenen Pfosten ruhen. Dennoch geschieht es oft, daß die schweren Schnee- und Eismassen, die gewöhnlich auch Felsentrümmer in ihrem Schooße bergen, beim jähen Sturz selbst diese Schutzwehren zertrümmern. — Hören wir nun die Worte eines Berichterstatters.

„Mich ergriff ein eigenthümliches Gefühl der Verlassenheit, als ich so ganz allein in einer offenen Kalesche unter den Lawinendächern dahin fuhr, auf der einen Seite das kahle Eisgebirge, auf der andern den schwindelnden, von ellenhohen Schneewänden umgebenen Abgrund. Kein Laut war zu hören, kein Vogel zu sehen. Ueber die Gletscher des Ortles jagten weißgraue Nebel, und mein kleiner zwölfjähriger Postillon hüllte sich gegen den schneidenden Wind dichter in seine Pferdedecke. Gegen ein Uhr Mittags erreichten wir den höchsten Punkt des Joches, 8662 F. über dem Meere gelegen. Der die Grenze bildende Gebirgskamm ist an dieser Stelle auffallend schmal. Der Weg senkt sich auf italienischer Seite sogleich bedeutend und macht in wenig Augenblicken die Spitze des Ortles und das ganze deutsche Alpengebirge verschwinden. Sehnsuchtsvoll warf ich aus der mich umgebenden winterlichen Region einen Blick nach Süden auf das gelobte Land zu meinen Füßen, es sah mich aber ganz traurig und schaurig an. Ein kaltes, wildes Durcheinander von Schneekegeln, Eis- und Felsenzacken, in deren Mitte auf einem Vorsprung das erste Rettungs- und Wirthshaus Santa Maria liegt: das ist Italien vom Gletscherrande des Ortles aus gesehen."

„Den Paß, Signor!" redete mich ein schnauzbärtiger, in schmutzig grüner Uniform steckender Kerl an, dem die Ueberwachung der Grenze, wie es schien, anvertraut war. Ich reichte ihm stillschweigend das Verlangte und stieg aus meiner Kalesche, um mich nach etwas Eßbarem umzuschauen. In dem ziemlich geräumigen Wirthshause gerieth ich zuerst in die Küche, wo ein helles Feuer lustig prasselte. Darüber hing an rußigen Ketten ein brodelnder Kessel. Die umherhockende Gesellschaft, bestehend aus dem Wirthe, der Kellnerin, zwei Hausknechten und zwei Postillonen, schwatzten eine Sprache, die mir keineswegs italienisch klang. Bei meinem Eintritt kam mir die Kellnerin, ein hübsches Kind mit schwarzen Augen, entgegen und fragte, ob ich »qualche cosa« (irgend Etwas) essen wolle. Ich bejahete kurz ab und verlangte den Speisezettel zu sehen. Darauf bat sie mich, ihr in's Speisezimmer zu folgen, wo ich mir aussuchen könne, was ich wünsche. Unser Zwiegespräch ward in einer

höchſt zweifelhaften Sprache geführt, indem die Kellnerin von Santa Maria ſich bemühte, ihr Italieniſch mit vintſchgauiſchem Deutſch aufzuputzen, und ich mir ein Herz faßte, um zum erſten Mal in meinem Leben die Sprache Taſſo's zu reden. Der Ausdruck „Speiſezimmer" nahm mich Wunder, da ich unter dieſen Gletſchern einen derartigen Raum nicht erwartet hatte. Allein wie ward ich enttäuſcht! Ich befand mich plötzlich in einem Bretterverſchlage unter Töpfen, Schüſſeln, Krügen und Keſſeln. Hier lagen auf bretternen Gerüſten Stücke rohen Fleiſches, ſchwarzblau angelaufen vor Alter. Halb und ganz gerupfte Hühner hingen an den Wänden. Ueberreſte alter Speiſen auf unſauberem Geſchirr ſtanden umher und verbreiteten einen Geruch der pikanteſten Art. „Da können Sie wählen," ſagte die Schwarzäugige, nahm ein Stück Fleiſch vom Brett, klatſchte mit ihrer dicken blauen Hand darauf und meinte, das gebe ein vortreffliches Beefſteak. Ich dankte indeß beſcheiden, entſchied mich für harte Eier und beſtellte als Vorkoſt noch eine Suppe. „Mineſtra (Suppe) mit Reis?" fragte die Kleine. Ich bejahte, ohne zu wiſſen, was ich beſtellt hatte. — Inzwiſchen brachte mir der Schnauzbärtige meinen Paß zurück, dem ich für die Bemerkung, daß nichts zu zahlen ſei, ein „tauſend Dank" an den Hals warf. Er lachte mich zähnefletſchend an und meinte, das ſei nicht nöthig. Ich freute mich, daß die Sachen ſo vortrefflich gingen und erwartete ſehnſuchtsvoll die beſtellte Mineſtra. Sie kam und beſtand aus ſehr dickem, in Waſſer nur halb weich gekochtem Reis. Darein war grünliches Kraut geſchnitten und das Ganze mit altem Parmeſankäſe nebſt ranzigem Schmalz angerührt. Dieſe erſte italieniſche Schüſſel wollte mir durchaus nicht munden und ich verlangte die Eier, erhielt aber zuvor noch: Rindfleiſch mit Meerrettig in Eſſig. Das wäre wohl eßbar geweſen, aber — das Gefäß mit Spuren von Speiſereſten, die vor drei oder vier Tagen andere Gäſte zurückgelaſſen haben mochten, ſchreckte mich zurück. So mußte ich denn meine Zuflucht zu den Eiern allein nehmen, die auch nichts zu wünſchen übrig ließen und mich wider Erwarten vollkommen ſättigten. Die Zeche war übrigens billig, obgleich ich ſie nicht vorher behandelt hatte, wie man das in Italien thun muß, um nicht übervortheilt zu werden. Doch ich

sollte bald ein Pröbchen von dem Hange zur Prellerei dem Fremden gegenüber kennen lernen. Ich war nämlich das ganze Joch herauf mit Einem Pferde gefahren, würde also jedenfalls mit Einem Pferde auch wieder hinunter gekommen sein. Als ich nun den Wagen verlangte, wollte mir der Posthalter sogar drei Pferde aufnöthigen: zwei starke, kräftige Thiere und eine kleine, halb verhungerte Mähre, die nur so mittraben sollte. Nach einigem Handeln und Vorstellen gelang es mir, das Dreigespann wenigstens in ein Zweigespann zu verwandeln, und rief nun meinem welschen Postillon ein „Vorwärts!" zu. Der schrie wie ein Besessener, hieb auf die Pferde, was die Peitsche halten wollte, und im sausenden Galopp, ohne Hemmschuh und Kette, flogen wir hinein in's prächtig wilde Felsenthal der Adda. Mir verging Hören und Sehen bei dieser tollen Jagd. Der zerbrechliche Wagen tanzte bald auf diesem, bald auf jenem Rade, wenn wir um die scharfen Felsenecken bogen, und drohte alle Augenblicke umzustürzen. Zehnmal rief ich bald bittend, bald befehlend: „piano! piano!" Allein der Postillon meinte, ich solle mich nicht fürchten, und trieb die schnaubenden Pferde nur noch toller an. — Ueberall in Italien finden sich bei Fahrten mit Posten und Vetturinen blinde Passagiere ein, die, wenn man es nicht im Voraus bedungen hat, auch nicht wieder entfernt werden können. In Ober- und Mittel-Italien hat man es in der Regel nur mit Einem zu thun; in Unteritalien aber, wo dergleichen Dinge stets in's Große getrieben werden, kann man erleben, daß sich fünf, sechs, ja acht zerlumpte Kerle mit aufsetzen. Einen solchen, diesmal freilich ganzjackigen Begleiter mußte ich mir denn auch gefallen lassen. Es schien ein Wildschütze zu sein. Wenigstens holte er sich beim Rettungshause Spondalunga aus einer verdeckten Felsschlucht eine Büchse und eine langröhrige Flinte hervor, und nahm so bewaffnet wieder Platz neben dem Postillon. Mir suchte er sich übrigens so angenehm als möglich zu machen, indem er mir die schönsten Punkte der großartigen Alpengegend zeigte, die Berggipfel nannte und überhaupt unaufhörlich schwatzte. Leider konnte ich nur wenig von seinem aus Italienisch, Französisch und Romanisch zusammengesetzten Kauderwelsch verstehen. Abwärts unter Spondalunga beginnen die

großartigen, durch den Fels gesprengten Gallerien. Die kühnsten und durch die schauerlich-herrliche Lage berühmtesten sind die Galleria el Rio di Peder unweit Spondalunga und die Gallerien im Schneethal (Vallone della Nieve). Die beiden untersten der letzteren gewähren die köstlichsten Ansichten in die Felsenschlünde der Adda. Dieses Alpenwasser, anfangs ein unscheinbarer Bach, schwillt durch die vielen Zuflüsse bald zu einem rauschenden grünen Flüßchen an, das zahllose Wasserfälle bildet und dadurch der Straße immer neuen Reiz verleiht. Auf italienischer Seite, wo die Straße „Wormser Joch" (von Bormio, Worms) heißt, sollen im Frühjahr und Herbst die Lawinen häufiger und gefährlicher sein, als auf deutscher Seite. Zum Schutz der Reisenden gegen Lawinenstürze und Schneestürme sind von Bormio aus bis zur Höhe des Joches eine Anzahl fester Wirthshäuser, sogenannte Rettungshäuser, errichtet, deren Gastgeber gesetzlich verpflichtet sind, stets auf einige Tage mit Lebensmitteln für funfzehn Personen und mit Futter für eine gleiche Anzahl Pferde versehen zu sein, damit im Falle einer durch plötzliches Unglück veranlaßten Sperrung der Straße kein Mangel entstehe."

„Von dem schön gelegenen schwefelhaltigen Martinsbad aus zeigt sich die Stadt Bormio in einem fruchtbaren, ziemlich breiten Thalgrunde, ringsum von sehr hohen, steilen Schneebergen umgeben. Steinerne Häuser mit sehr schräg gelegten Dächern, einige Thürme und hoch am Berge die Trümmer der ehemaligen Burg geben der Stadt in der Entfernung ein hübsches Ansehn. Beim Eintritt findet man indeß die Häuser schmutzig, zum Theil halb verfallen, die Straßen unrein und eng, das Volk arm und zerlumpt. Handel und Gewerbe scheinen nicht zu blühen, Ackerbau giebt es wenig; doch scheint ziemlich viel Flachs gebaut zu werden. — Bei der Trennung von meinem erzwelschen Postillon gab es noch einen unangenehmen Zwist wegen der Bezahlung. Obwohl ich ihn nach der Taxe bezahlte, so behauptete er doch hartnäckig, es sei das zu wenig und verlangte eine ganz unverschämte Summe. Die Verständigung war schwer, fast unmöglich. Aus seinem lärmenden Geschrei begriff ich nur so viel, daß er jenes dritte Pferd, das ich abgewiesen, bezahlt haben wollte. Er nannte dasselbe „das todte Pferd" (il cavallo mortuo),

und ich kam erst später hinter die Bedeutung einer solchen Bestie. Es ist dies nämlich eine alte Schindmähre, die zu weiter nichts mehr taugt als zum Todtschlagen. Man sieht fast immer ein Knochengerippe von Kracke neben den beiden guten Pferden mitlaufen. Der Postillon drischt unbarmherzig auf das arme Thier, das als „todtes" die Prügel für die andern mit erhält. Stürzt es, so ist nichts dabei verloren; in der Regel hilft aber doch Prügeln und Schinden dem Wagen über die schlimmsten Stellen hinweg. — Bei dem Streit mit meinem Wagenlenker schlug sich die Wirthin sammt dem ganzen Dienstpersonal in's Mittel, um Frieden zu stiften. Mir jedoch riß endlich der Geduldsfaden. In der Hoffnung, daß ein klein wenig Wuth vielleicht eher zum Ziele führen würde, warf ich dem zudringlichen Forderer die Summe, welche ich, was auch der Fall war, für ausreichend hielt, vor die Füße. Dies Manöver schlug wirklich an. Die unnützen Vermittler stoben auseinander, auch der Postillon lief fort; das Geld blieb aber liegen. Nach einigen Minuten kehrte der letztere mit einem räuberisch aussehenden Menschen zurück, der mich in vintschgauischem Deutsch anredete. Dieser Mann gab mir zwar Recht, fügte jedoch achselzuckend hinzu, daß ich den Kerl am besten los würde, wenn ich ihm das Geforderte gäbe. Ich dagegen bestand auf der Posttare und drohte beim Postmeister zu klagen. „Versuchen können Sie's," meinte der Vintschgauer, indem er sich am Kopfe kratzte, „aber helfen wird's schwerlich. Denn einmal haben wir kein Postreglement und sodann ist unser Postmeister auch immer besoffen." Unter solchen Umständen warf ich dem Postillon noch ein Zehnkreuzerstück hin als Vermehrung seines Trinkgeldes und erklärte mit einem derben Fluche, daß er weiter nichts zu erwarten habe. Brummend trollte er darauf ab. — Dieser erste Zwist mit einem italienischen Postillon war auch mein letzter, indem ich mich hinfort vor aller Heftigkeit hütete. Zu empfehlen ist bei Verschiedenheit der Ansichten Ruhe und noch mehr Heiterkeit. Man lache zu einer übermäßigen Forderung des Italieners und setze ihm ganz gemüthlich auseinander, daß er mit dem, was man zu geben gesonnen sei, sich die größten Genüsse verschaffen könne. Thut man dies scherzend und heiter, so wird man seinen Mann bald

vollkommen zufrieden gestellt sehen. Auch ist nichts amüsanter, als ein lustiger Italiener, der in dem Fremden einen Scherz verstehenden Menschen erblickt. Jede Unterhaltung mit ihm wird zur ergötzlichsten Posse, über die am Ende beide Betheiligte nebst der zahlreichen Zuschauermenge, die sich stets dabei einfindet, aus Herzensgrunde lachen."

„Gezwungen mußte ich zwei Nächte und einen ganzen Tag in Bormio bleiben. Ich benutzte das schöne Wetter des Tags zu einem Spaziergang. Ohne die malerische Form der Berge und deren prächtige Beleuchtung würde dies Alpenthal sehr einförmig sein. Außer dürftigen, verkrüppelten Kiefern und Wachholdergesträuch weit und breit kein Baum; Wiesen und Felder mit Steinen besäet und liederlich bearbeitet; ganz oder halb zerfallene Häuser im Thal und an Bergeshängen; überall, wohin man sieht, Ruinen neben und in bewohnten Dörfern. Viele dieser Häuser waren jedenfalls von den Bewohnern absichtlich verlassen worden, weil sie an Gefahr drohenden Stellen lagen, die Schneestürmen, zerstörenden Bergwassern und Lawinen ausgesetzt waren. — Auffallend war mir im ganzen oberen Veltlin die eigenthümliche Bauart der Häuser. Die Dächer stehen nämlich selbst in den Städten, nach einer Seite, oft auch nach beiden, offen, indem die Giebelwände blos bis an den Dachsims reichen. Durch Bretterverschlag wird die fehlende Mauer nicht ersetzt. Wind und Regen können sich also ungehindert Bahn in's Innere der Häuser brechen und den hier aufgestapelten Vorrath an Holz und Reisig verderben. Anfangs vermuthete ich in solchen offenstehenden Giebeln Trockenböden; deren bedarf man aber nicht, da jede Wand und Gasse dazu benutzt wird. Feine und grobe, ganze und zerrissene Wäsche, weit mehr jedoch haderartige Lumpen baumeln lustig vor allen Fenstern, eine Sitte, die durch ganz Italien selbst in den prachtvollsten Städten das Auge des Fremden beleidigt. In großen Städten trocknet man auf diese Weise oft vier bis fünf Stock übereinander die Bett- und Leibwäsche aller Familien des Hauses im Straßenstaube."

„Das Veltlin gehört zu den fruchtbarsten Gegenden Ober-Italiens. Es erstreckt sich von Bormio bis an den Comer See und wird seiner ganzen Länge nach von der Adda durchströmt,

in deren weitem, paradiesischem Thal reiche Weingärten und Wiesen, üppig gewachsene Kastanien- und Maulbeerbäume prangen. Nichts desto weniger sieht man hier auf allen Straßen und in jedem Orte zerlumpte oder schmutzig gekleidete Menschen; selbst eine Menge Cretins mit dumm glotzenden Augen und widerlich dicken Köpfen begegnen dem Reisenden häufig. Der erste Anblick des Veltliner Landvolkes hat für uns Nordländer etwas Komisches. Die Männer tragen nämlich kurze Hosen, Strümpfe und Schuhe, statt des Rockes aber einen Frack mit breiten, sehr kurzen Schößen, die nur wenig über den halben Schenkel herabreichen und bei dem Mangel an Schnitt und Taille oft auf unbeschreibliche Weise um den hageren, kleinen Körper des Veltliners herumbaumeln. Damit diese geschmacklose Tracht noch burlesker werde, schafft man immer Tuch von einerlei Farbe für die Hauptkleidungsstücke an. Blau, Braun und Ziegelroth sind allgemein beliebte Farben; doch herrscht das Braun vor. Ein vollständig landesüblich gekleideter Veltliner trägt Sommer und Winter braunen Frack, braune Weste, braune Hosen, grauweiße Strümpfe und Schnallenschuhe, dazu ein grobes Hemd, das stets die offene Brust sehen läßt, da sich Niemand eines Halstuches bedient. Ein Hut darf dagegen gar nicht fehlen, sei's auch, wie gewöhnlich, einer mit blos halber oder durchgegriffener Krempe und mit zerlöchertem oder zusammengeknicktem Kopf. Alter, Wind und Regen haben diese Kopfbedeckung braun oder röthlich gemacht, so daß sie vortrefflich zu der übrigen Kleidung harmonirt. Ganz unentbehrlich ist endlich noch der sehr große Regenschirm von fahlgelber, grünlicher oder röthlicher Wachsleinewand. Der Veltliner trägt ihn lose zusammengeschlagen stets unterm Arm; doch begegnet Einem auch wohl ein Mistkarren, auf dem der Eigner blau, roth oder braun befrackt und behos't, den graulichen Huf tief in die Stirn gedrückt, gemächlich auf dem Bauche liegt, eine fast halbellenlange Cigarre raucht und den Schirm gegen Sonne oder Regen ausgespannt vor sich auf den Mist gepflanzt hat. Das Mitführen eines großen, gegen das Durchdringen des Regens mit Wachsüberzug geschützten Schirmes, mit dem sich jeder Italiener trägt, hat indeß seinen guten Grund in den wolkenbruchähnlichen

Regengüssen des Landes, die äußerst nachtheilig auf die Haut einwirken; denn der davon Durchweichte bekommt gewöhnlich das Fieber. Die Männer im Veltlin sind meistens mittelgroß und hager bis zur Dürrheit. Das Gesicht ist bleich, fast erdfahl, die dunkelen Augen blitzend, Haar und Bart braun oder schwarz. Unreinlichkeit und Loddrigkeit giebt fast Allen den Anstrich von Vagabunden oder angehenden Straßenräubern. Viele ziehen vor jedem Wagen den formlosen Hut und betteln mit kläglicher Stimme um ein Almosen. Hübscher sind die Weiber. Sie schmücken sich die dunkeln Haare mit einer Menge silberner Nadeln, die sie rund um die starken Flechten in Form eines Sternes stecken, dessen Kern ein silberner Pfeil bildet. Im Sonnenschein blitzt dieser zierliche Kopfputz schon fernher aus dem häufig die Straße überwölbenden Weinlaub hervor. Dabei wissen sie sich frei und leicht zu bewegen und ihre großen leuchtenden Augen vortheilhaft zu gebrauchen. Schade nur, daß auch ihnen der Sinn für Sauberkeit fehlt!"

„Von Bormio aus fuhr ich immer das breite fruchtbare Thal der Adda entlang nach dem freundlichen, am Eingange des schönen Thales von Malengo gelegenen Städtchen Sondrio und von da noch spät zum Comer-See. Die Nacht war mild und sternenklar. Aus dem sich erweiternden Thal der Adda, von welchem sich die Berge allmählig in die Ferne zurückziehen, rollten leicht flimmernde Nebel, und von dem tiefen breiten Bergkessel des Sees her wehte ein warmer Hauch des Südens. Klänge eines fernher schmetternden Posthornes weckten mich aus süßem Traumgedämmer. Es war die Splügener Post, wie der Conducteur bemerkte. Vor mir lag eine dunkle Häusermasse. Es war das Städtchen Colico, wo die Posten aus der Schweiz und Tyrol zusammentreffen. Jenseits der Häuser glänzte es wie mattes Silber, durchzuckt von rothen Flammen. „Ist das der See?" fragte ich den Conducteur, mich weit aus dem Cabriolet vorbeugend. „Ja, Herr!" lautete die Antwort. „Also der Comer-See!" wiederholte ich, stieg eiligst aus dem Wagen, bog um eine Ecke, und schaute wie in einen Zauberspiegel. Lohende Fackeln zahlreicher Fischerkähne, die theils still auf dem Wasser lagen, theils lautlos über dasselbe hinglit-

ten, brannten überall in hellglänzendem Purpur. Drüben aus dem gleißenden Nebel schimmerten die Schneekegel der Lepontiner Alpen. Ueber den riesigen Häuptern des Gebirges funkelten Millionen Sterne, und Sternschnuppen-Schwärme flogen wie ausgestreute Saat des Lichtes durch die dunklen Himmelsräume. Wohin ich sah, überall Helligkeit, Licht und Farbe, selbst im Dämmer der Nacht. Dazu an den Bergen schwarze Cypressen leicht schwankend im Winde. „Ja, das ist eine italienische Nacht!" rief ich mir selber zu." —

„Ein Nachtquartier in Colico, hatte ich gehört, soll unter diejenigen Lebensfreuden gehören, an deren einmal gehabten Genuß man sich ungern erinnert. Ich zog daher vor, weiter zu reisen. Glücklicherweise eroberte ich mir auf der Post den Sitz im Cabriolet, der mir die freie Aussicht auf die See- und Berglandschaft gestattete. Ueberrascht schon die kühne Anlage der Alpenstraße über das Wormser Joch, so setzt der Straßenbau um die Ufer des Comer-Sees nicht weniger in Verwunderung. Ich kenne weder eine solider, noch schöner angelegte Straße. Immer hart am steilen Seeufer fortlaufend, durchbohrt sie mehrmals lange Strecken der steil vorspringenden Felsen, und zwar in solcher Breite, daß zwei Vierspänner einander bequem ausweichen können. Innerhalb dieser hohen und breiten Tunnel, die gegen den See durchbrochen sind und die köstlichsten Blicke gewähren, krümmt sich die Straße, weshalb die Postillone beim Eintritt in die Tunnel eigentlich verpflichtet sind, von ihrem Horn Gebrauch zu machen. Sie ziehen es jedoch vor, mit ihren kurzen Peitschen ein Ohr betäubendes Geknall hervorzubringen, und statt dergleichen Wegstrecken im Schritt zu befahren, hetzt man wo möglich im Galopp hindurch. Diese Tunnel oder Gallerien ziehen sich bis Lecco hin. — Bei Varenna sind die schroffen Uferwände weit hinauf mit malerisch verkrüppelten Feigen und silbergrau dazwischen schimmernden Oliven bewachsen; zu allen Kapellen und Kirchen führen Cypressen-Alleen; selbst eine Pinie wuchert hin und wieder auf felsiger Höhe und spannt ihren durchsichtigen grünen Nadelschirm gegen den hellen Himmel aus."

„Von Varenna aus ließ ich mich in Gesellschaft anderer

Reisegefährten auf einer Barke nach dem gegenüberliegenden Vorgebirge Bellagio und der demselben benachbarten Villa Sommariva fahren. Die Bootsleute hatten ein schweres Stück Arbeit, um das Fahrzeug dem Winde entgegen durch die aufrauschenden Wogen zu lenken. Die von einem parkähnlichen Garten umgebene Villa verdankt ihre Berühmtheit dem Besitz von Kunstschätzen. Unter diesen ist das bedeutendste Thorwaldsens großer, alle vier Seiten eines ansehnlichen Salons umfassender Fries: ein geniales Gemälde in Marmor, den Alexanderzug darstellend. Nächstdem zog mich besonders die Marmorgruppe von Canova (gest. 1822) Amor und Psyche an. Der etwas zu lang gerathene Arm des Amor störte mich nicht, indem ich mein Auge auf den verklärten Gesichtszügen der beiden einander zugewendeten Glücklichen ruhen ließ, in denen sich der süßeste Reiz der Liebe mit holder Kindesunschuld verkörpert. — Darauf besuchten wir die auf dem höchsten Punkte des Vorgebirges Bellagio gelegene Villa Serbelloni, von wo aus man mit einem Blicke der außerordentlichsten Ueberraschung alle drei Arme des Sees und einen großen Theil der Brianza übersieht. So heißt nämlich das Landdreieck zwischen Como und Lecco, welches in das Vorgebirge Bellagio ausläuft. Dieser fruchtbare, romantische, mit Hügeln, Thälern und kleinen Seen prächtig verzierte Landstrich bildet einen der schönsten und großartigsten Weingärten der Welt und führt mit Recht den Namen „Paradies der Lombardei." Zur Zeit des Festes der Madonna del Monte ergreift der Taumel der Lust, der in Italien die Kirchenfeste so oft begleitet, diese ganze Gegend und verwandelt sie in einen weiten Tanzplatz voll singender, zechender und jubelnder Erdenkinder. — Am Abend kehrten wir in dem Wirthshaus ein, das auf der äußersten Kante des Vorgebirges liegt. Das Essen wurde uns in einem geräumigen Saale aufgetragen, dessen Fenster gegen den Wind nicht zum Besten schlossen. Wir ahmten daher den übrigen Hausbewohnern nach und siedelten uns in der Küche am großen Kamin in der unmittelbaren Nachbarschaft des Bratenwenders an. Dies gemeinsame Küchenleben am knisternden Kaminfeuer ist sehr gewöhnlich in Italien, wo man in den Zimmern keine Oefen duldet. Der Kamin selbst ist so groß, daß

man zu beiden Seiten des Heerdes zwei schmale Bänke in demselben anbringen kann, die von den Geehrtesten der Gesellschaft besetzt werden. Sie sitzen gewissermaßen im Feuer, und über ihren Köpfen dreht sich von selbst durch den vom Feuer verursachten Luftzug die sinnreich eingerichtete Maschinerie des hier zu Lande unentbehrlichen Bratspießes. Das Feuer wird nachlässig genährt. Halbe Bündel Reisig, dürre Reben und Reisstroh, am häufigsten aber zwei dicke ganze Baumstümpfe werden in den Kohlenhaufen gelegt und von Zeit zu Zeit angeschürt. Das giebt eine kümmerliche Flamme, um welche sich Alle möglichst nahe gruppiren. Man trinkt ein Glas Wein, raucht seine Cigarre und unterhält sich mit Wirth und Wirthin oder mit den jugendlichen Töchtern des Hauses. Das Gesinde bildet den äußeren Kreis dieses patriarchalischen Familienzirkels. Die Mädchen und Frauen legen meistentheils die Hände in den Schooß, indem sie unverwandten Blickes in's Feuer starren, schließen auch wohl die müden Aeuglein oder machen sich höchstens mit dem Aufräumen einiger Küchengeräthe etwas zu thun. — Des anderen Tages schaukelte uns ein günstiger Wind wieder bei Varenna an's Land. Hier ward mit leichter Mühe ein Wagen nach Lecco gemiethet, wobei wir Gelegenheit hatten, die Keckheit italienischer Betheuerungen zu bewundern. Wir verlangten nämlich einen bequemen Wagen und ein starkes rasches Pferd. Unser Varennese betheuerte nun bei allen Heiligen, daß es in ganz Mailand keinen solchen Schnellläufer gebe, wie er einen besitze, und schob, unterstützt von einigen Betteljungen, aus seinem Schuppen ein sehr krackeliges uraltes Gestell hervor, welches er eine höchst bequeme Karrosse (una commodissima carrozza) nannte. Dazu kam die abgetriebenste Mähre, die überdies hartnäckig und blind war, zum Vorschein, und ward unter heftigen Einsprüchen von unserer Seite eingespannt. „O Signori," hieß es da, „dies Pferd ist ein Herkules! Es ermüdet nie und läuft wie ein Hirsch! Steigen Sie nur ein und Sie werden Ihre Freude daran haben." Der umstehende Janhagel wiederholte schreiend die Betheurung des Lohnfuhrmanns. Wir stiegen in die Kalesche, ein Junge sprang auf den Bock und setzte das Thier durch Peitschenhiebe und Fußstöße auch wirklich in Galopp.

Das ging nun aber so lange wie es ging, und wir kamen spät genug in Lecco an. Hier wird der See zum Fluß, der sich, sobald man ihn auf schöner Brücke überschritten hat, nochmals zum See erweitert und später, nachdem die Berge zurückgetreten sind, als vergrößerte Adda die ungemein fruchtbare, aber höchst eintönige lombardische Ebene durchströmt."

„Das alterthümliche Monza (16,000 E.) fanden wir sehr belebt. Schaaren von Lastthieren durchzogen die engen Straßen mit ihren schreienden Treibern; vor den Häusern handthierte und schwatzte allerlei Volk. Wir besuchten den schwarzgrauen, schon von der Königin Theodolinde gegründeten Dom. Er birgt in sich viele Reliquien und Kostbarkeiten von großem Werthe, so wie die berühmte eiserne Krone, die außer den deutschen Kaisern auch Napoleon und Kaiser Ferdinand I. von Oestreich sich aufs Haupt setzten. Wer sie sehen will, bedarf eines Erlaubnißscheins des Gouverneurs von Mailand; doch kann man in der Sacristei eine getreue Copie davon genau betrachten. Sie ist ganz von Gold und Edelsteinen zusammengesetzt und hat nur in ihrem Innern einen einfachen eisernen Ring, welcher der Sage nach aus einem Nagel des Kreuzes Christi geschmiedet wurde. — Nahe bei der Stadt liegt der stolze Palast des Vicekönigs der Lombardei in der Umgebung des größten italienischen Parkes, wo Fasanen, Hirsche und anderes Wildpret wimmelt."

„Von Monza nach Mailand durchflogen wir die lombardische Ebene auf der Eisenbahn. Es ist da nichts zu sehen, als blauer oder grauer Himmel, Alleen von Maulbeerbäumen, welche die Straßen einfassen, endlose von Bäumen durchzogene Felder, und weißgekalkte Mauern, wodurch die Felder eingefriedigt werden. Die Eisenbahn bringt uns durch dies ermüdende Einerlei nicht nur schnell, sondern auch gefahrlos hindurch; denn nirgends ist die Unsicherheit in Italien größer, als in der Lombardei und in Mailands nächster Umgebung. Die Mitfahrenden unterhielten sich von Räubergeschichten, die dicht vor den Thoren der Hauptstadt vorgekommen waren."

Wir haben auf der eben beschriebenen Reiseroute den romantischen Weg über das Wormser Joch von Botzen aus eingeschlagen. In kürzerer Zeit erreicht man jedoch Mailand auf der

Straße, die über Trient und Roveredo nach Verona führt. Von dort bringt die Eisenbahn über Brescia zum Ziel. — Ueber Trient wollen wir kürzlich bemerken, daß es in einem äußerst lieblichen Thale am linken Ufer der Etsch liegt, daß es ziemlich wohl gebaut ist und 13,000 Einwohner zählt, unter denen ein reges gewerbthätiges Leben herrscht, und daß man in der Marienkirche, wo von 1545 bis 1563 die berühmte Kirchenversammlung gehalten wurde, auf einem großen Gemälde die Köpfe aller Prälaten sieht, welche der Versammlung beigewohnt. — Von Roveredo aus werfen wir einen Blick nach Osten, wo im rauhen Gebirg Asiago liegt, der Hauptort der sogenannten sieben Gemeinden (sette communi), worin Einige Reste der von Marius vernichteten Cimbern und Teutonen, Andere Nachkommen einer deutschen Colonie aus dem Mittelalter sehen wollen. Jedenfalls verrathen ihre Gebräuche und Sprache eine germanische Abkunft. Noch jetzt bilden sie in ihren abgeschlossenen Bergen eine Art Verbrüderung und haben gewisse Privilegien, als die Wahl des Pfarrers und die Marktfreiheit. Asiago selbst liegt in einem mit Felsblöcken untermischten Tannenwald, und man sieht daselbst viele Grabmäler alter Familien. Die hier verfertigten Strohhüte wandern bis nach Paris. — Unfern von Bassano liegt Possagno, des berühmten Bildhauers Canova (gest. 1822) Geburtsort, wo die irdischen Ueberreste dieses Meisters in einem von ihm selbst inmitten wildester Alpennatur erbauten schönen griechischen Tempel ruhen. — Wenden wir uns nun zurück nach Roveredo, wo man schon durchweg italienisch spricht, und schalten hier behufs der Veranschaulichung von Land und Leuten das folgende Reisefragment ein.

„Heute Abend hätte ich können in Verona sein; aber es lag mir noch der Garda-See zur Seite, der seine Wasser eilf Stunden weit südwärts und vier Stunden breit erstreckt. Den wollte ich nicht versäumen und bin herrlich für meinen Umweg belohnt, obgleich ich auch Gelegenheit fand, die tückische Natur des alten, von Virgil gefeierten Benacus, der bei plötzlichem Wind und Sturm oft selbst lebensgefährlich wird, kennen zu lernen. Nach fünf Uhr Morgens fuhr ich von Roveredo ab, ein Seitenthal hinauf, das seine Wasser noch in die Etsch gießt.

Wenn man hinaufkommt, liegt ein ungeheurer Felsriegel vor, über den man nach dem See hinunter muß. Hier zeigten sich die schönsten Kalkfelsen zu Maler-Studien. Wenn man hinabkommt, liegt ein Oertchen am nördlichen Ende des Sees, und ist ein kleiner Hafen oder vielmehr Anfahrt daselbst, es heißt Torbole. Die Feigenbäume hatten mich schon den Weg hinauf begleitet, und indem ich in das Felsamphitheater hinabstieg, fand ich die ersten Oelbäume voller Oliven. Von meinem Zimmer in Torbole aus übersieht man den See beinah in seiner ganzen Länge. Das Ufer auf beiden Seiten von Hügeln und Bergen eingefaßt, glänzt von unzähligen kleinen Ortschaften. — In der Abendkühle ging ich spazieren, und befinde mich nun wirklich in einem neuen Lande, in einer ganz fremden Umgebung. Die Menschen leben ein nachlässiges Schlaraffenleben: erstlich haben die Thüren keine Schlösser; der Wirth aber versicherte mir, ich könnte ganz ruhig sein, und wenn Alles, was ich bei mir hätte, aus Diamanten bestünde; zweitens sind die Fenster mit Oelpapier statt Glasscheiben geschlossen; drittens fehlt eine höchst nöthige Bequemlichkeit, deren Stelle der ganze Hofraum vertreten muß. Ueberall zeigt sich die größte Sorglosigkeit, doch Leben und Geschäftigkeit genug. Den ganzen Tag verführen die Nachbarinnen ein Geschwätz, ein Geschrei, und haben doch alle zugleich etwas zu schaffen. Ich habe noch kein müßiges Weib gesehn. — Der Wirth verkündigte mir mit italienischer Emphase, daß er sich glücklich fühle, mir mit der köstlichsten Forelle zu dienen. Sie werden bei Trobole gefangen, wo der Bach vom Gebirge herunterkommt und der Fisch den Weg hinaufsucht. Es sind jedoch keine eigentlichen Forellen, manchmal funfzig Pfund schwer, über den ganzen Körper bis auf den Kopf hinauf punktirt; der Geschmack zwischen Forelle und Lachs, zart und trefflich. Mein eigentlich Wohlleben aber ist in Früchten, in Feigen, auch köstlichen Birnen."

„Am nächsten Morgen früh um drei Uhr fuhr ich von Trobole weg mit zwei Ruderern. Der Wind war günstig, der Morgen zwar wolkig, doch bei der Dämmerung still. Wir fuhren an Limona vorüber, dessen Berggärten, terrassenweise angelegt und mit Citronen bepflanzt, ein reiches und reinliches

Ansehn geben. Der ganze Garten besteht aus Reihen von weißen viereckigen Pfeilern, die in einer gewissen Entfernung von einander stehen und stufenweis den Berg hinaufrücken. Ueber diese Pfeiler sind starke Stangen gelegt, um im Winter die dazwischen gepflanzten Bäume zu decken. Das Betrachten dieser angenehmen Gegenstände ward durch eine langsame Fahrt begünstigt, und so waren wir schon an Malsesine vorbei, als der Wind sich völlig umkehrte und nach Norden zog. Das Rudern half wenig gegen die übermächtige Gewalt, und so mußten wir im Hafen von Malsesine landen. Es ist der erste venetianische Ort an der Morgenseite des Sees. Ich suchte diesen Aufenthalt so gut als möglich zu nützen, um das am Wasser gelegene Schloß zu zeichnen, welches ohne Thore, ohne Verwahrung und Bewachung Jedermann zugänglich war. Im Schloßhofe setzte ich mich also dem alten und in den Felsen gebauten Thurm gegenüber. Neben einer drei bis vier Fuß erhöhten verschlossenen Thür bot sich mir ein verziertes steinernes Sitzchen, sehr bequem zum Zeichnen dar. — Ich saß nicht lange, so kamen verschiedene Menschen in den Hof herein, betrachteten mich, und gingen hin und wieder. Die Menge vermehrte sich, blieb endlich stehen, so daß sie mich zuletzt umgab. Ich ließ mich jedoch in meiner Beschäftigung nicht stören. Endlich drängte sich ein Mann zu mir, nicht von dem besten Ansehn und fragte, was ich da mache. Ich erwiederte ihm, daß ich den alten Thurm abzeichne, um mir ein Andenken von Malsesine zu erhalten. Er sagte darauf: es sei dies nicht erlaubt, und ich sollte es unterlassen. Da er dies in gemeiner venetianischer Sprache sagte, so daß ich ihn wirklich nicht verstand, so erwiederte ich, daß ich ihn nicht verstehe. Er ergriff darauf ganz gelassen mein Blatt, zerriß es, ließ es aber auf der Pappe liegen. Hierauf konnt' ich einen Ton der Unzufriedenheit unter den Umstehenden bemerken, besonders sagte eine ältliche Frau, es sei nicht recht, man solle den Podesta (die ortsobrigkeitliche Person) rufen, welche dergleichen Dinge zu beurtheilen wisse. Als der Podesta, ein langer Mann mit geistlosem Gesichte, herankam und mich fragte, warum ich ihre Festung abzeichne, erwiederte ich, daß ich dies Gemäuer nicht für eine Festung anerkenne. Ich machte ihn und das

Volk aufmerksam auf den Verfall dieser Thürme und dieser Mauern, auf den Mangel von Thoren, kurz auf die Wehrlosigkeit des ganzen Zustandes und versicherte, ich habe hier nichts als eine Ruine zu sehen und zu zeichnen gedacht. Man entgegnete mir: wenn es eine Ruine sei, was denn daran wohl merkwürdig scheinen könne? Ich erwiederte darauf, daß viele Reisende nur um der Ruinen willen nach Italien zögen, daß Rom, die Hauptstadt der Welt, von den Barbaren verwüstet, voller Ruinen stehe, welche hundert- und aber hundertmal gezeichnet worden, daß nicht Alles aus dem Alterthum so erhalten sei, wie das Amphitheater zu Verona, welches ich denn auch bald zu sehen hoffte. Man meinte, das möge wohl gelten, denn jenes sei ein weltberühmtes römisches Gebäude, an diesen Thürmen aber sei nichts Merkwürdiges. Ich erklärte dagegen, daß auch die Alterthümer der mittleren Zeit Aufmerksamkeit verdienten. Ihnen sei freilich nicht zu verargen, daß sie an diesem von Jugend auf gekannten Gebäude, nicht so viele malerische Schönheiten, als ich, entdecken könnten. Glücklicherweise setzte die Morgensonne Thurm, Felsen und Mauern in das schönste Licht, und ich fing an, ihnen dies Bild mit Enthusiasmus zu beschreiben. Weil aber mein Publicum die belobten Gegenstände im Rücken hatte und sich nicht ganz von mir wegwenden wollte, so drehten sie auf einmal, jenen Vögeln gleich, die man Wendehälse nennt, die Köpfe herum, dasjenige mit Augen zu schauen, was ich ihren Ohren anpries. Diese Scene machte sich höchst komisch und versetzte mich in die heiterste Stimmung. Im Verlauf der weiteren Unterredung ließ ich fallen, daß ich aus Frankfurt am Main gebürtig sei. „Von Frankfurt am Main!“ rief eine hübsche junge Frau, „da könnt ihr gleich sehen, Herr Podesta, was an dem Fremden ist, den ich für einen guten Mann halte; laßt den Gregorio rufen, der lange daselbst conditionirt hat.“ Als nun Gregorio kam, wendete sich die Sache ganz zu meinem Vortheil. Es war ein Mann in den Funfzigen, ein braunes italienisches Gesicht, der sich freute, durch mich etwas von der Stadt zu hören, an die er sich mit Vergnügen erinnerte. Als ich ihm nun die genaueste Auskunft fast über Alles gegeben, um was er mich befragt hatte, belebten

sich die Züge des Mannes. Er war froh und gerührt, und sagte zuletzt: „Herr Podesta, ich bin überzeugt, daß dies ein braver kunstreicher Mann ist, wohlerzogen, welcher herumreist, sich zu unterrichten. Wir wollen ihn freundlich entlassen, damit er bei seinen Landsleuten Gutes von uns rede und sie aufmuntere, Malsesine zu besuchen, dessen schöne Lage wohl werth ist, von Fremden bewundert zu sein.“ Ich verstärkte diese Worte durch das Lob der Gegend, der Lage und der Einwohner, die Gerichtspersonen als weise und vorsichtige Männer nicht vergessend. Darauf erhielt ich die Erlaubniß, mit Meister Gregorio nach Belieben den Ort und die Gegend zu besehen.“

„Nun von meiner ferneren Seefahrt! Sie endete glücklich, nachdem die Herrlichkeit des Wasserspiegels und des daran liegenden Brescianischen Ufers mich recht im Herzen erquickt hatte. Da, wo an der Abendseite das Gebirg aufhört steil zu sein und die Landschaft flacher nach dem See fällt, liegen nach der Reihe in einer Länge von ungefähr anderthalb Stunden: Garignano, Bojaco, Cecina, Toscolan, Maderno, Verdom, Saló, alle auch wieder meist in die Länge gezogen. Keine Worte drücken die Anmuth dieser so reich bewohnten Gegend aus. — Am reizendsten sind die Ufer bei Desenzano und Salo, einem wohlhabenden Städtchen von 5000 Einwohnern, die mit Südfrüchten handeln. Die schönsten Orangegärten und die stärksten Citronenbäume Oberitaliens finden sich in den Villen von Bogliara (boljara) und Limone auf der Südseite. Hier schwingt sich schroff Monte Balbo empor, jetzt nackt, einst durch Bauholz berühmt. Kühn springt weit in den See vor das Cap von Sirmione, Catull's geliebtes Sirmio, von Olivenhainen umschattet und mit den kühlen Grotten, worin der römische Dichter weilte. Noch liegt in dem See die kleine Insel Lecchi, von Dante besungen und einst durch ihre Schule der Theologie von klangvollem Namen. — Früh um zehn Uhr landete ich in Bartolino, lud mein Gepäck auf ein Maulthier, mich auf ein anderes. Nun ging der Weg über einen Rücken, der das Thal der Etsch von der Seevertiefung scheidet. Die Maulbeerbäume sehen, wegen Mangel an Feuchtigkeit, nicht fröhlich aus auf dieser Höhe. An Quellen ist nicht zu denken. Von Zeit zu Zeit trifft man Pfützen

zusammengeleiteten Regenwassers, woraus die Maulthiere, auch wohl die Treiber ihren Durst löschen. Unten am Flusse sind Schöpfräder angebracht, um die tiefer liegenden Pflanzungen nach Gefallen zu wässern. Die Gegend, die man beim Herabsteigen übersieht, ist ein wunderschöner Garten, meilenlang und breit, der am Fuß hoher Gebirge und schroffer Felsen ganz flach in der größten Sauberkeit daliegt. Und so kam ich denn des Mittags in Verona an. — Die Leute fand ich am Garda-See sehr braun und ohne den mindesten röthlichen Schein der Wangen, aber doch nicht ungesund, sondern ganz frisch und behaglich aussehend. Wahrscheinlich sind die heftigen Sonnenstrahlen, denen sie am Fuße ihrer Felsen ausgesetzt sind, hiervon die Ursache."

„Verona an der Etsch, schon im Alterthum als Colonia Augusta ausgezeichnet, im Mittelalter Herrschersitz der Scala, Visconti und Carrara, gegenwärtig in seinen zwei Städten 60,000 Einwohner enthaltend und durch den Fürsten-Congreß von 1822 merkwürdig, unter den italienischen Städten zweiten Ranges gewiß die schönste, macht einen sehr vortheilhaften Eindruck mit seinen alten stolzen Palästen, seinen römischen Thoren, seinen marmornen Kirchen, hochragenden Thürmen und seinen wunderlich aussehenden ruhigen Straßen, wo einst die Kampfesrufe der Montecchi und Capuletti erschallten, mit seinem schnelldahinfließenden Flusse und den vier darüber ausgespannten Brücken, endlich mit seiner reizenden Landschaft umher, die man von Terrassengärten und prunkhaften Gallerien herab erblickt. Ich fürchtete, es könnte mir hier bei der Betrachtung der wirklichen Dinge der romantische Anstrich, den der Schauplatz von Shakspeare's Romeo und Julie dem Ort verleiht, verloren gehen; aber kaum war ich auf den alten Markt getreten, so verschwand diese Besorgniß. Es ist ein absonderlicher malerischer Platz von außerordentlicher Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit phantastischer Gebäude. Das Haus der Capulets ist freilich jetzt zu einer ganz jämmerlichen kleinen Schenke herabgesunken. Lärmende Vetturini und schmutzige Marktkarren stritten sich um den Besitz des Hofes, wo eine Heerde Gänse herumwatschelte. Im Thorweg fletschte ein Hund wüthend die Zähne, und hätte

gewiß Romeo, so wie er über die Mauer stieg, beim Beine gepackt, wenn er damals schon vorhanden gewesen wäre. Der Obstgarten kam in andere Hände und wurde schon vor vielen Jahren von dem Gebäude getrennt; nur der Hut (Capello, daher Capuletti), das alte Wappen der Familie, ist immer noch in Stein gehauen über dem Thorweg des Hofes zu schauen. — In der Mitte der Stadt auf dem Bra-Platz (Piazza di Bra) steht das große römische Amphitheater so gut erhalten und sorgfältig gepflegt, daß jede Sitzreihe noch unverletzt ist. Es ist von einem röthlichen Marmor gebaut, den die Witterung angreift; daher stellt man die ausgefressenen Stufen immer wieder her, und sie scheinen fast alle ganz neu. Der oberste mit Gras und Blätterwerk bewachsene Rand trägt noch eine Reihe jener Bogenstellungen, welche das dritte längst durch ein Erdbeben eingestürzte Gestock bezeichnen. Ueber einigen Bogen erkennt man noch die alten römischen Nummern; auch Corridore und Treppen sind noch da und unterirdische Gänge für Thiere, so wie über und unter der Erde viel gekrümmte Gänge, als ob die neugierige Menge noch ein- und auswallete, um das blutige Schauspiel der Arena (des Kampfplatzes) zu sehen. Das gewaltige Oval ist 464 Fuß lang, 367 Fuß breit, 1330 Fuß im Umfang, nach dem Coliseum in Rom das größte Bauwerk dieser Art; 45 Sitzreihen von anderthalb Fuß hoch fallen terrassenartig in die Arena wie in einem kolossalen Ameisentrichter hinab. An der einen Seite der Arena war damals wunderlich genug eines jener schnell aus Brettern zusammengezimmerten Theater aufgebaut, auf denen bei hellem Tage gespielt wird und welche in Italien häufig gefunden werden. In ein paar schattigen Winkeln und Nischen der Mauer befinden sich jetzt Schmiede mit ihren Werkstätten und Kleinhändler mit mancherlei Waaren. Unter anderen verkaufte man am Eingange zur Arena merkwürdigerweise eine Menge Fischversteinerungen vom nahen Monte Bolca, mich lebhaft erinnernd, wie viel allgemein Interessantes mir auch hier wieder zur Seite liegen bleiben mußte. Bei Sonnenuntergang ging ich noch einmal auf der Kante des amphitheatralischen Kraters umher, der erquicklichen Aussicht genießend über Stadt und Gegend bis zu den schneebedeckten Alpen hin.

Ich war ganz allein und unten auf den breiten Steinen des Bra gingen viele Menschen spazieren: Männer von allen Ständen, Weiber vom Mittelstande. Diese letzteren nahmen sich in ihren schwarztaffetnen Ueberkleidern, Vesten genannt, gar mumienhaft aus. Aber während auf dem Platze ein vollbewegtes Leben herrschte, erschien der große eirunde Raum unter mir als todter Schlund, und so kam mir recht zum Bewußtsein, wie das Amphitheater, um in seiner eigentlichen imponirenden Größe zu erscheinen, nicht leer gesehen sein will, sondern ganz voll von Menschen, wie man es in neueren Zeiten zu Ehren der Häupter des Congresses von 1822 veranstaltet hat. Es sollen damals 22 bis 23,000 Menschen darin gewesen sein, ein staunenswerther Anblick, wie man versichert. Doch nur im Alterthum that es seine ganze Wirkung, wo das Volk noch mehr Volk war, als es jetzt ist. — Ueber Rosenhügel wehte mir mit Wohlgerüchen der Wind von Gräbern der Alten her, und ich trat näher hinzu. Die Denkmäler sind herzlich und stellen immer das Leben dar. Da ist ein Mann, der neben seiner Frau aus einer Nische, wie zu einem Fenster herausssieht. Da stehen Vater und Mutter, den Sohn in der Mitte, einander mit unaussprechlicher Natürlichkeit anblickend. Hier reicht sich ein Paar die Hände; dort scheint ein Vater, auf seinem Sopha ruhend, von der Familie unterhalten zu werden. Mir war die in diesen Steinen ausgesprochene unmittelbare Gegenwart des Lebens höchst rührend. Von späterer Kunst sind sie, aber einfach, natürlich und allgemein ansprechend, sofern die Menschen sich da ganz geben, wie sie sind und was sie waren: beisammenstehend, Antheil an einander nehmend, sich liebend, und das ist in den Steinen, sogar mit einer gewissen Handwerksunfähigkeit, allerliebst ausgedrückt. Das Grabmonument der Julia, von röthlichem Marmor, steht jetzt in einem Garten und wird von dem Eigenthümer, der einen Quell hineingeleitet hat, als Wassertrog benutzt. Doch wollen Einige an der Aechtheit dieses Steines zweifeln. — Unter den 48 Kirchen Verona's ist St. Zeno aus dem neunten Jahrhundert die größte. Man sieht dort ein merkwürdiges Grab, wie man sagt, Pipin's. In der Kathedrale ist Titian's Himmelfahrt, eins seiner berühmtesten Bilder. In

St. Bernardino ist die Kapelle Pellegrini, ein Werk des genialen San Micheli, ausgezeichnet durch Schönheit der Form und des Materials; der aus der Umgegend von Verona genommene Stein gleicht dem carrarischen Marmor sowohl an Glanz als an Festigkeit und wird von dem Metallklang, den er beim Bearbeiten giebt, Bronzino genannt. Bei St. Nazario und Cetto, einer aus dem sechsten Jahrhundert stammenden Kirche, zeigt man Höhlen, welche den ersten Christen zur Zuflucht dienten. In der uralten Kirche S. Stefano sieht man Orbetto's Meisterwerk, die vierzig Märtyrer; in St. Giorgio maggiore das Hauptstück von Libri: die Jungfrau zwischen St. Augustin und Lorenzo Giustiniani mit singenden Engeln, ein wahres Juwel. Die 1802 angelegte Bibliothek bedeutet nicht viel; aber im Kapitel befindet sich ein kostbarer Manuscriptenschatz, wo Petrarca die Briefe des Cicero, Niebuhr das Lehrbuch des römischen Rechts (Institutionen) von dem unter Hadrian lebenden Rechtsgelehrten Gajus entdeckte. Im Rathhaus stehen die Büsten berühmter Söhne der Stadt, als des Catull, Plinius, Nepos und Vitruv; von letzterem rührt eine der Brücken her. Der schönste Palast Verona's ist Palazzo Canossa, oft von Königen und Kaisern bewohnt, das schönste Thor ist Porta del Pallio. Von hier aus bis zur Anastasia-Kirche geht der Corso, eine herrliche Straße, wo nach römischer Weise Pferderennfeste gehalten werden. Bei trockenem Wetter sind die Straßen übrigens staubig; der kalkhaltige Boden löst sich in Kreidestaub auf und gleicht dann etwas dem altgewordenen Maisbrot, wie es, in Pulver zerstiebend, hier allgemein angetroffen wird."

„Eines Nachmittags sah ich, ein paar tausend Schritt von dem Amphitheater entfernt, ein öffentliches modernes Schauspiel. Vier edle Veroneser schlugen Ball gegen vier Vicentiner. Sie treiben dies sonst unter sich das ganze Jahr, etwa zwei Stunden vor Nacht; diesmal, wegen der fremden Gegner, lief das Volk unglaublich zu. Es können immer vier bis fünf tausend Zuschauer gewesen sein; Frauen fehlten dabei. Ein lebhaftes Händeklatschen hörte ich schon von weitem; jeder bedeutende Schlag war davon begleitet. Das Spiel aber geht so vor sich. In gehöriger Entfernung von einander sind zwei gelind abhängige

Bretterflächen errichtet. Derjenige, der den Ball ausschlägt, steht, die Rechte mit einem hölzernen breiten Stachelringe bewaffnet, auf der obersten Höhe. Indem nun ein Anderer von seiner Partei ihm den Ball zuwirft, so läuft er herunter dem Ball entgegen und vermehrt dadurch die Gewalt des Schlages, womit er denselben zu treffen weiß. Die Gegner suchen ihn zurückzuschlagen, und so geht es hin und wieder, bis er zuletzt im Felde liegen bleibt. Die schönsten Stellungen, werth in Marmor nachgebildet zu werden, kommen dabei zum Vorschein. Da es lauter wohlgewachsene rüstige junge Leute sind in kurzer knapper weißer Kleidung, so unterscheiden sich die Parteien nur durch ein farbiges Abzeichen."

„Das Volk rührt sich hier sehr lebhaft durcheinander; besonders in einigen Straßen, wo Kaufläden und Handwerksbuden an einander stoßen, sieht es recht lustig aus. Da ist nicht etwa eine Thür vor dem Laden oder Arbeitszimmer, nein, die ganze Breite des Hauses ist offen, man sieht bis in die Tiefe und Alles, was darin vorgeht. Die Schneider nähen, die Schuster ziehen und pochen Alle halb auf der Gasse; ja die Werkstätten machen einen Theil der Straße aus. Auf den Plätzen ist es an Markttagen sehr voll, Gemüse und Früchte unübersehlich, Knoblauch und Zwiebeln nach Herzenslust. Uebrigens schreien, schäkern und singen sie den ganzen Tag, werfen und balgen sich, jauchzen und lachen unaufhörlich. Nachts geht das Singen und Lärmen erst recht an. Man hört hier ein Hackebrett, dort eine Violine. Sie üben sich alle Vögel mit Pfeifen nachzumachen. Die wunderlichsten Töne brechen überall hervor. Die uns so sehr auffallende Unreinlichkeit und wenige Bequemlichkeit der Häuser entspringt daraus, daß sie immer draußen in der milden Luft unter freiem Himmel sind und in ihrer Sorglosigkeit an nichts denken; ihre Gesellschaften aber halten sie in öffentlichen Versammlungshäusern. — Obgleich das Volk seinen Geschäften und Bedürfnissen sehr sorglos nachgeht, so hat es doch auf alles Fremde ein scharfes Auge. So konnt' ich die ersten Tage bemerken, daß Jedermann meine Stiefeln betrachtete, da man sich derselben als einer theuren Tracht nicht einmal im Winter bedient. Jetzt, da ich Schuhe und Strümpfe

trage, sieht mich Niemand mehr an. Aber merkwürdig war mir's, daß heute früh, da sie Alle mit Blumen, Gemüse, Knoblauch und so vielen anderen Marktzeugnissen durch einander liefen, ihnen der Cypressenzweig nicht entging, den ich in der Hand trug. Einige grüne Zapfen hingen daran, und daneben hielt ich blühende Capernzweige. Sie sahen Alle, Groß und Klein, mir auf die Finger. Diese Zweige bracht' ich aus einem an Felsen sich hinanziehenden, gen Süden gar trefflich gelegenen Garten Giusti (Giardino Giustiniano), der mir einen höchst anmuthigen Eindruck hinterlassen hat: vierhundertjährige Cypressen mit Epheu umrankt, hohe Lorbeergebüsche und Hecken mit ihren gelblichen Blüthen bedeckt, der Rasen mit Traubenhyacinthen und anderen Blumen durchwebt, selbst die von Muschelversteinerungen ganz erfüllten Felsen merkwürdig, und nun noch die Aussicht über die Landschaft umher mit den Bolcabergen, dem Monte Baldo und den Euganeischen Hügeln, so wie über Verona mit seinen Thürmen und alten Castellen, mit seinen Wällen und starken Bollwerken. — In der Umgegend ist das Ronca-Thal, etwa 15 Miglien *) von Verona entfernt, durch seine Versteinerungen berühmt. Nicht weniger sehenswerth ist die natürliche Brücke von Viga und daneben Höhlen voll Versteinerungen aller Art." —

Werfen wir nun von Verona aus einen Blick nach Osten. Da liegt zuförderst Vicenza. Der Weg dahin ist sehr angenehm. Links sieht man die aus Sand, Kalk, Thon und Mergel bestehenden Vorberge der Trientiner Alpen, und auf ihnen Ortschaften, Schlösser, Häuser. Rechts verbreitet sich die weite Fläche, durch die man fährt. Man blickt in tiefe Reihen von rebenumrankten Maulbeerbäumen; der Boden dazwischen ist zu allerlei Arten Getreide benutzt. Auf der Straße selbst bemerkt man ochsenbespannte Wagen mit niedrigen, tellerartigen Rädern. Die Frauen erscheinen oft blond, und ihre lichtere Hautfarbe, weis't auf Mischung mit deutschem Blute hin. Kommt man näher an Vicenza, so steigen nach Norden und Süden Hügel

*) Von römischen Miglien (spr. Miljen) gehen 5 auf eine geographische Meile, von toscanischen $4\frac{1}{2}$, von mailändischen 4; 15 Miglien sind also ungefähr 3 deutsche Meilen.

auf, die vulkanisch sein sollen, und von ihnen wird die Stadt auf der einen Seite umschlossen. Sie zählt mit den Vorstädten 30,000 Einwohner. Viele schöne Bauwerke zeugen von dem großen Geiste des Baumeisters Palladio (gest. 1589). So der im reinsten gothischen Stil ausgeführte Palazzo publico, auch Basilica genannt, dann das olympische Theater (Teatro olimpico), die Nachahmung einer antiken Schaubühne in Holz, und das außerhalb auf einer Anhöhe prangende Prachtgebäude Casino Capra oder die Rotonda. Es ist ein viereckiges Gebäude, das einen runden, von oben erleuchteten Saal in sich schließt. Dahinan steigt man von allen vier Seiten auf breiten Treppen und gelangt jedesmal in eine von sechs korinthischen Säulen gebildete Vorhalle. Die Aussicht von dort über den Lauf des Bacchiglione (kiljone) ist reizend. Die auf dem Monte Berico errichtete Kirche des Wallfahrtsortes Maria del Monte steht durch einen tausend Schritt langen Säulengang mit dem Lupia-Thor in Verbindung. Die Kirchen der Stadt sind reich an Bildern ersten Ranges, namentlich von Paul Veronese (eigentlich P. Cagliari, geb. zu Verona 1532). Die reiche Umgebung der Stadt, sonst der Garten von Venedig genannt, liefert merkwürdige Naturproducte. Da sind die Grotten von Cavolin und mehrere Mineralbrunnen; man findet viele Zeichen vulkanischer Bildung, selbst edle Steine. Vicenza's Handel blüht durch Seiden und künstliche Blumen. Die schwarzlockigen Frauen gelten für schön und leidenschaftlich, die Männer für stolz und rachsüchtig. — Von Vicenza führt die Eisenbahn uns nach Padua. Man fährt von dort hierher immer zwischen Fruchtbäumen und Hecken der Gärten, die mit blumigen Wiesen abwechseln, ohne weitere Aussicht, bis man endlich die von Osten gen Süden streichenden Gebirge zur rechten Hand sieht. Die schon zur Zeit der alten Römer volkreiche und mächtige Stadt mag jetzt etwa 40,000 Einwohner zählen. Sie soll von Antenor, einem Bruder des trojanischen Königs Priamus, gegründet sein. Der um Christi Geburt lebende griechische Geograph Strabo beschreibt sie als eine der blühendsten Städte und sagt, daß sie zwanzigtausend Mann habe stellen können. Von Alarich und Attila wurde sie geplündert, von Erdbeben und schrecklichen Feuers-

brünsten verschiedentlich heimgesucht und fast gänzlich zerstört, dann von Karl dem Großen wieder aufgebaut, später von Parteikämpfen der mächtigsten Familien zerrissen, und in dieser Zeit verübte der Tyrann Ezzelino V. (gest. 1259), Haupt der Ghibellinen, die unerhörtesten Grausamkeiten. Im Jahr 1405 kam die Stadt unter Venedigs Botmäßigkeit. Wegen des heiligen Antonius, der in ihren Mauern begraben liegt, ist sie nach Loretto der besuchteste Wallfahrtsort. Unter den Häusern längs der Straßen laufen finstere Bogengänge hin, die Straßen selbst sind meistens eng und schmutzig. Mitten in der Stadt erhebt sich zwischen zwei großen Plätzen der Palast der Gerechtigkeit mit einem Saal von 300 Fuß Länge, 100 Fuß Höhe und Breite. Die Wände dieses ungeheuren Saales, des größten in Europa, sind mit Frescomalereien und Büsten verziert. Auch steht in demselben das Denkmal des hier gebornen und gestorbenen Historikers Titus Livius. Ein anderes Denkmal verherrlicht den Heldenmuth einer Lucrezia Dondi, die sich, gleich der Lucretia des Alterthums lieber erstechen, als von einem leidenschaftlichen Liebhaber, der sich Nachts auf ihr Zimmer geschlichen, entehren lassen wollte. Das Universitätsgebäude, seltsamer Weise il Bo, der Ochse, genannt, ist von edler Bauart, aber im Innern finster. Im Vorhof steht das Marmorbild der gelehrten Venetianerin Helene Piscopia. Sie verstand die spanische, französische, lateinische, griechische, hebräische und arabische Sprache, war der Dichtkunst und Musik beflissen, disputirte über Theologie, Mathematik und Astronomie, trug den Doctorhut der Philosophie davon und würde das Gleiche auch in der Theologie errungen haben, wenn dies der Papst nicht für unschicklich erklärt hätte. Sie starb 1684 in einem Alter von 38 Jahren. Die Universität von Padua erfreute sich von jeher eines ausgezeichneten Rufes und zählte im 16. und 17. Jahrhundert oft 6 bis 8000 Studirende; gegenwärtig ist sie mit 800 bis 1000 immer noch die besuchteste in Italien. Die Sammlungen für Anatomie, Physik und Naturgeschichte sind ziemlich bedeutend. Hier bewahrt man auch den Schädel des berühmten, aber durch den Fanatismus der Geistlichkeit so unglücklich endenden Naturforschers, Mathematikers und Astronomen Galilei (gest. 1642),

der hier 18 Jahr lang lehrte. Die Sternwarte ist mit guten Instrumenten versehen. Sie befindet sich auf einem 130 Fuß hohen Thurme, von dem aus man die herrliche Lage der Stadt am besten überschauen kann: gegen Norden die beschneiten Tiroler Gebirge, denen sich im Nordwest die Vicentinischen anschließen, endlich gegen Westen die näheren Gebirge von Este, deren Formen und Vertiefungen man deutlich unterscheidet; gegen Südost ein grünes Pflanzenmeer ohne eine Spur von Erhöhung, Baum an Baum, Busch an Busch, Pflanzung an Pflanzung, während unzählige weiße Häuser, Villen und Kirchen aus dem Grünen hervorblicken; am Horizont zeigt sich der Marcusthurm zu Venedig. Die Bibliothek zählt 70,000 Bände. Sie ist mit Bildnissen großer Römer und einem großen Fresco-Bilde Petrarca's geziert. Der 1545 gegründete botanische Garten ist der älteste in Europa; alte Stämme zeugen davon. Man sieht daselbst die Magnolie schon im Freien und groß wie eine Linde. Unter den vielen Kirchen zeichnet sich die der heiligen Justina durch Pracht und Größe aus. Der Bau ist ganz von Marmor im edelsten Stil, der Boden mit rothem und weißem Marmor ausgelegt. Eine herrliche Ordnung jonischer Säulen trägt das Gewölbe mit acht Kuppeln, auf deren höchster die Bildsäule der heiligen Justina steht. In einer Seitenkapelle stellt ein Gemälde von Paul Veronese das Märtyrerthum der Justina höchst rührend dar. Der Platz vor der Kirche, Prato della Valle genannt, ist einer der schönsten öffentlichen Plätze, die es geben kann, ein sehr weiter Raum, wo im Juni der Hauptmarkt gehalten wird. Ringsum ist ein ungeheures Oval mit Bildsäulen besetzt, alle berühmten Männer vorstellend, welche hier gelehrt und gelernt haben. Um das Oval geht ein Wassergraben und auf den vier Brücken, die hinaufführen, stehen kolossale Päpste und Dogen. Am Feste des heiligen Antonius hält man auf diesem Platz Pferderennen. Die Kirche des heiligen Antonius, des Schutzpatrons von Padua, ist im altgothischen Stil mit sechs Kuppeln gebaut. Das Aeußere verspricht wenig von dem Reichthum des Innern. Desto mehr fällt die Kapelle des Heiligen in's Auge. Die Vorderseite zeigt die schönsten Marmorarten und eine Menge Statuen. Die Seitenwände und der

Grund sind mit erhabener Arbeit in carrarischem Marmor bedeckt, Züge aus dem Leben des Heiligen darstellend. In der Mitte steht auf vier prächtigen Säulen ein granitener Altar und unter demselben ein silberner Sarg, der die Gebeine des hochverehrten Mannes umschließt. Auf jeder Seite hält eine marmorne Engelgruppe einen großen schweren vielarmigen silbernen Kronleuchter. Alles strotzt von Gold, Silber, Marmor, und die Kunst, die aus manchen Theilen hervorleuchtet, erregt Bewunderung. Ein anstoßendes Bethaus, Scuola, enthält herrliche Frescomalereien von Tizian. In anderen Kapellen finden sich nicht weniger treffliche Gemälde, sowie Grabmäler von berühmten Männern, besonders Aerzten, deren Padua eine Menge hervorgebracht. Vor der Kirche werden Rosenkränze, Bildnisse des Heiligen und dergleichen Gegenstände an die aus aller Welt zuströmenden Pilger verkauft. Den Platz von St. Antonio ziert seltsamerweise eine ausgezeichnete bronzene Reiterstatue des Banditen Gatamelata von Donatello. Unter den Privatgebäuden bemerken wir Pedrocchis Kaffeehaus, vielleicht das schönste der Welt, ganz vom feinsten Marmor. — Etwa eine (deutsche) Meile von Padua entfernt, sieht man in dem Flecken Arqua, Petrarca's letztes Wohnhaus, jetzt von Landleuten eingenommen. Es wird noch sein Stuhl und seine ausgestopfte (aber wahrscheinlich alljährlich erneuerte) Lieblingskatze vorgezeigt. Sein marmornes Grabmal steht auf einem Hügel vor Arqua im Angesicht der Euganeischen Kegel-Kuppen, die inselartig aus der Ebene bis zu einer Gipfelhöhe von etwa 1800 Fuß emporsteigen.

In westlicher Richtung führt die Eisenbahn von Verona nach Mailand über Brescia, eine blühende und gewerbsame Stadt von 40,000 Einwohnern, reich an Kunstwerken und Denkmälern des Alterthums. Erst neuerlich hat man hier einen Tempel aufgefunden, den der Kaiser Vespasian zum Dank für den Beistand der Brescianer gegen seinen Nebenbuhler Vitellius baute. Unter den Statuen des Tempels befand sich auch eine herrliche bronzene Victoria, das größte antike Gußwerk. Brescia ist der Hauptschauplatz der lombardischen Kunst, von welcher der alte aus dem siebenten Jahrhundert stammende Dom Zeugniß gibt. Das schönste Gebäude ist die Loggia, das jetzige Stadt-

haus, obwohl es 1575 viel durch eine Feuersbrunst litt. In und neben dem Palast des Bischofs ist die Bibliothek Guirini 28,000 Bände stark und berühmt durch seltene Handschriften. Reich ist die Stadt an Springbrunnen. Die Eisenbergwerke in der Nähe unterhalten die vorzüglichsten Kanonenbohrereien, Waffen und Messerfabriken Italiens; auch die Seidenspinnereien haben den besten Ruf. In der Umgegend wächst der liebliche Vino santo (heilige Wein). — Eines Abstechers von der Eisenbahn ist Bergamo werth, zwischen dem Iseo- und Comer-See auf Hügeln amphitheatralisch mit Bastionen und Gräben emporsteigend, Stammort der Familie Torquato Tasso's, erfüllt mit schönen Palästen und Gemälden. Die Bibliothek zählt 45,000 Bände. Das große Meßhaus (la Fiera) enthält sechshundert symmetrisch geordnete Buden für Meßbesuchende, die hier in den letzten Tagen des August zusammenkommen. Von den Wällen sieht man die hohe Alpenwand, und umher Mais- und Maulbeerpflanzungen, denn die Landschaft liefert viel Seide. —

Ein anderer Weg führt uns endlich von Verona nach Mailand über Mantua und Cremona. Das umsumpfte Mantua, auf einer Insel des Mincio gelegen, der sich nordöstlich zu einem Landsee ausbreitet, eine starke Festung, in welche man nur auf langen Holzbrücken gelangt, ist merkwürdig durch seinen großen Dom, durch eine Bibliothek von 80,000 Bänden und mehr als tausend Handschriften, durch sein Museum, welches unter andern schöne in der Umgegend ausgegrabene etrurische Vasen enthält, durch Thor und Platz des Virgilius mit der Bildsäule des Dichters, der in dem nahen Dorfe Pietóla geboren sein soll, vor Allem aber durch den Palast Titti oder del Tè, (der übrigens seinen Namen nicht von der Form des T hat, da er dieser keineswegs ähnelt) mit berühmten Wandgemälden besonders in dem riesigen Saale, wo die Niederlage der Himmelsstürmer dargestellt ist und über ihnen an der Decke Jupiter sammt dem Olymp. Diesen Palast baute und malte Giulio (Dschulio) Romano, Raphaels begabtester Schüler (gest. 1546), der auch den Dom im alten Stil herstellte. Der Engländer Boz (Dickens) besuchte Mantua zu einer Zeit, wo ihn Straßenschmutz und dicke Nebelluft in eine sehr verdrießliche Stimmung versetzten, und

dieſe ſcheint denn auch auf folgendes harte Urtheil Einfluß gehabt zu haben. „Der Palazzo Te", ſagt er, „ſteht in einem Sumpfe, umwuchert von Schilf und Binſen; und es iſt in der That ein ſo wunderbarer Ort, als ich jemals geſehn. Nicht wegen ſeiner Wüſtheit, Verfallenheit und wegen der feuchten Grabesluft, die in ihm herrſcht, ſondern hauptſächlich wegen der fiebertraumartigen Phantaſiegebilde, mit denen, allerdings neben andern beſſeren Gemälden, ſein Inneres von Giulio Romano ausſtaffirt wurde. Ueber einem Kamin ſieht man einen grinſenden Rieſen und Dutzende von Rieſen: mit Zeus kämpfende Titanen. In einem anderen Zimmer ſind dieſe Titanen als häßliche ſeltſame Ungeheuer mit geſchwollenen Geſichtern und jeder erdenkbaren Verdrehung der Augen und Glieder zu ſehen und dargeſtellt, wie ſie unter der Laſt fallender Gebäude wanken, oder unter Trümmern zuſammenſtürzen, Felſenmaſſen in die Höhe heben und ſich darunter begraben, vergebens beſtrebt, die auf ihre Häupter niederſinkenden Pfeiler ſchwerer Dächer zu halten und zu ſtützen; kurz, wie ſie jeder Art dämoniſch-wahnſinniger Zerſtörung als Ziel oder Urheber dienen. Die Geſtalten gehen bis ins Ungeheure und bis zur äußerſten Ungeſchlachtheit. Die Färbung iſt hart und unangenehm, die ganze Wirkung, wie es ſcheint, auf heftigen Blutandrang nach dem Kopfe des Beſchauers berechnet." — Die Landſchaft umher liegt ſehr niedrig, namentlich im Weſten, am Zuſammenfluß des Oglio (Olio) mit dem Po, wo man weite Reisfluren findet, die mit ihrem Sumpfboden die Luft verpeſten. — Cremona, bereits 291 v. Chr. als römiſche Colonie zur Schutzmauer gegen die Einfälle der Gallier gegründet, rühmte ſich im Alterthum des größten Amphitheaters von Norditalien, in neuerer Zeit der beſten muſicaliſchen Inſtrumente, beſonders in Verfertigung von Geigen und Bratſchen, wie das noch jetzt gilt. Der 370 Fuß hohe Glockenthurm der mächtigen Kathedrale beſteht aus zwei achteckigen Obelisken, über denen ſich ein Kreuz erhebt. Von ihm überſieht man den ganzen Lauf des Po, wie er durch die weithin ausgedehnten Gefilde der lombardiſchen Niederung dahinfließt. Eine Fahrt auf dieſem Strome gehört zu den einförmigſten Parthien der Welt; denn überall iſt der Blick durch die hohen Uferdämme

beschränkt; nur hin und wieder sieht man alte Weidenbäume, grau wie das trübe Gewässer, auf dem das Fahrzeug in ruhigem Gange fortschwimmt; das Land selbst aber erscheint wegen der allmähligen sanften Neigung des Bodens als wagerechte Fläche. Am Monte Viso entsprungen, hat der Po bereits bei Turin eine Breite von 300 Schritt, an der Ticino-Mündung eine Breite von 6 bis 700 Schritt. Sein Gefäll ist mäßig, der Lauf geschlängelt, Stromspaltungen und Inseln häufig, beide Ufer an sich flach und niedrig; daher die nothwendige Anlegung von Deichen, um die angrenzenden Culturflächen vor Ueberschwemmungen der Frühlingswasser zu schützen. Bei Ficarolo beginnen die Delta-Landschaften: eingedeichte, bis zum Horizont ausgedehnte Flächen, an den Rändern in Wiesen verwandelt, übrigens mit Rohr und hohen Gräsern bewachsen, von Lachen und todten Armen durchzogen, hin und wieder auch von Sandhügelreihen, den Dünen der ehemaligen, nun weiter hinausgeschobenen Küste, unterbrochen. Nirgends arbeitet der Hauptstrom mit seinen Nebenflüssen thätiger an der Umbildung des Bodens, als hier. Von den Apenninen und Alpen stürzen die Gewässer mit reißendem Gefälle in die Ebene hinab und überfluthen, wo nicht Dämme ihnen Schranken setzen, ihre Ufer, indem sie die Landschaft umher mit dicken Lagen von Sand, Felsschutt und Rollkieseln bedecken und erhöhen; der leichtere Schlamm aber wird zu den Küsten hinabgetragen und dort abgelagert, so daß Oerter, die vor Zeiten dicht am Meere lagen, gegenwärtig stundenweit, ja meilenweit davon entfernt im Binnenlande liegen. Wo Eindeichungen dem Durchbruch der wilden Wasser wehren und die Verbreitung der mitgeführten festeren Bodentheile beschränken, da hebt sich die Fluß-Sohle allmählich höher, und so geschieht es, daß die angrenzenden Ufergegenden im Laufe der Zeiten niedriger werden, als der Flußspiegel, wie dies am unteren Po und der unteren Etsch der Fall ist. Wo die Alpengewässer in größere Seen, als Lago maggiore, Iseo-, Comer- und Garda-See sich stürzen, da werden diese Seen zu Läuterbecken der eilenden Flüsse und Sturzbäche (Torrenten), sofern diese in den stehenden Wassern zur Ruhe gelangen und nachdem sie die schwereren Felstrümmer auf den Seegrund ge-

worfen, fließen sie im gereinigten klaren Flusse langsamer aus den Becken hervor, nur bei Hochwassern, Sand und Schlamm bis zum Hauptstrom fortwälzend. Bei der reichen Menge der Flüsse spannt sich ein dichtes Netz von Wasseradern, das künstlich durch Kanäle und Gräben erweitert ist, über das ganze Land aus und eröffnet damit tausend Quellen des Segens und des Wohlstandes. Durch die Anlage unzähliger Wasserleitungen, zum Behuf der Schifffahrt und der Bodencultur wird die vielfältige Theilung der Grundstücke und Bewirthschaftung in zahlreichen kleinen Gütern, so wie die vorherrschende Vereinzelung der Landwohnungen bedingt. Durch die eigenthümliche Art und Weise der Bodenbenutzung aber erhält die Landschaft, von der Höhe eines Thurmes betrachtet, das Ansehen eines lichten Waldes, indem alle Wasserränder, Wiesen und Getreidefelder mit edlen Obst- und Maulbeerbäumen, zwischen denen die Weinrebe guirlandenartig rankt, umsäumt sind. Nur die Reisfelder stellen sich als weite, offene, mit fahlem Grün bekleidete, durch Dämme und Kanäle in gleichmäßige Vierecke abgetheilte Flächen dar. An Getreide baut man hauptsächlich Mais, der zwischen den Bäumen zu kolossaler Höhe emporwächst. Die Wiesen werden bis vier mal abgemäht. Die Felder liegen niemals brach, sondern geben vielmehr eine doppelte Ernte: die erste von Weizen, die zweite von Mais, Hirse oder irgend einem anderen Sommergewächs. Aber dafür ist in der Lombardei auch kein Feld, kein Garten, ja kein Hofraum ohne seine Bewässerung, die ganz wie in Andalusien *) zu bestimmten Stunden lebendig wird. Außerdem herrscht hier in den Ortschaften vielfach die Sitte, die Gassen durch dahin strömende Bäche bei Sonnenuntergang zu kühlen und zu reinigen. Unter Zelt- und Weinlaub-Dächern schaut dann die Bevölkerung in der Abendkühle dem Spiel der rieselnden Wasser zu.

*) Man vergleiche darüber Band VII. unserer Weltkunde S. 75.

## Zweites Kapitel.

Bei seiner flachen Lage hebt sich nur allmählig aus dem unermeßlichen Garten der lombardischen Ebene das prachtvolle Mailand. Erst ganz in der Nähe entfaltet sich der Reichthum, der diese Hauptstadt auf allen Seiten umgiebt, und kühn schwingt sich der Riesendom über die Häusermasse empor. Als wir am Abend den Thoren uns näherten, umfloß ein inniger Goldglanz die hohe Kuppel und strahlte von dem weißen säulenreichen Marmordache wieder. Mein Herz war wundersam ob des Anblicks ergriffen, und während das Auge unverwandt auf den hehren Tempel gerichtet war und die Schatten der Nacht dunkler hereinbrachen, tauchten vor mir die Gestalten einer vielbewegten Vergangenheit auf: die wilden Horden unter Attila, die Heere des Belisar, die siegreichen Schaaren Karl's des Großen, die Rachegeister des beleidigten Barbarossa, die Tugenden und Laster der Visconti, die Segnungen der Borromeo, die vielfach blutigen Greuel der neueren Zeiten. Von solchen Bildern umschwebt, gelangte ich in Reichmann's Hotel, wo deutsche Töne mich freundlich begrüßten, während man auf der Post, aus dem Munde aller Beamten, Polizisten und Packträger nur den unverständlichen mailändischen Dialect hört.

Ungeachtet der vielen erlittenen Unfälle ist Mailand eine schöne, blühende Stadt. Prächtige Häuserreihen zieren die reinlichen, wohlgepflasterten Straßen, die nach den zahlreichen Thoren führen. Unzählige Kaufmannsläden, gefüllt mit den mannigfaltigen Waaren, geben ihr das Ansehn eines ewigen Marktes. Ein reges, buntes Treiben herrscht Tag und Nacht in allen Gassen und auf allen Plätzen. Besonders zeichnet sich in dieser Hinsicht der breite, mit palastähnlichen Wohnungen ausgestattete Corso aus, wo namentlich des Abends eine Fluth von Menschen aus allen Klassen zwischen langen Reihen glänzender Wagen auf und nieder wogt. Mit diesem Treiben und Wogen verbindet sich der rauschendste Lärm, demjenigen, der zum ersten Mal über die Alpen zog, bald befremdend und störend, bald wieder anmuthend. Denn auch die belebteste deutsche Stadt ist gegen italienische

Städte ersten, zweiten und dritten Ranges todt, sofern die südländischen heißblütigeren Bewohner derselben nichts thun können, ohne dabei irgendwie Geräusch oder Spektakel zu machen. Der Schuster und Schneider, der vor seiner Bude sitzt und arbeitet, singt nebenbei noch eine Opern-Arie oder unterhält sich quer über die Straße mit einigen Nachbaren so laut, daß man das Gespräch häuserweit verfolgen kann. Der Kastanienverkäufer, der von früh bis tief in die Nacht hinein seine großen Blechpfannen über dem Kohlenfeuer schüttelt, um die süßen Früchte für tausend und aber tausend Hungrige zu braten, ruft ununterbrochen seine Waaren aus, und so jeder Andere, der irgend Etwas feil bietet, sei es auch noch so unbedeutend und werthlos. Sogar bis dicht an die Kirchthüren dringt das Geschrei; denn hier treiben sich Schaaren alter Weiber herum, die Geschichten und Abbildungen Heiliger oder Rosenkränze u. dergl. verkaufen und Vorübergehende bis in die Vorhallen der Tempel mit lauten Anpreisungen verfolgen. Schweigend schreiten nur Fremde und Gebildete über die Straße; Mittelklasse und Volkshefe machen Lärm, die nichtsnutzige, sonnenverbrannte Gassenbrut natürlich am meisten.

Mailand, von germanischen Völkern wegen des lieblichen Klima's mit dem Namen des Maimondes getauft, soll bereits 584 v. Chr. durch Kelten gegründet sein. Attila zerstörte die Stadt 402 n. Chr., Kaiser Friedrich I. Barbarossa bereitete ihr 1162 dasselbe Schicksal, hauptsächlich zur Strafe dafür, daß die Mailänder die Kaiserin verkehrt auf einem Esel sitzend durch die Stadt geführt hatten, und aus diesem Grunde mußten alle Mailänder, die ihr Leben retten wollten, mit den Zähnen eine unter den Schwanz eines Esels gesteckte Feige hervorholen. Viele Herren wechselten hier im Laufe der Jahrhunderte. Im Jahr 568 ward Mailand unter Alboin von den Longobarden, 774 von Karl dem Großen eingenommen; 945 ließ sich der deutsche Kaiser Otto I. der Große hier krönen, 1803 der Kaiser Napoleon. Im Jahr 1395 wurde es Sitz eines Herzogthums, welches Giovanni (Johann) Galeazzo aus dem Hause der Visconti vom Kaiser Wenzel als deutsches Lehen empfing; nach dem Aussterben dieses Hauses kam das Herzogthum 1447 an das Haus Sforza.

welches 1535 erloſch. Der Zankapfel zwiſchen Frankreich und Oeſtreich, gelangte es durch Kaiſer Karl V. als deutſches Reichslehen mit Philipp II. an Spanien. Im ſpaniſchen Erbfolgekriege behauptete Oeſtreich daſſelbe, 1797 kam es zur cisalpiniſchen Republik, dann zum Königreich Italien, 1815 ward es wieder Beſtandtheil des lombardiſch-venetianiſchen Königreichs. Es wohnen hier jetzt über 180,000 Menſchen.

Mein erſter Ausflug galt dem Dom. Der Straßburger Münſter, die Dome von Köln, Antwerpen, Freiburg, Magdeburg, die Stephanskirche und die Kirchen in Nürnberg mögen als Meiſterwerke des gothiſchen Bauſtyls von größerer Bedeutung ſein, als der Mailänder Dom: an Majeſtät und wirkſamer äußerer Pracht können ſie ihn doch nicht übertreffen. Beim erſten Anblick ſteht man überraſcht und erſtaunt da vor dieſem erſtarrten weißen Marmorwald, der mit tauſend fein und zart gewobenen Spitzen bis zu dem Alles überragenden ſchlanken Palmenſchaft in der Mitte emporſteigt. Freilich haben an dieſem Rieſenwerk die Meiſterhände vieler Jahrhunderte Block auf Block gefügt. Hin und wieder hat ein verdorbener Geſchmack die edlen Blüthen gediegenſter Kunſt durch ſtümperhafte Anhängſel verunziert; aber der Eindruck des Ganzen bleibt dennoch großartig und ladet immer wieder von Neuem zu geiſtig wohlthuendem Genuſſe ein. Die Zeit hat dem Marmor, aus dem ſelbſt die Dächer beſtehen, einen gelblich braunen Anhauch gegeben, der jedoch, wie mich dünkt, ſeine Schönheit noch gehoben hat, ſofern das urſprüngliche reine Weiß wohl etwas Kaltes in der Farbe gehabt haben mag. Der Bau iſt der Hauptſache nach in gothiſchem Styl aufgeführt und ſteht ungeachtet ſeiner Größe ſehr leicht da. Jede Statue, jede Verzweigung und jedes Blättchen der reichen Arabesken iſt mit der größten Sorgfalt und Sauberkeit gearbeitet. Ein deutſcher Baumeiſter Heinrich von Gmund, italieniſch Enrico di Gamodio, begann den Bau, und Herzog Johann Galeazzo Visconte legte am 15. März 1386 den Grundſtein. Der Wechſel der Baumeiſter mußte natürlich auf die Ausführung Einfluß haben. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts gerieth Alles in's Stocken. Erſt um 1480 betrieb der Herzog Johann Galeazzo Maria das Werk wieder ernſtlich. Es fehlte

noch an der Kuppelwölbung, vor welcher jeder Meister zurückschrak, weil die Säulen zu weit von einander abstanden, bis endlich der geniale deutsche Baumeister Homodeus die majestätische Wölbung glücklich zu Stande brachte. Später wollte man den gothischen Styl der Façade in einen griechisch-römischen verwandeln; doch kehrte man bald zu dem ursprünglichen Plane zurück. Die jetzige vollendete Gestalt des Tempels betrieb seit 1805 Napoleon, und Kaiser Franz trat in seine Fußstapfen. Doch mit den Einzelnheiten ist man noch nicht fertig; denn von den 4500 Bildsäulen, welche das Kunstwerk von außen verzieren sollen, stehen erst 3000 da. Die Façade hat deren allein 250. Die Hauptform des Gebäudes ist ein Kreuz, in fünf Schiffe getheilt, das mittlere doppelt so groß als die Seitenschiffe. Jedes Schiff besitzt seine besondere, leider römische, Eingangsthür. Von da schweift der Blick von Bogen zu Bogen, von Thurm zu Thurm, von Säulenkrönung zu Säulenkrönung, und steigt so hinauf bis zur vergoldeten Madonna auf der Kuppel des Hauptthurmes. Der höchste Punkt erhebt sich 335 Fuß über den Domplatz. Die Länge des Tempels beträgt 484 Fuß, die Breite 270 Fuß, so daß derselbe in Bezug auf die Räumlichkeit nach der Peterskirche in Rom und der Paulskirche in London den dritten Rang unter den christlichen Tempeln einnimmt. Bei Vollmondschein macht der weiße Marmorbau einen eigenthümlich erhabenen, geisterhaften Eindruck. Bei Tage steigt man bequem bis unter das Fußgestell der Madonna in die sogenannte Laterne. Auf dem flachen Dache wandelt man umringt von 98 gothischen Spitzsäulen, welche Marmorbilder tragen, und übersieht die getümmelvolle Stadt mit ihren Palästen und Gärten, die Landschaft voller Städte, Dörfer und Villen, im Norden die beschneiten Zinnen der Alpen-Mauer, im Süden die blaudämmernden Apenninen. Die meisten Treppen, auf denen man hinauf- oder hinabsteigt, sind im Freien angebracht, doch so, daß selbst Jemand, der zum Schwindel geneigt ist, nichts dabei wagt. — Das Innere des Doms übertrifft noch das Aeußere, da hier Alles in der ungestörtesten Harmonie zusammenwirkt. Vier frei stehende Reihen kolossaler achteckiger Säulen, zusammen zwei und funfzig, tragen die ein und vierzig Klafter hohe Spitzbogen-

wölbung der Decke, die mit ihrer überaus kunstvollen Malerei von unten betrachtet der feinsten durchbrochenen Steinmetzarbeit täuschend ähnelt. Die Kuppel ruht auf den vier stärksten Säulen der Mitte, die beiden inneren Säulen an dem großen Mitteleingang aus rothem Granit erinnern an die großen Eingangssäulen des Salomonischen Tempels zu Jerusalem. Die mit biblischen Geschichten bemalten Fenster werfen buntfarbige Lichter auf die schimmernden Marmorwände und dämpfen den Glanz des sonnenhellsten Tages, so daß man in diesen Hallen wie in einem erhabenen, von zauberischer Dämmerung umflossenen Gotteshain wandelt. Störend wirkt dabei jedoch auf den Fremden das Hin- und Hertragen geflochtener Rohrstühle, die in einer Ecke des Schiffes zum Vermiethen aufgestapelt sind und die man für eine kleine Gabe zum Sitzen bekommt, da die Kirchen in Italien keine Bänke haben. Außerdem sieht man aus dem Volk Männer mit ihrem Handwerkszeug oder Frauen mit ihren zu Markt gebrachten Lebensmitteln hereintreten, um niederzuknieen und ein kurzes Gebet zu verrichten; doch dies macht vielmehr einen wohlthuenden Eindruck, indem man bedenkt, daß diese Menschen ihre Erbauung im Gotteshause keineswegs mit der Sonntagsfeier abschließen. Unter den vielen Kostbarkeiten des Doms bewundert man die beiden silbernen Statuen des heiligen Ambrosius und Borromeus. Dagegen zeichnet sich die Statue des heiligen Bartholomäus durch Seltsamkeit aus. Derselbe ist nämlich geschunden dargestellt und trägt zur Andeutung der Selbstverleugnung seine eigene Haut über die Schultern gehängt. Die unterirdische Kapelle, in welcher der Leichnam San Carlo Borromeo's aufbewahrt wird, bietet einen schauerlichen Contrast dar. Die beständig da unten brennenden Kerzen leuchten auf funkelnde erhabene Arbeiten von Gold und Silber, kunstreich ausgeführt und die hauptsächlichsten Ereignisse aus dem Leben des Heiligen vorstellend. Eine Vorrichtung öffnet nun langsam die Vorderseite des Altars, und in ihm erblickt man in einem prächtigen Schrein durch Alabaster eine vertrocknete und zusammengeschrumpfte Leiche in Priesterkleidern, strahlend von Diamanten, Smaragden, Rubinen und anderen Juwelen. Der modernde Staub in der Mitte dieses großen Glanzes nimmt sich höchst armselig aus. — Auf

dem geräumigen Platze vor dem Dom und auf den breiten Stufen des Haupteinganges wimmelte es von Landleuten in braunen, kurzen Jacken, blauen oder braunen Beinkleidern, Schuhen und Gamaschen; doch schien es nicht, als hätten sie sich zur gemeinschaftlichen Erbauung hier zusammengefunden; denn fast alle hatten beide Hände in den Taschen ihrer Jacken oder Hosen stecken und im Munde eine jener schwarzen, wurmstichigen Cigarren, die in der Lombardei so häufig ihren Geschmack durch die üble Einwirkung auf die Geruchsorgane kund geben.

Die übrigen Kirchen, deren es gegen 80 giebt, sind ebenfalls reich an kostbaren Kunstschätzen, namentlich an Gemälden berühmter Meister. Eine der ältesten ist die Kirche des heiligen Ambrosius, jenes berühmten Bischofs von Mailand, der 340 in Trier geboren ward und auf den, da er einst als Kind auf einem Hofe in der Wiege lag, sich ein Bienenschwarm setzte, ohne ihm Schaden zu thun. Ihm wird das Lied zugeschrieben: „Te Deum laudamus“ (Herr Gott, dich loben wir). Die Kirche seines Namens ward 387 von ihm gegründet. Hier ruhen seine Gebeine und hier wurden häufig die deutschen Kaiser gekrönt. Von den Merkwürdigkeiten erwähne ich das marmorne Grabmal des unter Kaiser Honorius als Minister fungirenden tapferen Stilicho, einige alte Granitsäulen, noch in der Baumform mit Aesten, einen prachtvoll bekleideten Altar mit vier Porphyrsäulen und reichem Juwelenschmuck. — Einen eigenthümlichen Eindruck macht die Malerei der schön gewölbten Kuppel in der Kirche S. Vittorio (Victor). Es sind Fresken von Moncalvo, die lauter singende und musicirende Engel in den mannigfachsten, reizendsten Gruppirungen darstellen. Besonders lieblich erscheint die Menge zarter geflügelter Engelsköpfchen, die lächelnd aus der Höhe herabschauen, indem sie der Musik und den Lobgesängen ihrer tiefer stehenden älteren Brüder lauschen. In dem Refectorium des Klosters bei der Kirche von Santa Maria delle Grazie befindet sich das berühmte Abendmahl von Leonardo da Vinci, leider an einer feuchten Wand gemalt und darum immer mehr verlöschend.

Reich an Kunstschätzen ist besonders die königliche Akademie, Brera genannt, das ehemalige Jesuitencollegium: ein massen-

hafter, viereckiger Palaſt mit einem doppelten Säulengang im Innern. Die in dreizehn Zimmern aufgeſtellte Gemäldeſammlung wird für eine der werthvollſten Italiens gehalten. Man preiſ't vorzüglich Maria's Verlöbniß, ein Bild, welches Raphael in ſeinem zwanzigſten Jahre ſchuf. Mich feſſelte indeß noch mehr ein Johannes in der Wüſte von Pouſſin, ein gekreuzigter Chriſtus, ſo wie ein Petrus und Paulus von Guido Reni, dann die Geburt Chriſti, die Fußwaſchung der Magdalena und die Hochzeit zu Kana von Paul Veroneſe. Die Brera enthält außerdem eine Bibliothek von 100,000 Bänden, beſonders reich an neueren Werken, und ein ausgezeichnetes Münzcabinet. Auch ſteht damit ein botaniſcher Garten und eine Sternwarte in Verbindung.— Die berühmte Ambroſianiſche Bibliothek zählt 60,000 gedruckte Bücher und nicht weniger als 10,000 Handſchriften. Um ein Packet Briefe von der Hand der berüchtigten Lucretia Borgia (der natürlichen Tochter des Papſtes Alexander VI., c. 1500) ſchlingt ſich eine ihrer viel bewunderten Locken von weichem Goldglanz. In dem Palaſt Trivulzio findet man eine andere berühmte Bibliothek nebſt reichem Muſeum; im Palaſt Greppi eine ausgezeichnete Kupferſtichſammlung. Der Palaſt Cicogna iſt wegen ſeines Alters, der Palazzo della Contabilita wegen ſeiner Schönheit, der erzbiſchöfliche Palaſt wegen ſeiner trefflichen Pferdeſtälle, der Serbelloni-Rusca wegen ſeiner an der Façade angebrachten Basreliefs aus Mailands Kampf mit Friedrich Barbaroſſa, der Paſſalacqua wegen ſeiner engliſchen Gartenanlagen ſehenswerth. Das einſt von den Herzögen bewohnte, halbzerſtörte Schloß wurde in eine Kaſerne verwandelt. Nicht weit von der Brera ſteht das Haus des edlen Marcheſe di Beccaria (geſt. 1793 als Lehrer der Staatswirthſchaft), der die Tortur und die Todesſtrafe aus Gründen der Menſchlichkeit ſein Lebelang mit warmem Eifer bekämpfte. Auch wohnten in Mailand und haben daſelbſt Monumente die beiden größten neueren Dichter Italiens Monti und Pindemonte (beide geboren 1751 und geſt. 1828). — Unter den zwölf Thoren prangt am meiſten der Arco della pace (Friedensbogen), an einem Exercierplatz, wohl viermal ſo groß als der am Brandenburger Thor in Berlin, gelegen und urſprünglich von Napoleon zu einem

Triumphthor bestimmt, später aber von Kaiser Franz mit Umdeutung der Bildnereien in ein Friedensthor umgetauft. Der weißmarmorne Prachtbau wurde erst 1838 vollendet. Man sieht die Schlacht bei Culm, den Einzug Franz I. in Mailand, den Uebergang der verbündeten Heere über den Rhein, den Einzug derselben in Paris ꝛc. Einen imposanten Anblick gewähren die sechs Pferde, welche den Wagen der obenaufstehenden Victoria ziehen. An dem großen Exercierplatz befindet sich die Arena, eine weit ausgedehnte eirunde Fläche, 750 Fuß lang, 375 Fuß breit, mit reihenweis aufsteigenden Rasensitzen für 30,000 Zuschauer. Die Thore sind von rothem Granit, eben so die korinthischen Säulen eines prächtigen Ueberbaues mit Gemächern und offenen Hallen für den Hof. Dies moderne Amphitheater dient zu Wettrennen, Reiterkünsten und Feuerwerken; auch kann man es ganz unter Wasser setzen und so Wasserschauspiele veranstalten. Ohne belebende Volksmasse läßt das Ganze indeß ein Gefühl der Leere zurück, wie ein Blumengarten im Winter oder ein ausgehulst'er Bienenstock. Als Merkwürdigkeit unfern des Friedensbogens erwähne ich noch das Echo des Palastes Simonetta. Ehemals wiederholte sich hier ein Pistolenschuß oder ein lautes Wort wohl mehr als hundertmal. Neuerlich hat die Veränderung einiger Fenster in dem von drei Seiten geschlossenen Hofraum bewirkt, daß die geschwätzige Stimme sich mit einigen dreißig Wiederholungen begnügt. Die Sache ist indeß für eine Gesellschaft fröhlicher Lacher immer noch ergötzlich genug. Am Ostthore gewähren die Rutschberge ein eigenthümliches Vergnügen.

Die Scala, nach San Carlo in Neapel das größte Theater in Italien, faßt an 4000 Zuschauer und ist für Opern und Ballete bestimmt, welche mit außerordentlichem Glanz aufgeführt werden. Der Genuß wird indeß sehr durch den Lärm gestört, der hier alle Theater erfüllt. Der Vorhang war längst aufgezogen und das Stück hatte schon eine Weile gespielt, aber das Gerede im Parterre und in den Logen dauerte fort und war so laut, daß ich kaum einen Ton zu unterscheiden vermochte. Endlich durchlief ein grelles Zischen das Haus. Die tiefste Stille trat plötzlich ein. Eine wundervolle Stimme erklang und

ein ungestümes Bravo erscholl am Schlusse der herrlichen Arie. Gleich darauf begann wieder der betäubende Lärm, denn man hört nur die ausgezeichnetsten Parthien; im Uebrigen wird nach Herzenslust geplaudert. Darum kann in Italien auch ein und dasselbe Stück vier und zwanzigmal nacheinander gegeben werden. Oft führt man selbst nur Theile einer Oper oder gar den letzten Act auf. Außerdem liebt man es, zwischen den einzelnen Acten ein Ballet abzuhüpfen; doch vermißte ich bei den meisten Darstellungen der Art Grazie und Anmuth. Die sechs über einander gebauten Logenreihen, im Innern glänzend decorirt und erleuchtet, gehören reichen Privatleuten an. Sie werden durch dichte gelbseidene Vorhänge geschlossen, so daß sich die darin Befindlichen, ganz wie in geschlossenen gesellschaftlichen Zirkeln, bei Spiel und Thee vertraulich unterhalten können. Auf solche Weise vergeht dann schnell die Zeit während der langen Vorstellungen, die allabendlich mindestens fünf Stunden dauern. — Weit mehr als die Scala spricht das Königs-Theater (Re) an, wo nur Schauspiele gegeben werden. Ich sah ein paar Lustspiele von Goldoni (der bedeutendste ital. Lustspieldichter, gest. 1793 zu Venedig), die mich entzückten. Lachlustigen Leuten empfiehlt sich das Teatro Carcano, so wie das Marionettentheater, das beste in Italien, mit ziemlich großen Puppen und ganz entsprechenden Decorationen. In diesen komischen Darstellungen kann man erst vollkommen italienische Sitte und italienisches Leben kennen lernen.

Deutsche sind sehr geneigt, die Lombardei als eine unter deutscher Oberhoheit stehende Provinz für stark von deutschem Wesen und deutscher Bildung gefärbt zu halten. Man bemerkt aber von alledem durchaus gar nichts. Das ganze Land ist zäh italienisch, und das Volk haßt die Deutschen, wie auch die jüngsten Ereignisse dies beurkundet haben, mit demselben Grimme, wie vor tausend Jahren. — Beim ersten Schritte, den wir über die Alpen thun, stoßen wir sogleich auf eine Sitte, die uns wenig behagt. Alle weibliche Bedienung ist auf der Stelle verschwunden. Es giebt nur Männer, welche aufwarten, welche kochen und braten, welche die Gefäße putzen und die Betten besorgen, welche die Zimmer fegen, scheuern und darin aufräumen; sogar

das Einkaufen und Heimtragen der Bedürfnisse an Fleisch, Gemüse, Geflügel ꝛc. liegt ihnen ausschließlich ob. Alle, die dem weiblichen Geschlecht angehören, schaffen dagegen herzlich wenig. Sie sitzen bei offenen Thüren und Fenstern, an oder auf den unzähligen Balconen, stricken oder nähen mitunter ein wenig, gucken aber weit öfter ganz müßig auf die Straßen, die vorüberziehende Männerwelt musternd und sich von ihr wieder mustern lassend. Die Italienerinnen aus dem Handwerkerstande und der ärmeren Klasse sind thätiger, und die Frauen auf dem Lande sah ich nie eigentlich müßig gehen. Wenn sie weiter nichts thun, so zupfen sie doch am Rocken, den sie stets am Busen tragen. So spinnend und die Spindel drehend, gehen sie gaßauf, gaßab und unterhalten sich mit Nachbarn und Nachbarinnen, helfen auch bei einem gelegentlich entstehenden Streit oder necken sich mit den Vorübergehenden.

Ein Hauptvergnügen der Mailänder besteht in dem Besuchen des Corso, der sich vom Domplatz aus bis an die Porta orientale erstreckt und in dieser ganzen Ausdehnung drei verschiedene Namen führt, nämlich: Corsia de' Servi, Corso di Porta orientale und Borgo di Porta orientale. Dieser letzte Theil, der breiteste, ist der eigentliche Corso. An den meisten Fenstern der schönen Gebäude befindet sich ein kleiner Balcon: ein schmaler, eisenumgitterter Austritt, von wo Frauen und Mädchen auf die vorüberfluthende Menge niederschauen, die zur Zeit des Corso, namentlich an Sonntagen, sich zu Tausenden hin und her drängt. Inmitten dienen zwei Reihen Quadern als Wagengeleise. Gegen das Ende der Straße nach dem Thore hin liegen zur Linken die öffentlichen Gärten, welche keiner größern italienischen Stadt fehlen. Sie sind nur für Fußgänger geöffnet: schattige Baumgänge, freundliche Grünplätze und Blumenboskets, zwischen denen die Kinder aller Stände, sicher vor Wagen und Pferden, ihre fröhlichen Spiele treiben. Außerhalb der Porta orientale zieht sich eine dreifache mächtige Allee nach der Porta nuova, und hier macht die schöne Welt in den reichsten Equipagen ihre Abendfahrten. Da die Italiener bei ihren Spazierfahrten nicht weniger die Freuden der Geselligkeit, als den Genuß der Natur verlangen, so hat jeder Corso einen Punkt, wo die Wagen halten,

die Reiter herankommen und wo man eine Weile plaudert, ehe man wieder hin und her fährt, um die Unterhaltung an dem Ruhepunkt auf's Neue zu beginnen. Daselbst finden sich die Blumenverkäuferinnen ein, und durch die Galanterie der Männer wandert der bunte Inhalt der Blumenkörbe in die Hände der Damen. Fast Alle, Männer und Frauen, tragen kleinere oder größere Sträuße im Knopfloch oder in den Händen. In der Späte giebt die heimkehrende Wagenreihe auf dem Corso ein heiteres Bild. Vor den hell erleuchteten Kaffeehäusern sitzen unter Zelttüchern Männer und Frauen, Erfrischungen zu sich nehmend, während man solche den in ihren Equipagen haltenden Vornehmen zureicht. Hier beginnt die Unterhaltung auf's Neue, wobei dann wiederum manches Bouquet ausgetauscht wird. Am muntersten sieht es in der langen, mit Glas bedeckten Gallerie Christofero aus, wo sich zu ebener Erde Laden an Laden, Café an Café befindet. Da trinkt man Kaffee oder Chocolade, oder verzehrt sein Eis. Nur wenig Personen lesen Zeitungen oder Journale; die Mehrzahl der Männer raucht und schwatzt im Schooße des süßen Nichtsthuns, des dolce far niente der Italiener.

Der wohlhabende Mailänder ist immer, mag er nun ein Kaffeehaus besuchen, oder nach dem Corso und in's Theater gehen, mit größter Sorgfalt und nach der neuesten Pariser Mode gekleidet. Den meisten Luxus treiben sie mit Halstüchern und Shlips. Diese tragen sie stets von schwerster Seide und in den buntesten Mustern, was ihnen bei der etwas blaßdunkeln Gesichtsfarbe und dem kohlschwarzen Haar vortrefflich steht. Nicht minderen Aufwand scheinen sie mit den Hüten zu machen, die jederzeit so schmuck und glänzend aussehen, als kämen sie so eben erst aus dem Laden des Hutmachers, einen grellen Contrast zu den unbeschreiblich schäbigen Kopfbedeckungen der Landbewohner bildend. Die Sitte des Barttragens herrscht vor und ziert die schönen, ausdrucksvollen Gesichter, deren große, schwarze Augen von starken Brauen überwölbt werden. — Die Mailänderinnen sind von schlankem und üppigem Körperbau, in der Regel mittelgroß, selten klein. Brünetten findet man häufiger als Blondinen. Ihr Haarwuchs zeichnet sich durch außerordentliche Fülle aus, und sie

verstehen es, diesen anziehenden Schmuck in gefälliger Weise am Hinterkopf zu ordnen. Ihre großen sprechenden Augen haben meistentheils eine glänzend blauschwarze Farbe. Sie blicken in der Regel frei, freundlich und häufig etwas neugierig fragend um sich. Uebrigens wissen die Frauen hier wenig von der in Italien noch immer üblichen Sitte, einen Cicisbeo oder Gesellschafter neben dem Manne zu halten. Einen eigenthümlichen Reiz gewährt ihnen der kleidsame schwarze Spitzenschleier, welcher mit silbernen oder goldenen Nadeln am Hinterkopf festgesteckt wird und in reicher durchsichtiger Faltenfülle bis über die Hüften herabfällt. Da dieser Schmuck die Nichtbedeckung des Kopfes bedingt, so zeigt sich dabei das Antlitz und glänzende Haar junger Schönen immer in vollkommen natürlichster Anmuth. Schade nur, daß diese Tracht nur noch bei Bürgerlichen gäng und gäbe ist, während die vornehmen Mailänderinnen den Pariser Hut vorziehen. Besonders im Dom macht der schwarze Spitzenschleier eine gute Wirkung, wenn derselbe die herrlichen, andachtsvoll auf den weißen Marmorfliesen knieenden Gestalten wie eine schwarze durchsichtige Wolke umfließt mit Ausnahme des Gesichts und der Hände, durch deren Finger die glänzenden Perlen des Rosenkranzes gleiten.

Die Geistlichkeit spielt eine bedeutende Rolle. Sie soll an 4000 Mann zählen. Die Straßen wimmeln von geistlich gekleideten Männern, Jünglingen, Knaben, ja sogar Kindern. Diejenigen Knaben nämlich, welche sich aus eigenem Antrieb oder nach dem Willen der Eltern der Kirche weihen wollen, werden möglichst bald zum Altardienst zugelassen und zu dem Ende in priesterliche Kleidung gesteckt, und so sieht man sie denn in schwarzen Strümpfen, kurzen seidenen Hosen, Schuhen mit silbernen Schnallen und angethan mit dem flatternden feintuchenen Priestermantel, den dreikrempigen Hut auf dem Kopf, umhergehn. Eine Procession, der ich beiwohnte, war wenig erbaulich. Einige hundert Menschen aus den niederen Ständen, und größtentheils Landleute, liefen barhäuptig hinter einer von Chorknaben getragenen Fahne her, die ein Priester anführte. Die Vordersten, meistens junge Mädchen, trugen brennende Kerzen in den Händen. Die Uebrigen sangen dazu, indem sie mehrere Straßen

durchzogen, und kehrten dann nach dem Dom zurück, von wo sie ausgegangen waren. Die in den Kaffeehäusern sitzenden Italiener erlaubten sich über diesen kirchlichen Spectakel die schnödesten Witzeleien. — Da es in der katholischen Christenheit beinah so viele Feste giebt, als Tage im Jahre, so verstummt das Glockengeläut fast nie. Das klingt aber oft wie das tollste Sturmschlagen. Die Glocken haben nämlich keine Stränge, sondern Räder, die man langsam dreht, bis der Klöpfel anschlägt. Dann läßt man das Rad schnell los, damit die Glocke sich zurückschwingen und abermals vom Klöpfel getroffen werden kann, oder man läßt sie sich geradezu überschlagen. Man kann sich nun vorstellen, wie an Festtagen durch mehrere hundert also schlagende Glocken das Trommelfell gemartert wird.

Kurz vor meiner Abreise aus Mailand wohnte ich noch einem Schauspiel in der Arena bei. Es war auf einen Luftballon abgesehn. In den geschmackvollsten Anzügen saß die vornehme Gesellschaft auf den mit Polstern belegten Sitzreihen. Der Luftschiffer, ein hübscher junger Mann, wurde in seiner an Tauen gehaltenen Gondel rund durch die ganze Arena getragen. Er warf nach allen Seiten Blumensträuße und Gedichte hinaus. Dafür begrüßte ihn donnerndes Händeklatschen und lauter ermuthigender Zuruf. Als er nach dem Mittelpunkt zurückgekehrt war, ließ man die haltenden Seile los. Sicher stieg das leichte Fahrzeug empor. Vom Winde getragen bewegte es sich unter dem Jubelruf des Volkes über den großen Exercierplatz fort, bis es unseren Augen entschwand. Darauf folgte ein Feuerwerk in der Arena. Zuerst stiegen wohl mehr als zwanzig Ballons auf. Sie werden aus Papier oder Zeug gemacht, und durch Feuer wird die Luft innerhalb derselben so weit verdünnt, daß sie rastlos emporschweben, bis sie verbrennen und niederfallen. Solche Ballons fehlen bei keinem größeren Volksfeste in Italien. Es sieht hübsch aus, wenn sie hoch und höher aufsteigen und die Flamme dann in der Luft sichtbar wird. Aller Augen sind mit Spannung darauf gerichtet und harren des Momentes, wo mit der Zerstörung des leichten Gestells auch die Flamme erlöscht. Nachher kamen Raketen, Schwärmer, Leuchtkugeln und was sonst ein Feuerwerk bildet. Dazu spielten drei Chöre Militair-

musik und italienische Opernmelodien. Unter dem Beifallsjauchzen, welches ein brennender Tempel erregte, verließen wir den Platz.

---

Auf dem Wege zwischen Mailand und Pavia läßt das ganz ebene Tiefland nichts schauen, als den zur Seite der Straße geräuschlos dahinfließenden Kanal, welcher jene beiden Städte mit einander verbindet und gerade ziemlich belebt war, dann rechts und links sumpfartige Reisfelder, endlich Alleen von Maulbeerbäumen für den Seidenbau. So fährt man bis La Certosa, jenem prachtvollen Karthäuserkloster von Pavia, welches Johann Galeazzo Visconte, Mailands erster Herzog, nach der Gründung des dortigen Doms gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts erbaute. Er that dies, um die Gunst des Himmels zu erlangen, nachdem er seinen Onkel durch Verrath in seine Gewalt bekommen und ihn mit zwei Kindern auf einem seiner Schlösser hatte schmählich zu Grunde gehen lassen. Die Karthäusermönche wußten vormals ihre Besitzungen bis auf hunderttausend Thaler jährlicher Einkünfte zu vermehren. Gegenwärtig giebt's nur noch einige Mönche, die täglichen Messen zu besorgen. Durch einen hohen Baumgang gelangt man in den weiten Hof, der von vier und zwanzig einstöckigen Häuschen, die Zellen der Klosterbrüder enthaltend, umgeben wird. In der Mitte steht die mit buntem Marmor, kunstvollen Blumengewinden, sinnreichen Geräthen und kostbaren Gemälden bis zur Verschwendung geschmückte Kirche. Diesseits Pavia liegt das Schlachtfeld, wo Kaiser Karl V. im Jahr 1525 so glänzend triumphirte, und in dem Park dieser Karthause wurde der ritterliche Franz I. gefangen genommen, indem er ausrief: „Alles verloren, nur die Ehre nicht!" Beim Gebet in dieser Kirche richtete er sein Auge auf Psalm 119, 77: „Es ist mir lieb, daß du mich gedemüthiget hast, damit ich deine Rechte lerne."

Das alte finstere große Pavia, von ligurischen Völkern lange vor Mailand erbaut und bis 774 longobardischer Königssitz, hieß einst die hundertthürmige. Nur zwei ragen jetzt aus einer Unzahl verfallener roher backsteinerner Thürme, die zum

Theil nicht senkrecht, hervor. In einem derselben schmachtete des ostgothischen Königs Theodorich weiser, der griechischen Philosophie befreundeter Staatsmann Boëthius und schrieb daselbst vor seiner Hinrichtung die in Versen und Prosa abgefaßte vortreffliche kleine Schrift „vom Troste der Philosophie" (de consolatione philosophica). In der ehemaligen Augustinerkirche ruhen seine Gebeine. In der Kathedrale zeigt man S. Augustins angebliches alabasternes Grab. Die Universität wurde von Karl dem Großen gestiftet und war von jeher eine der besuchtesten Lehranstalten. Sie soll heutiges Tags 1400 Studirende zählen; im Mittelalter kamen ihrer 24,000 fast der gegenwärtigen Einwohnerzahl gleich. Die großen Aerzte Johann Peter Frank (gest. zu Wien 1821) und dessen Sohn Joseph Frank (gest. 1842), so wie Volta und Scarpa (gest. 1832) haben da gelehrt. Das ansehnliche Universitätsgebäude enthält das berühmte von Scarpa begründete, in vier Sälen aufgestellte anatomische Kabinet. Der botanische Garten nährt viele seltene Gewächsgattungen. Das schönste Denkmal des Mittelalters ist die von Joh. Galeazzo Visconte auf hundert Granitpfeilern erbaute Brücke über den Ticino mit einer äußerst anziehenden Aussicht auf den Strom und seine Umgebungen. Er ist nicht gar breit und von schmutzig gelber Farbe, wie alle Flüsse Italiens.

Von Pavia aus wollte uns ein Vetturin oder Lohnkutscher am dritten Tage nach Genua liefern. Diese Art zu reisen bietet für Italien manche Annehmlichkeit. Man bedingt nämlich das Frühstück (pranzo) und die Abendmahlzeit (cena), welche um sechs Uhr gegeben wird, mit in den Preis der Reise. Beim Behandeln der Sache ist es jedoch eine Regel der Klugheit, die gleichgültigste Miene von der Welt anzunehmen und so zu thun, als ob man wenigstens noch einige Tage an dem Orte, wo man sich grade befindet, zu bleiben gedenke. Dann wird man die Vetturine oder deren Mäkler immer am geschmeidigsten und billigsten finden. Auch muß man sich hüten, auf den Platz, wo sie sich aufzuhalten pflegen, zu ihnen zu treten, um sie zu dingen, sondern muß ruhig abwarten, bis sie sich von selbst anbieten. Das Handgeld (Cappara), welches der Vetturin dem Fremden

giebt und welches dieser dem Eigenthümer im Augenblick der Abreise zurückgiebt, darf man aber ja nicht vor der Einigung über alle Punkte anrühren, da es bindende Kraft hat. Die Vetturine kehren fast überall in die besten Gasthäuser ein und nehmen das Gepäck in ihre Obhut. Von Pavia ab fanden wir ganz italienische Zimmereinrichtung: die Fußböden mit Ziegeln gedeckt, keine Oefen mehr, Bett- und Waschgestelle von Eisen. An vielen Orten waren die Ziegelfußböden mit Teppichen belegt, die Riesenbetten waren durchweg sauber und oft mit Fliegennetzen versehen, die Mahlzeiten reinlich und reichlich; sie bestehen gewöhnlich in Suppe, drei Speisen, Wein und Nachtisch. Zur Benutzung der Kühle wird sehr früh aus den Nachtquartieren aufgebrochen. Um vier Uhr morgens muß man bei tiefster Finsterniß heraus in den Wagen, umlagert von einer Menschenzahl, die Jeder einen Dienst geleistet zu haben behaupten und Jeder ein Trinkgeld (buona mano) verlangen. Da steht der Kellner, der aufgewartet hat, der zweite Kellner, der in das Schlafzimmer geleuchtet, der Hausknecht, welcher morgens in eins der benachbarten Kaffeehäuser gewiesen, die auf die frühe Kundschaft immer eingerichtet sind, da man den Kaffee in den Gasthäusern der kleineren Städte erst später kocht. Sitzt man endlich im Wagen, so meldet sich noch der Lastträger (sachino), weil er die Nachtsäcke auf den Wagen gelegt, und der Stallbube, weil er die Pferde angeschirrt. Diese Alle strecken wortreich und lebhaft gesticulirend die Hände aus und Jeder sagt ein klägliches: „das ist wenig!“ (e poco), gleichviel, welch ein Trinkgeld man gegeben hat, und Jeder ruft doch zuletzt freundlich: „glückliche Reise!“ nach.

Unweit der Stadt Voghera liegt seitwärts von der Straße das Dorf Marengo, wo am 14. Juni 1800 Napoleon in einer der gewaltigsten Schlachten siegte. Zwei Stunden von Tortona betritt man das genuesische Gebiet und erreicht dann bald das freundliche Novi, in den Zeiten von Genua's Flor ein bedeutender Ort, wo Magazine voll levantischer Waaren strotzten, und auch gegenwärtig nicht ohne Leben, theils durch den starken Seidenbau, theils durch die reichen Genueser, die den Herbst in den Umgebungen zubringen. — Hinter Novi fährt

man durch die Seealpen. Tiefe Bergschluchten, aus denen der Feigenbaum sich hervordrängt, mächtige Aloe's als Einfassung der Felder und Orangegärten an windgeschützten Stellen geben der Gegend ein südlicheres Ansehn, als sie bis dahin hatte. Plötzlich senkt sich der Abfall des Gebirges nach Süden. Durch ein malerisches Thal geht die Straße an zierlichen Landhäusern und großen Villen vorüber. Aus dem Grün der umgebenden Bergwelt taucht nun zu unsern Füßen das unabsehbare Blau des mittelländischen Meeres auf, dann entrollt sich vor den Blicken die altberühmte Stadt Genua, die man mit Recht die prächtige (la Superba) nennt.

---

Vom Genfer See aus geht der nächste Weg nach Genua über den großen St. Bernhard und Turin. Im Folgenden theilen wir einige Notizen darüber mit.

Von Martinach im Wallis steigt man durch die herrlichen Thäler von Orsière zum großen St. Bernhard hinauf. Die oben in dem Kloster wohnenden Augustiner haben ein paar anmuthige Fleckchen so gut es die Höhe von 8 bis 9000 Fuß erlaubt, zierlich mit Blumen bepflanzt. Sie zeigen auch die Reste von einem alten Tempel des Jupiter Poeninus, die freilich in nichts, als einigem Ziegelwerk bestehen. Die aufgefundenen Medaillen und Münzen sind sämmtlich römisch, bis auf etwa zwölf Stück von ganz unbekanntem Schriftgepräge. — Von der Gebirgshöhe zieht man die felsige Saumstraße hinunter in das von Mont-Jour überragte Aosta-Thal, wo ungemein kräftige Kastanien und Eichen, weiter hinab schöne Mandelbäume wachsen. Die Thalbewohner kleiden sich alle zimmetbraun, und leider giebt es unter ihnen eine Menge jener verkrüppelten, triefäugigen, stumpfsinnigen und mit Kröpfen behafteten Menschen, die man Kretinen nennt. Aosta, eine finstere, schlecht gebaute Stadt von ungefähr 6000 Einwohnern, rühmt sich ihres gothischen Domes. Aus der Römerzeit stammen noch die Reste eines Amphitheaters und einer Marmorbrücke, zwei Thore und am Eingang von piemontesischer Seite ein Triumphbogen von außerordentlicher Leichtigkeit und Kühnheit des Baues. — Eine

ziemlich gute Straße führt von hier über Ivrea nach Turin. Ivrea liegt hübsch zwischen zwei niedrigen Bergen an dem brausenden Alpenstrom Dora Baltea; auch an diesem Ort findet sich ein sehenswerther Dom und Reste eines römischen Tempels. Von da ab verläßt man die Gebirgsgegend, und die Landschaft öffnet sich nach allen Seiten hin. —

Turin, bei den Alten Augusta Taurinorum, hat aus der Ferne gesehen, viel Anlockendes. Die Gewässer des Po bespülen die Mauern der von 120,000 Menschen bewohnten Hauptstadt des sardinischen Königreiches; die Ebene umher prangt mit dem mannigfaltigsten Grün, und ein benachbarter Berg, die Collina di Torino, prangt mit Weingeländen, Gebüschen, Gärten, Terrassen, Lusthäusern und Schlössern, vor Allem aber oben auf dem Gipfel mit der prächtigen Klosterkirche la Superga (super terga montium), wo die Gebeine der sardinischen Könige ruhen. Der Eintritt in Turin selbst läßt kalt; denn Alles zeigt eine außerordentliche Regelmäßigkeit und erscheint daher mehr oder weniger einförmig. Das Netz der Straßen ist wie nach dem Lineal durchaus rechtwinkelig angelegt. Die fast nur von Backsteinen erbauten Häuser sind meistentheils mit Balconen ausgestattet und haben im Inneren zierliche Höfe. Am meisten unterhaltend und lebendig macht sich der Markt mit seinen arkadenartig unter den Hallen angelegten Kaufmannsläden, deren einige dem Auge wie orientalische Bazars entgegenschimmern. Die Kirchen sind nur um des schönen Materials willen sehenswerth; besonders zeichnet sich durch blendende Pracht aus die Kathedrale mit der Kapelle des heiligen Schweißtuches, die Kirche S. Filippi Neri und der neuerbaute Tempel Madre di Dio, eine Nachahmung des atheniſchen Parthenons. Im Südosten der Stadt liegt die starke Citadelle; die übrigen Festungswerke sind geschleift. Der Palast Carignano kann allein durch seine riesenmäßige Ausdehnung imponiren; den Verzierungen fehlt aller edlere Geschmack, die innere Einrichtung ist dagegen sehr schön. Der königliche Palast, ein rohes dreistockiges Bauwerk aus Backsteinen, enthält besonders Gemälde von holländischen Meistern, darunter der berühmte „Bürgermeister" von Rembrandt. Alles dies wird jedoch überragt von dem egyptischen Museum, Turins

bedeutendstem Kunstinstitut. Man sieht daselbst die kolossale Osymandyas-Statue von Stein, 15 Fuß hoch, 150 Centner schwer. Unter den Königsbildern tritt Rhamses VI. (Sesostris) hervor, in weißgeflecktem schwarzen Basalt, 6 bis 7 Fuß hoch, auf dem Throne sitzend, das Scepter in der Hand, die Züge des Antlitzes sanft und voll Stolz. Unter den Gegenständen aus dem häuslichen Leben der Egypter bemerkt man Damenschuhe, Zwirnwickel in Hundeform, Waffen, Pfeile, Helme, außerdem viele Mumien, einbalsamirte Ibis, Affen, Schakals, Sperber und Katzen, so wie eine Menge von Papyrusrollen. Die in Blüthe stehende Universität Turins besitzt eine Bibliothek von 112,000 Bänden und viele seltene Handschriften. Außerhalb der Stadtmauern verdient noch einen Besuch das königliche Lustschloß Stuppinigi (Stuppinitz), vielleicht das prächtigste Jagdschloß in Europa, in Kreuzesform erbaut und oben mit einem riesigen Hirsch in Bronze geziert. — Lebensweise, Formen der Geselligkeit und Charakter des Volkes sind ein Gemisch von französischen und italienischen Elementen. — Südwestlich von Turin wohnen in vier rauhen Gebirgsthälern die viel verfolgten Waldenser, gegenwärtig etwa 24,000 Köpfe stark, fleißige Landbauer und in den Hauptdörfern mit blühenden Fabriken. — Nordwestlich führt von Frankreich her am romantischen Thal der Dora Ripera entlang die Straße über den Mont Cenis, wo sie, 1805 von Napoleon fahrbar gemacht, mehr als 6000 Fuß ansteigt. — In südlicher Richtung fährt man über eine weite Ebene nach dem alten wohlgebauten vielthürmigen Asti, wo der Tragödiendichter Vittorio Graf von Alfieri (gest. 1803) das Licht der Welt erblickte und wo der Reisende sich an dem champagnerähnlichen Wein, der auf dem benachbarten Hügeln gedeiht, erquicken kann. Weiterhin passirt man das grad- und breitgassige Alessandria, die Hauptfestung des Landes mit 35,000 Einwohnern. Diese Tour bietet wenig Anziehendes dar, bis man von den Gipfeln der öden und steilen Bocchetta das Meer begrüßt. —

Reich an dem mannigfaltigsten Interesse ist dagegen von der westlichen Schweiz aus der Weg durch ein Stück von Frankreich über Genf, Lyon, dann auf einem Rhone-Dampfschiff bis

Avignon oder Arles, endlich über Marseille, Toulon und Nizza nach Genua. — Toulon steht vor uns mit seinen kahlen röthlichen Felsen, welche die in der Hafenbucht liegende Kriegsflotte umschließen, mit seinem ungeheuren Arsenal und dem Bagno voll gelbhosiger rothröckiger Zwangsarbeiter. Von da wenden wir uns nordöstlich nach der Stadt Draguignan und entlehnen nun Folgendes aus dem Bericht eines Deutschen.

„Von Toulon nach Draguignan ist eine anmuthige Tagfahrt, die ich mit dem Briefcourier bei sonnig heiterem Wetter zurücklegte. Die Gegend ward immer mehr italisch-südlich mit ihren Korn- und Maisfeldern, Weinstöcken, Feigen- und Maulbeerbäumen. Hie und da bemerkte ich üppige Flachsfelder mit der sanften bläulichen Blüthe. Der Boden erschien von dunkelbraunrother Farbe; die Bergzüge mit Busch und Wald, besonders mit der Stacheleiche bedeckt; auf den Höhen einzelne Burgtrümmer oder einsame Kapellen; unterwegs Männer und Weiber auf ihren beladenen Eseln und Maulthieren sitzend und mit Essen oder Geplauder beschäftigt; die Dörfer und Städtchen, die wir passirten, meist malerisch über einander gethürmt, mit hohen steinernen Häusern, düsteren Eingängen, aber freundlich durch Balcone und Weinlauben, auf den Plätzen Springbrunnen in große Steinbassins niederrauschend. — Von Frejus an wird die Gegend noch schöner. Wundervoll liegt Cannes mit seinem Hafen, umgeben von Gärten und Parks, Waldungen und Wiesengründen; der Gesundheits-Aufenthalt vieler Fremden, deren Zahl jährlich steigt, da das Klima noch milder sein soll, als das von Nizza. Auf jedem Schritte weiter neue Landschaftsbilder, weiteste Fernsichten von blauen Gebirgszügen und den schimmernden Seealpen begrenzt, dazu von Zeit zu Zeit durch Gebüsch und Baumgruppen blitzend das Meer, oft nur eines Steinwurfs Weite vom Wege im Schneeschaum der Brandung aufsprühend. Hinter St. Laurent streckte sich eine lange rothbraune Holzbrücke über das breite steinerfüllte, nur sparsam von Wasseradern durchzogene Bett des Grenzflusses Var. Da drüben ist Italien!" —

„Die sardinischen Mauthbeamten zeigten sich höflicher und humaner als alle französischen. Bald rollte der Wagen durch

Waldesgrün und Wiesenflächen nach Nizza zu. Cypressen hoben ihre langzugespitzten Pyramiden empor, Aloen starrten an den Gartenrändern. An den Bergen herab schimmerten zahlreiche Villen; überall Feigen-, Oleander- und Orangenbäume mit Blüthen bedeckt und zugleich voll goldener Früchte prangend; dazwischen der mächtige Johannisbrotbaum (Carruba), so wie hundertjährige Oel- und Lorbeerbäume, und überall am Wege unter Myrtenbüschen blühende Rosenhecken; das Meer die Felsenausläufer umblauend, welche die Bucht von Nizza ostwärts decken. Durch die Vorstadt geht's über die Brücke, an den Kais entfaltet sich stattlich die weiße Fremdenstadt, voll Sonntagslärm, Trommelwirbel und Militairmusik; der bestäubte Postwagen hält: ein Sprung, und ich stehe auf italischem Boden!" —

„Ein dreifacher Gebirgsgürtel schützt dieses paradiesische Fleckchen Erde fast das ganze Jahr hindurch gegen alle Rauheit der Luft und verleiht ihm jene Milde des Klima's, welcher die Leidenden aus allen Theilen der Welt zuströmen. Doch sagt man mir, daß auch hier erst seit vorgestern (am 10. Mai) das schlechte Wetter und der scharfe Mistral (Nordwest) aufgehört haben. Die Stadt, welche einige zwanzigtausend Einwohner zählt, ist außerordentlich lebhaft, obgleich die fremden Zugvögel, deren eigentliche Zeit in die Monate vom October bis April fällt, bereits zum größten Theil davongeflogen sind. Nizza ist ein Gesundheits- aber kein Badeort; der Strand eignet sich nirgends dazu. Die Bewohner sind, außer den eingeborenen streng abgesonderten Fischern, meist eingewanderte Italiener, Franzosen, Schweizer und Juden. Die Frauen können im Allgemeinen nicht für schön gelten. Geistliche sieht man überall in ihrer langen, bis auf die Knöchel reichenden schwarzen Tracht, die seidenen Schleppen unter dem Arme weggezogen, dreieckig platte Hüte, darunter feine Gesichter. Auch an Kapuzinern in ihren schmutzigen braunen Kutten fehlt es nicht. Die Einwohner reden ein Gemengsel von Französisch und Italienisch. Das gemeine Volk markirt sich durch schreiende Lebhaftigkeit. An einem Feste sah ich Hunderte von Kindern mit großen dichten Sträußen von blüthenschweren Orangezweigen umherziehen, und seitdem glaube ich, daß ich nun wirklich im Südland bin. —

Am Meeresgestade ziehen sich zwei hohe Terrassen hin, zu denen Marmortreppen hinaufführen, und an den Brustwehren derselben steigen die Schornsteine der darunter befindlichen Wohnungen, Cafés und Kaufläden als kleine weiße Thürmchen empor. Vom Hafen aus führt ferner ein breiter, in sanften Krümmungen gelind ansteigender Weg zu dem alten zerstörten Grafenschlosse, dessen Ruinen den Gipfel eines innerhalb der Stadt gelegenen Felsen krönen. Von unten aus erscheint der letztere nackt und kahl. Um so angenehmer überrascht sah ich mich, oben angelangt, von den schönsten Gartenanlagen umgeben, unter denen auch Dattelpalmen sich wiegten. Selbst eine Wiese ist da auf der Hochplatte zu schauen, und das frisch gemähete Heu duftete lieblich aus dichten Haufen. Hart am Meere liegt ein Fort zum Schutze des Hafens. Von hier übersieht man die Lage der ganzen Stadt. Hinter und vor dem uralten enggassigen hochgegiebelten Häuserkerne des alten Nizza erheben sich die Paläste und Fremdenhotels der neuen Stadt. Die erste der vierfachen Bergreihen, welche im Halbmonde Stadt und Bucht umschließen, ist bis oben hinauf mit Olivenwaldung, Weinstöcken, Gärten und Landhäusern bedeckt. Hinter und über dieser Hügelkette erheben sich amphitheatralisch höher und höher noch drei verschiedene Bergreihen, bis zuletzt am Horizont die weißgländen Gipfel der Meeresalpen heraufleuchten. Das von den Bergen stürzende Quell-, Schnee- und Regenwasser ergießt sich in ein breites steiniges Bette, das innerhalb der Stadt mit Kais und Alleen eingefaßt und von drei Brücken überspannt, die Wasser unter dem Namen des Paglione dem Meere zuführt. — Am Meeresstrande verbringe ich gern die Stunden des scheidenden Tages im träumerischen Genusse süßer Fahrlässigkeit (far niente). Auf den Kieseln liegend, welche mannshoch den Strand bedecken, lasse ich die Wellen zu meinen Füßen sich brechen, während Tausende von rundgewaschenen Steinen knatternd wie fernes Kleingewehrfeuer mit dem gleich schweren Geschütz dumpf donnernden Wogenschwall aufwärts und wieder abwärts in die Tiefe rollen. Flockiger Gischt und Sprühtropfen überspritzen mich zuweilen. Fischer in rother phrygischer Mütze, die braunen Leiber halbnackt, ziehen mit singendem Geschrei in langen Reihen

ihre Netze an's Land, Kinder und Weiber sammeln jubelnd den Fang, und das ist Alles, wie es vor Jahrtausenden gewesen sein wird, als Griechen das alte Nikäa gründeten." —

„Ueber Nacht fuhr ich in einem Dampfschiff nach Genua*). Mit dem dämmernden Morgen blickte der weiße Leuchtthurm an der westlichen Spitze des Hafens vom Arme des neuen Dammes (Molo nuovo) zu uns herüber. Nur schwacher Lichtglanz stahl sich durch den leise bewölkten Himmel, und dennoch: welch ein Anblick, als allgemach die prächtige Stadt, dieses ungeheure Amphitheater, dessen Sitzreihen Terrassen und Gärten, Straßenbogen und Paläste sind, sich in seiner ganzen Ausdehnung aus den Wellen emporhob! Unten im Hafen die buntfarbigen Wimpel von unzähligen Schiffen aller Art, dann der Freihafen mit seinen Zinnen und Mauern, dann die berganſteigenden Häusergruppen und Paläste, Thürme und Kuppeln. In diesem Augenblicke durchbrach die Morgensonne den duftigen Wolkenschleier und überströmte mit ihren Flammen das große Gemälde. Das war unaussprechlich schön!" —

*) Der Landweg führt an der sogenannten Riviera di Ponente (Westküste) entlang, deren Reize ihres Gleichen suchen. Man passirt vorüber an der kleinen Festung Monaco, Hauptstadt des gleichnamigen winzigen Fürstenthums. Dann geht es durch das ganz in riesigen Johannisbrotbäumen versteckte Mentone. Auf rothgelbem Fels, von dem ein wilder Bergstrom niedersteigt, sieht man am Meer das alterthümliche Oertchen Ventimiglia (ilja) mit antiken Thoren und einer uralten Kathedrale (einst Junotempel). Weiterhin kommt der kleine Flecken Bordighera, von einem aus 4000 Stämmen bestehenden Palmenwald umgeben, der Rom und ganz Italien mit Palmenzweigen zum Schmuck der Kirchen am Palmsonntage versorgt. Die Einsiedelei von S. Romulus in der Bai di Nuota bietet noch schönere Palmenstämme, wie solche ganz Süditalien und Sicilien nicht aufzuweisen hat. S. Remo, auf steilem Vorgebirge, erhebt sich aus einem meerumspülten Garten voller Blüthen und Früchte. Porto Maurizio liegt in dem herrlichsten Olivenhain und umgeben von Thälern, in denen Lilien und Narcissen prangen, Rosmarin und Myrte duften. Finale hat Pflanzungen mächtiger Orangenbäume, wo man 8 bis 10,000 Früchte an einem Baume zählen kann. Endlich erreicht man die von einem malerischen Fort überragte und von 10,000 Menschen bewohnte Stadt Savona, wo Gregor VII. geboren ward und Pius VII. im bischöflichen Palast schmachten mußte. Schon nahe bei Genua liegen die schönen Punkte Voltri und Sestri di Ponente, wo die Villa Spinola anzieht.

Die Villa Bagnerello, welche ich in Albaro, der Vorstadt von Genua, bewohne, hat eine Lage, wie man sie sich nur wünschen kann. Die herrliche Bucht von Genua mit dem tiefblauen mittelländischen Meere breitet sich unfern vor mir aus; alte, trotz der Verödung durch ihre Größe imponirende Gebäude sind ringsumher verstreut, hohe, oft in die Wolken hineinragende Berge mit festen Schlössern am Felsabhang stehen zur Linken, und seitwärts vor mir von den Mauern des Hauses bis an eine verfallene, auf steilem Fels der Küste gelegene Kapelle dehnen sich grüne Weinberge aus, wo man zwischen Reben-Alleen wandert, die an kunstlosem Gitterwerk über den Pfad gezogen sind. Bei allen diesen romantischen Einzelheiten bringen die ersten Eindrücke der Oertlichkeit an sich mancherlei Enttäuschung hervor. Man gelangt zu meiner zurückgezogenen Wohnung durch Gäßchen von solcher Schmalheit, daß bei unserer Ankunft die Leute das engste dieser Gäßchen erst vorher ausmaßen und es an unseren Wagen legten. Man fand, daß es sehr knapp zuging, aber grade noch möglich war, obgleich der Wagen nachher beim Durchfahren an die Mauern zu beiden Seiten anschrammte. Wir durften uns somit glücklicher schätzen, als eine Dame, die unlängst in dieser Gegend eine Wohnung miethete und mit ihrem Wagen in einem Gäßchen stecken blieb, und da sich keine der Seitenthüren öffnen ließ, so mußte sie durch eins der kleinen Vorderfenster herausgezogen werden. Nach Ueberwindung dieser Gäßchen kommt man auf dem Wege nach dem von mir bewohnten Hause an einen Thorweg mit alter rostiger Thür. Hat man daran lange genug mittelst eines alten verrosteten Klopfers angeschlagen, so wird endlich vom Pförtner geöffnet. Man schreitet darauf durch einen kleinen ganz verwilderten Garten, neben dem der Weinberg beginnt, auf das dreistöckige Haus los, tritt in eine viereckige kellerartige Vorhalle, geht eine Treppe mit größtentheils geborstenen Marmorstufen hinauf und sieht sich zuletzt in einem außerordentlich großen Gemache mit gewölbter Decke und geweißten Wänden. Das ist der Saal (Sala). Er hat fünf Fenster und fünf Thüren und ist ausgeschmückt mit alterthümlich verräucherten Gemälden. Die Fenstervorhänge sind von einer Art rothem Brocat,

die Stühle schwerfällig, das Sopha wiegt unterschiedliche Centner. In demselben Stockwerk und aus demselben Saale zugänglich befindet sich der Speisesaal, das Besuchszimmer und verschiedene Schlafgemächer, jedes mit vielen Thüren und Fenstern ausgestattet. Eine Treppe höher trifft man auf mehrere unheimliche Kammern und eine Küche, eine Treppe tiefer auf eine andere Küche mit wunderlichen Vorrichtungen, um Holzkohle zu brennen. Außerdem giebt es noch ein halbes Dutzend kleiner Behälter zum Aufenthalt für die Dienerschaft, unter welcher der wackere Pförtner den ganzen Abend lang alle Sorten musikalischer Instrumente spielt. Vor dem Besuchszimmer ist eine mit Reben überdachte Terrasse und darunter, eine Seite des kleinen Gartens bildend, ein Stall mit drei Kühen. Diese kommen nie aus dem Stall, sondern liegen beständig auf dem Boden und füllen ihren Bauch mit Weinblättern. Ihre Pfleger und zugleich Schlafkameraden sind ein alter Mann und sein Sohn, zwei ockerbraune Kerle mit nackten Beinen und Füßen, bekleidet mit einem Hemd, kurzen weiten Hosen, einer rothen Schärpe und einer bonbonartigen Reliquie am Halse. Die Aussicht hat, wie gesagt, ihre Reize; aber am Tage wird sie durch dicht geschlossene Jalousien versperrt, um den eindringenden Sonnenstrahlen zu wehren, nach Sonnenuntergang werden alle Fenster dicht zugemacht, um den eindringenden Mückenschwärmen zu wehren. Um das Fliegengeschmeiß bekümmert man sich nicht, auch nicht um das hüpfende Volk der Flöhe, das von wunderbarer Größe ist und den Wagenschuppen in solcher Zahl einnimmt, daß möglicher Weise eines Tages der Wagen von Myriaden wohleingeübter, eingeschirrter Springfüßler davongezogen werden könnte. Die Ratten werden ganz bequem von einem Schock dürrer, im Garten herumstreifender Katzen fern gehalten. Die in der Sonne spielenden Eidechsen beachtet Niemand, da sie nicht beißen; anders verhält sich das mit den kleinen Scorpionen. Außerdem haben wir im Nachbar-Garten einen Froschteich, und in der Dämmerung machen die Bewohner desselben ein Geräusch, als wenn Schaaren von Frauen in Schlarrschuhen beständig auf einem nassen steinernen Fußboden hin und her marschirten. — Die verfallene Kapelle birgt St. Johannes des Täufers Gebeine, und bei ungewöhnlich

heftigen Stürmen bringt man diese an den Strand und stellt sie vor der wüthenden See aus, welche sie unfehlbar beruhigen. In Folge dieser Verbindung der Stadt mit St. Johannes haben sich eine Menge von Leuten Giovanni Battista (im genuesischen Platt Batschitscha gesprochen) taufen lassen. Daher ist's dem Fremden ergötzlich, an Sonn- und Festtagen, wo die Straßen gedrängt voll sind, Jedermann von Jedermann Batschitscha nennen zu hören.

Man feierte ein Fest zu Ehren eines Heiligen. Einer der jungen Leute aus Albaro überreichte uns kurz nach dem Frühstücke zwei große Blumensträuße. Das war eine feine Weise, um einen Beitrag zu den Kosten der Festmusik zu erbitten. So gaben wir ihm denn etwas und gingen gegen Abend in die Kirche dicht neben uns. Diese war sehr bunt aufgeputzt, über und über mit Guirlanden und hellfarbigen Tüchern behangen. Dazu brannten unzählige Kerzen, und hell funkelten die Zinn- und Silberflittern an den Heiligen, namentlich am Halsband der Madonna. Die Priester saßen um den Hauptaltar, während die Orgel in einem sehr schnellen Tempo lustig darauf los spielte und einige Sänger auf dem Orgelchor eine heitere Melodie anstimmten. Vom Altar bis zur Hauptthüre hin war Alles mit Frauen angefüllt, welche saßen. Sie tragen hier keine Hüte, sondern nur einen langen weißen Schleier, Mezzero genannt, und ich habe nie eine mehr gazenreiche, ätherisch erscheinende Versammlung gesehen. Die Mädchen sind im Allgemeinen nicht hübsch, aber sie zeigen in Gang und Benehmen, so wie im Tragen ihres Schleiers eine bemerkenswerthe Grazie. Die Männer, mit rothen Mützen und weite Röcke über die Schultern tragend (bei warmer Witterung ziehen sie dieselben nie an), spielten unmittelbar vor der Kirche Kegel und kauften Zuckerwerk. Wenn ein halbes Dutzend von ihnen ein Spiel beendigt hatte, traten sie in die Kirche, bekreuzten sich mit Weihwasser, sanken für einen Augenblick auf's Knie und gingen wieder hinaus, um ein neues Spiel anzufangen. Sie sind merkwürdig geschickt im Kegeln und können auf dem unebensten Boden, selbst in steinigen Gassen, mit so viel Genauigkeit wie auf einem Billardtische spielen. Am beliebtesten aber ist das Nationalspiel Mora, ein sehr gefähr-

liches Hazardspiel, wozu man weiter nichts braucht als die zehn Finger. Je zwei spielen zusammen. Der Eine nennt eine Zahl, aber nicht über zehn, und bezeichnet einen beliebigen Theil davon, indem er, wenn er etwa zehn gerufen, drei oder vier oder fünf Finger ausstreckt. In demselben Augenblicke muß nun der Gegner auf's Gerathewohl und ohne die Hand zu sehen, so viel Finger ausstrecken, als noch an der genannten Zahl fehlen. Dies Alles geschieht mit so erstaunlicher Schnelligkeit, daß der uneingeweihte Zuschauer dem Gange des Spiels oft gar nicht folgen kann. Die Eingeweihten jedoch, von denen immer eine eifrige Gruppe zusieht, nehmen mit Leidenschaft an dem Spiel und den dabei oft entstehenden Streitigkeiten Theil; denn die zwei Männer gerathen um den Preis, gewöhnlich ein halber Dreier, gar leicht in ein Feuer, als sollte es dem Verlierenden das Leben kosten.

Nicht weit von uns ist ein großer Palast, ehedem im Besitz eines Brignole, gegenwärtig einer Jesuitenschule dienend. Ich trat kurz nach Sonnenuntergang in seine verfallenen Räume. Ein Säulengang umgiebt zwei Seiten des mit Unkraut überwucherten Hofes, während das Haus die dritte, eine niedrige Terrasse mit der Aussicht auf den Garten die vierte Seite einnimmt. Ich glaube nicht, daß im ganzen Hofe eine einzige unzerbrochene Steinplatte war. In der Mitte stand eine Bildsäule von äußerst melancholischem Ansehen; die Ställe, Wagenschuppen, Wirthschaftsräume waren alle leer und verödet, mit angellosen Thüren, zerbrochenen Fenstern; bunter Gyps hatte sich abgebröckelt und lag in Klumpen auf dem Boden; Hühner und Katzen hauf'ten in den Wirthschaftsgebäuden, so daß ich mich nicht erwehren konnte, dabei an mährchenhaft verwandeltes Hofgesinde zu denken, das der Entzauberung harre. Vornehmlich ein alter knochenrippiger Kater mit hungrigen grünen Augen umkreis'te mich schnurrend, als ob er glaube, ich sei der Held, der seine Herren befreien und Alles entzaubern wolle. Der Palast selbst war ein labyrinthisches, echoreiches, barackenartiges Gebäude. Die Fenster des Erdgeschosses waren, wie gewöhnlich, zugenagelt; aber die Thür stand weit offen, und ich zweifle nicht, daß, wenn ich hineingegangen, mich zu Bett gelegt und daselbst gestorben, sich Niemand darum bekümmert hätte. Nur eine

einzige Zimmerreihe im oberen Stockwerk war bewohnt und von dort her schallte die Stimme einer jungen Sängerin in die stille Abendluft hinaus. Ich ging in den Garten hinab, der mit seinen Alleen, Terrassen, Orangebäumen, Statuen und Wassern in steinernen Bassins einen Anschein des Schmuckes hatte; doch war Alles grün, dumpfig, wild verwachsen, und ich bemerkte in der ganzen Umgebung nichts Lichtes, als ein einsames Johanniswürmchen, das zwischen den dunkeln Büschen aussah, wie der letzte Rest von des Hauses entschwundenem Glanz.

---

Nachdem ich mich mit den Dingen und ihren Formen hieselbst in weiteren Kreisen vertraut gemacht, muß ich in Genua einen Ort erkennen, der Einem mit jedem Tage näher an's Herz wächst. Es ist ein Ort, reich an den seltsamsten Gegensätzen. Ueberall wechselt das Malerische mit dem Häßlichen, das Gemeine mit dem Prächtigen, das Entzückende mit dem Widerwärtigen. Die wunderlichen, tiefen Felsschluchten zu vergleichenden Gäßchen sind häufig so eng, daß man keinen Regenschirm darin aufspannen kann; dagegen fehlt es weder den Häusern selbst, noch ihrem Zubehör keineswegs an den erwünschtesten Räumlichkeiten. Dahin rechne ich namentlich die Terrassengärten mit Rebenlauben, Citronenhainen und rothblühendem Oleander, zwanzig, dreißig, vierzig Fuß über der Straße. Viele Straßen haben die stattlichsten Gebäude und das Pflaster derselben bildet ein wahrhaft königliches Marmorgetäfel, so daß Pferde und Maulthiere nur mit Mühe auf den spiegelglatten Quadern fortschreiten können; aber urplötzlich sieht man sich in ein Labyrinth voll des abscheulichsten Unrathes versetzt, wo Schwärme halbnackter Kinder und Schaaren schmutziger Bettler sich drängen. Die Stadt hat nur drei, eigentlich eine fahrbare Straße, nämlich die Straßen Balbi, Nuova und Nuovissima. Auf dem Annunziatenplatz halten Fiaker; doch nur um Ausflüge in die Umgegend zu unternehmen. Für das Innere der Stadt miethet man buntbemalte und vergoldete Porte-Chaisen, die auf verschiedenen Plätzen halten. Viele der Vornehmeren besitzen selbst dergleichen, und des Abends kann man sie nach allen Richtungen

hin und hertragen ſehen, vor ihnen Leute mit großen Laternen, die aus einem mit Leinewand überſpannten Geſtelle beſtehen. Behufs des anderweitigen Transportes klingeln den ganzen Tag hindurch lange Reihen von Maulthieren mit ihren kleinen Schellen durch die Gaſſen. Einige Gaſſen ſind wegen der rieſigen, ſechs bis acht Stock hohen Häuſer, die terraſſenförmig an den Bergrücken aufſteigen, ſo finſter, daß die Bewohner der unteren Stockwerke oft am hellen Tage Lichter brennen müſſen, während dem Straßenwandler von oben her ein koſtbarer Streifen des glänzendſten Azurs leuchtet. Eine faſt zweihundert Schritt lange Brücke, die Brücke von Carignano, ein kühner und zierlicher Bau, überſpannt nicht etwa ein Gewäſſer, ſondern vielmehr eine Kluft zwiſchen zwei Bergen. Sie hat drei übereinander liegende fahrbare, an verſchiedenen Höhepunkten angebrachte Etagen von mehr als neunzig Fuß Höhe; und es macht ſich eigenthümlich, wenn man von oben auf die in der Tiefe ſtehenden hohen Häuſer herabſchaut. Dagegen werden zu Zeiten vermöge der ſteilen Lage der Stadt viele Gaſſen bei ſtarken Regengüſſen ganz eigentlich in Flußbetten verwandelt, durch welche rauſchende Waſſerſtröme von der Höhe herab dem Meere zuſtürzen. Die Häuſer ſind mit grellen Farben bunt bemalt, aber der freundliche Anblick wird wieder verunſtaltet durch alle die Dinge, die aus den Fenſtern heraus hängen, ſei es ein Vorhang oder ein Teppich, oder ein Bett, oder eine ganze Zeugleine voller Kleider. Man ſieht große Paläſte mit dicken Marmorpfeilern, feſten Bogen, ungeheuren Treppen, ſchweren ſteinernen Balconen, Reihe über Reihe; aber die thürloſen Eingangspforten, die verriegelten unteren Fenſter, die verwaſchenen Figuren an den Außenwänden, Kränze oder Kronen haltend, aufwärts oder niederwärts fliegend und in Niſchen ſtehend, predigen den Verfall des Inneren. Charakteriſtiſch iſt in dieſer Hinſicht die verſchiedenartige Benutzung dieſer Paläſte. So hat zum Beiſpiel in einem derſelben an der neuen Straße (Strada nuova) ein engliſcher Banquier ſein Comtoir. In der ſchmutzigen, wenn gleich überall kunſtreich bemalten Vorhalle verkauft ein habichtsnaſiger, ſchwarzhaariger Sarazenenkopf Spazierſtöcke. Auf der anderen Seite des Eingangs ſitzt eine Frau mit grellbuntem Tuch als Kopfputz, Strickarbeiten und Blumen

verkaufend. Ein wenig tiefer hinein betteln gewöhnlich zwei oder drei Blinde. Zuweilen werden sie von einem ganz munter aussehenden Mann ohne Beine besucht, der sich auf einem Wägelchen fährt. Noch weiter in der Tiefe liegen ein paar Kerle und schlafen oder ein paar Portechaisenträger warten mit ihrer Portechaise auf die Rückkehr einer Person, welche sie getragen. Auf der linken Seite der Halle befindet sich ein kleines Gemach, ein Hutmacherladen. Im ersten Stock hat der Banquier seinen Sitz, und daneben ist eine sehr geräumige Familienwohnung. Der Himmel weiß, was wieder darüber sein mag. Steigt man, mit diesem Gedanken beschäftigt, die Treppe hinab und wendet sich von da nach dem Hofe zu, so giebt die zudonnernde Thür das schauerlichste Echo, und erhaben über das unkrautbewachsene Steinpflaster, ruht gegenüber auf künstlichem Fels eine riesige Steinfigur mit einer Urne, und aus der Urne guckt das abgebrochene Ende einer Bleiröhre heraus, die vor lieber langer Zeit einmal einen kleinen Wasserfall von dem Fels herabsandte. — Neben den alten Gebäuden sieht man überall neue eingeschoben. Aus irgend welchen Ecken in den Umfassungsmauern sind Wohnungen wie Schwämme hervorgewachsen. An das Regierungshaus, an das Senatshaus, an jedes größere Gebäude drängen sich kleine Läden, wie schmarotzendes Gewürm um mächtige Thierleiber, alle möglichen Mißgestalten darbietend. In einigen Gassen sammeln sich bestimmte Gewerbe, wie es denn eine Juwelier- und eine Buchhändlerstraße giebt. Im Uebrigen denken sehr wenig Handelsleute daran, ihre Waaren im Laden auszustellen; auch wird Manches an Oertern verkauft, wo man es am wenigsten sucht. Braucht man Kaffee, so geht man in einen Zuckerbäckerladen; will man Fleisch haben, so muß man dazu oft die verborgensten Schlupfwinkel aufsuchen. Die meisten Apothekerläden sind gewissermaßen öffentliche Locale, wo gravitätische Männer mit Stöcken stundenlang sitzen, Zeitungen lesen und die Neuigkeiten besprechen.

Ueberall in Genua sieht man Priester und Mönche; namentlich die Kapuziner scheinen sehr häufig zu sein; auch Jesuiten schleichen häufig, paarweis, wie schwarze Kater, umher. Blindes Pfaffenthum ist nirgends mehr heimisch als hier und in Piemont.

Alfieri ſagt von Genua, „daß Unwiſſenheit und Aberglauben ihren mächtigen Schleier darüber breiten.“ Auch bemerkt man überall, an Paläſten, Landhäuſern und Weinbergsthoren das prieſterliche Wahrzeichen IHS (in hoc signe sc. vinces, durch dieſes Zeichen wirſt du ſiegen, als Unterſchrift des Kreuzes, welches dem Kaiſer Conſtantin dem Großen im Traum erſchien). Die Kirchen glänzen von Marmor, Gold und Malerei. Der gothiſche Dom San Lorenzo macht mit der äußeren und inneren Bekleidung, ſeinen ſchachbrettartigen ſchwarz und weißen Marmorquadern einen fremdartigen Eindruck. Im Inneren waren damals eines Feſtes wegen Säulen und Wände mit rothen goldverbrämten Damaſttüchern bedeckt. In der Kapelle wird die geheimnißvolle heilige Schale (Sacro Catino), der heilige Graal des deutſchen Mittelalters, aufbewahrt, das Gefäß, in dem Joſeph von Arimathia das Blut des Heilandes auffing und welches 1101 von genueſiſchen Kreuzfahrern aus Cäſarea hierher gebracht wurde. Ehemals wurde der Catino von zwölf Rittern bewacht und die Berührung deſſelben durch harte Dinge mit dem Tode beſtraft. Der Stoff galt ſonſt für Smaragd und die Juden ſchoſſen mehrmals Millionen darauf vor; vielleicht iſt's indeß nur ein Glasfluß. Die Kirche der Verkündigung (Santa Annunziata) überſtrahlt an Größe und Pracht alle anderen. Sie hat eine prächtige Marmortreppe, ruht auf joniſchen Säulen von weißem Marmor, iſt ganz mit roſenfarbigem und weißem Marmor ausgekleidet und enthält vorzügliche Deckengemälde. Die Kirche S. Maria di Carignano, zu welcher die erwähnte Brücke den Zugang bildet, belohnt die Erſteigung ihrer Kuppel durch die umfaſſende Ausſicht über Stadt und Hafen. In der Nähe hat, auf einem jetzt öden Platze, Fiesko's*) Haus geſtanden. In

*) Fiesco oder Fieschi, Graf von Lavagna, zettelte eine Verſchwörung an zum Sturz des Dogen Andreas Doria. Es war in der Nacht des 1. Jan. 1547. Johann Doria, des Andreas Neffe, wurde getödtet. Meiſter der Stadt, eilte Fiesco nach dem Hafen, fiel hier in's Meer und ertrank. — Andreas Doria zeichnete ſich ſchon als Jüngling durch Heldenthaten aus. Unter Franz I. focht er als franzöſiſcher Admiral (1528) ruhmvoll in der Schlacht bei Capo d'Orſo, ging ſpäter zu Kaiſer Karl V. über, befreite Genua vom

der Kirche San Matteo bewahrt eine unterirdische Kapelle das Grab des großen Andreas Doria, und in der Sacristei zeigt man des Seehelden Schwert. Unfern des westlichen Thores erbaute derselbe „seinem müden Alter" (multis annis jam lesso), wie die Inschrift besagt, eine wundervolle Wohnung. Sie besteht aus zwei großen Palästen. Der eine erhebt sich über einen schönen Terrassengarten am Meer, der andere steht am Fuß des Berges von San Rocco. Beide sind durch Bogengänge in den ersten Stockwerken miteinander verbunden und beherrschen den Doria-Platz, den die Doria's noch heute absperren dürfen. Inmitten des in altfranzösischem Geschmack mit Taxushecken durchzogenen Gartens prangt mit Adlern und Delphinen ein weites Marmorbassin mit einer Fontaine, über welcher ein kolossaler Neptun, zugleich Portraitbild des Andreas Doria, emporsteigt. Die mit zierlichen Statuen geschmückte Marmorterrasse, welche vom Doria-Palast in den Garten führt, entzückt durch die herrlichste Aussicht über Stadt und Hafen. Dieser, seit 1751 ein Freihafen, wird durch zwei Hafendämme beschützt; aber nur in dem inneren Hafen, Darsena genannt, finden die Schiffe vollkommene Sicherheit bei jedem Winde. Von der Darsena aus führen mehrere Thore in die Stadt und von diesen Treppen auf die Mauern und Wallgänge des Molo. Auf einem hundert Fuß hohen Fels steht der Leuchtthurm, und mehr als dreihundert Stufen führen in die Laterne, von wo der Blick bis zu den Gebirgen von Corsika reicht. Mich interessirten im Freihafen besonders die lasttragenden Bergamasken in ihren kurzen blauen Jacken (Fustanellen): schlanke, kräftige Gestalten, welche an langen Tragehölzern die schwersten Fässer, Ballen ꝛc. je sechs oder acht und mehr doppelreihig im schnellen Laufschritte bis an's Hafenthor tragen, wo eine andere Abtheilung sie in Empfang nimmt. Diese Bergamasken bilden eine eigene privi-

---

französischen Joch und sicherte als lebenslänglich gewähltes Staatsoberhaupt die republikanische Verfassung. Als Großadmiral Karl's V. kämpfte er siegreich gegen die Türken und Raubstaaten und führte (1535) die kaiserliche Flotte gegen Tunis; auch brachte er Corsika wieder in die Gewalt der Genuesen zurück. Er starb 1550.

legirte Körperſchaft und bewachen die Tag und Nacht offen ſtehenden Hafengewölbe. Der Eingang zum Freihafen iſt Prieſtern, Mönchen und Weibern verſagt. Von hier und dem alten Arſenal (jetzt eine Sträflingsanſtalt) gingen die Flotten aus, welche einſt Piſa und Corſika unterjochten, Venedig ſchreckten. In dem großen Saal über dem Zollhauſe befand ſich die 1407 geſtiftete, einſt für den europäiſchen Geldmarkt ſo wichtige Georgsbank (Compera di S. Georgio). Das in dieſem Saal aufgeſtellte Bild des Geiers, der den Adler und den Fuchs erwürgt, malt den Stolz der Republik in Bezug auf den feindlichen Kaiſer Friedrich Barbaroſſa und die Piſaner, deren (1290) entführte Hafenkette hier aufgehängt wurde. Der ehemalige alte Dogenpalaſt mit der Inſchrift „das feſteſte Denkmal der Freiheit" (firmissimum libertatis monumentum) befindet ſich in einem kläglichen Zuſtand. In den Niſchen des großen Rathsſaales ſtehen ſtatt der in der Revolution von 1797 zertrümmerten Bildſäulen mit weißen Gewändern bekleidete Strohfiguren. Hier verſammelte ſich der Senat unter dem Vorſitz des Dogen. Dieſer mußte wenigſtens funfzig Jahre alt ſein, und ohne ſeine Zuſtimmung konnte kein Rathsbeſchluß gefaßt werden. Er blieb nur zwei Jahr lang im Amt und konnte erſt nach Ablauf von fünf Jahren wieder zum Staatsoberhaupt gewählt werden. Der Rath beſtand lediglich aus genueſiſchen Edelleuten. Der Adel ward in den alten und neuen eingetheilt. Zu dem alten gehörten außer den vier glanzvollſten Geſchlechtern Grimaldi, Fieſchi, Doria und Spinola noch vier und zwanzig andere, die an Ahnen, Reichthum und Anſehen jenen am nächſten ſtanden. Die Paläſte, welche in den Straßen Balbi, Nuova und Nuoviſſima ſich aneinander reihen, zeugen in ihrer alterthümlichen Pracht von dem vormaligen Glanz. In der Straße Balbi iſt auch die Univerſität, das ehemalige Jeſuitencollegium, ein großartiges Gebäude mit einer herrlichen Säulenhalle von carrariſchem Marmor. Die heiteren Hörſäle ſind mit Freskobildern und Gemälden geſchmückt, deren mehrere von den beſten genueſiſchen Meiſtern herſtammen. Die Zahl der Studirenden beläuft ſich auf ungefähr vierhundert. Das neue Theater Carlo Felice iſt eines der ſchönſten. Einen palaſtartigen Anblick gewährt das Armen-Hoſpital (Albergo de' Poveri), für

mehr als zweitausend Pfleglinge eingerichtet, die größte Anstalt dieser Art in Italien. Die Namen der milden Geber werden durch Bildsäulen, Büsten oder Inschriften geehrt. In der Kirche muß ein Basrelief Michel Angelo's, die Jungfrau mit dem todten Heiland, auf jeden sinnigen Beschauer einen ergreifenden Eindruck hervorbringen. Im Palast Brignole, der rothe Palast wegen seiner rothen Farbe genannt, zogen mich beim Durchmustern der reichen Gemäldegallerie besonders die schönen Bildnisse der Männer und Frauen aus früherer Zeit an. So der Marchese Brignole in schwarzer spanischer Tracht auf muthigem Roß von Van Dyk. Ich konnte nicht müde werden, dies geistvolle, feine und doch so thatkräftige Antlitz mit den dunkeln Locken und dem feinen Bart auf der Oberlippe zu betrachten, wie er im Gefühl seiner Kraft, ruhig in die Ferne blickend, mit spielender Hand das feurig anspringende Roß bändigt. Der Art waren die Männer, welche einst das Meer beherrschten! Bedenkt man das Sonst und Jetzt, so findet man das Treffende des Ausspruches: „Genua ist eine Marmorstadt, bestäubt mit der Asche der Vergangenheit." — Den genußreichsten Spaziergang bieten die über Höhenrücken sich entlang ziehenden Stadtmauern. Hier trifft man auch auf die sechs Stunden lange Wasserleitung, ein riesiges Werk des Mittelalters, wodurch jedes Haus der Stadt mit frischem Wasser versorgt wird. — In der Nähe Genua's liegt Cogoleto, des Columbus angeblicher Geburtsort, wo man seine Wohnung, eine Fischerhütte am Meer, und ein altes Bild von ihm zeigt.

An Sonn- und Feiertagen strömen die Genueser nach dem am östlichen Ende der Stadt gelegenen Platz Acqua Sola. Der weite Raum ist mit Baumreihen durchzogen und hat in der Mitte einen Springbrunnen, der aus einem von Rosenhecken und Trauerweiden umschatteten Wasserbecken steigt und angenehme Kühlung verbreitet. Die Festtage sind besonders im Frühjahr sehr zahlreich, und es finden dann große Illuminationen statt. Bei dieser Gelegenheit wandelte ich eines Abends durch das Quartier des heiligen Vincent und sah die ganze Vorstadt mit Tausenden von Lichtern, welche zu beiden Seiten der Straßen in Gestalt hoher Pyramiden unter den Fenstern brannten, taghell erleuchtet. Noch

eigenthümlicher nimmt es sich aus, wenn man in's offene Land hinaustritt, wo man die illuminirten Hütten am steilen Abhang von unten bis oben hinauf verfolgen kann und wo Reihen von Kerzen an isolirten Häusern in der Sternennacht einsam verbrennen. — Bei solchen Festen bemerkt man die Mannigfaltigkeit der Lebensmittel, welche dem Volk zu Gebote stehen: große Kuchen von Reis, geröstete Seefische aller Art, Schnecken, Tomaten (unsere Liebesäpfel), welche mit einem Füllsel von Käse und Fleisch gebacken werden; ferner Würstchen, stark mit Knoblauch gewürzt und in Scheibchen mit Feigen gegessen, Hahnenkämme und Schafsnieren mit Schöpsenfleisch und Leber zusammengehackt, Maccaroni ꝛc. An Eis und eisgekühltem Wasser darf es in diesem Klima nirgends fehlen. — Die Bevölkerung Genua's wird jetzt auf 120,000 Seelen geschätzt. Die Genueser gelten für thätig und unternehmend, aber man schreibt ihnen auch Rachsüchtigkeit zu. Der Hang zu Betrügereien giebt sich bei jedem Anlaß kund, und der Genuese ist nie verlegen, sich deswegen zu vertheidigen. Ein lumpiger Kerl bot mir einst auf dem Fischmarkt ein getrocknetes Seepferdchen für drei Franken. Ich versprach ihm ein Vierpfennigstück und bekam es. Auf meine Frage, warum er mich als Fremden so habe betrügen wollen, erwiederte er: „Mein Herr, das war ganz und gar nicht meine Absicht. Ich habe den Fisch so theuer geschätzt in der Voraussetzung, daß Sie mir schon dafür geben würden, was Ihnen billig dünke. Hätten Sie mir aber auch mehr gegeben, so wäre es ja mit Ihrem Willen geschehen." Die Sprache des gemeinen Mannes ist auch hier, wie in Nizza, ein Gemisch von Italienisch und Französisch und sehr schwer zu verstehen. Im Betragen gegen Fremde zeigt sich das Volk höflich und zuvorkommend. Herrschaften behandeln die dienende Klasse gut; man redet sie mit padrone und padronessa an. Ueberhaupt kennen höhere und niedere Stände keine schroffe Scheidewand des Kastengeistes. Ich sah fast nie Vornehmere den Felsen von San Rocco hinaufreiten, der mit Villen reicher Kaufmanns- und Adelsfamilien besetzt ist, ohne daß der auf dem Esel Reitende freundlich mit seinem Eseltreiber geplaudert hätte. Eines Tages bemerkte ich in einer der engsten Stadtgassen, die kaum fünf Schritte breit

sein mochte, einen zwölfjährigen Burschen im behaglichen Halbschlummer quer über die Straße an der Erde liegen, wo er den Vorübergehenden offenbar den Weg versperrte. Statt ihn zu wecken oder wegzustoßen, lachte man und stieg vorsichtig über ihn weg, bis ein klingelnder Zug beladener Maulthiere kam und die Treiber den Jungen aufstehen hießen.

Am Tage vor meinem Abschiede von Genua wandelte ich zum letzten Male durch das Labyrinth von engen Gassen und gelangte an dem alten Fort vorbei in's Freie, das heißt in hochummauerte Gärten und Weinberge, die bis zur Höhe der ersten Bergreihe, welche die Stadt umgiebt, sich hinaufziehen. Zurückblickend sieht man zuerst nur ein krauses Gewirr von Giebeln, Dächern und Thürmen, dann erschien ein Streifen Blau mit weißem Segel und der Leuchtthurmspitze. Endlich durch eine offene Thüre in einen Weinberg tretend, sah ich von einer Steinterrasse aus wie mit einem Zauberschlage den größten Theil der Stadt und das Meer zu meinen Füßen, die Hügel umher grünbekränzt mit Weinreben, Oliven, Feigen und Cypressen. Höher hinauf wandelnd überraschte bei jeder Wegkrümmung eine neue eigenthümliche Ansicht, bis hoch oben auf der Bastion S. Erasmo die ganze ungeheure Stadt sich vor mir ausbreitete mit ihren Kuppeln und Palästen, ihrem Hafen und ihrem Golf. Das war Genua, über welches Fiesco bei Schiller „emporzuflammen wünschte gleich dem königlichen Tage." Ein wonniger, würziger Duft durchbebte die Luft, und ich versank in träumerische Betrachtungen über die Vergänglichkeit irdischer Pracht und Herrlichkeit, bis die Nacht, die Mutter und das Grab alles Erscheinenden, ihren sternenfunkelnden Baldachin über Gebirg und Meer ausspannte.

## Drittes Kapitel.

Man findet in Genua täglich Gelegenheit, auf Dampf- und anderen Schiffen nach Livorno zu fahren; ich zog jedoch den Landweg vor, und das wird Niemand Ursache haben zu bereuen. In der That bietet ganz Italien kaum etwas Schöneres,

als die Küste zwischen Genua und Spezzia, Riviera di Levante (Oſt-Küste) genannt. Hier die bis zum Horizont ausgedehnte blaue Fläche, durch welche hie und da eine maleriſche Felukke langſam dahin gleitet; dort ſteile Hügel, Schluchten mit weißen Hütten, dunkle Olivenhaine, Dorfkirchen mit luftigen, offenen Thürmen, heiter bemalte Landhäuſer und auf den Bergen verödetes Mauerwerk. An jedem Abhange und Erdhaufen wuchert der Cactus und die Aloe in üppiger Fülle. In den Gärten reift die Traube und die Orange, ſtehen weißblühende Myrten, Tomaten (Liebesäpfel) und Erdbeerſträuche. Ganze Felder ſind mit Melonen beſäet. Selbſt Palmenwäldchen fehlen dieſer reizenden Gegend nicht, deren Klima wegen der einſchließenden Gebirgszüge wärmer iſt, als das von Florenz und Rom. Einige Dörfer werden faſt ausſchließlich von Fiſchern bewohnt und gar hübſch ſchaut es ſich an, wenn ſie am Ufer ihre Netze flicken, während die Kinder umher ſpielen und auf die See hinaus lugen. Eine Stadt Camoglia (olja) liegt mit ihrem kleinen Hafen mehrere hundert Fuß unter der Straße. Dort wohnen Familien von Seeleuten, die ſeit unvordenklichen Zeiten an dieſem Ort Küſtenfahrzeuge beſeſſen haben und damit nach Spanien und anderen Ländern geſegelt ſind. Steigt man auf gekrümmten Maulthierpfaden hinab, ſo wird der Weg verſperrt durch große verroſtete Eiſenringe und Ankerketten, Schiffswinden und Stücke alter Maſten. Sturmgewohnte Boote ſtehen auf ſonnigen Steinen, und Matroſenkleider flattern im kleinen Hafen, um zu trocknen. Auf der Mauer des kunſtloſen Hafendammes haben ſich ein paar Kerle amphibienartig zum Schlafen ausgeſtreckt, während ihre Beine herabhängen, als ob ſie, wenn ſie hineinrutſchten, fortſchwimmen und unter den Fiſchen ruhig weiter träumen würden. Seetrophäen und Votivtafeln zum Gedächtniß von Rettungen aus Sturm und Schiffbruch ſchmücken die Kirche. Die Straße, von welcher man Camoglia tief unten erblickt, iſt reich an Leuchtkäfern, und zuweilen ſah ich ganze Haine von dieſen ſchönen Inſecten illuminirt. Als ich ſpät in Rua ankam, überraſchte es mich, daß der Mond, obgleich er nur halbvoll war, bei der klaren Luft doch ſeine ganze Scheibe deutlich erkennen ließ. Am andern Morgen blickte ich in aller Frühe aus den Fenſtern meines Schlaf-

gemaches über die schimmernde See, auf das ungefähr acht Stunden entfernte Genua und bis fern hin nach den in Goldduft schwimmenden Bergen der Provence. Ich lehnte mich, so weit ich konnte, hinaus in die frische Aurora und schaute dem Glühen so lange zu, bis endlich ein blitzender Strahl hineinsprang in meine Brust und all' den tausend welkenden Blüthen der Jugend noch einmal neue Farben verlieh. Ich fühlte, daß ich mitten in Italien war. — Von Rua führt die Straße durch eine ausgehauene Felsgrotte in eine anmuthige, mit hohen Kastanien bewachsene Gebirgsgegend, steigt jedoch bald wieder hinab an die felsige Meeresküste, über Rapallo und Chiavri nach dem malerischen Sestri sich hinziehend. Von da aus wird der Weg über den Bracco ziemlich steil und öde, bis man wieder hinunter kommt zu dem fruchtbaren Thal, wo das schmutzige Borghetto liegt. Von da aus erreicht man bald das seiner herrlichen Lage und seines gesunden Klima's wegen so berühmte Spezzia. Die Mittagssonne brannte heiß, als ich hinausging an die ungemein liebliche Meeresbucht, an welcher sich schöne Spaziergänge hinziehen; denn Spezzia ist ein besuchtes Seebad. Ein Oelbaum, an dessen Stamm ich mich setzte, breitete sein grausilbernes Blätterdach über mich aus. An den schwankenden Grashalmen hingen glänzende Goldhahnkäfer, und dicht neben mir lauerte eine Fangheuschrecke, die erste, die ich lebend sah, mit ihren emporgehobenen Fangfüßen auf Beute. Ich sah, wie sie den Kopf beständig nach einer Seite hindrehte, und erst, als ich sorgfältiger forschte, bemerkte ich, daß eine ganz kleine Mücke an einer gelben Geißkleeblüthe hinlief. Plötzlich, mit einem Sprunge, haschte jene das Thierchen und erwürgte es. In demselben Augenblick aber wurde sie mir zur Beute.

Ueber Nacht war von Regengüssen die Magra hinter Spezzia geschwollen. Nachdem wir den reißenden Fluß auf der Fähre glücklich überwunden, gelangten wir in wenig Stunden nach Carrara, welches in einem tiefen Felsenkessel liegt. Man hatte hier während der letzten Tage heftige Gewitter gehabt und einzelne Erdstöße verspürt. Jetzt war die Natur wieder beruhigt. Ein paar Ponys brachten uns schnell nach den Marmorbrüchen. Vier oder fünf große Schluchten laufen eine Reihe großer Hügel hinauf.

Wenn man langsam an diesen steilen Schluchten in die Höhe klimmt, so hört man dann und wann in den Hügeln den tiefen Ton eines melancholisch hallenden Hornes, ein Signal für die Steinbrecher, sich zu entfernen. Darauf kracht ein Donner und hallt von Hügel zu Hügel wieder; vielleicht fliegen auch große Felsentrümmer durch die Luft. Wiederum klimmt man vorwärts, bis in einer anderen Richtung neue Hornklänge erschallen, und sogleich bleibt man abermals stehen, um nicht in den Bereich der Explosion zu kommen. Hoch oben in diesen Schluchten sieht man viele Leute beschäftigt, die zertrümmerten Steine nebst den Erdmassen wegzuräumen, um den Marmorblöcken, die man entdeckt, Platz zu machen. Die Blöcke selbst werden auf plumpen, von Ochsen gezogenen Karren in's Thal geschafft. — Der Ruf des carrarischen Marmors ist mehr als zwei tausend Jahr alt. Grandi schnitt im vorigen Jahrhundert selbst Violinen und Claviere daraus. Von den verschiedenen Gattungen gilt der schwarze Marmor wenig, der schwarzgelbe und graue mit Adern mehr; mit der Reinheit und Durchsichtigkeit des Bruches steigt der Preis. Den schneeweißen bezahlt man mit 150 Lire*) für den Kubikfuß. Carrara hat eine Kirche, Maria delle Grazie, ganz vom schönsten Marmor. Es ist eine Stadt voller Bildhauer, und rings um den Hauptplatz sind fast alle Gewölbe Bildhauer-Werkstätten. In der Umgegend wetteifern die Grotten del Tanone und Salla Mattana mit der von Antiparos**).

Vom Gipfel eines hohen Hügels jenseits Carrara hat man den ersten Anblick der fruchtbaren Ebene, in welcher am Horizont

---

*) Ein Lira italiana nuova ist gleich 8 Sgr. 1 Pf. preußisch, also 150 genau 40 Thlr. 12 Sgr. 6 Pf.

**) In den weit ausgedehnten Kupfergruben von Campiglia im toscanischen Gebirg entdeckte der Geologe Pilla eine der blauen Grotte von Capri ähnelnde Höhle. Die Farbe ist aber hier noch entschiedener, indem die Stalaktiten, welche die Wände wie eine prächtige Draperie bekleiden, selbst blau sind. Auch der Boden der Höhle theilt diese Verzierung. Der mehrere Zoll Dicke haltende feste Teppich derselben besteht aus schwefelsaurem Kupfer und Kupfererz, das mit Kiesel und Gypspaste gemischt ist. Das Blau herrscht vor, geht aber an einigen Stellen in das lebhafteste Grün über.

als purpurner Fleck Livorno und in größerer Nähe das alte Pisa liegt. Der Weg dahin geht bald durch schattige Olivenhaine, bald über waldige Anhöhen. Als ich mich der schon im Alterthum berühmten, später durch siegreiche Kämpfe gegen die Araber merkwürdigen und handelsreichen Stadt näherte, läuteten grade die Glocken des majestätischen Doms zum Ave Maria und stimmten meine Seele zu feierlichem Ernst. Pisa, einst so zahlreich bevölkert, zählt gegenwärtig kaum mehr als 20,000 Einwohner, ist sehr wohlgebaut, enthält eine Menge von Kirchen und Palästen und wird vom Arno in zwei fast gleiche Hälften getheilt. Alles Leben aber herrscht nur auf der rechten Seite des Flusses, während man auf der linken lange Straßen durchwandeln kann, ohne nur einem Menschen zu begegnen, und es erweckt dies ein trauriges Gefühl, wenn man bedenkt, daß vor Zeiten über 150,000 Menschen in diesen Mauern lebten. Die merkwürdigsten Gegenstände: Dom, Taufkapelle (Baptisterium), schiefer Thurm und heiliges Feld (Campo Santo) liegen ganz am äußersten Stadtende in stiller Einsamkeit, umgeben von grünen Rasenplätzen. Der Eindruck dieser großartigen mittelalterlichen Gebäude ist gewaltig. An dem prachtvollen Dom bewundert man die Bronzethüren, ein Werk Johanns von Bologna (Giovanni da Bologna). Im Innern werden fünf Schiffe gebildet durch 74 mächtige Säulen, wovon 62, aus orientalischem Granit, wahrscheinlich einem älteren Bauwerk angehörten. Der Fußboden ist mit weißem und azurblauem Marmor ausgelegt. Hundert kleine buntfarbige Fenster lassen ein gedämpftes magisches Licht in das kolossale Gewölbe fallen. Der Bau wurde im Jahr 1283 vollendet, ein Jahr vorher, ehe Pisa in der Seeschlacht von Malora seiner Nebenbuhlerin Genua erlag und seiner Blüthe für immer beraubt wurde. Westlich vom Dom erblickt man die als Meisterwerk der Baukunst gepriesene Taufkapelle mit schöner Kuppel; östlich erhebt sich der wunderliche schiefe Glockenthurm, ein achtstöckiger, mit eben so viel Säulengallerien umgebener, etwa 150 F. hoher Cylinder von Marmor und Granit. Die Pisaner behaupten, er sei mit Absicht so schief gebaut, und unser Cicerone suchte dies noch mehr dadurch zu begründen, daß er von einer Inschrift wissen wollte, wornach

der Baumeiſter ſchiefrückig geweſen. Aber weder über die ſchiefe Richtung dieſes Thurmes, noch eines andern, z. B. des in Bologna, läßt ſich ein ſchriftliches Zeugniß auftreiben, und die richtigſte Erklärung bleibt wohl die, daß frühzeitig bei dem Bau eine Senkung des aus Flötzſchichten beſtehenden Bodens nach einer Seite hin eintrat, ſo daß man noch Zeit genug behielt, die Feſtigkeit des Baues durch angemeſſene Nachhülfe zu ſichern. Die Plattform gewährt die heiterſte Ausſicht über die Stadt, das Meer, die Maremmen und das Arnothal. Hinter dem Dom endlich liegt der von Bogengängen umſchloſſene Kirchhof Campo Santo, ein längliches Viereck bildend und berühmt wegen der herrlichen Wandgemälde, womit die vier rund um den inneren Raum laufenden Seitengänge bedeckt ſind. Unter den mittelalterigen Meiſtern verdient beſonders Benozzo Gozzoli (geſt. 1485) Erwähnung, der dieſe Hallen mit drei und zwanzig Darſtellungen aus dem A. T. ſchmückte. Man ſieht hier alle patriarchaliſchen Zuſtände der Menſchheit: Geburt, Knabenſpiele, Jünglingsſchickſale, Segen des Vaters, Hochzeitfeſte, Mutterliebe, Landbau und Weinleſe, aber auch Krieg und Verwüſtung, Fluch und Untergang im hellen Sonnenlichte einer Alles verklärenden heiteren Frömmigkeit abgebildet. Außerdem verdient noch einen Beſuch die kleine Kirche der Madonna della Spina, das zierlichſte Muſter deutſchen Bauſtyls, dicht am Arno. Die Univerſität, einſt ſo zahlreich beſucht, zählt gegenwärtig nur wenig Studirende. In der naturhiſtoriſchen Sammlung erregen namentlich die Verſteinerungen aus dem Arnotbale Intereſſe. Als ich die Schwelle des Gebäudes verließ, erfüllte mich mit tiefer Wehmuth der Gedanke an das Schickſal des großen Galilei, der zu Piſa das Licht erblickte (1564, geſt. 1642) und an dieſer Univerſität lehrte, nachher aber zu Florenz die Strenge der Inquiſition erfahren mußte wegen ſeiner Entdeckung, daß die Erde ſich um die Sonne drehe. Noch eine andere grauſenhafte Erinnerung weckt Piſa. In einem ſeiner Thürme ließ der Erzbiſchof Ruggieri im Jahr 1289 den Grafen Ugolino mit ſeinen drei Söhnen den martervollen Hungertod ſterben, weil er des Hochverrathes nicht überführt, aber doch verdächtig war. Zuerſt endeten die Söhne, und am ſiebenten Tage, nachdem er über die Todesqual ſeiner

Geliebten die Augen blind geweint, auch der Vater. — Die Pisaner sind als ein höfliches und gastfreies Volk bekannt. Die Mundart ist freilich etwas unverständlich, weil den mit einem Vocal anfangenden Wörtern meistens ein p vorgesetzt wird. Mit seinem eingeschulten Italienisch kommt man indeß nirgends ganz aus, am wenigsten auf dem Lande. — Der fruchtbare Boden der Umgegend besteht aus Lehm und Schlammerde. In einer Tiefe von vier Ellen findet man schon Wasser, weshalb die meisten Häuser auf Pfählen ruhen. Der Arno macht viele Krümmungen, ehe er sich in's Meer ergießt. — Die Kürze meines Aufenthaltes gestattete mir nicht, die berühmten Bäder am Fuße des Berges San Giuliano zu besuchen. Auf einem Abendspaziergang am Arno belustigte mich ein Marktschreier, der den Leuten die Zähne umsonst auszog, hinterdrein ihnen aber theure Salben verkaufte. „Hier, meine hochansehnlichen Herrschaften," rief er endlich zum Beschluß, „hier besitz' ich noch ein Mittel, das beste von allen, welches Kopfschmerz, Zahnschmerz, Brustschmerz, Rückenschmerz, Bauchschmerz, Lendenschmerz, so wie alle anderen Schmerzen schnell und sicher heilt. Doch merkt Euch wohl," fügte er, den Hut ehrerbietig vom Kopf nehmend, hinzu, „wenn ihr diese Arzenei von mir kauft und sie euch von euren Leiden befreit, daß ihr dies nicht etwa mir, sondern dem allmächtigen Gott, der das Geheimniß ihrer Zubereitung mich lehrte, zu verdanken habt." Ueber dreißig Personen verschiedenen Standes streckten ihre Hände nach dem Wundermittel aus, und nachdem alle gekauft hatten, machte der Kerl in seiner Kalesche linksum und verschwand.

Auf der erst jüngst angelegten Eisenbahn machte ich einen Ausflug nach Livorno. Unter den Plätzen sind nur die der ersten Klasse mit verschwenderischer Bequemlichkeit ausgestattet, die zweite Klasse hat nur bedeckte Holzbänke, die dritte nur Plätze zum Stehen. Der Zug fliegt anfangs durch üppige Getreidefelder und rebenumhangene Obstbaumpflanzungen, dann durch mooriges Haide- und Sumpfland. — Livorno, dem man es gleich ansieht, daß es erst vor einigen Jahrhunderten gegründet wurde, zählt ungefähr 80,000 Einwohner, von denen beinahe ein Drittel Juden sind, und ist der Stapelplatz der meisten

Waaren, die aus der Levante nach Italien kommen. An dem geräumigen, durch einen mächtigen Molo gegen den Andrang der Wogen geschützten Freihafen steht das aus Erz gegossene Standbild des Großherzogs Ferdinand I., zu seinen Füßen vier gefesselte Sclaven. Es laufen hier jährlich fünf bis sechs tausend Schiffe aller Nationen ein, und in den mit Quadern gepflasterten Straßen der Stadt bewegt sich das lebhafteste Handelsgewimmel. Griechen, Türken, Albaneser, Levantiner, Egypter und Juden von Algier wogen in ihren mannigfachen Trachten bunt durcheinander. Der Handel ist hier völlig frei und ebenso die Religionsübung. Jedes Glaubensbekenntniß hat hier, wie dies auch in Triest der Fall, seine Kirche, selbst eine türkische Moschee giebt es. Der Tempel der Juden, zu denen die reichsten Banquiers gehören, gilt mit Recht für die prächtigste Synagoge der Welt; an Festtagen wird er durch mehr als achtzig kostbare Kronleuchter erhellt. Mit der allgemein verbreiteten religiösen Freisinnigkeit verbindet sich leider aber auch eine große Leichtfertigkeit der Sitten und der Ruf der Livorneserinnen ist in dieser Hinsicht nicht fein. Es giebt Sammelplätze in Menge, wo man dem Bacchus und der Venus fröhnt. Man erzählt aber auch viel von der ungeheuren Masse Raub- und Diebsgesindels, das in einem eigenen Stadtviertel, Venetia genannt, seine Höhlen hat, wohin der Arm der schlechten Polizei selten reicht und wo Mord und Todtschlag gar häufig vorkommen. Unter den vielen Fabriken verdienen besonders die Korallenfabriken besucht zu werden. Die von den Küsten Sardiniens, Corsika's und Afrika's bezogenen Korallenstämme, obwohl alle roth von Farbe, werden doch in zahlreiche Sorten mit eigenthümlicher Benennung ausgeschieden. In der Nähe der Stadt, etwa eine Stunde entfernt, erhebt sich der mit Landhäusern und Gärten prangende Monte Nero. Ein auf heiterer Bergeshöhe stehendes Kloster mit einem wunderthätigen Marienbilde ist Wallfahrtsort der Schiffer. Alle möglichen Votivtafeln und Bilder von Errettung aus Feuers- und Wassersnoth, von Elend und Krankheit aller Art hängen an den Wänden; silberne Finger, Hände, Arme, Füße, Beine, Brüste hat die Dankbarkeit der Gläubigen der gnadenreichen Jungfrau geweihet. Die Patres haben das päpstliche Privilegium, alle

ihre rückständigen Messen am Sylvesterabend mit einer einzigen abthun zu können. — Vor meinem Abschied von Livorno besuchte ich auch den Fischmarkt. Während bei Genua vorzüglich die Schleimfische, Meergrundeln und Makrelen vorkommen, findet man hier mehr die Knurrhähne, Drachenköpfe, Sternseher, Meeräschen und Meerbarben. Unter letzteren wird häufig die gestreifte Meerbarbe gefangen, gewöhnlich etwas über eine Spanne, selten fußlang und an zwei Pfund schwer. Dieser Fisch ist schön purpurroth, mit goldgelben Streifen an den Seiten und Flossen. Die alten Römer hielten ihn seiner schönen Färbung wegen in Glasgefäßen während des Essens auf dem Tische und ließen ihn bei Gastmählern in ihren Händen sterben, um sich an seinem prächtigen Farbenwechsel zu ergötzen. Einst bezahlte man einen solchen Fisch, der fünftehalb Pfund wog, mit fünf tausend Sesterzien, ungefähr fünf hundert Gulden. Der Satyriker Martial wirft einem Schwelger vor, daß er die für einen Sclaven gelös'ten zwölf hundert Sesterzien an einem Nachtessen in vier Meerbarben verspeis't und also einen Menschen geschmaus't habe. — Als ich mich am Abend mit meinem Wirth unterhielt, fing es plötzlich an, vor meinen Augen schwarz und immer schwärzer zu werden, bis ich endlich kraftlos niedersank. Nachdem ich wieder zu Sinnen gekommen, sah ich mich auf dem Bette. Der Wirth wischte mir den kalten Schweiß von der Stirn und rieb mir Essig unter die Nase. Er sagte, daß ich gewiß rohe Feigen gegessen habe; denn für Fremde sei nichts schädlicher als dies. In der That hatte ich zur Stillung des Durstes unterwegs über ein Dutzend Feigen von einigen Bäumen heruntergerissen und sie mit Appetit verschlungen. —

Von Pisa aus fuhr ich mit der von den Franzosen eingerichteten Schnellpost nach Florenz. Meine Gefährten oben auf dem haushohen Luftsitz waren ein Advocat und der Conducteur, ein junger sehr gebildeter Römer mit den edelsten Zügen des braunumbarteten und dunkellockigen Gesichtes. Er hatte sich mit seinem Vater wegen politischer Anklagen nach Frankreich flüchten müssen und nach dem Tode des Vaters war er, um Italien wiederzusehen, in diesen Dienst getreten, da er sich nicht getraute, in die päpstlichen Staaten zurückzukehren. Man fragte

mich nach meiner Heimath; aber die Länder des nördlichen Deutschlands waren den beiden Leuten gänzlich unbekannt. Endlich entschied der Advocat, daß diese Länder unter dem Kaiser von Oestreich ständen, der den großen deutschen Bund beherrsche, wobei ich es denn bewenden ließ. Der Advocat hatte bald herausgebracht, daß ich ein Ketzer sei und begriff nicht, wie Jemand außerhalb der katholischen Kirche selig werden könne. Der Conducteur sprach seine Ansicht dahin aus, daß diejenigen, welche allen Menschen Gutes thäten und an Gott und den Heiland glaubten, in den Himmel kämen. Der Advocat aber, ein Stockitalieuer, sah ihn giftig an und versetzte: man merke es wohl, daß er unter den ketzerischen Franzosen gelebt habe. — Der Weg führte durch einen wahren Gottesgarten voll üppigster Fruchtbarkeit: Hügel auf und ab Alles mit wogenden Kornfeldern, Oelbäumen und Weinpflanzungen bedeckt. Nichts desto weniger wimmelten alle Ortschaften und die ganze Straße in diesem bestregierten Lande Italiens von Bettlern. Weiber und Kinder, Greise und Krüppel verfolgten truppweise den Wagen mit dem gellenden: „O liebe Herren! um der christlichen Barmherzigkeit, um der heiligsten Madonna willen! gebt den Armen Etwas!" In der Hauptstadt ist das Betteln streng verpönt. Mein Conducteur tröstete mich: „Im Kirchenstaate werdet Ihr's noch viel schlimmer finden." Ueber den Charakter der Toskaner äußerte er sich: „Sie sind artig, höflich, von feiner Politur, aber voll Vorurtheile, gefällig in Kleinigkeiten, unzuverlässig und falsch in wichtigen Dingen. Dabei ohne Schwung und Feuer und sehr servil." Je mehr man sich der Hauptstadt nähert, desto schöner werden die Arno-Ufer, an deren Krümmungen sich die Straße hinzieht. Das Landvolk ist wohl gekleidet und hat ein frisches gesundes Aussehen. Besonders hübsch machen sich die Landmädchen in ihren schwarzen Miedern mit rother Verbrämung und weiten weißen Aermeln. In allen Häusern, vor allen Thüren saßen Männer, Frauen und Kinder, die sich mit Strohflechten beschäftigten. Die Hüte werden von den Strohflechtern selbst gleich gewaschen, gebleicht und geglättet. Das Stroh gewinnt man aus den Blüthenstengeln einer Rohrart, welche vielfach in großen Feldern angebaut wird. —

Endlich erschien Florenz (Firenze) in lieblicher Umgebung. Vor uns die weithingebreitete Stadt mit ihrer Domkuppel, ringsumher Tausende flachgedeckter Landhäuser umgürtet vom Sammetgrau der Olivenwälder, am Horizont wilde Gebirgslinien!

---

Florenz wird vom gelbfluthenden Arno in zwei ungleiche Theile geschieden, welche durch vier mächtige Steinbrücken und eine Kettenbrücke verbunden werden. Die Stadt, welche etwa 100,000 Einwohner zählt, ist eine der ältesten und wurde wahrscheinlich von Etruskern gegründet, die einst, wie jetzt die Toskaner, das gebildetste Volk Italiens waren. Nach der Zertrümmerung des römischen Kaiserreiches erhielt sie eine aristokratische, später eine republikanische Verfassung, bis sie, durch Ueppigkeit verweichlicht, dem Regiment der Mediceer verfiel. Sie führt den Beinamen „die schöne" und gilt für eine der schönsten Städte Europa's, verdient auch wegen ihrer vielen Bildungsanstalten und reichen Kunstschätze mit Recht den Namen des italienischen Athen. Hier erblickte ein Dante, Boccaccio, Donatello, Brunelleschi, Cellini und auch Machiavelli das Licht der Welt*); hier erwarben und vermehrten ihren Ruhm Leo-

---

*) Dante, eigentlich Durante Alighieri, ward 1265 geboren. In den Wirrungen der Parteikämpfe ward er 1302 aus seiner Vaterstadt vertrieben, seiner Güter beraubt und irrte darauf unter Leiden und Verfolgungen umher, bis er 1321 zu Ravenna starb. Das Gedicht „Divina Commedia" (das Schauspiel des Himmels) hat seinen Namen unsterblich gemacht. — Giovanni Boccaccio (cadscho) förderte besonders das Wiedererwachen der griechischen Literatur und schrieb in einem meisterhaft schönen Stil „Decamerone", eine Sammlung von hundert theilweis aus provencalischen Dichtungen entlehnten Novellen. Er starb 1375. — Donatello, geb. 1383, gest. 1466, ausgezeichnet als Bildhauer und ein Freund von Filippo Brunelleschi (eski), geb. 1377, gest. 1446, zuerst Goldschmied, gab dem Dom zu Florenz seine Kuppel, baute daselbst den Palast Pitti, die Kirche St. Lorenzo und das Camaldulenserkloster zu Fiesole; auch als Kriegsbaumeister ragt er hervor. — Benvenuto Cellini (Dsch), geb. 1500, gest. 1570, berühmter Goldschmied, Bildhauer und Graveur. Sein bewegtes Leben hat er selbst beschrieben, verdeutscht von Göthe. — Machiavelli (Makki), gest. 1527, lehrte in seinem berühmten Buche „il Principe" (der Fürst) die Mittel zur Sicherung einer unbeschränkten Herrschergewalt.

nardo da Vinci (geb. 1452 zu Vinci bei Florenz), Michel Angelo, Rafael; hier wirkte Gallilei; von hier aus begann die Aurora eines neuen Tages der Menschheit ihre Fahrt durch Europa.

Der erste Eindruck von Florenz ist keineswegs überraschend. Alle Straßen, welche ich noch am Abend meiner Ankunft durchwanderte, erschienen mir eng, düster, unregelmäßig; die breiteste (Via larga) war nicht über funfzehn Schritt breit, und die Höhe der kastellartigen alterthümlichen Paläste vermehrte noch das unheimlich ernste und melancholische Gepräge des Ganzen; nur das aus großen Quadern bestehende, ungemein saubere Pflaster gefiel mir. Am andern Morgen betrat ich zuerst den Großherzogs-Platz (Piazza del Granduca), ihn vom Postgebäude aus überschauend. Der Anblick faßte mich. Vor mir der Palazzo vecchio (der alte Palast), der vormalige Regierungspalast der Republik, dessen großer Versammlungssaal im Innern tausend Menschen fassen soll. Er ist aus kolossalen roh zugehauenen Steinen aufgeführt. Schon sein altergraues, geharnischtes Aussehn gebietet Ehrfurcht, und nun schwingt sich von der rechten Seite der Fronte, wie ein Federbusch auf einem Sturmhut, keck und trotzig in die Lüfte eine schlankaufsteigende viereckte Thurmsäule, die höchste aller Thürme von Florenz. Am Eingange dieser ritterlichen Stadtburg stehen, aus Marmor gehauen, ein Herkules von Bandinelli, wie er den Cakus besiegt, daneben ein markiger David, eine Jugendarbeit Michel Angelo's, so wie zwei andere Statuen, Daphne's Verwandlung darstellend. Auf dem geräumigen Platz vor dem Palast steht inmitten eines ungeheuren Springbrunnens ein kolossaler Neptun mit dem Viergespann der Seepferde, Alles von Marmor, ein Werk Ammanati's, weiter links, aus Erz gegossen, Cosmo I., der erste Großherzog, auf hohem friesischen Streitroß, ein Werk Johann's von Bologna. Zur Rechten grenzt an diesen Platz die sogenannte Loggia (Loge, ein bedeckter Gang), eine weite helle Säulenhalle, in welcher zur Zeit der Republik öffentliche Reden, Volks- und Magistratsversammlungen gehalten wurden. Drei ihrer wundervoll geschwungenen Bogen sind dem Platze, ein vierter dem Palazzo vecchio und dem Palast

der Uffizien zugewendet. In dieser Halle stehen frei und offen, mitten im Gewühle des Lebens, die Meisterwerke der Bildhauerkunst und des Erzgusses; so namentlich ein antiker Ajax, der den Leichnam des erschlagenen Patroklus hält, Cellini's Perseus mit dem blutenden Haupte der Medusa*), Donatella's Judith, dann ein Herkules im Kampf mit dem Centauren und die dreigestaltige wunderbar in einander geschlungene pyramidalische Gruppe des Sabinerraubes, beides Stücke Johann's von Bologna. Endlich denke man an diese Loggia und den Palazzo vecchio von beiden Seiten sich anschließend die beiden Flügel des Prachtbaues der Uffizien, welche eine lange breite Straße bilden und nach dem Arno zu durch ein großes Eingangsthor geschlossen werden. Der mit Marmorquadern gepflasterte Raum zwischen den beiden Flügeln gleicht einem langen Saale, dessen blaue Decke der Himmel ist. In den ringsumlaufenden Hallen wimmelt es von Krambuden, Blumenverkäufern, Bücherhändlern ꝛc. In den Nischen der Hallen stehen Marmorbilder berühmter Florentiner. Im Mittelstockwerke befinden sich Locale der Gerichtshöfe und Verwaltungsbehörden (daher der Name der Uffizien, d. i. Aemter), Archive, Bibliotheken u. s. w., oben die weltberühmte Gallerie der Uffizien mit den Meisterwerken italischer Malerei und antiker Kunstgebilde.

Die von Brunnelleschi's gigantischer Kuppel überwölbte Florentiner Domkirche, Maria del Fiore genannt, ist von außen prachtvoll mit toskanischem Marmor von verschiedenen Farben in Gelb, Weiß und Schwarz bekleidet. Das Innere

*) Die Geschichte des Gusses erzählt Cellini in seiner Lebensbeschreibung. Von Sorge und Anstrengung erschöpft, hatte ihn ein heftiges Fieber überfallen und auf's Bette geworfen; doch als er hört, daß das Metall nicht in Fluß kommen will, springt er wieder heraus und läßt nach Leibeskräften den Ofen anfeuern; auf einmal platzt die Decke desselben und hebt sich mit Verlust des Erzes. Sogleich öffnet Cellini die Mündung seiner Form und die Gußlöcher, läßt geschwind alle seine zinnernen Schüsseln und Teller, wohl zweihundert an der Zahl, herbeibringen, schleudert sie in den Fluß, fällt dann auf seine Kniee nieder, und während er inbrünstig betet, füllt sich glücklich die Form. Plötzlich ist er gesund und feiert nun seinen Triumph mit Schülern und Arbeitern beim fröhlichsten Mahl.

ſtellt ſich in edelſter Einfachheit dar. Als ich in dieſe weiten hochgewölbten, von mächtigen Pfeilern getragenen und von buntem Fenſterglas magiſch erleuchteten Räume eintrat, fand ich mich faſt wie in einem proteſtantiſchen Gotteshauſe. Uebrigens war Alles leer; nur am Hochaltar Lichter, ein Prieſter ſtill Meſſe leſend, dazu einige Betende: es machte einen eigenthümlichen Eindruck. Nach außen ſollte der Bau leuchtend und ſchimmernd in heiterem Glanze die Stadt ſchmücken, nach innen ein Bild frommer Demuth und ſtillen Ernſtes gewähren. Die Kuppel ſoll in ihren Größeverhältniſſen noch die von St. Peter in Rom übertreffen. Da ſie nicht hoch genug über der Erde ſteht, ſo ſcheint ſie mit ihrer ungeheuren Wucht das übrige Gebäude etwas niederzudrücken. Der ganze gewaltige Bau, von Arnolfo di Lapo begründet, währte 160 Jahre und wurde lange vor der Zeit der Medicis (ſeit 1434 herrſchend) vollendet. — Dem Dom gegenüber ragt das Battiſterio oder die Taufkirche, im vierten Jahrhundert aus römiſchen Ruinen erbaut. Die bronzenen Mittelthüren ſind ſo ſchön, daß Michel Angelo ſie werth nannte, die Pforten des Paradieſes zu ſein. Die zehn Felder der beiden Flügel der öſtlichen Thür enthalten die Geſchichte des alten Teſtamentes, die nördliche Thür giebt auf zwanzig Feldern die Geſchichte des neuen. Der Meiſter Ghiberti widmete dieſer Arbeit vierzig Jahr und die Republik bezahlte dafür nicht weniger als 40,000 Ducaten. Beſonders zeichnet ſich die Schöfung Adams und die Erweckung des Lazarus aus. — In der neuen Sacriſtei der Kirche St. Lorenzo hat ſich Michel Angelo durch die Mauſoleen Julian's von Medicis und Lorenzo's d'Urbino verherrlicht. Hier iſt auch ſeine ſo unvergleichlich lebendige, wenn gleich unvollendete „Nacht". Hinter dem Chor der Kirche befindet ſich die Kapelle der Medicis, von Jaspis und anderem edlen Geſtein erglänzend und mit Moſaik-Arbeiten prangend, an denen ſeit 200 Jahren gearbeitet wird, vormals zur Aufnahme des heiligen Grabes beſtimmt, das der Großherzog Ferdinand I. (geſt. 1609) ſich hatte abtreten laſſen. — Als Prachtſtück iſt unter den 170 Kirchen von Florenz noch Santa Maria Novella zu erwähnen, von Schülern Lago's erbaut und von Michel Angelo wegen ihrer

Schönheit „seine Braut" genannt. — Im Kloster S. Marco wird noch die Zelle des feurig beredten Bußpredigers Savonarola (gest. 1498) gezeigt, dessen Gewalt über das Volk man nicht stärker zeichnen zu können glaubte, als dadurch, daß man berichtet, er habe dasselbe vermocht, in einem Jahre auf das Carnevalsvergnügen Verzicht zu leisten.

---

Heute, als am Frohnleichnamsfeste, wird schon seit fünf Uhr morgens in Einem fort gebimmelt und geläutet, gesungen, gepaukt und trompetet. Alle Hauptstraßen, die zur Kirche Santa Maria Novella führen, sind für die Procession mit ausgespannten Segeltüchern gegen den befürchteten Regen bedeckt. Aber gerade heute ist der vor kurzem strömende Regen ausgeblieben, und das Volk schreit Mirakel. Alle Straßen sind mit Lorbeer- und Myrtenzweigen, mit Blumen jeglicher Art bestreut, aus allen Fenstern, von allen Balconen hangen rothe, gelbe, grüne Teppiche, und darüber lehnen Zuschauer, alt und jung, von allen Ständen und Geschlechtern. Da kommt die Procession selbst. Die Fahnen wehen, die goldenen und silbernen Monstranzen funkeln, die Zinken und Posaunen der Regimentsmusiken erdröhnen. Aber das gewaltige Glockengeläut läßt nur einzelne zerrissene Passagen an's Ohr dringen, und auch diese werden bald verschlungen von dem wild schreienden Gesange der einherziehenden Brüderschaften, gekleidet in graue, weiße oder rothe Domino's, die Gesichter mit Kapuzen bedeckt, andere frei. Dazwischen gleichfalls schreiende Schuljugend, Züge von Mönchen und Geistlichen. Die Brüderschaften tragen große, drei bis vier Fuß lange, brennende Wachskerzen, und neben jeder solcher Wachskerze läuft ein zerlumpter Junge, der mit einer mächtigen Papiertüte in der Hand alle Bewegungen der Kerze begleitet, um das herabtröpfelnde Oel aufzufangen. Dann die Soldateska, compagnienweise, blau mit Roth, Gewehr im Arm, langbärtige, stattlich aussehende Sappeurs; ferner die rothe Nobelgarde, Galawagen mit Spiegelscheiben, goldstrotzend, in deren einer der Großherzog in der Tracht des Großmeisters vom Orden des heiligen Stephan. Soldaten und Gensdarmen zu Fuß

und zu Pferd brechen Bahn für den Zug. Von Andacht nirgends eine Spur, selbst nicht von Ehrerbietung. Nur ein paar alte Leute zogen die Hüte, und nur Wenige knieeten nieder, als der Baldachin des Erzbischofs auf dem Platz vorüberkam. In der Kirche Alles mit rothem goldverbrämten Stoffe ausgeschlagen, alle Fenster mit gelben Vorhängen verhüllt, während Tausende von Kerzen das abgesperrte Tageslicht ersetzten. — Lustig nahmen sich auf den Straßen und Plätzen, über welche die Procession dahinzog, die herbeigeströmten Landbewohner in ihren glänzenden sammtenen Jäckchen und kurzen zierlichen Beinkleidern aus, die Weiber mit kecken Federhüten und Bändern reich geziert. Dazu denke dir die Limonaden- und Eisverkäufer neben ihren zierlich mit Kranzgewinden und Vorhängen, Blumen und Laubwerk aufgeputzten Wagen voll Flaschen und Gläsern, die Backwaarenverkäufer und Blumenmädchen mit ihren tragbaren Vorräthen: Alles aus Leibeskräften durch einander schreiend und ihre Waaren anpreisend. Es ist die Rosenzeit und ganz Florenz schwimmt jetzt im Dufte dieser Frühlingskinder. Ueberall begegnen uns die bekannten Florentiner Blumenmädchen, die unter ihren großen schwankenden Strohhüten so keck und frisch hervorschauen. Sie reichen uns nach einer eigenthümlichen Sitte die schönsten Sträuße knospender und blühender Rosen. Sie behalten aber den Fremdling im Auge und sind gewiß von ihm, ehe er scheidet, mit einem Geschenke bedacht zu werden. — Der an den Palast Pitti grenzende Garten Boboli mit seinen ernsten Lorbeer- und Cypressenalleen, seinen Grotten, Fontainen und Wasserfällen, seinen überall aus Myrten- und Rosengebüsch weiß hervorschimmernden Marmorbildern war dem Feste zu Ehren geöffnet. Auf der Höhe, von wo der freie Blick über Stadt und Umgebung hinschweift, steht Johann von Bologna's kolossale Göttin des Ueberflusses aus parischem Marmor, ihr Füllhorn leerend über dem gesegneten Arnothal. — Der Abendcorso nach dem großherzoglichen Park Cascine am Arno, war überaus glänzend. Die duftige Frische der Wiesen, die vom Sonnenuntergang durchpurpurten immergrünen Eichen, Cypressen, Ulmen und Pinien, die Pracht der Equipagen voll schöner Frauengestalten, die stolzen Reiter auf den edelsten Pferden,

gewährten den anmuthigsten Anblick. Die Cascine und die Zugangsalleen zu dem Lustschloß Poggio imperiale (Kaiserhügel) dürfen mit den schönsten Spaziergängen italienischer Städte wetteifern und werden nur von denen Neapels übertroffen.

---

Grade und breite Straßen sind in Florenz nur der Corso, die breite Straße (Via larga) und die Kais, von denen besonders der „Lung Arno" zu Spaziergängen benutzt wird; alle übrigen Straßen sind krumm, eng und winklicht. Kleinere Privathäuser haben auf dem flachen Dache oft einen nach allen Seiten offenen leichtbedeckten Altan, der freie Umsicht gewährt. Die größeren, oft von einem Thurme überragten Häuser sind wie Burgen inmitten der Stadt. Sie fanden ihren Ursprung in den mittelalterlichen Parteifehden und machten es möglich, mitten unter Feinden der Uebermacht zu trotzen, von den Nachbarn langwierige Belagerungen auszuhalten und selber blutige Ausfälle zu unternehmen. Man sieht noch überall die Spuren jener Zeit, wo die zahlreichen Adelsfamilien ganze befestigte Quartiere inne hatten, welche die Schutzbefohlenen bewohnten und in deren innere Gäßchen man nur durch schließbare Pforten gelangte. Ein festungsartiges Gepräge haben vorzüglich die alten Paläste der Strozzi, Riccardi, Pitti ꝛc. mit ihren cyclopisch über einander gethürmten Quadern von 15 bis 20 Fuß Länge, mit ihren noch offenen kleinen Schießscharten in den oberen Stockwerken und ihren hoch über den Erdboden erhabenen Eingängen. In dem unbeschreiblich düsteren Palast Strozzi sind die Fenster des niedrigsten, mindestens 20 Fuß hoch über der Erde erst beginnenden Stockwerks mit Gittern von dicken Eisenstangen bedeckt. Eisenringe unter jedem Fenster dienten einst dazu, die Banner des Hauses oder die Fackeln bei festlichen Erleuchtungen zu tragen. An den Ecken des Palastes sieht man die Behälter für Pechfackeln, ein altes Vorrecht der höchsten Adelsgeschlechter, auch vom Staate als Auszeichnung für Verdienste verliehen. Der Palast Pitti, jetzt Residenz der Herrscherfamilie, steht auf der Höhe eines weiten, mäßig ansteigenden Platzes und macht in der großartigen Einfachheit seiner mehr als hundert Fuß

hoch gethürmten ſchwarzgrauen Felsblockmauern einen imponirenden Eindruck. Der ganze gewaltige Bau nimmt mit ſeinen beiden vorſpringenden Seitenflügeln eine Breite von drittehalbhundert Schritten ein. Die inneren Räume dieſes Palaſtes bergen eine koſtbare Bibliothek von 70,000 zum Theil ſehr ſeltenen Bänden nebſt 1500 Handſchriften, vor Allem aber eine in acht Sälen vereinigte ausgezeichnete Gemäldegallerie. Hier findet man Rafael's Madonna auf dem Seſſel (della Sedia), das Original zu der Dresdener Copie. Aus dem großen nachdenklichen Augen ſpricht ſanfte Schwermuth, aber auch ſelige Ruhe, die den Schmerz der prophetiſchen Worte des greiſen Simeon: „Und es wird ein Schwert durch deine Seele dringen" durchgekämpft hat, und ſinnend gelehnt über das Haupt des geliebten göttlich ernſtblickenden Kindes, deſſen Leib ſie zärtlich umſchlingend an ſich drückt, ſcheint ſie zu ſagen: „Ihr werdet ihn mir tödten, aber ich werde ihn dennoch nicht verlieren!" Von den übrigen Bildern will ich nur Leonardo's da Vinci zarte Nonne erwähnen und Salvator Roſa's „Catilina" hervorheben. Ein dunkles römiſches Zimmer, durch wenig von oben einfallendes Tageslicht erleuchtet, umſchließt eine Gruppe von neun Männern, welche, durch Haß, Verzweiflung und Habſucht geleitet, den Umſturz des Staates beabſichtigen. Die lebensgroßen Geſtalten ſind bis zum Kniee ſichtbar. In ihrer Mitte ſieht man einen mit Thierſchädeln verzierten Altar, zur Seite die beiden Hauptfiguren, rechts die vordere, durch einfallendes Schlaglicht beſonders erhellt: Catilina. Seine linke Hand hält über dem Altar die für den aus Wein und Blut gemiſchten Bundestrank beſtimmte goldene Schale; ſeine rechte erfaßt die rechte Hand des ihm an die linke Seite des Bildes gegenüber geſtellten Verſchworenen, und die in einander geſchlungenen Hände nehmen ſo bedeutungsvoll die Mitte des Gemäldes ein. Noch rieſelt das Blut aus der freiwillig verſetzten Wunde von Catilina's Arm, der Bundesbruder aber fängt mittelſt eines ſchon halb gefüllten Glasbechers den rothen Strahl ſeiner eigenen Blutquelle auf. Catilina trägt über dem weißen aufgeſtreiften Hemde einen Drahtpanzer und einen braunen Mantel, unter welchem der in einem Knauf mit Wolfsrachen endende Schwert-

griff sichtbar wird. Sein jugendlicher braungelockter Kopf erscheint in der Seitenansicht (Profil), und das blitzende, tiefliegende, unter den Stirnknochen fast verborgene Auge mit der scharfgezeichneten Nase giebt ihm einen eigenthümlichen Ausdruck von Wildheit, zu jeglicher Ausschweifung, zu jeglichem Verbrechen bereit. Der ihm gegenübergestellte, wenig ältere Verschworene, in stählernen Küraß und dunkelgrünen Mantel gekleidet, trägt in seinem beschatteten Gesicht noch tiefere Spuren von Verruchtheit, so daß er sich als Verführer des mit manchen glücklichen Anlagen begabten Catilina markirt. Zu seiner Rechten steht auf dem Altar das Glasgefäß mit dem zur Mischung des Bundestrankes bestimmten Wein. Verwegen den vorigen anblickend, erscheint in der Mitte des Bildes über den verschlungenen Händen ein älterer etwas bärtiger Mann, und das gesträubte Haar, hinter welchem die aufrufende Hand eines vierten Verschworenen Daumen und Zeigefinger ausstreckt, verleihen ihm einen besonders dämonischen Anstrich, zumal seine Linke fordernd auf die Schale des Bundestrankes deutet. Zwei jüngere und ein älterer ziemlich charakterlose hinter dem Catilina sich zusammendrängende Köpfe mögen die an ihn sich anschließende Menge bezeichnen. Sie, gleich zwei links an den Rand des Gemäldes gestellten behelmten Kriegern, sind fast ganz in Schatten gehalten. Dagegen findet sich rechts am Rande hinter Catilina noch eine bedeutungsvolle Figur. Es ist ein alter weißhaariger Römer. Sein rother Mantel schlingt sich um den Harnisch, die rechte Hand ruht auf der Brust, die linke auf dem Stiel einer Streitart. Durch einen Schlagschatten, welcher nur Wange, Ohr und Hinterkopf scharf beleuchten läßt, wird das Markige seines von Catilina nach vorn hin abgewandten Gesichtes noch mehr gehoben. Seine längere Erfahrung läßt ihn gleichsam über den Bund hinausblicken und er ist auf das im Rücken des Catilina schon heranschreitende verderblich strafende Schicksal gefaßt: „Blut hast du gesäet, und Blut wird aufgehn."

Wir schreiten nun zur Gallerie der Uffizien, zu denen der Zutritt dem Publicum täglich, außer an Festtagen, offen steht. Drei Säle und zwanzig Zimmer bewahren hier die höchsten Erzeugnisse

der Kunst aus alter und neuer Zeit. Unter der Menge von Statuen und Büsten, welche die langen Corridore füllen, sprach mich besonders die liebliche Gruppe Amor und Psyche an. Bösen Eingebungen folgend, zerstörte die thörichte Psyche leichtsinnig das Band ihrer ersten glücklichen Vereinigung mit Amor; aber die vielen herben Prüfungen, welche sie darauf erdulden mußte, gewannen ihr die Liebe des Gottes wieder, der sich nie ganz von ihr abgewandt hatte, und sie wird nun auf immer mit ihm vereinigt. Dieser Moment der Wiedervereinigung, wie schön ist er hier ausgedrückt! Wie innig hängt die Beglückte an den Wiedergefundenen, mit dem sie von nun an ewig eins sein will! — Aus dem Saal der Bronzen, wo der unübertreffliche Merkur Johann's von Bologna, gelangt man in den Saal der Niobe. Diese, die Gemahlin des Königs Amphion von Theben, hatte sieben Söhne und sieben Töchter. Stolz auf diese blühende Nachkommenschaft, erhob sie sich über Latona, Mutter von nur zwei Kindern, Apollo und Diana. Die Uebermüthige mußte darauf ihre Kinder, von den Pfeilen dieser beiden Geschwister getroffen, hinsinken sehen. Die hier aufgestellte Gruppe der Niobe, aus Marmorstatuen bestehend, wurde 1583 am Lateran-Thor in Rom ausgegraben und bildet eine der schönsten Kunstdarstellungen aus dem Alterthum. Mächtig fühlst du dich von der tragischen Scene ergriffen. Du zitterst für die blühenden Unschuldigen und glaubst hineilen zu müssen, um die noch Lebenden vom Tode zu retten; doch du vergissest, daß kein Sterblicher Pfeile der Götter abzuwehren vermag. Das lehrt ein Blick auf die Mutter, die ihr Alles verliert. Den jüngsten, schon sterbenden Sohn mit dem Körper und dem Gewande zu decken suchend, fleht die Qualdurchbohrte vergebens zu den erzürnten Göttern empor, ihr doch nur diesen Einen zu lassen. Der namenlose Schmerz hat ihrer Schönheit nichts genommen; diese wird vielmehr noch erhöht durch den halbgeöffneten Mund und den nach oben gerichteten, um Erbarmung flehenden Blick. — In einem anderen Zimmer betrachtete ich Tizians Magdalena. Wohl erinnert die Reue, die sich in dem holdseligen Antlitz abmalt, an die Sünderin; aber vorherrschend ist doch die göttliche Liebe, die aus allen Zügen der von reichen Locken überwallten

Büßerin spricht. — Die sogenannte „Tribüne" gilt als das Allerheiligste der Kunst. Es ist ein hohes geräumiges achteckiges Zimmer. Der Fußboden ist mit den seltensten Marmorarten, die Kuppel, die den kleinen Tempel überwölbt, mit Perlmutter ausgelegt. In der Mitte thront die mediceische Venus des Cleomenes, um sie herumstehn: der höchst anmuthige kleine Apoll (Apollino) des Praxiteles, der tanzende Faun, der in treffendster Naturwahrheit dargestellte Schleifer (wie man erklärt: der Scythe, welcher das Strafgericht am Marsyas vollziehen soll), die lebensvolle Gruppe der Ringer. An den Wänden schaut man vorzüglich Gemälde von Rafael und Tizian. Mit den üppig sinnlichen und doch von Glorie der bezaubernsten Schönheit umstrahlten Darstellungen Tizians contrastiren Rafael's rein himmlische Bilder; namentlich verdient sein begeisterter Johannes in der Wüste unsere höchste Bewunderung.

Außer den Kunstsammlungen hat Florenz auch die reichsten Bücherschätze aufzuweisen. Die Laurentinische Bibliothek zählt nicht weniger als 9000 Handschriften, darunter den ältesten Virgil, die ältesten Pandecten und ein kostbares Evangelium mit Miniaturen. Die Bibliothek Riccardi zählt 27,000 Bände und 3500 Handschriften, darunter den ältesten Plinius und Handschriften der Troubadours. Die größte Bibliothek ist jedoch die Magliabecchiana mit 150,000 Bänden und 12,000 Handschriften. — Die vielen seltenen Hülfsmittel förderten von jeher den Geist wissenschaftlicher Forschung, der in mehreren Akademien wach erhalten wird.

---

Eines Sonntags Nachmittag ging ich mit einigen Künstlern, deren Bekanntschaft ich hier gemacht, hinauf nach dem ungefähr eine Stunde von der Stadt entfernten Fiesole, wo ein Fest gefeiert wurde. Die Straße wird auf halbem Wege plötzlich steiler, und zieht sich dann im Zickzack hinan. Schon aus der Ferne hörten wir das Singen und Jauchzen. Als wir ankamen, war bunter Jahrmarkt, und Alles wogte lustig durch einander. An einigen Stellen tanzte man nach dem Klange der Harfen. Unter Bäumen, auf alten Mauern, an grasigen Abhängen, überall, wo nur Raum zum Sitzen sich darbot, wurde gezecht

und gejubelt, während die Krämer mit ihren Waaren herumzogen oder sie bei ihren Buden ausschrieen. Alles war mit langen hölzernen Löffeln bewaffnet, um sich gegenseitig damit auf den Rücken zu klopfen, ein Vergnügen sowohl für Vornehme, als für Geringe. Besonders trieben die hübschen Landmädchen mit ihren Liebhabern diese Fechterei auf eine muthwillige Weise. Wer dem Andern den Löffel entwinden konnte, war Sieger und jauchzte darüber hoch auf. — Zerfallene Mauern, eine antike Wasserleitung und ein etrurisches Grab bezeugen das Alter des Ortes, der die Wiege von Florenz war. Die Kathedrale von S. Peter ist im Jahr 1028 erbaut. Von der Terrasse des Kapuzinerkloster-Gartens sieht man das Gemälde der Landschaft weit vor sich ausgebreitet: das Thal vom Arno durchschlängelt; ringsumher, von Olivenwäldern und Weinbergen eingeschlossen, unzählige Villen, Dörfer, Flecken; Florenz selbst mit der riesigen Domkuppel königlich prangend, wie die Rose unter den Blumen. Als wir von dort nach Sonnenuntergang hinabkamen, hatten Städter und Landleute, Männer, Frauen und Kinder kleine, aus Rohr gefertigte nnd zierlich mit Binsen umflochtene Trompetchen, Susurri genannt, und bliesen damit zur Heimkehr. Selbst der Bettler zog musicirend in seine ärmliche Hütte zurück. Alles ruft: „Fiesole!“ und bläs't dazu in sein Trompetchen bis unter die Hausthür. Noch um Mitternacht tönten durch alle Straßen von Florenz die Susurri von Fiesole. — Nachdem ich spät aus dem Theater (Florenz hat deren nicht weniger als sechs) gekommen, brachte ich noch eine Stunde auf der zum sommerlichen Sammelplatz der schönen Welt dienenden Dreifaltigkeitsbrücke (Ponte di Trinita) zu, um wieder frische Luft zu schöpfen. Die Nacht war unbeschreiblich mild. Aus den Büschen und Bäumen strömte balsamischer Duft mir zu. In einem nie gesehenen Glanze funkelten über meinem Haupte die Sterne. In leuchtenden Gestalten zog an meiner Seele vorüber, was ich in den letzten Tagen hier Großes und Hehres geschaut. Klar, wie nie zuvor, erkannte ich das Göttliche der in dem Menschen wohnenden Kraft, die Alle, welche Herz und Gemüth dem von oben kommenden Lichtstrahl freudig öffnen, zu Gottesbäumen heranwachsen läßt.

Der veredelnde Einfluß der Künste und Wissenschaften auf die Bevölkerung von Florenz ist, verbunden mit einer weisen Regierung, nicht zu verkennen. Die Florentiner sind nicht blos höfliche und gefällige, sondern auch rührige und für das Gemeinwohl thätige Menschen. Die Stadt rühmt sich trefflicher Armen- und Pflegeanstalten. Nirgends erscheint die durch ganz Italien verbreitete barmherzige Brüderschaft (Confraternita della Misericordia) so ehrenvoll und verdienstlich als hier. Jeder Unglücksfall im Bereich der Stadt, welcher durch einen Glockenschlag vom Dom her den Brüdern angezeigt wird, ruft sogleich die angesehensten Personen, welche der Verbrüderung angehören (selbst der Großherzog soll Mitglied sein) aus der glänzendsten Gesellschaft hinweg, indem sie ein graues Sackgewand überwerfen und zur Stelle eilen, um so gänzlich unkenntlich, Hülfe zu leisten. Auch Schlichtung jedes Streites ist ihnen zur Pflicht gemacht. Oft sieht man, wie sie sich vor die mit gezückten Messern gegen einander losstürmenden Streitenden auf die Kniee werfen, dieselben mit erhobenen Händen um Frieden beschwören und dann die Versöhnten mit ihrem Segen entlassen. — Der Fremdling wird an die liebenswürdige Bevölkerung von Florenz nicht ohne angenehme Erinnerungen zurückdenken, zumal wenn er Zutritt hatte zu geselligen Zirkeln, wo mit feinem Ton Scherz und Laune herrscht. Wie überall tragen das Meiste dazu die reizenden Frauen bei, deren viele selbst ernsten Studien nicht abhold blieben und neben der Dichtkunst sich mit Cicero und Pope, Bion, Anakreon und anderen Klassikern beschäftigten. — Mit der Blüthe der Kunst vereinigt sich hier die Gesundheit des Klima's, welches besonders schwachen und zärtlichen Naturen zusagt, da der Winter mild, der Sommer stets gemäßigt. Daher kommt es, daß Florenz von reichen und vornehmen auswärtigen Familien gern zum längeren Aufenthalt gewählt wird; man rechnet allein gegen zehntausend Engländer. Einer der Hauptsammelplätze für dieselben ist der prächtige Palast Borghese, dessen Säle wöchentlich durch die Gastfreundschaft des Besitzers geöffnet werden.

In Betreff der Industrie verdienen die Fabriken in Seide und Alabaster, die Strohhüte, die Porzellan- und Marmor-

Arbeiten Erwähnung. Eines Tages besuchte ich die dem Großherzog gehörige Anstalt für Mosaikarbeiten in hartem Stein (Pietra dura). Die saubersten Gemälde, Sinnbilder, Arabesken, Blumen und dergleichen werden hier aus einzelnen geschnittenen und polirten Stückchen der festesten Steinarten auf einer Unterlage von Lavagna (schwarzer vulkanischer Schiefer) zusammengefügt. Zuerst wählt man aus einer großen Masse schön aufgestellter Steine die Farben, dann durchsägt man die gewählten Stücke mit eingespannten Drath-, Eisen- oder Kupferblättern, welche mit nassem Schmirgel bestrichen sind, auf das langsamste zu dünnen Scheiben. Aus diesen auf Lavagna-Tafeln aufgekitteten Scheiben werden dann wieder die Muster herausgeschnitten, nachdem man dieselben vorher aus Papier an der Oberfläche befestigt. Endlich werden alle diese Stückchen wieder behutsam an einander gefügt, und das Ganze erhält nun die herrlichste Politur. Wer irgend von Ungeduld, Faselei und Flüchtigkeit sich gründlich heilen wollte, dem würde ich ein paar Jahr Arbeit in dieser Anstalt empfehlen. Die Sachen haben, wenn eine derselben nach langer Zeit beendigt ist, das reizvollste Aussehen. Einige Tischblätter, das eine mit einer Hirtenflöte und einem großen Olivenzweige, das andere mit einer von Blumen umkränzten Lyra, waren von vorzüglicher Schönheit. Mit Sinn hatte man für die Lyra versteinertes Holz angewandt, dessen herrliche Maserung die beste Wirkung hervorbrachte. Die Anstalt hat es jetzt besonders mit Auszierung der Grabkapelle S. Lorenzo und deren Altar zu thun. Von dem Aufwande wird man sich eine Vorstellung machen, wenn man hört, daß eins der erwähnten Tischblätter mit seinem trefflichen Porphyrgrunde sechs bis sieben tausend Ducaten kostet.

Den letzten Morgen meines Aufenthaltes in Florenz benutzte ich noch zu einem Gang auf den Dom, nämlich auf die Kuppel, ja bis zum Kreuz seines Knopfes. Um zehn Uhr fuhr ich dahin. Wunderlich kleine gewundene finstere Treppen führten mich innerhalb der nördlichen Wand des Kirchenschiffes empor, und so gelangt man auf die erste Gallerie, welche den gewaltigen Bau unter dem Anfang des flachen Daches umkreis't. Die trefflich ausgelegte Arbeit von weißgelblichem Marmor,

dunklem Serpentin und Grauwacke, wodurch namentlich in den runden Fenstern so anmuthige Arabesken dargestellt sind, darf man füglich die früheſten und größten Werke in Pietra dura nennen. Der ansprechendste Punkt auf dieser Gallerie ist da, wo man dem zierlichen Glockenthurme gegenüber steht, dessen bunt ausgelegte Marmorwände mit einer Menge gewundener Säulen geschmückt sind, und wo man nun durch seine hohen offenen reich verzierten gothischen Fensterbögen hindurch die altehrwürdigen Baulichkeiten der Stadt, wie Palazzo vecchio und andere, gewahr wird. Von hier aus tritt man auf eine andere Gallerie, welche im Innern des Doms den Fuß der gewaltigen Kuppel umkreis't und wo man das ungeheure einfarbige jüngste Gericht, womit die Kuppelwölbung ausgemalt ist, ganz nahe vor Augen hat. Das Hauptverdienst dieses Freskogemäldes ist freilich die Größe selbst: die mittlere Zehe am Fuß einer über mir hinaufragenden Figur maß grade eine Spanne. Großartig und schön ist das schwindelnde Niederblicken in den weiten Kirchenraum, wo das Licht durch die bunten Fenster gedämpft wird. Es folgte noch ein Austritt in's Freie. Dann steigt man zwischen der inneren und äußeren Kuppelwölbung, beide kunstreich aus großen Mauerziegeln zusammengefügt, auf einer engen krummen Treppe hinauf. Das Dunkel und die eingeschlossene heiße Luft mit Modergeruch, der von dem herbeigeschleppten Cadaver-Fraß der hier nistenden Falken und Eulen herrührt, machen diesen Weg höchst unangenehm. Endlich tritt man auf die Gallerie der Laterne oberhalb der Kuppel, und angelehnt an schönverzierte Marmorpfeiler, erfreut man sich der freieſten Aussicht über das Arnothal und die vielfach gekrönte Stadt. Um nun bis in den Knauf zu gelangen, klettert man inmitten der Marmorpfeiler auf metallenen Staffeln, die in einer Art von Cylinder eingesetzt sind, senkrecht empor, ersteigt dann noch zwei Holzleitern und erreicht so das Gerüst dicker Metallstangen, welche das Skelett des Knaufes bilden. Nicht ohne Mühe drängte ich mich durch diese von der Sonne gewaltig erhitzen Stangen und stand jetzt in der ehrenen Wölbung des Knopfes, geräumig genug für acht bis neun Menschen. Zuletzt bot sich noch eine Oeffnung in der Kugel dar, zu welcher ich mich von dem inneren Metallgerüst aus nach

Anweiſung des tiefer ſtehenden Führers aufſchwang, und ragte auf dieſe Weiſe mit halbem Leibe aus der Oeffnung dieſer gewaltigen Kugel heraus, den Stamm des in ihrer Mitte ſtehenden goldenen Kreuzes mit dem linken Arm umfaſſend. Ich befand mich hier in der wunderlichſten, aufgeregteſten Stimmung. Das Herabblicken auf die Kuppelwölbung und die tief unter mir liegende Stadt; um mich die goldene Kugel, neben mir nur das einſam ſtehende Kreuz; die innere und äußere Erhitzung vom langen Steigen, von der Mittagsgluth und der ſtarken Erwärmung des Metalles; am Horizont mannigfaltige, vom Sommerrauch umſponnene Gebirge, ſilbergrau gethürmte Gewitterwolken; endlich ein mich umkreiſender ſonnenbeglänzter brauner Falke, mein einziger Gefährte in dieſer Höhe — alles dies war ſo eigenthümlich, ſo ganz neu, daß ich es unter die merkwürdigſten Erfahrungen meiner Reiſe zähle. — Als ich nach langem Herabſteigen mich wieder unten auf dem Domplatz befand und zu jenem Kreuz von 404 Fuß Höhe hinanblickte, war es mir wie ein Traum, zu denken, daß ich mich eben noch da oben befunden. — In einem nahen Kaffeehauſe ſuchte ich nach der bedenklichen Erhitzung eine angemeſſene Abkühlung. Während ich hier verweilte, ſchwärzte ſich plötzlich der Himmel, einige Donnerſchläge hallten über der Stadt wieder und Alles machte ſich ſchon auf ein heftiges Gewitter gefaßt, als ſich ſchnell die Wolken wieder nach den Gebirgen wandten und der Himmel ſich wieder erheiterte, mir das ſchönſte Wetter zur Weiterreiſe verkündend.

Den Abend verbrachte ich auf einer bei Florenz gelegenen Villa. Sanfte Friedensruhe war über die ganze Natur ausgegoſſen, die Luft durchzittert von den ſüßeſten Düften. Wir wandelten auf und ab in dem Garten der Villa unter Orangen- und Citronenbäumen, an denen zugleich Blüthen und reifende Früchte prangten. Nie ſah ich einen üppigeren Roſenflor, und ein junger ſchwarzlockiger Gärtnerburſch ſchnitt uns eine Fülle von Sträußen. An einem Portale der Mauer befanden ſich Marmorſitze, dicht eingefaßt von Lorbeeren und Cypreſſen. Dort ſetzten wir uns, während das Abendgeläut des nahen Kloſters zu uns herüberklang.

Toscana ist eines der reichsten Länder. Die Berge liefern Eisen, Alaun, Alabaster und verschiedene Marmorarten, während überall im Thal und auf den Höhen Getreide, Wein, Oel, Seide und allerlei Gemüse in Fülle erzeugt werden. Die Berge sind mit Kastanienwäldern bedeckt, aus denen hin und wieder die dunkle Cypresse neben der hochstämmigen Pinie hervorragt. Die große Zahl der Maulbeerbäume läßt auf bedeutenden Gewinn an Seide schließen. Die Blätter werden jährlich zweimal abgenommen, und dadurch auch eine zwiefache Zucht von Seidenwürmern erzielt. Noch größer ist die Menge der Oelbäume, deren immergrünes, unten silberglänzendes Laub im Winde gleich Meereswellen wogt.

Die Landschaft nach Siena zu ist sehr freundlich. Ganz früh ging's von Florenz aus in die Apenninen hinein. Anfangs führt die Straße über Hügel und Höhen des grauen Kalkgebirges, weiter südlich kommt der Sandstein mit zahlreichen Versteinerungen von Muschelthieren zum Vorschein. Man sieht liebliche und felsige Thäler, mit Oliven und Reben bepflanzte Hügelrücken, kastellartig gelegene Ortschaften. Zur Linken blieb uns eine Ruine, höchst anmuthig umbuscht und mit Epheu umflochten. — Das auf Anhöhen gelegene Siena mit seinen langen, pfeilerartig aufsteigenden Thürmen und einer Domkuppel war im Mittelalter eine mächtige, von mehr als 150,000 Einwohnern bevölkerte Stadt; jetzt hat sie deren kaum 20,000. Erhaben steht der alte, bereits im Jahr 1180 eingeweihte Dom da. Schon seine außerordentlich reich verzierte Façade kündigt die Pracht des Innern an. Schwarzer und weißer Marmor, goldgestirnte Azurgewölbe und Mosaik-Fußböden, Scenen aus der heiligen Schrift darstellend, verbreiten über das Innere mit seinen Bogen- und Säulenstellungen einen ausnehmenden Reiz. Die achteckige, mit Bildwerken gezierte Kanzel von weißem Marmor wird für eine vorzügliche Arbeit gehalten. Die Sakristei enthält Wandgemälde aus dem Leben des Aeneas Sylvius (Pius II.) nach Zeichnungen von Rafael. Auf den Pulten umher werden an dreißig alte, ungeheuer große, reichbemalte Choralbücher gezeigt. In der Mitte steht eine hier aufgefundene antike Gruppe der drei Grazien. — An einem hohen viereckigen Thurme der Stadt bemerkte ich

außerhalb eine ungeheure Glocke hängen, was öfter in Italien vorkommt. Die Einwohner sind wohlgekleidet, gegen Fremde sehr artig und sollen das Italienische am reinsten sprechen. Der Gastwirth, bei dem ich übernachtete, war der freundlichste Mann. Wir saßen bis nach Mitternacht in der Küche, die in den geringeren Wirthshäusern des Landes auch zum Speisesaal und Gesellschaftszimmer dient. Er war vor mehr denn dreißig Jahren als armer, elternloser Knabe von Perugia in diese Gegend gekommen und von einem Gutsbesitzer in der Maremma aufgenommen worden; doch die daselbst herrschende Krankheit nöthigte ihn, seinen Wohlthäter zu verlassen und nach Siena zu gehen. Durch Fleiß und Sparsamkeit brachte er sich in den Besitz des Gasthauses, in welchem er mich jetzt bewirthete. Er habe, so schloß er seine Erzählung, einst auch ein schönes Weib und muntere Kinder gehabt, aber alle seien gestorben, und er allein stehe noch da, „dem Oelbaume gleich, dessen Aeste noch Blätter treiben, wenn längst der Stamm bis an die Rinde hinaus verfault." Das waren seine eigenen Worte, und dabei traten ihm Thränen in die Augen.

Die Maremma von Siena ist ein Landstrich an der Meeresküste, der für höchst ungesund gehalten wird. In den nördlichen Gegenden der toscanischen Vorberge offenbart sich nämlich die vulkanische Natur des Landes in einer großen Menge kleiner, rauchender Löcher und Spalten, Lagoni genannt, welche stinkende, schwefelige Gasarten ausströmen, und der ganze Boden ist hier, wie überhaupt im Bereich dieser Vorberge, von Dünsten durchsättigt, die im Verein mit den Küstensümpfen die Luft verpesten. Diese sogenannte „böse Luft" (Malaria, Aria cattiva) entwickelt sich selbst da, wo der Boden die üppigste Vegetation erzeugt. Auf diese Weise sind namentlich die Küstenlandschaften Toscana's, die römische Campagna und die pontinischen Gegenden, einst volkreich und mit blühenden Ortschaften übersäet, in unbewohnte Einöden verwandelt. Denn jene verderbliche Luft bringt bei den Menschen das dreitägige Fieber zu Wege, und im Sommer die sogenannte Maremma-Krankheit, welche darin besteht, daß den Leuten der Unterleib aufschwillt und ihr Gesicht ganz gelb und entstellt wird. Daher sieht man im Frühling auf den Gefilden der

toscanischen Maremmen Hunderte von Pflügern und Säemännern, die aber eilig wieder davongehen, um erst in der Erntezeit zu einem eben so flüchtigen Besuche zurückzukehren. Der Sommer giebt den befremdenden Anblick eines unabsehbaren, üppig wogenden Getreidemeeres, ohne weit und breit ein Dorf, einen Weiler, ja nur einen Menschen erspähen zu können, bis sich die menschenleeren Ackerfelder plötzlich, wenn die Zeit gekommen, mit Tausenden von Schnittern beleben, die dann wieder nach vollbrachtem Werk ein todtes Blachfeld zurücklassen. Die meisten dieser von der Malaria heimgesuchten Strecken werden indeß gar nicht als Acker-, sondern als Weideland für die wandernden Heerden von Rindern, Pferden, Ziegen, Schafen benutzt, welche mit dem Beginne des Winters aus den Bergen hinabsteigen, wo sie den Sommer zugebracht und wohin sie zurückkehren, sobald sich mit den heißen Frühlingstagen auf den Maremmen die Gefahr der bösen Luft einstellt, die übrigens ungeachtet aller Erklärungen immer noch viel Räthselhaftes behält.

Gleich hinter Siena wurde der wunderlich hügelige, tief vom Wasser durchfurchte vulkanische Aschenboden Gegenstand meiner Betrachtungen, und einige bedeutende Spaltungen erinnerten an die hier statt gehabten Erdbeben. Weiterhin liegt Buonconvento, ein artig gebauter heiterer Marktflecken, in der Geschichte bekannt durch den Tod Kaiser Heinrichs VII., der hier auf seinem Römerzuge beim heiligen Abendmahl eine vergiftete Hostie empfing. — Die Gegend umher wird nun bald sehr öde. Eine hügelige, aus Kalk und Mergel bestehende, von Regenwassern in allen Richtungen zerrissene, selten mit Bäumen und Reben, meist mit einer Art Sommerweizen bepflanzte Landschaft bietet sich dem Auge dar. Die Hügel enthalten viele Versteinerungen, darunter schöne Arten von Seeigeln. Seitwärts von der Straße liegen die warmen, schwefelhaltigen Quellen von San Filippo, nicht weit davon auch die warmen Bäder von Vigeone. Beide setzen einen Kalktuff ab, der hineingelegte Gegenstände mit einer Kruste überzieht. — Nach dem Dunkelwerden übernachteten wir in einem ganz einsam stehenden Hause, wo die ganze Familie in der Küche um ein hell loderndes Feuer versammelt saß. In dem oberen einzigen Stockwerk des Hauses

befand sich ein großer runder Saal mit einem Estrichfußboden und einem einzigen sehr kleinen Fenster in einer versteckten Ecke und vier schwarzen Thüren, die in vier verschiedene schwarze Schlafzimmer führten. Alles hatte ein unheimliches Aussehen, und dies gewann eben nicht durch die in allen Schenken an der Straße verbreiteten Gerüchte von Banditen, welche die Post angefallen hatten. Wir erhielten in dieser Osteria (Wirthshaus) die gewöhnliche Hauptmahlzeit. Zuerst kommt etwas Suppenartiges mit Gemüse oder Reis darin, was ganz gut schmeckt, wenn man es reichlich mit geriebenem Käse, Salz und Pfeffer versetzt; dann kommt das halbe Huhn, aus dem die Suppe gekocht ist; dann eine gedämpfte Taube; ferner ein Stück Rinderbraten, so groß wie ein Franzbrot; endlich ein Schnitt Parmesankäse und einige Aepfel. Hinterdrein folgt der Kaffee und das Bett, unter welchem die Pferde ihren Stall haben, so daß man leicht aufwacht, wenn ein Pferd hustet oder prustet. Sehr wohl gefielen mir indeß die schlanken dreiarmigen Messinglampen, welche man uns auf den Tisch setzte.

Gegen den Paß von Radicofani, welcher sich 2500 Fuß über das Meer erhebt, steigt der Weg allmählig an. Kurz vor Radicofani führt die Straße an einer weiten, trichterförmigen Einsenkung vorbei, rings von einem Wall von Steinen, die durch Feuer verändert wurden, umgeben und unzweifelhaft der Krater eines ausgebrannten Vulkans. Das Städtchen selbst liegt mit seinem alten Schlosse auf einem der höchsten basaltischen Apenninengipfel und ist größtentheils aus Lavastücken erbaut. Im Allgemeinen herrscht auf den ziemlich kahlen Höhen des Gebirges Armuth. Die vielen Bettler stürzen wie Raubvögel auf jeden heranrollenden Reisewagen. Die Ortschaften sind schlecht, zerfallen und schmutzig und werden um so schlechter, je mehr man sich dem päpstlichen Gebiete nähert. Den Eintritt in dasselbe bezeichnen halsbrechende Chausseen und Flußübergänge ohne Brücken. Aus dem einsamen Wacht- und Mauthhaus an der Grenze wimmelten Visitatoren, Soldaten und Gensdarmen hervor; doch war die Behandlung glimpflich. Wir passirten darauf einen Fluß, über dessen Hauptarm eine hohe alterthümliche Brücke führte. Weiterhin sahen wir Heerden weißer Ziegen mit ihren

spitzhütigen, in weiße Zottelfelle gekleideten Hirten, die großen weißen Schäferhunde zur Seite, stattliche Rinderheerden von berittenen Wächtern geführt, und Maulthiertreiber keuchten mit uns durch die Waldung voll Ulmen, Eschen, Eichen und Ahorn das Gebirg hinauf, wo hoch oben Aquapendente einen graulichen Felsblock krönt, zwischen dessen tiefen Schluchten Wasserfälle niederrauschen, welche dem öden, von Schmutz und Bettlern starrenden Städtchen den Namen gegeben. Der Kalkfelsen zeigt nah und fern die Neigung zu Höhlenbildungen. Von der Brücke über die Paglia an geht der Weg über mächtige, mit Kastanien, Feigen, Oliven, Reben und mancherlei Gesträuch bewachsene Basalttrümmer. Die Höhen lohnen durch den Anblick der malerischen Landschaft mit den großartigen Linien der blaulichen Apenninen im Hintergrunde. So wie man den kleinen Flecken San Lorenzo Nuovo hinter sich hat und hinauskommt auf die Anhöhe, erblickt man tief zwischen bewaldeten Hügeln und Bergen den See von Bolsena. Die Straße senkt sich gegen seinen klaren grünblauen Spiegel hinab. Frische Vegetation, hohe Büsche des gelbblühenden Pfriemenkrautes, Gesträuche, ja Bäume des vollblühenden Traubenflieders, alte gewundene Eichen, mit Epheu dick umrankt, vor der ausgedehnten Wasserfläche mit ihren Inseln gaben ein höchst anmuthiges Bild. Immer tiefer windet sich der Weg hinab. Zur Seite liegt eine halb in Fels gehauene Ruine, und wilde Feigenbäume sprossen aus den Mauern. Das mildeste Abendlicht ergießt sich umher. Gedrängte Ziegenheerden ziehen über kleine Brücken; graue Stiere mit gebogenen Hörnern liegen im hohen Grase; Hirtenjungen spielen Ball; Landleute reiten auf Eseln vorüber und namentlich die Frauen machen sich hübsch mit ihrem zurückgeschlagenen Kopftuch. Jetzt kommen wir ganz nahe an das Ufer des Sees, der über zehn Stunden im Umfang hat und einer der fischreichsten sein soll. Auf einer der drei bewohnten Inseln saß einst die unglückliche Königin Amalasunte, Mutter des Gothenkönigs Alarich, lange gefangen, bis sie von Theodat, den sie zum Mitregenten angenommen, im Bade ermordet wurde. Grau mit einer Schloßruine liegt vor bewaldeten Höhen Bolsena, einst Volsinium. Anziehender als das Städtchen ist die herrliche Gruppe von Basaltsäulen, welche

gleich außerhalb desſelben nicht weit von der Straße in ſchiefer Richtung bis zu einer Höhe von mehr als dreißig Fuß durch unterirdiſchen Feuers Kraft emporgehoben ſind. Ich beſuchte noch am Abend das verfallene Gemäuer des Kaſtells und beobachtete die verſchiedene Lichtſtärke in den Farben des Sees, der oſtwärts gegen die hellere Ferne ſchön dunkelblau, ſüdwärts vor der dunkleren duftigen Ferne mit hellerem Spiegel ſich abſetzt. Der Mond tritt endlich mit dem Jupiter in ſilberweißer Klarheit hinter den alten, mit Epheu und Feigen bewachſenen Thürmen gar freundlich hervor; der Rauch der Hütten riecht nach verbrannten Olivenzweigen: Alles erſcheint neu und im höchſten Grade anſprechend.

In Monteſiascone koſtete ich den berühmten Eſt, Eſt, Eſt, an welchem der würdige Cardinal Fugger ſich einſt zu Tode getrunken, wie man auf deſſen Grabmal in der Kirche des heiligen Flavian noch leſen kann.*) Die Stadt liegt auf einem ziemlich hohen Hügel, und das Wirthshaus zum „Eſt, Eſt, Eſt" ſteht etwas außerhalb derſelben an der Landſtraße nach Viterbo. Auf der fortgeſetzten Reiſe bemerkte ich zuerſt die ſchöne Manna-Eſche (Fraxinus ornus), welche jedoch in Oberitalien noch keinen Mannazucker ausſchwitzt; auch kam eine mir neue große Euphorbia zum Vorſchein; das Pfriemenkraut hat armſtarke Stämme. Wir fahren darauf in Ovietro hinein, das innen eben ſo häßlich, verfallen und ſchmutzig, als es von fern anlockend, ja reizend ausſah. Auf dem Marktplatze hielten allerhand Leute zu Eſel; in Lumpen gekleidete Männer, die Jacken über die Schulter geworfen, mit den üblichen hohen vergilbten Filzhüten ſtanden umher, darunter einige alte ſonnenverbrannte Weiber. Vor einer kleinen elenden Locanda (Herberge) ſtiegen wir aus und gingen ſogleich nach dem Dom. Welche Pracht an der Außenſeite dieſes für die itaeniliſche Kunſtgeſchichte ſo wichtigen Gebäudes! Welche unendlich reiche Arbeit in dieſen auf das feinſte gegliederten und verzierten Marmorſäulen, an dieſen Geſimſen, Gewänden und Einſchmiegungen! Eine Hauptthür und zwei Nebenthüren führen

*) Mit dem Worte „est" (sc. bonum) pflegte nämlich der Cardinal dem Wein ſeinen Beifall zu bezeigen.

in das Innere. Zwischen und neben diesen Thüren sieht man auf vier Feldern die Geschichten des alten und neuen Testamentes in hocherhabener Arbeit durch Nicolaus von Pisa, darüber die drei evangelischen Thiere und den Engel, weiter hinauf eine Menge Mosaiken auf Goldgrund. Statt des Glases sind in die kleinen Nebenfenster und die große mittlere Rose Alabastertafeln eingesetzt, und das Ganze endigt sich in zwei kleinere und einen mittleren höheren Giebel, sämmlich mit Mosaik auf goldenen Feldern verziert. Leider hacken indeß Dohlen und Krähen die kleinen glänzenden Steine der Mosaiken heraus. In einer der Kapellen bewunderten wir seitwärts vom Altar das Paradies, den Fall der bösen Engel und die Hölle, so wie über dem Eingang die Erweckung der Todten von Signorelli. — Die Gegend um Viterbo ist ganz vulkanisch und hat mehrere heiße Quellen aufzuweisen. Die Stadt, mit ungefähr 10,000 Einwohnern, ist am Fuße des Monte Cimino zum Theil aus Lava erbaut, was ihr ein sehr düsteres Aussehen verleiht. Von den Kastellruinen aus schaut man über das Thal hin, wo die Tiber und Paglia (Palja) sich vereinen. Im Inneren eines Thurmes befindet sich in Felsen gehauen ein merkwürdiger Brunnen. Man steigt auf 150 Stufen einer Schneckentreppe hinab zum Wasserspiegel, von wo aus die Wasserträger ohne sich zu kreuzen auf einer ähnlichen Treppe wieder emporsteigen. Draußen unter dem warmen blauen Himmel wollte es uns indeß besser behagen, als dort unten zwischen grünbeschlagenen Mauern in der Dunkelheit und feuchten Kälte. Von dem Gipfel des Cimino hat man den freieren Blick nach dem Albanergebirg und dem gezackten Soracterücken. Tief unten blaut der See von Vigo, einst der Krater eines mächtigen Vulkans. Die benachbarten Bergrücken sind dicht mit Pfriemenkraut überwachsen. Mitunter bemerke ich am Wege Narcissen, Anemonen und Affodillen (Aspohdelus ramosus). Gefällte Eichen liegen häufig wie Leichen unter dem Ginster. Die Ferne zeigt prächtige Gebirgsrücken im zartesten Ultramarinblau hinter einander bis an die höchsten weißschimmernden Apenninenkämme hinaus. — Hinter Ronciglione (ilj) geht es durch Staub und Sonnengluth einen neuen Bergrücken hinan. »Ecce Roma!« ruft unser Rossebändiger, und wirklich gewahrt man

in grauer Ferne über mäßig gehobenen Hügelſtrecken die Kuppel der Peterskirche, während bei Civita vecchia (kia) das Meer als blauer Streifen ſichtbar wird, von wo her ein erfriſchender Seewind weht, und vor uns weit hin die Campagna romana (das römiſche Feld) ſich ausbreitet: eine wellenförmige, von Hügelreihen durchzogene Ebene; Alles öde, traurig, ſchweigend, ohne Baum, meiſt nur mit Adlerfarrenkraut und einer Art langer Haide hoch bewachſen; einzelne Getreidefelder, aber kein Dorf; hie und da ein einſames Haus und Schafheerden, die Hirten mit ſtruppigem Barthaar und in Pelzmäntel gehüllt; links eine bewaldete Schlucht, daneben ein hoher, vierſeitiger Wartthurm, rechts die lange Linie der Bogenſtellungen eines Aquaducts. Auch die Straße iſt wenig belebt. Einzeln begegnen uns niedrige Wagen, ſehr maſſiv gebaut, von grauen Stieren mit gewaltigen Hörnern gezogen und vom Stachelſtocke des Treibers gelenkt; dann ein Vetturin oder eine Poſt, wo die Pferde immer mit Schellengeläut behangen ſind. — Wieder geht's durch einige Niederungen, und nun auf die letzten Anhöhen: Tivoli wird ſichtbar, die Tiber blinkt. Feigenbäume und verwilderte Oliven hängen über den Rändern der Hohlwege; Pinien erſcheinen, ſo wie die lange vermißten immergrünen Eichen. Ein Adler ſchwebt in der ſtillen Atmoſphäre, nach Beute ſpähend. Weicher zarter Silberduft hat ſich wie dünner Flor um die zahlloſen Kuppeln der ewigen Weltſtadt gelegt. Jetzt vorüber am Grabmal der Neronen, einem hohen grauen Sarkophag. — Zuerſt treten die niedrig gelegenen Theile der Stadt hervor, dann rechts die gigantiſche Peterskirche. Auf Ponte Molle wird die gelbe Tiber überſchritten. Jenſeits derſelben lange Mauern, welche die Ausſicht in Gärten und Weinberge verſperren. Endlich rollt der Wagen durch die Porta del Popolo (das Volks-Thor), und mich durchſchauert freudig das Gefühl: Du biſt in Rom!

---

Nehmen wir jetzt unſeren Plan zur Hand und ſuchen einige Hauptanhaltspunkte behufs der leichteren Orientirung. — Rom wird von der Tiber (der heutige Römer ſagt: die Tiber) durchfloſſen. Brücken ſind in der Richtung von N. nach S.:

a. die Engelsbrücke (Ponte S. Angelo), b. die Sixtus-Brücke (P. Sisto), c. die Vierkopf-Brücke (P. di quattro capi), und d. die Bartholomäus-Brücke (P. di S. Bartolomeo), letztere beide zur Tiberinsel führend. Darauf folgt e. die nicht mehr gangbare „gebrochene Brücke" (P. rotto). Weiter abwärts stand f. die alte Pfahlbrücke (Pons sublicius), von der man nur einige Pfeiler sieht. Dasselbe gilt g. von der Geist-Brücke (P. Vaticanus, P. di Spirito) unterhalb der Engels-Brücke. Der Fluß trennt die Stadt in einen östlichen und westlichen Theil. Der östliche Stadttheil wird umschlossen von folgenden Bergen: I. Pincius (im NO.), II. Quirinalis, III. Viminalis, IV. Esquilinus, V. Cälius, VI. Aventinus, VII. Palatinus (nördlich von den beiden letztgenannten) und VIII. Capitolinus. Die heutige Stadt dehnt sich nun hauptsächlich auf dem Raume aus, der zwischen dem Pincius, Quirinalis, Capitolinus und der Tiber liegt, und zwar in Gestalt eines großen Fächers, dessen Griff die Porta del Popolo (im N.) mit der vorstadtartigen Verlängerung nach Ponte Molle hin bildet und dessen Gitterstäbe die Hauptstraßen sind, nämlich h. der Corso (in der Mitte bis zum capitolischen Berge), i. die Ripetta (westlich vom Corso), k. die Babuina (östlich vom Corso), dann weiter im O. l. die Fontainen-Straße (Via delle Fontane), m. die Straße der Porta Pia (vom Südfuß des Quirinalis in nordöstlicher Richtung fortlaufend), n. die Julia (an der Tiber entlang. Der westliche Stadttheil ist der bei weitem kleinere. Dem Aventin gegenüber erstreckt sich in gleicher Richtung mit der Tiber IX. der Berg Janiculus, und an dessen Fuß in derselben Richtung o. die Straße Longara (Via della Longara); nordwestlich davon X. der Vaticanus. — Im Süden vom Aventin liegt endlich noch mehr bedeutungslos abseits XI. der M. Testaccio oder Scherbenberg, ein 160 Fuß hoher, ziemlich umfangreicher Hügel, erst im Mittelalter durch Aufhäufung von Schutt und Scherben entstanden und gegenwärtig vornehmlich mit Weinschenken besetzt.

## Viertes Kapitel.

Den großartigsten Eindruck macht Rom, wenn man von Norden her durch die Porta del Popolo eintritt. Gleich hinter dem Thor sieht man sich auf dem weiten runden Popolo-Platz, aus dessen Mitte ein achtzig Fuß hoher, mit Hieroglyphen bedeckter egyptischer Obelisk emporragt. Schöne Gebäude, Statuen und wasserreiche Brunnen umgeben den Platz, und auf der Ostseite steigt der herrliche Garten des Monte Pincio an, ein viel besuchter öffentlicher Vergnügungsort. Nach Süden zu fällt der Blick auf zwei symmetrisch gestellte, mit Säulen und Kuppeln gezierte Marienkirchen, zwischen denen die lange Linie des breiten Corso fortläuft. Folgt man dieser Hauptstraße, so gelangt man zuerst auf den Colonnaplatz, wo die prächtige, 128 Fuß hohe Antoniussäule steht. Von da wenden wir uns östlich und treffen auf den Quirinal mit dem päpstlichen Palast, wo die Cardinäle behufs einer neuen Papstwahl eingesperrt werden. Den davor befindlichen geräumigen Platz zieren die berühmten antiken Statuen der Dioskuren, deren Rosse Leben und Feuer zu athmen scheinen. Weiterhin führt die Fontainen-Straße zu der herrlichen Kirche S. Maria Maggiore. Dann geht man südöstlich zum Johann im Lateran (S. Giovanni in Laterano) unweit dem Johannis-Thor (Porta S. Giovanni) auf der Straße nach Neapel. Nordwestlich von diesem Punkte liegt hinter einander das mächtige Kolosseum, dann am Fuß des palatinischen Berges das Forum Romanum, der Mittelpunkt des alten Roms, jetzt Kuhfeld (Campo Vaccino) genannt, so wie die Burg des Capitols oder der Senatoren-Palast. Auf dem jenseits gelegenen Platz des Capitols bewundert man Marc Aurel's bronzenes Reiterbild. An der Nordseite desselben leitet eine große Treppe hinauf, an deren Fuß zwei egyptische Löwen Wasser ausströmen; oben stehen die marmornen Reiterstatuen von Kastor und Pollux. Eine kleinere Treppe führt zu dem tarpejischen Felsen, eine andere zu der Kirche Maria in Ara Cöli, an der Stelle, wo einst der Tempel des capitolischen Jupiters stand. Oestlich davon befindet sich das Forum Trajan's mit der Trajanssäule.

Darauf gelangt man in westlicher und nordwestlicher Richtung über den mit großen Palästen umschlossenen Venezia-Platz nach dem Rotonda-Platz mit dem Pantheon, dem besterhaltenen Denkmal des Alterthums. Westlich davon in einer der bevölkertsten Gegenden liegt der lang ausgedehnte Navona-Platz, und so überschreitet man endlich die Tiber im Angesichte der Engelsburg und erreicht den Peters-Platz, wo die Peterskirche, das Wunder der Baukunst, und rechts davon der Vaticanische Palast.

Dies sind einige Hauptpunkte des neuen Roms. Die Kunstwerke, welche alle Theile der Stadt in einer fast unübersehbaren Menge darbieten, müssen den Fremdling in Erstaunen setzen. An anderen Orten muß man das Bedeutende aufsuchen; hier werden wir davon überdrängt und überfüllt. Wo man geht und steht zeigt sich Neues und Altes: Kirchen und Tempelruinen, Paläste und Mauerwerk, Triumphbögen, Obelisken, Säulen und Brunnen, dazu Gärten und Wildniß, Fernen und Engen mit Villen, Häuschen und Ställen, so daß landschaftliche Bilder aller Art und Weise zum Vorschein kommen.

---

Auf meinem ersten Gange durch die Stadt, wo ich dem Corso zusteuerte, kam ich an den venetianischen Palast, ein mächtiges, festungsartiges Gebäude. Menschen gab es hier wenig, wohl aber stieß ich auf ein paar sitzende Bettler, die mich mit kläglichen Jammertönen ansprachen. Die Freude, mich in Rom zu wissen, machte mich wohlthätig, und die armen Teufel riefen mir tausend Segenswünsche nach. In den am meisten bevölkerten Stadttheilen fand ich das Straßenleben bunt, heiter und eigenthümlich. Aber in den engeren Gassen war Unrath und Schmutz wirklich unausstehlich. Was es Unnützes giebt, wird frischweg aus den Fenstern geworfen, so daß die Gasse mit Scherben, Glasstücken, mit Lumpen und altem Schuhwerk, mit Fischgräten, Käserinden, Grünzeug und Krautstrünken aller Art bedeckt ist. In späteren Abend- oder sehr frühen Morgenstunden hat man sich daher sehr vorzusehen, daß man nicht unerwartet von festen oder flüssigen Stoffen aus heiterem Himmel her überschüttet wird. Hat nicht etwa kürzlich ein

tüchtiger Platzregen die Stelle des Gassenreinigers vertreten, so wird es nirgends an Kehrichthaufen fehlen, auf denen sich ein Rudel hungriger Hunde um alte Schinkenknochen, um einen abgerissenen Truthahnkopf oder um sonstigen Fleischabfall beißen. Hin und wieder schlummert auch wohl unter zerstreuten Welschkohl- und Salat-Blättern der Cadaver einer Katze oder Ratte friedlich an der Brust eines ausgedienten Hundes.

In einer engen, meistentheils von Handwerkern bewohnten Straße ergötzte mich eine anziehende Gruppe. Ein Flickschuster nämlich hatte nach italienischer Sitte seinen wackeligen Strohstuhl vor die offene Thür des Hauses gestellt und arbeitete lustig an einem Schuh. Neben ihm saß, ebenfalls draußen, ein wohlgenährter Priester mit glatten, runden Backen, den glänzenden dreikrempigen Hut auf dem Kopfe, in schwarzem Rock, schwarzseidenen Beinkleidern und schwarzen Strümpfen. Dem einen Fuß fehlte der Schuh, und diesen Schuh versohlte der Schuster. Der vergnügt plaudernde Priester wiegte auf seinen Knieen ein etwa vierjähriges, wunderhübsches Mädchen, das freudig jauchzte und in die Händchen patschte. Ab und zu richtete der fromme Mann auch freundliche Worte an ein erwachsenes Mädchen, das halb beschattet in der Hausflur stand: eine schlanke zarte Gestalt mit glänzend schwarzem Haar und großen, von langen Wimpern überdeckten Flammenaugen; dabei der Mund voll, streng und stolz. Der Priester küßte die Kleine, das erwachsene Mädchen neigte schelmisch lächelnd und halb verschämt den lockenumflatterten Kopf, um den Worten des Hochwürdigen zu lauschen; der Schuster aber nähete, daß es eine Lust war ihm zuzusehen. Während dem unterhielt sich die halbe Straße aus Thüren und Fenstern herüber und hinüber, Alle mitten in ihrem Schmutz seelenvergnügt.

Auf meinem Gange durch ein Labyrinth krummer und enger Gäßchen fesselten mich Volksgruppen, singende Stimmen, schwatzende Mädchen, die in südlicher Lebendigkeit alle Glieder mitsprechen ließen. — Auch Ueberreste alten Tempelschmuckes bemerkte ich, Stücke herrlich gearbeiter Säulen, Gesimstrümmer, Treppenstufen, welche in die Wände oft sehr unansehnlicher Gebäude zwischen dunkelrothe Ziegel eingemauert waren. Endlich verrieth mir das Vorüberrollen eines rothen Cardinalswagens die

Nähe des Corso. Ueber die Dächer hoher Häuser ragt die Spitze einer Säule geschmückt mit der Bildsäule eines Heiligen. Ich eilte noch durch ein paar schmale Gäßchen, welche auf den Trajans-Platz ausmündeten. Da stand ich nun am Forum Trajans. Aber welch' ein Anblick! welche Zertrümmerung! Von dem Tempel Trajans, den Bibliotheken, der berühmten Basilika*) Ulpia, von Nero's und Hadrian's Säulenhallen ist nichts mehr vorhanden, als eine Doppelreihe kurzer Säulenstümpfe, die aus thalartiger Vertiefung hervorsehen. Nur der 195 Palm (der Palm, eine Spanne, zu 10 Zoll, also 158 Fuß) hohe Schaft der Trajanssäule steht noch vereinsamt da, dem Kaiser zu Ehren nach seinen Siegen über die Germanen und Dacier im J. 112 n. Chr. errichtet. Dies prachtvolle Denkmal besteht aus vier und dreißig Blöcken weißen Marmors, die aber im Laufe der Jahrhunderte, wie bei der Antoniussäule, schwarz wurden. Eingemeißelte kriegerische Scenen (es mögen im Ganzen gegen drittehalb tausend herrliche Figuren sein) erzählen von den Großthaten der Vergangenheit. Aber der Römer von heut geht achtlos daran vorüber. Gespanne breitgehörnter silbergrauer Stiere aus der Campagna, Esel, mit Körben beladen, in denen die beliebten Fenchelwurzeln oder die graugrünen Blüthenkronen des Broccolikrautes (eine Art Blumenkohl) aufgethürmt sind, traben, von schmutzigen Treibern gestachelt, über den Marmorschutt der versunkenen Kaiserpracht. Zur Höhe der Säule führen hundert fünf und achtzig Stufen hinauf. Bequem überblickt man von hier die verschiedenen Abtheilungen der Stadt. Während ich mich damit beschäftigte, mir die Lage der alten sieben Hügel

*) Basilika, d. h. Königshalle und eigentlich der Name des Justizpalastes zu Athen, wo der Archon Basileus zu Gericht saß; als Nachahmung davon bei den Römern ein mit Säulenhallen oder Gallerien umgebenes, länglich viereckiges Gebäude, welches als Gerichtshof und Börse diente. Eine Kuppel erhellte das Innere und dem Eingange gegenüber bildeten die Sitze der Richter einen Halbkreis um das Tribunal. Die Christen benutzten die Basiliken als Kirchen, und man nannte nachher alle in dieser Form erbaute Kirchen Basiliken. Das Innere derselben wird fast immer durch zwei Säulenstellungen in drei Abtheilungen oder Schiffe getheilt, so daß der breitere Mittelraum oder das Hauptschiff oben in der sogenannten Tribüne oder Nische des Altars abschließt.

und der später bebauten Höhen und Flächen einzuprägen, sah ich einen römischen Jungen, der mir auf die Gallerie gefolgt war, nach Schwalben angeln, indem er ein Flöckchen Baumwolle an einen langen Faden gebunden, im Winde flattern ließ. Die vorbeischießenden Schwalben verwechseln nun wohl das Flöckchen mit einem Insect, verschlucken es und werden darauf an dem Faden herangezogen und gefangen.

Durch die prachtvollen Arkaden des sogenannten Friedenstempels betrat ich das Forum Romanum. Rechts lag das Capitol mit seinem Glockenthurm, darunter im vollen warmen Sonnenschein der Triumphbogen des Septimius Severus, den der Senat und das Volk errichten ließen, als der Kaiser die Parther und Araber geschlagen; er ist fast noch vollständig erhalten. Das Forum selbst oder vielmehr jener Raum, der den alten Römern für Handel und Verkehr, für Volksversammlungen und öffentliche Rechtspflege diente, wird der Länge nach bis zum einsam stehenden Triumphbogen des Titus von einer doppelten Ulmen-Allee durchschnitten. Alles bot einen verödeten Anblick dar. Hie und da rauschte eine Marmorsäge oder klopfte der Hammer eines Stellmachers, die jetzt auf der vormaligen Via sacra ihre Werkstätten haben. In grünlichem Sumpfboden lagen Stiere und Büffel mit feuerrollenden Augen unter ihre Joche gezwängt, wiederkäuend in der heißen Mittagssonne. Auf den Karren daneben saßen und lagen ihre Besitzer, Bauern aus der Campagna mit blauen Jacken, blauen, kurzen, um die Kniee schlotternden Hosen und zerrissenen Strümpfen. Einige standen gelehnt an die stämmigen Nacken ihrer Thiere und spielten unter durchdringendem Geschrei Mora. Bettelmönche schlurften nach dem Capitol zu, in kleinen Körbchen die Frucht ihres bienenartigen Sammelfleißes tragend. Am Südende des Forums, welches ein Thal von ansehnlicher Länge bildet, vereinigen sich die Steinmassen der Kirche Santa Francesca Romana, so wie die Ruinen des Tempels der Venus und Roma. Darüber hinaus ragen die epheuumrankten Mauerzinnen des Kolosseums. Dies Riesengebäude, von Flavius Vespasian begonnen und von seinem Sohne Titus vollendet, konnte einst über hunderttausend Zuschauer fassen. Unter Titus ein Theater der Gladiatoren,

unter Diocletian der Schauplatz, auf dem die ersten Christen verbluteten, im Mittelalter eine Festung, diente es den verschiedenartigsten Zwecken, bis gegen Ende des 14. Jahrhunderts seine Zerstörung vorzüglich dadurch gefördert wurde, daß Papst Paul II. daher die Steine zu vielen großen Bauten nehmen ließ. — Als ich mich dem ungeheueren Bauwerk näherte, wuchs dasselbe mit jedem Schritte immer höher vor meinen Augen empor. Auf dem davor gelegenen Platze befindet sich die sogenannte Meta Sudans, ein Rest des von Vespasian angelegten Springbrunnens, einst so stark besucht, daß der in der Nähe wohnende Tragödiendichter Seneca in einem seiner Briefe über den Lärm klagt, welcher Tag und Nacht da herrsche. Später soll man bei diesem Brunnen die Christen gegeißelt und ihnen ihr Urtheil bekannt gemacht haben. Der Name Kolosseum soll von einem hierher gebrachten Kolosse des Nero herrühren. Sonst hieß es das Amphitheater des Flavius. Es ist von mächtigen Blöcken des Kalktuffs (Travertin) aufgeführt, hält sechszehundert Fuß im Umfang und steigt in drei Ordnungen über einander auf, mit dorischen, jonischen und korinthischen Säulen. Als ich in die erste Bogenhalle eintrat, blieb ich von Entzücken gefesselt stehen. Ueber mir das klarste Himmelsblau, durch alle Bogenwölbungen, Thore, Mauerspalten und Oeffnungen brechend und alle Umrisse haarscharf abschneidend; vor mir aber im heißen Sonnenlicht das wunderbarste Farbenspiel der rothen Gluth in leisen blauen, violetten, grünen und gelblichen Tönen auf den Quaderwänden, während sich die nach innen gekehrten Pfeilerseiten in schwärzlicher Bläue abhoben. Blickte ich zurück in die Schattenseite der Halle, so erschienen dieselben Steinwände in bläulich grauer Bläße. In dem großen Rund der Arena war es still und kühl. Frisches Grün nickt herab von den hohen Wänden und lauscht durch die offenen Fenster- und Thorwölbungen. Es stehen auf dem Platze die Altäre der vierzehn Nothhelfer und in der Mitte ein Kreuz, welches demjenigen, der es andächtig küßt, vierzehn Tage Ablaß von allen Sünden verschafft. In einem der vielen Bogen hat ein Einsiedler seine romantische Wohnung aufgeschlagen. Späterhin besuchte ich das Kolosseum noch einmal in der Tagesfrühe. Reizend erschien mir da besonders die

Decoration unzähliger Blumen, die aus allen Ritzen und Spalten, auf Simsen, Bogen und Pfeilern des altersbraunen Gemäuers blühen, während Hunderte von Singvögeln, die in dem überall wuchernden Buschwerk nisten, ihr Morgenconcert gaben und dazwischen fernes Glockengeläut eine feierliche Stimmung weckte.

Auf der Südwestseite des Forums liegt der palatinische Berg, die Wiege des alten Roms. Romulus und seine Nachfolger, die Gracchen, Cicero und andere ausgezeichnete Römer bauten daselbst ihre Paläste. Auch Kaiser August hatte hier seine bescheidene Wohnung, Tiber und Caligula vergrößerten sie, und Nero übertraf alle durch sein „goldenes Haus", an welchem indeß die Verschwendung von Gold, Edelsteinen und Elfenbein bei der Prachtliebe jenes Zeitalters noch nicht so außerordentlich war, als die ungeheuere Ausdehnung. Denn außer den Gebäuden, um welche dreifache Säulengänge tausend Schritt lang geführt waren, enthielt es auch Weinberge, Wiesen, Seen und Felder mit Wildparken. Im Vorhofe stand die kolossale Bildsäule des Kaisers, hundert und zwanzig Fuß hoch. Jetzt ist Alles ein unförmlicher Schutthaufen, überwachsen mit Epheu, Eichen, Lorbeerbäumen und Cypressen. Jetzt liegen über den Gewölben der alten Kaiserpaläste die Farnesischen Gärten und die Villa Mills. In den unterirdischen Räumen des großartigsten Baues bewahrt man Heuvorräthe. Vor einiger Zeit geriethen diese Magazine durch irgend einen Zufall in Brand. Man fürchtete die Vernichtung der Gewölbe; aber nachdem das Feuer verloschen, hatte sich auch nicht ein Stein gelöst, ja nicht einmal das Buschwerk über denselben hatte irgendwie von der Hitze gelitten, und die Rosenhecken der Villa blühten und dufteten eben so herrlich, wie an dem heutigen Abend. — Der an den Palatinus grenzende Circus Maximus, wo einst Wagenrennen, Kampfspiele und Thiergefechte das römische Volk belustigten, ist gegenwärtig zu einem Schilffeld herabgesunken.

Unvermerkt waren mir so die Stunden vergangen; die Sonne senkte sich schon gegen den Cälius, und die dunkelblauen Gebirge der Alba traten schärfer am lichtumflossenen Horizont hervor. Ich wandte mich daher auf der hoch mit Schutt bedeckten Via Sacra nach dem Capitol zurück. Die Straße ist stellen-

weis blos gelegt. Ich sah das alte, aus grauen Basaltsteinen bestehende Pflaster fast haustief unter dem jetzigen Boden. Denn das alte Rom schläft tief unter dem neuen seinen Todesschlaf. Auch hier ragen überall vereinzelte Bruchstücke der früheren Pracht und Herrlichkeit aus dem Schuttgrabe hervor und schauen verwundert auf die fremde neuerstandene Welt. Jenseits der vom Friedenstempel noch übriggebliebenen Riesenwölbungen liegen die Trümmer vom Tempel des Romulus und Remus, so wie des Antonin und der Faustina. Zehn herrliche Säulen von farbigem Marmor stehen noch da, wo jetzt eine dem heiligen Laurenz geweihete Kirche sich erhebt. In der Kirche San Teodoro werden noch Spuren vom Tempel der Vesta gezeigt, wo einst das heilige Feuer brannte. Weiterhin finden sich Reste des Concordiatempels, in welchem Cicero bei der Verschwörung des Catilina die Väter versammelte, so wie Mauerstücken von der Curia Hostilia, wo der Senat seine Sitzungen hielt. Links am Fuß des capitolinischen Hügels stehen noch drei schöne korinthische Säulen von der Gräcostasis, dem Gebäude, welches zum Empfange der griechischen und anderen fremden Gesandten bestimmt war. Rechts neben der zum Capitol führenden Treppe liegen unter einer Apostelkirche die mamertinischen Gefängnisse, in denen Jugurtha den Hungertod starb und Catilina's Mitverschworene erwürgt wurden. Später saß da der Apostel Petrus gefangen. Noch zeigt man die Säule, an welche er gefesselt war, und die Quelle, die er hervorsprudeln ließ, um seinen Kerkermeister zu taufen. Auf den Trümmern des vormaligen Tabulariums mit dem Staatsarchiv steht jetzt der Palast, wo die römischen Senatoren sich zu ihren Berathungen versammeln. Im Uebrigen ist keine Spur mehr zu entdecken von jenen unter demselben goldenen Dach befindlichen drei Tempeln, wo auf einem Sessel von Gold und Elfenbein Jupiter thronte, ihm zur Rechten Minerva, zur Linken Juno. Die kolossalen Statuen der Dioskuren, mit den übermächtigen Köpfen auf den mächtigen Leibern, stellen Constantin den Großen und seinen Sohn dar. Auf der Mitte des Platzes streckt der gute Kaiser Marc Aurel hoch zu Rosse (wohl das einzige antike Reiterbild von Bronze) seine Hand segnend über die Stadt. — In einem Gar-

ten auf der äußersten Spitze des Capitoliums, dem sogenannten Ziegenberg (Monte Caprino), unter hohen Cactusstauden und breiten dunkeln Aloeschwertern sitzend, erwartete ich den Untergang der Sonne. Mir zu Füßen glüheten Orangen. Wild und fett wucherte überall an den lebendigen Laurestinus- und Myrtenhecken die strauchartige indianische Feige. Wäldchen blühender Rosen bildeten natürliche Gänge, und darunter glitzerten im blauen Schatten der Dämmerung zerstreute Goldfunken der Leuchtwürmer. Inzwischen schwamm die Campagna, die man von diesem Punkt aus überschaut, in einem Feuermeer, da und dort von Rauchwolken durchwirbelt. Dann fielen blauschwarze Schatten auf die Gebirge, aus denen die Städte Frascati, Albano, Castel Gandolfo noch lange weiß durch die Nebel der Campagna hindurchflimmerten. Nun begannen die Glocken das Ave Maria fern und nah in der ewigen Stadt zu läuten. Das dauerte bis die Nacht ihre tausend juwelenblitzenden Augen geöffnet. Mit dem Heranschreiten der finstern Schatten verstummte allmählig das Chor der Glocken, und zwar zuerst die tieferen Bässe, dann die weicheren Tenore, endlich spielten nur noch einzelne Silberstimmen des Discant über das Chaos der Häuser hin, wo sich Lichter entzündeten. Auch das Forum lag in Nacht getaucht, und beim Funkeln der Gestirne erkannte ich nur noch deutlich die gesprengten Wölbungen der Constantinischen Friedens-Basilika, die epheuumrankten Säulen des Vespasianstempels und die schlanke Säulengruppe vom Saturnustempel. Vereinsamt und düster stand dort die Säule des Kaisers Phokas, und den Hintergrund schloß das hohe finstere Gemäuer des Kolosseums, aus dem sich jetzt dumpfe Gesangestöne hören ließen. Bald nachher bewegte sich gegen das Forum zu mit brennenden Kerzen ein Zug von Litanei singenden Mönchen, die (wie das alle Freitag geschieht) im Innern des Kolosseums eine Messe abgehalten hatten. Endlich verstummte auch dieser ernst monotone Gesang, und ich überließ mich nun ungestört meinen Gedanken. An meiner Seele ging die Reihefolge von Stürmen vorüber, welche dies Rom während seines drittehalbtausendjährigen Bestehens heimsuchten. Zuerst die Flammen der Gallier unter Brennus, wodurch das Rom der Königszeit ver-

nichtet wurde. Dann fünftehalbhundert Jahre später die an demselben Tage ausgebrochene neuntägige Neronische Feuersbrunst, der ungeheuerste Brand, den je die Welt gesehen; denn er verzehrte von einer Stadt, welche mit Einschluß der Sclaven über zwei Millionen Bewohner zählte, mehr als zwei Dritttheile, und damit fast alle Denkmäler aus der republikanischen und augusteischen Zeit. Unter den unzähligen Prachtbauten war damals fast allein das Capitol verschont geblieben. Aber schon unter Vitellius wurde es durch einen neuen Brand sammt allen seinen Heiligthümern und Schätzen vernichtet. Dann folgen die Feuersbrünste, welche unter Titus und Commodus einen großen Theil der Stadt in Asche legten. Späterhin kommen die Verwüstungen der Barbaren zur Zeit der Völkerwanderung. Aber noch nach der Plünderung der Vandalen unter Geiserich schildert Theodorich's Geheimschreiber Cassiodor die Menge der kostbaren Bildsäulen auf allen Straßen und Plätzen Rom's, die öffentlichen Bäder und Brunnen, den Circus Maximus mit seinen Obelisken, und vor allem das Capitol und das Forum Trajans als Wunderwerke, welche alle menschliche Einbildung übersteigen. Noch um die Mitte des siebenten Jahrhunderts stand der kaiserliche Palast auf dem Palatin als Residenz des Exarchen, und noch Kaiser Karl der Große konnte von einem „goldenen Rom" sprechen. Nachdem jedoch die Päpste völlig unabhängig geworden waren und ihre Kirchenbaulust durch wachsende Geldmittel unterstützt wurde, begann ein förmlicher Vernichtungskampf gegen die Bauwerke des Heidenthums. Ueberschwemmungen, Blitze und Erdbeben halfen mit an der Arbeit der Zerstörung. Jede neue Kirche brachte immer den Untergang eines oder mehrerer alten Gebäude zu Wege. Die Trajans- und Antoniussäule wurden zu Glockenthürmen verwendet, und in den vom Ende des neunten Jahrhunderts beginnenden Fehden des mächtigen Adels unter sich und mit der Geistlichkeit wurden die noch übrigen antiken Tempel, Theater, Triumphbogen und Amphitheater zu festen Burgen umgeschaffen oder behufs der Anlegung solcher abgetragen. Da kommt durch Robert Guiscard's Normannen die furchtbarste Zerstörung, die Rom erlebte (1084). Fast zwei Dritttheile der Stadt gingen unter, und der südliche auf dem

Cälius und Aventin ist seitdem nie wieder bewohnt worden. Späterhin ließ der Senator Brancaleone (1257) um die Macht der Barone zu brechen, alle von diesen eingenommenen Bäder, Tempel, Theater und andere Gebäude, hundert und funfzig an der Zahl, schleifen. Was davon übrig geblieben, stürzte in furchtbaren Erdbeben zusammen, die nach der Pest vom Jahr 1318 ganz Italien heimsuchten. Zur Zeit des päpstlichen Schisma (1308—1377) glich die Stadt einer Wüste. Damals war es, wo die in Elend versunkenen Römer Kunstwerke aller Art in's Ausland verkauften, das Grabmal des Hadrian bis auf seine jetzigen Ueberbleibsel zertrümmerten und einen Theil des Kolosseums zu Kalk verbrannten. Damals bedeckten sich Forum und Capitol mit Gemüsegärten und Weinpflanzungen, während an den unangebauten Strecken Schweine- und Büffelheerden hauf'ten. Nach der Rückkehr der Päpste erstand die Stadt in dem alten Marsfeld auf's neue, und namentlich seit Anfang des sechszehnten Jahrhunderts veranlaßte die Anverwandten-Begünstigung der Päpste den Bau jener zahlreichen Paläste des jetzigen Roms, wozu man als Materialien die bis dahin noch verschonten entlegeneren Grabmäler, Tempel, Villen und Bäder benutzte. Je mehr man im Laufe der Zeit die oberen Stadttheile wieder anbaute und große Straßen durch Weinberge und Ruinen hindurchführte, desto mehr Alterthümer verschwanden. Erst unter Napoleons Herrschaft wurde für Erhaltung der antiken Baureste kräftige Sorge getragen, und diese Sorge ist seitdem, wenn auch in geringerem Grade, fortgesetzt worden.

---

Das Ziel des nächsten Tages war die Peterskirche (S. Pietro in Vaticano). Ich ging über die Brücke vor der Engelsburg. Diese mit ihrem im Sonnenschein blinkenden metallenen Engel und den wunderlichen Festungswerken, ein ungeheurer, mehr in die Breite als in die Höhe gehender Thurm, das Grabmal Hadrians (Moles Hadriana), wie ich es oft abgebildet gesehen hatte, stand in Wirklichkeit vor mir. — Nun geht's die Straße hinauf, der Petersplatz öffnet sich, der Obelisk ragt auf, die beiden ihm zur Seite stehenden Fontainen gießen

ihr flüssiges Silber aus, und dahinter zeigt sich die Peterskirche selbst. Trotz der riesigen Verhältnisse imponirt das Gebäude in Folge seines Baustils dem auf den Platz Tretenden nicht in dem Maße, als man erwarten sollte. Erst der Anblick des Innern und vor Allem der Hinaufblick zur Kuppel überwältigt durch Pracht und majestätische Größe, welche Alles, was ich von ähnlichen Bauwerken gesehen, eben so übertrifft, wie andere Städte von der Kunstwelt Rom's übertroffen werden. Welche Bogenstellungen, welche Pfeiler, welche Vergoldungen, Mosaiken, Bildwerke und in welchen außerordentlichen Maßen! — Es ist unmöglich, sich beim ersten Besuch genaue Rechenschaft zu geben von Allem, was sich dem Auge aufdrängt. Sinn und Geist ermüden zuletzt, und man sehnt sich wieder nach freier Luft und blauem Himmel.

Die Peterskirche steht an der Stelle, wo einst der Circus und die Gärten des Nero lagen. Neben dem Circus ließ der grausame Wütherich die Leichname der vielen hingemordeten christlichen Märtyrer in der Grotte der Gladiatoren begraben. Dahin wurden auch die Reste des Apostels Petrus gebracht. Papst Anaklet ließ auf dem Grabe desselben ein Bethaus errichten, und statt desselben erbaute Constantin der Große eine Basilika mit fünf Schiffen. Sie wurde nach und nach von mehreren kleineren Kirchen und Klöstern umgeben. Die Bedeutung der Basilika, wo die Gebeine jenes Apostels ruhen, den die katholische Lehre als den Stifter des päpstlichen Stuhles betrachtet, stieg im Mittelalter mit dem wachsenden Ansehen des Papstes. In derselben wurden die Kaiser und die Päpste gekrönt; von dort aus wurden die Bannflüche und die Lossprechungen verkündet. Am Altar des heiligen Petrus legten die Bischöfe und die Statthalter der Provinzen des Kirchenstaates ihren Eid ab. In der Vorhalle dieser Kirche empfingen die Päpste den Tribut ihrer Völker. Ganz natürlich war demnach der Plan Nicolaus V., mit der Erweiterung des vaticanischen Palastes auch zugleich die Einsturz drohende alte Peterskirche in möglichst großer und prächtiger Gestalt zu erneuern. Im Jahr 1506 wurde der Grundstein dazu gelegt, und nach mehrmaliger Veränderung des ursprünglichen Planes das Ganze

im Jahr 1775 unter Pius VI. vollendet. Der Bau dauerte alſo zwei hundert und ſiebenzig Jahre, und die Koſten deſſelben werden auf mehr als ſiebenzig Millionen Thaler angeſchlagen. In dem Geiſte Michel Angelo's*) entſprang die Idee der ungeheuren Kuppel; auch ſollte nach ſeinem Plane die Kirche mit ihrer von Säulen getragenen Vorhalle die Geſtalt eines griechiſchen Kreuzes erhalten. Später wurde das Gebäude jedoch nach Angabe des Baumeiſters Maderno um 225 Palm nach Oſten hin verlängert, ſo daß dadurch die Form eines lateiniſchen Kreuzes zum Vorſchein kam. In Folge dieſer Verlängerung tritt nun die große Kuppel ſo weit zurück, daß ſie in der Vorderanſicht nur aus bedeutender Entfernung ſichtbar wird. Ueberhaupt hat man mit Recht bemerkt, die Peterskirche habe die Aufgabe der Baukunſt umgekehrt gelöſ't, inſofern hier alles Koloſſale ſich dem Auge kleiner und in gewöhnlichen Maßen darſtellt, während der antike Tempel und die gothiſche Kirche mit geringeren Mitteln und Maßen den Schein des Koloſſalen und Unendlichen erzeugt. Auch iſt zu bedauern, daß des Apoſtels Grab der Tradition zufolge in einer Niederung liegt; denn St. Peter ohne die Vorhalle auf einer Anhöhe müßte wahrlich ein Anblick ohne Gleichen ſein.

Der Eintritt in das Innere verſöhnt mit Allem, was von außen her ſtörend erſcheint. Es liegt ein heller warmer Ton über dem Ganzen und erfüllt uns mit einem äußerſt wohlthuenden Gefühl der in ſich abgeſchloſſenen Ruhe und wandelloſen Feſtigkeit. Alles iſt Stein, Marmor oder Metall. Selbſt die Bilder und Gemälde ſind von Stein, die Wände und der Fußboden vielfarbiger hellgeſchliffener Marmor, die Deckengewölbe Gold und Moſaik. In dieſer überall ſich durchziehenden, gleichmäßig verbreiteten einfachen Pracht liegt der Schlüſſel zu der wunderbaren Harmonie, worin all' der bunte Reichthum zu-

*) Michel Angelo Buonarotti, geb. 1474 zu Caprera aus gräflichem Geſchlecht, bildete ſich in Florenz zu einem der ausgezeichnetſten Maler, Bildhauer und Baumeiſter aus. Am meiſten bewundert ſind ſeine Frescogemälde in der ſixtiniſchen Kapelle des Vatican. Auch als Dichter glänzte er. Er ſtarb 1564 zu Rom, und ſein Leichnam liegt unter einem prachtigen Denkmal in der Kirche S. Croce zu Florenz.

sammenfließt. Es kommt Einem vor, als sei das Ganze nicht aus unzähligen Einzelheiten künstlich zusammengefügt, sondern als sei es wie eine ungeheure Riesenblume mit tausend funkelnden Edelsteinblüthen aus der Erde gewachsen. Diesen Eindruck bestärkt denn auch die Wirkung der weit ausgedehnten räumlichen Größe, welche alle verschiedenartigen Töne dämpft und alsbald in den Hintergrund schiebt. Hier wird Messe gelesen und geistliche Musik aufgeführt, dort werden Gerüste aufgeschlagen, wird gezimmert und gehämmert, genagelt und gepocht; dazwischen wandeln Schaaren von Neugierigen und Fremden, mit frommen Pilgern und einheimischen Betern gemischt. Aber keine Thätigkeit stört die andere, und der einzelne, in stille Betrachtung versunkene Wanderer findet sich inmitten all' dieser bunt wogenden Umgebung doch in weltabgeschlossener Einsamkeit, ganz so, wie der am Meeresgestade Stehende über der Großartigkeit des ganzen Anblicks das Rauschen der einzelnen nach einander an den Strand rollenden Wogen vergißt.

Die Kirche ist so groß, daß sie den größten der Plätze Roms ausfüllen würde und daß man in ihren Umfang selbst das Kolosseum hineinstellen könnte. Ihre Länge beträgt 790 Fuß (947 Palm), die Breite im Kreuz 560 Fuß (671 Palm), im Mittelschiff 114 Fuß. Die Vorhalle ist etwa 420 Fuß (504 Palm) breit und 168 Fuß (202 Palm) hoch. Ueber derselben erhebt sich die Gallerie mit dem Altan, von welchem herab der Papst am grünen Donnerstag und am Tage des Osterfestes den Segen ertheilt; dort geht auch der Act seiner Krönung vor sich. Zu der Vorhalle führen fünf Eingänge. Ueber dem mittleren Eingang bemerkt man ein Mosaik-Gemälde von Giotto, bekannt unter dem Namen des Schiffleins (Navicella) und den heiligen Petrus darstellend, wie er auf empörten Meereswogen nach dem Erlöser hinwandelt, während die Winde das Schiff mit den übrigen Aposteln heftig bewegen. Letzteres bedeutet hier die Kirche, die sich bei allen Erschütterungen durch göttlichen Beistand aufrecht erhält. Die Kirche selbst hat ebenfalls fünf Eingänge, deren kleinster die heilige Thür ist, welche nur in den Jubeljahren offen steht und in der Zwischenzeit durch eine Mauer, auf der sich ein metallenes Kreuz befindet,

verſchloſſen bleibt. Unweit vom Haupteingang zeigt man im Fußboden des Innern eine große kreisrunde Porphyrplatte eingemauert. Dieſe Platte bezeichnete in der alten Peterskirche die Stelle, wo über den knieenden römiſchen Kaiſern bei ihrer Krönung von einem Cardinalbiſchof ein Gebet geſprochen wurde. Später empfingen da die Päpſte den Lehnstribut für das Königreich Neapel. — Auf der rechten Seite des Mittelſchiffes ſieht man am letzten Pfeiler die bronzene alt-byzantiniſche Bildſäule des heiligen Petrus, welcher, auf weißem Marmorſeſſel ſitzend, die Rechte zum Segen erhebt und in der Linken die Schlüſſel, die Zeichen ſeiner Macht und Würde, hält. Der rechte etwas hervorſtechende Fuß iſt im Laufe der Jahrhunderte durch Millionen andächtiger Küſſe faſt ganz abgenutzt worden. — Vor der ſogenannten Confeſſion (Beichte) befindet ſich ein vertiefter Platz, zu welchem eine doppelte Treppe hinabführt. Hier ruhen unter einer Niſche die Gebeine des heiligen Petrus. An jeder Seite ſtehen zwei Säulen von Quitten-Alabaſter und daneben die aus vergoldetem Metall gefertigten Standbilder der Apoſtel Petrus und Paulus. An den Wänden ſieht man den Heiland mit denſelben Apoſteln in Moſaik von koſtbaren Steinen. Der Niſche gegenüber ſteht in betender Stellung die Bildſäule Pius VI. von Canova. Oben iſt der Platz mit einem Geländer von buntem Marmor umgeben, um welches eine Menge Frauen und Männer zu knieen pflegen. Neun und achtzig Lampen brennen beſtändig aus vergoldeten Blumenkelchen um das Grab Petri. Ueber demſelben erhebt ſich der Hauptaltar mit einem großen Tabernakel von vergoldeter Bronze. Das baldachinartige Dach ruht auf vier gewundenen Säulen, und ſeine Höhe beträgt bis zu dem oben darauf ſtehenden Kreuz 108 Fuß (129 Palm). Außer dieſem Hauptaltar zählt man noch neun und zwanzig andere Altäre, und die Zahl der Säulen, welche die Altäre und die Kapellen ſchmücken, beläuft ſich auf hundert und acht und vierzig. Vier derſelben aus marmorartigem Gipſe antico, in den beiden Tribunen des Querſchiffes, ſind durch Größe und Schönheit hervorſtrahlend. Eine weißmarmorne Säule in einer der Kapellen (Capella della Colonna Santa) ſtammt aus dem Tempel von Jeruſalem und ſoll derjenige ſein, an welche

sich der Heiland während seiner Predigten zu lehnen pflegte. In einer andern Kapelle (Capella della Pieta) bewundert man die vortreffliche Marmorgruppe der Gottesmutter mit dem todten Heiland von Michel Angelo. — In der Sacristei ist merkwürdig das Diakonengewand oder die Dalmatica, womit vormals die Kaiser bei ihrer Ernennung zu Domherren der Peterskirche bekleidet wurden. Es besteht aus blauem Seidenzeug mit eben solchem rothen Futter und ist durch Stickereien von Gold und Silber reich mit Bildern heiliger Gegenstände geschmückt: ein vorzügliches Werk byzantinischer Kunstweberei. Im oberen Stockwerke der Sacristei befindet sich das Archiv der Kirche. Vor dem Eingang ist die Kette des Hafens von Smyrna, so wie Schloß und Riegel des Stadtthors von Tunis, ein Geschenk Karl's V., aufgehängt. Zu den Handschriften des Archivs gehört unter andern ein berühmter Pergament-Codex der Philippica des Cicero und eine Handschrift vom Leben des heiligen Georg mit köstlichen Miniaturbildern des Malers Giotto, welche Begebenheiten dieses Heiligen und des Papstes Cölestin V. darstellen. — Unter den vielen Grabmälern der Päpste verdient Erwähnung das Grabmal Paul's III. († 1549), der, von Bronze gearbeitet, auf dem Sarkophage sitzt. Unter demselben sind zwei weibliche Marmorstatuen. Die eine, eine jugendliche Gestalt mit den altrömischen Ruthenbündeln, bezeichnet die Gerechtigkeit, die andere, eine betagte Frau mit einem Spiegel in der Hand, die Klugheit. Letztere war ursprünglich nackt, wurde aber später, zu ihrem Nachtheil mit einem bronzenen Gewande verhüllt. Die meisten Grabmäler von Päpsten, Cardinälen und Bischöfen enthält eine unterirdische Kirche, deren Fußboden der alten Peterskirche angehört, eilf Fuß tief unter der jetzigen gelegen. Sie führt den Namen „die heiligen Grotten des Vatican's" (le sacre grotte Vaticane) in Folge der grundlosen Meinung, daß sie vormals ein Theil des altchristlichen Gottesackers gewesen. Mehr jedoch als alle einzelnen Merkwürdigkeiten fesselt den Fremdling der Anblick der unvergleichlichen Kuppel mit ihren kostbaren Mosaikgemälden. An ihrem unteren Rande stehen riesengroß die vier Evangelisten und an die vier thurmartigen Pfeiler, auf denen die Last der Kuppel ruht, lehnen sich die

kolossalen Marmorstatuen der Veronica und Helena, des heiligen Longinus und Andreas, weil über denselben die vier kostbarsten Reliquien dieses christlichen Tempels aufbewahrt werden, nämlich: das Schweißtuch der Veronica, ein Stück vom Kreuze Christi, welches die heilige Helena entdeckt, die Lanze des Longinus und der Kopf des Andreas. Die Betrachtung dieser Reliquien ist nur den Domherren der Peterskirche gestattet, und wer dazu Verlangen hat, muß zuvor vom Papst zum Titular-Domherrn ernannt werden, eine Vergünstigung, die nur gottesfürchtigen Personen von hohem Range zu Theil wird. — Mannigfach findet man hier das Grandioseste neben dem Kleinlichsten, das Tiefste neben dem Oberflächlichsten, das überladen Verschnörkelte neben dem Einfachsten. Doch eben dies gehört zum Charakter des ganzen Bauwerkes. Denn sieht man diese Gräber der ersten Apostel des Christenthums, so wie alle diese Marmor-Sarkophage und Statuen der „Statthalter Gottes," betritt man jene Porphyrplatte, auf der die deutschen Kaiser, die Beherrscher des einst mächtigsten Volkes der Erde, knieend die Krone empfingen; überschaut man die Denkmäler und Ruhestätten von Königen und vertriebenen Königsgeschlechtern, und die Menge der Beichtstühle, die es hier für alle Sprachen der Welt giebt, oder tritt man hinaus in's Freie, wo man in der Ferne die riesige Peterskuppel hoch über der wimmelnden Welt der tausend Häuser und Paläste emporragen sieht: so fühlt man sich gedrungen, zu bekennen, daß in diesem Tempelbau ein ungeheurer Gedanke von unendlich reichem Inhalt verkörpert wurde und daß diese Kirche, die Beherrscherin Roms, zugleich auf's würdigste seine weltbeherrschende Hierarchie darstellt.

Dem weitumfassenden Umfange der Kirche entspricht der Petersplatz, über dessen Großartigkeit und Schönheit es nur eine Stimme giebt. Er zerfällt in zwei Theile, von denen der vordere die Form eines Ovals, der hintere die eines Viereckes hat. Der vordere ist an der Stelle der größten Ausdehnung 895 Fuß (1074 Palm), der hintere 420 Fuß (504 Palm) breit. Den vorderen Platz schließen auf beiden Seiten Säulengänge ein, deren vier Reihen aus 284 Säulen und 88 Pfeilern gebildet sind. Auf der um das Dach der Säulengänge und

Gallerien herumlaufenden Brüstung stehen 162 Statuen von Heiligen und Ordensstiftern. Der auf der Mitte des Platzes sich erhebende berühmte Obelisk des Sonnentempels zu Heliopolis, zu dessen Seiten zwei große Fontainen springen, ist 94 F. (113 Palm) hoch, mit Inbegriff des Postamentes (der Schaft ruht auf metallenen Löwen) und des Kreuzes 150 F. (180 Palm). Der römische Kaiser Caligula ließ diesen Obelisken im Jahr 39 n. Chr. von Heliopolis nach Rom bringen und im Vaticanischen Circus aufrichten, wo er unter allen Obelisken des alten Roms allein dem Umsturz entging. Unter Papst Sixtus V. wurde der Koloß mittelst Rollen an die gegenwärtige Stelle gebracht, was eine Zeit von vier Monaten erforderte. Die Aufrichtung durch 44 Winden, zu deren Bewegung 800 Menschen und 150 Pferde nöthig waren, erfolgte am 10. September 1586 unter dem Donner der Kanonen und dem Läuten aller Glocken. Die Inschrift auf der nach der Kirche zugewandten Seite lautet:

Christus vincit, Christus regnat, Christus imperat,
Christus ab omni malo plebem suam defendat! —
(Christus siegt, Christus regiert, Christus befiehlt;
Christus möge sein Volk vor jeglichem Uebel bewahren! —)

Auf der anderen, nach der Stadt zugewandten Seite:

Ecce Crux Domini! Fugite partes adversae!
Vicit Leo de tribu Juda!
(Hier ist das Kreuz des Herrn! Fliehet, ihr Widersacher!
Es triumphiret der Löwe vom Stamme Juda!)

Von der Peterskirche, der größten Schöpfung der neueren Baukunst, wanderte ich zu dem Pantheon, dem am besten erhaltenen herrlichsten Tempel des Alterthums. Auf allen Hügeln Roms sieht man die majestätische Kuppel dieses schön vollendeten Baues, den man jetzt als Kirche S. Maria Rotonda gewöhnlich la Rotonda nennt. Ursprünglich war dies merkwürdige Rundgebäude von seinem Erbauer, dem M. Agrippa, nicht zu einem Tempel bestimmt, sondern gehörte mit zu den Bädern desselben. Später weihete man es dem Jupiter Ultor und endlich allen Göttern. Die unvergleichliche Rotunde mit ihrem Porticus, der von sechszehn kolossalen Granit-Säulen korin-

thischer Ordnung getragen wird, müßte den tiefsten Eindruck auf den Beschauer machen, wäre nicht die Harmonie der ganzen Anlage durch die geschmacklosen Zuthaten des neueren Baumeisters Bernini für immer zerstört worden. Dieser hatte nämlich den unglücklichen Gedanken, zu beiden Seiten des Porticus oder vielmehr auf demselben zwei Glockenthürme aufzuführen. Dadurch wird der obere Giebel mehr als zur Hälfte verdeckt und von der Eingangsseite her auch die Wölbung der Kuppel. Man nennt jene daher mit Recht die Eselsohren des Bernini. Die ehernen Bildsäulen, welche einst den Giebel der Vorhalle schmückten, sind jetzt verschwunden, desgleichen die bronzenen Thüren, statt deren man sich mit eisernen Gittern behilft. Acht Nischen im Innern des Tempels waren zur Aufstellung von Götterstatuen bestimmt. Nur zehn derselben haben noch ihre ursprüngliche Form und ihre kunstreich cannelirten (mit rinnenartigen Streifen versehenen) gelblichen Säulen; die übrigen sind später restaurirt und theils mit Porphyr-, theils mit Granit-Säulen ausgestattet. Unter dem griechischen Kaiser Phokas wurde das Pantheon in eine christliche Kirche umgewandelt. Papst Bonifacius IV. ließ zu dem Ende 28 Fuder voll seltener Reliquien, alle von Märtyrern herstammend, in den Boden vergraben und darauf das Hochaltar erbauen. Einer solchen Weihe mußten natürlich alle heidnischen Statuen weichen, als die von Cäsar in der Mitte der Rotunde und die von Agrippa in der Vorhalle. Außer den erwähnten vier Nischen ist nur die Wölbung der Rotunde unangetastet gelassen worden. Sie besteht aus fünf Reihen herrlicher Casetten (Zellen) und endigt in einer großen, runden Oeffnung von 27 Fuß im Durchmesser. Diese Oeffnung ist nicht durch Glas verdeckt, sondern läßt das reine Blau des unbewölkten Himmels durchblicken. Wenn zur Zeit des Vollmondes die leuchtende Kugel grade in die Kuppelöffnung hineinscheint, so soll dieser Anblick, verbunden mit der Beleuchtung des Innern, voll wunderbaren Zaubers sein. — Im Pantheon ruhen die Gebeine von zwei der größten Maler Italiens, nämlich von Rafael († 1520, 36 Jahr alt) und Annibale Caracci († 1609, 48 Jahr alt). Einfache, in die Mauer eingefugte Marmorsteine erinnern an diese unsterblichen Genien.

Der Gedanke, den noch übrigen Theil des Tages dem Besuche namhafter Todten zu widmen, leitete mich zur Pyramide des Cajus Cestius an der Porta San Paola (S. Paul). Hier ist der Ort, wo in Rom gestorbene Engländer, Protestanten und Bekenner der griechischen Kirche eine Ruhestätte finden. Der lange Weg vom Pantheon dahin geht in südwestlicher Richtung durch ein labyrinthisches Gewirr schmaler, unsauberer Gassen. Nachdem ich mich da hindurchgearbeitet, kam ich an den schwarzen Ueberresten des Marcellustheaters heraus. Diese umfangreichen, halbmondförmigen Ruinen sind bis zu einer Höhe von zwei Stockwerken noch leidlich erhalten, aber leider vom modernen Zeitgeist verunstaltet. Alles, was irgend an diesem antiken Gemäuer dauerhaft befunden wurde, hat man ausgebaut und zu Wohnungen eingerichtet. Eine ganze Colonie von Schreinern, Schustern, Schmieden, Schlossern, Korbflechtern und anderen Handwerkern hat nach Weise der Schwalben ihre Nester unter dem Bogen des ehemaligen Theaters angebracht und treibt nun in dieser poetischen Atmosphäre ihre prosaischen Geschäfte.

Bei Betrachtung dieser Reliquien des Alterthums fiel mir ein, daß Göthe während seines Aufenthaltes in Rom häufig eine in der Nachbarschaft des Marcellustheaters liegende Weinschenke besucht habe, die seitdem bei den Deutschen sehr in Aufnahme gekommen sei und von dem Dichterfürsten ihren Namen führe. Auf meine Nachfrage war einer der tausend zerlumpten Straßen-Ciceroni, die man überall antrifft, schnell bei der Hand und führte mich zu einer Kneipe, von welcher er behauptete, es sei dies die sehr berühmte »osteria di Göthe« — »del poeta tedesco« (des deutschen Dichters) setzte er hinzu, um zu zeigen, daß er Bildung besitze. Ich hatte mir die ersehnte Göthekneipe mit sehr angenehmen Farben vorgemalt, fand mich aber arg enttäuscht. Es war ein Loch, und zwar kein gewöhnliches. Meiner Begeisterung für die Weinschenke, wo unser poetischer Altvater geweilt, getrunken, gedichtet und geliebt hat oder doch haben soll, fielen auf der Stelle die Flügel aus und ich verspürte durchaus keine Lust, in diesen Räumen, auf solchen Bänken zu rasten und den Manen des Abgeschiedenen aus den mir vorgezeigten Krystallschalen ein Trankopfer darzubringen. Ich ließ also einen halben

Paul auf dem Tisch und stolperte wieder hinaus in's Freie, um frische Luft zu schöpfen. Mein halbbehos'ter Cicerone, ein etwa zwölfjähriger, listig aussehender Bengel, fragte mich sehr naiv, ob das nicht ein rechter Dichterwinkel sei. Ich bejahte es und wollte ihn verabschieden; allein damit war dem Buben nicht gedient, er pries mir vielmehr das nahe liegende Ghetto (Judenquartier) an, wo es außerordentlich schöne Judenmädchen gäbe. Daran hatte ich freilich noch gar nicht gedacht und rief dem verdienstlustigen Knaben ein „Vorwärts!" zu.

Ein alterthümlicher Thorweg bildet den Eingang zu dem vom übrigen christlichen Rom durch eine hohe Mauer abgesonderten Judenquartier. Obwohl hier wie anderwärts die italienische Zunge klingt, obwohl Häuser, Umgebung, Luft ganz sind, wie in anderen italienischen Städten, so läßt sich doch nicht verkennen, daß andere Menschen, ein anderes Volk mit andern Grundsätzen hier hausen. Die Juden Roms, namentlich die älteren Männer und am meisten die meisten jungen Frauen und Mädchen, haben ihr morgenländisches Gepräge eben so treu sich bewahrt, wie die Juden in Krakau und Lemberg. Auch ihr Betragen gleicht auf ein Haar dem in Deutschland bekannten. Was im christlichen Rom nie vorkommen wird, daß irgend ein Handeltreibender den Vorübergehenden anruft, in sein Gewölbe zu treten und zu kaufen, das kann man hier in wenigen Minuten unzählige Mal erleben. Alles fragt freundlich und äußerst zuvorkommend, was man befehle. „Was befiehlt der Herr?" (Che commanda, Signor?) flötet die süßeste Mädchenstimme vor der Thür des Hauses, an der sie arbeitend steht, und schlägt dabei ein Paar der schönsten Augen auf, in deren verschleierten Tiefen unter heiterem Lächeln ewige Trauer wohnt. „Was steht zu Euren Diensten, Excellenz?" (Che è a vostro servizio, Eccellenza?) fragt kreischend und minder freundlich eine grämliche Alte, die auf der Thürschwelle sitzend, abgetragene Schuhe flickt. Wohin man blickt, überall regen sich tausend Hände, bereit, unermüdlich zu schaffen, zu verdienen, um die ihnen auferlegte schwere Steuer pünktlich erlegen zu können. Während in Rom ein Drittheil der Bevölkerung vor Faulheit nicht weiß, was sie beginnen soll, während Tausende lieber in Lumpen und

Schmutz einhergehen, oder sich im Umkehren der Taschen Fremder üben, müht das kleine Häuflein verachteter Juden sich Tag und Nacht ab, schafft Jung und Alt, geht jedes Kind in ganzer Jacke und sieht man keinen einzigen Bettler unter ihnen! — An der Seite meines beweglichen Cicerone, der hier sehr zu Hause zu sein schien und nicht unterließ, mir die schönsten Mädchen zu zeigen, deren es, wie in Rom überhaupt, auch in dem Ghetto auffallend viele giebt, durchwanderte ich die wenigen Gassen. Es summt und rumort darin, wie in einem Bienenkorbe, was den Glauben, es seien in diesem engen Raume große Schätze aufgehäuft, wohl rechtfertigen kann.

Nachdem ich mit Müh und Noth meinen wamslosen Begleiter los geworden, der eine wahrhaft klettenartige Anhänglichkeit an mich bezeigte, wanderte ich allein weiter. Am Ufer der Tiber entlang führt unter den Felsen- und Mauervorsprüngen zerstörter antiker Gebäude ein angenehmer Weg bis zum Eingang nach den Wiesen des römischen Volkes (Prati del popolo Romano). Man kommt hart vorbei an den grauen verwitterten Pfeilern des alten Ponte Sublizio, die aus den gelben Tiberfluthen hervorragen. Hier war die Brücke, welche einst Horatius Cocles so heldenmüthig vertheidigte. Hier am linken Ufer war einst der Landungsplatz römischer Schiffe, welcher von der unendlichen Menge der ausgeladenen Marmorblöcke noch jetzt Marmorata heißt. Auf dem jenseitigen Ufer des ziemlich breiten Flusses ist die Stelle, wo Clölia mit ihren Gefährtinnen über die Tiber schwamm. Dort lagen die Wiesen des Mucius, welche Mucius Scävola zur Belohnung seines Muthes erhielt. Jetzt sieht man da die umfangreichen Gebäude des Hospizes von San Michele, dem Aufenthaltsort einer Menge leichter Verbrecher, Betrüger und Schuldner. Es stößt unmittelbar an die Stadtmauer, die hier durch das Hafenthor einen Ausgang hat. Links zwischen den Erhebungen des Aventin, vorüber am sogenannten Scherbenberg (M. Testaccio), und rechts zwischen breiten Ackerflächen läuft die Straße noch etwa zehn Minuten fort, ehe sie das festungsartige Thor von Sanct Paul erreicht, neben welchem noch innerhalb der Stadtmauer die kleine Pyramide des Cestius sich erhebt. Ihre weißen Marmorplatten, womit man das

Backsteingemäuer belegt hat, sind grau, hie und da ganz schwarz geworden, doch ist sie vielfach vom Fuße bis zur Spitze mit Flechten und zarten, frischgrünen Schlingpflanzen überzogen. Hier nun am Fuß der Pyramide, im Angesicht aller Trümmer auf Aventin und Palatin und der stolz jenseit der Tiber sich thürmenden Kuppelpracht des heutigen Roms schlummern unsere deutschen und englischen Glaubensbrüder. Ein Custode öffnet die Pforte der beiden Kirchhöfe, denn schon zwei Saatfelder hat sich der Tod hier angelegt. Sie gleichen den schönsten, wohlgepflegtesten Gärten. Dunkle Cypressen, schlanker Lorbeer, phantastische Cactusstauden, freundliche Myrte, bescheidener Buchsbaum und üppiger Kirschlorbeer bilden um und zwischen den Gräbern die anmuthigsten Boskets, und immerblühende Rosenhecken fassen die schmalen Sandgänge und die Kirchhofsmauer lieblich ein. Obwohl der Gottesacker der Protestanten sehr eben liegt, so zählt er doch mit unter die schönsten Punkte in Roms nächster Umgebung. Man hätte kaum ein heimlicheres Plätzchen finden können, als diese stille Ebene im tausendjährigen Gottesfrieden der grauen Pyramide, dieses Sinnbildes ältester Priesterweisheit. Ich fand manchen Namen, dessen Klang schon früher mein Ohr berührt hatte. Ein schmuckloser Stein bezeichnet die Stätte, wo Göthe's einziger Sohn einsam den ewigen Schlaf schläft. Dann entdeckte ich das Grab des englischen Denkers und Dichters Shelley († 1822). Gleich daneben liegt der Grabstein seines Freundes Hunt, der mit ihm zugleich auf den empörten Wogen des Meerbusens von Spezzia ertrank. Nur Shelley's Herz liegt hier begraben. Vor einigen Wochen hatte mir ein alter Schiffer in Livorno die Stelle gezeigt, wo Lord Byron dem todten Freunde den Scheiterhaufen schichten und seine Asche in die schäumende Brandung streuen ließ. Noch andere Namen fand ich, deutsche, englische und russische; nur das Grab des Dichters Waiblinger († 1830) konnte ich nicht entdecken. Auch der Custode kannte es nicht.

Die Mittagsstunde war längst vorüber, als ich, mit Erinnerungsblättern reichlich versehen, den stillen Gottesacker verließ. Einmal in der Nähe des Thores, schlug ich den Weg nach Ostia ein. Eine an der Straße von hohen Rosenbäumen überaus

malerisch eingerahmte Osteria con cucina (Weinschenke mit Küche, wo man auch zu essen bekommt), wie es deren an allen Landstraßen giebt, gefiel mir durch Lage und Aussicht. Ich trat ein, ließ mir Wein geben und bestellte etwas zu essen. Der Wein war vortrefflich, weit besser, als man ihn gewöhnlich in den städtischen Osterien erhält; nur durfte man nicht übertriebene Anforderungen an reinen Tisch und sauberes Geschirr machen. Unter blühenden Rosenzweigen sitzend, die ein sanfter, warmer Wind bewegte, vor mir im blaugoldenen Aetherduft die Stadt, zur Linken den Baumwald eines Gerüstes zum Wiederaufbau der vorlängst durch Blitz zerstörten Basilika des heiligen Paulus, verweilte ich, bis die Schatten länger wurden und fetter Nebelduft, welcher die Malaria bildet, in schweren blaugrauen Streifen über dem Tiberthale aufbrodelte.

Näher kommendes Kettengeklirr erregte meine Aufmerksamkeit. Es war ein langer Zug Galeerensclaven, die bei dem erwähnten Kirchenbau zu Handlangern verwendet wurden und jetzt, von einigen päpstlichen Dragonern escortirt, nach der Stadt zurückzogen. Sie waren sehr munter, lachten und plauderten viel und zündeten sich, unbehindert von den Dragonern, ihre Cigarren an. Bei dieser Gelegenheit stolperte ein noch sehr jugendlich aussehender Mann über seine eigene Kette, und es entfuhr ihm ein „Kreuzdonnerwetter!" Ich redete den deutschen Landsmann an. Der arme Teufel war höchlich erfreut, seine Muttersprache zu hören. Höflichst grüßend riß er seine braun und blau gestreifte Mütze vom Kopfe und bat um eine Gabe des Mitleids. Ich schenkte dem Unglücklichen einige Paoli und fragte, was er verbrochen habe. „Verbrochen?" erwiederte er. „Du lieber Gott, ich habe Unglück gehabt. Ich trat als Freiwilliger zu dem päpstlichen Militair, weil es mir an Arbeit fehlte und ich ohne Unterstützung hätte verhungern müssen. Die harte Behandlung eines Vorgesetzten brachte mich eines Tages in Wuth; ich vergriff mich an ihm und dafür zog man mir diese Jacke an." — „Wie lange seid Ihr verurtheilt?" fragte ich weiter. — „Blos auf zehn Jahr. Vier hab' ich bereits überstanden, bleiben noch sechs Rest, die ich mit Gottes Hülfe wohl auch noch ertragen werde." — „Und was gedenkt Ihr dann zu thun?" —

„Ich bettle mich zurück nach Deutschland oder gehe unter die Jesuiten, damit ich Reisegeld bekomme.“ — Einer der Dragoner sprengte heran und warf dem Gefangenen einen strengen Blick zu, worauf dieser stumm grüßend wieder in die Reihen seiner Kettengenossen zurücktrat.

Die Nacht war bereits angebrochen, als ich in die belebten Straßen der Stadt gelangte. Hier sollte ich noch zum Schluß des Tages ein ächt römisches Nachtbild haben. Aus einer der engen und krummen Straßen hörte ich dumpfes Gemurmel, unterbrochen von monoton plärrenden gesangähnlichen Tönen. Fackeln wurden in der Ferne sichtbar, dann bleichleuchtende Flämmchen unzähliger Lichter. Man trug eine Leiche, ein junges reiches Mädchen, wie man mir sagte, zu Grabe, und wenigstens fünf bis sechs hundert Ordensbrüder aller Farben begleiteten die Verstorbene. Solche nächtliche Grabgeleite haben etwas schauerlich Gespenstisches, da Alles, was dem geistlichen Stande angehört, mit Ausnahme des fungirenden Priesters die Todtenkappe trägt. Es sind dies bei Einigen weiße, bei Anderen schwarze Kappen, die über Kopf und Gesicht gestülpt werden, unter dem Kinn in einen langen Zipfel endigen und blos für Mund und Augen runde Oeffnungen haben. Ich konnte bemerken, daß die Schwarzbekappten lange weiße Kutten, die Weißbekappten dagegen schwarze Kutten trugen. Die Weißen führten den Zug an, die Schwarzen schlossen ihn. Zwischen beiden aber drängten sich Massen von Mönchen aus allen möglichen Orden. Das lautlose Schlürfen dieser Todtenbrüder, ihr monotones dumpfes Lallen lateinischer Gebete, das scheue Zurückweichen des sich bekreuzenden Volkes, endlich der mit schwarzem Tuch behangene kastenartige niedrige Sarg, den nur vier Männer trugen: dies Alles zusammen machte eine Wirkung, daß Einem die Haare zu Berge steigen konnten. Dabei schritt die ganze Gesellschaft mit einer Hast, als fürchte Einer den Andern, oder als suche man sich des Leichnams sobald wie möglich zu entledigen.

---

Auf dem Monte Pincio, dem Künstler- und Fremdenquartier, habe ich mich angesiedelt. Die hohen langen Flügel des Quirinal,

der päpstlichen Sommer-Residenz, kann ich aus meinem stillen Zimmer übersehen. An die Rückseite meiner Wohnung grenzt ein Garten mit zahlreichen Orangenbäumen, dessen reifende Goldfrüchte mich stündlich erinnern, daß ich in dem glücklichen sonnendurchglühten Hesperien lebe. Es vergeht selten ein Tag, wo mir die Wirthin nicht einen Strauß frischgepflückter Rosen oder Narcissen auf den Tisch bringt. Bei alle dem läßt meine Wohnung noch gar Vieles zu wünschen übrig. Die Thüre meines zwei Stiegen hohen Zimmers ist alt und wurmstichig, ohne Klinke. Man schließt auf und bedient sich dann eines zweiten Schlüssels, um den Riegel von innen wegzuschieben. Das ist sehr umständlich, da es unter Anderem auch zwingt, jedem Anklopfenden von innen zu öffnen. Mein Mobiliar besteht einfach aus schilfgeflochtenen Stühlen, einer alten Commode mit Spiegel, ein paar Tischen, einem rohrbeflochtenen, mit Kissen belegten Gartensopha, einem Kleiderschrank nebst einem Nachttisch. Doch eins hätte ich fast vergessen: das hohe breite Bett, dessen behäbiger Umfang drei Personen Raum gewähren könnte. In der Hitze kann man auf diese Weise das Lager ein paarmal wechseln, ohne es zu verlassen. Ich zahle die mäßige Summe von sechs Scudi (etwa neun Thaler preußisch) monatlich. Den Preis einer Winterwohnung kann man dagegen für einen einzelnen Fremden von den mäßigsten Ansprüchen immer zwischen acht und zwölf Scudi rechnen. Dazu kommt dann noch die außerordentlich theure Feuerung für den Kamin oder Kanonenofen. So sieht man leicht, daß die Ausgabe für die Wohnung in Rom weit beträchtlicher ist, als man sich gewöhnlich vorstellt.

Früh am Morgen wecken mich helle Glockenstimmen, welche fromme Christen zur Frühmette rufen. Dann wird es lebendig auf der stillen Straße, Thüren klappen auf und zu, die eisernen Klopfer schallen weit hin durch die erwachende Stadt, und nach und nach kommt das Landvolk mit seinen wohlbepackten Eseln durch die Thore gezogen. Die Männer besonders mit ihren braunen hohen und runden Hüten, über die Schulter geschlagenen Jacken und sonneverbrannten Gesichtern nehmen sich sehr malerisch aus. Da, wo sie des Verkaufs wegen Halt gemacht

haben, bietet ſich immer mehr oder weniger Stoff zu volksthümlichen Studien dar. So hatte ich heute meine Betrachtung über einen Kerl, der mit ſeinem Eſel, wie mit einem wandelnden Fruchtſchiff und Kräutergewölbe, die Straße heraufzog, von Zeit zu Zeit in gedehnten ſchreienden Mißlauten die grüne Waare ausbietend. Es dauerte nicht lange, ſo trat eine junge Frau aus ihrem Hauſe heraus und zum Verkäufer. Der Eſel wurde nun ſeitwärts geführt, die Waare betrachtet, und endlich gefielen der Frau die grünen Bohnen. Alsbald hatte der Mann ſeine Schnellwaage zur Hand, auf die breite Waagſchale wurde ein bedeutender Haufen Bohnen gelegt, bis das hin und her geſchobene Gewicht das richtige Quantum angab, und nun wurde das Ganze in die aufgehaltene Schürze geſchüttet, Münze gegeben, herausgegeben, und Alles ſchien abgemacht. Doch die Habſucht der Frau war noch nicht befriedigt. Sie konnte nicht umhin, im Fortgehen raſch mit wohlgeübtem Griff eine Hand voll Bohnen hinzuzufügen. Man hätte denken ſollen, daß der Mann irgend ein Zeichen des Verdruſſes gegeben; aber nein, er nahm vielmehr von ſeinem hoch aufgepackten Haufen noch eine Zwiebel und gab ſie der Frau in den Kauf.

Wichtige Orte für die Beobachtung des römiſchen Volkes ſind auch die Oſterien oder Weinſchenken. Es giebt deren eine große Menge, gute und ſchlechte, vornehme und geringe, mit und ohne Küche, oder ſolche, wo man zugleich Speiſen bekommen kann und ſolche, wohin man die nöthigen Lebensmittel mitbringen muß. Dieſe letzte Art iſt die beſuchteſte, weil man hier guten unvermiſchten und billigen Wein bekommt nebſt ſtarkrindigem Brot und feinem, ſcheibenartigem, wohlſchmeckendem Zwieback. Der Wein iſt hier namentlich beſſer, als in den römiſchen Trattorien, wo man Mittags und Abends nach der Karte ißt und wo Alles, auch Brot und Wein, einzeln berechnet wird, ſo daß man daſelbſt leicht ſein Mittagsbrot auf einen halben Thaler und darüber bringt, obgleich man weit ſchlechter ißt, als in einem leidlichen deutſchen Gaſthof. Doch wir haben es hier hauptſächlich mit dem Trinken zu thun. Gewöhnlich ſagt man, der Italiener ſei ſehr mäßig, er trinke wenig Wein und dieſen nie ungemiſcht. Dem muß ich widerſprechen. Der

Italiener betrinkt sich nicht, aber das Trinken in heiterer Gesellschaft liebt er sehr, und er läßt es dann nicht blos bei einem Glase bewenden. Wenn ihm der Wein nicht zu Kopf steigt, so mag dies theils durch frühe Gewohnheit, theils aber auch durch die Beschaffenheit des Weines bedingt sein. Aller Wein in Italien ist nämlich jung, wohlschmeckend und angenehm erwärmend, aber er berauscht nicht leicht, man müßte ihn denn im Unmaß genießen. Wer täglich ein bis zwei Foglietten (Schoppen) trinkt, wird sich nicht im Geringsten aufgeregt fühlen. Wer ihn mit Wasser vermischt, thut wohl; wer das nicht will, trinke wenigstens Wasser dazu. Es ganz zu beseitigen, könnte auf die Länge unangenehme Folgen haben. — Von Ave Maria (Sonnenuntergang) bis nach 10 Uhr und länger sind die beliebtesten Osterien fortwährend zahlreich besucht. Selbst Frauen und Mädchen in modisch feiner Tracht sieht man trinkend und plaudernd um die nicht gar zu sauberen Schenktische sitzen. Die Tische sind von Holz gearbeitet und mögen nur höchst selten gewaschen werden. Sie sehen fast schwarz aus und sind auch abgesäubert immer etwas klebrig. Schemel und schmale Holzbänke, wohl auch Rohrstühle bilden die Sitze; denn luxuriöses Geräth findet sich selbst in den besten Osterien nicht. In manchen darf geraucht werden, auch im Beisein von Damen; in anderen ist dies nur gestattet, so lange Frauen und Mädchen sich nicht unter den Gästen befinden. Vielbesucht, namentlich auch von Frauen, sind die Sabina und Columbella, jene nahe am Corso gelegen, diese hinter dem Pantheon. In beiden müssen sich die Gäste ihr Abendessen mitbringen; nur Teller, Messer und Gabel, Brot und Salz verabreicht der Wirth. Dem Deutschen erscheint dies Wirthshausleben leicht sehr gemüthlich, so daß er gern ein Abendstündchen in den besuchtesten Osterien zubringt. Landsleute trifft man immer, gewöhnlich Künstler. Unter Mehreren geht das Gespräch bald über in Gesang und allgemeinste Heiterkeit, während die halbe Foglietta sich zu einer ganzen erweitert und Jeder für wenige Bajocchi (große Kupfer-Sechser, genau $5\frac{1}{2}$ Pfennige preußisch) seinen Schinken, sein Rauchfleisch oder seine Mettwurst verzehrt. Geistliche, deren es unter den 150,000 Römern 9—10,000 giebt, sieht man regelmäßig in den Osterien.

Der Italiener findet dies als harmloser Lebemensch ganz natürlich, und die Priester verkehren gern mit dem Volk. Ich höre sie häufig mit Bauern sich dutzen und sehe sie oft mit großem Appetit den beliebten Broccoli-Salat in so niedriger Gesellschaft essen. Die Zunge wird dabei eben so wenig geschont, als der blaßgelbe kühlende Orvieto, der in weitbauchigen strohumflochtenen Flaschen mit langen dünnen Hälsen auf allen Tischen steht. Auch Harfenisten, Flötenspieler und Geiger kommen allabendlich nebst bettelnden Mütterchen in die Osterien. Ebenso finden sich leicht mehrere Olivenhändler. Es sind Bauern in kurzen mattgrün-sammtnen Beinkleidern, weißen Strümpfen und Schuhen. Eine rothe oder bunte breite Schärpe umwindet ihre Hüften. Die kurze Jacke ist ebenfalls von Sammet, mattgrün oder braun, der Hut breitkrempig und spitz. Sie tragen einen hölzernen Kübel in der Linken; die Rechte hält den Eisenstab einer Waage, deren tellergroße kupferne Schale über der rechten Achsel auf der Schulter hängt. „Süße Oliven, meine Herren, süße Oliven!" (Dolci olive, Signori, dolci olive!) rufen sie monoton, die Reihen der Gäste durchwandelnd, doch ohne zudringlich zu werden. Sie finden immer Käufer. Diese Oliven sind grün, in Essigwasser gesotten und werden kalt zum Wein genossen. Das weiche Fleisch derselben hat etwas ölig Mildes von feinem Geschmack. Für anderthalb Bajocchi erhält man einen ganzen Teller voll. Andere handeln mit hartgesottenen Eiern, welche stets gut und billig sind und gern zum Orvieto gegessen werden. Die übrig bleibenden Eier- und Olivenschalen nebst anderen Speise-Abgängen wirft Jedermann unter den Tisch, von wo sie am nächsten Morgen auf die Straße wandern. — An Sonn- und Festtagen spielen in manchen Osterien eine gewichtige Rolle die Eminenti, vom Volke kurzweg 'Minenti geheißen, eine Art Stutzer aus dem Volke. Sie unterscheiden sich in ihrer Tracht von allen Italienern und rühmen sich, die ächten Abkömmlinge der alten Römer zu sein. Es sind junge schöne Burschen von mittlerer Größe, schlank und muskelkräftig gebaut, von blasser oder braungelber Gesichtsfarbe mit großen schwarzen Augen und glänzendem schwarzen Haar, das sie um beide Ohren zierlich und sorgfältig in leichte Locken drehen. In jetziger Sommerzeit gehen sie in

kurzen Beinkleidern, weißen Strümpfen und Schuhen, zur Regenzeit, wie ich höre, in langen Pantalons, die um Schenkel, Knie und Wade ziemlich fest anschließen, dagegen um den Fuß sich auffallend erweitern. Die Farbe der Beinkleider ist stets hellblau, das Zeug gewöhnlich Sammet. Eine gleichfarbige kurze Jacke bedeckt die Brust, wird aber nie zugeknöpft, damit man die feine weiße Wäsche und das buntseidene, in zierlichen Knoten um den Hals geschlungene Tuch sehen kann. Um die Hüften tragen sie eine breite Schärpe, worin oft ein scharfes Stilet verborgen ist. Außerdem haben sie graue, breitkrempige Hüte mit niedrigem, oben wenig spitz zulaufendem Kopf. In dem jenseit der Tiber am Janiculus gelegenen Stadttheile Trastevere, wo es in allen Dingen römischer zugeht, als in der übrigen Stadt, kann man diese Stutzer sammt den gleich ihnen malerisch gekleideten Geliebten bei dem blinkenden Weinschoppen in der besten Laune sehen. Sie geben in den dortigen Osterien den Ton an, singen, spielen und tanzen. Der Fremde hat sich zu hüten, die Eifersucht der Eminenti durch Artigkeiten gegen ihre Geliebten oder durch vieles Beäugeln derselben zu erregen und damit Gegenstand ihrer Rachsucht zu werden. Bisweilen erproben sie auch unter sich ihre Geschicklichkeit im Gebrauche verbotener Messer. Die Zuschauer haben bei solchen Scenen, die oft blutig enden, nichts zu besorgen, so fern sie nur darauf achten, daß sie weder ein billigendes, noch ein mißbilligendes Wort fallen lassen.

Nach zehn Uhr Nachts leeren sich allmählig die meisten Osterien. Nur in einigen Kaffeehäusern geht es noch lebhaft zu. Die Stadt fängt nun an still zu werden, und bald sind die Straßen so leer, daß man den Wiederhall seiner eigenen Schritte hört und das melodische Rauschen der vielen Springbrunnen, die überall auf allen Plätzen und Straßenecken ihre perlenden Gewässer in breite Schalen oder Muscheln ausgießen. Nachtwächter stören den einsam Heimkehrenden nicht, da es in Italien keine giebt; höchstens wird man von dem plötzlichen Geheul eines Hundes erschreckt, der, von unbekanntem Fuß aus seiner Nachtruhe empfindlich aufgescheucht, nach einem sicheren Zufluchtsorte rennt, oder man steht still vor der im ungewissen Mondlicht

wunderlich verzerrten Gestalt eines obdachlosen Gebirgsbewohners, der, ganz umhüllt vom schützenden Mantel, mit Spitzhut und langem Wanderstab, gespenstisch zusammengekauert auf den weißen Marmorstufen einer Kirche oder unter dem gähnenden Granitrachen einer plätschernden Fontaine schnarchend kauert. Hin und wieder, nah und fern, zittert ein gellender Schrei durch die Luft; aus unsichtbaren Höhen herab hallt Gesang einer schönen Frauenstimme; zwei eifrige Moraspieler rufen schreiend in bestimmten Pausen die Zahl der Finger aus. Bald sind auch diese letzten Töne des ersterbenden Lebens verklungen und über Rom liegt die Ruhe des Grabes.

---

## Fünftes Kapitel.

Die zahllose Menge der malerischen und geschichtlich bedeutenden Punkte rund um die Stadt lockt zu Ausflügen in die nahe und ferne Umgegend. Dieser Tage ging ich mit einigen Bekannten nach dem Monte Mario, der etwa zwei Miglien von der Stadt gegen Norden an der Tiber sich erhebt. Dahin führt über den Petersplatz durch die Porta Angelica ein bequemer Fahrweg, sich aufwärts mehrfach krümmend, vorüber an Weinbergen und Gärten, die von arbeitenden Menschen belebt waren. Das Auge ist immer beschäftigt auf solchen Spaziergängen, denn nirgends fehlt es an unterhaltenden Bildern. Ungeheuere zweiräderige Heukarren, mit vier bis sechs Ochsen oder eben so viel Büffeln bespannt, kommen uns aus der Campagna entgegen, und die Thiere keuchen unter dem wilden Geschrei der Treiber, welche sie mit Geißel und Stachelstab unaufhörlich anspornen. Häßlichere Geschöpfe, als die Büffel, habe ich kaum gesehen. Sie erscheinen mir mit ihrer schmutzig schwarzen Farbe und ihren platten stumpfen Köpfen wie die Neger ihrer Gattung und stehen weit zurück gegen die schönen silbergrauen Stiere der Campagna mit ihren gewaltigen Sichelhörnern. Zwischen dem ersten Stierpaare, auf einer dicken von der Deichsel ausgehenden Stange befindet sich immer ein Muttergottesbild, oft unter Glas und Rahmen und mit Blumen bekränzt, was ganz eigenthümlich

malerisch aussieht. Eine andere Art zweiräderiger Karren, welche Wein, Gemüse und sonstige Bedürfnisse nach Rom bringen, haben nur Ein Pferd zur Bespannung. Die Köpfe der Pferde sind mit Hahnenfederbüschen verziert; Schellen und Klingeln hängen am Geschirr, und unter dem liederlich ausgespannten Schirmdach aus ungegerbtem Kalbs- oder Schafsfell, das sehr locker an einen rohen Baumast befestigt wird, sitzt der Wagenlenker auf Weinfässern oder sonstigem Geräth. Es sind fast immer kräftige derbe Männer von Mittelgröße, mit braunem Gesicht, starkem glänzenden, natürlich gelocktem Haar und schwarzen blitzenden Augen. Kurze Sammetjacken, kurze Hosen von gleichem Stoff, eine bunte oder einfarbige Schärpe um die Hüften gewunden, Strümpfe und Schuhe, über welche häufig zum Schutz gegen Distelstich und Schlangenbiß starke Lederkamaschen geschnallt werden, ein breiter spitziger, auf einer Seite steil aufgekrempter Hut keck auf dem wirren Lockenkopf, stehen ihnen vortrefflich. Endlich ziehen ganze Haufen schwer bepackter Maulthiere vorüber, zu beiden Seiten an hohen Sätteln Säcke mit Mehl, mit Kalk, oder lang hinschleppende Lorbeer-Reißigbündel tragend. Ihre Treiber zu Roß, mit lanzenartigem Stock vor sich auf dem Sattelknopf, den braunen oder blauen Mantel über die linke Schulter geworfen, haben ein wahrhaft ritterliches Ansehn. Am meisten Vergnügen aber machen mir die schönen schlanken hoch und stolz einherschreitenden Mädchen. Zumal wenn sie von den Brunnen kommen und die antik, gleich etruriſchen Vasen, geformten Wasserkrüge auf dem Haupte tragen und nur den linken aufgehobenen Arm am Henkel des Kruges, den rechten fest in die Seite gestemmt, langsam die Marmorstiegen der Häuser hinauf wandeln, wird man versucht, ihnen nachzugehen, um den herrlichen Anblick recht lange zu genießen.

Im langsamen Ansteigen gewann das Land unter uns mit jeder Minute an Reiz. Schmetterlinge wiegten sich auf Halmen und Gräsern; Lerchen schwebten singend über den Getreidefeldern; die blaue Himmelskuppel wölbte sich sonnendurchglüht über unseren Häuptern und stützte ihren flimmernden Rand auf die phantastisch ausgezackten Säulenknaufe des Appennin und der Abruzzen. Eine hellleuchtende Villa, Villa Madama, von

Cypreſſen umrauſcht, von breiten Pinienſchirmen gedeckt, blickt vom Scheitel des Monte Mario auf Stadt und Campagna herab. Vor Roms Begründung war dies der Tempelberg einer hetruriſchen Stadt und gehörte in ſpäteren Jahrhunderten dem edlen Cincinnatus. Auf jenen geſegneten Wieſen am Fuße des fruchtbaren Hügels baute der geweſene Dictator ſeinen Kohl, beſtellte er mit ſeinen Stieren den Acker, von deſſen Ertrag er lebte. Und dort auf einem jener Felder war es, wo er die bittenden Patrizier am Pflug gelehnt empfing, als ſie ſich an den Gekränkten wendeten, um der wachſenden Macht der Samniten und den ausſchweifenden Forderungen der Plebejer zu begegnen. Unter den Kaiſern pflegten die heimkehrenden Sieger auf dieſer Höhe anzuhalten, um von hier aus ihren Triumphzug nach der weltbeherrſchenden Stadt zu beginnen. Und wahrlich ein ſchönerer Punkt war für ſolchen Zweck weit und breit um Rom nicht zu finden! Unmittelbar am Fuße der bewaldeten Hügelgruppe die fruchtbare Ebene, von der Tiber durchſchlängelt, darüber hinaus die damals mit Villen, Gärten, Grabmälern und Aquaducten beſäete Campagna, umſäumt auf einer Seite von dem blauen mit weißen Städten geſtickten Gürtel der Albaner Berge, auf der anderen von den mächtigeren Felsgebirgen des Sabinerlandes; und mitten im Schooß dieſer Herrlichkeiten die unermeßliche Roma mit der Pracht ihrer Tempel unter Säulenwäldern ruhend. Bei ſolchem Anblick mußte dem ſtolzen Sieger das Herz höher klopfen im Gefühl der Größe ſeines Volkes.

Wir gingen an der Villa vorüber, überſchritten die Bergeshöhe und wandten uns dann rechts nach einem ſchmalen Fahrwege, der an Lorbeerzäunen vorbei in die Campagna hineinführte. Weg und Steg kennt man in der Campagna ſonſt nicht; eben ſo wenig kehrt man ſich an die vielen Einzäunungen, die kreuz und quer, Hügel auf, Hügel ab, laufen und nur zu Abgrenzungen der Weidetriften dienen. — Uns zur Rechten und zur Linken lagen vereinzelte Wohnungen, in ihren Weinbergen abgeſchloſſen gegen den Verkehr mit der Welt. Wir blickten weit hinein in das mit hohem verdorrten Graſe, mit ſtachlichtem Ginſter und ſtrauchartigen Diſteln bewachſene

Hügel- und Gräberland der Campagna. Einsam, groß, massenhaft, von der Sonne vergoldet, ragte der Soracte über das ausgestorbene Feld, und während das strahlende Gestirn hinter den Höhen des Janiculus hinuntersank und die Gegend um uns her in jene farbige Dämmerung hüllte, die nur dem Süden eigen ist, leuchtete sein Gipfel und die weißen Kronen der Abruzzen wie eine Reihe glühender Fackeln noch lange über die braune todte altrömische Welt hin. — Mit Recht spricht man von der öden traurigen todten Campagna. Denn nicht blos des Abends und bei Nacht, sondern auch am Tage waltet ein unheimliches Schweigen in diesem fast unbewohnten, unbebauten, mit Trümmern, Höhlen, Gräbern, Schluchten und Steinbrüchen bedeckten Landstrich, der nun zu einem großen Weltfriedhof geworden ist. Was Einem darin begegnet, ist Alles so neu, so eigenthümlich, und doch wieder so alt und ewig, als sei das ganze Land verzaubert und als seien alle diese Steine, Gräser und Bäume verwandelte und nur auf einige Stunden zu schattenhaftem Scheinleben berufene Gegenstände eines früheren Jahrtausend.

Während wir im Dämmerungsduft des Abends auf weitem Umwege der Stadt zuwanderten, sahen wir die Landschaft all' ihre Reize enthüllen, gleich einer Schönen, die sich unbelauscht glaubt. Wie ein buntfarbiges, von Flammen durchleuchtetes Meer, rollten die wechselndsten Lichter und Schatten über Thal, Hügel, Campagna und Gebirg. Aus weiter Ferne hallte über die Thalsenkung der Tiber das Glockenläuten des Ave Maria von der Stadt her. Hundegebell und Heerdenglocken klangen grell dazwischen, und hinter dem verwitterten Stamm einer alten Immergrüneiche sang ein Hirt sein eintöniges Abendlied. — Wir traten jetzt aus einem Hohlweg, den auf beiden Seiten Lorbeerbäume einfaßten. Ihre glänzenden dunkeln Blätter bewegte ein leiser Wind im nebelartig schimmernden Dunst, der über der träumenden Erde zitterte. Vor uns lag ein hoher Zaun wildverschlungener indianischer Feigen. Hinter diesem senkte sich die Gegend sanft. Ein breiter saftiger Wiesengrund lag zwischen weich gerundeten Hügeln, die hüben und drüben von einem dichten Wald säuselnder Immergrüneichen beschattet wur-

den. Der goldene Duft des westlichen Himmels stand noch an der einen Seite des Thales und ließ uns bei der großen Durchsichtigkeit der Luft jeden Gegenstand deutlich erkennen. Schwarze und weiße Rosse weideten zahlreich auf dem feuerübergossenen Grün des Grundes, wieherten jubelnd und tummelten sich munter in zügelloser Freiheit. Das langsam erlöschende blaßrothe Abendlicht beschien die springenden Thiere, die jetzt von ein paar herangaloppirenden Wächtern mit geschwungenen Stäben und unter eigenthümlichen Ausrufungen zusammen und nach ihren Hürden getrieben wurden. Am äußersten Ende des Thales aber in der sich ausweitenden Landschaft blitzte der trübgelbe Spiegel der Tiber aus laubiger Ufereinfassung und darüber stand in voller Rosengluth Ponte Molle mit seinen stolzen Bogen.

Die schnell hereinbrechende Dämmerung trieb uns zu größerer Eile. Wir hatten, über Zäune kletternd und Weinberge kreuzend, zwar nicht die Richtung, aber doch den Weg verloren, und die Umgegend Roms ist der Sicherheit wegen nicht grade berühmt. Ein enger, von den letzten Gewittergüssen abscheulich zerrissener Hohlweg, den man mit weicher Erde und abgehauenem Lorbeerzweig herzlich schlecht ausgebessert hatte, diente uns zur Richtschnur. Diese Wege mit ihren vielfach überhängenden Wänden und dichter Epheuumrankung sind ganz dazu geschaffen, räuberischem Gesindel zum Versteck zu dienen. Ueberdies sind sie gewöhnlich so schmal, daß eben nur ein zweiräderiger Karren sie befahren kann und Begegnende einander Brust an Brust ausweichen müssen. — Das dumpfe Rollen vereinzelter Wagen in der Ferne und die lauten, weithin hörbaren Rufe ansetzender Thiertreiber oder Fuhrleute verriethen uns nach etwa viertelstündiger Wanderung die Nähe der alten, jetzt nach Florenz führenden Via Claudia. Bald sahen wir auch in der Tiefe die weiße Chaussee. Zwei der schönsten Pinien mit breiten runden Kronen standen nicht fern von uns und rauschten melancholisch im Hauche der Nacht, die ihre schwarzen Fittige mehr und mehr über die Erde breitete. Grade zwischen den dunklen Schirmen dieser zwei schönen Bäume schlug jetzt eine breite Lohe auf und beleuchtete die und da eine niedrige Weinschenke oder eine der vielen weit zerstreut umherliegenden Vieh-

pachtwohnungen. Es war ein Feldfeuer der Hirten, deren Gestalten in's Ungeheure vergrößert, mehrmals wie Riesenschatten an der hellauflodernden Flamme vorüberschritten. Trotz der Nacht war doch die Atmosphäre so rein, daß wir auf's deutlichste die Umrisse der Hirten, ja ihre Tracht erkennen konnten. — Von seltenem Glück begünstigt, sollten wir die Schönheiten der Nacht mit allen Zaubern einer paradiesischen Natur sich entfalten sehen, als die rothe Kugel des Vollmondes langsam über die dunkeln, von tiefen steilen Schluchten durchbrochenen Sabinergebirge heraufrollte. Ihr anfangs bleicher, dann schnell durchsichtiger werdender Glanz ergoß sich in glitzernden Wogen über die öde Campagna, umwob mit Silberschleiern die Waldhöhen am Tiberfluß, vergoldete die Piniengruppen auf Villa Borghese und zeigte uns das hunderthürmige Rom mit seinen Kuppeln, Domen, Säulen und Trümmern prangend in nie gesehenem Glorienschein.

---

Mit Anbruch des Tages schritt ich durch die Porta San Giovanni hinaus, um eine Wallfahrt nach dem alten Tusculum zu unternehmen. Bald hatte ich die vielen Ruinen der sogenannten Roma vecchia (Alt-Rom), welche rechts von der Straße nach Neapel auf einer Anhöhe liegen, bald auch Torre di Mezza Via, wo der Weg unter einer zerrissenen Wasserleitung hindurchführt, hinter mir und war nach ungefähr drei Stunden an den Fuß des Albanergebirges gelangt. — Ich ruhte eine Weile aus, und stieg dann hinauf zu dem steilen, mit Reben und Oelbäumen bepflanzten und von alten immergrünen Eichen überschatteten Rand des Kraters, in welchem der Albanersee liegt. Der See bekommt sein Wasser aus unterirdischen Quellen. Um die Campagna vor Ueberschwemmungen zu sichern, verschafften ihm die Römer einen unterirdischen Abzug durch den aus harter Basaltmasse gebildeten Wall, ein Werk, welches noch heute in Erstaunen setzt. Auf schroffer Kraterwand, südlich über dem See, hatte Ascanius sein Alba Longa gegründet. Lange stand ich da und schaute hinab auf die stillen dunkelen Wasser, deren Schooß ein geheimnißvolles Bild der Vergangen-

heit zu bewahren schien. Sanfte Westwinde hauchten mir zu, und in den alten düsteren Eichen, deren Wurzeln hin und wieder gigantisch den Felsen umschlingen, sangen muntere Vögel ihre Lieder. Freudig stieg ich durch das schattige Gehölz hinab in das enge Felsthal zu der krystallhellen Quelle von Ferentinum, wo die Völker Latiums einst ihre Bundesversammlungen hielten. In einiger Entfernung über dem Thale liegt das wohlgebaute Städtchen Marino, wo einst Marius sein Landhaus hatte. Von da gelangt man durch Weinberge und üppige Obstgärten nach der griechischen Abtei Grotta Ferrata. Ulmen und Platanen hüllen die alten Bauwerke in ein mystisches Dunkel. Nahe bei findet man noch Spuren von der Villa des üppigen Lucull. Etwas weiterhin sieht man am Abhange des Berges das Städtchen Frascati, wegen seiner herrlichen Lage und gesunden Luft der beliebteste Sommeraufenthalt der reichen Römer. Viele Gärten prangen da mit Vasen, Statuen, Säulen, Brunnen und Cascaden, deren Gemurmel die schattigen Platanen- und Orangenhaine weithin erfüllt. — Um das alte Tusculum zu erreichen, steigt man zur Kirche der Kapuziner hinauf, gelangt dann durch eine schattige Allee zu der Villa Rufinelli, und von da zwischen Lorbeerhecken zu dem schmalen Bergrücken, auf dem die Stadt, eine der ältesten Latiums, Cato's Wiege, einst gestanden. Jetzt liegen nur noch wenige Ruinen da, auf welchen die wohlriechenden tusculanischen Veilchen ungepflückt verblühen. Die Aussicht von der Höhe, wo die feste Burg sonst stand, über die ganze Campagna, auf das blaue Meer im Westen, auf den Albanerberg und die felsigen Gebirge der alten Volsker ist unbeschreiblich schön. An der Stelle der Villa Rufinelli, einer der schönsten um Rom, soll einst Cicero sein geliebtes tusculanisches Landhaus bewohnt haben, wohin er so gern aus dem Gewühle der Weltstadt flüchtete, um seinen philosophischen Betrachtungen nachzuhängen. Als Ueberrest desselben zeigt man noch eine herrliche Ruine, vom Volke „Schule des Cicero" genannt.

Einen andern Ausflug machte ich durch die Porta Sebastiana, um das Thal der Egeria und sonstige Merkwürdigkeiten dieser Gegend zu besuchen. Die berühmteste und wichtigste

Straße des alten Rom, die nach dem glücklichen Capua führende Via Appia bringt in die Nähe des Thales, das links von derselben ausmündet. Die Straße wird von den imposantesten Grabmonumenten vornehmer Römer eingefaßt und umgeben. Da trifft man unter andern das Grabmal der Scipionen. Von den zwei Stockwerken, aus denen es bestand, ist nur noch das erste, in Tuffstein eingehauen, zu sehen. Man steigt auf einigen Stufen in das Gewölbe hinunter, wo man die nachgebildeten Grabschriften (die ursprünglichen hat man in das Museum des Vatican's gebracht) mehrerer Glieder dieser so ausgezeichneten Familie lies't. An dieser Stelle ward der prächtige Sarkophag des Cornelius Lucius Scipio Barbatus gefunden, der jetzt den Vatican ziert. — Bei jedem Schritt wird man hier an das Alterthum oder an die ersten Zeiten des Christenthums erinnert. Die sanft rieselnden Quellen des winzigen Almo erzählen von den Geheimnissen des Cybeledienstes, denn in den Gewässern dieses Flüßchens wuschen die Priesterinnen das Bild der Göttin. Auf den Ruinen des Marstempels, der, von einem Palmenhain umschattet, auf hundert Säulen ruhte, wo die Krieger nach überstandenen großen Gefahren einer Schlacht bei der Rückkehr ihre Waffen aufhingen, steht jetzt ein Kirchlein, welches Maria delle Palme heißt, sonst aber auch »Domine, quo vadis?« (Herr, wohin gehst du?) genannt wird. Es verdankt seine Erbauung einer in Rom sehr bekannten Sage. Als nämlich Petrus im Kerker lag, des Todes gewärtig, der ihm bevorstand, überfiel ihn eine menschliche Schwäche und er flehte, uneingedenk des Beispiels seines Herrn und Meisters, zu Gott um Errettung. Sein Gebet fand Erhörung, die Mauern seines Kerkers öffneten sich, und der Apostel machte sich schnell davon. Schon lag die Stadt hinter ihm. Da begegnet er an der Stelle, wo jetzt die Kirche steht, dem Heiland. Erstaunt über solch unbegreifliches Zusammentreffen fragte er ihn: „Herr, wohin gehst Du?" Die beschämende Antwort lautete: „Nach Rom, um mich noch einmal kreuzigen zu lassen!" Diese Worte wirkten so gewaltig auf Petrus, daß er Christum um Verzeihung bat, in's Gefängniß zurückkehrte und freudig den Märtyrertod erlitt. Das Begegnen ist durch zwei große Bildsäulen

unter der Kirchenhalle dargeſtellt. Man hat dieſen Bildſäulen neue Füße von Metall machen müſſen, weil ihnen die alten völlig abgeküßt worden waren. Etwas weiterhin erhebt ſich das Grabmal der Cäcilia Metella in Form eines runden Thurmes, der auf einem viereckigen Fuße ruht. Die Mauern ſind von ungeheurer Dicke und faſt unzerſtörbar. Im Mittelalter umgab man das Gebäude mit einem Kranz von Zinnen, um es in eine kleine Feſtung zu verwandeln. Dieſe Zinnen ſind noch größtentheils wohl erhalten. Wo ſie die Zeit zernagt hat, wuchert immergrünes Geſträuch und Epheu, der alle Ruinen des Südens auf's lieblichſte decorirt. Unterhalb dieſer Zinnen umgiebt den oberen Rand des Gemäuers ein prächtiger Fries, verziert mit Kränzen und Ochſenköpfen, von welchen letzteren das Denkmal beim Volk Capo di Bove (Ochſenkopf) heißt. Im Innern befindet ſich ein kleiner runder Raum, in welchem die jetzt im Palaſt Farneſe aufbewahrte Urne ſtand.

Auf ſchlechtem Feldwege biegt man von der Appiſchen Straße nach dem Thal der Egeria ab, welches eigentlich nur eine flache, hüben und drüben mit Gebüſch beſtandene Einſenkung iſt. Man ſchreitet an Gräbern, Tempelüberreſten, zerfallenen Mauern alter Villen und dergleichen Trümmern vorüber. Plötzlich ſieht man vor dem Eingange der Grotte, wo der fromme Numa in ſtillen Nächten, wie das Volk glaubte, Unterricht über eine weiſe und gute Geſetzgebung für Rom empfing. Unanſehnliches Gemäuer, von Erdreuranken maleriſch umſchlungen, überbaut die ſilberklar ſprudelnde Quelle, und noch ſieht man die Nischen, in denen die Statuen der neun Muſen ſtanden, welche mit der Nymphe dieſen heiligen Ort bewohnten. An den zerrütteten Hain der Egeria muß man nur beſcheidene Anforderungen machen. Er liegt kaum ein paar hundert Schritt von der Grotte entfernt auf mäßiger Hügelanſchwellung und beſteht aus einem kleinen ſchattigen Wäldchen ſchöner Immergrünreichen. Reizend iſt aber der Platz dieſes Hains. So wie man aus der grünen Dämmerung dieſes kühlenden Schattendaches heraustritt, ſieht man unten in der Tiefe, der grade hier eine außerordentliche Wirkung macht, in mannichfaltiger Weiſe die langen Reihen der Waſſerleitungen, der Trümmer von

Roma vecchia, die alten Mauerreste vom Circus des Marentius, die zerborstenen Grabmonumente der Via Appia und endlich den hohen dicken mit ausgekehlten Zinnen geschmückten Thurm der Cäcilia Metella überblickt. Den Horizont begrenzt das duftig blaue Albaner-Gebirg.

Weiterhin an der Appischen Straße liegt die Kirche San Sebastian zu den Katakomben. Sie wurde von Constantin dem Großen zu Ehren jenes Heiligen gestiftet, welcher unter Kaiser Diocletian den Märtyrertod erlitt, und gehört zu den sieben ersten Kirchen Roms. Neben der Kirche steigt man in die Katakomben hinab: weitläuftige unterirdische Höhlen, aus denen man beim Bau der Stadt Sand und anderes Material genommen. Nachher dienten diese Höhlen den Römern zum Begräbniß ihrer Sclaven. Später sollen darin die ersten Christen ihre gottesdienstlichen Handlungen gefeiert haben. Diese Katakomben, aus denen heimlich etwas zu entwenden beim schwersten Bannfluch untersagt ist, waren seit Jahrhunderten die unerschöpfliche Fundgrube, aus denen Tausende von heiligen Leibern gegen schweres Geld in alle Länder der katholischen Christenheit wanderten.

Auf einer völlig verödeten Stelle liegt der erwähnte Circus des Marentius, früher nach Caracalla genannt. Beide Eingänge mit einem Theile ihrer riesigen Mauern sind noch wohl erhalten, eben so die Erhöhungen, auf welchen die Sitze für die Zuschauer, deren mehr als 20,000 Platz finden konnten, angebracht waren. Von der Mauer (Spina), welche die Rennbahn in zwei gleiche Hälften theilte, und an deren Enden die Spitzsäulen (Metae) standen, ist keine Spur mehr vorhanden; dagegen lassen sich die Punkte, wo die Schranken waren, leicht erkennen. — Unweit dieses Circus sieht man die Ruinen vom Tempel des Gottes der Rückkehr, den die Römer aus Dankbarkeit errichteten, als Hannibal, welcher auf dieser Stelle sein Lager aufgeschlagen hatte, sich wieder zurückzog. In dieser Gegend war es auch, wo Coriolan mit dem Heere der Volsker lagerte, als er den Bitten seiner Mutter nachgab, und von seinen Racheplänen gegen die Vaterstadt abließ.

Großartig, obwohl wegen der entſetzlichen Zerſtörung nicht erfreulich, iſt an der Appiſchen Straße der Anblick der Thermen des Caracalla. Die Ruinen derſelben, welche über viertauſend Fuß im Umfang halten, erfüllen mit Erſtaunen. Man glaubt die Trümmer einer kleinen Stadt zu ſchauen. Solche Thermen waren im Alterthum Jedem zugängliche öffentliche Bäder und überhaupt Vergnügungsörter. Weshalb man ſie grade Thermä (Warmbäder) nannte, iſt ſchwer zu entſcheiden, da man in ihren Räumen nicht blos warm, ſondern auch kalt badete. Die Thermen der verſchiedenen Kaiſer waren unter allen Prachtbauten des alten Rom die umfangreichſten und mit allem erdenklichen Luxus ausgeſtattet. Die Thermen des Diocletian, die größten Roms auf dem Viminaliſchen Hügel, umfaßten einen Raum von zwei Drittheilen der innern Stadt Leipzig mit dreitauſend Badezimmern und einer Menge von Säulengängen, Gallerien, offenen und geſchloſſenen Hallen, Converſations- und Leſezimmern und unermeßlichen Sälen. Zur Unterhaltung und Belehrung gab es in dieſem mächtigen Gebäude außer einer Gemäldegallerie die Ulpiſche (vom Kaiſer Ulpius Trajanus geſtiftete) Bibliothek, die früher zum Forum des Trajan gehörte. Die Zahl der im ſechszehnten Jahrhundert hier aufgefundenen Säulen beläuft ſich auf etwa zweihundert. Man erkennt noch die Grundform des Gebäudes. Es bildete ein Viereck, deſſen gen Morgen gekehrte Fronte auf beiden Seiten in mächtigen Rundbauen endigte. Aus den Trümmern des einen dieſer Rundbaue hat man die Kirche San Bernardo geſchaffen. Den am beſten erhaltenen Theil der Mitte benutzte Michel Angelo auf Befehl Pius IV. zur Erbauung der ſehenswerthen Kirche Santa Maria degli Angeli. Von den ſechszehn koloſſalen Säulen des Querſchiffes hat man acht an derſelben Stelle gelaſſen, wo man ſie vorfand. — Die Thermen des Titus bedecken mit ihren Trümmern einen anſehnlichen Theil des Eſquiliniſchen Hügels. Man muß die noch davon übrig gebliebenen wenigen finſteren und feuchten Gemächer bei Fackelſchein betreten, um die höchſt zierlichen und geſchmackvollen Malereien, womit Wände und Wölbungen prangen, betrachten zu können. Die Farben haben ſich trotz der von oben durch-

sickernden Feuchtigkeit wunderbar frisch erhalten, am schönsten ein berühmtes Gemälde, welches Coriolan's Abschied von seiner Mutter darstellen soll. In Verbindung mit diesen Thermen standen die höher gelegenen „sieben Säle" (Sette Sale). Diese großartigen Gewölbe liegen mitten in den Ackerfeldern einer Vigne und dienten zu Wasserbehältern, aus denen die Bäder, das nahe gelegene Kolosseum und der jetzt zur unförmlichen Ruine zusammengeschrumpfte prachtvolle Springbrunnen, die Meta sudans (der schweißtreibende Kegel) gespeis't wurden. Ursprünglich waren es neun an einanderstoßende Gewölbe. Gegenwärtig sind sie mit faulendem Stroh und Gartengeräthschaften angefüllt. In der Nähe der sieben Säle fand man das unübertroffene Meisterwerk antiker Bildnerkunst, die Gruppe des Laokoon. — Außer den genannten lassen sich noch Ueberreste von Thermen des Augustus, Nero, Trajan, Commodus, Alexander Severus, Philippus und Constantin nachweisen. Die prachtvollsten von allen diesen Bauten aber müssen nach der reichsten Ausbeute kostbarer Kunstwerke, die sie lieferten, die erwähnten Thermen des Caracalla gewesen sein, deren Außenwerke übrigens von Heliogabal und Septimius Severus herrühren; denn nur das innere längliche Viereck erbaute Caracalla selbst. Alle Wände dieses ungeheuren Gebäudes waren mit Mosaiken von den seltensten Steinen bedeckt. Der Fußboden eines jeden Zimmers war mit irgend einem kunstreich zusammengefügten Mosaik geschmückt. Von hier aus entnahm man die schönsten Säulen, Badewannen von den ausgezeichnetsten Steinarten, die später zur Aufbewahrung von Reliquien und Gebeinen der Heiligen in den christlichen Kirchen aufgestellt wurden, so wie die beiden kolossalen Wannen von Granit, die jetzt den farnesischen Platz zieren, ferner die unvergleichlich edelgeformten Urnen von grünem und eisenfarbigem Basalt, die man in den Sammlungen des Vatican bewundert, den Torso (Bildsäulenrumpf) des Belvedere, den farnesischen Stier, jetzt im Museo Borbonico zu Neapel, den farnesischen Herkules, die Statue der Flora und eine Menge anderer Kunstwerke von unschätzbarem Werth. Das größte Wunderwerk des kaiserlichen Rom aber war in der Mitte des inneren quadratischen Gebäudes das Tepidarium (eigentlich:

Zimmer für laue Bäder), Cella solearis genannt, der geräumigste und glanzvollste Saal mit einer so kunstreichen Deckenwölbung, daß man sie für das vorzüglichste Meisterwerk der Architectur erklären konnte. All' diese Pracht aus den üppigsten Tagen des alten Rom ist jetzt verschwunden. Eine leere, mit Schutt und zerbrochenen Marmorüberresten angefüllte Stätte, von thurmhohen rothbraunen zerspaltenen Riesenmauern umschlossen, starrt uns an. Kaum daß sich mit dem Grundriß in der Hand die ursprünglichen Formen der Gebäude erkennen lassen. —

Eigenthümlich sind Rom auch seine großartigen Wasserleitungen, die fast sämmtlich der vorchristlichen Zeit ihre Entstehung verdanken. Man zählt noch heute neun, von denen sechs mehr oder minder zerstört sind und mit ihren malerischen Trümmern einen Hauptschmuck der Campagna ausmachen; man sieht diese Trümmer vornehmlich vor der Porta maggiore. Von den noch bestehenden führt die von M. Agrippa begründete Aqua Virgo (jetzt Virgine) der berühmten Fontana Trevi ihre schäumenden silberklaren Gewässer zu. Die Aqua Trajana (jetzt Aqua Paola, weil sie Paul V. restauriren ließ) ergießt ihre mächtigen Wassermassen durch fünf gewölbte Thore auf den Höhen des Janiculus in ein Marmorbassin und speis't einen der Riesenspringbrunnen auf dem Petersplatz. Endlich stellte Sixtus V. die Aqua Fovia unter dem Namen der Aqua Felice wieder her, welche Quirinal und Viminal tränkt. Ueberhaupt ist Rom noch heutiges Tages eine mit dem köstlichsten gesundesten Quellwasser reichlich versorgte Stadt. Auf allen Straßen und öffentlichen Plätzen, bei Thoren und Kirchen, auf Spaziergängen, an Villen und Foren: überall hört man Brunnen plätschern, Fontainen rauschen, und die krystallreine Fluth dient dem Volk gleicherweise zum Genuß, wie zur Kühlung. Zu jeder Tageszeit sieht man Gruppen wasserholender Mädchen mit ihren antik geformten Krügen von plaudernden Verliebten und müßigen Bettlern umgeben. Des Nachts dienen sie Herumstreichern zur Ruhestätte, indem der sprudelnde Wasserstrahl die Sorglosen durch ein melodisches Wiegenlied in süße Träume einlullt.

Einen Genuß eigenster Art gewährt der Anblick dieser rau-

schenden Brunnen zur Nachtzeit, wie denn überhaupt nur der von der Blüthe des römischen Lebens sagen kann, der oftmals bei Sternenschein und Mondesglanz die ewige Stadt mit ihren modernen Palästen und mit ihrem unermeßlichen Trümmerfeld, das sie auf drei Seiten umgiebt, kreuz und quer durchwandert hat. Zu meinen glücklichsten Erinnerungen gehören die nächtlichen Streifereien, um Roms berühmteste Brunnen zu besuchen. So schweifte ich eines Abends inmitten eines lustigen Häufleins deutscher Landsleute hinüber nach Trastevere; denn Einsamkeit ist bei solchen Expeditionen nicht zu empfehlen, da die Straßen der Stadt, wenn nicht von Mördern, so doch von dolchbewaffneten Beutelschneidern wimmeln, die den vorwitzigen Fremdling gar leicht mit leeren Taschen ohne Rock und Hut nach Hause schicken möchten. Nach Herzenslust konnten wir unseren Jubel durch Singen auslassen, ohne von der Polizei, die hier des Nachts gleich anderen verständigen Leuten schlafen geht, belästigt zu werden; auch kennt man das Institut der Nachtwächter weder in Rom, noch in einer andern italienischen Stadt. Unser nächtlicher Zug galt dem Springbrunnen auf dem Petersplatz. Die Nacht war so still und klar, daß man auf der mondbeschienenen Seite der Straßen bequem hätte lesen können. Schweigend überschritten wir die Engelsbrücke, um nicht die päpstlichen Truppen vor den geschlossenen Thüren der Festung in ihrer Ruhe zu stören. Alles umher war wie ausgestorben. Als wir den von Säulengängen umarmten ungeheuren Raum des Petersplatzes betraten, blieben wir vor dem Schauspiel, das sich uns darbot, wie verzaubert stehen. Beide Fontainen schleuderten ihre Wassermassen in zwei flimmernden Schäften sechzig Fuß hoch in die Luft. Der Luftzug riß funkelnde Nebelwolken von den jäh emporschießenden Strömen ab und trieb sie, aufgelöst in Millionen feuriger Diamanten, gegen die hohe Fronte der Peterskirche. Die Gipfel der beiden Wasserstrahlen glichen zwei kolossalen silberweißen Rosen, die in unabläßigem Spiel ihre blendend hellen Blätter bald öffneten, bald schlossen. Der große leere Platz, die massenhaften Gebäude der Kirche mit ihrer gewaltigen Kuppel, die feierliche Stille der Nacht und das melodisch tönende Rieseln, Plätschern und Rauschen der zer-

flatternden Wassersäulen: Alles dies machte auf mich den tiefsten Eindruck. Ich fühlte mich wunderbar gehoben und mir war es, als sei ich dem Schöpfer näher gerückt, um im Chore der Engel ein Hosianna zu seinem Preise anzustimmen. — Auf einer anderen Wanderung verweilten wir am längsten bei der Fontana di Piazza Navona. Der sogenannte Platz ist der größte in Rom, ein kolossales Oblongum. Gegenwärtig schmücken ihn drei Brunnen und ein Obelisk. Im Monat August pflegen sich die Römer das Vergnügen zu machen, ihn in einen See zu verwandeln. Dann werden die auf ihn mündenden Straßen geschlossen; man setzt ihn unter Wasser und begeht auf Kähnen lustige Feste. Die Fontana des Platzes rührt von Papst Innocenz X. († 1655) her. Er hat die Form eines Felsens, aus denen sich vier brausende Ströme in einen umfangreichen Wasserbehälter ergießen. Auf dem Felsen steht ein kleiner Obelisk von rothem Granit, ein Werk römischer Künstler. An dem Bassin sind die vier Hauptströme der Erde sinnbildlich dargestellt: Donau, Ganges, Nil und La Plata. Ein Roß und ein Löwe treten aus dem Felsen hervor. Des Nachts ist dieser Brunnen, als im volkreichsten Stadttheil gelegen, belebter als andere, und in heiteren Mondnächten hört man hier Guitarrenspiel und Liederklang. — Darauf gingen wir über den Monte Cavallo, an den Kolossen der Pferdebändiger und dem Quirinal vorüber nach den Bädern des Diocletian, wo sich die Wasser des Aqua Felice in ihre Behälter ergießen, so genannt von ihrem Wiederhersteller Sixtus V. († 1590), der als Mönch Bruder Felix hieß. An den geschmackvollen Brunnen lehnt Moses, mit seinem Stabe aus dem Felsen Wasser hervorlockend. Die entlegene Gegend hat etwas Wüstenartiges, namentlich zur Nachtzeit; allein grade diese stille Oede, aus welcher hie und da gesprengte Mauerbogen der zerstörten Kaiserbäder in die Luft starren, macht einen gewaltigen Eindruck. — Von eigenthümlicher Wirkung ist ferner die Fontana Barberina zwischen dem Monte Pincio und dem Quirinal. Vier Delphine tragen einen kolossalen Triton, der mit beiden Händen eine Muschel an den Mund hält, das Haupt weit rückwärts beugt und mit vollen Backen einen hohen Wasserstrahl aus der Muschel in die Luft bläs't. Dabei macht der

Brunnen nicht das geringste Geräusch, da die Kraft des Druckes groß genug ist, um das Wasser so hoch zu treiben, daß es, in feinsten Staub aufgelöst, als nässender Nebel niederfällt. Das Becken ist bis zum Rande mit Wasser gefüllt, das von unterirdischem Feuer erleuchtet zu sein scheint, und geisterhaft zerstiebt der emporgetriebene dünne Strahl in tausend glitzernden Funken. — Der großartigste und schönste Brunnen Roms ist endlich die Fontana Trevi. Die Römer nennen das Wasser Aqua Vergine, weil der Sage nach ein Mädchen dasselbe den durstigen Soldaten des Agrippa gezeigt haben soll. Wenn ein Fremder unmittelbar aus den sprudelnden Marmorröhren trinkt, so soll es ihn mit magischer Gewalt wieder nach Rom zurückziehen. Ich gedachte dieser lieblichen Sage, als ich die Wasser rauschen, die silbernen Bäche niederplätschern hörte in die ewig überschäumenden Muscheln, und voll süßer Freude trank ich in langen Zügen aus der fesselnden Zauberquelle.

---

Ungeheuer ist die Menge der Alterthümer und Kunstschätze, die im Vatican, auf dem Capitol und in all' den Palästen der Stadt aufgehäuft sind, und ein ganzes Menschenalter würde nicht hinreichen, um alles Sehenswerthe so genau zu betrachten, daß man über jeden einzelnen in Frage kommenden Gegenstand Rede und Antwort geben könnte.

Der Vatican, ein riesenmäßiger päpstlicher Palast von 1200 Fuß Länge und 1000 Fuß Breite mit 22 Höfen, enthält in seinen Kapellen und in dem Labyrinth von Gallerien, Sälen und vielen tausend Zimmern (man spricht von 11,000 Gemächern), unschätzbare Sammlungen von Handschriften, Urkunden, Büchern, Statuen, Büsten und allerlei Alterthümer nebst einer Anzahl der vorzüglichsten Gemälde.

In der Sixtinischen Kapelle, die Hofkapelle des Papstes, erfüllen Michel Angelo's Fresken die ganze Decke und Hinterwand. Dadurch ist dieser Kapelle eine so hohe Bedeutung in der Kunstwelt gegeben. Im mittleren Raume des Deckengewölbes erscheint eine Reihe von neun Bildern, welche sich auf die Schöpfung und die Urgeschichte der Menschheit beziehen.

Man sieht, wie der ewige Vater mit mächtig emporgehobener Hand das Dunkel des Chaos zertheilt, wodurch sich der Schein und die Scheidung des Lichtes von der Finsterniß offenbart. Dann ruft der Allmächtige in Begleitung von Engeln Sonne und Mond, weiterhin Pflanzen und Thiere in's Dasein. Es folgt die Schöpfung Adams, dann die des Weibes, der Sündenfall und die Vertreibung aus dem Paradiese, die Sündfluth und das Dankopfer Noah's nach dem Ausgange aus der Arche. — Am Anfang des Deckengewölbes erscheinen ferner, kolossaler als die übrigen Figuren, die Propheten und Sibyllen in Begleitung von Knaben und Genien. Ihr allgemeiner Ausdruck ist Verlorensein in ernste Betrachtung und Hingebung an göttliche Eingebung. In der äußerst vollkommenen Darstellung dieses Charakters hat die Kunst hier ihren Gipfel erreicht, und insofern sind diese Productionen in ihrer Art einzig. Als Andeutung für die Weise der Ausführung sei hervorgehoben: der Prophet Jeremias, im vorgerückten Alter sitzend und voll tiefer Schwermuth nachdenkend über das Verderben und herandrohende Unglück seines Volkes; Joel in einer Schriftrolle lesend mit dem treffendsten Ausdruck des denkenden und prüfenden Geistes; Jesaias, den Arm auf ein Buch gestützt und verloren in göttliche Eingebung, die er durch den hinter ihm stehenden Engel empfängt. Dem entspricht die erythräische Sibylle, sitzend neben einem aufgeschlagenen Buche, hinter welchem ein Genius ihr eine Lampe anzündet. Am meisten tritt jedoch die delphische Sibylle hervor, als eine Frau in der Blüthe der Jahre, in deren Gesichtszügen sich ideale Schönheit mit dem lebendigsten Ausdruck der Seele vereinigt. — Die Betrachtung aller dieser Gestalten erweckt die höchste Ehrfurcht vor der wahrhaft göttlichen Kraft des Malers, der überall die höchste Natürlichkeit, Correctheit und meisterhaftes Beherrschen der Lichtwirkung zu Tage bringt, so daß die Gestalten gleichsam völlig abgelöst von der Wand anzuschauen sind.

An der dreißig Fuß breiten und sechzig Fuß hohen Hinterwand zeigt sich das jüngste Gericht. Die Hauptidee dieser außerordentlichen Composition ist in der Kürze folgende. Auf den Schall der von Engeln geblasenen Posaunen erwachen die

Todten zum göttlichen Richterspruch, zu dem sich der Sohn Gottes in himmlischer Glorie von seinem Sitz erhebt. Engel, als Vollstrecker seines Urtheils, leisten den Guten, die, ihm zur Rechten, das ewige Heil gewinnen sollen, Beistand gegen die widerstrebende Macht der Teufel und verwehren dagegen den Eingang zum Reiche der Seligen den ihm zur Linken frech emporstrebenden Sündern, die, dort zurückgestoßen, von bösen Geistern zur Hölle hinabgezogen werden. Die bereits zur Seligkeit Gelangten schaaren sich zu beiden Seiten des Heilands. Die Blutzeugen des Glaubens tragen als Siegeszeichen ihre Marterinstrumente, während (zu oberst des Bildes) Engel den Triumph der Passion und der vollbrachten Erlösung feiern. In der mittlern der drei Hauptgruppen hebt der Heiland, gegen die Gottlosen gewendet, die Rechte zu ihrer Verdammung empor, mit der Linken zeigt er auf die Frommen und scheint sie zu sich einzuladen. Die heilige Jungfrau, ihm zur Rechten, schaut nach den unten auferstehenden Todten hinab. Sie und Christus sind mit einem Kreise von Apostеln und Heiligen umgeben. Unter ihnen ist Petrus durch den Schlüssel, Johannes der Täufer durch sein härenes Gewand, Andreas durch sein schräg gestelltes Kreuz, Laurentius durch den Rost, Bartholomäus durch das Messer in der einen und seine abgezogene Haut in der andern Hand bezeichnet. In der andern der drei Hauptgruppen, vom Beschauer rechts, ist der heilige Simon mit der Säge, Blasius mit Hecheln, Katharina mit dem Rade, Sebastian mit Pfeilen, nebst zwei andern Heiligen (wahrscheinlich der Apostel Philippus und der heilige Simeon), welche zum Zeichen ihrer Todesart Kreuze halten, zu bemerken. Einige Gestalten scheinen als Bekannte in der irdischen Welt sich in der ewigen wieder zu erkennen. Die dritte der erwähnten drei Hauptgruppen, besteht meistens aus Frauen, von denen einige mit einander zu sprechen scheinen; ein Mädchen scheint aus Furcht vor dem Weltgericht sich in den Schooß ihrer Mutter zu bergen. In der Mitte des ganzen Gemäldes erscheinen die Engel aus der Apokalypse mit den Posaunen zur Verkündigung des Weltgerichtes und mit den Büchern, nach deren Inhalt der ewige Richterspruch erfolgt. Mitten auf dem unteren Theile des Bildes

öffnet eine Höhle den Blick in das Innere der Hölle, wo einige Teufel bei dem zur Qual der Verdammten lodernden Feuer erscheinen. Vom Beschauer links ist die Auferstehung der Todten in verschiedenen Momenten vorgestellt. Sie arbeiten sich aus ihren Gräbern hervor, meistens noch im Todtengewande; einige als Gerippe, bei andern fängt das Knochengebäude an, sich mit Fleisch zu bekleiden, und die, welche bereis die vollkommene Körpergestalt erlangt, zeigen das Erwachen aus dem Todesschlaf von den ersten Regungen der Empfindung bis zum völligen Bewußtsein. Bei der Hölle sieht man in zwei Gruppen den Kampf der Engel mit den Teufeln um den Besitz der Seelen. Die Seligen erheben sich zum Himmel theils durch eigene Kraft, theils unter dem Beistande von Engeln oder menschlichen Seelen. Man bemerkt darunter einen Mann und eine Frau, die an einem Rosenkranz (als Hindeutung auf das Gebet) von einem Engel emporgezogen werden. Den Frommen gegenüber (dem Beschauer zur Rechten) sind die Sünder, die in thörichter Einbildung den Himmel zu verdienen meinen, aber oben von Engeln zurückgestoßen und unten von Teufeln zur Hölle hinabgestoßen werden. Diese wegen des gewaltigen Lebens mit Recht bewunderte Gruppe ist unter dem Namen der sieben Todsünden bekannt. Es lassen sich indeß nur zwei derselben bestimmt erkennen: nämlich der Geiz in einer kopfunter hinabstürzenden Figur mit einem Schlüssel und die Wollust in einem vom Rücken gesehenen Manne, der, vom Teufel an den Geschlechtstheilen ergriffen, sich vor Schmerz darüber in den Finger beißt. Von der Hauptgruppe abgesondert, wird ein Mensch, der von unendlichem Schmerz erfüllt, mit der Hand die Hälfte seines Gesichtes bedeckt, von zwei Teufeln mit entsetzlicher Gewalt zur Hölle geschleppt. Durch die große Schlange, welche ihn in den linken Schenkel beißt, ist vielleicht der Stolz, als das aus der Selbstsucht entspringende Laster, angedeutet. Der Gegenstand der untersten Hauptgruppe ist aus Dante's Hölle entlehnt. Es erscheint die hier mit Drachenflügeln ausgestattete Barke, in welcher die Verdammten zum diesseitigen Ufer des Acheron geführt werden, der die Vorhölle von der eigentlichen Hölle scheidet. Charon mit fürchterlich rollenden Augen dar-

gestellt, schlägt mit dem Ruder nach den zum Tode des Geistes Verurtheilten, um sie aus der Barke an's Ufer zu treiben, wo sie von Höllengeistern mit schrecklicher Begier ergriffen werden. Composition sowohl als Ausdruck der unendlichen Qual des bösen Gewissens und der dumpfen Verzweiflung der Verdammten ist auch hier bewundernswürdig. Göthe sagt darüber: „Ich konnte nur sehen und anstaunen. Die innere Sicherheit und Männlichkeit des Meisters, seine Großheit geht über allen Ausdruck." Er spricht sich aber auch zürnend über den verderblichen Qualm der beständigen Weihrauchopfer aus, „welche diese einzige Kunstsonne nicht nur umwölken, sondern von Jahr zu Jahr mehr trüber machen und zuletzt gar in Finsterniß versenken!" Ohne die Sixtinische Kapelle gesehn zu haben, meinte derselbe, vermöge man sich keinen anschauenden Begriff zu machen, was ein einziger und ganzer Mensch machen und ausrichten könne; denn Michel Angelo hat die sämmtlichen von ihm herrührenden Gemälde der Decke und der Wand ganz allein in zwei und zwanzig Monaten vollendet. — Von den übrigen Wandgemälden ist namentlich die Uebergabe der Schlüssel an den Apostel Petrus durch Christus von Peter Perugino hervorzuheben, so wie die Berufung des Petrus und Andreas zum Apostelamt, welche mit dem trefflichsten Ausdruck der Demuth vor dem Heiland knieen, von Domenico Ghirlandajo.

Der Hof des Vaticans ist auf drei Seiten von den Loggien, einem dreistöckigen Gebäude, umgeben. Die beiden unteren der drei Stockwerke erheben sich auf Arkaden, und die erste Arkadenreihe des zweiten Stockwerkes führt den Namen der Logen des Raphael (Loggie di Rafaele)*), weil ihre Verzierungen

*) Rafael Santi oder Sanzio von Urbino, der Gefeiertste unter allen Malern, geb. 1483, bildete sich unter seinem Vater Giovanni Sanzio und dann unter Perugino zu Perugia. In Florenz, wo er mehrere Jahre lebte, schloß er sich besonders an Ghirlandajo und Masaccio an. Im Jahr 1508 wurde er vom Papst Julius II. nach Rom berufen, wo er im Wettstreit mit Michel Angelo den Culminationspunkt seiner Kunst erreichte. Als Baumeister leitete er nach Bramante's Tode seit 1515 den Bau der Peterskirche. Sein rastlos schaffender Geist rieb früh den zarten Körper auf, und er starb am Charfreitag 1520 im 37. Jahre. In S. Maria della Rotonda ruhen seine

nach seinen Zeichnungen und unter seiner Aufsicht gemalt wurden. Hier ist die sogenannte Bibel des Raphael als eine Reihe kleiner Deckenbilder, während Bögen und Wände mit den sinnreichsten Arabesken und Blumengewinden bedeckt sind. Allgemein anerkannt ist die Vortrefflichkeit dieser biblischen Bilder, als: Gott, der dem Adam die Eva zuführt, ersterer im Charakter eines ehrwürdigen zärtlichen Vaters, der seinem Sohn die von ihm bestimmte Gattin zuführt; die ersten Eltern nach dem Verluste des Paradieses, Adam säend, Eva spinnend, von ihren beiden Knaben umgeben, deren einer der Mutter einige Früchte zeigt, während der andere (ohne Zweifel Kain) sie ihm zu nehmen trachtet; Noah's und seiner Familie Ausgang aus der Arche, Noah und sein Weib, beide hochbejahrt und traurig über die allgemeine Zerstörung der einst so reizenden Welt, ihr Sohn und seine Gattin aber voll Freude über die zu hoffende Welterneuerung; Abraham, dem Gott, auf das nach Sonnenuntergang wunderbar erzeugte Feuer, als Bundeswahrzeichen, hinweisend, eine zahlreiche Nachkommenschaft verheißt; Abraham vor den drei Engeln, welche ihn in Gestalt von Wanderern besuchen (eine der vorzüglichsten Compositionen); Abimelech, König der Philister, welcher (mit höchst naivem Ausdruck des Erstaunens) aus dem Fenster seines Hauses den Isaak die Rebecca liebkosen sieht; die Zusammenkunft Jacobs mit der Rahel am Brunnen in herrlicher Landschaft (mit sprechendem Ausdruck des Durstes der trinkenden Schafe); Jacobs Reise von Mesopotamien nach Kanaan mit seinen Frauen, Kindern und Heerden (ungemein schön!); die Anbetung des goldenen Kalbes, im Hintergrunde Moses, der im Herabkommen vom Berge die Gesetzestafeln zerbricht, neben ihm Josua; die Anbetung der Hirten, die das Christkind verehrenden Weisen aus dem Morgenlande, die Taufe Christi, das Abendmahl. Mit den letzten vier Bildern beginnt eine neue Reihe, die wahrscheinlich durch den

---

irdischen Reste. Der Anmuth seiner edlen Züge entsprach der liebenswürdige Charakter. Er blieb unverheirathet, war aber seit 1514 mit Maria, einer Nichte des Cardinals Bibiena, verlobt. Unter seinen Schülern zeichnen sich aus Giulio (Julius) Romano, Francesco Penni, Giovanni da Udine ꝛc.

Tod des Künstlers abgebrochen wurde. Leider haben viele dieser Malereien auf der Wetterseite viel gelitten.

Am Ende der Loggien Raphael's befindet sich der Eingang zu dem Saale und den drei Zimmern, welche Stanzen (Zimmer) des Raphael nach den berühmten Frescomalereien dieses Meisters genannt werden. Bei allen Darstellungen in den verschiedenen Abtheilungen möchte zum Grunde liegen: die Verherrlichung der Idee des Christenthums. 1) In dem Saale Constantin's ist durch Gemälde von gewaltigem Umfange dargestellt: der Sieg des Christenthums über das Heidenthum; im Besondern: Constantin's Anrede an seine versammelten Krieger, in welcher er die Erscheinung des Kreuzes am Himmel und den dadurch verheißenen Sieg über den Maxentius verkündet; Constantin's Kampf mit dem Maxentius in der Schlacht bei der Milvischen Brücke (Ponte Molle), und zwar im Moment der Entscheidung des Sieges, wo die Besiegten zum Tiberufer hingedrängt sind und der Kaiser an der Spitze seines Heeres auf stolzem, über niedergeworfene Feinde schreitendem Roß erscheint, gefolgt von den Trägern der mit dem triumphirenden Kreuz geschmückten Fahnen und den zum Siege blasenden Trompetern, über seinem Haupte Engel schwebend zum Zeichen des göttlichen Beistandes, während Maxentius, der mit seinem Pferde in den Strom gestürzt, voll Verzweiflung mit den Fluthen ringt und sich vergeblich anstrengt, dem Untergange zu entgehen; hier Fahrzeuge mit Flüchtigen überfüllt, dort in der Ferne noch Kampf um Leben und Tod, während ein alter Krieger einen todten Jüngling, der eine Fahne trug und wohl sein Sohn ist, wehmuthsvoll vom Schlachtfelde trägt (dies Bild, ein Glanzpunkt in der ganzen Kunstwelt, wurde, wie das erstgenannte, von Julius Romanus nach Raphael's Composition ausgeführt); es folgt Constantin's Taufe und die Schenkung Roms an den Papst (ebenfalls von Raphael's Schülern ausgeführt; die beiden folgenden Zimmer sind dagegen fast durchgängig von Raphael selbst gemalt.) 2) Im Zimmer des Heliodor: Läuterung und Befestigung des Christenthums; im Besondern: Heliodor wird aus dem Tempel zu Jerusalem, dessen Schätze er plündern will, von einem zürnenden, auf leuchtendem Roß einherstürmenden ge-

wappneten Engel vertrieben, als Hindeutung auf die durch Julius II. (der am Ende des Bildes auf einem Tragſeſſel geſehen wird) erfolgte Befreiung des Kirchenſtaates von den Feinden des apoſtoliſchen Stuhls; ferner das Wunder des zur Glaubenskräftigung eines zweifelnden Prieſters aus der Hoſtie fließenden Blutes bei der Meſſe zu Bolſena (dies Bild iſt gleich den folgenden ausgezeichnet durch lebendiges Colorit); dann Attila, durch die Ermahnungen des Papſtes Leo I. von der Verwüſtung Roms abgehalten, als Hindeutung auf die durch Leo X. bewirkte Vertreibung der Franzoſen aus Italien; endlich des Petrus Befreiung aus dem Gefängniß, geweckt von einem Engel, deſſen Glorie alle Gegenſtände magiſch erleuchtet. 3) Im Zimmer der ſymboliſchen Bezeichnung (Stanza della Segnatura): die Stützen des Chriſtenthums. Als ſolche ſind gedacht die vier geiſtigen Hauptrichtungen, auf denen das höhere Leben der Menſchen beruht, nämlich die Theologie, auf Wolken ſitzend, mit der Linken ein Buch zur Andeutung der kirchlichen Dogmen haltend und als göttliche Weisheit mit einem Olivenkranz geſchmückt, bekleidet mit weißem Schleier (Reinheit des Glaubens) rothem Unterkleid (Farbe der Liebe) und grünem Mantel (Farbe der Hoffnung); ferner die Poeſie, auf einem Marmorſeſſel mit Buch und Lyra in überirdiſcher Schönheit ſitzend, das Haupt mit Lorbeern bekränzt; ihre Adlerflügel und die Sterne auf dem ſchwarzen Schulterbande deuten auf den Flug der Phantaſie zu höheren Regionen, die blaue Farbe des Mantels auf den Himmel; dann die Philoſophie, mit einem Diadem geſchmückt, und in ihren Händen zwei Bücher mit den Aufſchriften Moralis und Naturalis, ſie bezeichnend als Wiſſenſchaft der Sittenlehre und Natur, auf welche letztere die vier verſchieden gefärbten Theile der Kleidung ſich beziehen, das Himmelblau mit goldenen Sternen geht nämlich auf die Luft, das Roth auf das Feuer, das Meergrün mit Fiſchen auf das Waſſer, das Braungelb mit Kräutern auf die Erde; die Gerechtigkeit endlich trägt eine Krone und iſt, wie gewöhnlich, durch Schwert und Waage bezeichnet. Auf dieſe allegoriſchen Figuren beziehen ſich neben denſelben vier andere Bilder, der Theologie iſt nämlich beigeſellt der Sündenfall, der Poeſie die Strafe des Marſyas, als Sieg der wahren

Kunst über die falsche, der Philosophie die Weltkunde, als weibliche Figur vor dem Erdball mit dem Ausdruck der Verwunderung, der Gerechtigkeit das Urtheil des Salomo. Diese sämmtlichen Bilder sind auf Goldgrund, der das Mosaik nachahmt, an der Decke gemalt. Ihre Gegenstände werden veranschaulicht durch die Wandgemälde, diese sind: die Versammlung der Kirchenväter und Heiligen oder die sogenannte Disputa (la Disputa del Sacramento, der Streit über das heilige Abendmahl), als dramatische Darstellung der Theologie in ihrem Schaffen und Wirken, ferner der Parnaß, als dramatische Darstellung der Poesie in einer Versammlung der griechischen, römischen und neuitalienischen Dichter auf dem Parnaß bei Apoll und den Musen; ähnlich zeigt das Leben der Philosophie die Schule von Athen in einer Versammlung ihrer Hauptvertreter, unter denen Plato und Aristoteles hervorragen; außerdem ist in zwei Gemälden dargestellt: die Ertheilung des kirchlichen Gesetzbuches durch Gregor IX. an einen Rechtsgelehrten und die Ertheilung des weltlichen (römischen) Gesetzbuches durch Kaiser Justinian an seinen rechtskundigen Minister Tribonian. 4) Im Zimmer des Burgbrandes (Stanza dell' Incendio), so benannt nach dem vorzüglichsten Gemälde desselben, ist die Hauptidee: Folgen und Wunder des Christenthums im Besonderen dargestellt durch den Sieg Leo's IV. über die Saracenen bei Ostia, durch die von Leo IV. bei heftigem Sturm mittelst des Kreuzeszeichens ausgelöschte Feuersbrunst in der von ihm angelegten Vorstadt des Borgo, durch Leo's III. Schwur, der ihn von den Verbrechen reinigte, wegen deren er bei Karl dem Großen angeklagt war, und in Folge dessen das gute Einverständniß zwischen der geistlichen und weltlichen Macht wieder hergestellt wurde; den Beschluß macht die Kaiserkrönung Karl's des Großen.

Ueber der Sala Borgia ist der Eingang zu dem Flügel des vaticanischen Palastes, welcher wegen seiner reizenden Aussicht auf die Stadt und die umliegende Gegend den Namen Belvedere (Schönsicht) erhalten hat und gegenwärtig die so bedeutenden Kunstsammlungen des Vaticans nebst der Bibliothek in sich schließt. Im Hofe steht ein Springbrunnen mit einer mehr als zwanzig Fuß im Durchmesser haltenden Schale von

orientalischem Granit. Durch den erwähnten Eingang gelangt man zunächst nach einem langen Corridor, dessen vordere Abtheilung den Namen Galleria Lapidaria führt, von der hier aufbewahrten Inschriften-Sammlung aus der christlichen und heidnischen Zeit. Sie beläuft sich auf dreitausend Stück. Auch sind daselbst viele antike Denkmäler, als: Sarkophage, Leichensteine, Brunnen ꝛc., aufgestellt. Die darauf folgende hintere Abtheilung des Corridor's bewahrt die von Pius VII. angelegte Antikensammlung, welche Museo-Chiaramonti heißt. Dazu gehört der von demselben Papst erbaute Saal, welcher den neuen Flügel des Belvedere (il Braccio nuovo) begreift und der an Reichthum kostbarer Marmorarten alle übrigen Säle des Vaticans übertrifft. Keine andere Antikensammlung in der Welt läßt sich jedoch mit dem Pio-Clementinischen Museum vergleichen, indem sich hier der berühmte Torso, der herrliche Apoll, die wundervolle Gruppe des Laokoon und zahlreiche andere ausgezeichnete Schöpfungen der Kunst befinden. Der Torso, (Rumpf) des Belvedere ist das Bruchstück von der Bildsäule eines sitzenden Herkules, den die Löwenhaut bezeichnet und der hier in seiner Vergötterung dargestellt ist. Ein deutlicher Ansatz am linken Knie läßt die Verbindung mit einer anderen Figur vermuthen, wahrscheinlich mit der Hebe, die ihm den Unsterblichkeitstrank reicht. Es fehlen der Statue Kopf, Arme und die Beine bis an den Schenkel; auch das Meiste der Brust und die Hinterbacken sind abgeschlagen; nichts desto weniger erkennt man den idealen, göttlichen Bildungen entsprechenden Stil. Auf dem Sitze steht der Name des Meisters: Apollonius, des Nestor Sohn von Athen. — Die unter dem Namen des Apoll von Belvedere bekannte Statue wurde gegen Ende des 15. Jahrhunderts in den Ruinen des alten Antium gefunden. Der Gott ist in vorwärtsschreitender Stellung, mit Jagdgewand (Chlamys) und Köcherband bekleidet, vorgestellt und scheint so eben einen Pfeil abgeschossen zu haben. Neben ihm steht ein von der pythischen Schlange umwundener Baumstamm. Stellung und Ausdruck der Gesichtsbildung erinnert an Homers zürnenden Apoll, der durch seine Pfeile die Pest im Lager der Griechen verbreitet. — Die Gruppe des Laokoon mit seinen

beiden Söhnen wurde bei den Wasserbehältern der Titusbäder (Sette Sale) entdeckt. Laokoon, Bruder des Anchises und Priester des Neptun zu Troja, widersetzte sich der Aufnahme des hölzernen, der Pallas geweihten Rosses und durchbohrte es mit einer Lanze. Als er darauf dem Neptun am Meere opferte, entstiegen demselben zwei furchtbare Schlangen, welche seine beiden Söhne und den Priester Laokoon selbst umschlangen und erwürgten. Dies tragische Schicksal ist der Gegenstand der Gruppe, die von den Künstlern Agesander, Polydorus und Athenodorus von Rhodus verfertigt wurde. Man sieht den hochherzigen Mann in der Umarmung jener mörderischen Ungeheuer, welche die Rache einer erzürnten Gottheit sendet, erzürnt auf ihn, weil er ihrem Willen entgegen das Verderben seiner Vaterstadt abzuwenden suchte. Und bei diesem Leiden, welches auch seine Kinder trifft, bewahrt er dennoch mit hoher Geisteskraft Fassung und Würde. Vermöge dieser Kraft wird im Antlitz der Ausdruck des Schmerzes gemildert, dessen vollkommene Stärke in allen den Regungen, die außerhalb der Herrschaft des Geistes liegen, in der krampfhaften Anstrengung der Muskeln und in den unwillkürlichen Verzuckungen des ganzen Körpers auf bewundernswürdige Weise zur Erscheinung gebracht ist. Die im Vergleich mit der Figur des Vaters unverhältnißmäßige Kleinheit der Söhne, besonders des älteren, der den Charakter des schon erwachsenen Jünglings zeigt, darf bei Werken der Alten nicht befremden, da diese gar oft das Größenverhältniß der Gegenstände nicht sowohl nach der Natur, als nach der Bedeutung derselben bestimmten. — Aus der Menge der übrigen plastischen Werke sei nur noch die mit dem Namen der Cleopatra getaufte Bildsäule hervorgehoben. Letztere offenbart jedoch vielmehr eine schlafende, als eine mit dem Tode ringende Frau. Sehr wahrscheinlich ist in dieser kolossalen Figur die von Theseus verlassene Ariadne vorgestellt. Sie ist, das Haupt auf den Arm gestützt, mit ungemeinem Ausdruck des Lebens gebaut; selbst die Gewänder zeigen schöpferischen Erfindungsgeist und hohe Meisterschaft in der Ausführung. — Von höchst anziehendem Wesen war im Saale der Musen für mich auch die in Tivoli gefundene tragische Muse. Sie setzt den linken Fuß keck aus-

wärts auf eine Stufe und ſtützt auf dies Knie den einen Dolch haltenden Arm. In der rechten faßt ſie die Maske, und auf ſchön gebogenem ſchlanken Leibe ſchaut ſie mit feinem geiſtreichen Geſicht unter den bekränzten Locken hervor. Endlich muß ich noch erwähnen die Geſtalt eines alten, ziemlich häßlichen, etwas mageren Sclaven, welcher ein Gefäß am Henkel trägt. Ich möchte wohl behaupten, daß gerade in dem freien und großartigen Weſen, mit welchem die Alten ſelbſt ſolche gemeine Geſtalten aufzufaſſen und wiederzugeben wußten, der hohe Stand der Kunſt bei ihnen ſich insbeſondere erkennen laſſe. Einer ſolchen Arbeit ſind die Neuern, die immer nur das Schulmäßig-Schöne darſtellen wollen, durchaus unfähig. — Unter den Schalen fand ich die allerzierlichſten Sachen der Arbeit nach und nichts deſtoweniger oft in dem allergrößten Maßſtab. Sie ſehen beſonders aus rothem Porphyr (Rosso antico), trefflich aus. Um die größte an ihrem Rande zu umſpannen, mußte ich neuntehalbmal das Maß der ausgebreiteten Arme anwenden, ſo daß man ſie alſo funfzig Fuß im Umfange ſchätzen konnte! —

In dem egyptiſchen Muſeum ſieht man die koloſſale Statue des Nil und die ebenfalls koloſſale Statue des Antinous von weißem Marmor, früher im capitoliniſchen Muſeum. Ebendaſelbſt waren auch zwei ſchöne, in den Bädern des Agrippa gefundene Löwen von grünlichem Baſalt. — Das etruskiſche Muſeum verdankt ſeine Entſtehung der reichlichen Ausbeute an merkwürdigen Ausgrabungen, welche in den Jahren 1828 bis 1836 an der Weſtküſte des alten Etruriens beſonders in Vulci, veranſtaltet wurden. Die größten Schätze dieſes Muſeums enthält der große Saal, und namentlich bewahrt ein in der Mitte deſſelben aufgeſtellter Glastiſch alle ausgegrabenen Koſtbarkeiten von Gold und Silber. Dazu gehört auch ein 1836 zu Cerveteri aufgefundener Schatz, der vor Jahrtauſenden in einem alterthümlich gebauten Grabe niedergelegt war.

Die vaticaniſche Gemäldeſammlung iſt nicht ſowohl durch die Anzahl ihrer Stücke, als vielmehr durch die Vortrefflichkeit derſelben ausgezeichnet. Da prangt unter andern die letzte Communion des heiligen Hieronymus von Domenichino († 1641) und die Grablegung Chriſti von Caravaggio († 1609)

mehr aber noch die Krönung der heiligen Jungfrau, die drei theologischen Tugenden (Glaube, Liebe, Hoffnung,) die sogenannte Madonna di Fuligno (die heilige Jungfrau mit dem Christuskinde in einer Glorie) von Raphael, so wie die Verklärung Christi, das letzte Werk desselben Meisters. In der Glorie zu oberst des Bildes erscheint der Heiland schwebend zwischen Moses und Elias. Unter ihnen ruhen auf dem Berge Tabor Petrus, Johannes und Jacobus, die ihre sterblichen Augen vor dem göttlichen Glanze des Erlösers zu schützen suchen. Am Fuß des Berges sind die übrigen Apostel versammelt. Zu ihnen wird ein besessener Knabe gebracht, dessen Angehörigen sie bitten, ihn zu heilen; sie aber weisen zu dem Herrn, als zu dem empor, der allein vom bösen Geiste zu befreien vermag, und deuten durch dies Bekenntniß des menschlichen Unvermögens mittelbar auf die Verherrlichung des Gottessohnes hin. In Hinsicht des Technischen, der Farbenkraft und der Totalwirkung behauptet das Gemälde den Gipfel von Raphaels Kunst. Wie oft bin ich schon in den Vatican gegangen und habe all die vielen Säle, Zimmer und Corridor's mit ihren tausend und tausend Merkwürdigkeiten im Fluge durcheilt, als wäre sonst nichts da, was die Aufmerksamkeit fesseln könnte, nur um eine Weile betrachtend vor diesem Gemälde zu stehen, Geist und Gemüth daran zu erfrischen, und dann wieder hinaus zu treten aus dem Riesengebäude in den großen Garten des Vatican, der sich hinter den Gebäuden des Belvedere unter dem Namen il Boscareccio erstreckt.

Ich erwähne noch die vielgepriesenen Tapeten Raphaels, welche, nach seinen Compositionen, Begebenheiten aus dem Leben Christi und der Apostel enthaltend, in Flandern aus Wolle, Seide und Gold gewirkt wurden, deren vortreffliche Arbeit jedoch in ihrem jetzigen sehr beschädigten Zustande nur in einigen besser erhaltenen Stücken zu erkennen ist. In dem Museum sacrum oder Christianum, welches eine Sammlung von christlichen Alterthümern und Kunstwerken enthält, sieht man viele vorzügliche byzantinische Elfenbeinarbeiten und einige dergleichen Gemälde, darunter die Leichenfeier des heiligen Ephrem, des bekannten syrischen Heiligen aus dem vierten Jahrhundert. Der Leichnam desselben liegt auf einer Bahre, von einer zahlreichen Versamm-

lung von Mönchen umgeben. Aus entfernteren Orten eilen theils Mönche, theils Krüppel herbei, welche vermuthlich von der wunderthätigen Kraft des Leichnams ihre Heilung erwarten. Den Hintergrund bildet eine öde Felsengegend mit den Grotten der Einsiedler, wo sie in ihren verschiedenen Beschäftigungen vorgestellt sind. Ein Mönch auf einer Säule ist wahrscheinlich Simeon, der Stifter der Säulen-Heiligen. Zu oberst des Bildes trägt ein Engel die Seele des heiligen Ephrem zum Himmel. — In der großen vaticanischen Bibliothek sind namentlich die Miniaturen von Handschriften sehenswerth. So die Malereien der berühmten Handschrift des Virgil aus dem vierten oder fünften Jahrhundert und der Handschrift des Terenz aus dem neunten Jahrhundert mit Scenen der Comödien und dem Bildniß des Dichters, das auf Befehl des Kaisers Basilius II. († 1025) gefertigte Menologium, (in der griechischen Kirche dasselbe, was in der katholischen Kirche Martyrologium, d. i. Schilderung des Lebens und Leidens der christlichen Märtyrer), geschmückt mit mehreren Hunderten auf Goldgrund gemalten Miniaturen; ferner ein griechischer Codex der Evangelien mit goldener Handschrift und schönen Figuren der Evangelisten und Apostel, so wie das Brevier des Königs von Ungarn Matthias Corvinus, worin heilige Geschichten, Brustbilder der Heiligen, Genien nebst reichen Blumengewinden abgemalt sind, die mit großer Farbenpracht alle Blätter dieser kostbaren Handschrift verzieren. Unter den Gemälden der Bibliothek ist besonders die antike Darstellung einer Hochzeit im Charakter der mythischen Zeit merkwürdig, bekannt unter dem Namen der Aldobrantinischen Hochzeit.

Das capitolinische Museum, in dem Palast, welcher dem der Conservatoren gegenübersteht, enthält ebenfalls eine außerordentliche Menge von Kunstwerken und Alterthümern, obschon sich diese mit dem Reichthum des Vaticans nicht messen können. Bildsäulen, Büsten, Inschriften, Urnen, Vasen und Sarkophage nebst einer großen Gemäldesammlung füllen zahlreiche Säle und Zimmer. Da schaut man unter vielen anderen merkwürdigen Gegenständen noch die Wölfin von Bronze, welche am Tage der Ermordung des Cäsar vom Blitze getroffen wurde. Eine schöne dreigestaltige Hecate erscheint in ihrer dreifachen

Bedeutung: als Luna im Himmel, mit dem Halbmond auf dem Haupt und Fackeln in den Händen; als Diana auf Erden, in der einen Hand ein Messer, in der andern zwei Schlangen haltend, auf dem Haupt eine phrygische Mütze mit einer Strahlenkrone; als Proserpina in der Unterwelt, durch den Hauptschmuck eines Lorbeerkranzes als Königin des finstern Reiches bezeichnet, die Schlüssel zur Unterwelt und einen Strick haltend, mit welchem man vor Alters den Verschluß der Thüren zu sichern pflegte. Die berühmte ilische Tafel (Tabula Iliaca) von Stuck diente, wie Werke ähnlicher Art, in den Schulen, um den Schülern den Inhalt epischer Gedichte anschaulich zu machen und zeigt Gegenstände der trojanischen Heldensage durch griechische Inschriften erklärt; den Mittelpunkt bildet des Aeneas Flucht nach dem Westlande. Ein kleiner Sarkophag, der die Gebeine des auf dem Deckel dargestellten Knaben bewahrte und aus dem dritten Jahrhundert herrührt, zeigt eine Reihe sehr interessanter Gegenstände in erhabener Arbeit, welche sich auf das Entstehen und den Schicksalslauf des Menschen beziehen. An der Querseite zur Linken sind Deukalion und Pyrrha als die Stammeltern des zweiten Menschengeschlechtes nach dem Untergange des ersten durch die große Wasserfluth abgebildet. An der Vorderseite folgen die vier Elemente: das Feuer, bezeichnet durch Vulkans Schmiede, das Wasser, durch den Ocean mit Ruder und Seedrachen, die Luft, durch den aus einer langen Muschel blasenden Windgott bezeichnet; die Erde endlich erscheint als sitzende Frau mit einem Füllhorn. Weiterhin formt Prometheus den Menschen, auf dessen Haupt Minerva einen Schmetterling setzt, ein Sinnbild der belebenden Seele. Die Schicksalsgöttinnen sind bei der Entstehung des Menschen gegenwärtig. Klotho spinnt seinen Lebensfaden, Lachesis zeichnet mit dem Griffel die ihm durch den Lauf der Gestirne bestimmten Schicksale auf die Weltkugel; bei der in einen Mantel gehüllten Atropos deutet die Sonnenuhr das Zeitmaß an. Es folgen dann die auf das Abscheiden der Menschen bezüglichen Vorstellungen. Der Genius des Todes löscht die Lebensfackel auf der Brust des Sterbenden aus, über welchen die dem Körper entflohene Seele in Gestalt des Schmetterlinges schwebt. Der abwärts lenkende Wagen

der Luna deutet als Sinnbild des Abends auf das Ende des diesseitigen, so wie der ihm gegenüber hinter dem Ocean emporsteigende Wagen der Aurora auf den Anfang des jenseitigen Lebens. Nemesis sitzt als Richterin neben der entseelten Hülle des Menschen, das Buch aufrollend, in welchem seine Thaten verzeichnet sind. Mercur führt die Seele in Gestalt der Psyche mit Schmetterlingsflügeln zur Unterwelt. Zuletzt kommt der an den Kaukasus gefesselte Prometheus, und ihm naht der befreiende Herkules, den Bogen gegen den Geier spannend, der jenem die Leber zernagte: eine Hindeutung auf die Erlösung der Seele nach ihrer vollbrachten Läuterung. — Unter den vielen Büsten bemerke ich die der Sappho, des Sokrates, des Scipio Africanus, des Virgil und des Cicero, so wie des Appius Claudius und der übelberüchtigten buhlerischen Gemahlin des Kaisers Claudius Valeria Messalina. Ein anderer Saal bewahrt über zweihundert Köpfe von griechischen und römischen Philosophen, die mir schon oft anziehenden Stoff zu Betrachtungen und Vergleichungen gegeben. Unter den Statuen gilt die des irrig so genannten sterbenden Fechters, für eines der vollkommensten Werke antiker Bildnerkunst. Sie stellt einen schwer verwundeten mit dem Tode ringenden Barbaren vor, wie man aus der Gesichtsbildung, dem struppigen Haar, dem Knebelbart und dem strickartig (nach gallischer Weise) gewundenen Halsband schließen muß. Der Mann ist ganz nackt, mit einer unter der rechten Brust empfangenen Wunde auf einem ovalen Schilde sitzend, auf dem ein zerbrochenes, krummes Blashorn liegt. Um diese Statue sieht man immer eine Menge römischer und fremder Kunstfreunde versammelt. Selbst der völlig Ungebildete bleibt staunend vor der hingesunkenen Marmorgestalt stehen, aus deren tiefer Brustwunde die letzten Blutstropfen rieseln, in deren ausgeprägten Gesichtszügen man die Zuckungen des Todesschmerzes erkennt, deren herkulischer Gliederbau in gesteigerter Kraft die zitternden, von heftigem Kampf geschwellten Muskeln zum letzten Mal erbeben macht. Außerdem gehört zu den größten Schätzen dieser Sammlung: Amor und Psyche, die Leda und die capitolinische Venus, letztere nächst der mediceischen Venus in Hinsicht der Ausführung die schönste der öfter wiederholten Ge-

stalten jener Göttin, wo sie im Ausdruck der schamhaft zu verbergenden Reize erscheint. Die Vortrefflichkeit der Arbeit wird noch durch die vorzügliche Güte des parischen Marmors erhöht, aus dem das idealische Bild gefertigt wurde. In Berühmtheit wetteifern mit demselben die capitolinischen Tauben. Es ist ein antikes Mosaikgemälde, das man in der Villa des Hadrian bei Tivoli fand. Auf einer Schale von mäßigem Umfang sitzen vier dieser anmuthigen Sinnbilder der Unschuld. Die Schale ist mit Wasser gefüllt, in welches zwei der Tauben sich zum Trinken hinabbeugen. Nicht nur muß man die täuschende Wahrheit in Bewegung und Haltung dieser Thiere, die sie lebendig erscheinen lassen, bewundern, es überrascht auch die glitzernde durchsichtige Helle der Flüssigkeit, die sich in der Schale zu bewegen scheint. Wir preisen es schon als ein hohes Verdienst, wenn wir das Spiel bewegter Wellen, den Glanz ruhigen Wassers mit leidlicher Treue durch Farben wiedergegeben sehen; wenn wir dies aber durch Steine in höchster Vollendung dargestellt sehen, so kommt es uns in der That zauberhaft vor. — Unter den eigentlichen Gemälden strahlt in Glorienschein der Kunst: der Hirt Faustulus, welcher den Romulus und Remus bei der Wölfin findet, von Rubens; Jesus und die Ehebrecherin von Tizian; die Darstellung Christi im Tempel von Fra Bartolomeo; die wahrsagende Frau von Caravaggio; der Tod der heiligen Petronella von Guercino; ein Jahrmarkt mit vielen lebensvoll ausgeführten Figuren von Johann Breughel und andere mehr. —

Die Privatsammlungen in und um Rom sind so zahlreich, daß man, obgleich sie leicht zugänglich, lange Zeit braucht, um nur die hervorstechendsten derselben zu sehen. Ich besuchte den am Corso gelegenen Palast Sciarra. Das Gebäude ist alt, von imposantem Aeußern, mit prächtigem Marmorportal. Die Familie ist verarmt. Dennoch tastet sie die von glücklicheren Vorfahren gesammelten Schätze nicht an; auch würde dies ein Verstoß gegen römische Sitte sein. Die Gallerie Sciarra enthält vier Säle, von denen einer ganz mit Landschaften ausgefüllt ist. Ich will nur einen über alle Beschreibung trefflichen „Violinspieler" von Raphael anführen; ferner „die Bescheiden-

heit und die Eitelkeit" von Leonardo da Vinci: zwei Frauengestalten, die eine züchtig verhüllt, die andere bloßen Busens, mit Blumen in der Hand und funkelnden Diamanten im reichen Haar, mit übermüthigem Lächeln der Ermahnungen spottend, welche ihr die Freundin mit warnend erhobenem Finger zuruft. Zwei Magdalenen von Guido Reni können lehren, wie ein großer Künstler einen und denselben Gegenstand ganz verschieden aufzufassen verstand. Die eine, deren nackter Oberkörper von den goldenen Wellen des reichen blonden Haares durchsichtig verschleiert wird, während das sehnsüchtige Auge Verzeihung flehend zu dem herabschwebenden Engel aufblickt, soll der Künstler zuerst gemalt haben. Er war nicht zufrieden mit seiner Arbeit, wodurch ihm die Buße der schönen Sünderin zu wenig ausgedrückt schien. So bekleidete er denn in einem zweiten Gemälde die Büßende gänzlich, und die Wurzeln auf dem Stein neben ihr müssen anzeigen, daß sie allen Freuden der Welt entsagt hat. In der That muß man dieser letzteren Auffassung den Vorzug geben. Endlich stehen noch „die Spieler" von Caravaggio auf der Stufe künstlerischer Vollendung. Drei Männer in reicher Tracht sitzen da um einen Tisch und spielen Karten. Einige der Glücksblätter liegen auf der Tafel, und ohne Zweifel hat der verschmitzt lächelnde Schalk, der seine noch übrigen Karten hinterrücks verbirgt, ausgespielt. Der ihm gegenüber Sitzende erhebt halb warnend, halb drohend die behandschuhte Hand. Wahrscheinlich ist die Reihe des Zugebens an ihm und er überlegt nun, wie er sich aus der Klemme ziehen soll. Der Dritte zwischen den Beiden mitten inne Sitzende sieht mit tiefem ernsten Nachdenken in sein Spiel. Ein wunderbares Leben beseelt die Gruppe dieser drei Spieler, über welche alle Gluth der Leidenschaft, Erwartung, Furcht, Spannung in sprechender Anmuth ausgegossen ist.

---

Das Sommerklima Roms beginnt seine schlimmen Seiten herauszukehren und wird mich wohl bald in's Gebirge treiben. Seit den letzten acht Tagen kämpfen fast beständig Gewitter in der Luft, welche, weil sie nicht zu voller Entladung kommen,

die Hitze noch vergrößern. Faſt überall, beſonders ſobald ich die hochgelegenen Theile der Stadt verlaſſe, empfinde ich, wie in friſchgekalkten Wohnungen, einen drückenden Dunſtgeruch, in welchem ich die Malaria zu erkennen glaube. Namentlich geſtern war er, gleich nach Sonnenuntergang, ſehr ſtark in der Villa, wie hier die Villa Borgheſe vorzugsweiſe genannt wird. Dieſer Park iſt übrigens wie der größte ſo auch der ſchönſte aller römiſchen Villen. Stundenlang kann man ihn durchſtreifen und entzückt ſich an immer neuen Fernſichten und Baumgruppen. Er umſchließt nächſt den ehemaligen Gärten Giuſtiniani auch die kleine Villa Raphaels. Sie liegt am Hügelrande eines Wieſenthales unter prächtigen Bäumen, gegenüber den nördlichen Spaziergängen auf Monte Pincio. Da hat nun dieſer ewig junge, göttliche Genius gelebt und geliebt! Da mag er oft an der Seite ſeines Giulio Romano geſchwelgt haben in den Farbentönen jener Gebirge von Tivoli und Albano, die zuweilen in einem tiefgeſättigten Blau erſcheinen! Da mag er oft voll ſchöpferiſcher Gedanken geluſtwandelt haben unter Steineichen und Cypreſſen, aus deren Schattenmaſſen die Kuppel St. Peters hervorragt! Auf jenem Altan mag ihn oft der über den Pinien golden emporſchimmernde Mond in den Armen ſeiner Fanarina belauſcht haben! —

In der Villa Borgheſe fand eine Tombola ſtatt. Das iſt eine Lotterie zu milden Zwecken. Halb Rom war in die Villa geſtrömt und ſelbſt aus der Umgegend ſah man Landleute und Städter. Der Hauptſchauplatz war ein ungeheurer ovaler Raſenplatz, eingefaßt von einer dreißig bis vierzig Schritt breiten Rennbahn, in welcher ſpäter zur Feier dieſes Lotteriefeſtes Wettrennen gehalten wurden. Dieſe Rennbahn iſt gegen die Mitte des Raſenplatzes hin durch eine etwa vier Fuß hohe Tarushecke abgegrenzt. An der entgegengeſetzten Seite aber zogen ſich rings um dieſes grüne Raſenoval amphitheatraliſch Steinterraſſen als Sitz- und Stehplätze für die Zuſchauer bis zur Höhe eines mäßigen zweiſtöckigen Hauſes. An dem oberen Ende dieſes Amphitheaters erhoben ſich die rothbehangenen, mit Teppichen geſchmückten Tribünen, auf denen ſich das Glücksrad, die Nummerntafel, der die Nummern ziehende Waiſenknabe nebſt

den Directoren der Lotterie befanden. Zu beiden Seiten waren auf ähnlichen Tribünen Plätze für Zuschauer von hohem Range und bezahlende Fremde errichtet. Alle übrigen Anwesenden füllten im buntesten Gemische die Steinterrassen und Steinsitze des Rasenovals, ja einen Theil von diesem selbst oder die umgebenden Hügel- und Gartenpartieen. Es mochten mindestens funfzig Tausend Menschen sein, und da es Sonntag war, hatte sich Alles auf's Beste angethan, die Frauen des Volkes mit schweren goldenen Ohrgehängen und Ketten, zahlreichen Ringen, die fast alle Knöchel der Hand bedeckten, und Korallenschnüren. All dieser Schmuck ist selbst bei den geringsten Frauen ächt, bis auf die silbernen und vergoldeten massiven Kämme und die langen dolchartigen silbernen Nadeln, welche sie im schwarzen Haare tragen; denn keine Römerin erniedrigt sich dazu, Unächtes zum Schmuck zu verwenden. — Als ich ankam, hatte die Ziehung der Tombola so eben begonnen, und die lebendig bewegte Menschenmenge bot den heitersten erfreulichsten Anblick. Blitzend wirbelte das goldene Glücksrad im hellen Sonnenschein. Der phantastisch aufgeputzte Waisenknabe trat hinzu, zog eine Nummer heraus nnd gab sie einem nahestehenden Aufseher, durch den sie der Ausrufer empfing. Schmetternder Trompetentusch! Nove! (neun) ruft der Herold mit donnernder Stimme. Zugleich erscheint die Zahl auf allen, nach vier Seiten hin errichteten Nummerntafeln, und noch einmal allein, in kolossaler Größe an einer Drehscheibe. Alles sucht und notirt eifrig die Zahl auf seiner Nummerntafel, deren jede funfzehn Nummern enthält. Plötzlich erhebt sich ein ungeheures Geschrei mit einem wahrhaft infernalischen Gepfeife und Gezische. In Sturmeseile durchfliegt ein schwarzgekleideter Pfaffe den weiten Raum, welcher die Zuschauer von der Tribüne der Tombola trennt. Er ist der Glückliche, er hat die erste Nummerreihe seiner Tafel gefüllt, er hat gewonnen. Alles wird todtenstill, in athemloser starrer Erwartung. Der Schwarze unterhandelt mit den Wachen und zeigt seinen Zettel vor. Aber, o des Mißgeschickes! Der gute Pater hatte sich geirrt und im Feuer der fieberhaften Aufregung unter seinen Nummern eine falsche Zahl notirt. Eilig flüchtet er in das Gedränge zurück, begleitet von unendlichem Hohnge-

schrei, Pfeifen und Ziſchen. Solche Irrthumsſcenen wiederholten ſich noch drei bis vier Mal; doch Keinem ward ſo leidenſchaftlich mitgeſpielt als dem Geiſtlichen, und nachher machte ſich die Freude, daß nun für einen Jeden noch die Möglichkeit des Hauptgewinnes wieder erlangt ſei, in immer neuen Ausrufungen Luft, bis das Trompetengeſchmetter die Ziehung einer anderen Nummer verkündete. Endlich erſcholl der Jubelruf: Tombola; mit einem ſolchen Tone der Gewißheit, daß man faſt ahnen konnte, diesmal ſei kein Irrthum im Spiel. Und ſo war es auch. Der Glückliche, deſſen Nummern auf ſeinem Lottozettel alle durchſtochen waren, befand ſich ganz in meiner Nähe. Es war ein Haarkräusler, der den Hauptgewinn von fünfhundert Scudi*) davon trug. Sobald es feſtſtand, daß all den Tauſenden der heiß erſehnte Gewinn nun wirklich von einem Einzigen entriſſen ſei, entſtand abermals ein Ziſchen und Pfeifen des Aergers und der Mißgunſt, daß ſelbſt die Muſikfanfare, welche das Glück verkündete, übertönt wurde. Zwei andere geringere Gewinne von hundert und von funfzig Scudi fanden nach wenigen Minuten ebenfalls ihren Mann. Sehr betrübt ſagte mir abends meine Aufwärterin, welche ſich auch auf einen tüchtigen Gewinn geſpitzt hatte, daß es zwei Foreſtiere (Fremde) geweſen, die den Römern dieſe Gewinne weggeſchnappt. Die Lotterieſpielwuth hat übrigens hier alle Stände, alle Lebensalter angeſteckt. Vornehm und gering, Fürſt und Bettler, Greiſe und Kinder, Alles ſpielt; denn das Lotto iſt ſo eingerichtet, daß ſelbſt der Bettler ihm ſeinen Bajocho darbringen kann. — Nach Beendigung der Tombola wurde mit großer Mühe von dem Bürgermilitair unter Trommelſchlag die Rennbahn von Zuſchauern geräumt, damit die Wettrennen, durch welche den vielen Tauſend Nicht-Gewinnern ein Erſatz gewährt werden ſollte, vor ſich gehen könnten. Zuerſt ritten vier Knaben; das wollte wenig bedeuten. Dann aber eben ſo viel erwachſene Mädchen einer Kunſtreitergeſellſchaft. Dieſer Anblick war eigenthümlich. Phantaſtiſch aufgeputzt, in vier verſchiedene Farben gekleidet, weiße

*) Ein römiſcher Scudi (Silbermünze) enthält 100 Bajocho = 1 Thlr. 13 Sgr. 6 Pf.; ein Bajocho alſo = $5^1/_3$ Pfennige, und 100 Scudi = 145 Thlr.

Federn auf den goldbesetzten Baretten, flogen sie sausend im wildesten Jagen dahin. Lauter Jubel erhob sich. „Die Blaue gewinnt!“ „Nein, die Rosenrothe!“ „Es gilt!“ Wetten wurden geschlossen. Jetzt bei der Biegung gewinnt die Blaue die innere Seite des Circus. Das Barett entfällt ihr, und die rabenschwarzen Locken flattern sich ringelnd durch die Lüfte. Sie legt sich vor über den Hals ihres dahinschießenden Schimmels, ihr weißes Gewand bauscht sich wie ein Segel im Winde, sie peitscht ihr schnaubendes Roß und treibt es mit wildem avanti! (vorwärts) an, dicht hinter ihr die andern. Noch eine Biegung, und die Tribüne ist erreicht; aber das kollerig gewordene Pferd schießt weiter, und erst, nachdem sie noch einmal fast die Hälfte der Bahn durchmessen, gelingt es ihr, den Schimmel zu bändigen, worauf sie dann zurücksprengt, um an der Tribüne die Preisfahne in Empfang zu nehmen, mit welcher sie, von den übrigen begleitet, unter lustiger Musik und Bravorufen die Rennbahn durchzieht. — Noch interessanter und schöner anzusehen war das jetzt folgende Rennen auf antiken zweiräderigen Wagen mit Zwiegespann. In antiker Tracht, grünen Kränzen in den Haaren, standen die Wagenlenker auf ihren Rennwagen. Das Signal ward gegeben, und wie ein Blitz schossen die vier Wagen neben einander hin. Dies Rennen ist das gefährlichste; doch lief alles glücklich ab. Die Leute fuhren meisterhaft geschickt. Der eine blieb gleich anfangs entschieden zurück, zwei aber machten sich lange den Sieg streitig. Der, welcher den Vorsprung hatte, wandte alle Kunst an, dem dicht hinter ihm nachfolgenden bei jeder Biegung an dem Versuche des Vorbeifahrens zu hindern, indem er ihm durch eine scharfe Wendung den Weg verrannte. Endlich, ganz nahe am Ziel, gelang es dem zweiten doch, mit Haaresschärfe zwischen der Wand und dem Wagen des Vordermannes hindurchzujagen, und der Sieg war sein. Tausendstimmiges Jauchzen, Beifallklatschen und Bravorufen begleitete den Zug des Siegers, als er unter rauschender Musik stolz die Bahn durchzog.

Mit Ausnahme jener einzelnen Ausbrüche südlicher Lebhaftigkeit, deren ich bei der Tombola erwähnte, fand ich das Benehmen des Volkes höchst anständig. Weder bei dieser Gelegenheit, noch sonst irgendwo, habe ich irgend einen Zug von

Roheit, Gemeinheit und Brutalität wahrgenommen. Als ich nach Hause ging, sah ich in einer Seitenstraße Gruppen von Mädchen, groß und klein, die zum Schalle eines Tamburro (Trommel) den Saltaretto tanzten. Während ich still stand, um ihnen zuzusehen, zogen nach und nach mehrere Trupps junger Gesellen an den Tanzenden vorüber, ohne sich irgend eine Störung durch Wort, Blick oder Geberde zu erlauben. Die Straße war eng, und Mehrere, welche sich unter dem Arm gefaßt hatten, lös'ten ihre Reihe auf und gingen einzeln an den Tanzenden vorbei, um sie nicht zu unterbrechen. Aehnliches dürfte bei uns Nordländern nicht leicht vorkommen.

---

Wieder ein paar Ausflüge. Zuerst will ich von einer Luftfahrt nach Tivoli Rechenschaft geben. Die dahin führende Straße folgt der alten Via Tiburtina, welche ungefähr vier Miglien oder eine Postmeile vom Lorenzo-Thor auf antiker Brücke den Teverone (Anio) überschreitet. Es ist kein Genuß, auf diesen römischen Straßen zu fahren. Ihr Pflaster besteht freilich aus sehr großen unregelmäßigen Basaltquadern, auf denen der Wagen leicht und ohne zu stoßen fortrollt; doch die im Laufe so vieler Jahrhunderte schadhaft gewordenen Stellen, welche die heutigen Römer leider nur mit kleinen Basaltbrocken ausgebessert, machen in dem Fremden die Wohlthaten unserer Chaussee rege, deren übrigens Italien und selbst der Kirchenstaat hin und wieder vortreffliche besitzt. — Der Morgen war herrlich, und die Campagna in ihrer melancholischen Größe und Stille von Morgenduft umschleiert, mit ihren flachen, selten bebuschten Hügeln, die sich vor den fernen blauen Bergen lagerten, bot die anziehendsten Blicke dar. Einzeln stehende Osterien, eben so liederlich als malerisch, liegen an der Straße und wimmeln meistens von Ochsen und Maulthiertreibern oder von Feldhütern, die mit langen Flinten bewaffnet, auf kräftigen Rossen ganz ritterlich aussehen. Hin und wieder zeigt sich in der braunen zerrissenen Fläche eine Tenuta (Meierei), in deren Nähe Rinder- und Schafheerden von Hirten mit spitzen zerlöcherten Hüten und rauhhaarigen Hosen aus Ziegenfellen in lockerer Umzäunung

gehütet werden. Die herrlichen silbergrauen Stiere mit breiten Hörnern sind vorzugsweise der Campagna eigen. Auf Steinhaufen oder auf dem zerbröckelnden Thürbogen einer zerfallenen Villa sieht man wohl Jungen mit schwarzlockigem ungekämmten Haar und ebenfalls rauhhaariger Ziegenfell-Bekleidung sitzen, welche auf einer Art Clarinette unmelodische Lieder blasen. Daneben aus der verborgenen Tiefe einer Puzzolanhöhle schlägt Rauch und Flamme eines Feuers auf, an dessen prasselnder Gluth die Frau oder Tochter eines Hirten Pataten röstet oder irgend ein Geflügel am Spieße brät. Ihr purpurrothes Kopftuch, das in Form eines Daches auf dem Scheitel ruht und zu beiden Seiten weich gebogen das Gesicht einfaßt, wird bisweilen vor der weißgrauen Rauchsäule sichtbar. Dabei hört man den improvisirten Gesang der Geschäftigen, die immer nach einer und derselben nichts weniger als schönen Melodie Alles besingt, was ihr gerade einfällt.

Merkwürdig war mir ungefähr auf der Mitte des Weges der Lago di Tartaro, zur Linken auf einer Wiese gelegen. Die Niederschläge eines in vulcanischem Trichter hier aufgestauten Süßwassers, welche als Kalktuff um unendliche, jetzt längst verwes'te Rohrstengel sich angehäuft und noch die ganze röhrige Gestalt behalten haben, gewähren mitunter den sonderbarsten Anblick, und alle diese Krustenbildungen umgeben mit wallartigem Gürtel das trübe Gewässer des Sees. Ein Abfluß desselben, die Solfatara, rinnt mit grünlich milchiger Farbe über den Weg, und weit hinaus riecht man den widerlichen erstickenden Dunst von dem ausgehauchten geschwefelten Wasserstoffgas. Als wir das Ufer des regungslosen Sees erreichten, lagen jenseits die dunkelblauen Wände der Sabiner-Gebirge, im Hintergrunde geschlossen von zackigen Gipfeln, die im Feuer der aufgehenden Morgensonne rosenroth brannten. Vor den zusammenhängenden sich kühn und hoch aufgipfelnden Gebirgsmassen lagen die drei kegelartig geformten, mit weißglänzenden Städtchen gekrönten Berge S. Angelo, Colle Cesi und Monticelli, der letztere häuserreiche Ort von der Sonne mit blendend hellem Lichtschein übergossen. Diese ganze entzückend schöne Gegend tauchte mit einem Male aus der Tiefe des stillen Sees, von

wunderbar zarten und weichen Farbentönen umwoben, vor uns auf, und jeder kleinste Gegenstand, von den Trauerweiden, die ihr mattgrünes Haar auf der Oberfläche des Sees treiben ließen, bis auf die incrustirten Disteln, Gräser und Reisig-Aestchen, spiegelte sich in dem weit offenen Landschaftsauge. Wahrlich man hätte stundenlang in der Betrachtung dieses Bildes schwelgen mögen! —

In unmittelbarer Nähe der Brücke, die sich bei Tivoli über den durch Schilfrohr rollenden Anio wölbt, erinnert das Grabmal der Familie Plautia an die Vergangenheit. Das große Rundgebäude ist, ähnlich dem Grabmal der Cäcilia Metella, im Mittelalter durch Aufmauern von Zinnen zu einem Kastell-Thurm geworden und nun dick mit Epheu bewachsen. Wir fuhren von hier rechts ab nach der viel genannten Villa des Hadrian, anderthalb Miglien von Tivoli entfernt. Diese Villa, die größte und glänzendste aller Zeiten, bestand aus einer Menge von Gebäuden, Gallerien, Museen, Theatern, Casernen, Tempeln und Bädern, deren Ruinen einen Raum von fünf Viertelstunden in der Länge und einer halben Stunde in der Breite bedecken. Diesen Raum muß man sich parkartig von Baumgruppen und Alleen, so wie von Weinbergen und Feldern durchflochten vorstellen. Man sagt, Hadrian, ein Verehrer der Kunst und Zögling griechischer Geistesbildung, habe hier Alles vereinigen wollen, was ihn in den entferntesten Provinzen seines Reiches besonders angesprochen. Da gab es eine Akademie des Plato, ein Lyceum des Aristoteles, eine Pökile (bunte Halle) der stoischen Schule, ein Prytaneum (Senatoren-Speisehaus) in Athen, ein egyptisches Canopus oder Serapeion (Tempel des Serapis, der als Sonnengott auch an die Stelle des alten Nilgottes Canopus trat), das nachgeahmte Tempethal von Thessalien, eine Ringschule, und außerdem eine Bibliothek, einen Fischteich, drei Theater, fünf Tempel nebst ungeheueren Casernen für die Kaisergarde, und in der Mitte des Ganzen ein prächtiges Wohnhaus. Viele von diesen eben so umfangreichen, als geschmackvollen Gebäuden sind theilweis noch erhalten; so der Tempel der Stoiker und ein kleines Theater nahe am Eingang zur Villa. Ein anderer ansehnlicher Raum führt den Namen

Teatro Marítimo (Meer-Theater), weil man darin einen Mosaikfußboden entdeckte, der eine Menge Abbildungen von Meerthieren enthielt. Ueberhaupt wird die Villa als Fundort von vielen der vollendetsten Kunstschätzen bezeichnet, die man in den Museen Roms aufbewahrt. Die schönsten Cypressen, Pinien, Lorbeer-, Oel- und Feigenbäume beschatten jetzt die zerborstenen und eingestürzten Hallen; üppige Farrn und Schlingpflanzen wuchern in den Mauerritzen; Eidechsen und Schlangen haben Besitz genommen von den verwitternden Ruinen des kaiserlichen Prachtbaues, zu deren Besichtigung wir über zwei Stunden brauchten. Ein Feldhüter vertritt die Stelle eines Führers.

Auf steilem und ziemlich hohem Hügel, dicht mit Oliven bewachsen, steigt man nach Tivoli hinan, einer kleinen Stadt von 5000 Einwohnern auf den Trümmern des alten Tibur. Enge schlecht gepflasterte Straßen, finster aussehende Häuser, zerlumpte Kinder, Krüppel und Bettler aller Art, dazwischen stolz blickende Frauen und Mädchen von namenloser Schönheit, lassen uns sogleich erkennen, daß wir uns im Kirchenstaat und zwar in einem Orte jenes glücklichen Gebirgslandes befinden, das von jeher in dem Rufe stand, die reizendsten Frauen zu erzeugen. Die erquickende Luft der Berge und das krystallhelle Wasser mögen zusammengewirkt haben, um den Frauen der Städte Tivoli, Subiaco, Frascati, Albano, Genzano, Nemi, Velletri, Cova ꝛc. diese elastisch geschmeidigen Glieder, diesen schlanken Wuchs, diese junonischen Nacken, diese zarte Hautfarbe, dieses reiche rabenschwarze Haar und diese gebietenden Gluthaugen nebst all' der Grazie zu verleihen, wodurch sie sich vor Andern ihres Geschlechts auszeichnen. Aber auch die Natur sucht hier ihres Gleichen; denn außer den Umgegenden Neapels und Sorrents verdient das Tibur der Alten durch pittoreske Felsenlage, durch Reichthum der üppigsten Vegetation, durch die Pracht seiner Katarakten und durch historisch bedeutsame Erinnerungen unter allen italienischen Städten den ersten Preis. Von dem vormaligen kriegerischen Sinne dieser Gebirgssöhne zeugt, daß sie einst ihren größten Tempel dem Herkules weihten. Das Christenthum schuf ihn zur Kathedrale um. Außerdem verehrten die Tiburtaner die keusche Vesta und die geheimniß-

volle Sibylle. Die einfach heiteren Tempel beider Göttinnen sind noch heut Gegenstand freudiger Betrachtung. Sie liegen in der Nähe des Wirthshauses zur Sibylle am Rande des Felsenschlundes, in dessen romantische Tiefen sich ein Arm des Anio hinabstürzt. Den Tempel der Sibylle, jetzt die Kirche San Giorgio, schmückt eine Halle von vier schlanken jonischen Säulen; den nahe am brausenden Abgrunde stehenden Vestatempel umgiebt ein Kranz streifig ausgekehlter (cannelirter) Säulen, von denen mehrere zertrümmert sind. Ihre Häupter zeigen zierlich gearbeitete Lilien. Am Gebälk bemerkt man Ochsenschädel und Blumengewinde. Aus den Fenstern des genannten Wirthshauses übersieht man den größten Theil der Schlucht mit ihren schäumenden Silberbächen, eine der malerischsten Partien der Stadt, und das Bergthal, aus welchem der Teverone (Anio) hervorbricht. Aber nun hinab zu den Grotten in der Tiefe der Schlucht selbst! — Da ist Alles malerisch: Fels, Gesträuch, Pflanzenwuchs, die Wasserstrahlen, die an mehreren Stellen aus dem Fels hervorstürzen, die Häuser und Kirchen der oben lagernden Stadt, die Säulen des alten Tempels und die von Silberdunst erfüllten mit Versteinerungen und Tropfstein phantastisch decorirten Höhlen! Welche wundersame Bildung dieser von mäandrischen Schling-Gängen durchzogenen, porösen und doch so harten sogenannten Travertin-Felsen aus Süßwasser-Kalktuff, der mit seinen krausen Formen noch die Wellen dieser Wasser, denen er selbst seine Entstehung verdankt, nachzuahmen scheint! Die gegenüberliegenden Felswände sind von zartem blaugrünen Gras überzogen, welches ihnen das Ansehn des aus Kupfer-Zersetzung gewonnenen blaßgrünen Malachits giebt! Welche wunderbar ausgewaschenen Höhlungen dieser Neptunsgrotte! Und welch raketenähnliches Sprühen dieser zerstäubenden Wasserwogen! Ein doppelter Regenbogen schwebt in der schimmernden Nebelwolke und im Durchblick nach außen hin erscheint kreisend über dem Katarakt ein brauner Falke! — In früherer Zeit brach in der Neptunsgrotte ein noch größerer Wasserstrom des Teverone aus unterirdischer Schlucht hervor; aber seit 1837 hat man diesem Flußarm ein anderes Bett angewiesen, da seine unterwühlenden Wellen der Stadt gefährlich

wurden. Er ergießt sich jetzt in einem prachtvollen Bogen unterhalb der Stadt in die Tiefe und seine Wassermasse ist so bedeutend, daß eine hohe flimmernde Staubsäule aus der Schlucht emporsteigt und oft im Sonnenschein wie eine siebenfarbige Wolke über dem Thale schwebt.

Nachdem wir auf der freien Terrasse hinter dem Tempel der Vesta ein frugales Mahl eingenommen, ging's in das Thal der Aquäducte. Dies Thal liegt in großartiger Gebirgseinsamkeit etwa drei Viertelstunden hinter der Stadt und führt seinen Namen von den Trümmern zweier Wasserleitungen, die ihre Bogen theils über das Bett des Flusses, theils an den Berggeländen hinschwingen. Schon der kahlgipfeligen Bergformen wegen verdient dies stille poetische Thal einen Besuch. Auf nahen und fernen Höhen schimmern weiße Flecken oder vereinzelte Schlösser; Aecker mit Oelbäumen und Immergrüneichen bedecken die sanfteren Abhänge, und im Vordergrunde dicht am Flusse, der unter flüsterndem Schilfrohr dahinrollt, schließt ein gewaltiges Thorgemäuer mit halb eingestürzter Thurmwarte das Thal. Will man jedoch die volle unbeschränkte Ansicht des Teveronethales, des Felsens, auf welchem die alte Stadt liegt, und der Wasserstrudel haben, die an vielen Stellen unter den Häusern aus schmalen Oeffnungen hervorbrechen und in's Thal hinabstäuben, so muß man den Fluß überschreiten und in einem weiten Bogen, immer dicht am Bergeshange, die Thalschlucht umkreisen. Dieser Weg gewährt durch die vielen Ansichten voll mannigfaltiger Reize großen Genuß. Man berührt eine Grotte mit schwach rieselnder Quelle. Es ist die Grotte des Catull: ein wirklich beneidenswerther Dichterwinkel voll schattiger Kühle! Durch einen Wald uralter verkrüppelter Oelbäume gelangt man dann weiter zu den dichtbewachsenen umfangreichen Ruinen der Villa des Quinctilius Varus. Von hier aus übersieht man sämmtliche Cascaden. Sie überschäumen den Felsen in wohl zwölf bis vierzehn Bächen, die gleich breiten Glanzbändern über das schwärzliche oder braungelbe Gestein herabflattern. Darüber thürmt sich die Stadt mit der imposanten Kathedrale, und zur äußersten Rechten schließen das Bild die gewaltigen Mauern der Villa des Mäcen, aus deren Fenster ebenfalls eine Cascade

in's Thal hernieder orgelt und deren Räume man jetzt zu einer Eisenfabrik benutzt. Die reichbewässerten Felsen sind mit Massen von Huflattich überzogen, und im Thale traf ich auf Kapernsträuche. — Rückkehrend zur Stadt, durchwanderten wir noch eine Allee uralter riesenhoher Cypressen und Lorbeerhecken im Garten der durch schöne Lage berühmten Villa d'Este. Welche Aussicht vom Altan dieser Villa auf Tivoli und seine ölbebauten rundlich geformten Hügel, auf den vulkanischen Kegel des Soracte und die weite Campagna mit dem fern dämmernden Rom, und dies Alles getaucht in Abendsonnengold! — Während der westliche Horizont röther und tiefer das Blau des Himmels wurde, fuhren wir heimwärts. Endlich sank die Nacht herab, und mit einer bei uns ungewöhnlichen Helligkeit erleuchtete der Abendstern das ihn umgebende Gewölk, ganz wie bei uns das Licht des ersten Mondviertels. Näher gegen Rom waren die dichten Büsche des Adler-Farrenkrautes von tausend Leuchtkäfern gar herrlich illuminirt.

Auch Frascati habe ich besucht. Der Weg geht zur Porta di San Giovanni (zum Johannisthor) hinaus und windet sich, vorüber an Ruinen, durch Weinberge und Olivenpflanzungen allmählig bergaufwärts bis zu den Waldgebirgen, von deren Abhängen Frascati und höher noch Rocca di Papa hell entgegenschimmern. Ich war erst des Nachmittags in Gesellschaft mehrerer Künstler von Rom ausgefahren, und da wir bis nach Frascati zwölf Miglien (sechs Stunden) zurückzulegen hatten, so erreichten wir erst spät abends unser Ziel. Fröhlich schmaus'ten wir in der hohen gewölbten Halle des Gasthofes, der rechts vor dem Thore der Stadt liegt. Die uns begleitenden Römer waren unerschöpflich in heiteren Scherzen und artigen Stegreif-Dichtungen von Trinksprüchen. Der Fracatiner Wein mundete mir ganz vorzüglich als der edelste Traubensaft, den ich bis dahin kennen gelernt. Er ist lieblicher und wohlschmeckender als selbst der Champagner. Am Schlusse unseres Abendessens, als für Jeden von uns die große dreiarmige Lampe angezündet ward, um unsere Nachtruhe zu suchen, reichte der meinen Gefährten befreundete Wirth noch Jedem von uns einen Nachttrunk, der aus einem besonders trefflichen Mutterfäßchen

zu ſtammen ſchien. Denn außer ſeinem duftigen Wohlgeſchmack hatte er die Wirkung, daß ich mich eines ſo erquicklichen Schlafes erfreute, wie ich ihn lange nicht genoſſen und nach ſo feurigem Weine kaum hoffen durfte. — Früh morgens gingen wir die kleine reizende Stadt hinauf, um Villa Aldobrandini oder „Belvedere", jetzt im Beſitz des Fürſten Borgheſe, die ſchönſte der hier befindlichen Villen, zu beſehen. Hohe gewaltige Eichen und Ulmen umgeben das Luſthaus, welches mit Recht den Namen Belvedere führt. Alles, was ich im Inneren ſah, Einrichtung und Geräth, Bücherſammlung und Kunſtwerke, deutet auf wahrhaft königliche Fülle des Beſitzes, wie nicht minder auf Geſchmack, Bildung und Gemüthlichkeit. In der Mitte des großen Saales ſpringt ein Brunnen. Durch die Glasflügelthüren des Saales blickt man auf einen Waſſerfall, der in drei Abſätzen wohl an die achtzig Fuß hoch hinabſtürzt, während an ſeinem Fuße eine Fontaine ihren Waſſerſtrahl haushoch in die Luft ſchleudert, der tauſendfach zertheilt in ein großes mit perlendem Schaum erfülltes Granitbecken ſinkt. Stattliche ſilbergraue großgehörnte Kühe lagerten an dieſem Becken im hohen Graſe; und durch die mächtigen Bäume und über ſie hinweg, aus den Fenſtern und von den Altanen des Schloſſes überſchaut der Blick die ganze Campagna mit ihrem wellenförmigen Rücken und Bergzügen, die Sieben-Hügelſtadt und den Saum des fernhin blauenden Meeres.

Von Frascati ritten wir zu Eſel auf jämmerlich ſchlechtem Wege hinauf nach dem Monte Cavo, an deſſen Seitenabhängen Rocca di Papa wie ein Adlerhorſt klebt, ſo ſteil aufſteigend mit ſeinem Häuſergewimmel, daß man faſt jedes Haus zur Hälfte über ſeinen Nachbar emporſteigen ſieht. Es liegt in den Linien und Formen der Gebäude dieſer kleinen römiſchen Felſenneſter, die, wie Steingewächſe, ſelbſt Erzeugniſſe des Gebirgs zu ſein ſcheinen, eine zauberiſche Poeſie. Hoch oben auf der Spitze des Monte Cavo, des alten Albanerberges, thront ein Kloſter der Paſſioniſten mit der Kapelle der heiligen Jungfrau Maria del Tufo (vom Tuffſtein), da, wo einſt der berühmte Tempel des Jupiter ſtand, zu welchem vormals am Tage des Bundesfeſtes die Völker Latiums wallfahrteten. Man hieß uns

bei unserm Ausfluge dahin auf der Hut sein, weil sich vor etwa einer Woche zwei Velletriner hierher in das Waldgebirge geflüchtet hätten, von denen der eine aus Eifersucht sein Mädchen ermordet, der andere seinen Feind erstochen hatte. „Sie halten sich," so warnte man uns, „in der Nähe der Madonna del Tufo versteckt, wohin ihnen von Zeit zu Zeit ihre Angehörigen Lebensmittel senden. Und Ihr könntet irgend eine Unannehmlichkeit haben, wenn Ihr ihnen unerwartet begegnen solltet, und sie Euch für die Carabinieri hielten, von denen es heißt, daß sie verkleidet nach ihnen streifen." Als wir nachher jene Kapelle erreichten, sahen wir in der That zwei Frauen in der bunten Velletrinertracht auf unwegsamem Pfade den Berg hinanklimmen. Oben angelangt, fuhren sie bei unserm Anblick erschreckt zurück, faßten sich aber bald wieder und wendeten sich der kleinen Kapelle zu, um der Madonna ihre Andacht darzubringen. Einer unserer Römer, der mit ihnen ein Gespräch anknüpfte, meldete uns, daß die eine die Frau, die andere die Schwester der beiden Geflüchteten seien, denen sie Proviant zu bringen ausgegangen waren. Meine römischen Gefährten, junge Marmorarbeiter aus dem Volk, sahen übrigens in dem begangenen Verbrechen nur „ein Unglück" der Thäter. Von den Ermordeten, von dem Verbrechen war kein Rede. — Nachdem wir den etwa drei tausend Fuß hohen Gipfel des Monte Cavo erstiegen hatten, überschauten wir von dort aus mit hohem Vergnügen die ganze Meeresküste vom Kap Circello bei Terracina bis zum Kap Linaro bei Civita Vecchia und die Campagna in ihrer ganzen Ausdehnung. Steil unter uns in der Tiefe ihrer runden Krater lagen die beiden grünumwaldeten vulkanischen Seen von Nemi und von Castell, welches mit den Thürmen und Zinnen des päpstlichen Schlosses gar stattlich auf schroffem Felsen prangte. Ortschaften, Landhäuser, Meierhöfe und Weiler überall zerstreut; Rom mit seiner Peterskrone im hellen Sonnenglanz; die fernen Gebirge im bläulichen Duft, und am Horizont westwärts das blaue Meer! — Bei hellem Wetter soll man von hier aus Sardinien und Corsika sehen können. Die Bewohner der Umgegend schreiben es den Ausdünstungen der beiden Seen zu, daß man vom Gipfel des Monte Cavo aus fast nie einen

heiteren Horizont habe. Indeß iſt dieſe vermeinentlich trübe Atmoſphäre des Gipfels nichts anderes als jener feine Dunſt*) der italieniſchen Luft, welcher ſich unten in den tieferen Gegenden wegen der inneren Kraft des Sonnenlichtes und der daher rührenden brennenden Farben für die näher liegenden Gegenſtände, zumal hoch am Tage, weniger bemerkbar macht. Man glaubt ſogar, verführt durch die ungemeine Deutlichkeit aller Umriſſe, an eine beſondere Reinheit und Durchſichtigkeit der Luft. Von dem Gegentheil überzeugt man ſich jedoch morgens und abends, wo die Farben weniger innere Stärke haben. — In Rocca di Papa machten wir Raſt. Meine Gefährten hatten für treffliche Maccaroni geſorgt, die von einem derſelben lecker zubereitet mit jungen Hühnern und gutem Wein nach unſerer angreifenden Wanderung ein köſtliches Mittagseſſen abgaben.

## Sechſtes Kapitel.

Seit einer Woche beinah habe ich die von Sciroccodunſt umnebelte Stadt verlaſſen und meinen Sommeraufenthalt im Albanergebirg angetreten. In der Caſa Martorelli bei dem Signor Priore, dem Bürgermeiſter und Rechtsſprecher von Aricia, hauſe ich ſammt einem Dutzend Malern aller Nationen. Durch mein offenes Balconfenſter lacht der ſonnige Himmel über dem grünen Berge, an deſſen Abhang das Jeſuiten-

*) Man vergleiche über dieſen Sommerdunſt Band VII. S. 215 unſerer Weltkunde. Zur Erklärung der Erſcheinung ſtehe hier noch folgende Stelle aus Göthe: „Je tiefer ich hinabkam, deſto ſchöner war das Wetter. Wie nun gar in Botzen der große Gebirgsſtock mitternächtlich blieb, zeigte die Luft eine ganz andere Beſchaffenheit. Man ſah nämlich an den verſchiedenen Landſchaftsgründen, die ſich gar lieblich durch ein etwas mehr oder weniger Blau von einander abſonderten, daß die Atmoſphäre voll gleich ausgetheilter Dünſte ſei, welche ſie zu tragen vermochte, und die daher weder als Thau oder Regen niederfielen, noch als Wolken ſich ſammelten. Wie ich weiter hinabkam, konnte ich deutlich bemerken, daß alle Dünſte, die aus dem Botzner Thal, alle Wolkenſtreifen, die von den mittägigeren Bergen aufſteigend, nach den höheren mitternächtigen Gegenden zuzogen, ſie nicht verdeckten, aber in eine Art Höhenrauch einhüllten.“

kloſter Galoro weiß aufſchimmert. Rechts davon blitzt und glitzert in der Ferne das Meer. Da hinaus treibt's mich, und mein treuer Langohr harrt meiner ſchon ſeit einer Stunde, um mir den Genuß der kühleren Luft im duftigen Bergwald zu verſchaffen. Wohl hatte der in die Myſterien der Kunſt eingeweihte berühmte Winckelmann Recht, wenn er von dieſer Natur ſagt, es ſei „eine Gegend, welche die Allmacht und der Quell der Erkenntniß des höchſten Schönen nicht wunderbarer hätte bilden können.“ Hier lernt man, was Licht und Luft und Farbe ſind! Hier iſt die rechte Schule für Landſchaftsmaler!

---

Erſt jetzt habe ich eine Vorſtellung von dem, was des Italieners „ſüßes Nichtsthun“ (dolce far niente) beſagen will. Dies ſorgloſe, ruhig hindämmernde Naturleben in Gebirg und Waldeseinſamkeit, an den entzückenden Seen von Nemi und Albano, dies Durchſtreifen der kleinen maleriſchen Gebirgsſtädte voll epheuumrankter träumiſcher Verfallenheit wiegt und lullt die Seele gleichſam mit in eine ſchlaftrunkene Ruhe ein, die unſeren, von raſtloſer Thätigkeit und verzehrender Lebensunruhe unnatürlich angeſpannten Nerven ſo überaus wohl thut.

---

Man kann ſich nichts Lebhafteres denken, als ſo eine kleine römiſche Stadt am Abende, wo vom Säuglinge bis zum Greiſe Alles auf der Straße iſt, wo die zahlreichen Arbeiter aus der Campagna zurückkehren, die Weiber und Mädchen paarweis oder in Reihen, Arm in Arm geſchlungen, ſchwätzend und ſingend, die Männer mit den Kindern auf Maulthieren und Eſeln reitend, die Jacken über die Schultern gehängt, rothe Nelken auf den breitkrempigen Hüten oder hinter den Ohren in die ſchwarzen Locken geſteckt. Dazwiſchen die zweiräderigen Ochſen- und Büffelkarren mit ungeheueren ſieben bis acht Fuß hohen Rädern, heubeladen, jeder mit einem Muttergottes-Bildchen geſchmückt. In all' den Trubel klingeln dann noch die Weinkärrner mit ihren luftigen einſpännigen Karren und den buntaufgeputzten ſchellenbehangenen Pferden hinein, welche von den geprieſenen Weinorten Genzano und Velletri kommen, um nach

Rom zu ziehen. Iſt's endlich ſtill geworden umher, ſo tönt wohl in der Abendſpäte eine einſame Guitarre, und der Fremdling lauſcht der einfachen Melodie eines Volksliedes.

Es fällt ein Stern vom Himmel
Ich fing' ihn auf ſo gern!
Wohin biſt Du gefallen,
Du wunderſchöner Stern? —

„In's Meer bin ich gefallen,
Tief in die finſtere Fluth;
Das Leuchten muß ich laſſen,
Und in mir brennt die Gluth.“ —

Diana ſah' ich wandeln
Wohl über das tiefe Meer.
„Was ſchleichſt Du, ſchöne Göttin,
So melancholiſch einher?“ —

„Mein Stern iſt mir gefallen
Tief in die finſtere Fluth!
Heraus möcht' ich ihn holen:
Wer ſagt mir, wo er ruht?“

„Ihr Sternlein, helft mir ſuchen,
Steigt nieder auf das Meer!
Mit Euren Silberlämpchen
Schwebt leuchtend um mich her!“ —

Die Wogen hör' ich rauſchen,
Mir iſt's, als ob es ruft.
Zieht's mich empor zum Himmel?
Soll ich hinab zur Gruft? — —

Hold gaben Mond und Sterne
Mir Licht die lange Nacht,
Bis ihrer Fackel Lohe
Aurora angefacht.

Da ſitzt im Purpurſcheine
Helene an der Bucht —
Auf einmal war gefunden
Der Stern, den ich geſucht!

Durch umdämmerten Busch und Wald stiegen wir aufwärts, und jetzt lag Aricia vor uns. Die Abendbeleuchtung umgoß es da oben auf seiner grünumkränzten Felsenhöhe mit sanftem Zauber. Das Schloß des Fürsten Chigi (Kidschi) mit den riesigen Bäumen seines urwaldartig verwilderten Parkes bildete mit der gegenüberliegenden Kuppelkirche und dem graubraunen alterthümlichen Häuserknäuel der Stadt, hie und da noch von alten Mauerzinnen umschirmt, den schönsten Anblick. Tritt man aber durch das verfallende Thor in die Stadt selbst ein, so schwindet ein großer Theil dieses Zaubers. Der unerhörteste Verfall schaut Einem überall aus verödeten Menschenwohnungen entgegen, deren Steinwände meist noch stehen, während Dach und Gebälk, Fenster und Treppen verschwunden sind. Denn Niemand hält es hier der Mühe werth, sich mit Herstellung eines aus Altersschwäche zusammengesunkenen Gebäudes zu befassen. Was einmal liegt, bleibt liegen. Hier, wie in Rocca di Papa, sah ich mitten unter den übrigen Häusern Ruinen, von denen mir selbst die ältesten Leute nichts zu sagen wußten, als daß sie dieselben nie anders gekannt hätten. Unmittelbar am römischen Thor steht zur Linken ein neuer, gelb verputzter Palast. Es ist die Sommerwohnung des Prinzen Musignano, eines Napoleoniden: das einzige ordentliche, einigermaßen wohnliche Haus in Aricia, aber ohne Garten und Park. Der Palast des Prinzen Chigi ist im Innern sehr verfallen, sein Besitzer verarmt. Dieser große stattliche Palast begrenzt sammt der gegenüberliegenden Kirche einen geräumigen viereckten Platz, auf dem zwei ansehnliche Springbrunnen in edelgeformte Marmorbecken niederplätschern. Die eine Seite nach Rom zu ist offen und nur mit einer niedrigen Steinmauer eingefaßt, über welche man die weiteste Aussicht bis zum Meer hin genießt. An der entgegenstehenden Seite wohnt in einem großen vierstöckigen Hause der Priore des Orts, Signor Antonio Martorelli, ein stattlicher weißköpfiger Italiener, der für die Sommermonate den Künstlern und Fremden, auch wohl Römern der Mittelklasse Wohnung und Kost für die mäßige Summe von sechs Paul (etwa 28 Silbergroschen) täglich giebt. Ich bewohne da nebst zwei Landsleuten ein großes Zimmer. Diese Zimmer sind

Räume, deren vier nackte Wände höchſtens gelblich angetüncht und die nur mit dem allernothwendigſten Mobiliar ausgeſtattet ſind. In dem unſrigen fanden wir invalide Tiſche, eine geborſtene unverſchließbare Commode, wackelige baſtgeflochtene Stühle und drei große Betten auf eiſernen Geſtellen, über welche loſe Bretter gelegt ſind. Einen Spiegel führt man allenfalls mit ſich. An Kunſtſchmuck fehlt es indeſſen nicht; denn die Wände aller Zimmer, von dem Billardſaale unten bis zum dritten Stock hinauf ſind im Laufe der Zeit von den vielen Malern, welche hier gehauſet, mit den tollſten Zerrbildern bedeckt. Dies iſt unerfreulich. Aber draußen rauſchen die Springbrunnen, gleißt Schloß und Kirche im hellen Mondenlicht, ſchlafen in träumeriſchem Dunkel die Baumwipfel des Parkes. Ein Paar Burſche ziehen unten vorbei, der eine beginnt ein Lied, der andere fällt ein. Die Stimmen ſind ſtark, ſelbſt heftig; dennoch haben dieſe einfachen Weiſen mit ihren lange auszitternden, weithin hallenden Schlußſätzen etwas, das die Seele bewegt.

## Barcarole.

„O Fiſcher auf den Wogen,
Fidelino,
Komm ſchnell zu fiſchen her!“
Und auf ſeinem ſchmucken Nachen,
Auf dem Nachen rudert er.
Fidelino — lino.

„„Was willſt Du, daß ich fiſche?““
Fidelino,
„Mein Ringlein fiel in's Meer!“
Und auf ſeinem ſchmucken Nachen
Auf dem Nachen rudert er.
Fidelino — lino.

„Dir lohne die beſte Borſa,
Fidelino,
Von hundert Scudi ſchwer!“
Und auf ſeinem ſchmucken Nachen,
Auf dem Nachen rudert er.
Fidelino — lino.

„„Nicht will ich Deine Borsa,
Fidelino,
Von hundert Scudi schwer!“ “
Und auf seinem schmucken Nachen,
Auf dem Nachen rudert er.
Fidelino — lino.

„„Ein feurig süßes Küßchen,
Fidelino,
So 'n Küßchen ist mein Begehr!““
Und auf seinem schmucken Nachen,
Auf dem Nachen rudert er.
Fidelino — lino.

---

In der Casa Martorelli sind gegenwärtig etwa zwanzig Fremde, fast alle Künstler, unter ihnen drei Engländer mit ihren Frauen, die sich alle täglich an unserem sehr gut besetzten Mittags- und Abendtische zusammenfinden. Morgens wird nach Belieben im Billardzimmer oder im Schatten vor dem Hause gefrühstückt. Dann besteige ich meinen Sommaro (so nennt man hier den Esel) und reite nach Genzano oder nach Nemi und hinab an den Nemisee oder nach Castell Gandolfo, um im Albanersee zu baden. Nach letzterem führt die herrliche Baumallee, welche die „obere Gallerie“ heißt und die sich von Aricia aus links um den Park Chigi auf der waldigen Höhe oberhalb Albano am Rande des großen Kraters hinzieht, dessen Schlund der Albanersee (Lago di Castello) bildet. Ihr parallel läuft von Albano aus die „untere Gallerie“ nach Castell Gandolfo zu. Aber wohin ich auch reite, immer bin ich in dem schönsten Parke der Welt, welcher Waldgebirge, einsame Seen, romantisch auf Felsen horstende Städtchen, behaglich hingelagerte Klöster, Villen, mit Frucht- und Weingärten, weiteste Fernsichten auf die Campagna, Rom und das Meer in sich vereint. — Nach dem Mittagsessen wird eine Stunde Mittagsruhe (Siesta) gehalten. Dann geht es wieder hinaus bis Sonnenuntergang, wo mit Ave Maria auf die Tageshitze schnell Kühle und selbst Kälte eintritt, die sich indessen später gegen die Nacht hin wieder mildert. Meistens wird in dem nahen Albano, das schon mehr

den Charakter eines feineren Badeortes mit bequemen Gasthöfen und Kaffeehäusern hat, noch ein Eis genommen, und gegen neun Uhr ist Alles wieder in der Casa Martorelli beisammen.

Ich habe nun schon einen guten Theil der Umgegend durchstreift, südlich bis Civita Lavigna (das alte Lanuvium) und Velletri, gegenüber dem Volskergebirg, nördlich über Castello Gandolfo und Rocca di Papa bis nach Marino und Grottaferrata. Auch Genzano, Nemi und der Monte Giove (Jupitersberg), der letzte Berg, welcher die Campagna gegen das Meer abschließt, sind wiederholt besucht. — Früh sind solche Streifzüge am genußreichsten. Der Morgen blitzt so frisch und duftig durch die Waldkühle; braungelbe Eidechsen mit ihren klugen Augen schlüpfen über den Weg oder sonnen sich auf altem Steingetrümmer; bunte Schlangen rascheln im vorjährigen Laubabfall der immergrünen Eichen. Die Blüthen der Kastanien mischen ihren würzigen Duft mit denen des Wein's und all der wildwachsenden Blumen und Gesträuche. Dazu begleitete mich Nachtigallengeschmetter, als ich zum ersten Mal hinabritt an den Nemi-See, den Spiegel der Diana. Von steilen, dicht und mannigfaltig bewaldeten Felsgebirgen eingeschlossen, hat er in der That die Form eines runden Handspiegels, dessen Griff nach Nemi zu liegt. Er hat etwa dreiviertel Stunden im Umfang. Einander gegenüber auf hohen Felsvorsprüngen liegen die uralten Städtchen Genzano, hüben, und noch höher, drüben, Nemi mit seinem mittelalterlichen Schloß und Burgthurm und einem Franziskanerkloster. Rings umher sind die einschließenden Abhänge mit Ulmen, Buchen, Kastanien, Immergrüneichen, Lorbeern bekränzt. Weinberge, Gärten, Feldchen mit türkischem Weizen, Pflanzungen des dicken italischen Rohrs, das sie zu Rebpfählen, zur Feuerung, so wie seine Blätter zum Viehfutter benutzen, liegen darunter verstreut und versteckt. Alles dies hat jedoch ein naturwüchsiges Aussehen. Zwischen Hecken von Lorbeer und anderen Büschen, umrankt von Epheu und wildem Wein, von weißblühenden Winden und duftigen Monatsrosen, schlängeln sich an den Bergen einzelne steile Fußpfade, nur für das sicher schreitende Maulthier und den bedächtigen Sommaro passirbar. Die Luft war so still, daß zu mir das Rauschen des

Mühlbachs von Nemi herüberdrang, der in schneeweißen Cascaden von Klippe zu Klippe in den See hinabschäumt.

Der See lockte zum Bade. Ich band daher meinen Grauen an einen Baumstumpf und entdeckte an dieser Stelle die Travertinquader-Reste eines Kais, von dessen Treppen man vielleicht vormals in die hier befindlichen Bäder hinabgestiegen. Auch der Tempel der Diana Nemensis konnte hier gestanden haben. Nachdem ich mich entkleidet und vorsichtig den mit spitzem Gestein, Mauerwerk und Baumästen übersäeten Strand überwunden hatte, stürzte ich mich schwimmend in die grundlose Tiefe. Als ich herauskam, fand ich am Ufer eine Ziegenheerde, deren zwei kleine braune Hirtenbuben mir neugierig mit dem Ausdruck treuherziger Pfiffigkeit zuschauten. Ich gab dem einen der in ihrer Zerlumptheit gottvergnügten Knaben meinen ledernen Wasserbecher zum Behuf frischer Ziegenmilch. Checco, so hieß er, pfiff auf dem Finger und rief: Zingarella! Zingarella! Eine schöne große schwarz- und weißgefleckte Ziege kam von den Felsblöcken herab in lustigen Sprüngen. Pietro (Peter), der andere Knabe, faßte sie bei den Hörnern und schwatzte sie mit einem leise girrenden Ton zur Ruhe, während mir Checco dreimal meinen Becher mit schäumender Milch aus dem strotzenden Euter füllte. Dafür vertheilte ich unter beide die Hälfte meines Semmelvorrathes und einige Bajocchi. Während dem ließ ich mir von ihnen erzählen, daß die Ziegenheerde ihrem Patrone, dem Signor Jacobini, dem reichsten Manne von Genzano gehörte, so wie daß die Ziegen alle Namen haben: dort die silbergraue, hoch am Felsen, ist Sposina, schon oft von fremden Malern abconterfeit, weil sie immer gern die höchsten Stellen sucht; dort zwischen dem Farrenkraut, saß Mascherina, und weiter unten an dem Haselstrauch knusperte die buntgefleckte Fravolina. Die Thiere hörten alle auf ihre Namen und kamen auf deren Ruf gesprungen. Hier hat überhaupt jedes Hausthier seinen Namen, die Esel und Maulthiere die klangvollsten. Die Jungen kannten keine Schule, wußten nichts vom Lesen und Schreiben, waren aber gewandt und anstellig, wie alle Kinder, die ich kennen lernte. Ich erfuhr, daß weder in Genzano, noch in Nemi eine Schule sei, und daß sie nur bei einem Klosterbruder einige

Gebete durch Vorsagen auswendig gelernt hatten. Darin besteht aller Unterricht, den das Landvolk überhaupt genießt.

Ich fing jetzt an, den See zu umreiten. Der Uferpfad wurde immer ungangbarer, zog sich durch wildverwachsenes Gestrüpp und zehn Fuß hohe Nesseln über Wassergerinne und Röhricht bald fern, bald hart am See hin und schien zuletzt in dem Wasser des Sees ganz zu verschwinden. Doch ich ließ mich dadurch nicht abschrecken, und wie ward ich für meine Beharrlichkeit belohnt! Je tiefer ich eindrang, desto anziehender gestaltete sich die Scene um mich her. Wie in einem Urwalddickicht lagen und hingen über den Wasserspiegel des Sees, der die Hufe meines Thieres umspülte, uralte Eichen neben jungen üppig aufwuchernden Schößlingen, Ulmen, Kastanien, Lorbeer- und Wallnußbäumen. Ungeheuere blühende Schlinggewächse hatten sich um die Stämme, Aeste und Zweige der stärksten und ältesten Bäume bis tief in die Kronen hinaufgerankt und hingen daran in lustigen Gewinden bis tief auf das Wasser hernieder. Von den nahen Weinpflanzen hauchte resedaartiger Duft, sich vermählend mit wilden Rosen, Myrte, Geisblatt und Kastanienblüthe. Wasservögel flogen rauschend auf aus ihrem Versteck, und das sonnendurchblitzte Waldesdunkel ertönte vom Schlage der Nachtigall. Aber nirgends der Laut eines menschlichen Wesens, denn es ruhte die Arbeit am Johannisfest, dessen fernes Geläut aus dem Kloster von Nemi und den Kirchen von Genzano zu mir herüberklang.

Langsam klomm ich endlich den steinigen Schneckenpfad hinan zu der Felsenhöhe, auf deren schmaler Fläche Nemi liegt. Durch das verfallene Thor mit dem ungeheueren Thurme daneben ritt ich in die Stadt. Von dem weinumrankten Altan (Loggia) einer kleinen Osterie, unweit des großen, von uralten Bäumen beschatteten Wasserbrunnens, überblickte ich die Gegend: links das Kloster von Nemi, unten der See, in solcher Tiefe, daß die gewaltigsten Ufereichen nur wie kleines Strauchwerk erschienen, drüben Genzano mit seinem stolzen Schlosse, dem Sommeraufenhalte des Papstes, und über dem Rande des see-umgürteten Bergtrichters, ein Gipfel mit einem alten Wartthurme. Endlich schweift das Auge über die gelbgrünlich gestreifte, sanft

gewellte Fläche der Campagna bis dahin, wo auf blauem Streifen mein Fernglas mir einzelne weiße Segel zeigte, die leise von der Sonne geröthet waren. Ueber all diese Schönheit spannt sich, hie und da mit silbergrauen Wölkchen getupft, der lachende Himmel Italiens, weht die würzig reine, lebenspendende, luststeinströmende Luft des Gebirges! — Ich trat darauf in die Osterie ein und fand die Halle, die Küche, den Heerd, die Zimmer oben und unten, kurz Alles zierlich, sauber, ja schmuckkastenartig. An keiner Wand, Thür oder Ecke des Hauses fehlte es an einem Heiligen- oder Madonnenbildchen. In der Wiege lag ein vierzehn Tage altes, wachsbleiches Kind, anscheinend sehr krank. Die Leute waren sehr betrübt, besonders das hübsche junge Weib. „Wir haben schon ein's gehabt; es ist in's Paradies gegangen vor vier Wochen!" sagte sie seufzend. Sie fürchteten sehr, daß das Kleine in der Wiege bald seinem Brüderchen nachfolgen würde, und meine Tröstungen wollten wenig verfangen. Doch erholte sich später das Kind, und freudestrahlend verkündete mir nach einiger Zeit die Mutter, daß ihr Liebling genesen sei. Im Ganzen nehmen sonst die Italiener den Tod ihrer Angehörigen leichter als wir. Nur der erste Schmerz ist zuweilen leidenschaftlich laut; im Uebrigen empfiehlt man die Seele Gott und läßt es gut sein.

---

Seit vorgestern bin ich wieder in Rom und habe das berühmte Peter- und Paulsfest mit gefeiert. Als ich des Abends mit einigen Freunden zur Peterskirche fuhr, hatte die erste Beleuchtung derselben eben begonnen, und schon als wir die Engelsbrücke passirten, strahlte uns die Kuppel im Glanze ihrer Tausende von Lampen entgegen. Die Colonnaden, welche den Petersplatz umfassen, sind oben mit zwei Reihen von Lampen erleuchtet, welche sich wie feurige Schlangen bis zur Vorderseite des Domes hinziehen, dessen riesenmäßiger Bau bis zum Kreuze hinauf in dem Scheine von fünf tausend Lampen erschimmert. Die Wirkung ist unbeschreiblich: der ganze ungeheuere Bau ist gleichsam vergeistigt. Alle Schwere und Massenhaftigkeit der Malerei verschwindet im finsteren Schatten, und

nur die Umrisse und Linien, welche durch die Lampenreihen, wie durch Sternenschnüre, gebildet werden, treten hell hervor, als luftig leichtes Gerüst, als Wunderbau von mildem zauberischen Licht, der sich wie ein Sternentempel in das Schwarzblau des dunkelen Nachthimmels erhebt. Jetzt erst erkennt man den göttlichen Schwung und Adel in den Linien der Kuppel, dieser erhabenen Schöpfung des unsterblichen Michel Angelo! Je höher hinauf bis zur Krone und zum Knopf, desto dichter wurden die brennenden Glanzpunkte, und das Kreuz über dem Knopf sah aus wie ein mit Brillanten besetztes Ordenskreuz. — Inzwischen strömen auf den gewaltigen Petersplatz immer noch neue Menschenwellen zu und rasseln neue Equipagen heran durch die Reihen der aufgestellten bärmützigen Nationalgarden und der stattlich auf ihren Rossen haltenden Carabinieri und Gensdarmen. Doch die beste Ordnung hält das Volk selbst. Nirgends verwirrtes Drängen, lautes Geschrei; Alles ruhig, anständig der sogenannten Verwandlung entgegen harrend, die erst eine Stunde nach Ave Maria (neun Uhr unserer Zeit) eintritt. — Endlich erschallt ein Glockenschlag. In demselben Augenblick erscheint unter dem Kreuze der Kuppel eine Flamme, und im Nu ergießt sich durch alle Theile des mächtigen Domes, von der Kuppel herab bis über die ganze Front und beide Colonnaden ein feuerrother Schein, der von tausend Pechflammen in die Nacht emporlodert. Vor diesen Lichtmassen verschwindet auf einmal der frühere schimmernde Bau, wie die Sterne beim Aufgang des Tagesgestirns. Hunderte von Arbeitern, überall hin vertheilt, bewirken die „Verwandlung," wie man diese zweite Erleuchtung nennt. Derjenige, welcher es übernimmt, das Kreuz hoch oben anzuzünden, erhält vorher Abendmahl und Absolution. Ich erinnerte mich einer Erzählung, wo ein junger Fremder in Folge einer Wette das Wagestück übernimmt. Er kommt glücklich hinan. Ohne zu schwindeln schwingt er sich auf das Kreuz und entzündet die Pechpfannen. Aber mit dem Emporlodern der zahllosen Feuer, die plötzlich Tageshelle über die Abgrundstiefe unter ihm verbreiten, schwinden ihm Muth und Besinnung. Er kam nicht wieder hinab und verbringt in schauderndem Wahnsinn die schrecklichen Stunden der Nacht. In der That verbreitete

der tausendfach flammende Riesenbau Tageshelle über alle Gegenstände umher. Die wogende Menge der bienenschwarmartig auf dem großen Platz zusammengedrängten Menschen wurde erkennbar; die vorher nur dem Ohre vernehmbaren Fontainen wurden jetzt mit dem Silberstaub ihrer Wasser auch dem Auge sichtbar, während zu dem in seiner Art einzigen Schauspiel das Läuten der Glocken mit Macht einfiel. Nur matt und leise schimmerte die frühere Lampenbeleuchtung unter der züngelnden und flackernden Flammenpracht hervor. Besonders glänzend hob sich die Kuppel, wie die vom Sonnenuntergang angestrahlte volle Blüthenkrone eines himmelhohen Granatbaumes! —

Bei dem Rückwege durch die menschenwimmelnden Straßen fanden wir auch Paläste und Häuser mit Pechpfannen von außen und mit Lampen und Kerzen in den Fenstern erleuchtet.

---

Am Hauptfesttage (29. Juni) fuhr ich früh morgens in die Peterskirche, um der großen Messe beizuwohnen und den Papst zu sehen. Tausende festlich gekleideter Menschen wallten und wogten die Treppen hinan durch die offenen Pforten des Heiligthums. Rothröckige Gardisten, die in der Gluthhitze unter ihren gigantischen Bärenmützen weidlich schwitzten, bildeten Spalier im Innern; dazwischen die buntgestreiften Schweizer mit ihren Hellebarden und Federhüten, die Offiziere der verschiedenen Militaircorps, die glänzenden Uniformen der Gesandten, so wie das bunte Durcheinander der zahlreichen Geistlichen und Mönche aller Orden, der Campagna- und Gebirgsbewohner mit ihren Weibern und Kindern. Nachdem ich eine Weile dem Gesange bei einer Messe in einem der Seitenschiffe zugehört, näherte ich mich der von neun und achtzig brennenden Lampen umgebenen Confession mit der bekannten sitzenden Bronzestatue des heiligen Petrus. Auf dem Haupte desselben prangte heute die von kostbaren Edelsteinen schimmernde dreifache Krone, und den bronzenen Leib umhüllte ein purpurnes golddurchwirktes Meßgewand (Dalmatica). In der Hand hielt er einen heiligen Geist von Gold und Edelsteinen und den Ringfinger schmückte ein prachtvoller Rubin. Alles drängte sich

heran, um der Bildsäule den rechten Fuß, namentlich dessen große Zehe zu küssen und dieselbe dann mit der Stirn zu berühren. Meist waren es freilich geringere Leute, aber auch Vornehmere fehlten nicht, besonders Geistliche und Damen. — Unterdessen war es zehn Uhr geworden, und ich eilte, meinen Platz in dem durch Schranken und Wachen abgesperrten, mit Logen umgebenen, teppichgeschmückten Raum einzunehmen, wo unter Assistenz des heiligen Vaters die Messe gehalten werden sollte. Um halb elf Uhr verkündete Trompetengeschmetter und Janitscharenmusik die Ankunft des Feierzuges. Schweizer- und Nobelgarden vorauf; dann Haus- und Hofbediente, Kammerherren, Monsignoren, Bischöfe und eine Reihe rother Cardinäle; endlich der Statthalter Christi selbst, getragen auf einer Sänfte, in goldstoffenes Gewand gehüllt, auf dem Haupte die strahlende Dreikronen-Mütze (Tiara); zu beiden Seiten der Sänfte die Pfauenwedelträger. Vor dem Thron angelangt, ward er hinaus und auf denselben gehoben. Darauf las ein Cardinal die Messe, dabei Kastratengesang und Weihrauchdüfte, aber nirgends eine Spur von Andacht. Ueberall die lebhafteste, nur nicht gerade ganz laute Unterhaltung, Geistliche unter einander und mit Laien, so wie gegenseitiges Begrüßen von Herren und Damen. Die von der Hauptscene abgesperrte Masse trieb sich in den Seitenschiffen und Kapellen bunt durcheinander, betend oder plaudernd, wie es kam. Nach Beendigung der Function ward der bis dahin einsam auf seinem Thron sitzende Vater wieder auf seinen Tragsessel gehoben und durch die Kirche in den Vatican zurückgetragen. Die Garden präsentirten, einzelne Gläubige empfingen knieend den Segen; doch die bei weitem größere Zahl der Anwesenden ließ die Procession stehend an sich vorbeiziehen.

Ich besuchte bei dieser Gelegenheit auch die heute taghell erleuchteten Vaticanischen Grotten, denn nur an diesem Fest ist der Eintritt in dieselben für Männer gestattet (für Frauen nur am Montag nach dem Pfingstfest). Dahinunter führt die Treppe des Pfeilers, an welchem die Bildsäule der heiligen Veronica steht. Neben kostbaren Ueberresten altchristlicher Sculptur und Malerei aus der alten Peterskirche, deren Inneres in einer Abbildung enthalten ist, sieht man hier die

Sarkophage und Monumente berühmter Päpste und Kardinäle, so wie das gewaltige Steingrab Kaiser Otto's II., der zu Rom in der Blüthe seiner Lebensjahre den Tod fand. In einer eigenen mit Mosaikgemälden und Inschriften geschmückten Kapelle ruhen die Gebeine der beiden Apostel Petrus und Paulus.

Abends sollte das Fest durch die weltberühmte Girandola (Feuerkreiselung) auf der Engelsburg seinen Endpunkt finden. Aber der Himmel hatte es anders beschlossen. Als wir des Nachmittags im Café Ruspoli unser Gefrorenes schlürften, wurde der Himmel immer düsterer, die Gewitterschwüle immer unerträglicher. Einzelne schwere Tropfen fielen; in der Ferne murmelte leises Grollen, und kurz vor Ave Maria brach ein von platschenden Regengüssen begleitetes Donnerwetter los, wie ich es nie erlebt zu haben glaube. So mußte das Feuerwerk unterbleiben.

Heute war nun alle Welt in Bewegung über das gestörte Fest. „Wird Girandola sein oder nicht?" das war die Frage. Endlich um zwei Uhr nachmittags verkündeten die Kanonen der Engelsburg, daß man das Feuerwerk nachliefern wolle. Die Zwischenzeit benutzte ich zu einem Besuch des auf der Höhe des Janiculus gelegenen Hieronymitenklosters San Onofrio. Die Mönche dieses Klosters haben manchen tüchtigen Mann eine Zeit lang in ihren Mauern geschützt und den Stürmen der Welt enthoben. Domenichino und Leonardo da Vinci weilten hier. Letzterer hat ein kleines Wandgemälde, Maria mit dem Kinde und einem betenden Mönche, auf einen der Gänge zum dankbaren Andenken hinterlassen. Auch Tasso flüchtete sich nach siebenjähriger Kerkerhaft hieher, wo er, von den guten Klosterbrüdern gepflegt, seine letzten dreißig Lebenstage verbrachte. In der kleinen Kirche ist die Stelle bezeichnet, wo seine Gebeine schlummern, und in der Zelle, wo er am 27. Mai 1595 seinen unsterblichen Geist aushauchte, lies't man eine Inschrift, die mit den Worten beginnt: Sera malorum pausa! (Spät kommt; das Ende der Leiden!) In der Klosterbibliothek zeigt man die Handschrift und die über der Todtenmaske geformte Wachsbüste des Dichters. Schmerz, Furcht, Angst, Entsetzen, Argwohn und heimlich tobender Zorn sind in diesen Zü-

gen erstarrt; selbst der milde Todesengel vermochte nicht, diesen irdisch finsteren Ausdruck des Gesichtes zu verwischen. Der Entseelte nahm die Spuren seiner unsäglichen Leiden mit hinüber in die Ewigkeit, damit sie dereinst Zeugniß ablegen sollten gegen seine unerbittlichen Peiniger. Hinter dem Kloster erhebt sich sanft ansteigend der Garten. An dem äußersten Ende desselben sieht man eine Reihe amphitheatralisch erhöhter Sitze, vor welchen allsonntäglich im Freien Gottesdienst gehalten wird, und am Abhang daneben, stehen die Reste der neuerlich vom Blitz zerschmetterten Tasso'seiche, in deren Schatten der kranke Dichter zu ruhen pflegte. Von hier aus hat man die schönste Aussicht über Rom und seine Umgebungen. Es ist der einzige Punkt, wo die Peterskirche wahrhaft großartig erscheint, da ihr der nahe Monte Mario mit dem fernen Soracte zum malerischen Hintergrunde dient. Auch aus den Zellen des Klosters, die alle einfach und reinlich sind, hat man die anmuthigsten Blicke, und von der Mauer des stillen grasbewachsenen Klostervorhofes kann man den gewundenen Lauf der Tiber von da an, wo sie bei der Porta del Popolo die Stadt berührt, bis in die Gegend des Monte Testaccio verfolgen. Ein matter Purpurschein färbte bereits die gelben Wellen des Flusses, und eine Menge Lichter schwankten hin und her auf den dunkelen Körpern der Schiffe, als ich diesen Standpunkt verließ.

In Begleitung einiger Freunde kam ich bei sinkender Nacht auf der Piazza di Ponte vor der Engelsbrücke an, wo schon eine dichtgedrängte schwarze Menschenmasse dem erwarteten Feuerschauspiele entgegenstarrte. Statt auf einem der theuer vermietheten Balcone oder Fensterplätze zu verweilen, zogen wir es vor, uns unter das Volk zu mischen, gebrauchten aber die Vorsicht, uns aller fahrenden Habe in unseren Taschen möglichst zu entledigen; denn die Taschendiebskunst hat in Rom während der letzten Jahre bedeutende Fortschritte gemacht. Bei dem Feuerwerke selbst zeigte sich, daß durch die gewaltigen Regengüsse der verwichenen Nacht der größte Theil der Zurüstungen verdorben war. Fast alle künstlicheren Vorstellungen mißlangen. Nur die gantische Flammengarbe der Girandola, in welcher sich nach zähligen Kanonenschlägen, Leuchtkugeln, Sonnen und Wasser-

fällen, das alte Kaisergrab wie ein feuerspeiender Vulkan seiner fünf tausend Raketen entlud, welche dann in Millionen von Kugellichtern und Sternen aller Farben majestätisch aus ihrer dunkelen Höhe sich in die Tiefe senkten, konnte des Eindruckes nicht verfehlen. Doch hält dies Feuerwerk den Vergleich mit der Erleuchtung der Peterskirche nicht aus.

---

Aus dem glühendheißen Rom bin ich wiederum nach der waldkühlen Einsamkeit von Aricia geflohen. Glücklicher Weise habe ich noch keinen Nachtheil für meine Gesundheit von der abspannenden italienischen Sommergluth verspürt, vor welcher alle hiesigen Freunde so eindringlich warnen. Auf der andern Seite ist nicht weniger große Vorsicht nöthig, da Erkältung in den Sommermonaten leicht die verderblichsten Folgen hat. — Ich führe mein früheres Leben im Freien gemüthlich fort, begrüße alte Orte von neuem, suche neue auf, bade in einem der beiden Seen und kehre dann gegen Mittag nach Hause zurück, wo entweder, bis die Tischglocke tönt, mit den Malern eine Partie Billard gespielt oder in irgend einem Dichter gelesen wird. Bei Tische herrscht die bunteste Sprachverwirrung. Unser Wirth nebst einigen Römern sprechen unter sich und mit uns Italienisch, vier bis fünf französische Maler Französisch, die einsylbigen Engländer wechseln mit yes (ja) und no Sir (nein, Herr) ab, zwei Söhne Dänemarks zwitschern ihr Dänisch. Wir Deutsche reden nach Umständen in allen uns bekannten Sprachen. Die Mehrzahl der Gesellschaft hat sich schon mit einander eingelebt, und die Unterhaltung ist die angenehmste. Täglich wird nach beendeter Tafel gesungen, meist deutsche Volkslieder, welche auch bei den Italienern viel Anklang finden. Neulich, als unsere Maler abends ihren mehrstimmigen deutschen Männergesang erschallen ließen, ertönten unter den Fenstern laute Bravi's und Händeklatschen. Es waren junge Frauen und Mädchen von Aricia, auch einige Römerinnen, welche hier den Sommer verbringen. Unsere Sänger traten alsbald unter vorangetragenen Lampen auf den Balcon des Hauses hinaus. Das weibliche Publikum machte sich anfangs lachend und scheinbar erschreckt

nach allen Seiten davon; doch als jene auf's neue mit den beliebten tiroler Jodlern anhuben, versammelten sie sich sofort wieder, um nach jedem Verse erneute Beifallsbezeugungen zu spenden. Es war eine ächt südliche Nacht, so still, daß unsere Lampen im Freien nicht einmal aufzuckten, und so warm, daß man in der möglichst leichtesten Kleidung sich behaglich fand. Ein andermal wurde mit den herbeigeströmten Aricianerinnen unter dem Klange von ein paar Guitarren und einer Flöte ein Ball improvisirt, und an schönen Abenden wird zuweilen in Begleitung von Damen ein Lustwandeln unternommen. — Bei Tische giebt es oft lebhafte Debatten über italienische Art und Sitten, Charakter, Einrichtungen und Gesetze, welche von unserer Seite angegriffen, von unserem Wirth aber mit patriotischer Gutmüthigkeit in Schutz genommen werden. Neulich fehlte es an reifem Obst; (denn die Italiener ziehen das halb unreife, säuerlich herbe dem reifen Obste vor.) Da setzte er uns denn auseinander, daß die Feldhüter hier zu Lande die Obstgärten nicht schützen könnten, auch wenn sie mehr Willen dazu hätten, als sie gemeinhin haben, weil sie dabei allzu hart gegen die Kinder der armen Leute verfahren müßten. Als wir dagegen lobten, wie sicher bei uns die Früchte seien und wie heilsam die darüber gegebenen strengen Gesetze wirkten, rief der Prior von Aricia voll Erstaunen aus: „Und das nennt Ihr Freiheit und Humanität?! Ah! geht mir mit Eurem gelobten Lande, wo es sicher eben so viel, wenn nicht noch mehr Spitzbuben geben muß, wie hier bei uns, da Ihr solche grausame Gesetze nöthig habt, um Euer Eigenthum auf dem Felde zu schützen. Solche Gesetze würde ich nun und nimmermehr geben!" In der That ist der Italiener solcher gesetzlichen Härte abhold und findet es unmenschlich, einen durstigen Wanderer oder einen hungernden Armen schwer zu strafen, weil er ein paar Feigen oder Aprikosen von dem Ueberflusse des Begüterten gepflückt. Auch in anderer Hinsicht müssen wir den Italienern zugestehen, daß sie, wenn man billig urtheilen will, unter ihren Verhältnissen noch immer das liebenswürdigste Volk der Welt sind. Trotz des elendesten Regiments, trotz des Mangels an Erziehung und Unterricht, mit einer Religion, die den Aberglauben fördert und ungeachtet aller Sittenlosigkeit, hat sich doch

ein unverwüstlich tüchtiger Kern in diesem Volke erhalten. Mitten unter so viel Armuth ist in unserem Hause von allen zwanzig Zimmern keins verschlossen. Alle unsere Habseligkeiten, selbst Uhren und Ringe, liegen oft genug frei umher. Arme zerlumpte Knaben, die den Malern ihre Mappen und Feldstühle nachtragen oder unsere Esel bringen, gehen unbeobachtet aus und ein, und doch ist hier seit Menschengedenken nie etwas entwendet worden. In Wald und Gebirg streifen wir umher, tagelang, bis in die späte Nacht, unbewaffnet, haben Geld in der Tasche, Uhren im Sack, Ringe an den Fingern, und doch sind weder wir, noch unsere Vorgänger, je von Strauchdieben angefallen worden.

Am letzten Sonntag war Kirchweihfest in Albano. Des Nachmittags ritt ich mit Anderen hinüber. Ein ungeheueres Menschengewühl ließ uns mühsam auf der steilansteigenden Straße nach der Kirche des heiligen Paul gelangen, zu welcher große breite Stufenreihen in verschiedenen Absätzen hinführen. Vor den ersten Stufenreihen waren bereits Anstalten zu Feuerwerk und Illumination getroffen und die zu dem Ende aufgeschlagenen Holzgerüste mit Blumen und Laubwerk verziert. Reiche Festkränze und Guirlanden schmückten den Eingang und die ganze Vorderseite der Kirche, welche im Innern dicht mit Blumen und Grün, Lorbeer- und Myrtenzweigen bestreut war. Alle Säulen, Pfeiler und selbst die Wände hatte man mit den hellsten, besonders roth und gelben Stoffen ausstaffirt; überall blitzten Goldborten und Tressen an den geschmackvoll verschlungenen Bekleidungen: Blumensträuße in Krügen und Vasen dufteten um die Wette mit sinnbetäubendem Weihrauch. Hunderte von Lampen belebten, obgleich es draußen noch lichter Tag war, all die heitere Pracht des Hauptaltars und der Kapellen. Priester im Festornat fungirten vor dem Hauptaltar. Auf einer hohen, schrankenumgebenen Tribüne rechts vom Altar befand sich eine Musikbande, welche in den Zwischenpausen der geistlichen Functionen die schönsten Opernmusiken aufführte. Damit vereint und abwechselnd ließ sich ein Chor von Sängern vernehmen. Ihnen gegenüber auf einer hohen Tribüne ohne Schranken stand der predigende schwarzgekleidete Priester, der in feuriger Rede die großen Verdienste, die Machtgewalt und Wunder des Heili-

gen der dichtgedrängten Schaar von Gläubigen auseinandersetzte. Und das muß man sagen, der Mann war ein Redner vom Wirbel bis zur Zehe. Alles war Leben und poetisch glühende Begeisterung, halb aus der Eingebung des Augenblicks, halb aus Meditation hervorgegangen. Die Gestalt des Mannes war edel, seine Sprache rein und schwungvoll. Sein Geberdenspiel war freilich nach unseren Begriffen übertrieben und theatralisch; aber er war ja ein Italiener und redete zu Italienern. Als er die weltumfangende Seligkeit des Kreuzes und der wahren Religion schilderte, breitete er die Arme aus, als wollte er die Welt umfassen. Als er die Zerknirschung des Herzens ausmalte, schlug er beide Hände auf der Brust zusammen, daß es dröhnte. Und bei den Worten: „O meine Theuren, wendet Eure ganze Seele zu ihm (hier zeigte er auf das zur Seite stehende Crucifix), kniet nieder, umarmt im Geiste mit mir das allerheiligste Crucifix!“ stürzte er begeistert nieder auf die Knie (die Zuhörer mit ihm) und umarmte das Holzbild. — Draußen herrschte überall Freude und Genuß. Schwärmer nebst Kanonenschlägen knallten, welche die Jugend zu Ehren des Festes auffliegen ließ, und im Angesichte der scheidenden Sonne begann die Illumination. Die Kinder jubelten um das Feuerwerk und die bunten Lampen. Geputzte Fremde, stolze Römerinnen und malerisch gekleidete Albanerinnen wandelten auf und ab. Die Tracht der Letzteren gehört zu den geschmackvollsten Frauentrachten der Welt. Ueberdies ist sie kleidsam für jedes Alter. Mit hoher Taille fließt das Gewand in den anmuthigsten Falten an der Gestalt nieder. Es besteht aus einem bis auf die Knöchel hinabreichenden faltigen Rock von capergrünem Sammet mit breitem Purpursaum. Darüber tragen sie eine Schürze von mattblauem Tuch, deren Säume ebenfalls von hellerer Farbe sind. Das Mieder mit dem kurzen, platten, oben vorgebogenen Brustschilde, nach hinten zu mit bunten Bändern durchschnürt, umhegt den vollen Busen. Die Arme runden sich in eng anliegenden weißen Aermeln. Hals und Nacken sind frei, indem das spitzenbesetzte weiße Busentuch auf den Achseln festgenestelt und am Nacken hinab zurückgesteckt ist. Auf dem schwarzlockigen Haupte endlich ruht, wie blendender Schnee und gleich dem Dach eines

griechischen Tempels, das gefaltete Kopftuch, welches nach hinten in den edelsten Linien über den Rücken fast bis zum Gürtel hinabhängt. Weniger Bemittelte tragen auch bunte und purpurrothe Kopftücher, die beim Abendlicht wie wandelnde Flammen erscheinen. Gehen sie baarhäuptig, so lassen sie ihr glänzend schwarzes Haar in natürlichen Locken auf beide Schultern herabfallen, oder sie stecken es auch in Flechten geschlungen am Hinterkopf mit silbernen Nadeln auf. Und welche Feinheit der Gesichtsbildung, welcher Adel der Züge, welche funkelnden Augen schauen darunter hervor! — Erst spät nachts kehrten wir in unser einsames Aricia zurück.

In Genzano hatte man schon früher (im Juni) unter dem Zusammenlauf zahlloser Menschen das berühmte Blumenfest gehalten. Bei einer großen Procession, die zur Einleitung und Weihe des Festes statt findet und woran auch der Papst Theil nimmt, bestreut man den Weg dann bis zur Kirche so dicht mit frisch gepflückten Blumen, daß er einem schimmernden und duftenden Teppich gleicht.

---

Ich habe nun den Park des Fürsten Chigi besucht und aus guter Quelle erfahren, daß die wirklich urwaldähnliche Wildniß desselben nicht von Vernachlässigung des gegenwärtigen Besitzers, sondern von einer testamentarischen Verfügung seines Großvaters herrührt, zufolge deren dieser Park zum Besten der Maler und ihrer Studien sich selbst und dem freien Spiele seiner Vegetation überlassen bleiben sollte. Ungeheure Bäume, von Alter und vom Sturm umgestürzt, liegen nun hier seit einem Jahrhundert, umwuchert von Ranken und Gestrüpp, aus eigener Fäulniß neue Vegetation erzeugend. Schlinggewächse aller Art kriechen hinauf bis in die höchsten Kronen, klettern bis in die letzten Zweige, schwingen sich weiter bis zu den nächsten Bäumen und hangen in hundert anmuthigen Windungen zur Erde nieder. Hin und wieder strecken gänzlich abgestorbene Waldriesen ihre nackten Arme gespenstisch in die Luft. Besonders sind die Reste alter Bauwerke, darunter ein mächtiges aufgemauertes Grottengewölbe mit einem Bassin, auf das wunderbarste

umwuchert. In den meisten Partien durchdringt auch nicht ein Sonnenstrahl das dichte Laubdach, unter dessen Schutz aus dem üppigen Boden ein wahres Labyrinth wilder, schattenliebender Ranken, Pflanzen und Kräuter emporgeschossen ist. Es athmet sich schwer in dieser Wildniß, und die feuchte Sumpfluft ist schon manchem Maler verderblich geworden, der hier zu lange und nicht zur rechten Stunde arbeitete. Dennoch giebt es vielleicht in ganz Europa kaum einen ähnlichen Ort, der zu landschaftlichen Vorgrunds-Studien reichere Ausbeuten lieferte.

---

Der Zug zur Bequemlichkeit geht von dem armen Landmann, der von seinem Eselchen lebt, durch alle arbeitenden Stände durch. Denn die Italiener sind keineswegs auf's Geldscharren erpicht; sie wollen in der Regel nur so viel haben, um mäßig und leidlich zu leben, und dies auf die leidlichste Weise, ohne viel Quälerei und Hetzerei erwerben. Haben sie, was sie brauchen, so hört die Arbeit auf. Diese Lebensweisheit zeigt mir vor Allen der Besitzer meines Esels. Die ein oder zwei Paul, welche sein Moreto jetzt täglich für ihn verdient, setzen ihn in den Stand, ohne alle Arbeitsanstrengung behaglich den lieben Sommer zu genießen, bei der Wohlfeilheit der Lebensmittel gut zu leben und sich allabendlich in dem besten Wein der Osterie seinen Rausch zu trinken. Da er aber auch in der Art seiner Landsleute betriebsam ist, so hat er von dem Ueberschusse seiner Einnahmen zwei Gläser nebst zwei alten blechernen Theelöffeln und einen Sack Limonen gekauft und mit diesen Vorräthen an dem großen Brunnen von Aricia auf einem alten dreibeinigen Tische eine Limonadenschenke im Freien etablirt, die ihm zugleich den Vortheil gewährt, als sein eigener Stammgast stets selber das kühlende Getränk bei der Hand zu haben. Diese einfache Weise des Lebens und der Industrie ist dadurch bedingt, daß die Italiener, zumal auf dem Lande, bei weitem bedürfnißloser sind, als wir, weshalb sie viele unserer Anforderungen gar nicht begreifen. Darum ist hier an Aufwartung auf dem Zimmer, an Stiefelputzen und Kleiderreinigen gar nicht zu denken. Sogar das frische Trinkwasser muß ich mir allmorgendlich selbst

vom Brunnen holen. Unser prächtiger Wirth Martorelli, der sich sonst um seine Hausgenossen gar nicht kümmert, klagt auch gleich, wenn man nur den bescheidensten Anspruch an die Thätigkeit seiner Leute macht: Alles verursacht ihm »molto incommodo« (viel Unbequemlichkeit). Er erzählt uns von einem kleinen Fest, welches der bei ihm logirende große französische Maler Horace Vernet einstmals den Künstlern gegeben. Dabei vergaß er nicht, klagend hinzuzusetzen, wie viel incommdo ihm dies Fest bereitet habe, und doch handelte es sich nur um ein einfaches Mittagsessen mit ein paar Schüsseln mehr als gewöhnlich.

Die natürliche Genügsamkeit schließt aber nicht immer Habsucht und Prellerei gegen Fremde aus. Mir kam kürzlich ein Beispiel davon vor, und ich hatte dabei zugleich ein Pröbchen von der Furie eines solchen Südländers. Ein Mensch hatte nämlich mir und meinem Begleiter, wie er behauptete, die Thür zu jener großen Wasserableitung geöffnet, welche die alten Römer durch die sechs tausend Fuß dicke Lava-Umwallung des hochgeschwollenen Albanersees gehauen haben, und war mit dem dafür gereichten Trinkgeld unzufrieden. Er schleuderte also die Geldstücke zur Erde, und vermaß sich hoch und theuer: jetzt das Sechsfache haben zu wollen. Da ich wußte, daß er die Thür nicht sowohl für uns, als vielmehr für eine andere Gesellschaft geöffnet, welche ihm bereits Zahlung geleistet hatte, so bestieg ich ruhig mein Thier, indem ich bemerkte, daß ich nach einem solchen Betragen auch nicht einen Bajocho zulegen werde. Der Mensch wurde jetzt noch wüthender und fiel meinem Esel in die Zügel. Da erhob ich drohend meinen Stock mit der schweren Bleikugel. Fluchend fuhr jener zurück und rannte in demselben Augenblick, wie besessen mir vorauf den Felspfad hinauf. Ich ritt ruhig weiter und glaubte schon, seiner entledigt zu sein, als ich ihn eben so schnell zurückkommen sah. Er hatte sich mit einer krummen Grassichel bewaffnet und vertrat mir den Weg, indem er wuthschäumend schrie: „Jetzt sogleich vier Paul oder ich verschaffe mir selber Recht!“ Meine Lage war kritisch genug. Da mein Gegner jedoch auch noch das Schimpfwort birbone (Schelm) gegen mich ausstieß und in

demſelben Augenblick mein vorausgerittener Gefährte nebſt unſerm Führer auf das Geſchrei zu mir zurückkehrte, ſo nahm ich beide laut zu Zeugen des mir angethanen Schimpfes und erklärte, daß ich jetzt ſeine Forderung befriedigen werde, aber nicht eher, als bis ich von dem Richter zu Caſtell Gandolfo ſeine Beſtrafung für die Beleidigung ausgewirkt. Das half, und Jener ging drohend davon. In der Blüthe ſeiner Leidenſchaftlichkeit geberdete er ſich wie ein Wahnſinniger und wie ein Kind zugleich. Er redete uns unſere Worte, die Ausſprache verzerrend, nach, wie Kinder im Zorn zu thun pflegen. Seine Stellung aber, wie er ausgeſtrafften Fußes, die Sichel in der nervigen Fauſt mit nackten Armen und offener Bruſt, das todtenbleiche Geſicht und die feuerſprühenden Augen von ſchwarzen Locken umflattert, da ſtand, wäre eines Malerpinſels würdig geweſen.

Noch will ich einer beſonderen Volksſitte Erwähnung thun. Als wir nämlich Abends bei Tiſche ſaßen, erhob ſich in der anſtoßenden Straße eine gräuliche Katzenmuſik, welche von der Jugend Aricia's mittelſt kupferner und blecherner Gefäße, gläſerner Flaſchen und tutender Stierhörner einer alten Frau dargebracht wurde, die einen ganz jungen Mann geheirathet, den dritten, wie unſer Wirth bemerkte.

---

Wir leiden beinah ſeit einer Woche an der ſchlimmſten der italieniſchen Landplagen, das iſt der Scirocco. Man erwacht dabei des Morgens nach unruhigen Träumen ohne das Gefühl der Stärkung und Erquickung, den Hals voll Trockenheit, auf den Augenlidern und in allen Gliedern bleierne Schwere. Ein Blick aus dem Fenſter zeigt den Horizont in dicke grüne Nebel gehüllt, und mit jeder Tagesſtunde ſteigt der unerträgliche Druck der Hitze. Mißbehagen und Erſchlaffung nehmen überhand. Man hat nicht Luſt, ein Viertelſtündchen weit zu gehen und ſitzt lieber einſylbig daheim bis zum Mittagseſſen, bei dem der Appetit fehlt. Nicht einmal ſo viel Thatkraft iſt vorhanden, daß man in einem Buche blättert oder eine Partie Billard ſpielt. Man legt ſich zur Sieſta, von der man noch erhitzter aufſteht. — Heute beſtieg ich mein Thier und ritt in's Bad zum Albaner-

see. Kein Blatt rührte sich im Walde; nur der schwirrende Ton der Cikade klang hell und trocken durch die Büsche. Ich fühlte den Schweiß auf meiner Haut perlen. Plötzlich streifte mich ein Luftzug, aber so kühl und feucht, daß ich erschreckt den Paletot um den Leib zusammenzog. Die augenblickliche Erfrischung des Bades ließ die Hitze nachher noch schwerer empfinden. Und dazu sagt dann wohl noch so ein alter, in Italien eingebürgerter Landsmann: „Ach, das ist noch nichts! Warten Sie erst zwei und dreißig Grad im Schatten ab und dazu Scirocco, dann dürfen Sie klagen!“ — Als ich mich auf der Höhe von Castell Gandolfo befand, sah ich den Sonnenball blutroth in den Sciroccowolken hängen, die sich über die Campagna wie ein von einem Schiffbrande düster erleuchtetes wildaufgewühltes Meer hinwälzten, und das furchtbare Schauspiel hatte Etwas, als könne jeden Augenblick ein Erdbeben den alten vulkanischen Grund erschüttern.

Die Hitze hat auch noch eine andere Sommerplage mitgebracht. Das sind die kleinen Mücken (zampane), viel schlimmere Feinde der Menschen, als die bekannten springfüßigen Blutaussauger, die Einem sonst hier zu Lande Noth genug machen. Neulich ward mir bei einem Nachmittagsschlummer, dem ich mich mit entblößten Armen überließ, die rechte Hand und der Arm bis zum Ellenbogen von jenen leise schwirrenden Insekten zerstochen. Daraus entstanden schnell geröthete Anschwellungen und Blasen, deren peinigendes Jucken, zumal wenn Wasser daran kommt, zum Schreien unerträglich wird. Frische Fliederblätter verschafften mir Linderung.

---

Die Unwissenheit des Volkes ist trotz aller italischen Pfiffigkeit und trotz der besten Naturanlagen mitunter unglaublich. Unser Cameriere (Hausdiener) Pippo hatte seit einiger Zeit in einem neunzehnjährigen Burschen Vincenzo einen Gehülfen erhalten, der unser Frühstück mitbeschickt. Gestern fragt nun Einer von uns diesen des Lesens und Schreibens ganz unkundigen Burschen, da er ihm den verlangten Kaffee präsentirt, ob er es auch anschriebe, wenn er ihm eine Tasse Kaffee bringe, da

er nicht täglich Kaffee trinke. Jener erwiederte lächelnd, das sei nicht nöthig, weil es ja der Cameriere wissen müsse. Jetzt fand es sich, daß ihm der Cameriere, weil er lesen und schreiben kann, als eine Art Hexenmeister erschien, der eben wegen seiner Kunstfertigkeiten auch wissen könne, was hinter seinem Rücken vorgeht. So steht es also mit der Bildung in Aricia, der Vaterstadt des Vincenzo, wo man außer den Mönchen etwa sechszehn Geistliche auf ein paar hundert Einwohner zählt!

Der mangelnden Bildung entspricht die Wundergläubigkeit des Volkes, und die Kapuziner sind die Hauptpfleger derselben, wie folgende zwei Geschichten zeigen. Ein Kapuzinerkloster in der Nähe von Rom ist beim Papst verläumdet. Dieser will die Brüder überraschen, um sich selbst von ihrem Wandel zu überzeugen. Unvermuthet erscheint er in dem Kloster und läßt die Mönche zusammenrufen. Aber in dem Augenblicke, wo er seine Strafpredigt beginnen will, sieht er plötzlich alle Mönche vom Boden erhoben und in der Luft schweben. Ein so wunderbarer Beweis ihrer Frömmigkeit mußte hinreichen, um jede Anklage verstummen zu lassen. Ein andermal verbietet der Papst eine Procession nach dem Kloster San Lorenzo wegen früher vorgekommenen Unfugs und Schmuggelei. Was geschieht? In der Nacht klopfen die Apostel Petrus und Paulus an die Klosterpforte. Man öffnet. Sie verlangen, daß der Papst gerufen werde. Er kommt und bleibt mit beiden eine Stunde allein, worauf dann am Morgen das Verbot der Procession zurückgenommen wird. Solche Dinge erzählen die Mönche und glaubt das Volk. Meine Wirthin in Rom, eine übrigens sehr gescheidte und in ihrer Art freisinnige Frau, erzählte doch ein Wunder, welches sich in ihrer Jugend unfern Fontana Trevi zugetragen. Ein frommer Bettelmönch kam eines Tages zu einem Schmied und bat ihn, seinen Esel zu beschlagen. Es geschah. Als nun der Kapuziner mit einem: „die Madonna vergelt es Euch!“ sich verabschieden wollte, erklärte der Geselle, daß er in Abwesenheit des Meisters sich auf dergleichen Zahlung nicht einlassen könne, und verlangte so und so viele Bajocchi. Da wandte sich der Klosterbruder zu seinem Thiere und sprach: „Hörst du, armes Eselein, wie diese Menschen die Ma-

donna schmähen und Geld von einem Kapuziner verlangen? Gieb ihnen die Schuhe wieder!« Und siehe, das Thier schüttelte seine Beine, und die Eisen fielen links und rechts zur Erde. In diesem Augenblick erschien der Meister. Er stürzte, von Schrecken ergriffen, sammt dem Gesellen auf die Kniee und bat, den Kapuziner flehend, die Schmiedearbeit unentgeltlich wieder anzunehmen. Es geschah, und auf Geheiß des frommen Vaters trat der Esel wieder auf die Eisen, und sie saßen im Nu so fest an den Füßen, wie sie angeschmiedet gewesen waren. Seitdem werden in dieser Schmiede alle Esel der Kapuziner umsonst beschlagen.

Vergebliche Mühe würde es sein, gegen solchen mit der Muttermilch eingesogenen Kindesglauben anzukämpfen. Dagegen habe ich täglich meine Freude an dem angeborenen Schönheitssinn des Volkes. Ein üppig bewachsener Fußpfad, der vom Wege nach Genzano hinter der großen Brücke rechts abführte, brachte mich neulich auf eine Anhöhe und in das umzäunte Grundstück eines Genzanesen. Die Männer schnitten zuerst das Korn und sangen dazu ihr melancholisches, trotz der Eintönigkeit seltsam ergreifendes Ritornello (Schlußreimlied), deren jeder Ort fast ein eigenes hat. Sie schneiden das Korn sehr kurz, weil sie das Stroh nicht brauchen, welches größtentheils verbrannt wird. Der Padrone oder Pächter des Grundstücks erbot sich sogleich, mir die „schönste Aussicht" zu zeigen. Diese war in der That wundervoll. Mit nicht geringerer Lust betrachtete ich jedoch den Mann selber. Es war ein prächtiger Kopf mit einem ausdrucksvollen Gesicht, in dessen Zügen sich Gutmüthigkeit und Schlauheit mischten, wie fast in allen Physiognomien des römischen Landvolkes. Die nackte Brust sah braungelb wie Bronze aus dem groben, aber sehr weißen Hemde hervor; denn alle Italiener halten viel auf reine und weiße Wäsche. In den schwarzen Locken hinter dem Ohre stak ihm eine dunkelrothe Nelke, ein gewöhnlicher Schmuck der Landleute, der ihnen ganz vortrefflich steht. Dazu kommt dann noch die Art, wie sie ihre Jacken, auf der einen Achsel hängend oder mit den Aermeln um den Hals geschlungen, tragen, wie sie das Halstuch knüpfen, die Schärpe schlingen, den Hut tragen und

formen, wie ſie ſitzen und liegen, ſtehen und gehen. Dieſer Schönheitsſinn iſt keineswegs eine Folge der Wohlhabenheit, denn dieſe iſt hier bei Landleuten ſelten zu finden. Auch der Mann, der ſich mir zum Führer angeboten hatte, mochte ſehr arm ſein; denn er verabſchiedete ſich mit den Worten: „Nun gebt mir Etwas.“ — Ein andermal ritt ich abends, den Waldweg langſam nach Genzano zu. In einer Felſengrotte hängt dort eine Maria mit dem Knaben. Als ich vorüberritt, hatten heimkehrende Feldarbeiter ſie eben mit friſchen Roſen und Nelkenſträußen geſchmückt. Jetzt brannten vor ihr auf dem rohen Felsgeſims drei Lämpchen. Landleute zogen grüßend vorbei, und ich grüßte unwillkürlich nicht das Bild von Holz und Farbe, ſondern die frommen Menſchen, die, müde von der ſchweren Tagesarbeit, doch die Blumen des Feldes als verſchönernde Spende dem Göttlichen darzubringen nicht vergeſſen. Flammendes Licht und Blumen, womit die Natur dies Land ſo verſchwenderiſch ausgeſtattet, ſind die Opfergaben, welche die Bewohner der Madonna mit dem Kinde in Kindeseinfalt darbringen. In dieſen Formen des unbefangenen naturwüchſigen Chriſtenthums lebt noch Poeſie! An jenem Abend fühlte ich mich freilich ganz beſonders poetiſch geſtimmt durch die Betrachtung des herrlichſten Sonnenuntergangs, wo Alles umher durch das wechſelnde Spiel der Farben einen magiſchen Anſtrich erhielt. Das Grün der Myrten und Lorbeergebüſche zu meinen Füßen blitzte wie von tauſend goldenen Lichtblüthen, und als der vollglühende Ball nun hinabſank, wurden die Schatten auf dem Waſſerſpiegel und an den unteren Bergwäldern immer blauer, dunkler, ſchwärzer, und es war, als ſähe man die Gegenſtände durch Flor oder trüb gefärbtes Glas. Weiter hinauf milderte ſich dies Dunkel in unmerklich leiſen Uebergängen bis empor zu dem violetten Duft der Bergeshäupter, der ſich mit dem reinſten Silberblau des Himmels miſchte.

---

Spät nach Aricia heimkehrend, bemerke ich jetzt oft, daß auf den Platten der Steintreppen und unter der Vorhalle der Kirche dunkele Maſſen liegen. Es ſind arme Lohnarbeiter aus

dem neapolitanischen Gebirge, die aus den Gärten und Feldern der Campagna, wo sie für den trägen Römer die Ernte machen, der Malaria wegen allabendlich in die Städte kommen und unter Thoren und Hallen ihr armselig Nachtlager suchen. Ungeachtet dieser Vorsichtsmaßregel werden viele solcher Arbeiter von Wechselfiebern heimgesucht. Diese grassiren während der heißen Jahreszeit zuweilen selbst in Rom sehr stark. Im Jahr 1818 war der Einfluß der bösen Luft so bedeutend, daß im Verlauf der Monate Juli, August und September über sechs tausend Fieberkranke in das Spital Santo Spirito aufgenommen wurden. Die Soldaten auf den Wachtthürmen am Meere mußten alle drei oder vier Tage abgelös't werden und die Ernte, welche reif auf den Feldern stand, wollte Niemand einsammeln.

Ueber den Ursprung der Malaria sind die Meinungen sehr getheilt. Viele glauben, die Campagna Latiums sei in früheren Zeiten weniger warm gewesen, als jetzt, weil, nach Horaz, der Soracte beschneit und, nach Livius, die Tiber einst zugefroren war. In diesem Falle, schließt man, müssen damals weniger und zugleich minder schädliche Dünste dem Boden entstiegen sein. Andere schreiben das Nichterkranken der Alten in der ungesunden Luft einem kräftigeren Körper zu, indem sie annehmen, daß die Erde immer schwächlichere Menschen hervorbringt. Noch Andere endlich behaupten, daß die böse Luft durch die vielen Wälder und Haine, welche einst in und um Rom gestanden, verbessert worden sei. Es zeigt sich aber, daß grade die Ortschaften, wo gegenwärtig noch Wälder und Haine stehen, die allerungesundesten sind, sofern daselbst der Zug der Winde, welche die verpestenden Ausdünstungen fortwehen und die Luft erfrischen, gehemmt wird. Dagegen muß man sich durch gründliche Forschungen überzeugen, daß Roms Umgebungen nie gesund waren, auch nicht im Alterthum, und fühlt sich gedrungen, der Ansicht beizustimmen, daß die Alten sich hauptsächlich durch die, den Körper in beständiger Ausdünstung erhaltende wollene Bekleidung gegen den Einfluß der bösen Luft geschützt, weshalb denn auch jetzt noch, und selbst in der größten Sommerhitze, die Hirten der Campagna in Schaffelle gekleidet gehen. Ueberdies

wurde die Luft früherhin durch die ungeheure Bevölkerung der Stadt, welche alles Land, was jetzt Campagna heißt, in einen blühenden Garten verwandelte, bedeutend verbessert. Der faule Hauch der Sümpfe am flachen Meeresstrande und der mephitische Dunst aus den vielen stehenden Seen, die mehr Tümpeln, als bewegten Wasserbecken gleichen, mußte dem lebensvollen Oden der Cultur weichen. Mit dem Untergang des Kaiserreiches und den Verwüstungen der einbrechenden Barbaren verödete späterhin die Weltstadt; ihre reizenden Umgebungen wurden Schutt- und Trümmerhaufen, und heut zu Tage ist die Campagna ein wüstes, fast ganz unbebautes Land, wo einige tausend Viehzüchter zerstreut leben und wo die Römer ein erwünschtes Jagdrevier finden. Der Ackerbau liegt völlig darnieder. Diese gänzliche Uncultur eines von Natur ungesunden Landstriches, der reich ist an schwefelhaltigen Quellen, der von alten Lavaströmen kreuz und quer durchzogen wurde, in dem jeder See ehedem ein Krater war, den zwei bedeutende Flüsse träg durchschleichen, den hundertmal des Jahres Sciroccogluth versengt und alle heilsamen Bestandtheile der Luft aussaugt: ein solcher Landstrich muß, je weniger ihn Menschen bewohnen, ein Heerd böser Dünste werden. Dies um so mehr als die Campagna eine weite hügelige oder wellenförmige, einerseits vom Meere, andererseits von einem Gebirgswall umgebene Landschaft ist. Tritt nun die Regenzeit ein, so sammelt sich das Wasser in den Niederungen zu Sümpfen, bleibt da stehen und geht allmählig in Fäulniß über, zumal es von den Hügelabhängen allerlei Pflanzenstoffe, so wie die Excremente der vielen dort weidenden Thiere mit sich hinabschwemmt. Beim Beginn der wärmeren Jahreszeit, welche das Verfaulen noch mehr begünstigt, fangen die Sümpfe an zu verdunsten. Dies geht indeß bei einem geringeren Grad von Wärme nur langsam vor sich, und die Luft wird dadurch also noch nicht so sehr verdorben, bis endlich mit dem Juli die Zeit der größten Hitze eintritt, wo die Verdunstung plötzlich stark vor sich geht. Jetzt erscheinen auf einmal auch die Fieber und halten so lange an, bis die Hitze wieder abnimmt, nämlich bis gegen Ende des September.

## Siebentes Kapitel.

Ein Vetturin soll mich nach Neapel bringen. Velletri (das alte Veliträ) war das erste Nachtquartier. Bei guter Zeit fuhren wir auf halsbrecherischem Pflaster in die Stadt ein. Sie liegt eigenthümlich auf dem letzten Ausläufer des Albanergebirgs gegen die Volskergebirge hin. Auf drei Seiten fällt der vulkanische Felsenhügel mehr oder minder steil in die Niederung ab, welche sich weiterhin in die pontinischen Sümpfe verliert. Unser Gasthof (Albergo) ließ nichts zu wünschen übrig. Eine junge Wirthin begrüßte uns mit freundlichem Lächeln. Wir erhielten nette Zimmer mit vortrefflichen Betten im zweiten Stock des geräumigen Hauses, konnten von unseren Fenstern aus den Marktplatz nebst einem Theil der Stadt, das seitwärts ziehende Gebirg und die reiche Fläche gegen die Sümpfe übersehen. Das Mahl mundete uns nicht weniger, als der gute Wein, der eine Hauptquelle des Wohlstandes der alten Volskerstadt ist. In der Nähe hatten die ersten Kaiser glänzende Lustschlösser. Göthe macht Mittheilung von einer eigenthümlichen Sitte. „Als wir nach der Herberge gingen," schreibt er, „riefen uns einige vor ihren Hausthüren sitzende Weiber an, ob wir nicht Alterthümer zu kaufen Lust hätten, und als wir uns darnach sehr begierig erwiesen, holten sie alte Kessel, Feuerzangen, nebst anderem schlechten Hausgeräth, und wollten sich todt lachen, uns angeführt zu haben. Als wir uns deshalb entrüsteten, brachte unser Führer die Sache wieder in's Gleiche; denn er versicherte, daß dieser Spaß hergebracht sei und daß alle Fremden denselben Tribut entrichten müßten." Uns begegnete dergleichen nicht, wohl aber erfreuten wir uns an dem Anblick der Mädchen, die nach dem Ave Maria sich am rauschenden Springbrunnen mit bauchigen, auf dem Kopf getragenen Kupfergefäßen versammelten. Es gewährte einen wahrhaften Genuß, dem Wasserschöpfen dieser schönen schlanken Gestalten zuzusehen, die unter lautem Gespräch am Brunnen stehen blieben, dann langsam mit anmuthsvollem Schwunge das im hellen Vollmondsschein glänzende Gefäß auf den Kopf hoben und mit dem einen vollen nackten Arm es im Gleichgewicht haltend, den andern keck in

die Seite stemmend, leichten Schrittes hochaufgerichtet über den lichten Platz wandelten, um nach allen Seiten in Häuser und Gassen zu verschwinden.

Am andern Morgen ganz früh ging es von der Höhe in allmähliger Abdachung hinunter in die große Ebene der pontischen Sümpfe. Die Gegend ist wegen ihrer Unsicherheit berüchtigt, aber auch ganz zu Raubanfällen eingerichtet. Man bemerkt Ruinen alter Kastelle, Getrümmer von Wasserleitungen, nur hin und wieder einzelne Kornfelder; außerdem umgeben dichte Felder breitschwertigen hohen spanischen Rohres, das in Italien waldartig theils wild wächst, theils künstlich gebaut wird, die Straße auf beiden Seiten und bieten die erwünschtesten Schlupfwinkel dar. Kaum eine halbe Miglie von Velletri wurden wir auch wirklich auf bedenkliche Weise erschreckt und griffen nach unsern Waffen. Ein paar Kerle tauchten plötzlich aus der strauchartigen Wildniß auf und wollten nach italienischem Gebrauch hinten aufsteigen. Wir duldeten dies jedoch nicht, sondern durch Schreien und einige wohlgezielte Peitschenhiebe des Vetturin wurden wir die tückisch blickenden Gesellen glücklich los. — Bereits bei der Poststation Cisterna kann man versucht werden, sich im Anfang der Sümpfe zu befinden; denn weit und breit ist traurige Fläche, aus der nur wenige Baumgruppen hervorscheinen. Der Weg geht fortwährend an eintönig im Winde rauschendem Rohr hin. Häuser sieht man nirgends, nur in bedeutender Entfernung einige zerstreute schilfgedeckte Hütten, aus deren rauchfanglosen Dächern bläuliche Rauchsäulen emporwirbelten.

Um zehn Uhr erreichten wir Torre de' tre ponte (Dreibrückenthurm). Hier betritt man die schon in der Ferne durch bläulichen Dunststreif sich verrathenden pontinischen Sümpfe, die man ihrer ganzen Länge nach durchschneiden muß. Man denke sich ein weites Thal, das sich von Norden nach Süden mit geringer Senkung hinzieht, ostwärts gegen die Gebirge zu vertieft, westwärts, nach dem Meere hin, aber erhöht liegt. Nach der Ansicht einiger Gelehrten war dies anfangs ein Süßwassersee oder Haff hinter den Dünen am Meer, und nachdem das Becken sich von den einfließenden Gewässern allmählig mit Schlamm füllte,

wurde ein Sumpf daraus, der sich langsam erhöhte. Die Straße, welcher die alte Via Appia zur Grundlage dient, geht schnurgrade hindurch und bildet einen hohen breiten baumbepflanzten Damm. An der rechten Seite derselben ist der Hauptkanal gezogen und das Wasser fließt träg darin ab. Dadurch ist das Erdreich zur Rechten, nach dem Meere hin, ausgetrocknet. Die linke Seite nach dem Gebirg zu ist schon schwerer zu behandeln. Zwar gehn Quer-Kanäle unter der Chaussee in den Hauptkanal; da jedoch der Boden gegen die Berge zu abfällt, so kann er auf diese Weise nicht vom Wasser befreit werden. Es ergießen sich nämlich in diese Ebene alle Bäche, Flüßchen und Quellen des Flachlandes und der halbmondförmig sie umschließenden Sabiner-Gebirge. Unter solchen höchst ungünstigen Umständen konnte Papst Pius VI. († 1795), der sich die Austrocknung der Sümpfe zur Lebensaufgabe machte, doch trotz aller Anstrengungen nicht mehr erreichen, als die Urbarmachung einzelner Stellen, den Kanalbau und die Wiederherstellung der alten Straße. Es handelte sich dabei um ein Areal von 144 römischen Miglien (etwa 30 geographischen Meilen). Das Ansehn der Sümpfe ist keineswegs so übel, als ich es mir vorgestellt. Sie präsentiren sich im Gegentheil ganz freundlich durch die vielen frischen Wiesenpläne, die zwischen braunem Rohr und Gruppen von Immergrün-Eichen sichtbar werden. Nur gegen das Gebirg zu leuchten häufig breite, zum Theil mit grünlichem Schlamm überzogene Wassertümpel und Teiche auf, die von den überall sickernden und träg schleichenden Gewässern gebildet werden und deren faule Ausdünstungen in der brütenden Hitze der vom steilen Gebirg zurückprallenden Sonnenstrahlen die ganze Luftschicht verderben müssen. Nichts desto weniger leben in dieser Fieber-Atmosphäre eine Anzahl armer Menschen, die sich mit Viehzucht beschäftigen. Ihre von Sumpfwasser umgebenen traurigen Hütten liegen auf festerem Grunde, gewöhnlich im Schatten einiger angepflanzten Bäume. Bei weitem der größte Theil der Sümpfe ist mit Rohr bedeckt, durch welches Heerden weidender Büffel ihre schwarzen Körper pressen, die Vorüberziehenden mit feuersprühenden wilden Augen anstierend. Das Vieh scheint vortrefflich zu gedeihen; denn auch Pferde sieht man

truppweise und jene silbergraue Stierart der römischen Campagna. Dagegen schleichen die Menschen als elende Jammergestalten umher. Frauen und Männer, denen man begegnet, sind hager und dürr, von schwächlichem Wuchs, mit fahlgrauen hohlen Wangen, tiefliegenden brennenden Augen, heiserer Stimme.

Gegen Mittag kamen wir nach Bocca di Fiume, (eig. Mündung des Flusses), was Poststation und Wirthshaus zu gleicher Zeit ist. Das Haus hat über der Thür einen Balcon, von dem aus man die Sümpfe mit ihren Rohrwäldern und Baumgruppen, läutenden Viehheerden und rauchenden Hütten bequem übersieht. Zum Pranzo gab es in dieser einsam gelegenen, elenden Herberge: schwarzgraues Brot, schlechtes Fleisch, keine Früchte und einen Wein, der nur gegen das völlig unerträgliche Wasser genießbar zu nennen war. Die kehlabschneiderischen Physiognomien des Wirthes und seines Dieners flößen auch wenig Trost ein, da man weiß, daß in dieser Gegend die meisten Raub- und Mordanfälle vorfallen, wie solches viele Kreuze am Wege kund thun. Eine Menge Maulthiertreiber hatten ihre Lastthiere neben und auf der Straße zusammengekoppelt und saßen zechend in der Halle der Osteria. Ihre kräftigen Gestalten mit dunkelen bärtigen Gesichtern stachen grell ab gegen die fieberkranken, trübselig blickenden Bewohner des Hauses. Sie waren sämmtlich beritten, trugen bunte seidene Schärpen, braune Ledergamaschen, Spitzhüte mit Bändern, dazu den langen Treiberstab und die fast eben so lange rostige, aber sicher treffende Vogelflinte. — Nachdem wir ein paar Stunden in der Juligluth Rast gehalten, setzten wir unseren Weg auf der mit Ulmen bepflanzten Chaussee fort, welche sich schnurgrade längs des Kanals hinzieht. In dem trüben schilfigen Wasser des Kanals sahen wir von Zeit zu Zeit schwimmende Büffelheerden und hinter ihnen die Treiber auf kleinen trogartigen Kähnen. Wohl eingedenk der Warnung, daß man in dieser zur Müdigkeit stimmenden Dunstregion nicht einschlafen dürfe, saß ich den ganzen Weg bis Terracina im Freien neben dem Vetturin, einem sehr umsichtigen Manne. Aus dem Königreich Neapel gebürtig, aber in Rom seit langen Jahren ansässig, war er auf die römischen Volkszustände, auf das aussaugende

Pfaffenregiment, auf die Trägheit und Sittenlosigkeit der Römer schlecht zu sprechen. Was er dagegen von den Neapolitanern rühmte, daß sie weit bessere und fleißigere Arbeiter sind, habe ich später auf dem Lande überall bestätigt gefunden.

Das hohe Vorgebirge Circello stellt sich als einzeln stehender breiter Wall dar, an beiden Enden mit hervorragenden Kuppen, wie mit Wartthürmen, versehen. Zwischen ihm und dem Felsen von Terracina verlieren sich die Sümpfe in's Meer. Am äußersten Westrand der Küste schimmern die schwarzen Ueberreste des Thurmes von Astura, der im Mittelalter den Frangipani gehörte. Nahe bei demselben wurde einst Cicero in dem Augenblicke, wo er sich einschiffen wollte, von den Henkersknechten der Triumvirn ermordet, und im Mittelalter verrieth dort ein Frangipani den zu ihm geflüchteten unglücklichen Konradin. Auf dem höchsten Gipfel des Vorgebirges liegt die kleine Stadt San Felice. Hier landete der Sage nach Odysseus mit seinen Gefährten, um sich von der Circe fesseln zu lassen.

Zu verschiedenen Malen hörten wir aus dem Dickicht des haushohen Schilfes Flintenschüsse, bald nah, bald fern. Unser Vetturin sagte uns, wir möchten darüber nicht erschrecken, es seien nur Vogeljäger und müßige Büffelhirten, keine Räuber. Zum Schutz gegen die Anfälle der letzteren ist die Straße mit einer bedeutenden Anzahl Wachthäuser besetzt, in denen päpstliche Soldaten hausen. Unfern eines dieser Wachthäuser trat ein stämmiger Mann aus dem Schilf in einer uns auffallenden Tracht. Er schritt gemächlich nach dem Wachthause, vor welchem drei Soldaten tabakrauchend sich unterhielten. Zu ihnen gesellte er sich, lehnte sich an die Wand und begann, auf seine lange Flinte gestützt, ein Gespräch. Nach der Auskunft unseres Vetturin war dies einst ein sehr gefürchteter Räuber, welchen man, da man anderweitig nicht mit ihm fertig werden konnte, auf dem Wege der Unterhandlung unschädlich gemacht hatte. In der Regel muß ein solcher Wegelagerer für eine vorher von der Regierung bestimmte Summe Geldes das Land verlassen. Manchmal bleiben die verwegenen Gesellen für Zahlung eines Soldes auch im Lande und gehen dann zum Zeitvertreib in den Sümpfen

auf die Jagd. Das war bei unserem Manne der Fall. Gebräuntes Gesicht, schwarzes glänzendes Lockenhaar, krausen, starken Kinnbart und kleine stechende Augen hatte er mit hundert anderen Italienern gemein; nur in der Tracht unterschied er sich von den übrigen. An den Füßen trug er Sandalen; die in Strümpfe oder vielmehr Lappen gehüllten Schienbeine waren, wie bei Bergbewohnern, mit Schnüren kreuzweis umwunden. Um die kurze blautuchene Hose war ein etwas verschossener purpurrother Shawl handbreit als Gürtel gewunden. Die reich mit Silberknöpfen besetzte braunsammetne Jacke stand offen und enthüllte unter dem zurückgeschlagenen Hemd eine breite muskulöse schwarzbehaarte Brust. Um den kurzen markigen Hals flatterte lose ein buntseidenes Tuch, und von den Schultern herab bis auf die Knöchel hing ihm ein schon etwas schadhafter ziegelrother Carbonarimantel. Ein hoher breitkrempiger Spitzhut, bis oben hinauf mit farbigem Seidenband umwunden, das am Rande in breiten Enden herabhing und mit welken Blumen verziert war, saß ihm schief auf dem Kopf. Es war vom Kopf bis zum Fuß die vollendete Tracht eines Räubers aus den Abruzzen, wie man sie auf Bildern sehen kann. Wenn man die Einsamkeit der Sümpfe und gegen Süd und Ost die Felsen des Sabinergebirges mit ihren reizenden Verstecken sieht, begreift man, daß hier so gern Räuber hausen und von jeher gehauſt haben.

Bei Ponte maggiore verläßt man die Sümpfe, und von hier zieht sich der Bogen des umschließenden Gebirgs mit seiner äußersten Spitze, dem Monte Sant Angelo, bis dicht an das Meer. Am Abhang desselben thront auf schimmerndem Kalkfels Terracina, das alte Anrur, das mit seinen hoch aufgethürmten gelblichen Häusern einen höchst erfreulichen Anblick gewährt. Und nun das Meer! Gegen dieses Azurblau wird selbst die Farbe des Himmels zum matten Silbergrau! — Der Ort selbst starrt von Schmutz, und bei dem Volk ist eine gewisse afrikanische Schattirung unverkennbar: die Männer mit ihren braunen dreikantigen Gesichtern, schwarzem Haar und spitzen Filzhüten meist aus Rohrpfeifen rauchend; die Frauen mit dicken Silbernadeln im Haar. Ein Mädchen hatte ein Junges von den

kleinen schwarzen Schweinen, die wie Hunde auf den Straßen umherlaufen, fast wie ein Kind auf dem Arm und spielte damit. Braune Jungen und Mädchen laufen uns nach, oft lamentirend, oft lachend, immer aber schreiend: Signor ca co! (qualche cosa, irgend Etwas). — Etwa um fünf Uhr nachmittags stiegen wir unter den Trümmern von Theodorich's Burg vor dem Säulengang eines eleganten Gasthauses ab. Es ist eins der besteingerichteten, die ich in Italien kennen gelernt: die Zimmer groß, nett, mit feinen Teppichen belegt, die Betten rein und breit; der Tisch vortrefflich besetzt, auch mit ausgezeichnetem Wein. Wir gingen durch die enge und trümmerhafte Stadt hinauf zu dem Franziskanerkloster, welches auf steiler Felshöhe Stadt, Ebene und Meer beherrscht. In dem Klostergarten schauten wir mit wahrer Lust hinab auf die halborientalische Stadt mit ihren Mauern, Plattdächern, Thürmen und Kuppeln, auf ihren Hafen, den Strand und das wie Saphir erglänzende Meer; rechts der Monte Circello wie ein urweltliches gigantisches Roß in die Fluthen springend, links gegen das neapolitanische Thor hin nicht minder abenteuerlich gestaltet der Felsenkamm des Monte Angelo. Aus der wohlangebauten Ebene ziehen sich nach der Stadt hinauf Orange- und Citronengärten. Am Fels empor wuchern phantastisch geästete indianische Feigen; dazwischen nicken die vierkantigen haushohen Säulen zahlloser Cactus; über dem Allen aber rauschen mit breiten Kronen vier bis fünf schlanke Palmen. Die ganze Lage ähnelt der von Nizza. Wir gingen darauf in das Kloster zurück, aus dem ein Theil der Scholaren so eben in den Garten geführt wurde. Ihre Zellen fand ich luftig nnd reinlich, ihre Bücher, meist alte Klassiker, gut gehalten. Zuletzt besahen wir noch den Schlafsaal, aus dem vor einigen zwanzig Jahren der berüchtigte Räuberhauptmann Gasparone sämmtliche Zöglinge entführte bis auf zwei, welche, klein und schmächtig, durch das eiserne Fenstergitter entkommen waren. Gasparone überfiel das Kloster mit Einbruch der Nacht, ermordete den Pater Rector und schleppte etwa dreizehn Kinder der ersten Familien gebunden mit sich weg. Ein grade zum Besuch anwesender Priester, der sich damals mit unter den Knaben befunden hatte, erzählte uns die näheren

ſchauderhaften Umſtände. Die nachſetzenden Gensdarmen wurden von den Räubern zurückgeſchlagen und ein Mann getödtet, die in's Gebirg geſchleppten Kinder nur gegen hohe Löſegelder freigegeben. Ein Paar aber, mit deren Eltern der Räuberchef verfeindet war, ließ das Ungeheuer nach empfangenem Löſegeld ermorden und ſchickte den Eltern die Köpfe in's Haus.

Hinter Terracina überraſcht uns eine neue Vegetation, die uns ankündigt, daß wir den Fuß in das eigentliche Südland Italiens geſetzt haben. Myrte, Buchsbaum, Lorbeer, Granate und Rosmarin bedecken die Felſenwände und wuchern am Rande der Straße. Hohe ſtrauchartige Euphorbien mit Holzſtämmen, Johannisbrotbäume und fremdartige Gräſer grünen untermiſcht mit ſchönen Orchisarten, aufrechtſtehenden Convolvulen, Allien, Gladiolen, Acanthus und anderen Blumen. Die indiſche Feige ſchießt zur Höhe eines mittleren Baumes auf und bildet ſtarke vielgekrümmte Stämme mit großen fetten Blättern. Palmen ſtehen vereinzelt am Wege, während zahlloſe Ableger derſelben überall aus ſteinigen Erdritzen ihre zitternden Blätterbüſchel in der Luft ſchaukeln.

Bei dem feſten Thurm von Portello betraten wir das neapolitaniſche Gebiet, wo man uns die Päſſe abverlangte. Nachdem die Grenzbeamten beinah eine Stunde mit dem Durchſtudiren derſelben hingebracht, ſchwang ſich Einer von den Soldaten neben den Vetturin auf den Bock, um uns ſicher bis Fondi zur Dogana (Zollamt) zu begleiten. Der Weg dahin geht durch die fruchtbarſte und anmuthigſte Ebene, welche einem Garten gleicht. Die unermeßlichen Weizenfelder ſind in breiten Reihen mit Oelbäumen bepflanzt, um die ſich im Winter Epheu, im Sommer die Weinrebe ſchlingt. Man pflügt und eggt übrigens das Land hier nicht, ſondern hackt und gräbt es nur, worauf man die neue Frucht nachläſſig hineinſtreut. Die Umgegend Fondi's bringt vortrefflichen Wein hervor. Uralte cyklopiſche Mauern umgeben die ſchmutzige Stadt. Eine Menge Geſindels ſammelte ſich an der Dogana um unſern Wagen und war bemüht, dem Facchino (Laſtträger), welcher unſere Sachen abpackte, hülfreiche Hand zu leiſten. Von Dolchſtichen zerfetzte Geſichter, geld- und blutgierige Blicke, Lumpen ſtatt der Kleider

auf dem Leibe, so gestaltet drängte sich das Volk bettelnd und fordernd um uns. Wir zeigten ihnen jedoch mit bestem Erfolg unsere Stöcke. Einige Carlini (zu etwa 5 Sgr.) bewirkten eine rasche Beseitigung der Visitation. Schon wollten wir einsteigen, als uns Einer der Beamten wohlmeinend bedeutete, daß wir bis Neapel uns noch zweimal einer Visitation unterwerfen müßten. Diesem Uebel könne man sich jedoch durch den Kauf eines Passirscheines (Lasciate passare) entziehen. Auf die Frage, was das wohl koste, lautete die Antwort: „Je nun, was Sie wollen, meine Herren! Etwa eine Flasche (Una boliglia, eine Bouteille). Flasche heißt nämlich im Neapolitanischen Trinkgeld. Das zahlten wir denn, und durften nun hoffen, allen ferneren Belästigungen der Doganen überhoben zu sein.

Langgestreckte Gärten voll der schönsten Orangen schließen sich an die Mauern von Fondi an und laufen eine gute Weile zu beiden Seiten der Straße fort. Die Bäume waren mit reifen Früchten wie besäet, und dünne Aestchen streckten ihre goldene Last höchst appetitlich über die Mauern hinaus. Dann fuhren wir wieder durch Weizenfelder. Die dazwischen gepflanzten Oliven bewegte der Wind und brachte die silberne Unterfläche der Blätter an's Licht, was sich sehr hübsch ausnahm. Weiter zog der Weg im Thale hin zwischen steinichten, aber gut bebauten Aeckern. An einigen Orten bemerkt man geräumige runde gepflasterte Plätze, mit niedrigem Mauerwerk umgeben; da drischt man die Frucht sogleich aus, ohne sie in Garben heimzufahren. Das Thal wird allmählig schmäler, und der Weg wendet sich nun links in ein ödes, aber immer romantisch gestaltetes Bergland. Kalkfelsen stehen nackt an beiden Seiten, und zwischen dem Gestein wuchert der Oelbaum. Der Vetturin gab zu verstehen, daß hier abermals eine sehr unsichere Gegend zu durchschneiden sei. Wirklich strich auch überall verdächtiges Gesindel an dem steilen Geklipp herum, um welches Ziegenheerden weideten, und ehe wir's uns versahen, hockten einige jener Gesellen hinten auf. Sie wurden nicht ohne drohende Geberde entfernt, worauf sie wieder in den höhlenartigen Vertiefungen verschwanden, aus denen sie aufgesprungen waren. So erreichten wir das Städtchen Itri, zwischen kahlen Bergen

mit einem Kastelle sehr romantisch gelegen. Eben als wir da hinein oder vielmehr daran vorüberfuhren, krachte aus einem der Häuser ein Schuß, dem auf der Stelle ein zweiter folgte. Ein tückisch blickender Kerl stand am Fenster und zog langsam die doppelläufige Flinte zurück. Wir konnten uns des Gedankens nicht erwehren, daß der Schuß uns gegolten habe; doch der Vetturin beruhigte uns mit der Bemerkung, es sei das blos ein Freudenschuß gewesen, und wir würden von jetzt an noch häufig dergleichen hören. Auf dem ganzen Wege erinnern von Zeit zu Zeit Reste alter Grabdenkmäler an die Appische Straße. Eins derselben, ein Thurm, unweit Itri, gilt für das Grabmal des Cicero; doch ist der Bau offenbar neueren Ursprungs.

In Castellona, einem Flecken dicht vor Mola di Gaëta, am herrlichen Golfe von Gaëta, ward Mittag gemacht. Der Gasthof befindet sich in der vermietheten, sehr in Verfall gerathenen Villa eines neapolitanischen Marchese. Die Zimmer hatten Wand- und Deckmalereien aus dem vorigen Jahrhundert, die Fenster waren gänzlich erblindet. Ein großer Orangengarten zog sich fruchtreich bis zum Meer hinab; aber die uns gepflückten Orangen ließen sich kaum genießen, denn aus Mangel an Pflege und Sorgfalt verwildert hier selbst das edelste Obst. Ueberall, wo man uns unterwegs Aepfel, Birnen, Pflaumen, Apfelsinen, Pfirsichen vorsetzte, waren sie schlechter wie bei uns, wozu allerdings auch der bereits erwähnte Geschmack der Italiener beiträgt, daß sie saures und unreifes Obst dem süßen gereiften vorziehen. Feigen gab es nicht, und die Trauben beginnen erst sich zu röthen. Als ich in die Orangepflanzung hinunterstieg, um einige Limonen zu pflücken, hörte ich den mir folgenden Gasthofsdiener aufschreien, und in demselben Augenblick schoß eine etwa drittehalb Ellen lange, von uns aufgestörte Schlange sich ringelnd an mir vorüber, unter Citronenbäumen und Myrtenbüschen verschwindend. Das Meergestade zeigt Trümmer einer antiken Villa, die dem Cicero gehört haben soll; auch fanden sich, außer mehreren ausgespülten Seesternen und Seeigeln, sehr mannigfaltige Steinarten, als Jaspis, Serpentin, natürlich verkittete Kieselbruchstücke (Breccien). Wir badeten im Meer, uns entzückend an der Aussicht über den mit Villen,

Ortschaften und Orangewäldern umsäumten Golf auf das hochgethürmte Gaëta, dann südlich auf den Vesuv und den Sant Angelo. Auch die Insel Ischia (Iskia) hebt sich am Horizont. Weiter ging's durch Mola di Gaëta, immer zur Rechten das blaue Meer, zur Linken Gebirge, auf deren Rücken einzelne Städtchen und halbzerfallene Kastelle gelagert sind. Die Orangegärten nehmen kein Ende. Man glaubt sich in ein Eden versetzt unter dem duftenden Laubdach so vieler mit lachenden Früchten belasteter Bäume. Zugleich bemerkt man auch an dem Volk allerlei Zeugnisse von paradiesischer Unbefangenheit und Natürlichkeit. Die engen schmutzigen Gassen Mola's enthielten viele Dinge, welche unsere Polizei als anstandswidrig nicht dulden würde. An einem Brunnen sah man Bursche von funfzehn, sechzehn Jahren mit irgend einer Wäscherei beschäftigt. Von vorn nahmen sie sich ganz manierlich aus, denn sie trugen wirklich Hemd und Beinkleider; aber hinterwärts konnte man bedeutende Lücken in der Vollständigkeit der Bekleidung wahrnehmen. Das Hemd war über den braunen Rücken geplatzt, und dem Beinkleid fehlte der Boden, so daß man die kräftigen Formen der hoffnungsvollen Jugend ziemlich gründlich studiren konnte. Der Anblick dieser in mangelhafter Verhüllung waschenden Bengel war so eigenthümlich und lustig, daß wir allesammt in ein schreiendes Gelächter ausbrachen, was eine noch lautere Erwiederung von Seiten der Halbhosigen zur Folge hatte und damit endete, daß der ganze Troß, aus sechs oder acht bestehend, neben dem Wagen herlief und uns um „Botiglien" anbettelte. Ueberhaupt wird schon von Terracina aus der Charakter der Bevölkerung ein von dem der Römer völlig verschiedener. Der gemessene Ernst des Römers, welcher Lebhaftigkeit der Geberde, Leidenschaft der Sprache nicht ausschließt, schlägt hier in stets lärmende Heiterkeit um. Wird man angebettelt, so geschieht's nicht unter herzbrechendem Lamentiren, sondern vielmehr unter tollem Geschrei, unter allerhand lachend hervorgebrachten Witzworten, und indem man mit allen höchsten Ehrentiteln verschwenderisch ausgestattet wird. Fruchtet das nichts, so wirft der gutmüthige Narr oder verschmitzte Schelm von Bettler die Mütze in die Luft, macht schreiend das Horn

gegen den Fremden und hüpft singend von dannen. Auch in anderen Stücken macht sich diese Veränderung des Volkscharakters bemerklich. Begegneten uns sonst nur Esel mit einem Reiter, so trabten in dieser Gegend deren jetzt mit zwei Reitern an uns vorüber, beide schreiend und mit baumelnden Füßen dem armen Grauthier die Seiten paukend. Ruhig sitzt Keiner auf seinem Thier; sie fechten und handthieren ewig auf ihm herum, hocken ihm bald auf dem Halse, hängen sich bald ganz hinten auf. Sehr gern setzt sich Einer rückwärts, der andere vorwärts, und wie dieser den Zügel des Esels hält und ihn damit zerrt und peitscht, so hat jener den Schwanz in der Hand, reißt daran und müht sich schreiend ab, ihn ebenfalls als Peitsche oder Ruthe zu gebrauchen. Wird dem Fremden bei solchen Scenen unwillkürlich das Zwergfell erschüttert, so ist's den Narren ganz recht; sie begrüßen und erwiedern dergleichen mit gesteigertem Schreien und Lachen. — Von dem heißeren Klima gab uns eine neue Art Gartenzaun Kunde. Während man in Mittel- und Oberitalien Hecken von Buchsbaum, Myrten, Lorbeer und Bastard-Lorbeer (Laurus tinus) findet, so pflanzt man hier um die Felder Aloen, die mit ihren breiten blaugrünen Blättern zur Höhe eines mäßigen Hauses aufgeschossen waren. — Wir erblickten eine trümmerhafte Wasserleitung, durch deren zersprengte Bogen die Straße mitten hindurch geht. Ein Fluß schlängelt sich durch's Land der Garigliano (iljano), die alte Grenzscheide zwischen Latium und Campanien. Eine Kettenbrücke trug uns hinüber in diesen von der Natur so gesegneten Landstrich. In Sant' Agata nahmen wir unser Nachtquartier und fanden im Gasthof gute Zimmer, reinliche Betten und ein reichliches Mahl. Ansehnliche Ruinen werden in der Nähe gezeigt als einige Ueberreste von dem alten Minturnä. Am folgenden Tag sollten wir Neapel begrüßen.

Lange vor Eintritt in die „Campagna Felice," wie die Neapolitaner die lachende capuneische Ebene nennen, verspürt man die Nähe des Vesuves. Die Hügel, durch und über welche man passirt, verrathen ihren vulkanischen Ursprung. An der Straße sieht man zu jeglichem Bau große blauschwarze Lavaquadern verwendet. Der Boden ist schwarz, wie Asche, dabei

fett und ungemein fruchtbar. Man fährt durch unübersehbare Weizenfelder. Darin stehen reihenweis Ulmen und Pappeln, an deren Stämmen die Weinrebe sich hinaufrankt. Die Stöcke sind von ungewöhnlicher Stärke und Höhe, ihre Ranken schlingen sich über die hochausgezweigten Wipfel in leichten Bogen von Baum zu Baum, ein weitmaschiges Netz meilenweit über die Fruchtgefilde ausspannend. So geht es bis nach Neapel hinein.

Gegen Mittag lag Capua vor uns. Ehe man an's Thor der Festung kommt, muß man den Volturno überschreiten. Er ist von mäßiger Breite, schmutzig gelb, wie die meisten italienischen Flüsse, und rollt ziemlich rasch dem Meere zu. Die Straßen der Stadt sind schmal und düster, voll von qualmendem Staub und Unrath. Unzählige dickwanstige schwarze ganz borstenlose Schweine liefen grunzend umher; schreiende Esel galloppirten gaßauf, gaßab. Die Bevölkerung zeigte sich eben so schreiend und ungewaschen. Dem entsprach die Locanda, wo wir mittagten. Alles starrte von Schmutz, nicht bloß der Fußboden und die Treppe, sondern auch das Tischtuch, Messer und Gabeln, Gläser und Flaschen. Dem Ganzen wurde noch dadurch die Krone aufgesetzt, daß sich eine Hinterthür des Speisesaales auf einen schmalen Gang öffnete, an dessen Ende das interessante Gemach angebracht war, welches der Italiener »Luogo immondo« (den unsauberen Ort) nennt. Während wir nun unsere Zähne so hoch wie möglich hoben, um unser Beefsteak mit Schmorkartoffeln zu verschlingen, erschien ein Mann mit langem weißen Bart und silbernen Ringellocken. Um die Schultern hing der braune Mantel der Abruzzesen, um den Hals an langem Band eine verstimmte Zither; Sandalen schützten seine Füße gegen scharfe Kiesel. Es war ein blinder Improvisator (Stegreifdichter), der sich die Erlaubniß erbat, uns mit seiner Kunst unterhalten zu dürfen. Indem er darauf die Metallsaiten des Instrumentes mittelst eines stählernen Stiftes erklingen ließ, sang er zu der einfachen, jedoch anmuthigen Melodie ein Loblied auf — unsere Mahlzeit, pries die Schönheit und Tugend der Signora, die nach seinem Dafürhalten die Götterkost mit rosigen Lippen berührte, und wünschte uns schließlich guten Appetit und glückliche Reise! — Weder durch Trank noch

durch Speise verweichlicht, verließen wir die ehedem berühmte Stadt ohne Seufzen. Die Ruinen des alten Capua liegen übrigens anderthalb Miglien flußaufwärts in der Nähe des Luftortes San Martino. Von ihren Prachtbauten sind nur noch Trümmer des großen Amphitheaters übrig, welches einst die Pflanzschule der Gladiatoren für ganz Italien war und wo stets gegen 40,000 Zöglinge zu Kampffechtern ausgebildet wurden.

Die Entfernung von Capua bis Neapel beträgt etwa fünf Stunden. Eine breite trefflich gehaltene Chaussee führt durch die reiche Gegend. Bald machte sich die Nähe der Hauptstadt durch größere Lebendigkeit bemerkbar. Noch ehe wir Aversa, etwa auf der Hälfte des Weges, erreichten, wimmelte es auf der Straße von Fuhrwerk aller Art, von Maulthieren und Eseln, die gewöhnlich zwei, nicht selten drei Reiter trugen. Am merkwürdigsten kam mir bei den neapolitanischen Fuhrwerken die Ausdauer ihrer nicht eben besonders kräftig aussehenden Thiere vor. Es ist ganz gewöhnlich, daß ein einziges Pferd im vollen Gallopp rennend vierzehn bis sechszehn Menschen mit sich fortreißt und zwar auf einem blos zweiräderigen Karren, Currile genannt. Dies eigenthümliche Fuhrwerk hat im Grunde blos Sitze für zwei Personen. Hinter dem Lehnsitz jedoch, der in hochauslaufender Spitze endigt, ist ein langes schmales Brett angebracht, das im Nothfall für acht Menschen Platz bietet. Die Vordersten halten sich fest an der erwähnten Spitze des Sitzes, die Hinteren klammern sich an die Vordermänner und so fort. Auf dem Tritt zum Brett stehen auch noch zwei, Jeder auf einem Fuß balancirend; zwei Andere liegen in einem Netz, das unter dem Wagen hängt und, wenn es sein muß, auch drei bis vier fassen kann. Summa: vierzehn bis sechszehn. Die ganze Gesellschaft schlenkert mit Armen und Beinen, schwenkt die rothwollenen Mützen und schreit aus vollen Lungen, zumal wenn ihnen ein anderes Fuhrwerk begegnet. In Aversa konnten wir an einer anderen Scene bemerken, wie heiter und natürlich der Süditaliener Alles zu nehmen pflegt und wie er sich über kein Unglück so leicht graue Haare wachsen läßt. Es langte nämlich ein Trupp Gefangener an. Ihre citrongelben Jacken und Hosen ließen uns in ihnen entlaufene Sträflinge vermuthen,

die wieder eingebracht wurden. Den armen Teufeln waren die Hände mit Stricken zusammengebunden, was sie jedoch nicht an rüstigem Ausschreiten und traulicher Unterhaltung mit den sie begleitenden Soldaten hinderte. Diese trugen ihre Gewehre in Leinewand gewickelt verkehrt auf den Schultern. Einer der Soldaten hatte Zeugschuhe mit Glanzlederspitzen an den Füßen. In einer Osterie von Aversa rastete der Trupp. Die Soldaten tranken Wein und lachten. Die Gefangenen schienen ihr Augenmerk besonders auf einen Haufen Durst löschender Apfelsinen gerichtet zu haben. Der Wirth schenkte ihnen einige der Früchte; die gutmüthigen Soldaten aber ließen sich die Mühe nicht verdrießen, die Schalen von dem saftigen Fleisch zu lösen, es zu zerstückeln und damit ihre Schutzbefohlenen zu füttern, wie sorgsame Mütter ihre unbeholfenen Kinder. Aversa, das alte Atellana, ist eine lebendige, freundliche Stadt, heutiges Tags berühmt durch vortreffliche Melonen, delicaten Mandelkuchen und süßen Wein, im Alterthum durch mimische Darstellungen, die nach ihr ludi Atellani genannt wurden. Hier beginnen die Häuser mit ganz flachen Dächern; ohne Sims, wie das meistentheils der Fall, sehen sie wunderlich genug aus mit glatten Mauern bis zum Dache, dazu mit offenen Thüren und Fenstern, die den Blick in unwohnliche Räume dringen lassen. So gleichen sie Wohnungen, die ihre Bedachung durch Feuer verloren. Nur die Behausungen Vornehmer und Reicher, am Dach mit geschmackvollen Simsverzierungen, Geländern und Bildsäulen, schauen einladend aus grünen Laubgewölben hervor.

Gleich hinter Aversa beginnt die nach der Hauptstadt führende große Allee. Es geht immer noch fort durch die einförmigen Felder mit den hohen, bis zur Krone behackten, weinumrankten Ulmen, die durch ihre Beschattung das Austrocknen des Bodens verhindern müssen, ohne Berge oder andere Aussicht, bis man den Punkt erreicht, wo die Straße sich gegen das Meer hin wendet, umbiegt und hinabsteigt. Auf einmal springt das wundervolle Neapel hervor, wie durch einen Zauberschlag all seine Herrlichkeiten den erstaunten Blicken entfaltend. Vor dir der blaue Golf mit seinen in Duft gehüllten Felseninseln, rechts aus demselben emporsteigend die amphitheatralische Haupt-

ſtadt mit einer Menge von Kuppeln über den flachen Häuſermaſſen, links hinter immergrüner Ebene der rauchende Veſuv, weiterhin das Vorgebirge der Minerva mit dem lachenden Sorrent in ſeinem Schooße, über Alles ein Licht gegoſſen, jenem gleich, das bei lauer Luft, wenn große Regentropfen aus ſonnigem Himmel niederfallen, ſo magiſch auf uns einwirkt — mit einem Worte, was je in lieblichen Phantaſiebildern dir vorgeſchwebt: ewig klarer Himmel über ſpiegelnden Waſſern, unverwelklicher Frühling an wonnigen Geſtaden, hier ſchauſt du es in Wirklichkeit vor dir! *)

Einem dumpfen Donner aus der Ferne gleich ſchlug jetzt das Geräuſch der volkreichen Stadt an unſer Ohr. Nachdem wir an der Dogana die Päſſe abgegeben und uns durch einige Bouteillen losgekauft hatten, und darauf weiter rollten, ſtürzten ſich von allen Seiten ſchreiende zerlumpte Kerle auf uns zu, ſchwangen ſich, ohne erſt unſere Erlaubniß abzuwarten, hinten auf den Wagen und behaupteten hartnäckig ihren Poſten, wie ſehr wir auch dagegen eiferten und der Vetturin ſeine Peitſche gebrauchte. Als endlich das Trittbrett hinten, auf dem ſich fünf Lazzaroni feſtgeſetzt, keinen Platz mehr darbot, kletterte der Zerlumpteſte von Allen auf den Wagentritt an der Seite. Barſch bedeuteten wir ihn, daß er abſteigen ſolle. Er that es, allein ſich feſthaltend am Wagen und daneben herlaufend, riß er die Mütze vom Kopfe und ſagte mit majeſtätiſcher Freundlichkeit, wie ſie dem Neapolitaner immer zu Gebote ſteht: „Haben Sie

*) Die Italiener nennen den Golf „den Becher von Neapel“ (il Cratero di Napoli), eine nicht unpaſſende Bezeichnung. Denken wir uns die Form eines ziemlich gerundeten Keſſels, deſſen Rand theils ſanfte Hügel, theils ſteile, bis zu 4000 Fuß anſteigende Felſenberge bilden. Nach Weſten zu iſt der Rand durchbrochen und als Trümmer deſſelben tauchen aus der Fluth die Inſeln Iſchia nebſt Procida (im N.) und Capri (im S.) auf. Rings umher iſt der gegen 20 Stunden lange Bogen des Golfes vom Kap Miſenum (im N.) bis zum Kap der Minerva (im S.) mit Städten beſäet. Die Nordküſte des Golfes nimmt ein langer Hügelrücken ein, deſſen Vordertheil Poſilippo heißt. Daran ſchließt ſich der Vomero, und auf einer ziemlich ſteilen Vorhöhe deſſelben ragt das Kaſtell St. Elmo hervor, zu deſſen Füßen ſich die Stadt ausbreitet, unregelmäßig, aber höchſt eigenthümlich und maleriſch gebaut, im Ganzen von fünf Kaſtellen beſchützt. Man vergleiche den Plan von Neapel.

keine Angst, Excellenzen! Der Vetturin kennt mich sehr wohl; ich bin der Stadtführer (il cicerone della citta). Wir mußten bei dieser Versicherung in ein unaufhaltsames Gelächter ausbrechen. Der Cicerone della Citta und die hinten aufhockenden Lastträger stimmten sogleich echoartig ein. Das übrige Straßenpublikum schrie ebenfalls, daß die Fenster zitterten. Rechts und links knallten Kanonenschläge, flogen Schwärmer auf, knatterten Frösche zwischen die Vorüberwandelnden. So wurden wir unter Höllenlärm und Gedräng in die mit großen Gebäuden und breiten Straßen gezierte Stadt hineingerissen und von den Menschenwellen des Toledo, der Hauptstraße Neapels, verschlungen. Gleich anfangs beschäftigen das Auge die seltsam bunten, mit Fähnchen und Bändern ausstaffirten Boutiken der Eiswasser- und Limonaden-Verkäufer, nicht minder die auf den größeren Plätzen aufgeschütteten Haufen süßer Orangen. Wir fanden alle Gasthäuser, bei denen wir vorfuhren, besetzt, bis wir endlich mit Müh und Noth in der Gegend des am Meer liegenden großen Kastells ein Unterkommen fanden. Das Haus liegt an einem großen Platz, Largo di Castello genannt, und von dem eisernen Balcon unseres geräumigen Saales hat man einen freien und frohen Ueberblick über die bewegte Fläche des vierseitigen Platzes.

Abends strahlte die Stadt im lichthellen Glanze, dem Geburtstage der Königin zu Ehren. Auf dem Largo di Castello und in der Nähe des Königsschlosses wimmelte es von bunten und blanken Küraſſiren, Uhlanen, Dragonern und Husaren. Aber die Hauptsache sind doch die Schweizer-Regimenter, mittelst deren das Volk im Zaum gehalten wird. Im Theater San Carlo war eine dreifache oder gar fünffache Fest-Erleuchtung angekündigt. Aber die Wirkung dieses blendenden Lichtmeeres war für meine vom Staub angegriffenen Augen so stark, daß ich das Haus vor dem Beginn der Oper wieder verlassen mußte. Noch spät trieb es mich hinab an das Ufer des Meeres. Laue Winde strichen durch die schwankenden Masten der Schiffe, die im Hafen ankerten, lauter bald und bald wieder leiser plätscherten die Wogen am Strand, während aus dem Krater des Vesuv von Zeit zu Zeit eine hohe Feuersäule emporstieg, in deren

rothem Wiederſchein das Meer und die Küſten weithin erglänzten. Es lag in dieſen Erſcheinungen etwas tief Ergreifendes. War es die unbeſchreibliche Milde der ſüdlichen Nacht, oder des Meeres immer wiederkehrendes Wogengerolle, oder die von dem uralten Kampf in den Eingeweiden der Erde zeugende Gluth des Berges, oder endlich alles dies zuſammen, was mein Gemüth ſo wunderbar bewegte? Mich wollte es gemahnen, als ſtände der Weltgeiſt rieſengroß vor mir und redete zu mir in einer noch nie vernommenen Sprache.

---

Glücklicher Tag! — In aller Frühe ritt ich nach dem Hafen, trank mit vollen Zügen die friſche Seeluft und das heitere Himmelslicht, ergötzte mich an dem Spiele der zu meinen Füßen ſchäumend ſich brechenden Wogen und ſah den nackten bronzefarbigen Prachtgeſtalten der Taucher und Muſchelfiſcher zu, welche ſich den ganzen Tag über im Waſſer umhertummeln und nur kurze Zeit am Ufer ausgeſtreckt ſich ſonnen. In Papier gewickelte Kupfermünzen, welche man ihnen zuwirft, holen ſie untertauchend alsbald aus dem tiefen Grunde hervor, bei ihrem Wiedererſcheinen laut aufjubelnd. — Nachher ward ein Nachen beſtiegen und eine Fahrt nach Caſtell dell'uovo (Ei-Kaſtell) gemacht. Wie konnte ich da ſchwelgen in den Anſichten von Stadt, Land und Meer! Zumal eine Stelle feſſelte mich: vorn eine Reihe dunkler Lavablöcke aus dem Waſſer ragend, dann die ſanft bewegte grüne Fläche mit einer vor Anker liegenden Fregatte, als Hintergrund der blauliche Papa Veſuv, ſein Morgenpfeifchen dampfend. Dabei wurden allerlei Meeresproducte, als See-Sterne, See-Igel, Holothurien (Spritzwürmer), ſo wie eine jener großen gallertartigen Meduſen, welche die Fiſcher Meerkappe (Capello di mare; Rhizostoma Macri, die gemeine Wurzelqualle) nennen. Die wallenden Bewegungen dieſes einen Fuß im Durchmeſſer haltenden glockenförmigen Thieres mit ſeinen violetten Zackenrändern und acht orange und violett gezeichneten Armen waren äußerſt bemerkenswerth. — Zu Mittag folgte ein vergnügliches Mahl in Geſellſchaft eines Landsmanns, wobei die köſtlichſten Früchte den Beſchluß machten.

Unfern der Punta di Posilippo liegen hart am Gestade die Ruinen, welche Palast der Königin Johanna heißen. Dahin trug uns des Nachmittags eine der zahllosen Barken, welche vom Molo an bis nach Santa Lucia den Strand bedecken. An den Felsenhöhlen des Vorgebirges, gegen welche die Wogen aufspritzen, befindet sich eine Anzahl Osterien. Wir ließen uns auf dem Balcon einer derselben nieder und genossen bei einigen Flaschen süßen rothen Weins voll Feuer und Duft der entzückenden Rundsicht auf Neapel mit seinen Schiffen und Leuchtthürmen, mit seinen hohen Felskastellen und den grünen Gebirgshäuptern und dem doppeltgezackten Vulkan, so wie mit der meilenweiten Perlenschnur weiß schimmernder Städte von Portici bis Sorrento hin um den ganzen Golf, dessen Eingang die riesenmäßige Sphinxgestalt von Capri bewacht. Um die Stadt her, auf den Höhen und am Meere, liegen zwischen Reben und Pinien Hunderte von Villen. Die weißen und gelben Kuppeln der Kirchen, die glatten Dächer der Häuser mit schwebenden Gärtchen, die hohen Mauern um die Villen, ein paar Palmen und andere Gewächse des Südens geben der Gegend einen ganz orientalischen Anstrich. — Von unten herauf zu uns scholl Geigen- und Guitarrenklang. Es war ein alter Sicilianer mit seinem Söhnchen. Wir ließen sie zu uns herauf kommen. Der etwa zehn Jahr alte Knabe war ein musikalisches Genie. Er sang und spielte uns auf der Geige mehrere Volkslieder und Tanzweisen, während der Vater ihn mit seiner Guitarre begleitete. Der lebendige ausdrucksvolle Vortrag, das zitternde Erbeben der Stimme bei den leidenschaftlichen Stellen, das Feuer des beredten Mienenspiels: das Alles war bei dem Knaben höchst überraschend. Auch die Töchter der Wirthsfamilie kamen zu uns herauf, um den kleinen Virtuosen zu hören. Es waren sehr hübsche Frauengesichter. Als nun einer von unserer Gesellschaft in lustiger Weinlaune sie scherzend zum Tanze aufzuziehen Miene machte und, der Sprache unkundig, sein Verlangen durch Geberden zu verstehen gab, entliefen sie eilig mit Zeichen des unzweideutigsten Unwillens, worin ein unten am Strand mit Ausbessern der Netze beschäftigter schwarzköpfiger Schiffer übereinstimmte, indem er ein rauhes: „Was soll das!“ (cosa la) hören ließ.

Denn so zutraulich sich die Mädchen hier, namentlich auf dem Lande, beweisen, so hat sich doch der Fremde vor jedem Scherz, welcher über Worte hinausgeht, sorgfältig zu hüten, da dergleichen von dem Südländer leicht in einem üblen Sinne ausgelegt wird.

Schön machte sich auf der Rückfahrt nach Villa Reale die Menge dunkler auf den Strand gezogener Barken mit den Gruppen der Fischer dazwischen, der helle Meeresspiegel, der zartviolette Vesuv und der duftige aus mattem Apfelgrün und Violett gemischte Abendhimmel mit der anmuthigen Röthe der östlichen Gegendämmerung. Das Meerbad im Nachtdunkel gewährte nach der Gluthhitze des Tages die erquicklichste Kühlung. Feuerfunken des stillen leuchtenden Elementes glitzerten um mich her, als ich schwimmend mich auf der weichen Fluth schaukelte, während die Musik eines königlichen Concertes durch die Lorbeer- und Myrten-Gebüsche der Villa herüberklang. Und wie angenehm erfrischend that nachher ein Gefrorenes vor dem hell schimmernden Zelte des Café's der menschenwimmelnden Villa! — Wahrlich nach solch einem Tage stimmt man mit voller Seele ein in den Ausruf: »Vedi Napoli e poi muori!« (Sieh Neapel und dann stirb!) ein Wort, das auch der geringste Neapolitaner im Munde führt.

---

Rom ist die Stadt der Vergangenheit, Neapel die Stadt der Gegenwart. Rom zählte unter den Kaisern etwa zwei Millionen Einwohner, jetzt mögen es kaum hundert und funfzig tausend sein, während Neapel die dreifache Zahl hat. In Rom herrscht wenig Leben; die Geister einer entschwundenen großen Zeit schreiten durch die Straßen mit den weiß getünchten Häusern von gestern und umschweben die überall zu ihrem Gedächtniß aufgestellten großartigen Monumente. Alles trägt ein ernst feierliches Gepräge an sich. Selbst der Römer hat Etwas von der spanischen Grandezza; seine Haltung ist edel, sein Gang langsam. Von alle dem findet man hier das Gegentheil. Eine neapolitanische Straße gleicht einem wimmelnden Ameisenhaufen; wie die Aale schlüpfen Wagen an Wagen, Reiter an Reitern,

Fußgänger an Fußgängern vorüber, und ein Wirrwar der lautesten Töne schlägt dabei mit Allgewalt an's Ohr.

Kein bunteres Gewühl kann gedacht werden, als das in der vom Largo (Platz) del Palazzo bis zum Largo del Spirito Santo sich erstreckenden, eine halbe Stunde langen und an dreißig Schritt breiten Straße Toledo, der Hauptpulsader Neapels. Neben einer Menge prachtvoller Paläste sieht man da in den Erdgeschossen der Häuser die glänzendsten Kaufläden, so wie eine Unzahl von Café's und Buden, welche besonders mit Schinken, Würsten und allerlei andern zierlich geordneten Esswaaren angefüllt sind. Zwei selten unterbrochene Reihen hin und her gehender Equipagen und Miethkutschen, unter die sich noch mehrere Omnibus und viele Reiter mischen, drängen die Fußgänger und einen guten Theil der Pferde, Maulthiere und Esel, welche grüne Waare in die Stadt und Unrath aus derselben fort bringen, rechts und links an die Häuser. Hier fänden sie aber wenig Platz, wäre die Straße nicht von so ansehnlicher Breite. Denn nicht allein die Besucher der Kaffeehäuser sitzen hier der frischen Luft wegen in die Gassen hinein, sondern auch alle Arten von Handwerkern, als Schneider, Schuster, Schlosser, Sattler, Blechschmiede arbeiten des Tags und bei Licht vor ihrer Bude, wenn sie nicht von der Mittagsgluth oder von Regengüssen verscheucht werden. Und da ferner der sanft nach Süden abfallende Toledo in der Mitte von einer muldenartigen Rinne durchzogen wird, die sich bei plötzlichem Regenwetter schnell in einen reißenden Wildbach verwandelt, so halten sich überdies alle Klein-Verkäufer, deren Zahl Legion ist, zu beiden Seiten an den Häusern auf. Eine Menge Garköche, welche hauptsächlich Maccaroni bereiten; Friggitori, welche Küchlein und Fleisch in Oel backen; Aufwärter aus Kaffeehäusern, die Kaffee brennen; Leute, die Kastanien, Pinienkerne und Maiskolben rösten: alle haben ihre Kohlenbecken und blechernen Oefchen in der Straße aufgepflanzt, und die vielen Stände der Eiswasser-Verkäufer (Acquaiuoli) nehmen auch einen nicht geringen Raum ein. Ueberhaupt drängt sich, wer Etwas zu verkaufen hat, so weit als möglich in die Straße hinein, damit recht viele Fußgänger dicht an ihm vorüber müssen. Der Glashändler stellt sein Dutzend

elender Gläser, man möchte sagen zwischen die Füße der Leute und schiebt ruhig rothes Papier unter, damit sie einen schönen Schein haben. Eben so liegen die Waaren der zahlreichen Gemüse-, Frucht- und Fischhändler auf untergebreiteter Strohmatte oder zerrissenem Tuch am Boden. Alle feil stehenden Gegenstände sind reich bestreut mit Orangeblättern und Lorbeerzweigen, wodurch das handelnde und wandelnde Durcheinander ein ungemein frisches Ansehn erhält. Dazu nehme man die außerordentliche Mannigfaltigkeit der Trachten, Stände und Völker. Zwar tragen sich die vermögendern Neapolitaner großentheils wie wir; desto greller aber ist der Anzug der unteren Klassen. So die Fischer und Lastträger oder Lazzaroni, mit ihren rothen Mützen und Leibbinden, die Weiber vom Lande mit ihren seidenen Kopftüchern, bunten Miedern und Kleidern. Außerdem bemerkt man die hochrothen Uniformen der Garden und Schweizer; die Weltgeistlichen in schwarzen Gewändern; dann die verschiedenen Mönchsklassen: die bärtigen Kapuziner in braunem Ordenskleid mit hellerem Stück auf der Brust und Sandalen an den nackten Füßen; die ähnlich gekleideten Franziskaner, aber ohne Bart und zum Theil bis auf einen schmalen Kranz von Haaren kahl geschoren, ferner die weißen Camaldulenser, die weiß-schwarzen Dominikaner und andere. Auch Nonnen zeigen sich, deren Kleidung und Orden denen der Mönche entsprechen. Ferner die Zöglinge geistlicher Institute, welche, von ihren Lehrern begleitet, in langen Zügen durch die Straßen wandern; die See- und Landcadetten; die Schüler medicinischer und chirurgischer Anstalten, die Waisenkinder, die Brüderschaften, welche alle ihre Uniformen, zum Theil in den schreiensten Farben haben. Endlich die buntscheckigen Domestiken, die Thürsteher, zuweilen hochroth vom Kopf bis zum Fuß, so wie die kanariengelben Züchtlinge, die öfters in den Straßen beschäftigt werden. Ueberall streifen auch die Fremden gaffend umher: Deutsche, Engländer, Franzosen, Spanier, Dänen, Russen, Amerikaner; hier und dort ein Grieche oder ein Mohr. — Der Lärm, den all dies Volk auf dem Toledo macht, übersteigt alle Begriffe. In der Mitte das auf und abwärts sich wälzende Chaos der Menschen zu Fuß, zu Wagen, zu Roß und zu Esel.

Dazwiſchen ſchallt das Klatſchen der Peitſchen, mit denen die italieniſchen Kutſcher einen unglaublichen Spektakel machen, das wiehernde Grüßen ſich begegnender Vetturini, der ſeltſam pfeifende Ausruf der Eſelstreiber, der einem heulenden „Ah" ähnlich klingt; das entſetzliche Getümmel um ein geſtürztes Laſtthier, dem helfend, zerrend, prügelnd und vor Allem brüllend ſogleich Hunderte beiſpringen; dann das Glockengeläut galoppirender Fiakerpferde und die kreiſchenden Stimmen unzähliger Wandel-Händler, die, ihre Waarenpyramiden auf dem Kopf balancirend, trotz des Gewühls mehr laufen und ſpringen, als gehen. Da hört man die Rufe: Oh che bella cosa! — Pesci! pesci! — Oh che bella pizza! — Gelati, Signori, gelati, un gran il bichiere! — Galli! galli! — Belli portugalli! (O welch ſchöne Sache! Fiſche! Fiſche! O welch ſchöne Semmel! Gefrornes, meine Herrn, Gefrorenes, das Glas einen Gran (vier Pfennige)! Hähne! Hähne! Schöne Pommeranze!) Dazwiſchen ſchreien wieder die Kutſcher: Carozza, Eccellenza, carozza! (Einen Wagen, Excellenz, einen Wagen!) oder, wenn ſie im Gedränge fahren: Guarda! guarda! (Achtung! Achtung!) was ſie faſt wie quak! quak! ausſprechen. Indeſſen quiekt der Pickelhering in ſeiner Bude; in einer Seitenſtraße wird das Tamburin geſchlagen und Tarantella getanzt; ein Prinz fährt vorbei und die Wachen rufen heraus; die Schloſſer, Blech- und Kupferſchmiede hämmern; ein paar Eſel laſſen ihr „Ja!" ertönen; das Militair pfeift, trommelt, paukt und trompetet, und vor einer der vielen Kirchen wird das Feſt des Schutzheiligen durch ſchnell auf einander folgende Abſchießung eines halben Hunderts kleiner Böller gefeiert. Denke man ſich nun all dies tolle Treiben unter dreißig bis vierzig tauſend Menſchen, Pferden und Eſeln, und man wird eine Vorſtellung bekommen von dem Sinne betäubenden Getöſe der Toledo-Straße.

Nicht weniger luſtig als die Art, wie der gemeine Neapolitaner Handel treibt, ſind die Gegenſtände des Handels ſelbſt. Da es nämlich in Neapel Jedem frei ſteht, nach Belieben mit großen und kleinen Dingen Handel zu treiben, ſo wimmelt der Toledo von allerlei ſonderbaren Stegreif-Kaufleuten. Hunderte von Jungen haben unter Anderm weiter nichts feil, als zwei

bis drei, zuweilen auch blos anderthalb kleine handgroße Kuchen, die mit kleinen Seefischen belegt sind und von der niederen Volksklasse leidenschaftlich gern gegessen werden. Der zerlumpte Kuchenverkäufer legt die noch dampfende Waare auf ein Stückchen Papier und zwar mitten auf die ebene Straße. Staub und Schmutz stören ihn durchaus nicht in seinem Ausschreien. Dauert es ihm zu lange, ehe ein Käufer kommt, so bückt er sich und stopft sich eins der kleinen Fischchen in den Mund oder er beißt ein Stück davon ab und legt den Rest gewissenhaft wieder auf den Kuchen. Hat derselbe Abgang, so bringt ein Helfershelfer frische Zufuhr. Andere handeln mit kleinen Seekrebsen oder ein paar Fischen, die sie auf einige Orangen- oder Broccoliblätter legen und dann einen Lärm um ihren Pfennigkram machen, als handelte es sich um das wichtigste Unternehmen von der Welt. Noch Andere stellen an den Straßenecken eiserne Gluthpfannen auf, über denen eine Art Kessel hängt mit Stücken grauschwarzer Schweinsschwarten gefüllt, die sie rüstig kochen und unermüdlich stundenlang schreien: „Gekochte Schweins-Schwarten." Um den vorüber keuchenden Lastträgern Appetit zu machen, hebt der betriebsame Straßenkoch nicht selten mit großer hölzerner Gabel ein Stück der delicaten Speise aus dem brodelnden Kessel, läßt das ausgekochte Fett in seinen eigenen Mund träufeln und schleudert den Leckerbissen dann in den Kessel zurück. Ueberall begegnet man Kastanienverkäufern, die blos rufen: „Wie gut sind sie gekocht!" (Come sono buono cotti!) Wo man diesen Ruf hört, kann man unfehlbar auf Kastanien rechnen. Vor niedrigen Tischen sieht man den ganzen Toledo entlang, wie auch auf anderen Straßen und Plätzen, Frauen und Mädchen sitzen und in aufgehäuften Schobern von Kürbis- und Pinienkernen wühlen, während die Zunge papageienartig immer nur das eine Wort ausstößt: Zeitvertreib! Zeitvertreib! (Spassamento!) Halbnackte Kerle mit schwarzbehaarter Brust, die phrygische Mütze tief in die finstere Stirn gedrückt, rennen gaßauf gaßab mit Körben voller Birnen, indem sie wie närrisch schreien: „Kauft Frauenschenkel, Frauenschenkel kauft! — Zwischen diesem wahrhaft dämonischen Lärm, Gezänk und Gedräng sitzen bei Sonnenbrand und Wolkensturz ewig ernst und stumm

hinter breiten Tischen, die ein kolossaler Regenschirm von gelber Wachsleinewand überdeckt, zahlreiche Wechslerinnen, vor denen niedrige Säulen schwerer Fünfgranstücke, Kästchen mit kleiner Kupfermünze und nur wenig Silbergeld stehen. Sie sind fast immer beschäftigt, da der arme Lazzarone selten genug in den Händen hat, um auf einen Carlino wiedergeben zu können. Außerdem sieht man auch noch Männer aus den Gebirgen, Söhne der Wildniß aus den Felsenschluchten Calabriens. Wo der Toledo am breitesten ist und die Sonne am hellsten scheint, da fassen diese braunen Gestalten Posto. Ihre Kleidung besteht aus zerfaserter grober Sackleinewand oder Ziegenfellen und einem braunen Mantel nebst spitzer Filzkappe. Schuhe tragen sie nicht, wohl aber Sandalen von Ziegenleder. Statt der Strümpfe umwinden Lumpen ihre Schienbeine, wenn sie es nicht vorziehen, diese an sich überflüssigen Kleidungsstücke ganz zu verwerfen. Sie schachern mit Gott weiß was Allem, und in der Kunst ihre Lungenkraft auszuüben leisten sie in der That das Menschenmögliche. Ueberdies sind sie oft mit noch anderen wichtigen Dingen beschäftigt. Die Luft ist so warm, der Himmel so klar, was kann da natürlicher sein, als daß sie zu Zeiten das Costüm des Paradieses anlegen! Bei dem prächtigen Sonnenschein läßt sich ja die wunderlich springende Bevölkerung ihres zerfaserten Gewandes am deutlichsten erkennen! Die naiven Bergbewohner freuen sich über die munteren Geschöpfe wie die Kinder, halten die flatternden Fetzen gegen die Sonne, üben lachend das Jagdrecht auf einem nicht königlichen Gefilde und sind, das belebte Gewand nachlässig über die Schultern werfend, durchaus nicht abgeneigt, in ihrer paradiesischen Unschuldstracht mit dem Ersten Besten einen Handel abzuschließen. Zuweilen liegen sie in Gesellschaft von Lazzaroni's und Bettlern quer durch die Straßen mit dem Kopf an den Häusern, so daß man über sie wegsteigen muß. Diese Leute sind so sehr daran gewöhnt, das Pflaster zum Ruhebett zu haben, daß sie bei dem lautesten Getümmel in den tiefsten Schlaf verfallen. — Oft ziehen noch Processionen oder Leichenzüge mit seltsam vermummten Gestalten durch die Straßen, denen Jedermann ehrfurchtsvoll grüßend ausweicht. Wenn aber ein Priester die Hostie

vorüberträgt, dann tritt auf einen Augenblick Stille ein, und der Prinz in der Karosse, wie der Bettler auf dem Pflaster entblößt sein Haupt und neigt sich tief oder fällt nieder, ja auf den höchsten Balconen liegt Alles auf den Knieen. Kaum ist jedoch der Priester vorüber, so beginnt das summende und brausende Getöse von neuem. —

Gegen Abend geht es nicht viel weniger geräuschvoll auf den Straßen zu, als im Laufe des Tages. Denn während des Sommers fängt man nun erst an, die frischere Luft zu genießen, und auch die Gewerke ruhen nicht. Die Wasserverkäufer hängen eine Menge Laternen um ihre Stände, die Kleinhändler und Handwerker zünden Lichter und Lampen an, und die Garköche schüren nun ihre Kohlen am eifrigsten. Der ganze Toledo ist so illuminirt, und die silberglänzenden Nadelfische und Sardellen schimmern noch viel schöner. Seit der letzten vier Decennien hat man die Straßenerleuchtung eingeführt. Früher fuhr man beim Einbruch der Dunkelheit mit Fackeln, und noch jetzt reiten Fackelträger vor den Wagen des Hofes. Vor den Theatern stehen eiserne, mit brennenden Kienspähnen gefüllte Gefäße und verbreiten eine breite, rothe, weit hinscheinende Flamme. Da man hier nichts für die massiven Häuser zu fürchten hat, deren Fußböden und Treppen aus Stein, deren Dächer aus hart geschlagener Erde bestehen, so geht man mit dem Feuer sehr leichtfertig um. Die Kinder spielen auf der Straße mit Feuer und tanzen singend um flackerndes Stroh; Schwärmer und Frösche werden daselbst jeden Abend abgebrannt, und auf den Dächern läßt man die Strohsäcke und das Hausgeräthe Solcher, die an Seuchen gestorben, in Flammen auflodern.

Im Uebrigen ist der Anblick der hiesigen Gassen an sich, obgleich sie alle vortrefflich mit breiten Lavaquadern gepflastert sind, nicht eben erfreulich; denn mit Ausnahme des Toledo und einiger anderen Straßen werden sie niemals gereinigt. Man überläßt dies vielmehr dem Regen, der oft mehrere Monate lang nicht fällt, aber, wenn er erscheint, sein Amt allerdings auf's Beste zu verwalten pflegt. Auch fehlt den Straßen und Plätzen Neapels die Zierde schöner Brunnen, woran Rom so reich ist. Die Ursache davon liegt in dem Wassermangel, woran

die ganze Umgebung der Stadt leidet. Der vulkanische Boden und die überall noch wirkenden unterirdischen Feuer mögen die Schuld haben.

Mehr Lob verdienen die Häuser, deren man mehr als vierzig tausend zählt. Der reineren Luft wegen baut man die Zimmer sehr hoch und hat meistens fünf bis sechs Stockwerk. In der Altstadt sieht man Gebäude mit zehn Fenstern über einander. Zwei achtstöckige deutsche Häuser sind zusammen nicht höher als ein solches, wo eine hohe Etage sich auf die andere thürmt. Um nicht bei jeder Veranlassung die vielen langen Treppen auf- und abzusteigen, so gebrauchen die Bewohner der oberen Stockwerke Körbe oder Eimer, die man an Seilen hinabläßt oder hinaufzieht, um sich seine Bedürfnisse zu verschaffen. In denselben gelangt auch das Geld an den Verkäufer, nachdem man aus der so weiten Entfernung den Handel halb durch Worte, halb durch Zeichen abgeschlossen. Auch wandern Körbchen an einer Schnur über breite Straßen von den höchsten Fenstern eines Hauses zu den gegenüberliegenden. In keinem Hause der Stadt wird das Erdgeschoß bewohnt, wenn man das Kämmerchen des Thürstehers ausnimmt. Gewöhnlich befinden sich daselbst Waaren-Hallen, Stallungen, Werkstätten oder Buden, und zu diesem Zweck vermiethen selbst Fürsten und Herzöge ganz unbedenklich die unteren Gemächer ihrer Paläste. Die Gebäude der Großen pflegen eben so gewaltig und fest, als unbequem und schmutzig zu sein. Ihre weiten unteren Räumlichkeiten und die breiten Stufen der sanft ansteigenden Treppen dienen den Vorübergehenden häufig zu allerhand natürlichen Verrichtungen. Es giebt kein Mittel, Thorweg und Treppe rein zu halten, als wenn man ersteren schließt, was aber nirgends geschieht. So kommt es denn, daß namentlich fremde Damen von feinen Geruchsorganen beim Durchpassiren durch die schönsten Paläste von dem größten Ekel befallen werden. Eine neapolitanische Prinzessin läßt sich davon jedoch nicht anfechten. Im prächtigsten Anzug, von Diamanten blitzend, schreitet sie mit aufgehobenem Kleide zwischen dem Unrath durch, die Marmorstufen der Treppe hinab. Keine Treppe, so wie auch kein Fußboden ist hier von Holz. In besseren Zimmern nimmt

man dazu Marmor oder glasirte Ziegel, welche neu sehr glatt sind und manchen Fremden leicht zum Ausgleiten bringen. Sie schleifen sich natürlich leicht ab und müssen fortwährend gebohnt, ja alljährlich mit frischer, gewöhnlich braunrother, Farbe überzogen werden. In gewöhnlichen Stuben besteht der Fußboden aus Astrico (Estrich) oder einem Gemisch von verwittertem vulkanischen Gestein und Kalk, welches so lange hart geschlagen wird, bis das Wasser, das man fortwährend darauf schüttet, nicht mehr eindringen kann. Dieselbe Masse nimmt man auch zu den platten, mitunter auch etwas gewölbten Dächern. Langem, ununterbrochenem Regen widersteht jedoch das Estrich selten, und es entstehen dann Risse, die man mit Pech verkittet. Die Kuppeln vieler Kirchen haben ebenfalls Estrich, das nicht selten mit gelben Lackfarben überzogen wird und in der Sonne wie Gold schimmert. Die platten Dächer und die Balcone, welche an den meisten Fenstern angebracht sind, gestatten dem Neapolitaner, viel in freier Luft zu leben ohne auszugehen. Viele der Balcone haben einen Baldachin, unter dessen Schatten man am heißen Mittag sitzt; viele laufen um die ganze Front, ja um die vier Seiten des Hauses. Bei festlichen Gelegenheiten, wo sie von Menschen wimmeln und mit farbigen Tüchern behängt sind, gewähren sie einen besonders heiteren Anblick. Auf den Balconen und Plattdächern verweilt man auch gern in der Abendkühle. Die letzteren haben meist eine Brustwehr, so daß sie Kindern und Tarantella-Tänzern zum gefahrlosen Tummelplatze dienen. Nicht selten treiben sich dort selbst Hühner, Kaninchen, Meerschweinchen, Landschildkröten umher, und man sieht auf ihnen Blumen, Orangen-, Citronen-, Oleander- und Myrtenbäume, ja Lauben, ganze Gärten mit Springbrunnen und Lusthainen. Oft sitzt man auf den Dächern der Casino's oder Landhäuser im Schatten eines ungeheuren Weinstockes, dessen dicker Stamm am Fuße des Hauses wurzelt. Dies macht sich ungemein malerisch, wie sich denn überhaupt nichts Leichteres, Anmuthigeres denken läßt, als die Landwohnungen in Italien mit ihren vorliegenden Treppen, Anbauen und Hallen. Ueberhaupt sind die Häuser hier und in den Städten der Halbinsel nicht so gleichförmig und regelmäßig gebaut, wie bei uns. Da

ist hier ein zweistöckiger Anbau, dort ein dreistöckiger, und thurmhoch der Theil des Hauses, welcher das Plattdach trägt. Man setze auf fünf in einer Linie stehende Würfel vier andere, so daß einer von den fünfen rechts vorsteht; man setze drei auf die vier, so daß einer von den vieren links vorsteht; man setze dann auf die drei zwei, auf die zwei einen Würfel und man hat das Modell zu einem Hause, wie sie sich häufig finden. Jeder Anbau hat seinen Estrich-Altan, Loggia genannt, auf den man unmittelbar aus den Zimmern des überragenden Stockwerkes tritt, und die Leute, welche das höchste Geschoß bewohnen, sehen von ihren Altanen auf vier, fünf mehr oder weniger tiefe, mit Blumen und Laubwerk prangende Altane, die zu demselben Hause gehören. Und welche Aussicht hat man von den Dächern Neapels auf den mit weißen Segeln bedeckten Golf und seine Inseln, auf die Küsten und ihre Vorgebirge, auf den majestätischen Feuerberg, auf die meistentheils weißen Gebäude der Stadt mit dem labyrinthischen Gewirr ihrer dumpfbrausenden menschenwimmelnden Gassen!

---

„Grützwurst" mag für den Haidewenden ein melodisch klingendes Wort sein, wenn er hungrig vom Felde heimkehrt; „Sauerkraut und Schweinefleisch" essen Schlesier und Lausitzer mit anerkennenswerther Ausdauer; bei „Schweinsknöchelchen und Klößen" kann der eingefleischte Leipziger eben so leicht zum Schwärmer werden, als der Hamburger bei seiner „rothen Grütze." Anders der Neapolitaner! Für sein Ohr hat das Wort „Maccaroni" einen Klang, der über alle Klänge geht. Kein Wunder also, daß gar Viele aus der Verfertigung dieser delikaten Nudelart einen einträglichen Erwerbszweig gemacht haben. Es ist ein zarter, stark durchgearbeiteter, gekochter, in gewisse Gestalten gepreßter Teich von feinem Mehl. An der Ecke fast jeder großen Straße haben sich die Backwerkverfertiger mit Pfannen voll siedenden Oels in Buden aufgestellt. Auch wenn man hinausfährt nach Portici oder Resina, kommt man an einer Menge von Maccaronifabrikanten vorüber. Reihenweise sieht man das köstliche Fabrikat auf langen Stangen zum Trock-

nen aushängen. Man hat sie von allerlei Farben und Formen: dunkelbraun, ja fast schwarz, grauweiß und eidottergelb, dünn, dick und breit, so daß Jeder beliebig die ihm am meisten zusagende Sorte auswählen kann. Die dunkelbraunen, als die wohlfeilsten, bilden die fast ausschließliche tägliche Speise der ärmsten Volksklasse. Getrocknet haben sie die Form langer dünner Stäbe von der Stärke einer feinen Federspule. Gekocht dehnen sie sich aus, schwellen auf und sehen dann genau aus, wie dicke glänzende Würmer von etwa zwei Ellen Länge. Bei Verzehrung dieser Nationalspeise darf man sich vor allen Dingen keines Messers bedienen. So lang wie die Maccaroni aus dem Kessel kommen, muß sie der kunstgerechte Esser verschlingen oder einschlürfen. Reicht die Gabel dabei nicht aus, so nimmt der Neapolitaner ungenirt die Finger zu Hülfe und stopft die Götterspeise, unabläßig schlingend, kauend und schlürfend, mit solchem Eifer ein, daß er in wenigen Minuten eine anständig große Schüssel ausgeleert hat. Welche ungeheure Portionen Maccaroni ein Neapolitaner verzehren kann, ist wirklich erstaunlich. Er leistet darin eben so Ausgezeichnetes, als der Lombarde im Reisessen. Der gemeine Mann ißt die Maccaroni am liebsten mit brauner Sauce von Liebesäpfeln übergossen und mit grauem Parmesankäse reichlich bestreut. Vornehme und Fremde dagegen ziehen Buttersauce vor.

Zu den ergötzlichsten Schauspielen in Neapel gehört der Anblick von Maccaroni-Essern in Masse, wie man solche allabendlich nach Sonnenuntergang in den Gegenden sehen kann, wo das von der Tagesbeschäftigung heimgekehrte Volk in lustigster Ausgelassenheit sein Wesen treibt. Man denke sich eine ziemlich breite Straße, wo auf beiden Seiten die weißen Flammen vieler Gaslaternen zuckend in der Abendluft spielen. Auf den Lava-Quadern knistern zahllose Lorbeerfeuer unter hohen Kesseln, hinter denen Köche und Köchinnen laut schreiend und lebhaft gesticulirend stehen, ununterbrochen damit beschäftigt, gar gekochte Maccaroni herauszulangen, auf irdene Näpfe zu häufen und sie den hungrigen Umstehenden zu reichen. Bei der Unmasse der Begehrenden, die sich in einem unentwirrbaren Knäul die lange Straße hinauf und herunter schieben, reichen die Näpfe

nicht zu. Das verschlägt aber dem Lazzarone durchaus nichts. Lachend reißt er seine dunkelrothe oder braune Sackmütze vom struppigen Haar, schlägt sie ein paarmal gegen seine Arme, um etwaige Ansiedler daraus zu vertreiben, und läßt sich für einen Gran (vier Pfennige) Maccaroni nebst Sauce hineinschütten. Schmunzelnd schlürft er mit geöffneten Nüstern den Duft davon ein, jauchzt ein paarmal vor Freude auf, ruft: „San Gennaro, hilf!“ beugt den Kopf so weit als möglich rückwärts, thut dann einen kräftigen Griff in die nudelgefüllte Mütze und läßt den triefenden Leckerbissen in den schmatzenden Mund gleiten. Schmeckt es ihm sehr gut, so springt er während des Essens von einem Bein auf's andere und ruft bei jedem neuen Griff in die Mütze seinen Schutzpatron, den heiligen Januarius, an. Ist er fertig, so wischt er sich den Mund, schlenkert die Mütze an seinem Beine aus, um sie des überflüssigen Saftes zu entledigen und drückt sie wieder schief auf den Kopf. Darauf geht es zum nächsten Limonadenverkäufer. Vor den mit Lichtern umgebenen Madonnenbilde am Giebel der Holzbude rückt er respectvoll die Mütze, zahlt seinen Gran und erhält dafür ein großes Glas des kühlenden Getränkes, in welches der Verkäufer den Saft einer Apfelsine drückt. Mit Behagen trinkt er das erfrischende Naß, grüßt abermals die Madonna und schlendert, zufriedener als ein Kaiser, nach der Polichinell- oder Harlekinsbude, deren vor Lust wiehernde Zuschauermenge ihm schon von weitem Spaß und Genuß, wie er ihn liebt, verheißt. — Tausende werden täglich auf diese Weise unter freiem Himmel vor Aller Augen gespeis't. Geht man als Fremder durch dieses speisende Volksgewimmel, das zu zwei Dritteln aus halbnackten oder blos in Lumpen gehüllten Menschen besteht, so fällt Einem vor Allem die kindlichfrohe Zufriedenheit mit ihrem Zustande auf. Vertieft in den Genuß ihrer Maccaroni, haben sie durchaus keinen anderen Wunsch, als daß die heiligste Madonna sie mit nie zu sättigendem Hunger segnen und ihnen dann unendlich lange Maccaroni bescheeren möge. Und böte man ihnen in solchen Augenblicken Kronen an und alle Herrlichkeiten der Welt, so, glaube ich, schlügen sie das Anerbieten stolz aus und riefen: Maccaroni! nur mehr Maccaroni! —

Die Maccaroni haben uns zu den Lazzaroni hingeführt. Als ich nach Neapel kam, war ich begierig, dergleichen zu sehen, indem ich mir darunter eine eigene Menschenklasse, zusammengesetzt aus Müßiggang, Bettelei und Gaunerei, vorstellte. Nun traf ich zwar auf den Gassen der Stadt eine Menge Knaben und Männer, die weiter nichts von Kleidung hatten, als eine dicke wollene Mütze, ein offen stehendes Hemd und ein ganz kurzes Beinkleid, alles noch obendrein im höchsten Grade zerlumpt. Allein das waren theils Fischer, die ihre Waaren umhertrugen, oder Kleinhändler der verschiedensten Art, theils Packträger, oder Menschen, die irgend ein anderes Gewerbe auf der Straße betrieben, oder Landleute, oder endlich Bettler, wie man sie durch ganz Italien findet. Ich fragte also einen Neapolitaner, was man denn eigentlich unter einem Lazzarone verstehe. Die Antwort lautete: „Das Wort Lazzarone kommt im dreifachen Sinne vor. In weitester Bedeutung ist es ein Schimpfwort und heißt so viel als »grober Kerl«. Dann wird auch die ganze ärmere halbnackte und größtentheils obdachlose Volksklasse darunter verstanden (man leitet nämlich das Wort Lazzarone oder Lazzaro vom armen Lazarus in der Bibel her). In engster Bedeutung begreift man endlich unter Lazzaroni diejenigen dürftigen Bewohner Neapels, welche sich ohne regelmäßige Beschäftigung auf den Straßen umhertreiben, um daselbst irgend einem zufälligen Erwerb nachzugeben, wie solchen eine große, von Fremden viel besuchte Stadt in mannigfaltigster Weise darbietet. Man verwechselt den Lazzarone freilich wohl mit Facchino. So heißt jedoch der Packträger von Fach, der häufig bei bestimmten Kaufleuten in Dienst steht. Die meisten Facchini dieser Art wohnen in dem nahen Dorfe S. Giovanni. Viele derselben bringen es zu einer gewissen Wohlhabenheit und gehen in ganz anständiger Kleidung einher."

Aus dem Gesagten erhellt, daß die Lazzaroni nichts weniger, als Faullenzer oder Tagediebe sind. Man muß bei ihrem Treiben nur einen anderen Maßstab anlegen, als den, der für Nordländer paßt, wo männiglich unter sauren Mühen zur vorsorglichen Einrichtung und zur Verwahrung gegen Sturm, Regen, Schnee und Kälte von der Natur gezwungen wird. In süd-

lichen Ländern ladet dagegen die Natur von selber überall zum frohen Genusse ein und läßt das, was auf den ersten Blick als das nächste und nöthigste Bedürfniß erscheint, ohne große Selbstverläugnung entbehren. Dort ist der zerlumpte Mensch noch nicht nackt; dort braucht derjenige, der des Nachts auf den Schwellen der Paläste oder unter den Hallen der Kirchen, oder auf dem Pflaster einen sanften Schlaf schläft, sich noch keineswegs elend zu fühlen; dort ist ein Mensch, der nicht für den anderen Tag sorgt, noch durchaus nicht dem Hunger preis gegeben, nein, er kann im Gegentheil bei alle dem ein ganz vergnügliches Leben führen, sofern diese gesegnete Campagna Felice zu jeder Jahreszeit Obst und Gemüse im Ueberfluß darbietet, sofern das fischreiche Meer beständig einen Reichthum von Nahrungsmitteln in die Netze ausschüttet, oder an's Gestade auswirft, sofern endlich auch das milde Klima eine rauhere Jahreszeit, wo man sich in die wohlerwärmten Zimmer dichtverschlossener Häuser flüchten muß, gar nicht verspüren läßt. Aus diesem Gesichtspunkt muß man das Leben und Treiben eines Lazzarone beurtheilen. Sein Obdach ist der fast immer blaue Himmel; seine Kleidung reicht aus unter dieser warmen Sonne; an Bequemlichkeit fehlt es ihm nicht: er kann ja ruhen, so viel er will und wo es ihm behagt; Diener hat er zwar nicht, aber er ist auch Niemandes Knecht, denn er arbeitet nur freiwillig; sein Verdienst ist zwar unsicher und precär, aber wenige Pfennige befriedigen nicht nur die Bedürfnisse seines Magens, sondern verschaffen ihm auch noch Ergötzlichkeiten, denn er ist ein eben so genügsamer, als sorglos heiterer Mensch, der dem leichten Genuß, wie das Kind dem Schmetterlinge, nachjagt und der im Lachen und Lärmen, Singen und Scherzen seine Lust findet.

Betrachten wir sein Tagewerk. Das Morgenroth glüht, und der Lazzarone erwacht auf seinem Stein. Kein Glied thut ihm weh, denn er hat sich an dies harte Lager von früher Jugend auf gewöhnt. Sein erstes Gefühl ist Hunger. Er greift in die Tasche: kein einziger Torneso (ein Zweipfennigstück) ist darin; auch das Stück Maisbrot vermißt er, das er tags zuvor hineingesteckt hatte. »Corpo di Bacco!« („Beim Leib des

Bacchus!" oder auch blos „beim Bacchus!" eine neapolitanische Betheurung) sagt er lachend, „das hat mir ein Hund aus der Hose gefressen, oder jener Schurke von Bauer, der sich gestern Abend neben mir schlafen gelegt." Er geht nach der nächsten Kirche und hört andächtig eine Messe. Dann streift er gaßauf, gaßab, singend und pfeifend, mit Bekannten schwatzend und scherzend, und faßt besonders die Fremden in's Auge. Zufällig begegnet ihm ein Maler, der nach einer Straße fragt. Der Lazzarone bietet seine Begleitung an. „Excellenz", sagt er, „ich bin Antonio, ein famoser Cicerone. Soll ich Sie nach San Gennar führen? Das ist die schönste und reichste Kirche der Welt, die sechzig Heilige aus purem Silber besitzt, oder nach den Katakomben, wo Knochen von mehr als hundert tausend Christen, wie Orangenschalen auf dem Molo, liegen? Oder wollen wir eine Barke nehmen und in der Kühle dieses schönen Morgens nach der Villa Reale fahren?" — Der Maler erklärt ärgerlich, er müsse schnell nach dem genannten Hause, und es bleibt dem Lazzarone nichts übrig, als auf die Merkwürdigkeiten, an denen sie vorüber kommen, in salbungsvoller Rede aufmerksam zu machen. Nun sind sie an Ort und Stelle. Der Maler reicht ein Stück Geld. Jener betheuert und schwört, sein Dienst sei mehr werth. Um ihn los zu werden, legt der Maler noch ein paar Gran zu und geht. Der Lazzarone bricht in lauten Jubel aus über die Dummheit des Fremden und macht einen Luftsprung. Zwanzig Gran (etwa acht Silbergroschen) hat er in der Hand. Davon kann er bequem vier bis fünf Tage leben; aber er will heute Alles durchbringen. Zuvörderst kauft er sich für zwei Gran ein ungeheures Stück Melone und füllt damit seinen Magen. Zum Ueberfluß steckt er noch für einen Gran Knoblauch zu sich, den er, weiter spazierend, mit großem Appetit kaut. An einem Tabaksladen macht er Halt. Er will heute einmal den Vornehmen spielen und kauft sich für zwei Gran eine Cigarre, mit welcher er stolz an seinen Kameraden vorübergeht. Zufällig sieht er ein Regiment mit klingendem Spiel nach dem Campo marschiren. Er marschirt mit und schaut eine Stunde lang dessen Uebungen zu. In die Stadt zurückgekehrt, trinkt er zwei Gläser köstliches Eiswasser, geht zur

nächsten Maccaroni-Küche und leert mit Wonne eine Schüssel seines Lieblingsgerichtes; an einem dritten Ort läßt er sich gebackene Fische geben, die er mit Citronensaft anfeuchtet. Dies Alles kostet ihm sechs Gran. Reichlich gesättigt, streckt er sich nun auf die große Steinbank vor dem Königspalast und hält zwei Stunden lang Siesta. Dann rafft er sich auf, schlendert nach dem Molo und singt mit lauter Stimme das Lied von der Teresella, die Nonne werden sollte. Unterwegs, auf dem Kastell-Platz, spielt er Mora mit einigen Facchinen und gewinnt ihnen zwei Gran ab, wovon einer einem bettelnden Laienbruder als Beisteuer für die armen Seelen im Fegefeuer zu Theil wird. Auf dem Molo rufen ihn Fremde an; er hört aber nicht darauf, sondern betrachtet die neuangekommenen Schiffe im Hafen, wirft nachdenkliche Blicke auf die graue Wolke, welche über dem Krater des Vesuvs steht, hört eine Weile den Späßen des Pulcinell, einem predigenden Kapuziner und einem Vorleser des Ariost zu; auch bewundert er die Künste eines Taschenspielers. Darüber verstreichen wieder ein paar Stunden, und er hat noch immer neun Gran in der Tasche. Er ißt nun zwei Erdbeeren-Eis, verrichtet in der Kirche seines Schutzheiligen ein langes Gebet und fährt dann in einem Einspänner mit fünf, sechs lustigen Kameraden bis Sonnenuntergang spazieren. Darüber wird es dunkel. Vom Corso zurückgekehrt, begiebt er sich auf den Königsplatz, wo eine Stunde lang Ouvertüren und Märsche gespielt werden. Zwei Gran bleiben ihm noch übrig. Für den ersten geht er in's Puppenspiel, für den andern trinkt er noch zwei Gläser Eiswasser. Nun ist seine Tasche leer und sein Auge müde. Er legt sich auf die breite Steintreppe einer Kirche, schickt ein Gebet an die Madonna und versinkt in tiefen süßen Schlummer. — So vollbringt er sein Tagewerk, wenn ihm der Glücksstern lächelt. Ist das nicht der Fall, so zerstreut er sich unverdrossen mit anderen Dingen, indem er etwa das Amt eines Packträgers oder eines Barkenführers übernimmt, indem er die Gartencultur durch Auflesen des Straßendüngers fördert oder den Kleinhandel auf dem Trödelmarkt beleben hilft. Der Vertrieb im Kleinen bildet nämlich eine Hauptbeschäftigung des armen Volks in Neapel. Auch in anderen großen Städten

werden wohl Stückchen von Eisen, Leinewand, Tuch, Filz, Spähne u. dergl. gesammelt und an den Mann gebracht. Hier aber geht man so weit, daß man unter Anderm in und vor den Kaffeehäusern die weggeworfenen Cigarrenstümpfchen zusammensucht, um sie aufs neue aufzurollen, zu waschen, zu trockenen und dann auf Papier am Molo zum Verkauf ausbreitet. So rauchen sie die Matrosen aus ihren rothhönernen Türkenpfeifchen oder schieben sie zum Kauen in die Backentasche. Auf dem Markt sieht man ganze Haufen von Schuhabsätzen und anderen Lederstückchen für die Schuhflicker, welche zu Hunderten in den Straßen und Thorwegen arbeiten. Bei Processionen laufen zerlumpte Jungen neben den Reihen her und halten Papierchen unter die Kerzen, um das herabtriefende Wachs aufzufangen. Fleischrestchen aus Garküchen und Gasthäusern, Gekröse und Aehnliches werden ebenfalls in den Straßen feilgeboten und finden ihre Liebhaber. Eine sehr große Anzahl dieser Menschen, theils mittleren Alters, theils Knaben, beschäftigen sich damit, den Kehricht auf Eseln aus der Stadt zu bringen. Bei der unglaublichen Consumtion von Gemüsen machen die Strünke und Blätter von Blumenkohl, Broccoli, Artischocken, Kohl, Salat, Knoblauch einen bedeutenden Theil des Kehrichts aus. Diesem wird denn besonders nachgestrebt. Zwei mächtige biegsame Körbe hängen auf dem Rücken eines Esels und werden nicht allein ganz voll gefüllt, sondern man thürmt auch noch auf jedem mit eigenthümlicher Kunst einen Haufen empor. Das nächste Feld um Neapel ist eigentlich nur ein Küchengarten, und kein Gartenbesitzer kann ohne solch einen Esel bestehen. Der Ertrag des fruchtbaren vulkanischen Bodens lohnt aber auch über die Maßen, und daher die Wohlfeilheit aller Nahrungsmittel.

---

Neapel wimmelt von Fuhrwerk aller Art. Es giebt dreierlei Wagen, deren sich das Publikum bedient: das bereits erwähnte Currile, die Carozza, unseren städtischen Lohnkutschen vollkommen entsprechend; noch zierlicher aber als die Carozza und hinten durch einen mit Stacheln besetzten Bügel gegen aufspringende

Gassenbrut geschützt, ist der stets nur mit einem Pferde bespannte Cittadino oder Bürgerwagen. Die beiden erstgenannten Fuhrwerke, deren es hier über zweitausend geben mag, sind numerirt und haben eine Fahrtaxe. Will man jedoch allen Streit mit dem Kutscher vermeiden, so muß man vor dem Einsteigen um den Preis handeln. Der Cittadino, von seinem Lenker „Tadi" genannt, kostet für eine halbe Stunde einen Carlino, natürlich ohne die Botiglia. Diese Wagen halten auf allen Straßen, und ihre schwatzhaften und zu irgend einem lustigen Abenteuer immer aufgelegten Lenker haben ihr Augenmerk besonders auf die Fremden gerichtet. Gewöhnlich wollen sie alle nach dem zwei Meilen weit entfernten Vesuv fahren, und ihren Ruf lassen sie oft zur Kurzweil selbst bei Nacht und Regenwetter ertönen, indem sie an dem ersten besten Vorübergehenden quervorfahren.

Als ich eines Abends noch spät vom Café di Europa heimging, kreuzten am San-Carlo-Theater auf einmal drei Cittadini meinen Weg, indem sie unisono schrieen: „Sie da, wollen wir nach dem Vesuv fahren?" (Lei! Andiamo al monte Vesuvio?) Ich befand mich grade in recht heiterer Stimmung, und da ich weder rechts noch links ausweichen konnte, so öffnete ich, ohne Ja oder Nein zu sagen, den Schlag des quer vor mir haltenden Wagens und stieg ein. Der Kutscher wendete sich um und fragte verwundert: „Wollen Sie?" — „Gewiß," erwiederte ich, „aber nicht nach dem Vesuv, sondern nach der Insel Capri." — „Wohin?" — „Corpo di Bacco, nach Capri! Habt Ihr das Gehör verloren?" — „Aber, Excellenz, das ist ja nicht möglich im Wagen." — „Warum denn nicht? Wir bauen geschwind eine Brücke, erleuchten sie mit Gas und der schönste Weg von der Welt ist fertig!" — „Wir bauen eine Brücke, eine Brücke nach Capri!" schrieen lachend ein paar Dutzend Kerle, die sich während des kurzen Gesprächs versammelt hatten. „Es lebe der Signor Bajazzo! Der wunderliche Fremdling soll leben!" — Die Mützen flogen in die Luft und mir um den Kopf. Ich hatte mit meiner abenteuerlichen Zumuthung grade die Saite berührt, welche das Volk am liebsten erklingen hört. Auch der Kutscher, in dessen Wagen ich saß, ging jetzt auf den Scherz

ein und ſtellte die wahnſinnigſten Fragen an mich. „Excellenz,“ ſagte er, „ſoll die neue Brücke blos einen Bogen haben nach dem Muſter des Rialto in Venedig, oder befehlen Sie ein Schock? Und wie viele Maurer halten ſie für nöthig, um das Werk in Zeit von einer Stunde zu vollenden?“ — „So viel, als es brave Lazzaroni in Neapel giebt.“ Der umſtehende Troß ſchrie wieder: „Vivat! Der Herr Bajazzo aus der Fremde iſt ein großmüthiger vortrefflicher Herr! Wir wollen die Brücke bauen. Aber wie viel Botiglien, Excellenz, wenn ſie gut geräth?“ — „Eine Schüſſel Maccaroni für mich!“ ſchrie ein funfzehnjähriger Bengel, der auf den Wagentritt geklettert war. „Eine Schüſſel ſo groß wie der wunderbare Golf von Neapel! Nicht wahr, Excellenz, Sie ſind's zufrieden?“ — „Alles,“ erwiederte ich, „wenn ihr jetzt Platz macht und mich unbegleitet nach Hauſe gehen laßt!“ — „Platz gemacht! Platz gemacht für den ausgelaſſen luſtigen Herrn Bajazzo aus Franken!“ ſchrie die eine Partei. — „Nein,“ befahl die andere, keinen Platz für ihn, außer, wenn er allen Lazzaroni eine rieſengroße Botiglia verehrt!“ — Mir ward das um mich her immer mehr anwachſende Getümmel zu arg. Raſch nahm ich ein paar große dicke Kupfermünzen und klimperte damit, um die Aufmerkſamkeit der lärmenden Schreihälſe zu erregen, und rief ihnen zu, daß, wenn ſie auf beiden Seiten Platz machen würden, aus meinen Händen ſowohl Botiglien als Maccaroni auf ſie herabregnen würden. Auf den von dieſen Worten begleiteten Klang des Geldes ſtob mein ergötzlicher Janhagel in Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten, auseinander. Jetzt öffnete ich den Wagenſchlag, ſchleuderte links und rechts eins der ſchweren Kupferſtücke, daß es auf die Lava-Quadern fallen mußte, und ſprang aus dem Wagen. Während nun die gierigen Menſchen kreiſchend darauf zuſtürzten und ſich darum balgten, machte ich mich behende aus dem Staube.

Der Ehrentitel „Bajazzo“ ward mir nicht blos bei dieſer luſtigen Geſchichte gegeben, ich hörte auch häufig am Tage, daß mich Vorübergehende lachend ſo titulirten. Manchen anderen Deutſchen ging es nicht beſſer, bis wir endlich entdeckten, daß wir jene Benamſung unſeren grauen ſpitzen Tirolerhüten zu

verdanken hatten, dergleichen in Neapel nur die Luſtigmacher vor den Buden der Gaukler tragen. Wollte man ſich dagegen in den Städten Italiens einer Mütze bedienen, ſo würde dies bei einem anſtändig gekleideten Manne nicht weniger auffallend erſcheinen. Denn wer hier nur irgend auf den Titel „Herr" einen Anſpruch macht, trägt Jahr aus Jahr ein, daheim und auf Reiſen einen Hut. In Kaffeehäuſern, Läden und an andern öffentlichen Orten hat Jedermann den Hut auf. Er iſt wie ein Stück vom Kopf. Mancher ſetzt gleich nach dem Aufſtehen ſeinen Hut auf, und ich habe ſchon Viele mit dem Hut auf dem Kopfe ſchwimmen ſehen. Die Aermeren tragen Strohhüte, die man ſehr billig kauft. Der Matroſe zahlt für das grobe Geflecht, welches ihn gegen die Sonne ſchützt, nur etwa zwei gute Groſchen. Schläft er am Ufer und ein Eſel frißt ihm das Stroh vom Kopfe, ſo iſt nicht viel daran verloren. Hirten und Bauern der Umgegend haben ſpitze Filzhüte. Nur die Lazzaroni, Facchini und Fiſcher bedecken ihr Haupt mit einer dicken braunen oder hochrothen langen phrygiſchen Mütze. — Was die übrigen Kleidungsſtücke betrifft, ſo ſieht man die Italiener trotz des warmen Klima's oft in Mänteln. Es ſind meiſt weite Carbonari's, die maleriſch über die Schultern geworfen werden. Der calabreſiſche Bauer trägt im Sommer und Winter einen ſolchen Carbonari von dunkelem Tuch. Viele haben weder Rock noch Jacke, aber der lange Mantel fehlt nicht. Eben ſo geſchickt, wie die Männer ihren Mantel in graziöſen Faltenwurf zu legen wiſſen, ſchmücken ſich die Frauen aller Stände mit dem Schleier, der auf dem bloßen Kopfe feſtgeſteckt wird und über Nacken und Schulter niederfällt. Oft verhüllt er das ganze Geſicht; oft geht er wie ein Guckfenſterchen auf und zu, und es erſcheint bald das Antlitz und der Oberkörper, bald nur ein großes glänzendes Auge.

Die Nationalfarbe der Neapolitanerinnen iſt ſchwarz, wie die der Genueſerinnen weiß. Ein ſchwarzes, meiſt ſeidenes Kleid mit ſchwarzem Schleier iſt der gewöhnliche Anzug der hieſigen Damen aus der Mittelklaſſe. Rechnet man das üppige ſchwarze Haar und die ſchwarzen Augen hinzu, ſo hat man Alles Schwarz in Schwarz, wie ein getuſchtes Bild. Nichts deſto weniger mag grade

diese Farbe dem Auge darbietet, der unbewaffnete Sehnerv auf dem natürlichen Grunde nur so mehr hervortreten zu lassen. Die Frauenzimmer durchflechten ihre in mancher Weise künstlerische Haarflechten mit den Blumen, womit gewundener Zopf mit weißen Bändern. Häufig sieht man auch frische Blumenkränze von der natürlichen Farbe auf Haar. und in der Türkei trägt man gewöhnlich mannigfarbige mit Perlen besetzte Schleppe über gewöhnliche andere Kleider. Insbesondere macht sich bei der alten Gewohnheit, an Festen auch Haar und Kleid, wenn die ganze Figur umwunden werden, bemerkbar. Die Landmädchen tragen, wenn sie gewöhnlich einhergehen, eine grün. Haube oder entweder Hute, welche mit buntem Band aus Goldstoff. und der nördliche Hut trägt häufig in einer der Farben Schleppenbänder mit bunten Bänd. und ebenfalls der Hutschleppen Hirten unterscheidet der Strauß einer weißen gefärbten rothen Farbe, welche mit von Gold- und Silberfäserchen durchwirkt. Die selbst gefärbten Sonntagskleider tragen ein blaufarbenes Halstuch und Hut an Mieder und mannigfarbigen Sammet. und die übrigbleibenden Lumpen und Röcke der Weiber von Neapel sind mit breitem Gold und Silber besetzt. — Auch in anderer Rücksicht zeigt sich die Verschiedenheit der Farbenliebe und Blumenwahl. In den Nordländern wählen die Theile der Schafe, Kälber, Schweine meistens aus, ohne daß neben dem Fette zugleich die Seite oder die Keule durch verpolstert wird. Gänse und Enten in der gewöhnlichen Schüssel sind auf verpolstertem Grund mit bunten Blumen gesetzt. Sogar die entschwimmten Krebschen sind bunten angeschmückt, das Schmausen verpolstert. die Speise selber mit gemahlten Blumen, buchstaben Namen und Kunstgold ausgeputzt. Manche haben auf dem Tische Federbüsche, andere Tanz Bäumchen, die sich an Tänzen nach jeder Bewegung drehen. Wir pflegen die Suche nach den Blumen und Früchten wohl geschmackes zu nennen, allein unter einem recht heißen blauen Himmel des Südens wird selbst die lebhafteste Farbe durch das gewaltige Licht der Sonne gedämpft, und da jede Farbe der Blume und Pflanze, so wie das Erdreich mit seinem Gelb, Braun, Roth in voller Kraft auf das Auge wirkt, so muß dadurch aller greller Anstoß der Menschen in die allgemeine Harmonie, während selbst die

leuchtendste Pracht noch von dem Glanze der Sonne und ihrem Wiederschein im Meer überstrahlt wird.

Wie Alles hier einen heiteren Anstrich hat und den Charakter lebenskräftiger Bewegung zeigt, so begräbt man auch die Todten. Ich sah ein Kind zu Grabe tragen. Ein rothsammtener, großer, breit mit Gold gestickter Teppich überdeckte eine breite Bahre. Darauf stand ein geschnitztes, stark vergoldetes und versilbertes Kästchen, worin das weißgekleidete todte Kind mit rosenfarbenen Bändern ganz überdeckt lag. Auf den vier Ecken des Kästchens waren vier Engel, jeder ungefähr zwei Fuß hoch, angebracht, welche große Blumenbüschel in den Händen über das Kind hielten, und, weil sie unten nur an Drähten befestigt waren, so wie die Bahre sich bewegte, gleichfalls wackelten und über das Kind Blumengerüche auszustreuen schienen. Die Engel bewegten sich um desto stärker, als der Zug sehr schnell über die Straßen wegeilte und die vorangehenden Priester und Kerzenträger mehr liefen, als gingen.

---

## Achtes Kapitel.

Im Norden Neapels liegt der Hügel Capodimonte. Grade südwärts von diesem Hügel führt in die Stadt hinein die neue Straße des Capodimonte (strada nuova di Capodimonte), deren Fortsetzung der Toledo ist. Durch diese Straßen wird Neapel in eine östliche und westliche Hälfte getheilt. Der Toledo endet nahe am Meer mit dem Schloß- oder Königsplatz (piazza del real palazzo). Die Gebäude um diesen Platz nebst der schmal in's Meer auslaufenden Südspitze bilden I. das Quartier San Ferdinando. Diese Südspitze, der peninsularische Anhängsel eines steil abfallenden Ausläufers vom Vomero, des sogenannten Falkenschnabels (Pizzofalcone), heißt nach dem darauf befindlichen Fort Ei-Kastell (Castell dell' Ovo), beim Volk auch die Nase von Neapel. Nach dem aus der Normannen- und Hohenstaufenzeit stammenden Kastell führt vom Lande aus ein Steindamm mit einer Zugbrücke. Es dient, wie die übrigen

Forts von Neapel, weniger dazu, einem Feinde den Eingang in die Stadt zu wehren, als durch die Besatzung von Schweizern oder Sicilianern die leicht entzündlichen Einwohner niederzuhalten. Die nach dem Falkenschnabel fast senkrecht vom Ufer aufsteigenden Felsen sind platt wie eine Tafel gebauen und tragen auf ihrer Stirn eine Kaserne der Garden. Etwas tiefer liegt das Quartier für Sträflinge geringeren Grades. Sie sind nicht gefesselt, aber von Soldaten bewacht. Wenn man unten am Falkenschnabel vorübergeht, sieht man sie oft einzeln oder reihenweise in ihrem canariengelben Anzug auf der Mauer vor ihrer Wohnung sitzen und hört sie singen. Um die Aussicht, welche sie dort oben haben, könnte sie ein Fürst beneiden. — Wir steigen zu dem Königsplatz, dem ansehnlichsten in ganz Neapel, hinab. Die Seiten des großen Viereckes umgeben drei Schlösser: das des Königs, ein prinzliches und der Fremden-Palast, ein zur Aufnahme hoher Fremden eingerichtetes königliches Schloß, welches dem gegenüberstehenden prinzlichen Schloß völlig gleich ist. Auf der vierten Seite erhebt sich die neue prächtige Kirche San Francesco di Paula, mit einem stattlichen, im Halbkreis wie zwei Arme sich ausbreitenden Säulengange geschmückt, und auf den Stufen der Kirche sieht man die kolossalen bronzenen Reiterstatuen Karls III. und Ferdinands I. Letzterer begann den Bau, wie er gelebt, in Folge seiner Wiedererhebung auf den Thron. Es ist eine Rotunda mit einer auf 34 Marmorsäulen ruhenden Tempelfaçade, welche von einer zweihundert Fuß hohen grauen Kuppel beherrscht und auf diese Weise niedergedrückt wird. Das königliche Schloß ist ein großartiges Gebäude. Zu den Gemächern des Königs führt eine mächtige Treppe von außerordentlicher Breite. Die Fensterthüren der Königin gehen zum Theil auf das Marmordach eines Anbaues, wo ein Orangen- und Citronenhain mit goldenen Früchten prangt. Nichts Lieblicheres kann gedacht werden, als dieses schwebende Gärtchen, hundert Fuß über dem Meer. Unter den Bäumen hervor, wie überhaupt aus den Fenstern sämmtlicher Schlösser genießt man des entzückendsten Blickes. Rings um sein Schloß hat der König im Quartier San Fernando immer bedeutende militairische Streitkräfte versammelt. Man erkennt dies

schon an den vielen Wachen und Kasernen, die sich auf der kurzen Strecke vom Königsplatz bis zum neuen Kastell finden. Fährt der König auf dieser Strecke, so galoppirt ein Vorreiter aus dem Schloßthor und schreit: il re! (der König!). Die zwei Schildwachen am Palast rufen fuori! (heraus!). Ein Lieutenant und eine Truppe langer Gardisten mit Bärenmützen springen vor, so wie einige bei einer Kanone aufgestellte Artilleristen. Der Vorreiter sprengt weiter, und der König fährt vorbei. Trompeten, Trommeln und Pfeifen! Der Portier erhebt den langen silbernen Stab, die Artilleristen, die Garden und ihre Schildwachen an der Kirche und den Schlössern umher präsentiren. Der König wendet sich nach dem Toledo. Fuori! schreit die Husaren-Wache rechts. Officier, Trompeter und Gemeine stürzen mit nachklappernden Säbeln aus ihrer Kaserne. Trompetenstöße! Der König wendet sich rechts nach San Carlo und dem Kastell-Platz. Fuori! schreit die Wache vor der Artillerie-Kaserne, fuori! dicht daneben die Wachen im Thor vom Theater San Carlo, Trommelschläge! Zwei Gardisten vor dem alten Schloßflügel und zwei grüne calabresische Schützen vor der Waffenfabrik auf dem Kastell-Platz präsentiren. Fuori! schreit ein paar Schritte weiter ein schlanker rothhosiger Uhlane vor der Kaserne seines Corps, fuori! gleich daneben die Schützen vor der Hauptwache. Die Uhlanen trompeten, die Schützen stoßen in's Horn. Fuori! schreien zwei braune Sicilianer vor dem neuen Kastell, und an den hohen Mauern wiederholt das Echo die Trommelschläge. Eben so trifft man auf dem Damm des Ei-Kastells einen wachehaltenden Schweizer in rother Uniform. Das Fort steckt voll Schweizer, die seines Rufes gewärtig sind. Militairische Musikchöre hört man überall vor den Kasernen oder bei festlichen Gelegenheiten vor den Kirchen oder an der Spitze von Truppenabtheilungen, welche durch die Stadt marschiren. Könnte man den Feind mit Tönen schlagen, so wäre die neapolitanische Armee in der That furchtbar. — Mit dem königlichen Schloß steht durch einen für den König angelegten langen Corridor in Verbindung San Carlo, vielleicht das größte und prächtigste Opernhaus der Welt. Es enthält sechs reichdecorirte Logenreihen zu vier und zwanzig bis sechs und zwanzig Logen,

die förmliche Zimmer sind, und neunzehn Sitzreihen im Parterre. Bei Illuminationen, wie sie Hoffeste mit sich bringen, brennen unter jeder Loge fünf gewaltige Wachskerzen mit Armleuchtern, und dann macht das Innere mit seinen verschwenderischen Vergoldungen einen außerordentlichen Eindruck. — Das mächtige neue Kastell (Castel nuovo), theils vom Meer, theils von weiten Gräben umgeben, enthält Waffensäle zu Waffen für 60,000 Mann und kann eine Besatzung von 3000 Mann aufnehmen. Südlich davon ist die Darsena, der kleine Hafen für königliche Schiffe, daneben das Arsenal. — Von der Riesen-Straße (strada del Gigante) bis zum Ei-Kastell zieht sich um Pizzofalcone die Straße Santa Lucia, woselbst wegen der reizenden Lage die meisten Fremden wohnen. In einem der vielen Speisehäuser bereitet man die besten Maccaroni. Wer sie dort nicht gekostet, vermesse sich nicht, über diese treffliche Speise zu urtheilen! Es giebt hier Gasthäuser und Privatlogie's (stanze particolari) zu allen Preisen. Während der englische Lord sich in der Vittoria oder Speranzella, in der Villa di Roma oder dem Hotel de Russie pflegt, hauf't der Landschaftsmaler sechs Treppen hoch in einem netten Stübchen, wofür er täglich zwei Carlini (acht Ggr.) zahlt. Der Bewohner dieser Straße kann von seinem Balcon aus den Sonnenaufgang sehen. Wirft aber der Vesuv über Nacht Feuer aus und fließt die glühende Lava in breiten Strömen den schwarzen Kegel hinab, so braucht man nur im Bette die Augen zu öffnen und hat das unbeschreiblich schöne Schauspiel vor sich.

Ich habe mich jetzt ebenfalls in Santa Lucia eingemiethet. Frühmorgens trete ich auf den Balcon, um die frische Seeluft zu athmen. Schon sind die Fischerbarken, die auf die Höhe des Meeres gehen, in Bewegung. Allmählig kommen Austern-, Fisch- und Muschelhändler in braunen Kutten und spitzen Kapuzen. Sie schleppen ihre Waaren in Eimern und Körben herbei oder breiten ihre Herrlichkeiten in bretternen Buden aus, welche nach der Sonnenseite zu mit Leinwand-Dächern versehen sind. Kleinkrämer aller Art nehmen ihren gewohnten Stand ein. Wagen rasseln herbei. Die Fußgänger mehren sich. Die Verkäufer beginnen ihr Geschrei. Eine Schaar Mädchen, von

denen die erste ein Kreuz trägt, gehen mit einem Priester singend in Procession vorüber. Mädchen und Kinder kommen mit gefüllten Gläsern die Treppe des Kais herauf und bieten Spazierenden einen Morgentrunk aus einer benachbarten Schwefel- oder Eisenwasserquelle, die von den Neapolitanern häufig getrunken werden. Noch andere Kinder suchen einen kleinen Gewinn, indem sie Obst, Honig, Kuchen oder Zuckerwerk einkaufen und wieder als kindische Handelsleute den übrigen Kindern anbieten und verkaufen. Es ist wirklich artig anzusehen, wie ein solcher Junge, dessen ganzer Kram und Geräthschaft in einem Brett und Messer besteht, eine Wassermelone oder einen halben gebratenen Kürbis herum trägt, wie sich dann eine Schaar Kinder um ihn sammelt, wie er sein Brett niedersetzt und die Frucht in kleine Stücke zu zertheilen anfängt. Die Käufer achten sehr ernsthaft darauf, ob sie auch für ihr Stückchen Kupfermünze genug erhalten, und der kleine Handelsmann tractirt die Sache den Begierigen gegenüber eben so bedächtig, damit er ja nicht um ein Stückchen betrogen werde. — Wiederum wende ich meine Blicke dem Meere zu. Alle Barken von den nahen Inseln und Küsten, alle Schiffe seh' ich vorübersegeln. Oft verfolg' ich ein Fahrzeug, bis nur noch die Spitzen der weißen Segel über den tiefblauen Wellen stehen. Wohin wird es gehen? Wird seine Fahrt auch glücklich sein? Die jetzt so heiter lächelnde Fluth kann furchtbar grollen, und ein Gewittersturm kann den munteren Segler vielleicht schon morgen an die Klippen von Capri werfen. Doch nein! Dieser liebliche Golf ist gefahrlos, wie kein anderer, er bringt Schrecken, aber kein Verderben! — Wenn es Nacht geworden ist, schimmern hundert Lichtchen die Straßen hinab; die Leuchtthürme glühen; über dem Meer glänzen die Fenster von Sorrent: Gesang und Guitarrenklang schallet von den Barken zu mir her, und über das Alles breitet der Himmel seinen tausendfach blitzenden Baldachin aus! —

Wir wandern nun weiter durch die Stadt und begrüßen II. das Quartier Chiaja (ki). So heißt nämlich der lange Häuserstreif von Pizzofalcone am Ufer hin bis zum Posilippo, und die Straße an der Südseite wird Riviera di Chiaja (Chiaja-Ufer) genannt. Hier reiht sich in der breiten Straße

Palaſt an Palaſt, und die Wappen der hohen Mächte Europa's prangen an den Hotels der Geſandten. Zwiſchen dieſer Straße und dem Meer liegt die Villa Reale (die königliche Villa, gewöhnlich blos Villa genannt), ein ſchon erwähnter öffentlicher Luſtgarten Neapels, welcher jedem Anſtändiggekleideten offen ſteht. Hier findet man immer, beſonders des Sonntags bei Militair-Muſiken ein buntes Gewühl Luſtwandelnder vom Kapuziner an bis zu den Prinzen und Prinzeſſinnen des königlichen Hauſes. Die Villa wird von Gebüſch, Raſen und Blumenbeeten umgeben. Von dem Haupteingang bis zur Mitte des Gartens geht eine Akazien-Allee, neben welcher ſich auf der Meerſeite ein Hain von Immergrüneichen hinzieht. Rechts und links ſchimmern weißmarmorne Bildſäulen und Gruppen; ſteinerne Löwen ſpeien Waſſer in eine antike Granitſchale von zwanzig Schritt Umfang. In den Boskets findet ſich außer einem weißgetünchten Tempel Virgils, noch ein anderer mit einer Büſte Taſſo's, vor welcher man den Hut abnehmen muß; ſonſt läuft man Gefahr, von der ſeitwärts lauernden Wache verhaftet zu werden. Der ſchönſte Platz der Villa iſt ihr runder Vorſprung in's Meer, Belvedere genannt. Auf dem davor liegenden Kai treibt ſich immer ein luſtiger Schwarm halbnackter Jungen umher. Einige bieten zappelnde Meerpferdchen in Gläſern, Seeſterne oder bunte Muſcheln feil. Andere ziehen ihr Hemd von dem braunen Leibe und ſchreien: Werft, Herr! Werft, Excellenz! (Butatte, Signore! Buttate, Eccellenza!) Wie die Enten ſchießen ſie dann plötzlich zur Meerestiefe hinab und kommen, das ausgeworfene Geld im Munde, ſchnell wieder zum Vorſchein. Dicht neben der Villa ſieht man Badehäuſer, die frühmorgens in der Saiſon der Meerbäder ſehr belebt ſind. — Am Chiaja-Strand (Spiaggia di Chiaja) iſt der Tummelplatz der Marinari (Seeleute: Matroſen, Barkenführer, Schiffer und Fiſcher). Prächtige Kerle mit ausdrucksvollen Köpfen, in höchſt maleriſchem Coſtüm. Einige dampfen ihr Rohrpfeifchen oder ſchlafen ausgeſtreckt im Uferſand. Andere werfen mit hölzernen Kugeln oder ſpielen Mora oder lauſchen einem weißbärtigen Alten, der ſeltſame Geſchichten und Abenteuer erzählt. Noch Andere reinigen Fiſche, ſtricken mit Weibern und Kindern Netze,

oder sie haben Feuer unter einem großen Kessel angemacht, in welchem sie Taue zum Behuf größerer Dauerhaftigkeit gelb oder roth färben, oder sie haben eine Barke umgelegt, und während Einer ein langes Eisen mit brennendem Kien hält, bestreicht sie ein Zweiter mit Theer. Wird hier oder dort ein großes Netz an den Strand gezogen, so rennt Alles zusammen, um die Ausbeute zu sehen. Die glänzenden Sardellen und Nadelfische, die Rothfedern und Tintenfische, die schmackhaften Harder, die platten Collemarine, fast eben so lang als breit, fliegende Fische, mächtige Krebse und Seespinnen und was sonst noch Zappelndes in's Netz gerathen, wird in Körbe abgesondert und vertheilt. Ein Drittel gehört dem Besitzer des Netzes, ein anderes dem Eigenthümer der Barke, der Rest fällt den Leuten zu, welche die Taue gezogen. Zuletzt schleicht wohl noch ein Bettelmönch herbei und erhält ein paar Fische für sein Kloster. — Eine Fortsetzung der Riviera di Chiaja ist die Mergellina, und an diese schließt sich die am Meer entlang, um den Posilipp und zuletzt über ihn führende viel gepriesene neue Straße (strada nuova), der Haupttummelplatz für Wagen und Reiter. An dem Punkt, wo die Fahrenden umkehren müssen, überschaut man die weit ausgebreitete Königsstadt; auch labt sich der Blick überall an den nächsten romantischen Umgebungen: hier Villen am Meer und auf Anhöhen, dort Ruinen, Dörfchen und zerstreute Häuser am Posilipp, dort wieder Felspartien, Schluchten und Brücken. Am Anfang der Strada nuova guckt ein weißes Kirchlein herüber, Santa Maria del Parto mit Namen. Hier ruhen die Gebeine des in lateinischer und italienischer Sprache ausgezeichneten Dichters Sannazar († 1533), dem der venetianische Senat einst ein lobpreisendes Epigramm auf Venedig von sechs Versen mit 600 Ducaten lohnte. König Friedrich II. aus dem Hause Anjou, den er auf Reisen und Feldzügen begleitete, schenkte ihm nämlich 1496 eine Villa. Als dieser Fürst, seines Reiches beraubt, nach Frankreich floh, folgte ihm der Dichter und blieb ihm bis zu dessen Tode treu. Zurückgekehrt fand Sannazar seine geliebte Villa von den Feinden zerstört und ließ nun auf ihren Trümmern jenes Kirchlein erbauen. — Die unterhalb der Strada nuova gelegene meerumspülte, mit dem frischesten Grün

und pupurfarbigem Moos überkleidete Ruine, welche Palaſt der Königin Johanna heißt, haben wir bereits kennen gelernt. Der Bau wurde am Ende des 17. Jahrhunderts für Anna, eine Fürſtin aus dem Hauſe Caraffa, begonnen, blieb aber unvollendet. — Von der in die Strada nuova einmündenden Straße Mergellina aus leitet uns ein ſteiler Zickzackpfad zu einem Weinberg am Meer. Wir klopfen an eine Pforte. Man öffnet uns, und wir gelangen unter ſchattigen Rebenlaub-Gängen bis an einen Abhang, wo ſich an verdeckter düſterer Stelle ein Columbarium zeigt (eine Art antiker Familiengrüfte, wo ringsum Niſchen zur Beiſetzung von Urnen angebracht ſind). Es iſt Virgils Grab. Mag hier nun die Urne, welche Virgils Aſche enthielt, aufbewahrt werden oder nicht, ſo ſteht doch feſt, daß derſelbe einen großen Theil ſeines Lebens auf dem Poſilipp zugebracht hat und auch da beſtattet wurde. Der Ort erſcheint ſo ſtill und heilig, die Ausſicht daneben (man ſieht auch die Oeffnung der Poſilippo-Grotte) ſo überaus herrlich, daß der Dichter keinen ſchöneren Muſenſitz wählen konnte. Der Vater der guten italieniſchen Proſa, der die hundert Novellen des „Decamerone" ſchrieb, Boccaccio (bokatſcho) ward an dieſer Stätte für die Poeſie begeiſtert. Hier hatte auch der römiſche Sänger des zweiten puniſchen Krieges, Silius Italicus († 100 n. Chr.) eine Villa. Eben ſo lebte und ſtarb auf dem Poſilipp der Dichter Marini († 1625). Der Name Poſilipp ſtammt von dem zur Zeit Auguſt's lebenden Römer Vedius Pollio her, welcher ſeine hier gelegene Villa von παῦσις τῆς λύπης (Schmerzenslinderung) benannt, ein Name, den nachher der ganze Berg als heiterer Schmerzenslinderer bekam.

Von dem Toledo aus zieht ſich ein Labyrinth von Gaſſen den Vomero, oben Collina di San Martino genannt, ſteil hinan und bildet III. das Quartier Monte Calvario (Schädelberg). Im Mittelpunkt dieſes Quartiers liegt die aus lebendigem Fels gehauene Burg Neapels, das Kaſtell Sant' Elmo (Helm), die Stadt ſchmückend wie der Helm den Ritter, die Krone den König und eben ſo ſchöne Anſicht als Ausſicht gewährend. Es iſt ein Sechseck mit einem Durchmeſſer von mehr als ſechshundert Fuß. Die Kanonen dieſer Zwingburg beſtreichen hoch von oben

herab jeden Fleck der Stadt, und in den scheußlichen Staatsgefängnissen derselben haben von jeher viele politische Opfer geschmachtet. — Etwas tiefer zeigt sich über Gruppen von Oelbäumen das Kloster San Martino, von den Neapolitanern „die Blume Europa's" genannt. In der prächtigen Kirche sind kostbare Steine, Gold und Silber, so wie treffliche Gemälde in verschwenderischer Fülle angebracht. Die Aussicht von einem Altan des Klosters oder vom Belvedere im Garten malt kein Pinsel, während tief unten das Menschengewimmel wie ein Waldstrom brauf't und tos't.

Der nördlichste Stadttheil ist IV. das Quartier della Stella, größtentheils am Abhang des Hügels Capodimonte. Die reine Luft, welche man hier athmet, hat Veranlassung zu den Namen Salute und Vita (Gesundheit und Leben) gegeben, wie zwei Hügel dieser Gegend heißen. Die Südspitze des Sternquartiers nimmt das bourbonische Museum ein, gewöhnlich die Studien (gli studj) genannt, weil sich hier früher die Universität befand. Dieser großartige Palast birgt in seinem Innern seit Mürat's Regierung die Alterthümer und Kunstwerke, welche früher in den Schlössern zu Portici, Capodimonte, Francavilla ꝛc. zerstreut waren, so wie die Bibliothek des von den Königen Neapels beerbten Hauses Farnese. — Nahe bei der Kirche San Gennaro de' Poveri tritt man hinter einem Krankenhaus am Ausgang eines feuchten Thalgrundes in die Katakomben. Diese merkwürdigen unterirdischen Gewölbe, Gänge und Gemächer, wo die ersten Christen bestattet wurden, führen in verschiedenen Richtungen nach dem Berg hinein und sollen sich zwei Stunden weit bis Puzzuoli erstrecken. Sie sind in jenen weichen Tuffstein gehauen, der überall in Italien zu Kellern, Ställen, Wohnungen, ja bisweilen zu Kirchen ausgehöhlt wird. Die sehr weiten, hohen und zum Theil gewölbten Haupteingänge deuten darauf hin, daß man ursprünglich hier Steinbrüche hatte. Man zeigte mir bei Fackelschein zwei über einander in Fels gehauene Stockwerke. Im zweiten Stockwerke sieht man eine mit Pfeilern, Altar und Sacristei vollständig ausgehauene unterirdische Kirche, wo einst auch Gottesdienst gehalten wurde. Im Uebrigen erscheint Alles als Todtenstadt. Die meisten Gänge sind

wie tapeziert mit Gräbern, welche man in den Wänden, vier bis sechs horizontal über einander, ausgehauen hat. Jedes Fach wurde, sobald der Leichnam hineingelegt war, mit einer Marmorplatte oder einem Ziegel geschlossen und mit Mörtel verkittet. Jetzt sind die meisten, da man die Marmorplatten anderweitig verwandt, aufgebrochen, und hier und dort grins't ein Schädel hervor. In einzelnen Gängen liegen ganze Haufen von Gebeinen, wahrscheinlich die Leichen Solcher, die an ansteckenden Krankheiten starben. Hin und wieder hat man Licht- und Luftöffnungen angebracht. Da lacht denn der blaue Himmel durch, und frisches Grün hängt in üppigen Ranken hinab in das Reich des Todes. Ob sich je in diesen labyrinthischen Gängen Leute verloren, wie in den römischen Katakomben, die sechs Meilen weit gehen und wo sowohl Heiden als Christen bestattet wurden, weiß ich nicht. Dort sind einmal drei Fremde mit ihren Fackeln weiter gegangen, als der Führer sie begleiten wollte, und nicht wieder zurückgekehrt. Auch ein Lehrer soll mit vielen Knaben darin umgekommen sein. Man denke sich das allmälige Verlöschen aller dunkelrothen Fackeln und hinterdrein den in finsteren und endlosen Gewölben dumpf verhallenden Angstruf, bis endlich der fürchterliche Gedanke: „lebendig begraben!" sich im Gehirne festkrallt! —

V. Das Quartier San Carlo all' Arena liegt zwischen dem vorigen und der vom Pinien-Platz (Piazza delle Pigne) aus in nordöstlicher Richtung gehenden Strada Foria, der breitesten Straße Neapels. Ihre Fortsetzung die Strada del Campo führt außerhalb der Stadt, einen Hügel sanft hinansteigend, auf den Campo oder großen Exercierplatz. Dieser Punkt gewährt den von Rom kommenden Fremden, welche einen unbedeutenden Umweg nicht scheuen, sogleich einen großartigen Ueberblick über Neapel und seine Umgegend. — In der Stadt liegt an der Straße Foria der botanische Garten, nicht weniger als vierzig Morgen umfassend und dem Publikum wöchentlich einen Tag offen stehend. Zehntausend verschiedene Pflanzen wachsen und blühen hier in den von Kanälen bewässerten Abtheilungen des Gartens. Staunend sieht der Nordländer in den Treibhäusern die wunderbare tropische Pflanzenwelt; ja, der Gärtner zeigt

ihm Kaffeebohnen, die unter freiem Himmel gedieben sind. — Neben dem Garten prangt das große Armenhaus (Albergo de' Poveri auch Reclusorio und Seraglio genannt), wo einige tausend arme und verwais'te Kinder bis zum sechszehnten Jahre erzogen werden. Die Knaben werden ganz militairisch gehalten, da sie später großentheils zur Armee übergehen. Oefters begegne ich auf dem Wege nach Capidimonte oder nach dem Campo einem langen Zuge weiß uniformirter Jungen, die in Reih und Glied unter dem Vortritt ihrer Officiere mit klingendem Spiel ausrücken. Alle, mit Inbegriff der Officiere und Musiker, sind Knaben aus dem Albergo, und es schreitet nur ein alter Militair mit dem Haselstab hinterher, damit sie nicht unterwegs auf die Feigenbäume steigen. Auch zum Essen marschiren sie unter Trommeln und Pfeifenklang. — Auf dem Hügel Miradois (entstanden aus dem spanischen: Mira todos d. i. betrachte Alle) steht die Sternwarte (Specola), die eine weite Rundsicht gewährt. —

Zwischen der Straße Foria, dem Toledo und dem Meer liegt im Osten der älteste außerordentlich dicht bevölkerte Stadttheil: Altneapel, ein Gewirr von unzähligen Gassen und Gäßchen mit finsteren Häusern, in deren untere Stockwerke nie ein Sonnenstrahl fällt, bewohnt von Krämern, Handwerkern und an der Küste entlang auch von Fischern. Ganze Straßen werden von Professionisten desselben Gewerbes eingenommen, indem z. B. alle Tuchkrämer sind, oder Gold- und Silberarbeiter, oder sie schnitzen Heiligenbilder, drehen Holzwaaren, wirken Strümpfe, klöppeln Spitzen, klopfen Zunder, schmieden eiserne Bettstellen ꝛc. Wir wollen auch hier die merkwürdigsten Punkte hervorheben.

VI. Das Quartier della Vicaria wird von der äußerst belebten Strada de' Tribunali durchschnitten. Es führt seinen Namen von dem Justizpalast (Palazzo della Giustizia), gewöhnlich Vicaria genannt. Es ist dies das vormals von den Normannen erbaute Kastell Capuano, das alte Schloß der Könige. Die Vicaria vereinigt das Tribunal für Civilsachen erster Instanz, den Criminal- und Appellhof. Auch wird in dem weitläuftigen Gebäude das große sehenswerthe Reichsarchiv aufbewahrt. Die breiten Treppen und weiten Säle, wo einst die

mächtigen Hohenstaufen gewandelt, wimmeln jetzt von Richtern, Advokaten, Schreibern und Volk; das Erdgeschoß dient als Gefängniß. Hoch von der Mauer schauen die Schädel hingerichteter Missethäter hernieder, und aus den ausgebogenen Kerker-Fenstergittern strecken bleiche abgemagerte Gestalten die Hände nach den Vorübergehenden aus oder hängen Körbchen an Schnuren hinab; Andere haben dergleichen auf der Straße stehen, und wer kein Geldstück hineinwirft, muß sich und „die Seele seiner Mutter" verfluchen hören. — Unterhalb der Straße, die nach dem Campo führt, liegt das heilige Feld (Campo santo), die Begräbnißstätte der gemeinen Neapolitaner. Die Gassen, durch welche die Leichen getragen werden, gehören einer Gegend an, die wegen ihrer vielen liederlichen Dirnen sehr verrufen ist, so daß hier das verderblichste Laster gerade im Angesicht des Todes am frechsten schaltet.

VII. In dem Quartier San Lorenzo steht nahe bei dem Pinienplatz das wohleingerichtete große Hospital der Unheilbaren (Ospedale degl' Incurabili oder schlechtweg »Incurabili«), ein Name, der nicht so schlimm gemeint ist. Es werden dahin Kranke aus den entferntesten Provinzen gebracht. Sämmtliche Thüren bleiben im Winter und Sommer geöffnet, so daß die Luft immer rein erhalten wird. Küche, Badezimmer, Waschkammer und Garten lassen nichts zu wünschen übrig. — Wir wenden uns von da zu der Kathedrale San Gennar, welche ungeachtet des einfachen Aeußeren doch durch ihre Größe einen erhabenen Eindruck macht. Die schöne, rechts vom Hauptaltar gelegene Schatzkapelle (Cappella del Tresoro) wurde in Folge eines bei der Pest 1526 abgelegten Gelübdes aufgebaut. Zwei und vierzig korinthische Säulen und Pilaster (Wandpfeiler) aus farbigem Marmor, große silberne Candelaber und treffliche Gemälde schmücken sie. Mit ihren Reichthümern hat sie einen Werth von einer Million Ducati oder zwei Millionen Gulden; denn sie bewahrt den Schatz des heiligen Januarius, der in zwei und vierzig Bronzestatuen und sieben und dreißig silbernen Büsten von Heiligen besteht. Mehr noch gilt den Gläubigen das hinter einem Altar in einem Schrank mit silbernen Thüren verwahrte Haupt und Blut San Gennar's. — Vor der Kapelle Santa

Restituta stand bis 1322 ein kolossales Pferd, Wappen und Wahrzeichen der Stadt, welchem man wegen seiner wunderbaren Heilkraft von allen Seiten kranke Pferde zuführte. Endlich bohrten ihm eifersüchtige Kurschmiede ein Loch in den Leib, wodurch er seine Kraft verlor. Konrad IV. (nach Anderen Karl von Anjou) ließ ihm nach der Eroberung Neapels einen Zaum anlegen und an das Fußgestell schreiben: „Das bis dahin ungebändigte Roß Parthenope's gehorcht jetzt dem Zügel des Herrn." Um allem Aberglauben ein Ende zu machen, ließ es der Erzbischof Maria Caraffa zerschlagen und zur großen Glocke der Kathedrale verwenden. Nur der Kopf dieses Pferdes blieb, und man zeigt ihn jetzt in dem Universitätsgebäude; am Halse sieht man noch die Stelle, wo der schimpfliche Zaum befestigt war. Das Pferd gehörte wahrscheinlich zu einer Reiterstatue Trajans. — Dem Portal der Kathedrale gegenüber steht das schönste Gotteshaus Neapels die Kirche San Filippo Neri oder de' Padri Gerolimini (der Hieronymiten), deren Inneres einen edlen reichen Stil zeigt. Zwei Reihen antiker Granitsäulen korinthischer Ordnung theilen die Kirche in drei Schiffe. Geblicher und weißer Marmor bekleidet die Wände, und es fehlt nicht an werthvollen Gemälden. Die Decke ist reich vergoldet, die Altäre prangen mit kostbaren Steinen. Die Bibliothek der Kirche soll 200,000 Bände zählen. — In der kleinen Kirche Santa Maria delle Anime del Purgatorio (heilige Maria der Seelen im Fegefeuer) werden täglich Hunderte von Messen gelesen, um Seelen aus dem Fegefeuer zu erlösen. Ueberhaupt spielt das Fegefeuer in Neapel eine bedeutende Rolle. An unzähligen Häusern und Mauern sieht man Männer und Weiber, Kinder und Greise, Priester und Laien abgemalt, die mit nacktem Oberkörper gar kläglich aus den läuternden Flammen hervorschauen. Aller Orten sammeln auch Mönche und vermummte barmherzige Brüder Geld für's heilige Fegefeuer.

Im Allgemeinen sind die neapolitanischen Kirchen mit wenig Geschmack gebaut. Fast allen fehlen, vielleicht wegen der Erdbeben, die Thürme, und daher sehen sie mit ihren platten Dächern ganz wie gewöhnliche Häuser aus. Die Glocken werden nicht geläutet, sondern geschlagen, und zwar in verschiedenem

Takt, je nachdem es Ave Maria oder ein Fest, oder eine Todtenfeier bedeutet. Nur im Kloster San Martino wird um Mitternacht geläutet, und oft lausche ich noch früh den ernsten feierlichen Tönen dieser Glocke, die mich an die liebe Heimath erinnern. Die Kirchthüren stehen den ganzen Tag hier, wie anderwärts, offen, so daß männiglich zu jeder Zeit an geweihter Stätte beten kann. Doch wird diese Stätte auch von Liebenden zum Stelldichein, von Müßigen und Bettlern zum Ruh- und Schlafplatz benutzt. Wer des Abends dahin geht, hat Uhr, Börse und Taschentuch wohl in Acht zu nehmen; denn die Taschendiebe Neapels geben denen von Paris und London nichts nach. Im Ganzen zählt Neapel 314 Kirchen und Kapellen. —

VIII. Im Quartier San Giuseppe (Joseph) trifft man den Hauströdelmarkt Neapels, der auf dem Platz Mercatello abgehalten wird. Des Morgens bewegt sich dort behufs der zu machenden Einkäufe ein Heer weißer Köche (Köchinnen sind selten). Fehlt der Koch im Hause, so kauft der Ehemann ein. Selbst wohlgekleidete Herren übernehmen dies Geschäft, ohne damit Anstoß zu erregen. Damen lassen sich hier niemals blicken.

IX. Das Hafen-Quartier (del Porto) mit dem Hafen Neapels. Dieser hat keinen großen Umfang und verliert überdies leicht. Der ihn umschließende Steindamm oder Molo streckt einen kürzeren und längeren mit einem Leuchtthurm versehenen Arm in's Meer; letzterer wird vorzugsweise Molo genannt. Oft sitze ich auf einem der großen Lastblöcke, welche die Seiten des Molo's gegen den Wellenschlag schirmen, und schaue stundenlang dem bunten lärmenden Treiben des Seelebens zu. Hier ankert ein Kauffahrer, umschwärmt von zeitüberfrachteten Barken, welche die Passagiere auffordern, sich an's Land bringen zu lassen. Dort wird eine Fregatte ausgerüstet. Die Matrosen klettern emsig an Strickleitern die Masten auf und nieder, der schwirrenden Commando-Pfeife durchaus gehorchend; Einer hängt auf dem Bugspriet reitend weit hinaus und streicht singend die Segeltaue an. Nahe dabei werden ein paar Schiffe ausgebessert, und der ganze Hafen hallt wieder von den gewaltigen Hammerschlägen gegen die hohlen Bäuche. Auf dem Ver-

deck anderer Fahrzeuge trocknen rothe Matrosenhemden, oder man kocht, oder die Schiffsherrn sitzen bei vollen Gläsern unter einem Zelt, mit dessen Franzen der laue Zephyr spielt. Am Sonntag ergötzt mich nachmittags und abends besonders das Volk der Neapolitaner, welches dann seine Lustfahrten macht. Die roth und blau gemalten Barken sind oft überfüllt mit heiterfarbig geputzten Menschen, und Gesang und Gelächter schallt über den mannigfach bewegten Wasserspiegel her. Mitten darunter schwankt auch wohl ein Nachen schwarzer Priester, die überall zur Schattirung der Gruppen dienen. Aber im Hintergrunde steht majestätisch der dunkelviolette Vesuv, den Fuß wie mit Perlen umgürtet von weißglänzenden Städten und Dörfern, über dem Haupt die Schwebe-Krone einer goldenen Wolke. — Nahe am Ufer stehen die alte und neue Dogana, jene mit Waarenlagern und Buden für den Verkauf im Großen, diese als Zollhaus und Kaufhaus für die Schiffswaaren. Sie hat einen besonderen kleinen Hafen, Molo piccolo, über dessen Meer-Verbindungskanal der Ponte Immacolatella führt, wo die Barken halten, welche täglich zu bestimmter Stunde nach Sorrent gehen. Nordwestwärts von der Brücke soll in der Gegend der Kirche San Giovanni maggiore der Tempel der Nymphe Parthenope gestanden haben, welche Neapel, der Sage nach, lange vor Rom erbaute. Einige leiten davon den alten Namen der Stadt „Parthenope" ab, der indeß wohl mit der reizenden Lage zusammenhängt; auch war diese Parthenope von jeher unkriegerisch, aber Sitz der Künste und des heiteren Lebensgenusses. Sie wurde um tausend vor Christi von der griechischen Pflanzstadt Kumä gegründet. Später, als eine athenienſische Colonie einen neuen Stadttheil anlegte, entstanden die Namen Paläopolis (Altstadt) und Neapolis (Neustadt), von denen sich allein der letztere behauptete. — Auf der Ostgrenze des Hafen-Quartiers steht in der Strada del Salvatore ein mächtiges Gebäude mit finsteren Sälen und weiten Hallen. Es war bis 1780 Jesuitenkloster und heißt daher Gesu vecchio (das alte Jesu-Haus). Gegenwärtig enthält es die Universität, das königliche Lyceum und die Locale der Behörden für den öffentlichen Unterricht.

X. Das Quartier del Mercato *) hat seinen Namen von dem großen Marktplatz (Piazza del Mercato), den nur wenige Häuserreihen vom Strande trennen. Früher wurde hier der Markt abgehalten, den man, nachdem die Stadt sich immer mehr westwärts ausgebreitet, auf den Mercatello verlegte. Der Mercato ist jedoch immer mehr als Markt gewesen. Denn hieher strömte bei allen Unruhen das Volk zur Berathung und Gewaltthat zusammen. Hier nahm der merkwürdige Aufstand des kühnen Fischers Masaniello (eig. Tommaso Aniello) im Jahr 1647 zur Abschüttelung des spanischen Joches Anfang und Ende. Hier sagte der letzte Sprößling der Hohenstaufen, Conradin, im Jahre 1268 Angesichts des Golfes und der Küste von Sorrent seinem schönen Erblande Lebewohl und bot sein junges Haupt dem Henkerbeil dar. Hier sahen in neuerer Zeit nach dem wiederholten Umsturz constitutioneller Verfassungen Tausende den lachenden blauen Himmel zum letzten Mal, und könnten die Steine reden: die ganze wechselvolle, mit Krieg und Blut, Empörung und Schandthat erfüllte Geschichte Neapels träte uns entgegen. — Zwei Gebäude auf der Ostseite des Platzes sind die beiden großen Denkmale, die dem traurigen Ende Conradins und seines treuen Genossen Friedrichs von Oestreich gesetzt worden. Die Kreuzkapelle (Capella della Croce) erhebt sich hart an der Stelle der Richtstätte. Man zeigt daselbst in der Sacristei eine Porphyrsäule, welche sonst die Richtstätte bezeichnete, und ein steinernes Kreuz, welches auf der Säule stand. Der Block, auf den die beiden Opfer ihre Häupter gelegt haben sollen, um den Todesstreich zu empfangen, ist wahrscheinlich spätern Ursprungs. Die Kirche Santa Maria del Carmine, geziert mit einem schlanken, beträchtlich hohen Thurm, nimmt den Platz der Kapelle des früher unbedeutenden Carmeliter-Klosters ein, wo die mitleidigen Mönche jene beiden Todten bestatteten. In einem Winkel an der rechten Seite des Altars lies't man auf einem Stein folgende Worte, die aus dem Italienischen übersetzt also lauten: „Hier ruhet Conradin von Staufen, Sohn der Kaiserin Mar-

*) Neapel ist eigentlich in zwölf Quartiere eingetheilt; wir haben jedoch zwei der unwichtigeren weggelassen.

garetha (irrthümlich statt Elisabeth) und Konrads, Königs von Neapel, letzter Herzog des kaiserlichen Hauses von Schwaben, und Friedrich von Habsburg, letzter Herzog von Oestreich. Anno 1269." Im Kreuzgange des geräumigen freundlichen Klosters, das mit der Kirche ein Gebäude ausmacht, steht eine Bildsäule der Kaiserin Elisabeth mit einer lateinischen Inschrift, wo fälschlich wieder der Name Margaretha gesetzt ist. Sie lautet in der Uebersetzung: „Die Kaiserin Margaretha war, mit Schätzen beladen, herbeigeeilt, um ihrem Sohne Konradin und ihrem Neffen Friedrich in der Gefangenschaft zu Hülfe zu kommen. Da sie dieselben aber enthauptet fand, zollte sie ihnen männlichen Geistes keine Thräne, sondern spendete reiche Geschenke zur Ausschmückung dieses Gotteshauses und ließ sie am Hauptaltar begraben. Deswegen setzten ihr die reich von ihr ausgestatteten Carmeliter diesen Stein und werden immer das Mißgeschick der so frommen verdienstvollen Männer beweinen und zur Himmelskönigin für so edle Fürsten beten. Im Jahre des Herrn 1269."

Zu den sehenswerthen Punkten in der Umgegend Neapels gehören die königlichen Lustschlösser Capodimonte und Caserta. Capodimonte bildet ein großes regelmäßiges Viereck mit mehreren Höfen und lohnt einen Besuch durch seinen über zwei Hügel ausgedehnten Park, der die schönsten südlichsten Baumgruppen enthält und die überraschendsten Aussichten gewährt. Das ebenfalls sehr anmuthig gelegene Caserta, Winteraufenthalt der königlichen Familie, ist dreizehn Miglien nordwärts von der Stadt entfernt, die man jedoch auf der Eisenbahn binnen einer Stunde durchfliegt. Caserta wird für den größten Palast Europa's ausgegeben, ist aber nur zur Hälfte ausgebaut und prachtvoll ausgestattet. Die Länge beträgt 750 Fuß, die Breite 580 Fuß, die Höhe 113 Fuß. Die imposante Vorhalle besteht aus Säulen von Giallo antico, dieser edlen, dem Marmor ähnelnden Steinart. Die Kuppel der Schloßkapelle ruht auf zwölf antiken Säulen, die aus dem zerstörten Tempel des Jupiter Serapis in Pozzuoli stammen. Der an das sanft aufsteigende Gebirge sich anschmiegende Park hat einen zwar durch Kunst geschaffenen, aber nichts desto weniger herrlichen und weithin sichtbaren Wasserfall.

Zwei Wege, der Land- und Seeweg, führen zu den hellblauen, von Goldduft umflossenen Bergen Sorrents, welche sich weit in's Meer erstrecken und durch gewaltige Felsenmauern die beiden Golfe von Neapel und Salerno scheiden. Wir wählten den Landweg, da man die Eisenbahn bis Castellamare (eig. Castell a Mare) benutzen kann. So dampfte denn die Locomotive lustig mit dem Vesuv um die Wette vorüber an dessen Fuß und an den Städtchen Borra, Portici, Lieblings-Sommeraufenthalt der vornehmen Neapolitaner und des Hofes, Resina, Torre del Greco, Torre dell' Annunziata. Bei Torre del Greco werden von der Eisenbahn die Lavamassen durchbrochen, welche im Jahr 1794 diese Stadt bedeckten. Die finstern Wände umschließen noch Trümmer der Mauern und Gebäude. Torre del Greco lag ursprünglich tief unten am Abhang des in's Meer abfallenden Gebirges. Ein früherer vulkanischer Ausbruch verschüttete die Hälfte der Stadt. Die ihrer Wohnungen beraubten Einwohner bauten sich nun auf dem Rücken eines von der Lava neu gebildeten Vorgebirges an, und die so getrennte Unter- und Oberstadt wurde durch Treppenstraßen von mindestens achtzig Ellen Höhe mit einander verbunden. Der Ausbruch von 1794 machte beide gleich, indem er von der unteren selbst die Kirchenthürme bedeckte, während von der oberen nur die höchsten Spitzen weniger Häuser aus der Lava hervorragten. Der glühende Strom stürzte sich dann in's Meer, wo er einen sehr breiten und ziemlich langen Molo von etwa zwanzig Fuß Höhe bildete. Ein Kloster, in dessen Nähe er sich theilte, blieb inselartig in der Mitte stehen; aber drei Mönche, die sich nicht hatten flüchten können, fanden durch die Gluthitze ihren Tod. Neapel selbst schien durch diesen Ausbruch und den ihn begleitenden Aschenregen bedroht. Man war auf Befehl der Polizei überall damit beschäftigt, die Asche, welche Dächer und Terrassen der Häuser so belastete, daß man den Einsturz der letzteren besorgen mußte, von oben herab in die Straßen zu werfen. Dadurch wurde die herrschende Finsterniß noch vermehrt. Man erkannte den Einbruch der Nacht nur an den Schlägen der Glocken. Zwei Tage und zwei Nächte standen die von ihren Häusern aus Furcht vor einem Erdbeben geflüchteten Einwohner auf Straßen und Plätzen.

In der letzten Nacht ließ sich ein furchtbares Donnergekrach wie von tausend einstürzenden Häusern hören. Der Schimmer des anbrechenden Tages offenbarte endlich, daß der über eine Meile im Umfang haltende Kegel des Vesuvs in sich zusammengestürzt war. Dadurch veränderte sich die Gestalt des Vulkans, der, sonst höher als der Monte Somma, jetzt von diesem überragt wurde. Die Verschüttung von Torre del Greco kostete dreißig Menschen und mehr als vier tausend Thieren das Leben. Nichts desto weniger erhob sich alsbald über den zerstörten Häusern und Kirchen eine neue Stadt. So hängt der Mensch an dem Boden seiner Väter!

Auf dem Wege von Castellamare ward ich zuerst gewahr, daß alle Schilderungen von den Schönheiten Süditaliens noch weit hinter der Natur zurückbleiben müssen. Die trefflich gebaute breite Straße, erst 1839 vollendet, geht anfangs so dicht am Meeresufer hin, daß mir von der schäumend gegen die Basaltblöcke aufspritzenden Fluth der feuchte Dunst die heiße Stirn kühlte. Dann leise höher und höher aufsteigend, erhebt sie sich allmählig bis über die Mitte des senkrecht aus dem Meer aufstarrenden Felsgebirges. In weiten Bogen schwingt sie sich, nur zwei Fahrgeleisen Raum gestattend, um nackte Gestein-Vorsprünge und umbuschte Klippen, nur durch eine etwa drei Fuß hohe Brustwehr nach dem Abgrund zu geschützt, wo die endlose Bläue des beweglichen Elementes in der Ferne mit dem Horizont verschwimmt. So zwischen Himmel und Meer, unter dem Lustgeschrei der buntgeputzten Wagenlenker, fliegen wir in schwindelnder Höhe wie Vögel an den Felswänden dahin. Tief unten schimmern die weißen Segel heimkehrender Barken, so klein erscheinend, wie papierene Schiffchen, die ein Knabe im Teiche schwimmen läßt. Weiterhin ziehen mit aufgebläheten Segeln Kauffahrer durch die blaue Fläche. Eine neapolitanische Kriegsfregatte eilt stolz dem Hafen von Castellamare zu. Ischia und Capri heben ihre farbenglühenden Häupter am Horizont empor. Unter uns liegt auf der breiten runden Felsplatte das Städtchen Vico, rings umschlossen von grünbewaldeten Bergen. Dahinab senkt sich unser Weg einem Abgrunde zu, über dessen schwindelnde Tiefe ein kühner Viaduct die Brücke schlägt. Noch

einen Blick auf Neapels fernes Häusergewimmel, und dann hinein in die engen hochummauerten Gassen der Massarien (Meierhöfe) und Weinberge, hinein in die kühlen Schatten grün-dunkeler Laubenhallen! Die Gärten der Hesperiden blühen vor unseren Augen auf. Häuser und Villen, Kirchen und Kapellen, umgrünte Terassen mit weißen Pfeilern steigen bis zu den höchsten Gebirgsrücken aus Felsenspalten und Thalschluchten, aus silbergrauen Oliven, aus goldig prangenden Orangen- und Citronenbäumen hervor. Es ist Sonntag. Die Wege und Gärten, die Straßen und Plätze Vigo's wimmeln von geputzten Leuten. Die Weiber stolziren einher mit hellgelben Leibchen in ihrem besten Gold- und Silberschmuck, die Marinari mit ihren rothen Mützen und bunten Schärpen, und das dumpfdröhnende Tamburro ladet die Paare zum Tarantella-Tanz. Wieder bergan schlängelt sich die Straße zum Städtchen hinaus und läuft dann weiter in vielfachen Krümmungen durch das reizende Land, das sich bald als wilder Fels, bald als üppiges Thal, bald als wunderlieblicher Garten darstellt. Die ganze, etwa zwei Stunden betragende Wegstrecke ist ein einziger Orangenwald, rechts begrenzt vom Meer, links von den hohen Kuppen des Monte St. Angelo und seiner niedrigeren Geschwister. Sorrent selbst liegt auf hohen steilen Felsen hart an der Küste einer tief in's Gebirge sich hinein erstreckenden fruchtbaren Ebene (Piano von Sorrent), die sich halbkreisförmig von Meta bis gegen Massa hin zieht. Unstreitig ist dies der schönste Punkt in Neapels Umgegend. Bis nahe an die Berge geht die Orangenwaldung, über welcher sich hie und da schlanke Palmen neben luftig-zarten Pinien, ernsten Cypressen und dunklem Lorbeer erheben. Die Berge sind bis hoch an die Gipfel hinauf mit Oliven bewachsen, deren matt schimmerndes bläulich-graues Silbergrün eigenthümlich absticht gegen die saftige Vegetation der Ebene. Phantastisch ausgezackt baut sich das Gebirge um dies anlockende Thal, und über seine gelben, rothen, braunen und grauen Wände breitet der hundertarmige Epheu sein üppiges Blätterwerk aus, vermischt mit dem Laube des wilden Weins und anderer Schlinggewächse. Stachelich, bläulich-silbergrau bäumt sich der Cactus aus zahllosen Schluchten auf und klettert empor an der heißen Brust des

Gesteins. Die Aloe streckt ihre breiten fetten Blätterschwerter viele Ellen hoch in die gluthfiebernde Luft und bildet um Bergvorsprünge und Schluchten oft einen wildverworrenen Stachelwall.

Sorrent's Ursprung verliert sich im grauen Alterthum. Die Sage hat den Abenteurer Odysseus zum Gründer gemacht, nach dem noch heutiges Tages Grotten und Ruinen benannt werden. Man zeigt auch Trümmer eines Neptunus-, Ceres-, Vesta- und Apollotempels, Ueberreste antiker Bäder und das wohlerhaltene Bauwerk der Fischteiche, die als Wasserbehälter noch gegenwärtig von den Sorrentinern benutzt werden. Tasso's Geburtshaus ist in einen Gasthof verwandelt worden. Es liegt auf schroff in's Meer vorspringender Felsenspitze, sehr einladend zu poetischem Geistesrausch. Die Stadt selbst ist sehr klein und erscheint nur umfangreich durch die vielen kleinen weißen Häuser, die zerstreut in den Orangenhainen des Pianos versteckt sind. Diese würfelartigen Häuser mit ihren kuppelförmigen Dächern, aus denen der kurze Schornstein-Stumpf hervorguckt, sehen gar idyllisch aus. Die meisten haben einen Balcon oder eine Loggie. Ueberragt von hohen Orangenbäumen lachen die Früchte wie kleine Sonnen aus dem Laubdunkel hervor und legen häufig ihre Aeste wie zum Ausruhen auf die Simse. Kinder und schlanke Mädchen mit leuchtenden schwarzen Augen, das tiefschwarze reiche Haar in lange Flechten verschlungen, stehen dort oben in malerischen Gruppen, lachen scherzend auf die Vorübergehenden herab und lassen die schwirrende Spindel am silberweißen Faden durch die Luft bis wenige Fuß über den Boden herabtanzen, bis sie durch eine geschickte Handbewegung im Nu wieder zum Dache hinaufgeschnellt werden. So gewinnt das ganze harmlos heitere Familienleben dieser glücklichen Naturmenschen einen patriarchalischen Anstrich. Als wir eben eine Höhe vor der Stadt, Caffodimonte, erstiegen hatten, brach plötzlich ein Ungewitter los und hüllte binnen wenigen Minuten Land und Meer in grauen Wolkenmantel. Die See tobte, der Wind heulte, grell rothe Blitze zuckten um die hohen Zacken des Monte San Angelo; schon prasselte der Regen, und wir durften auf diese Weise nicht hoffen, am nächsten Morgen ruhiges Meer und helles Wetter zur Fahrt nach Capri zu haben.

Mit deſto freudigerem Erſtaunen vernahmen wir in frühester Dämmerung den Ruf des Schiffers, der uns zu ſchleunigem Aufbruch mahnte und uns die Nachricht brachte, daß der Golf ſpiegelglatt, die Luft ſtill, der Himmel ſternenklar ſei. Beim Morgenpurpurſchein ſchwammen wir aus der Bucht hinaus in die glänzende See, vorüber an rauſchenden Grotten und Ruinen alter Tempel oder mittelalterlicher Burgen, erreichten nach kurzer Fahrt das Cap und näherten uns unter kräftigen Ruderſchlägen unſerer vier Marinari dem hohen Felſeneilande. Je näher man Capri kommt, deſto mehr verlieren ſich die duftigen violett-roſigen Farbentöne, welche die phinxartige Geſtalt in der Ferne umfloren, nackter, zerbröckelter, zackiger Fels thürmt ſich in wunderlich geformten Klippen auf und gipfelt ſich zu zwei Spitzen empor, deren ſüdliche die Ruinen vom Palaſt des Tiberius, die nördliche Anacapri's Häuſergruppe trägt. Die ganze Inſel iſt kahl bis auf einige mit Weinbergen bebaute Strecken, an deren Steinwällen ſpärlich zerſtreute Oliven und einzelne Palmen neben Cactus und Aloe wachſen. Der Name Capri rührt her von der Menge der wilden Ziegen, an deren Stelle gegenwärtig zahme getreten ſind. Die Stadt Capri, auf erhabener Plattform etwa in der Mitte des Eilandes gelegen, hat mit den runden Kuppeln ihrer weißlich gelben Häuſer einen durchaus orientaliſchen Anſtrich. Nach dem Städtchen Anacapri führt eine in den Fels gehauene Treppe von mehr als fünf hundert Stufen, die ſich ſchwindelerregend an dem Abhang gerad über der unergründlich tiefen Fluth hinauf windet. Von dem Palaſt des Tiberius ſieht man noch mehrere aufgegrabene Zimmer des Erdgeſchoſſes mit Moſaikboden in Schmelzwerk und Marmor. Eine Felswand, die unterhalb des Palaſtes ſieben hundert Fuß ſenkrecht in die See abfällt, iſt der berüchtigte salto di Tiberio (Sprung des Tiberius), von dem der grauſame Tyrann die armen unglücklichen Opfer ſeiner Lüſte, nachdem er mit ihnen in einer der Grotten gebadet, hinabſtürzen ließ. An der Weſtküſte fallen zwei großartige Klippen, die Faraglioni (alſo) auf. Ihren Fuß umbrandet grünlich weißer Schaum auch bei ruhigem Wetter. — Capri's felſige Geſtade ſind vielfach von den Wogen unterwühlt, die an manchen Stellen tiefe Grotten in dem

Gestein ausgehöhlt haben. Dergleichen kannte schon das Alterthum und benutzte sie zur Feier geheimer Mysterien. Das größte Wunder Capri's ist die berühmte blaue Grotte. Auch diese mag den Alten bekannt gewesen sein, da ein tiefer Gang aus ihrem Innern aufwärts in den Felsen führt. Sie ist nur bei gänzlicher Windstille zugänglich, der Besuch nur dann lohnend, wenn bei klarer Luft voller warmer Sonnenschein auf dem rückstrahlenden Meeresspiegel liegt. Alle diese Erfordernisse waren vorhanden, als wir in zwei schmalen Kähnen, von denen jeder nur vier Personen, nämlich zwei Passagiere und zwei Schiffer, fassen konnte, der geheimnißvollen Grotte zusteuerten. Dann und wann schoß ein Haifisch an uns vorüber, deren es hier viele giebt, weshalb Seebäder mit Vorsicht zu nehmen sind. Obwohl kein Windhauch säuselte, so hoben sich doch die Wogen in langen schweren Schlägen ellenhoch an den ungeheuren senkrechten Felswänden, die tiefen Höhlungen nicht selten donnernd mit Gischt übersprudelnd. Die See scheint hier unergründlich tief zu sein, was schon die dunkle schwarzblaue Farbe verräth, die vom Wiederschein des braunen Felsens nur eine matte bräunliche Schattirung erhält. Rund um die steilen Wände zeigte sich bei jeder Senkung der Fluth ein mehrere Ellen breiter purpurrother Saum, und erst bei größerer Annährung an den Fels bemerkte ich, daß unter der Wasserfläche bis in bodenlose Tiefe die ganze Insel dicht mit Korallen besetzt war.

Nach etwa viertelstündiger Fahrt sahen wir an einer Felswand eine kleine halbrunde Oeffnung, die von sprühendem Schaum der gebrochenen Wogen häufig ganz überdeckt ward. „Das ist der Eingang zur blauen Grotte!“ sagten die Schiffer und bedeuteten uns, daß wir uns flach niederlegen möchten, um bei der Einfahrt nicht an den Felsen gestoßen zu werden. Vergleicht man die schmale Oeffnung mit dem gewaltigen Wogenschlage, so sieht die Sache ziemlich gefährlich aus, obschon sie es im Grunde nicht ist. Die am Vordertheil des Kahnes stehenden Schiffer halten sich an den Felsen fest und warten den Moment ab, wo die Fluth sinkt. Ein schneller Druck gegen den Fels, wobei sie sich zugleich auf die Knie werfen und niederducken, treibt das Fahrzeug durch die Oeffnung, und es schau-

kelt ruhig in die Grotte hinein. — Wir befanden uns jetzt in einem weiten Gewölbe, welches uns eher wie ein Feenpalast, als ein von der Natur gebildeter Raum erschien. Der überraschende Anblick ist unbeschreiblich, ja unglaublich, so daß augenblicklich jegliche Bangigkeit dem höchsten Entzücken weicht. Magisches Azurdunkel, anfangs von mattblauem Dämmerdunst durchwoben, der mit jeder Secunde durchsichtiger, heller strahlender, farbenglühender wird, erfüllt die Höhle durchweg und übergießt Gestein, Wellen und alle anderen Gegenstände mit phosphorartigem weichen Flimmerglanz. Man glaubt in einem Meer von tiefblauem Feuer und ätherisch leuchtenden Flämmchen zu schwimmen. Wie aus stahlblau glänzenden Schmetterlingsflügeln gebildet, wölbt sich hoch oben die aus Kalksinter phantastisch geformte Decke. Das Eintauchen eines Ruders in das stille Blau des flüssigen Elementes erzeugt ein weißes Blitzen und Funkeln, wie von Perlen und Diamanten. Bei längerem Verweilen vernimmt man aus der Tiefe der Grotte ein Säuseln und Tönen, das zu melodischen Lauten, wie Zaubergesang der Nereiden, anschwillt. Seltsam wimmernd fallen von der hohen Wölbung einzelne Tropfen in die verschleierte, halb durchsichtige Fluth, wie Thränen verbannter Unglücklicher. Dann heben sich wieder blau brennende Kreise aus dem Wasser empor, gleich mystischen Augen der Wasserniren, um den Fremdling mit geisterhafter Gewalt zu fesseln. Das Rauschen des Meeres klingt in der Höhle wieder, wie verhallende Töne einer Aeolsharfe, nur mächtiger, dröhnender. Das Licht der blauen Grotte ist eine farbige Nacht, glanzerfüllt und doch nicht blendend, durch und durch Schatten, aber ein Schatten, in dem alle weichen Töne des Lichtes verhüllt sind. Alles in dieser Grotte ist wunderbar. Dringt man tief in das Innerste ein, so erscheint die Oeffnung des Eingangs ganz weiß, wie eine Scheibe weißen Feuers. Verhüllt eine Spritzwoge die Oeffnung, so wird das Blau der Höhle eher glänzender als matter. Schwärmerischer Aetherduft hüllt Lebloses und Belebtes ein, und je länger man Alles umher betrachtet, desto herrlicher erscheint es. Der Fuß der Felsen schimmert aus der durchsichtigen Fluth von Brillanten. Die rothen Korallen und purpurnen Wasserpflanzen sind wie aus einer ande-

ren Welt. Die Fische, die hier ein friedliches Asyl haben, spielen selig um den Nachen des Fischers. Der Körper eines entkleideten Menschen, der bis zu den Hüften in's Wasser geht, erscheint an der oberen Hälfte dunkelblau, an der unteren brillanthell. Wahrlich, Capri's blaue Grotte ist das lieblichste Mährchen der Schöpfung, das seines Gleichen auf Erden nicht findet! — Unser Führer zündete eine Fackel an, deren Flamme einen dunkelrothen Wiederschein an der Decke hervorbrachte. Er selbst schien von dem außerordentlich schönen Lichteffect ergriffen, indem er ausrief: „Ist das nicht herrlich? Ist das nicht wunderbar? Giebt es auch solche Grotten in eurer Heimath? O gewiß, gewiß nicht!" — Die ganze Grotte hat etwa funfzig Fuß Breite und einhundert fünf und zwanzig Fuß Tiefe, wovon sechzig mit Wasser bedeckt sind. Erst nachdem das Auge sich an das Schauspiel dieser eigenthümlichen Brechung der Lichtstrahlen gewöhnt hat, unterscheidet man alle Einzelheiten der Umgebung und gewahrt, daß der beträchtliche Raum durch natürliche Pfeiler in mehrere Abtheilungen zerfällt. Der erwähnte aufwärts führende Stufengang ist jetzt großentheils verschüttet, und die Herstellung desselben wäre um so wünschenswerther, als Jeder, der sich in der Grotte befindet, während ein plötzlicher Sturm entsteht, in dem unwirthbaren Raum gefangen bleiben muß. Sind doch schon Reisende genöthigt gewesen, hier über zwölf Stunden zu verweilen. —

Ein andermal besuchte ich von Neapel aus die Westküste und ihre Inseln. Dahin führt die Grotte des Posilippo, ein langer dunkler Gang, einer der ältesten Tunnel der Welt.

Es öffnet sich schwarz ein schauriges Thor;
Du glaubst Dich im Lande der Schatten:
Da thut sich ein lachend Gelände hervor,
Wo der Herbst und der Frühling sich gatten.

Die Grotte geht in grader Richtung durch den Fels, so daß, wenn man am Eingang steht, die Oeffnung des Ausgangs wie ein Auge groß erscheint. An Stellen, wo der grauliche Tuff bröcklich war, ist sie mit vortrefflicher Wölbung versehen. Die Länge beträgt 2156 Fuß, die Höhe 76, in der Mitte nur 20, die Breite 19 Fuß. Nach den Ausgängen zu sind zwei Luft-

und Lichtöffnungen durch den Berg gebrochen; doch herrscht im Innern Grabesluft. An beiden Seiten sind die äußeren großartigen Felsmassen sehr hübsch mit Epheuranken bekränzt. Das Durchwandern zu Fuß hat seine Schwierigkeiten. Tritt man in den hohen Felsengang, so verbreiten trübe Lampen und der noch eindringende Tag ein mattes Dämmerlicht. Bald taucht man in tiefere Dunkelheit. Dumpf rollen Wagen hin und wieder, Fuhrleute schreien und klatschen, Eselstreiber singen. Flecken von Ziegenheerden klingeln; ringsum herrscht verworrenes hundertstimmiges Getöse, aus dem der Neuling kaum die Worte unterscheidet: Alla montagna! Alla marina! (Zu Berg d. i. nach Neapel zu; zu Meer d. i. nach Puzzuoli zu), welche sich die Begegnenden zurufen, damit Jeder rechts ausweicht. Mitten in der Grotte ist in den Fels eine kleine Kapelle eingehauen, wo zuweilen im Schein des ewigen Lämpchens ein Mönch kniet und betet. Zweimal im Jahr, nämlich am Ende des October und um den zehnten Februar, geht die Sonne gerade hinter dem langen Gange unter. Sie schaut dann mit wunderbar glühendem Auge durch den fernen Eingang und malt die Wölbung in ihrer ganzen Länge mit brennendem Roth.

Jenseits der Grotte fährt man durch Felder, wo die Reben vierzig Fuß hoch an den Ulmen hinanranken. Das hier liegende Dörfchen heißt Fuorigrotta. Hinter demselben geht rechts ab ein Weg nach dem etwa anderthalb Miglien von Neapel entfernten Lago d'Agnano. Dieser einsame, rings von lachenden Hügeln umgrünte See ist nichts anders, als ein versunkener Krater. Bei hohem Wasserstande scheint er in Folge von Gasentwickelungen zu kochen. Unzählige weiße Seevögel bedecken fliegend und schwimmend die Wasserfläche. Am Südufer des Sees befindet sich die bekannte Hundsgrotte (grotta del cane), eine zehn Fuß lange, vier Fuß breite und vom neun Fuß hohe Felsenhöhle, über deren Boden eine zehn Zoll hohe Schicht kohlensauren Gases steht. Das Gas wirkt natürlich erstickend auf alles Lebendige ein, was in die niedrige Dunstregion gebracht wird; doch kehrt bei schnellem Eintauchen in den See oder durch Einathmen der atmosphärischen Luft der entflohene Odem zurück. Da man dies Experiment an

Hunden zu machen pflegt, so hat die Grotte davon den Namen bekommen. Wir treten mit einem Cicerone ein. Er hält eine brennende Fackel an dem Boden, und sie erlischt. Er drückt eine geladene Pistole ab; der Hahn knackt, aber das Pulver fängt kein Feuer. Sodann faßt er seinen Pudel bei den Ohren und hält ihm knieend den Kopf nieder. Das Thier verfällt in Zuckungen und liegt nach zwei Minuten mit gebrochenem Auge und aufgesperrtem Rachen todt da. Sofort schleppt der Mann den Leichnam in's Freie oder wirft ihn in's Wasser. Alsbald erwacht der Pudel wieder, indem er umhertaumelnd sich schüttelt und seinem Herrn entgegenspringt. Frösche und Nattern haben neun Minuten in der Stickluft ausgehalten. — Die Umgegend des Sees ist reich an Gesundbrunnen, und die Alten hatten hier prächtige Bäder, von denen Ruinen übrig sind, hauptsächlich am Südufer da, wo sich gegenwärtig die Schwitzbäder des San Germano finden, die besonders Gichtkranken empfohlen werden. Es sind dies ärmliche unterirdische Gewölbe, in denen aufsteigende Dünste eine Wärme von vierzig Graden verbreiten. Ihren Namen haben sie von einem Bischof Capua's, der daselbst seine Gesundheit wieder erlangte. Wenige Minuten von da erstreckt sich in nordöstlicher Richtung der prächtige kreisrunde Wald Astroni, ein von drei Miglien langer Mauer umzogenes königliches Jagdgehege mit einem Jagdschloß und drei kleinen Seen.

Zwischen Astroni und Puzzuoli erscheint die Solfatara: ein eingestürzter, ziemlich ebener, aber noch dampfender Krater. Derselbe bildet ein gegen Osten in hohen Wänden abfallendes Thal, welches jetzt einer großen Sandgrube von mehr als tausend Fuß Länge und acht bis neun hundert Fuß Breite gleicht. Der aus weißgelber Thonerde bestehende Boden klingt hohl und giebt einen langen nachzitternden dröhnenden Schall von sich, wenn man schwere Steine heftig dagegen schleudert. An vielen Stellen wirbelt aus schmalen gelbangeflogenen Spalten heißer Schwefeldampf. Daneben sieht man auch frische Erdgründe mit immergrünen Gesträuchen. Die eigentliche Solfatara liegt am Ende des Thales und macht das Geräusch eines siedenden überschäumenden Kessels. Die in Roth, Gelb, Orange und Violett spielenden Kalkwände sind dicht mit Schwefelblumen besetzt und

rauchen ſtark. Der nicht ſehr umfangreiche gährende Schlund ſtößt in Zwiſchenräumen dicke, weißliche, ſiedend heiße Dampfwolken aus, ziſcht, ſprudelt und brodelt ununterbrochen; nachts ſoll man häufig Flammen ſehen. Man benutzt die Schwefeldämpfe auch als Heilmittel und hat hier Schwitzbäder angelegt. Eben ſo giebt es nicht weit von der Solfatara ein Kapuzinerkloſter, deſſen Kirche voll warmer ſchwefeliger Dünſte iſt, und die Mönche, welche daſelbſt beten, befinden ſich, namentlich vor dem Hauptaltar, in einer Art Schwitzbad, wodurch ſie zeitlebens vor Gicht und Rheumatismen bewahrt bleiben.

Die ganze Strecke vom Poſilipp bis an das ſchön geformte Cap Miſeno rund um den Golf von Bajä hat eine Menge Ruinen aus den Zeiten der römiſchen Weltherrſchaft aufzuweiſen. Das alte Puteoli, jetzt als Puzzuoli ein meiſt von Fiſchern bewohnter Ort, war eine der reichſten Handelsſtädte und Lieblingsaufenthalt der vornehmen Römer, daher von Cicero „Klein-Rom“ genannt. Ueberall erhoben ſich Tempel, Amphitheater und großartige Bäder. Fortlaufende Villen und Paläſte gaben den Ufern des reizenden Golfes das Anſehn einer prunkvollen Stadt. Ein Rieſenmolo, der ſich weit in die See hinaus erſtreckte, diente zugleich als Spaziergang. Jetzt ſind nur noch dreizehn aus Puzzolan-Erde aufgeführte trümmerhafte Pfeiler davon übrig. Die Puzzolan-Erde giebt das vortrefflichſte Material zu Waſſerbauten, und da ſie ſich hier umher in großer Menge findet, ſo konnten die alten Römer ſo bedeutende Waſſerbauten an dieſer Küſte unternehmen. In der That ſtanden ihre Villen faſt eben ſo weit im Waſſer als auf dem Lande. Das Volk nennt die dreizehn Pfeiler „Brücke des Caligula,“ weil Caligula von dieſem Molo aus durch den ganzen Golf bis zum Hafendamm Bajä's eine gegen viertehalb italieniſche Meilen lange Schiffbrücke baute. Sie hatte eine Balken-Unterlage und war mit Erde befahren. Von Strecke zu Strecke waren ſelbſt Gaſthäuſer darauf angebracht, denen Trinkwaſſer in Röhren zufloß. Am erſten Tage nach der Vollendung ritt der Kaiſer in einem goldenen Mantel, das Haupt mit einem Lorbeerkranz geſchmückt und in der Hand ein blankes Schwert, darüber hin, indem er den Göttern Dankopfer für nicht erfochtene Siege

darbringen ließ. Am zweiten Tage fuhr er in einem Viergespann, das er selbst regierte, von Geißeln gefolgt, welche ihm die Parther gesandt. Auf der Mitte des Weges war eine Tribüne errichtet, von welcher er zu der Menge redete. Tische wurden die ganze Brücke entlang aufgestellt, und bei dem Scheine von tausend Lampen und der auf den Bergen der Küste angezündeten Feuer schwelgte man. Veranlassung zu dem Allen gab die Prophezeiung: Caligula werde eben so wenig Kaiser werden, als den Golf von Bajä mit Rossen überfahren. — Unter den Ruinen zeichnet sich der Tempel des Jupiter Serapis durch mächtigen Umfang und edlen Kunstgeschmack aus. Bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts war er fast in seiner ganzen einfach erhabenen Pracht zu schauen. Eine Erderschütterung zerbrach und stürzte seine schlanken Säulen aus carrarischem, von der Zeit geschwärztem Marmor, von denen nur noch drei unversehrt geblieben sind. Zugleich senkte sich der Boden, so daß er jetzt einige Fuß hoch mit Seewasser angefüllt ist. Das noch nicht ganz ausgegrabene Amphitheater scheint eins der am besten erhaltenen zu sein. Von der am Strande untergegangenen Kunstwelt giebt auch die See Zeugniß, welche so viel Steinchen und Stückchen Glasschmelz von aufgelöst'ten Mosaikböden an's Land spült, daß die Kinder den Fremden ganze Hände voll entgegen bringen. Bisweilen kommen darunter auch Achate, Carneole, Amethyste, Berylle, Jaspis, Onyx, Lapis Lazuli zum Vorschein. An einer Stelle ist das schroff ansteigende Ufer mit Trümmern bedeckt, welche Bäder oder Schwitzbäder des „Nero," der daselbst einen Palast gehabt haben soll, genannt werden. Hier trifft man überall warmen Boden. Hält man die Hand über eine Felsenspalte, so weht ihr eine heiße Luft aus der Tiefe entgegen, und die in den Fels gegrabenen Höhlen sind ganz damit erfüllt. In Gesellschaft eines Führers, der mit einer Fackel voran leuchtete und, wie ich selbst, halbnackt war, stieg ich in einen solchen engen geschwärzten Felsengang hinab, und wir sotten darauf unten in dem Becken eines alten, mit Wasser von 70° Wärme gefüllten Bades ein Ei, welches wir den oben harrenden Freunden als Geschenk von dem hier irrenden Geiste Nero's brachten.

In Puzzuoli miethete ich eine Barke, um gemächlich den Golf zu befahren, die merkwürdigſten Punkte deſſelben zu beſuchen, ſpäter aber nach Procida und Iſchia überzuſetzen. Zuerſt ſah ich den Averner-See (Lago d'Averno). Er liegt in einem tiefen keſſelförmigen Thal, ohne Zweifel der Schlund eines erloſchenen Vulkanes. Die ihn umſchließenden hohen Hügel waren einſt dicht mit Wald bewachſen, deſſen tiefe Schatten, verbunden mit den giftigen Ausdünſtungen des Sees, dem Ort einen höchſt düſteren Charakter gaben, weshalb die Alten hieher den Eingang zur Unterwelt verlegten. Den Dichtern zufolge konnte kein Vogel darüber hinfliegen, ohne todt hinabzuſtürzen, daher der Name Avernus (Ἄορνος), d. i. der Vogelloſe. Mit der Lichtung des Waldes verbeſſerte ſich die Luft, und gegenwärtig hat der See gute Fiſche, doch ſterben dieſe bisweilen plötzlich. Wilde Enten treiben in Menge ihr Spiel auf dem Gewäſſer, und die Vögel fliegen fröhlich darüber weg. Die neapolitaniſche Volksſage erzählt Folgendes von dieſem See. Alle Sonnabende ſteigen gleich nach Sonnenuntergang abſcheuliche Vögel mit Menſchengeſichtern aus dem Sumpf empor und ſchwirren wie Fledermäuſe umher, ſo daß die Luft davon manchmal ganz verdunkelt wird. Das dauert bis zum Anbruch des zweiten Tages. Dann kommt ein ungeheuer großer ſchwarzer Vogel geflogen. Er hat die Geſtalt und das Geſchrei eines Raben, und dieſer verfolgt die anderen Vögel ſo lange, bis ſie ſich wieder in den ſtinkenden Sumpf zurückgeſtürzt haben. So geht es das ganze Jahr hindurch fort. Das ſind die armen Seelen aus dem Fegefeuer, denen zum Ruhme der Auferſtehung des Heilandes dieſe Unterbrechung ihrer Leiden vergönnt iſt. — Unmittelbar am See gähnt mit unheimlich finſterem Schlunde die Grotte der Sibylle (Grotta della Sibylla), die gewiß auch dazu beitrug, daß man ſich hier den Eingang zum Tartarus dachte. Wir ſtiegen mit Fackeln hinab, fanden aber nichts als eine durch nichts ausgezeichnete Wölbung von ziemlicher Breite und Tiefe. Steigt man die ſchmale ſchlüpfrige Stiege hinab bis zu den Bädern der Sibylle, ſo erblickt man zuletzt ein paar mit Waſſer gefüllte Kammern, in denen man ſich auf dem Rücken eines Lazzarone herumtragen laſſen kann. Daß

in dieser Abgeschlossenheit von der Oberwelt und bei der Scheu, welche das Volk vor den Schrecken des Tartarus hatte, von mancher liebreizenden Sibylle Mysterien gefeiert worden sein mögen, ist wohl glaublich. Diese Grotte soll mit einer anderen Grotte bei Cuma (vormals Cumä) in Verbindung stehen, woselbst jene berühmte Sibylle wohnte, die dem älteren Tarquinius die sibyllinischen Bücher brachte, in denen die Schicksale Roms verzeichnet waren. — Das alte Cumä hieß ehedem „die Glückliche", als ausgezeichnet durch Fruchtbarkeit des Bodens, durch Zahl, Reichthum, ausgebreiteten Handel und Macht seiner Bewohner. Zu dieser Stadt gehörten die Häfen von Dicearchia (Puteoli) und Miseno; auch führte der Golf ihren Namen. Der etwa eine Miglie weit südlich von der Stadt gelegene Lago di Fusaro, angeblich der Acheron oder palus Acherusia der Alten, war in frühester Zeit vielleicht ebenfalls ein Hafen von Cumä, wenigstens sprechen dafür die vielen bedeutenden Reste von Gebäuden und Gräbern in der Nachbarschaft. Der Name Acheron, d. i. der Freudenlose, paßt heutiges Tags nicht mehr für den See; denn er ist jetzt einer der Orte, wohin die Neapolitaner Lustpartien zu machen pflegen, um Fische und besonders Austern zu essen. Die jährliche Benutzung der dortigen Austernbänke soll zu 60,000 Ducati verpachtet sein. — Die Ruinen von Cumä, wo sich hier und dort zwischen großartigen Ueberbleibseln der Vergangenheit ein Landmann oder Winzer eingenistet und edle Baustücke zu seiner ärmlichen Hütte verwandt hat, erwecken seltsame Gefühle, die Göthe in seinem „Wanderer" trefflich geschildert hat.

Im Osten des Averner und Lucriner See's erhebt sich der 427 Fuß hohe Monte nuovo (neue Berg), durch den Ausbruch von 1538 innerhalb zwei Tagen entstanden. Am 20. September ließen sich nämlich in und um Puzzuoli Erderschütterungen spüren, die neun Tage mit wachsender Heftigkeit fortdauerten, bis endlich am 29. September die Erde sich spaltete, worauf Feuer, Steine, Asche und siedendes Wasser aus der Tiefe mit furchtbarer Gewalt hervorbrachen, so daß Tripergola, ein Dorf am Lucriner See, sammt einer königlichen Villa unter Trümmern begraben wurde. Daneben thürmte sich in zweimal

vier und zwanzig Stunden der kegelförmige Monte nuovo empor. Viele fruchtbare Felder, Wohnungen, Thiere und Menschen gingen damals weit umher zu Grunde. Das Meer, auf dessen Oberfläche man viele todte, nach Schwefel riechende Fische fand, wich über zwei hundert Schritt vom Gestade zurück, und der Lucriner See ward zum kleinen Sumpf. Der drei Miglien im Umfang haltende Monte nuovo hat oben eine kesselförmige Vertiefung und stößt bisweilen noch heißen feuchten Dampf aus, der auch hervorquillt, wenn man nur einen Fuß tief gräbt. Er zeigt überall Wärme, und zwar unten am Fuße und an der Spitze mehr als in der Mitte. Der ganze Berg ist mit grünem Rasen und niedrigem Eichengebüsch überwachsen. Man bemerkt an ihm keine Lava, sondern nur Sand und schwärzliches Gestein. — Nordöstlich davon liegt ein vulkanischer Berg, der ehemalige Mons Gaurus oder Falernus (Einige verlegen ihn jedoch an den Garigliano), einst berühmt wegen seiner Weine, in Folge des Ausbruchs von 1538 aber gänzlich unfruchtbar geworden und verödet.

Von dem alten Bajä, diesem sittenlosen luxuriösen Badeort und Sommersitz der Römer, wo Villen, Bäder, Tempel, Theater von seltener Pracht sich am Ufer erhoben und wo auch mehrere Kaiser, wie Nero und Tiberius, vorübergehend residirten, sind nur unscheinbare Ueberreste einiger Tempel vorhanden. Bajä selbst ist jetzt ein elendes Fischerdorf mit schlechten schmutzigen Häusern und bettelhaften Bewohnern. Geschichtliches Interesse hat der Ort durch den Kriegshafen am misenischen Vorgebirge, wo die römische Flotte lag, und durch das hier zwischen Augustus, Antonius und Lepidus geschlossene Triumvirat. In der kleinen südlich von dem Kastell Baja's gelegenen Bucht soll die ihrer Fischteiche wegen berühmte Villa des Hortensius gestanden haben. Er hatte die Fische so zahm gemacht, daß sie auf seinen Ruf kamen und ihr Futter aus seinen Händen fraßen. Nahe bei dem Dorfe Bacoli oder Bauli sieht man die sogenannte Piscina mirabile (der wunderbare Fischbehälter), das einzige wohlerhaltene Gebäude dieser Art. Es besteht aus einem Gewölbe, das auf 48 ungeheuren Backstein-Pfeilern ruht, 226 Fuß lang, 82 Fuß breit und 30 Fuß hoch ist. Augenscheinlich war

es ein Wasserbehälter für die im Hafen liegende Flotte. Bei Bauli soll Nero seine Mutter Agrippina, deren Grabmal man noch zeigt, haben umbringen lassen. Die Landzunge bei Bauli, jetzt Punta de' Penati genannt, bildete einst mit dem jenseitigen Cap Misen die Pforte des großen Hafens. Derselbe zerfiel in drei hintereinander liegende Bassins, die noch durch zwei andere Pforten geschlossen wurden, da nämlich, wo der schmale Erdstreif des Caps sich dem jenseitigen Ufer nähert. Das innerste Bassin heißt gegenwärtig Mare morto (todtes Meer), da es früher voll stehenden Wassers war und schädliche Dünste ausströmte, bis man neuerlich die schmale südliche Landzunge durchstach, wodurch Strömung erzeugt ward. An der Nordseite des Mare morto, das, still und traurig, seinen Namen wohl verdient, finden sich die elysäischen Gefilde (Campi elisj), welche Virgil den Seligen als Ruhestätte anwies.

Es war bereits gegen Abend, als wir an der Insel Procida vorüberfuhren und uns dem herrlichen Ischia (Iskia) näherten, das mit dem schön geformten Kegel des Epomeo, mit seinen weißen Häusergruppen, seinen üppigen Fruchtgärten und schwarzen Lavafeldern uns über den blaugrünen Meeresspiegel entgegenwinkte. Sanft schaukelten wir an das felsige Gestade im Angesicht des gar trotzig und malerisch auf einem 600 Fuß hohen Basaltfelsen in's Meer vorspringenden Kastells, in dessen Höfen kriegerische Trommeln wirbelten. Das Städtchen Ischia, dessen Bewohner großentheils von Korallenfischerei leben, hat ein eben so orientalisches Ansehn, wie Capri, da in der Bauart seiner fast durchweg weiß angestrichenen Häuser das kuppelförmig gewölbte Dach vorherrscht. Ohne mich aufzuhalten, eilte ich sogleich nach dem Krater des ungeheuren Lavastromes hinauf, der unweit der Stadt an einem Bergabhang liegt. Der Ausbruch desselben fand im Jahr 1301 statt, dauerte über zwei Monate lang und richtete furchtbare Verwüstungen an. Der runde, ziemlich flache Krater ist von einem Schlackenwall umgeben und mit schwarzen Lavablöcken angefüllt. Der bis in's Meer hinabgehende breite Strom bildet eine grauschwarze, vielfach zerklüftete Masse und sieht wegen seiner völligen Nacktheit aus, als wär' er erst gestern erkaltet. Die wundervolle Aussicht auf die ganze Küste

von Neapel bis Mola di Gaëta erhielt den prachtvollſten Hintergrund durch das Feuerſpiel des Veſuv, der in kurzen Zwiſchenräumen bald eine glühende Kugel auf ſeinem dunkelen Scheitel rollte, bald eine funkelnde Flammengarbe in den vom Sonnenuntergang gerötheten Himmel aufſteigen ließ.

Die Nacht verbrachte ich in Bagni (Bangi), einem kleinen Ort an der Nordküſte. Die Beſitzerin des armſeligen Hauſes, wo ich mir Quartier ſuchte, war ein acht und ſechzigjähriges Mütterchen, die daſelbſt nebſt ihrer Tochter und einer Enkelin, einem dreijährigen hübſchen Kinde, wohnte. Sie empfing mich mit den heiterlaunigen Worten: „Wenn Sie Maccaroni und Eierkuchen eſſen und in einem Bette von Kaſtanienlaub ſchlafen können, ſo treten Sie nur herein!“ Das Abendeſſen wurde für Gaſt und Wirthsleute gemeinſchaftlich aufgetragen. Wie wir aßen, kam noch ein Nachbar herüber, ſetzte ſich, ohne eine Einladung abzuwarten, an den Tiſch und nahm auch ſein Stück vom Eierkuchen. — Als ich am Morgen erwachte und aus dem Bette von Kaſtanienlaub an das kleine niedere Fenſter trat, wüthete ein furchtbarer Sturm auf dem Meere. Donnernd ſchlugen die Wogen an's Geſtade, während aus dem ſchwarzbewölkten Himmel rothe Blitze niederzuckten in die weißſchäumenden Gewäſſer. Noch nie hatte ich Schwarz, Roth und Weiß ſo ſchrecklich beiſammen geſchaut, noch nie Luft, Feuer und Waſſer in ſolchem Kampfe geſehn. Hatte der zuckende Strahl die Wolken gelichtet, ſo verſchlang ihn augenblicklich der wüthende Abgrund und dichte Nacht lag wieder ringsumher. Die grauenvolle Scene gewann noch mehr Reiz durch einen Zweimaſter, der mitten im Sturm nach Mola di Gaëta ſegelte, bald hinter thürmenden Wogen verborgen, bald aus der Tiefe hoch auftauchend, die Maſten ſeitwärts auf die ſchäumende Fluth gelegt. Nach zwei Stunden beſänftigte ſich der Aufruhr der Elemente; nur von Zeit zu Zeit rauſchten einzelne Wogen daher und zerſchellten dumpf brüllend am Ufer. Ich nahm Abſchied von meinen Wirthsleuten und beſtieg den runden grünen Bosco mit einer trichterförmigen Krateröffnung an der Spitze. Er ſcheint eben ſo ſchnell wie der Monte nuovo, dem er auf's genaueſte ähnelt, emporgehoben zu ſein. Länger hat dagegen der

anstoßende Montagnolo gebrannt, dessen Lavamassen schauerlich durch einander geworfen sind. So grenzen also hier vier erloschene Vulkane zusammen, östlich der früher erwähnte bei Ischia, westlich der Bosco, in der Mitte der Montagnolo, und hoch über diese emporragend der Epomeo mit einer romantischen Einsiedelei an seinem jähen Abhang. Das ungünstige Wetter erlaubte mir nicht, die Spitze des letzteren zu ersteigen und ich kehrte wieder nach dem Städtchen Ischia, vollständig „Borgo d'Ischia" genannt, zurück. So klein dies auch ist, so besitzt es doch mehrere große Kirchen. Die Kathedrale bewahrt ein Stück aus dem Arm des Apostels Andreas, in Silber gefaßt. Die Heiligengeistkirche enthält eine Menge Votivtafeln, Schiffbrüche darstellend. Auf einem Altargemälde löscht die Gottesmutter mit der stromweis niederstürzenden Milch ihrer Brüste die Gluth des Fegefeuers. — Man zählt in dem Städtchen 3200 Einwohner; nächstdem ist Hauptort Foria an der Westküste.

Die Insel Ischia gehört zu den schönsten des Mittelmeeres. Sie ernährt auf einem Flächenraum von etwa anderthalb Quadratmeilen mehr als zwei und zwanzig tausend Einwohner. An dem achtzehnhundert Fuß über die Meeresfläche erhabenen Epomeo gedeiht der berühmte weiße Ischiawein. Mit Ausnahme seines nackten Gipfels, San Nicola genannt, und einiger Hügelrücken und Vorgebirge aus Lava ist die ganze Insel übergrünt von Kastanienwäldern, Erdbeerbäumen, Lorbeer- und Myrtengebüsch; durch die bebauten Niederungen ziehen sich unendliche Wein-, Obst- und Gemüsegärten hin. Der Boden zeichnet sich durch die üppigste Fruchtbarkeit aus. Die Trauben gedeihen in ungemeiner Fülle und wandern als Rosinen in alle Welt. Der Wein hat Feuer, wie irgend einer in Italien. Die Feigen werden wegen ihrer aromatischen Süße und saftigen Milde vor andern gesucht. Die von duftigen Kräutern sich nährenden Ziegen liefern treffliche Milch. Die große Menge warmer Quellen und die heißen Dünste, welche der Erde an verschiedenen Stellen entströmen, haben die Anlage der berühmten Bäder von Casamicciola mit dem Spital della Misericordia, die Dunstbäder von Castiglione und andere veranlaßt, durch deren Heilkraft zahlreiche Fremde hierher gezogen werden. Außerdem wählen

auch viele Seebadende die Insel zu ihrem Sommeraufenthalt, theils wegen der romantischen Lage, theils wegen des überaus angenehmen Klima's. Denn obschon die vulkanische Wärme des Bodens bewirkt, daß wenig oder gar kein Thau fällt und der Regen oft Monate lang ausbleibt, so führen die von allen Seiten streichenden Seewinde doch immer liebliche Kühlung herbei. Die Luft ist so rein und fein, daß der Nervenschwache sich angegriffen fühlt, während der Stärkere behaglich in dem Lebensbalsam schwelgt und mit unermüdlicher Lust zwischen den anmuthig wechselnden kleinen Buchten, grünen Vorgebirgen, Felsenhügeln und Klippen umherschweift, wo in dem schroffen Gestein Aloe und Cactus ihr Geäste bis zur Höhe kleiner Bäume emportreiben, wo Oleander und Tamarindenbüsche stehen und seltene Blumen blühen, während in der Umgebung der Masserien zwischen den von Rohr gestützten Weinstöcken dunkle Citronen- und Orangenbäume erscheinen, immer reife Goldfrucht spendend und den Duft ihrer Blüthen weit umherstreuend. Dann sieht man wieder Mandel-, Pfirsich-, Aprikosen-, Aepfel-, Pflaumen-, so wie unzählige Feigenbäume, und hier und dort bietet der Granatbaum seine rothbrennende Blüthe und saftige Frucht. Melonen, Mais, Blumenkohl und anderes Gemüse erfreut durch den vollsten Wachsthum, und von der nächsten Bergwand schaut ein schlanker Kastanienhain hernieder; ein älterer Baum aber, vielleicht der Stammvater des jungen Anflugs, steht am Bergvorsprung, auf starkknolliger Wurzel dem Wanderer einen Sitz gewährend, von dem derselbe in ein kleines Paradies niederschaut. Die überall zerstreuten weißschimmernden Häuschen, oft ringsum mit Reben tapezirt, zwischen deren Laub die blauen und goldenen Trauben schwer herunterhängen, tragen nicht wenig dazu bei, den malerischen Reiz der Gegend zu erhöhen. Der Charakter der ursprünglich griechischen Bewohner ist heiter, gefällig, gastfreundlich; auch an Reinlichkeit übertreffen sie die Neapolitaner. Die Nationaltracht ist sehr reich und zierlich, wechselt jedoch in den verschiedenen Ortschaften; nur die Frauen tragen überall ein seidenes Tuch von lebhaften Farben turbanartig um den Kopf gewunden. —

Nachdem ich in Borgo d'Ischia übernachtet, fuhr ich am

folgenden Morgen nach Procida. Diese Insel, geschichtlich merkwürdig durch ihren ehemaligen Besitzer Johann von Procida, Hauptanstifter der sicilianischen Vesper (1282), zählt auf etwa einer halben Quadratmeile mehr als zwölf tausend Bewohner. Sie ragt fast ringsum felsig aus dem Meer, ist aber sonst im Gegensatz von Ischia, das einem großen aufsteigenden Kegel gleicht, ziemlich flach und niedrig und zugleich von der See so ausgefressen, daß sie mit ihren Landzungen einem vielfüßigen Insekte ähnelt. Der Boden entspricht ganz dem von Ischia, eben so die Einwohner. Viele derselben sind reiche Schiffsherren, welche Wein in die norditalienischen Häfen bringen, Korallen an der afrikanischen Küste fischen und weite Handelsreisen machen. Es war grade Sonntag, als ich dorthin kam, und die weibliche Bevölkerung stolzirte in ihrem griechischen Costüm und in allerliebsten mit Goldstickerei verzierten Schuhen gar reizend einher. Der Hauptort ist das östlich, grade dem Vorgebirge Miseno gegenüber gelegene Procida. Im Hafen umdrängten Hunderte den an's Land steigenden Fremdling mit dem Erbieten, mich nach Neapel zu fahren. Sie rissen mich hin und her und brüllten mir von allen Seiten zu, bis es mir unter dem Beistand der zu Hülfe gerufenen Polizei gelang, mit drei Schiffern über die Fahrt einig zu werden. Bald stießen wir mit unserer kleinen Barke vom Ufer. — Wir mochten uns etwa dreihundert Schritt entfernt haben, als der Steuermann, »Aria somma!« rief, worauf die Uebrigen ihre Ruder schleunigst einzogen. „Was giebt's?" fragte ich. „Sturm!" lautete die Antwort. Das Meer war spiegelglatt; nicht das leiseste Lüftchen kräuselte sich auf der blaugrünen Wasserfläche. „Wir müssen umkehren!" sprach der Aelteste, indem er mit der Hand nach Süden zeigte, wo der Himmel schwarz wie die Nacht aussah. „So führt mich nur schnell an das nahe Cap Miseno hinüber!" redete ich dem Steuermann zu. „Unmöglich!" entgegnete der Alte. „Wenn der Herr uns einen Scudo mehr bezahlt, so wollen wir's versuchen," sprach ein Anderer. „Ihr Schurken!" rief ich erbittert und drohte mit der Polizei. Die Schiffer lachten, sprachen noch einige Worte unter sich, und steuerten dann mit verdoppelter Kraft dem Vorgebirge zu. Aber

kaum hatten wir die Hälfte der kurzen Strecke dahin zurückgelegt, als der gefürchtete Sturm wirklich losbrach. Unsere Barke wurde wie ein Spielball von den dumpf tosenden Wasserbergen hin- und hergeschleudert. Die Ruderer zogen ihre Ruder ein und klammerten sich an die Schiffsringe fest; nur der Alte am Steuer that dann und wann einen geschickten Stoß, der dem schwankenden Fahrzeug wieder seine Richtung gab. So näherten wir uns endlich dem Ufer; allein die heftige Brandung warf uns mehrmals weit zurück, bis wir endlich nach vielen Anstrengungen hinter einem kleinen Felsvorsprunge auf den elysäischen Feldern, für mich jetzt wahrhaft beseligend, landeten. Unter Sturm und Regen kehrte ich von da über Puzzuoli nach Neapel zurück, wo ich nachher in den Zeitungen las, daß bei dem Wetter zwei Barken verunglückt wären.

---

Der Vesuv liegt an der Ostseite des Golfes von Neapel und ragt, vom apenninischen Gebirge völlig abgesondert, in Gestalt einer doppelzackigen Pyramide zu einer Höhe von 3700 Fuß über die Meeresfläche empor. Er schaut ringsum auf blühende Städte und Dörfer. Ein üppiges Pflanzenleben kränzt seine Abhänge bis hinauf zu dem dunkeln unwirthbaren Aschenkegel. Von den zwei Hörnern seines Gipfels steht das eine gen Osten und heißt Monte Sommo, das andere ist westlich dem Meere zugewandt und enthält den weitgähnenden Feuerschlund, der schon so oft Verderben ausgespieen.

Alle Schriftsteller des Alterthums bezeugen, daß der Vesuv seit undenklichen Zeiten Rauch und Flammen ausgestoßen; doch scheinen seine Wirkungen vormals weniger erheblich gewesen zu sein. Noch unter Kaiser Augustus war er viel niedriger und mit Ausnahme des Gipfels von Reben und Bäumen bedeckt. Der erste furchtbare Ausbruch, verheerend wie keiner der nachfolgenden, fand im Jahr 79 nach Christo statt. Herculanum wurde dabei durch einen Lavastrom, das prächtige Pompeji nebst Stabiä (bei Castellamare) durch Schlamm und einen ungeheuren Regen von heißer Asche verschüttet. Der ältere Plinius büßte dabei für seine Wißbegierde mit dem Leben. Zuerst verdunkelte

sich die Atmosphäre und wurde schwül zum Ersticken. Gleichzeitig bebte die Erde, und der ganze Landstrich bedeckte sich mit Flammenballen, die aus hundert berstenden Stellen herausfuhren. Man sah die höchsten Hügel in die Höhe fahren, als wären sie aus ihren Wurzeln gerissen. Tief aus den Eingeweiden der Erde kam ein Getöse wie Donnerrollen, während es in der Luft zischte und heulte wie von wilden Thieren. Der Himmel schoß Blitze hernieder, das sturmgepeitschte Meer brauf'te wild. Darauf begann der Vesuv Feuer auszuwerfen; auf seiner Spitze erschien eine hohe dicke Wolke in Gestalt einer Pinie, und nun verwandelte sich urplötzlich der Tag in die tiefste Nacht, welche nur ab und zu von Flammen durchzuckt wurde. Zu dem Aschenregen gesellte sich umhergeschleuderte Lava in so reichlichem Maße, daß Land und Meer auf großen Strecken damit bedeckt wurden. Wo sie niederfiel, zerstörte sie Alles, tödtete Menschen und Thiere und begrub zuletzt, wie unter Leichensteinen, die drei genannten Städte. — Nach dieser entsetzlichen Katastrophe blieb der Berg hundert und funfzig Jahre hindurch ruhig. Alles Land umher prangte im herrlichsten Flor, und die Einwohner redeten von der früheren Eruption wie von einem alten sagenhaften Ereigniß, bis auf einmal im Jahr 203 der Berg wieder zu speien begann, eben so 472, wo die Asche bis nach Constantinopel flog. Zu verschiedenen Zeiten folgten dann andere Ausbrüche, unter denen der von 1631 am meisten wüthete. Er dauerte vom 16. December bis zu Ende des Jahres. Ein ungeheurer Lavastrom, welcher sich in sieben Arme theilte, zerstörte Felder, Gärten und Häuser, verwandelte Resina und mehrere Dörfer ganz oder theilweis in Schutthaufen. Ströme Wassers sprudelten aus dem Berge hervor und stürzten mit solcher Macht von allen Seiten hinab, daß eine Procession von fünf hundert Menschen dabei zu Grunde ging. Im Ganzen büßten vier tausend Menschen ihr Leben ein, und man schätzte den Schaden auf zwanzig Millionen Ducati. Vorher war der Vulkan 130 Jahre lang unthätig und sein tiefer Schlund verschwunden. Gesträuch bedeckte die Seiten; im Krater sprangen drei heiße Quellen und Vieh weidete umher. Der Umfang des oberen Randes betrug damals fünf Miglien, und seitdem erhöhte sich der Gipfel

bei verschiedenen Ausbrüchen merklich und spitzte sich allmählig mehr zu. Im Jahre 1707 flogen die Steine 2000 Fuß hoch und einen derselben von 450 Pfund Schwere fand man drei Miglien weit vom Krater entfernt; den Donner hörte man bis nach Rom hin, und bei der herrschenden Finsterniß mußte man in Neapel mit Fackeln gehn. Im Jahre 1779 erhob sich aus dem Krater eine Feuer- und Lavasäule, die wie ein dunkelrother Pfeiler zwei- bis dreimal so hoch als der ganze Berg senkrecht in die Luft gerichtet war, so daß man nachts bei deren Schein in einer Entfereung von zehn Miglien lesen konnte. Nach allen Richtungen zeigten sich Rauchmassen in wirbelnder Bewegung und theilten sich in Gruppen, welche von dem Feuer und den überall hervorzuckenden Blitzen malerisch beleuchtet wurden. Einen Theil der Feuersäule trieb der Wind in die Ferne, ein anderer fiel auf den Vesuv nieder. Sofort verwandelte sich derselbe in eine glühende Halbkugel und verschwand endlich in hellem, rosenfarbigem Dampf. Alles schien so in einander zu fließen, daß man glauben mußte, der Berg sei verschlungen oder in die Luft geschleudert. Der ganze Himmel war eine brennende, von Blitzen durchflammte Wolke, aus welcher ein fortwährender Feuerregen weithin Tod und Verwüstung brachte. Vor dem Ausbruch von 1794 waren Sonne und Mond ganz blutig, und von den heftigen Erderschütterungen läuteten alle Glocken zu Caserta. Die Lava drang nach einem Wege von drei und einer halben Miglie noch 600 Fuß weit in's Meer, so daß eine Menge Fische und Schalthiere in dem siedend heißen Wasser ihren Tod fanden. Im Jahr 1822 erhob sich aus dem Schlunde des Kraters eine Dampf- und Feuersäule bis zu solcher Höhe, daß man sie in allen Straßen Neapels trotz der hohen Häuser über sich erblickte. Bei Tage war sie weiß wie Baumwolle oder frisch gefallener Schnee: eine Pinie von furchtbarer Schönheit, deren Stamm neun bis zehntausend Fuß hoch aufstieg, deren Laubwerk mehrere Miglien im Umfang hielt. Ringsum stürzte die Lava vom Kegel herab, so daß der Berg wie mit einem gluthrothen Panzer angethan erschien. Gleichzeitig fiel aus der Luft ein Regen von Steinen, röthlichem Sand und Asche. Bei dem jüngsten Ausbruch vom Jannar 1839 lag

der Lavastrom vielfach gewunden in tiefer Schlucht, wie eine graue geschuppte Riesenschlange, die, zwischen Felsen eingeklemmt, sich nicht mehr bewegen kann. Die elektrischen Zuckungen in der Flamme des Kraters zeigten sich in ungemeiner Schnelligkeit, Ausdehnung und in der Pracht des hellsten Lichtes, gezackt wie Blitze, ohne doch von dem geringsten Donner oder sonstigem Getöse begleitet zu sein. Sie erzeugten sich sämmtlich am äußersten Rande der Feuerkolonne oder auch am Rande der aus dem Krater sich ergießenden Lava und gingen sämmtlich nach oben. Bei dieser Gelegenheit beobachtete man eine bedeutende Anzahl Sternschuppen von ungewöhnlicher Größe, welche sich, fast horizontalfliegend, in die Flammen stürzten, als ob sie von magnetischer Kraft nach dem Schlund hineingerissen würden; sie ließen einen milchfarbenen, noch eine Zeit lang nachher sichtbaren Streif hinter sich zurück. — Merkwürdig sind auch die Entwickelungen von kohlensaurem Gas oder Stickluft, Moséte genannt, welche nach großen Ausbrüchen unter alter Lava und überhaupt in unterirdischen Räumen zum Vorschein kommen. So vierzig Tage nach dem Ausbruch von 1822 in den Kellern der am Fuß des Vesuvs liegenden Gebäude. Anfangs lag das Gas sieben Zoll hoch und stieg dann bis zur Decke. In einigen Gewölben blieb es wenige Tage, in anderen zwei Monate. Oft verdarb es auch die atmosphärische Luft draußen, und im Jahre 1794 kamen viele Menschen um, weil sie nicht darauf geachtet hatten.

Es war an einem sehr heißen Sommertage, als wir des Nachmittags zu vier in offener Caroſſe auf der großen breiten Straße nach Portici dahin rollten. Es ist eine der schönsten Straßen, vortrefflich erhalten und wo sie durch Portici, Resina und andere Oerter führt mit Lava-Quadern gepflastert. Man trifft daselbst zu jeder Stunde des Tages Fuhrwerke aller Art nebst Pferden, Eseln und Maulthieren. Fußgänger lassen sich selten sehen, da im Süden Mann und Weib, Jung und Alt zu reiten pflegt. Der Eselreiter giebt es zahllose, des Pferdes bedienen sich blos Cavaliere und reiche Fremdlinge. Doch begegnet man häufig auch ganzen Cavalcaden vornehmer Eselreiter, Herrn und Damen in bunter Mischung. Jagt dann eine solche Gesellschaft unter dem Gekreisch ihrer hinterdrein rennenden

Treiber im Galopp daher, so fehlt es niemals an ergötzlichen Scenen. Die Damen mit Sonnen-, die Herren mit Regenschirmen und Stöcken bewaffnet, die jener zugeklappt als Reitpeitsche, dieser gegen die stechenden Sonnenstrahlen aufgespannt trägt, ungewohnt des zuckelnden empfindlich stoßenden Eseltrabes, klammern sich meistentheils fest an den hohen Sattelknopf, ziehen die Beine ein, verlieren dabei die Bügel und machen nun in ihrem seltsamen Reiseaufzug die komischsten Figuren. Frauen vom Lande, kleine dicke Priester mit weinfröhlichen Gesichtern, übermüthige Jungen, unter gellendem Geschrei ihre Grauchen nach Herzenslust prügelnd, machen es sich zum Vergnügen, dergleichen Gesellschaften zu durchbrechen und die Thiere derselben widerspenstig zu machen, bis dann das „Ah! Ah!" der Treiber nebst wohlangebrachten Püffen die Unlenkbaren zum gemeinsamen Ausreißen bringt und Menschen und Thiere, Fremde und Einheimische in dicht aufwirbelndem Staube verschwinden macht. — Wir mußten Hunderte solcher Gruppen passiren, ehe wir Resina erreichten, von wo aus man in der Regel die Besteigung des Vesuvs unternimmt. Aus dem Krater desselben wirbelte jetzt eine mächtige graue Wolke empor, bald in's Gelbe, bald in's Schwarze, bald in Silber spielend, wie Riesenschlangen, die sich ineinander winden; rothe Streifen schossen zwischen durch; oben ging die Masse in die Breite und zerfloß dann im Winde als Wolkenschicht. Wir hatten, mit Ausnahme eines uns begleitenden Malers, noch keine Eruption in der Nähe gesehen. Dieser erklärte uns die Erscheinung in folgender Weise. „Wenn die Nacht kommt," sagte er, „färbt sich dies Grau glühend roth. Der graublaue Streifen, der sich dampfend den Berg hinabschlängelt, ist Lava; er wird sich in der Dunkelheit als goldenen Bach präsentiren."

Man rechnet von Neapel nach Resina vier Miglien oder zwei Stunden. Von diesem Punkt aus gebraucht man noch etwa zwei Stunden, und miethet hier gewöhnlich Pferde oder Esel, um bis zum Aschenkegel den Berg hinaufzureiten, obgleich es nicht gerade nothwendig ist, da man neuerdings eine sehr bequeme, an Weinbergen, schroffen Abgründen und über schauerliche Lavafelder sich windende Straße bis zum Eremiten ange-

legt hat. Miethet man gleich in Neapel bis auf den Vesuv ein mit kräftigen Pferden bespanntes Fuhrwerk (denn die Räder sinken in der nachgebenden Asche immer tief ein) und zwar von früh ab für den ganzen Tag (la giornata), worunter man in Italien einen guten Theil der Nacht mit versteht, so kommt man viel billiger weg, als wenn man erst einen Wagen nach Resina, von da Esel und Treiber, und zur Rückkehr nach Neapel nochmals einen Wagen bezahlen muß. — Als wir in Resina unseren Wagen verließen, umdrängte uns sogleich ein Schwarm zerlumpter Kerle mit Eseln, Maulthieren und Pferden. „Herr, einen Esel! Seht diesen wunderschönen Esel! Excellenz, hier, schaut dieses wackere Maulthier! Herr Forestiere (Fremder), hier ist euer Pferd! Bei der Madonna, ein prächtiges Pferd! ein herrlicher Esel!" So schrien sie Alle durch einander und schoben ihre Thiere zwischen uns durch oder sprengten voraus, die Esel über dem Schwanze kitzelnd. Wir jedoch ließen uns mit Keinem ein, sondern traten durch einen geschlossenen Hof in ein freundliches Häuschen. Hier wohnte Don Antonio, ein unserem Maler bekannter Cicerone, den er auf die Nacht als Führer miethete mit dem Auftrag, für gute Esel, Mundvorrath und eine Fackel zu sorgen, so daß die Gesellschaft nur mit ihm abzurechnen hätte. Bald saßen wir auf, wohlausgestattet mit einigen Flaschen Rothwein, Brot, Würsten, süßen Orangen (Apfelsinen) und köstlichen Trauben. Ein paar einsam stehende hohe Palmen, deren Blätter im milden Lufthauch leise schwankten, nickten über die flachen Dächer der letzten Häuser herüber. Gleich hinter dem Orte steigt der Weg bergan. Zu beiden Seiten wird die fruchtbare Lava-Asche von endlosen Weingärten bedeckt. Diese steigen bis in die Nähe der Bergzunge, auf deren äußerstem Rande die Eremitage liegt, an den Abhängen hinauf, und in diesem Bezirke wächst, gekocht von der Gluth der Sonne und des unterirdischen Heerdes, jener milde feurige Wein, Christus-Thränen (Lacrimae Christi) genannt, der sehr dem Champagner ähnelt, dabei aber aromatischer und fünfmal billiger ist. Zerstreut in und zwischen den Gärten liegen weiße, von Winzern und Seidenwebern bewohnte Häuser, und aus dem sie umgebenden Grün des Graswuchses erhob sich häufig das mehr in's Graue fallende

Geäst der indianischen Feige mit ihren schüsselgroßen fetten Blättern und dem schenkelstarken vielgekrümmten Stamme oder die dunkel glänzende Aloe mit ihren gelblichweiß eingefaßten Schwertblättern. Hübsche schwarzäugige Winzerinnen begegneten uns und erwiederten unsre Grüße mit holdseligem Lächeln; ihre Gestalten waren edel, voll und schlank. Der Kegel des Vesuvs blieb uns jetzt noch hinter den Weinbergen verborgen; aber wir hörten, wie es im Schooße des Berges gleich fernem Donner rollte und wie die ausgeschleuderten Steine niederprasselten. Allmählig verlor sich mehr und mehr das bebaute Land, und bald ritten wir über weite schauerliche Lavagefilde, furchtbar zerrissen, von finsteren Schlackenhöhlen durchwühlt und mit scharfkantigen Blöcken chaotisch übersäet. Nichts macht einen niederschlagenderen Eindruck auf den Menschen, als solch ein Feld des ewigen Todes. Klaffende Schlünde, gähnende Tiefen, zahnartig mit Zacken besetzte Rachen starren uns wie eben so viele Gräber an. Dazwischen ziehen sich dunkle brandrothe Bänder, gleich trägen Strömen zerrinnenden Blutes. Fahlgelbes Gestein grinst aus Asche und Geklipp mit kalten Metallaugen. Hier muldenförmige Thalsenkungen überpanzert mit blasiger Kruste, dort schroffe Wände mit grauem Schlamm überzogen, der im Sturze sich versteinerte. Hinter der öden Wüste folgt dann wieder Leben und Fruchtbarkeit. Nach anderthalbstündigem Ritt erreichten wir den Hügel San Salvatore, der, westlich vorspringend, gegen die Lavaströme gesichert ist und lachende Traubengeländer blicken läßt mit einer schönen Gruppe Kastanienbäume und dem halbversteckten weißen Häuschen des Eremiten.

Wir stiegen ab und traten an den Rand des Hügels, um die Aussicht zu genießen, die den schönsten auf Erden an die Seite zu stellen ist. Rundum in stundenweiter Ausdehnung der Todtenacker schwarzer Lava, verschwindend im Grün der umarmenden Weingärten. Weiter abwärts leuchtende Winzerhäuser, umgeben von Cactussträuchern und Feigenbäumen. Dann der golfumspannende schimmernde Kranz belebter Städte. Rechts Neapels menschenwimmelnder Strand und das doppelgetheilte Häusermeer, und vor dem malerischen Hintergrunde der hohen Abruzzen sich abschließend die fruchtbare Campagna Felice mit

Capua, Caserta und Madaloni. Links die prangende Bergreihe von Sorrent und im Schatten ihrer Orangenwälder Vico Equense, Meta, Sorrent, Massa. Zuletzt das Himmel und Erde verbindende unermeßliche Meer mit den Zauberinseln Capri, Ischia, Procida, Nisita. Ueber Alles dies beim Sonnenuntergang die wundervollsten Farbenschattirungen spielend vom tiefsten gesättigten Violettblau der Tiefen bis zum Purpurviolett der Höhen und vom funkelnden Dunkelgoldblau des Meeres bis zur hellsten Rosengluth der Caps und der Inseln, und hoch oben ausgebreitet der klare, von Goldduft durchzitterte Himmel. Eben jetzt tauchte die Sonne mit reinster Strahlenglorie ins Meer. Schweigend standen wir da, in andächtig feierndes Anschauen des erhabenen Schauspiels versunken bis Dunkelheit über das Land fiel und nur das Meer noch schimmerte, so daß die Inseln wie in Silber schwammen. Ich konnte den Blick nicht abwenden: so weit war mir die Brust in Gottes schöner Welt noch nie geworden!

Antonio rief uns ab. Wir zogen noch eine Strecke auf dem Hügelrücken weiter und kamen dann zum Rande des Kegels, atrio de cavallo (Pferdehalle) genannt. Wer bis dahin auf einem Pferd oder Esel geritten, muß sein Thier dort unter Aufsicht eines Polizeimannes zurücklassen und den steilen mit Lava-Asche überschütteten Weg mit dem Stock in der Hand zu Fuß machen oder Vorspann nehmen. Letzteres geschieht, indem Einem ein Gurt um den Leib gebunden wird mit zwei Stricken, woran zwei Männer ziehen, so daß der Bevorspannte blos die Füße zu heben braucht, um bequem fortgeschleppt zu werden, was sich höchst drollig ausnimmt. Schwächere Personen lassen sich auch wohl auf einem Tragsessel fortbringen. Wir unsern Theils erreichten rüstig schreitend ohne sonderliche Anstrengung den Gipfel. Antonio erzählte, eine junge Engländerin habe Tags zuvor den Weg in einer Viertelstunde gemacht. Während wir noch davon sprachen, holten wir zwei starkleibige Franzosen ein, die schweißtriefend auf allen Vieren langsam vorwärts keuchten, und wiederum kam lachend und schreiend ein Trupp Italiener herbei und flog an uns in großen Sprüngen, wie mit Siebenmeilenstiefeln, vorüber. — Mittlerweile war es Nacht geworden. Das Gepraſſel

der Steine dröhnte immer lauter, etwa wie ein niederdonnernder Wasserſturz; das ſtrahlendſchießende Feuer des Berges und die Gluth des Himmels wurde immer furchtbarer; leichte Blitze zuckten durch die Luft: aber noch verſperrten uns Lavafelſen die volle Ausſicht. „Ihr ſeid mit Schweiß bedeckt," ſagte Antonio, „ruhen wir hier hinter dem Winde und ſammeln wir neue Kräfte." Wir ſetzten uns alſo in einer Höhle, die von erſtarrter Lavawoge gebildet war, nieder und ließen die Flaſche kreiſen. Dann ging's weiter.

Der Kegel des Veſuvs iſt oben zu einer mehrere tauſend Schritt im Durchmeſſer haltenden Ebene abgeplattet. Auf dem Nord- und Südrand derſelben erheben ſich zwei hufeiſenförmig geſtreckte Hügel von einigen hundert Fuß. Zwiſchen ihnen ſteigen und fallen nun die Krater, welche gleich rieſigen Maulwurfshaufen von innen heraus in die Höhe geſchüttelt werden, und, wenn ſie ſich durch Eruptionen ausgeleert und ausgehöhlt, wieder zuſammenſtürzen. Der damals thätige Krater hatte ungefähr die Höhe der beiden Seitenhügel. Aus ſeinem Haupte wirbelte eine bald braune, bald tiefſchwarze Aſchenſäule qualmend in die Luft. Dazwiſchen ſchoß in Pauſen ein gelbrother gigantiſcher Feuerbaum, in ſeinen Zweigen voll glühender Steine, die mit grauenvollem Getöſe theils wieder in den Schlund zurückſtürzten, theils rings umher von der bogenförmigen Abdachung hinabrollten. Rechts von dem Hauptkrater erhob ſich eine Gruppe von etwa zehn kleinen Nebenkratern, die kochend und puſtend Gas und Lava ausſpieen und ihre rundgewölbten weichen Decken hoben und ſenkten, ohne ſie ſprengen zu können. Zu unſeren Füßen wand ſich, durch tiefe Ritzen zu ſchauen, gleich feuerfarbenem Salamander, ein Lavaſtrom und ſchoß ſeitwärts, in mehrere Arme ſich theilend, den Berg hinab. — Antonio trat heran: „Laßt uns nun links auf jenen Hügel ſteigen, um dem Krater in den Rachen zu ſehen." Wir folgten ihm, erklommen den nördlichen, ganz aus todter Aſche beſtehenden Hügel, und lagerten uns auf dem höchſten Punkte des bebenden Bodens. Unbeſchreiblich ſchön war das Prachtfeuerwerk der beſtändig in Farbe und Geſtalt wechſelnden Rauchſäule untermiſcht mit zuckenden Blitzen. Bald ganz oben, bald mehr ſeit-

wärts brachen Flammen hervor. Schon fielen einzelne Steine auf den Fuß unsers Hügels. — Da der Steinhagel zunahm, stiegen wir wieder zur Hochebene hinab. Dort gab es die verschiedensten Gruppen von Fremden mit ihren Führern, Eseltreibern und Proviantträgern. Man hörte Ausrufungen der Verwunderung in allen Sprachen; auch Geschrei des Schreckens ließ sich vernehmen, wenn bisweilen ein Stein näher als gewöhnlich fiel.

Wir wandten uns jetzt nach den zehn kleineren Kratern. In den ersten derselben, der kein Gas mehr ausstieß, konnten wir hinabsehen. Er nahm sich fast wie ein rund ausgemauerter Kalkofen aus, in welchem die Lava wie flüssiges Metall stand. Die anderen Krater begannen, als wir uns ihnen näherten, den Athem mit Schwefeldampf zu versetzen, und da wir keine Schwämme vor den Mund zu nehmen hatten, so mußten wir alsbald zurückgehen. Ehe wir aber entwichen waren, schleuderte uns einer der infernalischen Trichter mehrere Lappen weicher Lava tückisch nach, von denen einer unserm Maler auf den Hut fiel. Daselbst sprudelte er auseinander, und ein haselnußgroßes Stückchen blieb in den Haaren des Nackens hängen und drang zischend in das Fleisch, wurde jedoch schnell von Antonio mit der Mütze weggeschlagen. Raschen Schrittes flohen wir davon. Da donnerte auch der große Krater gewaltiger. Die ausgeworfenen Steine beschrieben tausend leuchtende Bogen und regneten wie Gluthtropfen einer ungeheuren Feuer-Fontaine auf allen Seiten nieder. Eine Leuchtkugel, groß wie ein Menschenkopf, fuhr über unsere Häupter weg. Zugleich fiel ein kleiner glühender Ball vor unseren Füßen. Im Nu war er schon blau und fest, so daß wir ihn zwischen zwei kalten Stücken als Andenken mit uns nehmen konnten.

Nachdem wir aus dem Bereich der gefährlichen vulkanischen Essen waren, mäßigten wir unsere Schritte und schwenkten uns seitabwärts nach einem Lavastrom, dessen Bett sich von fern als blutrother Saum abzeichnete. Antonio stieß seine Fackel ein paar Fuß weit in die Lavaritze unter uns hinab und zog sie augenblicklich brennend hervor; dann rief er: „Folgt mir jetzt Schritt vor Schritt auf dem dunkelen Wege, damit wir nicht

in neue Gefahr kommen. Wir dürfen nur mit dem Winde gehen, um die erstickenden Dünste der Lavafluth zu vermeiden."

Viele Fremde schlugen mit uns denselben Weg ein oder waren schon vorangegangen. Allenthalben sah man Fackeln an der Spitze von magisch beleuchteten Gruppen. In einiger Entfernung von uns bemerkten wir in weißen flatternden Gewändern zwei Damen, die hoch auf einer Lavaklippe in der dunkelen Wüste standen. Ein Führer hielt einen ältlichen Herrn an der Hand. Auf einmal löschte der Nachtwind ihre Fackel; die ganze Gruppe sank in Finsterniß, und ein durchdringender Schrei der Mädchen scholl zu uns herüber, da sie dort kein Mittel hatten, die Fackel wieder anzuzünden. Wir eilten ihnen zu Hülfe und gaben ihnen Feuer. Die beiden Mädchen waren sammt ihrem Vater aus Neapel: holdselige Gestalten, die uns noch nach der Trennung aus der Ferne mit süßer Stimme und anmuthigen Handbewegungen: Mille grazie! Addio! (Tausend Dank! Leben Sie wohl!) zuriefen. — Als wir an einen der Lavaströme kamen, fanden wir einen Engländer mit zwei schönen Knaben und einem alten weißbärtigen Führer. Die erschöpften Kleinen lagen in tiefem Schlaf. Die Lava, welche hier nur mehrere Fuß breit war und sich langsam, wie fließender Brei, fortbewegte, streifte rechts und links an alte Lavafelder und schleppte verhärtete Stücke davon mit sich, wodurch ein Stoßen und Klingen, wie von über einander geschobenen Ziegeln hervorgebracht wurde. Einer der Unsrigen warf Zink hinein, der in grünlicher Farbe aufzischte und weit den Berg hinab einen blendenden Schein gab. Nach dem Brauche der Vesuvbesteiger drückten wir jetzt in den vom Führer wie Glas am Stock herausgesponnenen Lavateig Münzen, die wir als Andenken und Wahrzeichen mit uns nahmen. Unterdeß röstete der weißbärtige Cicerone dem Engländer und seinen wieder aufgewachten Knaben Eier in der Lava, und da es an Salz gebrach, holte er vesuvianisches Salz, welches in den weiten oft zimmerhohen Drusenräumen und Höhlen der erstarrten Lavawellen tropfsteinartig niederhängt. — Der fließenden Lava aufwärts folgend, kamen wir an den Punkt, wo sich der Hauptstrom in den unsrigen und in einen anderen viel breiteren theilte. Der Anblick war prächtig. Die Lava

verbreitete hier eine viel größere Hitze und floß viel schneller; an einigen Stellen verschwand sie unter schwarzen Klippen und drang dann wieder sprudelnd hervor, losgerissene Stücke mit sich führend. Da wir günstigen Wind behielten, so konnten wir bis zur Quelle des Hauptstromes vordringen. Hier erhob sich ein geborstener Lavafels, durch den man, wie in einen tiefen Brunnen, hinabsah. Ueber der Oeffnung zitterte die erhitzte Luft, unten kochte wirbelnd die Lava. Durch unterirdische Kanäle floß sie von da fort und brach plötzlich wie aus einer Brunnenröhre, frischquellend hervor. In einen solchen tiefen Lavabrunnen hat sich einst ein lebensmüder Franzose hinabgestürzt.

Unsere Uhren zeigten Mitternacht, und die niederbrennende Fackel mahnte zur Heimkehr; doch vorher stärkten wir uns dazu durch Labetrunk und Imbiß. Als wir an dem Hauptkrater vorüberpassirten, ging dahinter, scheinbar aber in demselben, der Mond auf und goß höher steigend sein bleiches Licht über uns aus, welches wunderbar mild neben der tobenden Gluth am blauen Nachthimmel zitterte. Unser Führer aber erzählte eine Begebenheit, die wohl geeignet ist, das gefahrvolle Leben der Vesuv-Anwohner vor Augen zu stellen.

Vor etwa hundert Jahren stand ziemlich nahe dem Gipfel des Vulkans auf einem Hügelabhang ein Häuschen, das Obstbäume umschatteten und dessen Mauern mit Weinranken bekleidet waren. Ein armer Winzer wohnte darin sammt Weib und Kind. Der Berg war lange Zeit ruhig gewesen; aber auf einmal wurde Alles durch die Vorzeichen des heftigsten Ausbruches in Angst und Schrecken versetzt. Mehrere Tage lang erbebte die Erde; Aschengewölk und schwarzfluthender, von Blitzen geschwängerter Rauch verdunkelte die Sonne. Da kam die Nacht des 25. Octobers 1751. Der Winzer stand nebst seiner Kinderschaar an dem Bette der grade krank darnieder liegenden Mutter, als eine furchtbare Explosion die Lüfte zerriß und ein Hagel brennender Steine nach dem Häuschen hin geschleudert wurde. Die wachsende Gefahr drängte zur schleunigsten Flucht. Der Mann wickelt schnell die bleiche Gattin in ihre Kleider ein und ladet sie auf seine Schultern. Bei aller ihrer Schwäche will sie gleichwohl ihren Heerd nicht verlassen, ohne ein großes

hölzernes Crucifix, das bei ihrem Kopfkissen hing, mit sich zu nehmen. Sie schließt es in ihre Arme, gefolgt von den Kindern, welche einige geringfügige Habseligkeiten tragen. Als sie die Tiefe des Thales erreicht haben, bemerkt der Mann, daß seine Frau die Besinnung verliert. Er legt sie auf den Rasen nieder, pflanzt daneben das Kreuz in die Erde und befiehlt den jammernden Kindern, sich vor dem Bilde des Heilandes niederzuwerfen. Er selbst eilt nach einer benachbarten Quelle, um mittelst des Wassers die Ohnmächtige in's Bewußtsein zurückzurufen. Voll Verzweiflung muß er wahrnehmen, daß die unterirdische Gluth die Quelle ausgetrocknet hat. Er beflügelt seine Schritte, um aus einem entfernteren Bache zu schöpfen. Auf dem Wege dahin, kracht der Berg noch furchtbarer als vorher; eine starke Erderschütterung macht, daß er wie ein Trunkener dahin taumelt; überall spaltet sich der Boden, und genöthigt, hundert Umwege einzuschlagen, hat er bald den rechten Weg verloren, so daß er lange auf gut Glück zwischen Bäumen und Sträuchen umherirrte, beständig getäuscht durch das tausendfach in den verschiedensten Richtungen wiederhallende Brüllen des Vulkans, so wie durch die bald hier, bald dort im Gesichtskreis aufglühenden Lichter. Endlich bricht der Tag an und erhellt mit noch ungewiß zitterndem Dämmerungsschein die von Rauch und Aschengewölk erfüllte Atmosphäre. Doch unterscheidet der Verirrte bereits die Gestalt der ihm wohlbekannten Felsen, und findet so den Weg nach dem Thale, wo er die Seinen zurückließ. Schon von weitem glaubt er eines seiner Kinder schreien zu hören. Er antwortet mit lauter Stimme. Der Knabe kommt herbeigelaufen, stürzt sich in seine Arme und ruft: „Wunder, Wunder!“ Dann sucht er mehr durch Geberden, als durch seine unarticulirten Töne, Kunde zu geben von dem stattgefundenen außerordentlichen Ereignisse. Auf die Frage nach dem Befinden der Mutter versetzt er: „Sie lebt! Sie ist mit uns gerettet worden durch Gottes schirmende Engel!“ — Der Vater tritt nun in das Thal ein. Seine auf der Anhöhe gelegene Wohnung ist verschwunden, und Alles hat dort ein anderes Ansehen bekommen. Dagegen erblickt er im Hintergrunde des Thales, wo vorher nur Rasengrün gewesen, ein Häuschen, das so eben von dem ersten das

Gewölk durchbrechenden Sonnenstrahl erleuchtet wird. Erstaunt erkennt er die eigene Wohnung, unversehrt und sogar noch umgeben von den schattenden Bäumen. Dankend faltet er die Hände zum Gebet und umarmt freudig alle seine Theuren, auch die Gattin, welche zu neuer Gesundheit erwacht ist und ihm die näheren Umstände des Hergangs berichtet. Mit Ohnmachtsschauern kämpfend, lag sie ausgestreckt am Fuße des in die Erde gepflanzten Crucifixes, und das Angstgeschrei ihrer Kinder vermochte nicht, sie aus ihrem Starrkrampf zu wecken. Das furchtbare Donnergekrach des Berges aber bringt die entsetzten Kinder zum Schweigen, während die Mutter dadurch mächtig erschüttert wird und allmählig wieder zur Besinnung zurückkehrt. Sie schlägt die Augen auf und sieht sich von neuer Gefahr bedroht. Ein Strom glühender Lava fällt in bluthrother Cascade nach dem Thale hinab und nähert sich der einzigen Stelle, die der Mutter sammt ihrem jammernden Häuflein noch übrig geblieben ist. An Fliehen dürfen sie bei dem Schwanken des Bodens und bei dem sie umringenden Chaos von Feuer, Asche, Qualm und Trümmern nicht denken, und in dumpfer Verzweiflung harren sie einem unvermeidlichen qualvollen Tode entgegen, bis endlich der Morgen die Scene in's Licht setzt. Das Thal schien nicht mehr dasselbe zu sein. Alles war drunter und drüber geworfen; aber trotz der Umwandlung erkannten sie das eigene wohlerhaltene Häuschen wieder. Dies hatte sich nämlich von dem steilen Hügelabhange losgerissen und war mit der ganzen Erdschicht, auf welcher es ruhte, in die Tiefe des Thales hinunter geglitten. Die Lavagluthen waren unweit des Kreuzes erloschen. — Auf die Gesundheit des Weibes that der Gedanke an den so augenscheinlich bewiesenen Schutz des Himmels die heilsamste Wirkung, und die ganze Familie zog nun wieder voll befestigten Gottesvertrauens in die alte Wohnung ein. Die Nachricht von dem wundervollen Ereigniß verbreitete sich schnell in der ganzen Umgegend, und man erbaute an der Stelle, wo die kranke Winzerin ohnmächtig niedergesunken, eine Kapelle, in welcher das Crucifix aufgestellt wurde. Seitdem wird häufig dahin gewallfahrtet, zumal in Zeiten der Gefahr, wo der Vulkan die Nachbarschaft mit Verwüstung bedroht: denn der Boden, auf dem

der Landschaft sein. Es belebt und klärt immer vor jedem Unwetter wieder.

---

Warum ist der Ort des Irrthums so nah? Warum trifft der Pfeil des Spötters, auch auf seinen unfehlbarsten Geber, so leicht und sicherlich? — Genug geben Sinn, Licht und Luft, wie sie den Kindern gemalen, auch dem Greise die alte Farbe, und natürlich, nicht von ungefähr entfernt gerade so suchen die Kinder einen Reichthum der schönsten Bücher und Blumen, wie er sonst nirgends in der Welt zu finden ist. Der Himmel Südamerikens ist von durchsichtigerem Azur, und die Luft so rein, daß mehrentheils entfernte Berge und Dörfer ganz nahe erscheinen. Tags sieht man Sterne, und der Mond hebt sich das Gebirg und jeder dunkle Gegenstand unglaublich schärfer in der Landschaft ab. Denn klarer Schein der schönen Abendröthe werfen die Körper kurze Schatten, und die Sterne, zahlreicher und prächtiger als bei uns, strahlen hell genug, um leben zu können. Die Farbenglut, welche sich bei Sonnenuntergang verbreitet, übertrifft jede Erscheinung des Nordländers. Da schwimmt oft plötzlich Alles in einem Rosen-Rothmeer, von dem sich der Blick geblendet abkehrt. Hügel und Flur, ja die Gesichter dämmen, und wenn, wie es zuweilen geschieht, gerade ein feiner Regen fällt, so scheint Purpur niederzuträufeln. Von dem violetten Thon der Berge, wenn die Sonne noch über dem Horizont steht, haben wir schon öfter gesprochen.

Durch die Klarheit des Himmels gewinnt auch der Spiegel desselben, das Meer. Schaut man am Gestade sich so weit vom Ufer entfernt hat, daß der Grund nicht mehr durchscheint, ist die See, besonders im Schatten eines Fahrzeugs vom reinsten Indigoblau. Doch wechseln die Farben beständig in den mannigfaltigsten Abstufungen. Ueberblickt man vom hohen Ufer die ruhige Wasserfläche, so bemerkt man, wie auf einer Karte, die in gewundenen Linien erscheinende Zeichnung von Strömungen und Flüssen, oder man sieht verschiedenartige Felder, etwa ein hellgrünes in einem größeren blauen, ein mattes in einem stahlblauen. Bei frischem Winde schwanken und blitzen die Lichter

auf den Häuptern der Wellen, wie Geister, die auf und nieder tauchen. Vor dem Augenblick des Sonnenunterganges spielen sie in allen Farben des Regenbogens. Schlagen die stärker bewegten Wogen dann an's Ufer und verbreiten sich flach über den Sand, so werden sie zu flammendem Purpur, verwandeln sich aber zurückfließend wieder in weißen Schaum. Nachts, besonders im Sommer und nach Gewittern, sprühen um des Fischers Ruder Funken, und die Spur seiner Barke ist Feuer. Wirft man einen Hund in's Meer, so schwimmt er leuchtend zurück und schüttelt glühende Augen ab. Barken, welche an dunkelen Abenden, mit zwei Reihen Ruderer bemannt, in tactgemäßen Schlägen über den Meeresspiegel fortschweben, gleichen dann kolossalen Hummern mit feurigen Füßen.

Wenn die italienischen Landschaften schon durch größeren Farbenreichthum, wo neben dem Grün auch das Blau, Braun, Goldbraun und Roth in sanften Tinten spielt, reizender sind als die nordischen, so kommt dazu der edlere Schwung aller Linien in den Höhenumrissen und der ausdrucksvollere Charakter der Gebirgsbildungen mit Menschenwohnungen und Ruinen auf ihren Vorsprüngen, mit der mannigfaltigsten Vegetation, welche die Schluchten und Wände überkleidet. Da ist zuvörderst die Dattelpalme, hier einzeln und nur bis zu einer Höhe von dreißig bis vierzig Fuß wachsend, während sie in ihrer Heimath noch einmal so hoch wird. Kein anderer Baum verleiht der Landschaft einen so malerischen Schmuck und ein so südliches Aussehen. Wie ein riesiges Farrenkraut treibt sie von unten an, aus ihrem Stamm, die langen schmalen gefiederten Blätter; doch bricht man diese bis zu einer gewissen Höhe ab, damit die aus gelblicher Blüthe sich entwickelnde braunrothe Frucht besser gedeihe. Viel kleiner ist die in allen Gärten stehende Fächerpalme mit fächerartig ausgebreiteten Blättern. Sie treibt alle zwei Jahre eine hohe, weiße, stark duftende Blüthe; die Beeren sind purpurroth. Die Citronen- und Orangenbäume überwintern südwärts von dem Breitengrad Venedigs unter freiem Himmel; der Duft ihrer weißen Blüthen wird meilenweit über den Golf von Sorrent hieher getragen. Der Kastanienbaum, häufig in ganzen Wäldern, scheint besonders den vulkanischen

Boden zu lieben. Die Frucht, viel größer als die der deutschen Kastanien, wird in den Straßen aller Städte und Dörfer in blechernen Trommeln geröstet; sie duftet weit umher und giebt ein sehr schmackhaftes Essen. Feigen erzeugt Campanien in unendlicher Menge und von großer Güte. Dieser überall angepflanzte Baum wird nur etwa funfzehn Fuß hoch, da seine schlangenförmigen Aeste mehr in die Breite gehen. Die Blätter sind groß und lappig; die birnförmig emporstehenden Früchte wachsen fast stiellos an den Zweigen. Es giebt grüne, schwarze, Früh- und Spätfeigen. — Immer grünend sind: die Pinie, die Cypresse, die Myrte, der Oleander, die Immergrün-Eiche, der Mastix-, Oel- und Johannisbrotbaum. Die Pinie ist die italienische Fichte, welche durch das Abbrechen der unteren Aeste oft die Form eines Sonnenschirmes erhält. Der Pinienapfel, von der Stärke einer guten Faust, besteht aus einer Menge sehr harter Kerne, deren mandelartiges Mark zu den Lieblingsspeisen des gemeinen Neapolitaners gehört. Man sieht sie in allen Straßen rösten. Der Johannisbrotbaum oder die Carube ähnelt aus der Ferne einer Eiche. Ihre braunrothe, zollbreite, spannenlange Schote mit einem mehligen Mark von süßlichem Geschmack, einst Johannis des Täufers Kost in der Wüste, dient hier meist nur dem Vieh, besonders den Eseln zum Futter. Die Cypresse ziert häufig in Gruppen oder Alleen die Klostergärten und Friedhöfe, zu denen ihr düsterer Ernst sehr wohl paßt. Der Oelbaum erinnert durch Gestalt, Größe und mattes blaugrünes, auf der Rückseite silberglänzendes Blatt an die Rheinweide oder Pappelweide. Fleisch und Kern der kirschengroßen Steinfrucht enthalten das Oel, welches häufig in Bocksfellen aufbewahrt wird und hier zu Lande Butter und Schmalz vertritt, wie man denn auf allen Straßen Fische und Küchelchen in Oel brät. Auch aus den Früchten des ziemlich hohen Mastixbaumes bereitet man Oel; das gelbliche Holz riecht angenehm, und aus der eingeschnittenen Rinde des Stammes fließt jener Saft, der zum Lack und Räucherpulver dient. Die Immergrün-Eiche bildet Wälder und in großen Gärten Gruppen. Sie erreicht lange nicht die Stärke unserer Steineiche; ihre kleine eßbare Eichel ist eiförmig. Mehr im Süden giebt es auch Korkeichen, höchstens

zwei Fuß dick. Die bekannte schwammige Rinde wird alle acht bis neun Jahr bis auf die Basthaut abgeschält. Die Myrte und der Lorbeerbaum wachsen hier schon häufig wild, und nichts erfreut das Auge des Reisenden mehr als die reichgefüllten rothen Blüthen der Oleandergebüsche. — Ein Schmuck der Villen ist auch der Erdbeerbaum, dessen hochrothe Frucht der Erdbeere gleicht. Man hüte sich jedoch, viel davon zu genießen. Das deutsche Obst, als Kirschen, Pflaumen, Aepfel, Birnen, Aprikosen und Pfirsiche, gedeihen hier in bei weitem größerer Fülle, ohne jedoch schmackhafter zu werden. Einige dieser Fruchtarten zieht man bei uns feiner. Es hält hier überhaupt schwer, vollkommen reifes Obst zu erhalten, da man das Säuerliche liebt und die Bäume stets zu früh ihrer Last entbürdet. Die Mandeln ißt man am liebsten völlig grün. Haselnüsse werden überall geschält und geröstet zum Verkauf ausgeboten. In allen Gärten findet sich auch der höchst zierliche Pfefferbaum mit kleinen schmalen weidenartigen Blättern. Seine, vom gemeinen Mann genossene Frucht, der sogenannte spanische Pfeffer, besteht aus Büscheln erbsengroßer glänzendrother Beeren mit schwarzen fleischlosen Körnern. An Mauern und Felsen trifft man die nur wenige Fuß hohe Kapernstaude, deren Blumenknospen bekanntlich eingemacht als Zuthat zu Speisen dienen. In Menge wächst wild das Süßholz, eine mannshohe strauchartige Pflanze, deren lange, kriechende Wurzel den Saft zum Lackritz (Liquiritia) liefert. Aus der Blüthe des Hollunders (Sambuco) bereitet man einen liqueurartigen Saft, welchen man dem Wasser beimischt. Die Baumwollenstaude gedeiht in der Umgegend Neapels und erreicht kaum eine Höhe von drei Fuß. Sie braucht zwei Jahr, um zu wachsen und zur Reife zu kommen; dann trägt sie nußgroße Kapseln, aus denen die reine Wolle glänzend weiß hervorquillt. Noch erwähne ich die Tamarindenbüsche mit wohlriechenden weißen, in langen Trauben herabhängenden Blüthen und den Judasbaum, welcher purpurroth blühend Felsen und Bergwände schmückt. Endlich dürfen auch die Aloen und Cactus nicht vergessen werden. Letztere bilden sechs bis acht Fuß hohe Gebüsche. Kinder klettern trotz der Stacheln hinauf und pflücken die süßen saftigen Früchte, die unter dem Namen

der indianischen Feigen bekannt sind und den Maulbeeren ähneln. Auf Ischia sieht man Cactusstämme von anderthalb Fuß Durchmesser mit ellenlangen Blättern. Die Aloe treibt im Laufe der Zeit einen armdicken, dreißig Fuß hohen Schaft. Die stachelichten Blätter sind unten oft mehrere Zoll dick, über einen halben Fuß breit und sechs bis sieben Fuß lang. Aus dem durch Fäulniß gewonnenen Baste derselben spinnt und webt man eine Art Kopftuch oder Schleier.

Nun ein Blick auf die Thierwelt. Schön, groß und stark ist der Ochs. Er hat eine weiße fleckenlose Haut und ungeheure, mehrere Fuß weit abstehende, wenig gekrümmte Hörner, an denen er geleitet wird. Man sieht ihn oft komisch mit Eselchen, Maulthieren und Pferden zusammengejocht. In pferdearmen Gebirgsgegenden dient er den Kutschen zum Vorspann. Die Kühe werden hier, um das Verdünnen der Milch zu verhüten, von Haus zu Haus geführt und vor den Augen der Hausfrau oder des Dienstmädchens gemolken. Man sieht daher in den Straßen Neapels früh morgens eine Menge solcher Thiere mit nachlaufenden Kälbern und hört überall die Glocken klingen. Eben so werden auch die Ziegen durch die Gassen getrieben und vor den Thüren gemolken. Manchmal ruft Jemand aus dem vierten Stock um Milch, und der Hirte schickt dann einen seiner Jungen mit einer Ziege die Treppe hinauf. Aus dem Sprichwort: „Sie sind Brot und Käse" (sono pane e cacio), d. i. Ein Herz und eine Seele, läßt sich schon schließen, daß der Italiener dem Käse befreundet ist. Man bereitet ihn aus Ziegen-, Schaf-, Kuh- und Büffelmilch. Der Büffel, jenes wilde, gewaltige Thier, welches eine Schwere von zehn Centnern erreicht, ist schwarzbraun, an einzelnen Stellen mit langen Borsten versehen, sonst aber ganz kahl; seine schwarzen scharfrandigen Hörner sind wie beim Widder gekrümmt. Er schweift heerdenweis umher, in Sumpf oder Haide sich lagernd. Oft geht er so tief in's Wasser, daß nur das schwarze Maul hervorragt. Dann kommt er schlammbedeckt hervor und stiert den Wanderer mit bösem Auge an. Nur die Hirten, welche die Büffelkühe melken und von ihnen gekannt sind, wagen sich in die Heerde; jeder Andere liefe Gefahr, von ihnen zerstampft zu werden. Oft

wird der Büffel wie ein Wild von Reitern, die ihm einen Strick umzuwerfen suchen, gejagt; oft wird er gezähmt und eingejocht, indem man ihn mittelst eines durch die Nase gezogenen Ringes leitet. Die starke Haut liefert vortreffliches Leder. Das Fleisch wird nur von armen Leuten gegessen; die weißen weichen Büffelkäse (Muzzarelli) sind dagegen bei Vornehm und Gering sehr beliebt; man mischt sie zu Backwerk, Braten und anderen Speisen. Sehr erpicht ist der Neapolitaner wegen des Fettes auf das Fleisch des Rüsselviehes. Dies gleicht an Gestalt und Größe dem unsrigen, ist aber dunkelbläulich, fast unbehaart, und von Natur mehr rund und feist, so daß der Bauch oft bis zur Erde hängt. In dieser Gegend laufen solche grunzende Thiere in den Dörfern und Nebengassen der Städte überall frei wie Hunde umher, indem sie sich von den Schalen der Melonen, Orangen und anderem Abfall nähren. Hunde hält man wenig, eben so Gänse und Enten, aber desto mehr Hühner und Truthühner. Auf Rebhühner wird häufig Jagd gemacht, und die schaarenweis nach Africa reisenden Zugvögel werden an gewissen Küstenpunkten und auf den Inseln, wo sie ausruhen, in Netzen zu Tausenden gefangen. Im Uebrigen giebt es hier, außer einigen Hasen und Kaninchen, wenig Wild, da man zur Waidmannschaft nur eines leicht zu lösenden Waffenscheines bedarf, und die Zahl der Jäger demnach sehr groß ist. Fische liefert das Meer in Menge. Oft durchkreuzen die Fischer bei Nacht mit Kienbränden den Golf und tröpfeln Oel in's Wasser, wodurch es ruhiger, auch wohl durchsichtiger wird. Naht, von Feuerglanz gelockt, ein Fisch, so schleudern sie geschickt eine Art Harpune nach demselben aus, und im Nu zappelt der Getroffene in der Barke. Das Schwanken und Schweben der Lichter auf der stillen See, das Steigen und Sinken der Gestalten im Nachen, die bald erleuchtet, bald schwarz erscheinen, und ihr Schatten auf dem Wasserspiegel: dies alles giebt ein eigenthümliches Schauspiel. Man stellt im mittelländischen Meer hauptsächlich dem Thunfisch nach. Von den Süßwasserfischen sieht der Neapolitaner die Aale am liebsten. Zu ihrem Geschlecht gehören auch die bei den Alten so berühmten Muränen, noch heut zu Tage ein Leckerbissen. Man hält sie in Teichen mit Meerwasser und füttert sie mit Aas und Blut. Ein sehr schmack-

haftes, aber schweres Gericht liefert der Seekrebs oder Hummer, oft bis achtzehn Pfund schwer. Austern finden sich häufig und zu sehr billigem Preis. Weißblaue gallertartige Mollusken werden ebenfalls gegessen. Die Korallen der süditalienischen Küsten (mehr noch der afrikanischen) werden zu Hals- und Armbändern, Paternostern und Amuleten verarbeitet. An der neapolitanischen Küste, mehr noch im Busen von Tarent, findet sich die Steckmuschel, deren weicher Bart gesponnen und mit etwas zugesetzter Seide zu Handschuhen, Strümpfen und Tüchern benutzt wird. Wichtig ist die Seidenraupe. Kein europäisches Land erzeugt so viel Seide, als Italien. Die neapolitanische zeichnet sich durch Glanz und Festigkeit aus; man gewinnt sie besonders in Calabrien bei Reggio. Als Kinder-Spielwerk dienen häufig die spannenlangen, gelblichen oder schwärzlichen Landschildkröten. Unwillkommene Landbewohner sind unter andern die Scorpionen und Taranteln. Der Scorpion, ein krebsähnliches, ein bis zwei Zoll langes Thier, dessen Schwanz in einen Stachel endet, verursacht den Menschen einen schmerzhaften Stich, der bei starker Hitze auch sehr giftig werden kann; es sterben davon meistens nur kleine Thiere, als Hühner. Er hält sich an feuchten Orten, unter Steinen, Blumentöpfen, in Erdlöchern und Fensterritzen auf; zuweilen verirrt er sich in das Bett der Landleute, die ihn wenig fürchten, da er ungereizt nicht zu stechen pflegt. Die Jungen machen für ein paar Pfennige das Experiment mit den glühenden Kohlen, in deren Umgebung er so lange um sich sticht, bis er sich selbst tödtet. Taranteln sind zollange Spinnen, unten roth, oben mit dreieckigen schwarzen Flecken. Ihren Namen haben sie von der Stadt Tarent, weil das Thier in dortiger Gegend durch seinen Giftbiß bei den Schnittern eine Art Veitstanz erregen soll, wovon sie nur durch Musik geheilt werden. Es scheint aber, daß der Glaube an eine Vergiftung, verbunden mit der Furcht nach dem Stich, am meisten zur Hervorbringung dieser Erscheinungen beitrage. Der schwedische Arzt Kähler hat Gelegenheit gehabt, die Sache mit dem Tarantel tanz gründlich zu untersuchen. Wenn nämlich ein Mensch in düsterer Melancholie dahinbrütet, ein Drücken unter dem Herzen, so wie große Angst und Unruhe empfindet,

den Appetit verliert, oft bleichen Harn gehen läßt, wackelige Zähne, gelbliche Gesichtsfarbe, schwere Glieder bekommt, dabei mark- und kraftlos wird, und dies Uebel zwei bis drei Jahre dauert, indem es sich besonders im heißen Sommer verstärkt: so glaubt man, die Tarantel habe ihn gestochen, obwohl aller Nachweis dazu fehlt. Man läßt sodann Musikanten mit einer Geige oder Cither kommen, welche nun eine eigene Melodie spielen, wozu der Kranke anfangs mit hohlem Jammergeschrei den Tact angiebt, bis er in Fieberhitze und endlich in förmlichen Tanz geräth, welcher, je nach der Langwierigkeit und Schwere der Krankheit, oft zwei Stunden ohne Unterbrechung fortdauert. Wollten die Musikanten vor dem Vorübergehen des Anfalles aufhören, so meint man, müsse der Kranke sterben. Bei einem falschen Ton schreit er laut auf und gebehrdet sich, als litte er die gräßlichste Pein. Zuweilen kann er vor Herzdrücken und Angst nicht mehr tanzen: dann packt er einen Tisch oder Stuhl und tritt den Tact. Nach dem Paroxismus fällt er in starken Schweiß, man giebt ihm Wasser mit oder ohne Wein und läßt ihn eine Stunde ruhen. Nachher läßt man ihn noch drei Tage hinter einander tanzen, aber immer nach einer besonderen Musik, weil eine andere nicht auf ihn wirkt. Hört er währenddem dieselbe Musik, so kann er sich des Tanzens nicht enthalten. Später bezeigt er das ganze Jahr hindurch keine Lust dazu, bis die nämliche heiße Zeit zurückkehrt, wo das alte Heilmittel wieder versucht wird. Es giebt Leute, welche 16 bis 25 Jahre getanzt haben. Fremde, Kinder und hochbetagte Leute werden nicht von der Krankheit heimgesucht. Geht sie zu Ende, so zeigt sich an irgend einem Gelenk eine Geschwulst, welches man durch Auflegen von Eselsgurkenblättern in Eiterung bringt. Der genannte Arzt ließ bei seinem Aufenthalt in Tarent ein paar Musikanten kommen, um die eigenthümliche Musik zu lernen. Zufällig ging ein Mädchen durch das Zimmer und fing sogleich an zu tanzen; damit hielt sie drei Stunden an, obgleich sie nichts von einem Tarantelstich wußte. Offenbar ist das ganze Uebel nichts als eine Art Milzsucht, welche in der schmutzigen Stadt durch die sitzende Lebensart, besonders des weiblichen Geschlechtes, hervorgebracht wird; denn unter tausend Tanzenden wird kaum Ein

Mann gezählt, und dieser hat dann sicher eine still sitzende Lebensart geführt. — Das gefährlichste Thier hiesiger Gegend ist eine kleine bräunliche Viper, die an sumpfigen Orten lebt und gegen deren Biß sich Jäger und Landleute schützen durch dicke dunkelbraune, über die Beinkleider bis zum Knie reichende Baumwollenstrümpfe. Gegen die lästigen Mücken schützt man sich im Bette durch Gaze-Ueberzüge. Ganz unschuldig ist die Eidechse, die, auf warmem Gestein sich sonnend, ihr Köpfchen traulich-neugierig hin und her bewegt. Lästig werden zuweilen durch unaufhörlich lautes Geschrill die Cicaden, welche auf den Bäumen umherhüpfen und fliegen. Sie sind nicht so breit als unsere Grillen und gewöhnlich grasgrün; doch sieht man auch gelbe mit purpurnen Flügeln.

---

## Neuntes Kapitel.

Frühzeitig verließen wir auf flüchtigem Dreigespann eines Vetturin Neapel, um die Aufgrabungen in Herculanum und Pompeji zu sehen. Gegenwärtig liegen die beiden belebten kleinen Städte Portici und Resina über dem verschütteten Herculanum, was zum Theil die Einstellung der Ausgrabungen verursacht hat. Es ist dies aber um so mehr zu bedauern, als die zu Tage geförderten Kunstwerke zeigen, daß vorzugsweise Herculanum eine reiche, luxuriöse, mit dem herrlichsten Schmuck des Alterthums ausgestattete und für den feinsten Kunstgenuß empfängliche Stadt gewesen. Jetzt tummelt sich die ausgelassenste Fröhlichkeit über den unsichtbar gewordenen Tempeln, in denen vielleicht noch die Priester um den Altar versammelt sind. Fischer mit dunkelbraunen Gesichtern und schwarzlockigem Haar, die grellrothe phrygische Mütze keck in die Stirn gerückt, trieben sich müßig in der Sonne umher, als wir unfern des Eingangs zu den unterirdischen Ruinen unser Fuhrwerk verließen. — Wir stiegen eine schmale Treppe hinab durch kellerartige Gänge, um in das berühmte Theater zu gelangen, welches mehr als 10,000 Menschen fassen konnte und auf dessen oberster Gallerie ein

Wald der schönsten Marmorstatuen stand. Man sieht die Räume bei Fackelbeleuchtung, die jedoch bei weitem nicht ausreicht, um allen Gegenständen genügendes Licht zu geben. Der Eindruck, wenn man das Proscenium betritt und über sich dumpf rollend den Lärm des Lebens fortbrausen hört, ist ein eigenthümlich ergreifender. Es war feucht und kalt in den Gewölben; Todesschauer schienen darin zu wohnen, und immerfort wähnte ich, der Angstschrei der Menschen müsse ertönen, die hier im Theater versammelt ihr Ende fanden, als das Unheil hereinbrach. Die Pfeiler, die Sitze der Zuschauer, die Bühne, die Plätze für die Musik sind deutlich sichtbar; man hat den Marmor von der darüber hin geflossenen Lava gereinigt. Im Vordergrunde stehen mit fast noch unversehrten Inschriften die Fußgestelle zu den jetzt im Museum zu Neapel aufbewahrten Säulen der beiden Consuln Balbi. An vielen Stellen der Wände sitzt noch der rothe Stuck, mit dem sie bekleidet waren. Ueberall bemerkt man die Spuren der wilden Naturgewalt, die hieher verderbenbringend einbrach. Die kleinsten Zwischenräume, die geringsten Lücken des Baues sind mit erstarrter schwarzer Lava ausgefüllt; an einer Stelle sah ein menschliches Gebiß zähnefletschend daraus hervor: ein grauenhafter Anblick! Der Lavastrom, unter dem Herculanum begraben liegt, erreicht an einigen Punkten eine Tiefe von mehr als hundert Fuß, und da auf diese Weise alles Entzündbare in der heißen Gluth verkohlte, so ist die Zerstörung hier viel gründlicher gewesen, als in Pompeji, welches nur von einem Aschenregen begraben wurde, der locker auf den Gebäuden liegt und ohne große Anstrengung beseitigt werden kann. — Einige Arbeiter gruben den dunkelen Brunnen, an dessen Rande wir jetzt stehen und hinabblicken, als sie auf einige Sitze des Theaters stießen, und fanden so die verschüttete Stadt Herculanum.

Der jüngere Plinius schildert das furchtbare Ereigniß in einem meisterhaften Brief an den Geschichtsschreiber Tacitus. Er lebte damals am Cap Misenum bei seinem Onkel, dem Befehlshaber der im misenischen Hafen stationirten Kriegsflotte. Dieser wünschte als eifriger Naturforscher die Naturerscheinung in der Nähe zu beobachten. Zu dem Ende bestieg er ein kleines

Schiff und landete zu Stabiä. Hier verbrachte er ganz ruhig die Nacht bei einem Freunde, obgleich der Aufenthalt schon sehr gefahrvoll war. Auch ward in der Nacht der freie Platz vor seinem Gemach schon so sehr mit Asche und Steinen angefüllt, daß ihn bei längerem Verweilen der Ausgang gänzlich versperrt worden wäre. Ueberdies fingen die Wände des Zimmers schon an zu schwanken und drohten den Einsturz. Man mußte sich also in's Freie begeben, wo man nur die aus der Luft niederschießenden Steine zu fürchten hatte, gegen welche man sich indeß durch Kissen auf dem Kopf zu schützen gedachte. Obgleich der Tag bereits angebrochen war, so herrschte doch noch die Finsterniß einer „Nacht, schwärzer und dichter als alle Nächte" (nox omnibus noctibus nigrior densiorque), wie der jüngere Plinius sich ausdrückt. Man schlug den Weg nach dem Ufer hin ein, um zu sehen, ob das Meer schiffbar sei, aber es war ungestümer als je. Plinius wollte etwas auf dem Boden ausruhen. Allein plötzlich verbreitete sich ein erstickender Schwefeldunst, von dem man auf ausbrechende Flammen schließen konnte. Alles ergriff die Flucht. Auch Plinius erhob sich, gestützt auf zwei Sclaven, und fiel auf einmal entseelt auf die Erde nieder, vermuthlich von dem Schwefeldunst erstickt. Zwei Tage nachher ward sein Leichnam unversehrt gefunden. Er lag da, als wenn er schliefe. Sein Neffe, der jüngere Plinius, ein junger Mann von achtzehn Jahren, war inzwischen nebst seiner Mutter zu Misenum geblieben, um sich mit schriftlichen Ausarbeitungen zu beschäftigen. In der Nacht ward das Erdbeben so heftig, daß er mit seiner Mutter das Haus verließ. Sie setzten sich auf einem Platz am Meeresufer, und Plinius studirte die Geschichte des Livius (wahrlich ein brennender Durst nach Wissenschaft!). Weil aber das Erdbeben immer noch mit gleicher Heftigkeit anhielt, so suchten sie ihr Heil außerhalb der Stadt. Das Meer zog sich jetzt so weit zurück, daß die Fische auf dem Trockenen liegen blieben. Ueber dem Lande lag eine schwarze Wolke, aus welcher zuckende Feuerflammen hervorschossen. Bald senkte sich die Wolke nieder, und das Meer, die Insel Capreä (Capri), so wie das misenische Vorgebirge entzog sich den Blicken. Mutter und Sohn gingen eilig weiter, und ein auf die Erde niederrol-

lender Strom pechschwarzer Finsterniß zog ihnen nach. Damit brach die Nacht ein, und die Verzweiflung aller Flüchtenden stieg aufs Höchste. Man glaubte, die Welt ginge unter. Als sich endlich die Sonne des neuen Tages mit blassem Schein wiederum zeigte, sah man die ganze Gegend mit Asche, wie im Winter mit Schnee, bedeckt. Selbst die Küsten von Afrika wurden damals mit Asche bedeckt. — Gegenwärtig lagert sich eine breite fruchtbare Ebene zwischen Pompeji und dem Meere, das vor dem Untergange der Stadt deren Mauern bespülte. Der Sarno schlängelt sich durch das gut angebaute Land. Die nach Nocera führende Kunststraße biegt auf einem Nebenwege nach Pompeji ab, und die neu erbaute Eisenbahn läuft in geringer Entfernung von den mit Ulmen und Weinreben umpflanzten wallartigen Umgebungen der antiken Todtenstadt vorüber. Diese selbst ist Station für den Dampfwagen, um die Fremden aller Zonen an den Grabmonumenten abzusetzen.

Stelle dich jetzt auf den großen Marktplatz von Pompeji und sieh die stillen Straßen hinab, durch die verfallenen Tempel Jupiters und der Isis, über die zertrümmerten Häuser, deren innerste Heiligthümer dem Tage offen stehen, nach dem rauchenden Vesuv, und verliere jedes Bewußtsein der Zeit und der Umgebung in dem seltsamen melancholischen Gefühle, das Zerstörte und den Zerstörer in diesem ruhigen sonnigen Bilde vereinigt zu sehen. Dann wandere herum und schaue auf jedem Tritte die tausenderlei kleinen Zeichen von dem Dasein der Menschen und dem alltäglichen Verkehr: die Spur des Eimerseiles auf dem steinernen Rande des ausgetrockneten Brunnens; Geleise der Wagenräder auf dem Straßenpflaster; die Riegel von Trinkgefäßen auf dem steinernen Tisch des Weinladens; die Amphorä in Privatkellern, vor so vielen hundert Jahren auf's Lager gebracht und bis zu dieser Stunde nicht angerührt. Alles dies wirkt viel erschütternder, als der Gedanke, daß der Vulkan in seiner Wuth die Stadt von der Erde gekehrt und sie in's Meere versenkt hätte. — Nach dem Erdbeben, welches dem Ausbruch voranging, waren Arbeiter beschäftigt gewesen, neue Verzierungen für Tempel und andere Gebäude, die gelitten hatten, in Stein zu hauen. Draußen vor dem Stadtthore liegt

noch ihre Arbeit, als ob sie morgen zurückkehren wollten. In dem Keller von dem Hause des Diomedes, wo man dicht an der Thür Gerippe zusammengedrängt fand, hatte sich die Form ihrer Körper auf der Asche ausgeprägt und war dort verhärtet und geblieben, als von den Körpern nur noch Gebeine übrig waren. Grauenhaft ist die Vorstellung von dem unwiderstehlichen Eindringen der Asche, die überall hingelangte, wo nur Luft war, und dadurch jede Flucht unmöglich machte. In den Weinkellern drang sie in die irdenen Gefäße und erstickte den Wein bis zum Rand mit Staub. In den Gräbern drängte sie die Asche der Todten aus der Urne. Der Mund, die Augen, selbst der Schädel aller Gerippe war mit diesem schrecklichen Regen angefüllt. Durchgehends fehlen an den Häusern die Dächer, da die Stein- und Aschenlast dieselben eindrückte. Die Asche besteht theils aus größeren oder kleineren Bimssteinen, theils aus grauschwarzem feinkörnigen Lavasande, der in seiner größten Feinheit vollkommen dem Staube ähnelt. Es lassen sich genau die einzelnen Schichten unterscheiden. Die unterste Schicht besteht aus einer etwa fußhohen Lage leichter Bimssteine, häufig von der Größe einer Kinderfaust. Darüber liegt ein tiefer Sand- und Aschengürtel, dann kommen abermals Bimssteine, wieder Sand und Asche, und so fort, bis dann den obersten Rand die fruchtbarste, reich mit Gebüsch und Reben bewachsene Gartenerde bildet.

Die Straßen sind gerade, aber schmal, mit großen Lavasteinen gepflastert. Zu beiden Seiten der Häuser laufen erhabene schmale, meist aus Puzzolan bestehende Trottoirs hin, und an vielen Stellen sind mitten in der Straße breite Schrittsteine angebracht, offenbar zur Bequemlichkeit der Fußgänger, damit sie bei starken Regengüssen nicht durch die stürzenden Wasserfluthen zu waten brauchten. Immer hat man diese Steine so gelegt, daß zwischen ihnen ein Raum für die Wagenräder frei blieb. Die tiefen Radspuren lassen auf lebhaften Verkehr schließen. Ueberall, wo sich die Straßen kreuzen, sieht man geschmackvolle Brunnen. In zwei Höfen sieht man Fontainen, mit Muscheln und Steinchen ausgelegt. Oberhalb sind Löwenköpfe von gebranntem Thon mit offenen Augen und Rachen, in welche

man Lampen setzte, um Licht zu haben, wenn abends Wasser geholt wurde. Die Häuser sind mit wenigen Ausnahmen nur einstöckig und machen, da sie nach der Straße heraus selten Fenster haben, überdies obdachlos erscheinen, den Eindruck steinerner, von vielen Thüren durchbrochener Mauern. Die Häuser der Vornehmen und Reichen waren im Innern mit allem möglichen Luxus ausgestattet. Den vorderen Theil eines solchen Hauses bildet der stets offene Eingang (Prothyrium) mit der Wohnung des Thürstehers, wo das „Salve" (Sei gegrüßt) auf der Thürschwelle noch heute den Eintretenden bewillkommnet. Daran stößt die Vorhalle (Vestibulum) mit dem Vorsaal (Atrium), der mit einem Empfangzimmer (Tablinum) in Verbindung steht. Der ausschließlich für die Familie bestimmte Theil lag von der Straße abgewendet nach dem Garten zu. Um den inneren Hof dieser Gebäude lief eine offene Säulenhalle (Peristilium) und in der Mitte des Hofes war gewöhnlich ein Gemüse- und Blumengarten mit Fischbehälter angebracht. In den außerordentlich kleinen Schlafzimmern unterscheidet man noch deutlich die Erhöhungen, wo die Betten standen. Man hatte Speisezimmer für den Sommer und Winter. In den Wohnungen der Reichsten finden sich Räume für Gemälde und Bücher, so wie Einrichtungen zu kalten, warmen und heißen Bädern, die nebst Küche und Keller in den Souterrains gelegen waren. Nirgends fehlt die Hauskapelle (Sacrarium), wo die Hausgötter aufgestellt wurden. All diese Räume sind, wo die Feuchtigkeit nicht zerstörend einwirkte, mit vielem Geschmack ausgemalt. Der Grundton ist gewöhnlich tyrischer Purpur oder schönes Blau. Darauf hat man Arabesken, mythologische Darstellungen, Vögel ꝛc. gemalt. Die Fußböden bestanden durchgängig aus dem kunstvollsten Mosaik. — Die umfangreichste aller in Pompeji ausgegrabenen Privatwohnungen ist die des M. Arrius Diomedes. Sie liegt hart am Herculanischen Thor, durch welches man in die Gräberstraße, die schönste und durch ihre großartigen Grabmonumente interessanteste der ganzen Stadt, eintritt. Dies Haus enthielt drei Stockwerk, von denen die beiden untersten sehr gut erhalten sind. Die Farben der darin befindlichen höchst zierlichen Wandgemälde glänzen so feurig, als wären sie

nur wenige Tage alt. Außer einer Menge vortrefflicher Gemälde, silberner und goldener Münzen, prächtig gearbeiteter Vasen, Armspangen und ähnlicher Gegenstände entdeckte man in dem untersten Geschoß, das einen schön gewölbten, trockenen und ziemlich hellen Keller bildet und auf drei Seiten die Villa umschließt, achtzehn Skelette. — Im Hause des Faun, so genannt von einer kleinen höchst zierlich gearbeiteten Bronzestatue, fand sich unter zahlreichen Kunstschätzen auch das bewunderungswürdige Mosaikgemälde, das unter dem Namen der „Alexanderschlacht" in Neapel gezeigt wird. — Unter anderen merkwürdigen Häusern nenne ich noch das Haus der Tänzerinnen, so genannt von den hier gefundenen Bildern antiker Tänzerinnen, welche jetzt im bourbonischen Museum aufbewahrt werden. Es giebt deren sechzehn, welche zusammen die vier Wände eines geräumigen Zimmers einnahmen. Jede Tänzerin ist blos mit einem farbigen Schleier bekleidet, und die Stellungen können nicht reizender erfunden werden. Die meisten sind barfuß; einige tragen Sandalen von Purpur, andere Pantoffeln. Das mit farbigen Perlenschnuren, Schilf, Epheu ꝛc. geschmückte Haar, in Locken gekräuselt oder fesselos um Nacken und Schultern fliegend, zeigt bei den meisten jenes sonnig leuchtende Goldblond, das eine hervorstechende Zierde der alten Deutschen war und bei den vornehmen Römerinnen solchen Beifall erhielt, daß sie große Summen zur Erlangung derselben ausgaben. — Die Tempel und andere öffentliche Gebäude machen einen besonders mächtigen Eindruck durch ihre vielen größtentheils gut erhaltenen Säulen. Man betrachte z. B. die Basilica (dies Wort steht zweimal mit dunkelrother Farbe an der äußeren Wand angeschrieben), ein Gebäude von 192 Fuß Länge und 72 Fuß Breite, dessen zusammengestürztes Dach auf 28 Säulen in der Mitte des Baues ruhte. Durch eine entsprechende Anzahl korinthischer Pilaster (Wandpfeiler) entstanden Corridore auf beiden Seiten der Gerichtshalle. Das Tribunal am hinteren Ende war von sechs korinthischen Säulen umgeben. Hundert dorische Säulen trugen die drei Hallen des Forum Triangulare, eine gleiche Anzahl Säulen zählt man am Tempel der Venus, und so sind alle übrigen den verschiedenen Gottheiten geweihten Gebäude je

nach ihrem Umfang mit Pilastern und Säulen, so wie mit Statuen und Wandgemälden ausgestattet. — Pompeji besaß drei Theater, den Circus für die Kampfspiele, das tragische und komische Theater. In dem großen tragischen Theater spielte man bei Tage. Das andere Gebäude für komische Stücke ist klein, und die Vorstellungen müssen in der Dunkelheit statt gefunden haben, denn hier grub man mehrere prächtige Candelaber aus. Ein paar vorgefundene Theaterbillets sind aus Thierknochen und zeigen römische Zahlen nebst griechischen Buchstaben. Der Circus, gegen Südost am Ende der Stadt gelegen, konnte ungefähr 20,000 Zuschauer fassen. Beim Ausgraben entdeckte man hier außer einigen menschlichen Skeletten auch die Gerippe mehrerer Löwen. Von den obersten Sitzreihen eröffnet sich die herrlichste Aussicht auf die sorrentinischen Gebirge, das Meer und die Todtenstadt, über deren Mauerthürmen der Vesuv emporragt.

Es ist sehr zu beklagen, daß neuerdings so wenig für die Aufdeckung der noch verschütteten Stadttheile geschieht. Kaum der vierte Theil Pompeji's ist von Aschenschutt befreit, und von den bisher entdeckten Schätzen zu schließen, läßt sich annehmen, daß noch unermeßlich reiche Denkmäler des Alterthums unter den Ulmen-, Wein- und Olivengärten verborgen liegen, welche sich zwischen dem Circus und den zu Tage gekommenen Straßen hinziehen. Die Stadt hatte, wie die Ausgrabungen nachweisen, fünf Thore und eine doppelte Mauereinfassung, über welche sich in ungleichen Zwischenräumen Thürme von drei Stock erheben.

---

Wir wenden uns jetzt zu dem bourbonischen Museum im Palast der Studien. Es enthält nächst dem Vatican wohl die großartigste Kunstsammlung der Welt. Der Palast umschließt in seinen gewaltigen Räumen nicht nur alle ausgezeichneten Werke der Bildhauerkunst, welche Neapel besitzt, sondern auch einen unvergleichlich vielseitigen Schatz an allen den Gegenständen, die in den verschütteten Städten aufgefunden wurden; ferner die Sammlungen der etruskischen, egyptischen und osciſchen Alter-

lich, während er sich zu ihr umwendet, den Schleier hebend, seinen Wunsch. Diesen Moment hat der griechische Künstler zu seiner Darstellung gewählt. Mit dem Ausdruck der innigsten Zärtlichkeit blickt die Gattin auf den in ihren Anblick selig versunkenen Gatten, aber zugleich hat sie die Vorempfindung des ewigen Abschiedschmerzes. Denn in demselben Augenblick ergreift der leitende Götterbote voll trauernden Mitgefühles ihre Hand, um sie wieder zurückzuführen in das Reich der Schatten. Der Gedanke, wie das harte Geschick aus höchster Liebe oft tiefstes Leid entspringen läßt, ist hier mit künstlerisch vollendeter Ausführung alles darin liegenden Zartsinnigen und Tiefergreifenden vor Augen gestellt. — Am Eingange des Saales der Bronzen erfreuen den Eintretenden zwei Rehe, welche vor unserm Nahen gleichsam erschreckt zusammenschauern. Ueberaus trefflich ist ferner der auf einem seiner Botenflüge für einen Augenblick ausruhende Merkur. Die ganze Haltung des Oberleibes und der Füße deutet an, daß er schon wieder im Begriff ist, sich aufzuschwingen. Die Aufgabe: im Moment der Ruhe selbst schon die folgende Bewegung auszudrücken, ist hier auf das glücklichste gelöst. Als Meisterwerke verdienen noch genannt zu werden: ein tanzender Faun, eine kleine Venusstatue, zwei Faungestalten, der eine trunken auf einer Haut ausgestreckt, den geliebten Weinschlauch neben sich, der andere ermüdet auf einem Felssitze eingeschlafen; ferner ein kleines Pferd mit Silberschmuck, mehrere Büsten, wie der Berenice, des Seneca, Scipio Africanus u. a. m. Die bronzenen Geräthe lassen uns tiefe Blicke in das heitere Leben der Alten thun. Auch die kleinsten und unwichtigsten Gegenstände, wie Schüsseln, Töpfe, Pfannen, Dreifüße ꝛc. stellen sich dar als poetische Erzeugnisse voll sinnreicher Grazie. Immer entdeckt man die lieblichsten Verzierungen, die stets symbolisch den Gebrauch des Geräthes andeuten. So giebt es unter den bronzenen Lampen kein einziges Exemplar, welches nicht schön gearbeitet und so geschmackvoll und launig verziert wäre, daß man die fruchtbare Phantasie des Künstlers nicht weniger bewundern muß, als die Gediegenheit der Arbeit. Dasselbe gilt von den Leuchtern, Opferschalen und besonders von den Trinkkrügen. Da sieht man Nachtlampen, an deren

Henkeln ein Amor hinaufklettert und mit pfiffig klugem Auge nach der Flamme guckt. Andere mit Nachtschmetterlingen oder ruhenden Mäuschen mögen zu nächtlichen Arbeiten, bei denen man lauschende Stille wünschte, gedient haben. Bei den Krügen ist kein Henkel ein schlichter krummer Haken, wie bei uns, sondern immer ein blätterreicher Blüthenstengel, der sich bis auf den Deckel hinaufrankt und hier als aufgebrochene Blüthe endigt, oder es entwickelt sich aus einer Blume ein kleiner Knabe, ein lüsterner Faun, der zum Deckel hinaufsteigt und neugierig in den Krug sieht. Außerdem giebt es mit Horngläsern versehene Laternen, die an Ketten getragen wurden, Lampenhalter in Form vielästiger Bäume; selbst Dinte, Griffel und Federn, letztere aus Cedernholz, sind vorhanden; ferner die mannigfaltigsten Toilettensachen, wie Broschen und Nadeln in Gestalt von Aexten, und Instrumente zu weiblichen Arbeiten, als Spindeln, Scheeren ꝛc. kurz Alles, was in einem wohleingerichteten Hause theils zur Bequemlichkeit, theils als Schmuck des Lebens dienen kann. — Einen gar seltsamen Eindruck machen allerhand Gegenstände aus Pompeji. So der vollständige Kopfputz einer Frau, ein Gewand von Asbest, Ueberbleibsel von Früchten und Speisen aller Art in natürlicher Gestalt, doch ohne die ursprüngliche Farbe behalten zu haben. Man sieht Korn, Mais, Honig, Feigen, Kastanien, Rosinen, Fische, Fleisch, Mehlteig, sogar zwei kleine Kuchen mit dem eingedrückten Zeichen des Bäckers. Ein hermetisch verschlossenes Glas enthält vergelbtes feines Mehl. Eier, ganze und zerbrochene, mehrere Wickel Zwirn, Kohlen, Leinwand, Lampendochte, Pech, Farben aus einem Waarenladen und andere Gegenstände fesseln unsere Aufmerksamkeit. Unter den farbenprächtigen Mosaikgemälden nenne ich einen Knaben, der mit frischem Lorbeerzweig einen Hahn zum Zorne reizt; eine Katze, die ein Rebhuhn verspeis't, ferner die Europa, wie sie den Stier besteigt, und Bacchus mit einem Weingefäß in der Hand auf einem Panther reitend.

Das berühmteste, erst 1831 im Hause des Faun zu Pompeji aufgefundene antike Mosaikgemälde ist das große Gemälde der Alexanderschlacht, bei dem länger zu verweilen wir uns gedrungen fühlen. Der entscheidende Sieg des Hellenen-

fürsten und die hoffnungslose zermalmende Niederlage des asiatischen Großkönigs Darius in einer von Alexanders Perserschlachten, vielleicht bei Issus, das ist die Aufgabe gewesen, welche der Künstler sich gestellt und auf bewundernswürdige Weise gelöst hat, indem er nicht sowohl eine Schlacht gemalt, sondern vielmehr in einer beschränkten Scene die Summe und den Erfolg des ganzen weitverbreiteten Schlachtendrama's zusammengedrängt und auf die Spitze getrieben hat. Die Figuren sind halb lebensgroß und das Mosaik nebst dem einrahmenden Rande ist gegen funfzehn rheinländische Fuß lang und etwa halb so hoch. Dieser Raum ist ziemlich gleich zwischen den beiden Parteien vertheilt. Die Hauptschlacht ist entschieden; Alles fliehet schon. Nur um die Stelle, wo auf hohem Streitwagen Darius hält, wogt noch der Kampf. Es gilt: das heilige Königshaupt des Perserreiches zu schirmen, seine Flucht zu sichern. Um ihn haben sich daher die Edelsten und Tapfersten seiner Heeresmacht geschaart. Da braus't der Sieger selbst an der Spitze seiner Sarissenreiter (sarissa, ein langer Wurfspieß) heran, mit unwiderstehlicher Gewalt Alles vor sich niederwerfend. Die letzten Reiter des verfolgten Zuges stürzen mit zerspaltenem Haupte oder von macedonischen Langspeeren durchbohrt unter die Rosse der feindlichen Reiter, deren königlicher Führer auf seinem gewaltigen Schlachtroß, Alles überragend und nicht beachtend, daß ihm der Helm entfallen, geradesweges auf seinen Gegner losstürmt. Unmittelbar hinter dem Wagen des Perserkönigs befinden sich als Führer der schirmenden Nachhut zwei der edelsten Kriegsfürsten des Perserheeres. Das Roß des Einen, von einem Speerwurf im Bauche tödtlich verwundet, ist so eben zusammengesunken. In demselben Augenblick ist einer der persischen Speerreiter vom eigenen Rosse gesprungen, um es dem gestürzten Feldherrn anzubieten; denn auf diesem, als der letzten Stütze des verlassenen Königs, beruht alle Hoffnung des geschlagenen Heeres. Daher ist er auch vom Künstler zum Brennpunkt der ganzen Handlung gemacht, auf dem aller Ausdruck der Gesichtszüge und alle Bewegungen der übrigen Figuren hingehen. Eben will er sich von dem verröchelnden Rosse losmachen und festen Boden gewinnen, um sich auf das ihm dargebotene

rettende Roß zu schwingen, das scheuend und schnaubend in kühnster Verkürzung gleichsam aus dem Bilde hervorspringt. Aber in eben diesem Moment fährt ihm mitten durch die Weiche des Leibes und an der anderen Seite weit hervordringend das Speereisen Alexanders. Der Stoß ist furchtbar, tödtlich, und doch wendet der todeswunde Mann, während er mit der Rechten den Schaft des ihn durchbohrenden Eisens umkrampft, die Linke abwehrend einem zweiten Lanzenstoße entgegen, welchen der Reiter mit lorbeerumkränztem Helm dicht hinter Alexander (vielleicht Hephästion) auf ihn zückt. Die Wirkung dieses Falles des ersten Heerführers ist ungeheuer, um so mehr, als man sich in dem Feldherrn zugleich einen Prinzen des königlichen Hauses, den Bruder des Königs (jenen Orathres, der bei Issus fiel), vorstellt. Der todbringende Stoß des Speeres trifft gleichsam die ganze Umgebung. Auf dem Antlitz aller der Scene Zugewandten oder sich bei dem allgemeinen Aufschrei Zuwendenden spiegelt sich derselbe Eindruck, hier als tiefes Mitleid, dort als starres Entsetzen, hier im wilden Jammergeschrei, dort im schmerzlichen Klageruf, bei Anderen im Zusammenzucken der Gesichtsmuskeln oder in unwillkürlichen Armbewegungen sich kund gebend. Jener Getreue, der sein zur Rettung dargebotenes Roß hart am Gebiß beim Zügel zurückdrängt, steht inmitten dieser Empfindungen da mit hochaufzuckender Oberlippe und weit aufgerissenen Augen, während sich oberhalb und unterhalb der Augenwölbung über Stirn und Wange Bläße verbreitet. Auf seinem Antlitz malt sich zugleich alles Gräßliche, was der schaudervolle Tod des getroffenen Feldherrn mit sich bringt und das dämonisch wirkende Entsetzen über die mit dem Fall auf ihn selbst hereinbrechende Gefahr. Er möchte sich flugs wieder aufschwingen auf sein durch das Aufschreien scheuendes und schnaubend sich hebendes Roß; aber er vermag es nicht, weil der eisige Schreck ihm die Glieder lähmt. Zur linken Seite des Gestürzten ritt ein anderer Führer. Das Schwert in der Faust, versucht er beim Fall des theuren Gefährten sein wild fliehendes Roß herumzuwerfen. Sein Blick fällt auf den gefürchteten Alexander, und die löwenartig wilde Furchtbarkeit seines wuthentbrannten Zornes könnte ihn antreiben, dem Rosse wieder

die Ferse in die Flanken zu drücken; doch nein, er ist vielmehr im Begriff abzuspringen, um mit seinem Leibe den tödtlich Getroffenen zu decken. Es ist eins der edelsten Gesichter, und seine Lippen sind wie zum Ruf um Schonung des königlichen Blutes geöffnet. Als trefflicher Gegensatz dienen in der Tiefe des Bildes zwei geringere Reiter, eilig bemüht, das arme Leben zu retten. Nur scheu wendet der Eine, doch ohne seine Flucht zu hemmen, das Haupt der Scene zu, von welcher Todesangst ihn forthetzt. Vor dem Wagen des Königs, rechts am äußersten Ende des Bildes, sind andere Reiter gruppirt. Sie haben den durch den Fall des Feldherrn hervorgebrachten allgemeinen Aufschrei vernommen und den König in Gefahr glaubend, ihre Rosse herumgeworfen. So fällt ihr Blick auf das Gräßliche, was im Vordergrunde sich darbietet. Der Eine, das unbändige Roß scharf zurückreißend, breitet die waffenlose rechte Hand über den Kopf mit dem Ausdruck eines Menschen, der den schrecklichen Tod des Nächsten gleichsam über dem eigenen Haupte schwebend empfindet. Um diesen Reiter herrscht verworrenes Getümmel. Links von ihm, zunächst dem Wagen, wechselt eine Figur Zeichen mit einem andern vorderen Reiter, indem sie mit Zeige- und Mittelfinger vorwärts, in der Weite, den Weg zur Flucht andeutet. Der Vordermann mit dem Daumen der zusammengepreßten Rechte nach derselben Richtung hinweisend, als wollte er sich vergewissernd fragen: „Also da hinaus?“ hat sein Roß halb zurückgewendet, um Ruf und Zeichen zu vernehmen. Zwischen beiden befindet sich der laut aufschreiende Bannerträger, das Gesicht voll Grausen noch halb dem Feinde zugewendet. Alle diese Gestalten sind durch Adel der Bildung und kriegerische Haltung, durch Tracht und Waffenschmuck als Edle und Anführer gezeichnet. Alle wenden sich, bis auf einen, zurück nach dem Schauplatz des Mordens, aber nicht als solche, die den Kampf erneuern wollen. Denn der Lanzenwald, der sich inmitten des Bildes über dem Wagen des Königs schräg in die Luft hebt, ist nicht, wie es auf den ersten Blick scheint, zum Schutze desselben den anstürmenden Macedoniern entgegengesenkt, sondern gehört vielmehr als neues Zeichen der Flucht, Reitern an, welche ihre Speere hinter sich zurückgelehnt halten,

ohne selbst gesehn zu werden. Nur einige wenige machen Miene, den beiden Feldherrn im Vordergrunde Beistand leisten zu wollen. Es ist eben ein wildes wirres Durcheinander. Die ganze Thätigkeit des Kampfes und der Schlacht erscheint demnach concentrirt in dem einzigen Lanzenstoß, womit Alexander den feindlichen Feldherrn durchbohrt. Wir erblicken zwar einzelne Verwundete und Sterbende unter den Hufen der Rosse und Rädern des Wagens, aber nur auf den einzigen persischen Feldherrn, den Gegner Alexanders, sind alle zum wirklichen Stoße geführten Speere, drei an der Zahl, gerichtet. Und grade durch diese ungemeine Sparsamkeit und Beschränkung gewinnt die Darstellung den Eindruck des wildesten Gemetzels, wie solchen die ausgezeichnetsten neueren Schlachtgemälde nicht von fern erreichen. — Betrachten wir nun noch den König. Inmitten des Mordgewühles auf reichem Streitwagen Alle überragend, wendet er sich in dem Augenblicke rückwärts, wo den treuen Feldherrn die Lanze des erbarmungslosen Siegers erreicht. Den Oberleib weit über den Sesselrand vorgebeugt, den rechten Arm in der Weise Jemandes, der helfen will und doch seine Ohnmacht fühlt, ausstreckend, Hand und Finger weit geöffnet, die Augen stier vortretend, den Mund zum Rufe der Hülfe, des Mitleides, des Erbarmens aufthuend, scheint er vergebens den einstürmenden Gegner um Schonung anzuflehen. Seine Linke hält den ungespannten Bogen, und wie er selbst den Kampf aufgegeben hat, so hebt auch kein Perser einen zum Angriff gezuckten Speer oder ein zur Vertheidigung geschwungenes Schwert. Es ist etwas Uebermenschliches, ein dämonisch überwältigendes Entsetzen, das vor der Halbgottsgestalt des hellenischen Reiterkönigs einhergeht und seine Gegner betäubt. Alle Angriffs- und Kampfesthätigkeit ist nur auf der hellenischen Seite, auf der entgegengesetzten nur leidende Aufopferung, zagendes Wollen und nicht Können, oder jähe Flucht. So auch bei Darius. Sein Wagenlenker treibt mit hochgeschwungener Geißel das Viergespann der scheuenden und schnaubenden Hengste zu rasender Flucht an über stürzende und am Boden liegende Krieger. Der König aber, ganz versenkt in den Schmerz über den Verlust des ihm theuern Freundes oder Bruders, und darüber die eigene drohende

Gefahr vergessend, wird auf seinem mechanischen Wagenbau willenlos fortgerissen, während Alexander auf seinem edlen Bucephalus in voller Freiheit der Bewegung daherstürmt. Wie in diesem das Fortgerissensein von dem siegreichen Kampf in jeder Muskel und in dem unbedeckt flatternden Haupthaar sich ausdrückt, so stellt uns der Wagenlenker die Windeseile der scheuen Flucht gleichsam verkörpert vor; man glaubt das Klatschen seiner durch die Luft geschlängelten Geißel zu vernehmen und das lautgellende Hui des Mundes, womit er die Thiere hetzt. Inmitten beider zeigt Darius den Ausdruck des Bleibenwollens, des Verharrens an dem Orte der Entscheidung, und durch dies edle menschlich schöne Gefühl der Selbstvergessenheit erobert er sich unsere Theilnahme und steigt so zu einem Gegner seines Besiegers empor. — Nur etwa ein Drittel des Bildes ist den Macedoniern gewidmet, auf deren Seite nur eigentlich Alexanders ganze Gestalt auf seinem Streitroß mächtig aus der geringen Zahl der Seinen hervortritt. Dadurch wird das Hauptgewicht auf Alexander und seine geistige Ueberlegenheit gelegt. Ueberdies war auch die bei seiner Partei einfach vorherrschende Kampfesgluth und Siegeslust einer geringeren Abstufung fähig, als die Empfindungen der Sorge und Furcht, des Jammers und Mitleides, des jähen Schreckens, der Todesangst und Verzweiflung auf Seiten der besiegten Partei. — Alle landschaftliche Ausstattung ist in diesem Schlachtgemälde auf einen einzigen Baum beschränkt, der seine nackten Blätter und zweiglosen knorrigen Aeste regungslos über dem Getümmel in die Lüfte streckt, den Gegensatz der Natur zu dem Menschentreiben darstellend. Er scheidet die zusammenstoßenden Parteien. Dem Auge verleiht er in diesem wildbewegten Chaos einen ruhigen Anhalt. Dann aber verleihen solche Naturgegenstände bei solchen Vorkommnissen auch der Phantasie einen Halt- und Stützpunkt als bleibende Merkzeichen der Oertlichkeit, woran sich später die Sage knüpft: bei diesem alten Stamme geschah das letzte Entscheidende; da fiel der persische Heerführer von dem Speere Alexanders. — Was die Einzelnheiten der Ausführung betrifft, so entdeckt man bei jedem Blick neue Schönheiten, selbst in dem scheinbar Zufälligsten und Geringfügigsten. Immer aber kehrt das Auge trotz

des schaudererregenden Anblickes zu der Hauptscene zurück, wo das tödtlich verwundete schwarze Streitroß zusammengestürzt am Boden liegt, während sein Reiter von ihm halb gestützt und halb noch getragen stehend den Todesstoß empfängt; eine Stellung, die dem Ganzen einen Anstrich großartig ruhiger Einfachheit giebt. Der Greis Göthe empfing zwölf Tage vor seinem Tode eine Zeichnung des Gemäldes, und noch an demselben Tage schrieb er die Worte nieder: „Mitwelt und Nachwelt werden nicht hinreichen, solches Wunder der Kunst würdig zu commentiren, und wir genöthigt sein, nach aufklärender Betrachtung und Untersuchung immer wieder zur einfachen, reinen Bewunderung zurückzukehren."

---

Am 8. September wurde in Neapel das Piedigrottenfest gefeiert. Dies Fest der Santa Maria di pié di grotta (des Grottenfußes), welche die Ehrenstelle eines obersten Befehlshabers der neapolitanischen Armee bekleidet, ist ein religiös-militairisches, vom König Karl III. aus Dankbarkeit für die Hülfe der Madonna gegen die Oestreicher, denen er seine Krone abkämpfen mußte, gestiftet. Am Morgen wimmelten alle Hauptstraßen von bunten Uniformen, welche in Wagen aller Art ihren verschiedenen Aufstellungsplätzen zueilten. Selbst gemeine Soldaten benutzten diese Aushülfe. Gegen eilf Uhr begann das Marschiren der Truppen die unabsehbare lange Toledostraße hinab und hinauf. Das eigentliche Festschauspiel aber entfaltete sich erst nachmittags gegen zwei Uhr. Von dem Balcon meiner Wohnung in Santa Lucia konnte ich über zwei Stunden lang die zu dieser Feier hier vereinigte gesammte neapolitanische Heeresmacht zu Roß und zu Fuß zwischen dichtgedrängten Menschenschaaren durch das Spalier der grün und rothen Nationalgarden vorüberziehen sehn. Das Material der Ausrüstung, Kleidung, Waffen, Pferde verdienten alles Lob. Auch die Leute selbst erschienen wohlgenährt. Nur fehlte alle kriegerische Haltung und die einfachsten Bewegungen wurden unter Schreien und Schimpfen der commandirenden Officiere mit unglaublicher Ungeschicklichkeit ausgeführt. Dafür gewährte der überaus reiche

Flitterglanz der Uniformen, die fabelhaft aufgeputzten Tambourmajors mit ihren ungarischen Pelzstiefeln und Husarenanzügen, die himmelansteigenden Bärenmützen den Augen der Neapolitaner vollen Ersatz. Unter allen den papageienartig ausstaffirten Massen, die im Kriege nie Stand hielten, zeigten allein die aus Abenteurern aller Länder zusammengeworbenen fünf tausend Schweizersöldner in ihren rothen Reihen einen festen Schritt und Tritt. Nachdem die letzten Geschwader der schlanken schmucken schwarzumbarteten Reiter, welche ihre schönen Pferde herzlich schlecht in ihrer Gewalt hatten, vorübergezogen waren, harrte Alles des Augenblickes, wo der goldene Wagen mit dem königlichen Paare erscheinen sollte, um die Parade und die damit verbundene kirchliche Feier zu verherrlichen. Inzwischen riß in den als Spalier aufgestellten Truppen und Nationalgarden Insubordination ein. Man zündete Cigarren an oder desertirte in die zahlreichen nahe gelegenen Kaffeehäuser, Eis- und Limonadebuden, Obstboutiquen und Weinschenken. Plötzlich erdröhnte der Donner des ersten Kanonenschusses von dem nahen Kastell Ovo, die Ausfahrt der königlichen Familie aus dem Schlosse verkündend. Jetzt galt es, die Deserteure mit Bitten und Beschwörungen, guten und schlimmen Worten, bei denen es hie und da auch an flachen Klingenhieben der Oberofficiere nicht fehlte, aus ihren Schlupfwinkeln hervorzuholen, was denn endlich nach großen Anstrengungen gelang. Während Hunderte von Lazaroni's, groß und klein, im Gedränge die hastig weggeworfenen Glimmstengel zwischen den Füßen der Krieger auflasen, erdonnerten neue Kanonenschüsse. Immer näher kam jetzt Trommelwirbel und Janitscharen-Musik der aufgestellten Regimenter, an denen der königliche Aufzug vorüberpassirte. Reiter vorauf, dann Hofbediente, dann zwei leere achtspännige Wagen, die Kasten ganz mit Goldblech überzogen, ihnen folgend ein dritter noch prächtigerer Goldwagen, oben Federbüsche und die goldene Königskrone, das ganze Wagengehäuse von Krystallglas und Gold, bespannt mit acht arabischen Pferden, geführt von goldstrotzenden Stallbedienten zu Fuß, sechs Läufer vorauf, an den Seiten Hofbediente höheren Grades. Im Wagen König und Königin, wegen der kolossalen Glaswände von

allen Seiten sichtbar. Es folgte noch ein halb Dutzend ähnlich glänzender Wagen mit den Gliedern der königlichen Familie. Die Pracht des ganzen Aufzuges war ungeheuer. Das Volk aber verhielt sich still, und ich hörte nirgends ein Jubelgeschrei oder ein Vivatrufen. —

In diesem Monat wird auch mit großem Pomp der Namenstag des heiligen Januarius gefeiert. Es ist der neunzehnte September, wo das Blut des Heiligen, eben so wie am ersten Mai und am sechzehnten December oder an den nächstfolgenden Tagen, flüssig wird. Dann bringt man in feierlicher Procession die Büste San Gennars nebst dem Blutgefäß aus der Schatzkapelle nach dem Hauptaltar der Kathedrale. Das Gefäß ist ein etwa sechs Zoll hoher, viereckiger, schmutziger, silberner Kasten mit einer kleinen Krone und laternenartigen Glaswänden. Inwendig sieht man ein Paar zwei bis drei Zoll hohe Glasfläschchen, wovon das kleinere, im Umfang eines mäßigen Fingers, cylindrisch ist, das andere einen Hals nach Art der Medicingläser hat. Beide sind zur Hälfte mit einer dunkelrothen dicken Masse gefüllt. In der Nähe des Altars nehmen dann die „funfzehn Verwandte San Gennars" Platz, eine Schaar alter Weiber, welche alle aus dem Quartier stammen, in welchem der Heilige geboren wurde, und die behaupten, als Seitenverwandte oder Abkömmlinge seiner Amme viel bei ihm zu gelten. Diese haben das Amt, den Schutzpatron der Stadt durch Beten und Fluchen, Singen, Schreien und Heulen zur schnellen Bewirkung des Wunders zu vermögen und ihm nachher Dankgebete zu opfern. Was nun das Flüssigwerden des Blutes selbst betrifft, so geht es an den genannten Tagen schnell vor sich, wenn der Heilige gegen die Stadt gnädig gesinnt ist; zürnt er ihr aber, so dauert es längere Zeit. Verharrte die Blutmasse ganz in ihrem starren Zustande, so würde dies das größte Unglück bedeuten und eine allgemeine Volksaufregung hervorrufen. Auch bei weit verbreiteten Unfällen, wenn der Vesuv oder eine ansteckende Krankheit wüthet, bei Erdbeben und Theurungen werden die beiden Fläschchen hervorgeholt, und die Priester spähen, ob der Schutzgott Neapels günstige Zeichen sende. Der gemeine Mann und selbst Viele aus den höheren

Ständen legen auf dies Wunder einen hohen Werth. Bisweilen, wenn das Fließen nicht vor sich gehen will, hält sich das Volk an die Fremden. Wenigstens widerfuhr dies einstmals zwei Franzosen, die zu den vornehmsten Familien ihres Landes gehörten, was ihnen jedoch hier wenig half, denn man zwang sie, die Kirche zu verlassen und verfolgte sie auf der Straße mit Steinwürfen.

Das Blut San Gennars ist nicht das einzige in Neapel, welches auf wunderthätige Weise flüssig wird. In der Kirche Santa Maria Donna Romita bewahrt man eine Ribbe Johannis des Täufers und eine Phiole mit etwas bei der Hinrichtung desselben aufgefangenem Blut. Dies geräth in Fluß, so oft man es der Rippe nähert; an dem Feste des Heiligen geschieht solches auch ohne dies während der Messe. Dieselbe Wunderkraft hat das Blut der Santa Patrizia in der gleichnamigen Kirche. Das Blut San Gennars ist jedoch das bekannteste und in den Augen des Volkes unverdächtigste. Dieser Heilige ist nicht allein Schutzpatron, sondern auch Hauptmann (Capitano) von Neapel und erhält als solcher eine Besoldung. Schon zweimal hat er sein Stadtamt verloren, einmal bei Gelegenheit eines gefährlichen von ihm nicht gehemmten Vesuvausbruches, dann, als die Franzosen Neapel eroberten. Das erste Mal gab man ihm die heilige Anna, auf deren Fest der Ausbruch nachgelassen, zur Nachfolgerin, das andere Mal den Sanct Andreas. Das erste Mal schlug man einer Bildsäule desselben am Vesuv den Arm ab. Auf Ponte Maddalena bedroht der Heilige den Vesuv mit gehobenem Finger. Der Lazzarone geht gewöhnlich ohne Gruß vorüber; macht aber der Vesuv eine bedenkliche Miene, so rückt er die Mütze. Auch brennt nur dann die Laterne bei dem Bilde. — Im Kopfe des gemeinen Neapolitaners sind der Vesuv und San Gennaro unzertrennlich mit einander verbunden. Steigt bedrohlicher Rauch aus dem Berg auf, so streckt der Fischer seine Hand aus und ruft: „Ruhig, Vesuv, denn unser Patron ist Herr über dich!“ Speit der Vulkan Feuer, so strömt die Menge nach der Kathedrale, holt die Büste und trägt sie gegen den Berg. Bei solchen Processionen begeht der Pöbel immer allerlei Unfug; namentlich werden die Buden geplündert, wo man Lichter

und Fackeln verkauft, um durch deren Anzünden den Zug zu verherrlichen. Denn überall in Italien ehrt man das Religiös-Heilige gern mit Lichtern. In jedem Hause, und wäre es auch die ärmste Fischerhütte, brennt vor dem Madonnabild ein ewiges Lämpchen, das dem aufwachenden Schläfer bei Nacht wie ein heiliger Stern entgegenschimmert. Geht der Priester nachts mit der Hostie zu einem Sterbenden, so schreiten Knaben mit Fackeln vor ihm her, und wo er vorüber kommt, setzt Alles Lichter auf die Fenster, Balcone und Thürschwellen. An Festabenden brennen Tausende von Kerzen in Pyramidengestalt und anderen Figuren im Innern und auf den Dächern der Kirchen. Die Kosten zu den Festen werden aus freiwilligen Beiträgen des Kirchspiels und des Volkes überhaupt bestritten. Gesammelt wird bei jeder Gelegenheit. So schreiten jeden Morgen schwarzgekleidete Weiber und Mädchen unter dem Vortritt eines Priesters singend durch die Straßen, welche nicht selten eine Madonna in blonder Allongeperrücke und prächtigem Spitzenkleide mit sich führen. Diese hält in der einen Hand eine Feder, in der andern ein offenes Buch, als Andeutung, daß jede von den Vorübergehenden gespendete Gabe in das ewige Buch des Himmels eingetragen werde.

Die Verehrung der Heiligen ist hier zu Lande bis zum götzendienerischen Unwesen ausgeartet. Städte, Dörfer, Straßen, Kirchen, religiöse Gesellschaften, Zünfte, Häuser, jeder einzelne Mensch hat seinen Patron und Fürbitter. Die Schutzheiligen der Häuser sind gewöhnlich hölzerne, irgendwo an einer Stubenwand angebrachte Püppchen. Das Volk weiß die alten Götter und die Heiligen nicht recht zu unterscheiden. So giebt es in Sicilien eine Kirche der heiligen Venus, und nicht selten sagt der Cicerone: „Dieser Tempel ist die Kirche des San Mercurio, der Santa Diana ꝛc.“ Die Statuen im Museum heißen bei dem gemeinen Mann ebenfalls Heilige. Das entfernt von Städten wohnende Landvolk kennt keine anderen Bilder als die von Heiligen und glaubt daher leicht, daß jedes Bild einen Heiligen vorstelle. Ein Deutscher, der in einem sicilianischen Bauernhause rastete und zum Zeitvertreib auf ein Blatt seiner Brieftasche einen fratzenhaften Stutzer zeichnete, erregte das höchste

Erstaunen der Familie. Die Frau stieß ihren Mann an und sagte halblaut: „Der Signor Forestiere (Fremde) kann Heilige machen," worauf der Mann mit der Frage vortrat: „Excellenz, verzeiht, wie heißt dieser Heilige?" Der Reisende erwiederte ernst: „Es ist der heilige Kasperlarifari. Wenn Ihr ihn haben wollt, nehmt ihn hin. Ich kann mir immer wieder einen anderen machen." „Ja Herr! Ja, Excellenz!" schrieen beide, nahmen mit vielem Danke den San Kasperlarifari in Empfang und klebten ihn neben die Madonna an die Wand, worauf sie die Nachbaren herbeiriefen, um ihnen ihren neuen Schatz zu zeigen. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich in dem Dorfe die Nachricht, es sei ein fremder Mann da, der einen schönen Heiligen gemacht habe, und noch andere machen könne und nicht länger dazu brauche als drei Paternoster. Alles lief herbei und bestürmte den guten Deutschen mit Bitten um Santi Kasperlarifari's, bis dieser erklärte, er müsse gleich weiter, und auch schleunigst aufbrach. — Zu den schön bemalten hölzernen Figuren, die dem gemeinen Mann mit der leibhaftigen Person des Heiligen in Eins zusammenfließen, schaut derselbe entzückt auf, zu ihnen sendet er seine innigsten Gebete empor, ihnen legt er Alles, was ihn drückt, an's Herz. Selbst der Räuber im einsamen Waldgebirge zieht vor dem Madonnenbilde am Wege seinen Hut und murmelt — das Kreuz schlagend, ein Paternoster. Die Hausheiligen werden besonders bei drohenden Gefahren in Anspruch genommen. Man schmeichelt ihnen oder schilt sie, man streichelt und küßt sie oder giebt ihnen Faustschläge, schafft sie ab, setzt andere an ihre Stelle und nimmt sie wieder in Gnaden an, je nachdem sie sich mit ihrem hülfreichen Beistand hold oder abhold erwiesen haben. Wüthend bannt der Lazzarone durch einen Fluch alle Heilige des Himmels in seine Mütze, wirft sie zu Boden und tritt sie mit Füßen. Vorher aber ruft er: „Springe heraus, San Gennaro!" denn dem Schutzpatron der Vaterstadt will er doch keinen Schimpf anthun. Man schließt auch Verträge mit den Heiligen, wie es ein neapolitanischer Kaufmann mit Sanct Antonius machte, vermöge dessen er sich verpflichtete, demselben für seinen Beistand gewisse Procente vom Gewinn zu geben, wofür dieser weiter keinen Anspruch auf Messen machen durfte.

Mit den Auswüchsen der Religion ist der Aberglaube innig verschwistert. Gespenster und Hexen freilich, wie sie der nebelhafte Norden erzeugt, weis't der heitere Sinn des Südländers von sich ab. Dagegen fehlt es nicht an anderweitigen Hirngespinnsten. Von Menschen, die lange im Sterbekampf liegen, glaubt man, daß sie der Teufel plage. So hieß es von einem seit mehreren Tagen mit dem Tode ringenden Manne zu Neapel: der Teufel gehe in Gestalt eines gehörnten feueraugigen Katers bei ihm aus und ein, so daß Viele aus dem Volk sich zudrängten, ihn zu sehen, und die vor der Thür aufgestellte Polizeiwache Mühe hatte, dem Andrange zu wehren. Ein durch ganz Italien verbreiteter Aberglaube zeigt sich ferner in dem auf gewissen Menschen ruhenden Verdacht, als brächten sie durch ein Wort, einen Blick, ja durch ihre bloße Erscheinung Unglück. Solche Jettatori (Werfer böser Blicke) brauchen deshalb keine bösen Menschen zu sein; das Unglück haftet eben an ihnen ohne ihr Wissen und Wollen. Unheilbringend durch ihre Erscheinung sind alle Mönche, vorzüglich die Franziskaner, wenn sie die ersten begegnenden Personen sind oder auch als Reisegefährten. Erhebt sich ein Sturm auf dem Meere und es ist ein Mönch an Bord, so hat er das Unwetter verursacht und er mag sich vorsehen. Zerbricht eine Lampe, eine Tasse oder geschieht sonst ein Unfall in einer Gesellschaft, wo sich ein Geistlicher befindet, so trifft letzteren das Auge der Wirthin mit stillem Vorwurf. Jäger verlieren die Hoffnung, Etwas zu schießen, wenn ein Mönch an ihrer rechten Seite vorübergeht. Spielt man diesem einen kleinen Streich, so wird dadurch der davon ausgehende böse Zauber entkräftet. Der Jettatur verdächtig sind außer den Mönchen, Perrücken- und Brillenträger (grüne Brillen schaden mehr als weiße), dürre Menschen, schwangere Frauen und alle blassen, unheimlichen Gesichter. Besonders bringen gute Wünsche und Lob aus dem Munde solcher Menschen Gefahr. Sagt der Jettatore zu einem Kinde: „Ein schöner Knabe, mög' es ihm wohl ergehen!" so schrickt die Mutter zusammen. Der Reiter ergrimmt, wenn ein Verdächtiger herantritt und sagt: „Sie haben da ein treffliches Thier!" Stürzt dem Landmann ein Esel auf dem glatten Pflaster, bricht dem Schiffer das Ruder, ist die

Lottozahl des Lazzarone nur um Eins von dem Treffer entfernt, macht einer bei guten Karten schlechtes Spiel: so hat es immer irgend ein bekannter oder unbekannter Jettatore gethan. — Als Mittels zur Entkräftung des Zaubers bedient man sich der halblaut gesprochenen Worte: „Böse Augen sollen hier nichts vermögen," oder man ballt die Faust und läßt den Daumen vorstehen, oder man macht mit beiden Händen das Horn, indem man den Zeige- und den kleinen Finger vorstreckt, oder man macht die Feige, indem man den Daumen zwischen Mittel- und Zeigefinger steckt. Da solche Zeichen sich oft nicht ungesehen gebrauchen lassen und gesehen beleidigen könnten, so hat man an den Ringen ganz kleine goldene Händchen, welche, kaum sichtbar, die Fingerchen als Hörner ausstrecken, oder man gebraucht niedliche Hörnchen und halbe Mondchen (diese besonders bei Kindern) aus Gold, Silber, Lava, Perlmutter, Korallen, Ambra, die bei Herren am Uhrgehänge, bei Damen an der Halsschnur oder sonst wo befestigt werden. Obschon das bloße Tragen derselben Schutz gewährt, so thut man doch noch besser, sie im Moment der Gefahr anzufassen. Große, oft schön polirte und mit Metall eingefaßte Ochsenhörner, die auf einem Spiegeltischchen oder Schranke stehen, schützen Zimmer und Haus vor dem bösen Einfluß des Jettatore. Hängen sie am Fenster, so brechen sie die Wirkung der von der Straße aus gegen das Gebäude geschleuderten Flüche. In Schenken schweben solche Hörner über den Fässern, in Apotheken über der Lade, wo die Waage steht. Hirten gebrauchen auch Widder- und Ziegen-, Jäger Hirschhörner, Fischer Hummerscheeren. Alte Hufen an die Mauer des Hauses genagelt, thun ebenfalls gute Dienste. Der Seemann spuckt dreimal feierlich in's Meer.

Vor Zeiten galt Virgil dem Volk als mächtiger Zauberer, und sein Ruf klingt noch in vielen Sagen nach. War Er es doch, der in einer Nacht den Posilipp durchbrach und die wunderbare Grotte aushöhlte, durch die man jetzt nach Puzzuoli fährt. Er gründete auch Neapel und ließ das runde Kastell dell' Ovo aus einem Zauber-Ei hervorgehen. Auf einem Thurm ließ er einen Apfel an einer Kette schweben. Berührte man

diesen wunderbaren Apfel, so bebte Neapel, nahm man ihn weg, so mußte es versinken. Die Kloaken und Wasserleitungen Neapels sind Werke Virgils, eben so die Schwefelquelle in Santa Lucia und die antiken Bäder von Puzzuoli. In denselben wurden die Kranken durch Inschriften, Gemälde und Sculpturwerke vollständig über ihre Heilung durch die verschiedenen Quellen belehrt, so daß es kein Leiden gab, von dem man hier nicht genesen konnte. Darüber ergrimmten die Aerzte in Salerno und zerstörten Schrift und Bilder; als sie aber heimschifften, erhob sich ein Sturm und verschlang sie. Ferner schuf der gute Virgil am Posilipp einen Garten, der von unsichtbarer unzugänglicher Mauer umgeben war und, nie von Regen befeuchtet, doch immer Blumen, Früchte und heilsame Kräuter in reicher Fülle trug. Hier stand ein bronzener Trompeter, der den schlimmen Scirocco in seiner Trompete auffing und mit mächtigem Hauche weit hinaus in die See stieß. Ueberhaupt verstand sich der Zauberer auf's Metallgießen, denn er machte auch jenes kolossale Roß, dessen Haupt noch aufbewahrt wird, so wie einen Reiter und einen Schützen aus Bronze. Der Reiter durchstreifte des Nachts auf seinem Pferde die Straßen Neapels und erschlug alle Diebe und Banditen, die er fand. Der Schütze war ein Vorgänger San Gennaro's; denn ehe der Heilige auf der Magdalenenbrücke stand, hielt jener dort einen gespannten Bogen mit aufgelegtem Zauberpfeil, dessen Anblick den tückischen Vulkan entkräftete. Einst sagte ein vorübergehender calabresischer Bauer, nachdem er sich den Schützen ein Weilchen beschaut: „Wenn du schießen willst, so drück auch los!" und griff an die Feder des Bogens. Sausend flog der Pfeil davon und drang tief in den Aschenkegel. Der Berg erbebte, Flammen zuckten hervor, und ein furchtbarer Ausbruch, wie Neapel noch keinen gesehen, begann seine Verwüstungen. Wäre San Gennaro damals der Stadt nicht zu Hülfe gekommen, so läge sie längst zertrümmert und begraben wie Pompeji. — Wie man wohl dem Homer und der heiligen Schrift eine göttliche Kraft zugeschrieben und beide benutzt hat, aus zufällig aufgeschlagenen Stellen die Zukunft zu deuten, so machte man es auch früher mit den Gedichten Virgils, welche noch jetzt in Italien auf's

höchste geschätzt werden. Unter Anderm fand man in den Eklogen eine Weissagung der Geburt Christi.

Volksbücher mit alten Sagen und Rittergeschichten findet man hier so gut, wie in Deutschland und Frankreich. Der Lieblingsheld vor allen Rittern der romantischen Poesie ist Rinaldo, neapolitanisch: Linardo. Hat Jemand die Kühnheit, einen anderen höher zu preisen, so giebt es Wortwechsel und blutigen Streit. Einst klagte die Frau eines Schiffers einem Fremden ihre Noth. „Heute Abend," sagte sie, „kommt mein Mann mit zorniger Geberde und Thränen in den Augen nach Hause. Was hast du? frag ich ihn. — Verdammter Medoro! lautete seine Antwort. — Medoro? frag' ich weiter. Wer ist das? — Medoro, der Mohr, ruft er grimmig, hat die schöne Angelica doch noch davongetragen; was die edlen christlichen Ritter nicht zu Stande gebracht, ist dem schwarzen Teufel gelungen. — Was kümmert mich dein Mohr und die Ritter? sag ich. Laß uns essen. — Was? schreit er und schlägt mich in's Gesicht. Roland kümmert dich nicht, und Linardo auch nicht? Wie, auch nicht Linardo?! Ich will heute nichts essen, und du sollst auch nicht essen! Hätt' ich nur den Mohren hier, ich wollt' ihm seine Liebe schon einträuken!" — Durch Vorleser hört das Volk aber außerdem auch täglich seine vorzüglichsten Dichter, als einen Ariost und Tasso, vortragen und erklären. Ueberhaupt fühlt sich der Neapolitaner, wie alle seine phantasiebegabten Brüder, durch ganz Italien, zur Poesie hingezogen, und das Talent zu eigenen derartigen Productionen ist Gemeingut. Einen Beleg dazu liefert die Gabe des Stegreifdichtens, oder Improvisirens. Diese Gabe offenbart sich selbst in den untersten Klassen durch den Vortrag momentan erfundener Verse, Gesänge und Erzählungen, die zwar an sich keinen bedeutenden Werth haben, jedoch als Erzeugnisse des Augenblicks ihre Wirkung nie verfehlen. Die Kunstimprovisatoren, welche man in Deutschland und Frankreich sieht, sind nur Schatten neben den italienischen. Dem neuerlich bekannt gewordenen Advocaten Bindocci aus der Improvisatorenstadt Siena wurden im florentinischen Theater zu Neapel folgende Aufgaben gestellt: 1) Am Grabe eines jungen Mädchens. 2) Dante. 3) Die Grazien, welche Canova bei der

Arbeit erscheinen. 4) Lord Byron in Venedig. 5) Ein junger Ehemann, der ein altes Weib hat. 6) Die Künste in Italien. 7) Streit zwischen zwei damals sich bekämpfenden Journalen Neapels. 8) Wer ist übler daran: eine Maus zwischen zwei Katzen, oder ein Client zwischen zwei Advocaten? 9) Der Tod Manfreds. 10) Diogenes mit der Laterne in Neapel. 11) Klage der Mutter Conradin's um ihren Sohn. 12) Tasso im Kerker. Bindocci war damals ein mittelgroßer Mann von etwa sechs und dreißig Jahren, mit hoher Stirn, blitzenden Augen und schwarzem Lippenbärtchen, kräftig und gewandt zugleich. Nachdem er die zahlreiche Versammlung mit edlem Anstand begrüßt, warf er sich in einen Sessel und durchlief die Aufgaben mit lebhaftem Geberdenspiel. Unterdeß spielte ein Musiker eine höchst einfache Melodie auf einem Flügel, und der Improvisator fiel in tiefes Nachdenken. Bald ergriff ihn der Geist. Er sprang auf und maß mit schnellen Schritten das Zimmer. Dann trat er an den Rand der Bühne und begann sein Gedicht: „Am Grabe eines jungen Mädchens" mit ganz sanfter Musikbegleitung als Recitativ zu singen. Er hatte eine kräftige Mittelstimme zwischen Baß und Tenor (Bariton), und obgleich er kein ausgezeichneter Sänger war, so machte doch sein lebendiger Vortrag den besten Eindruck. Mit großem Feuer pries er die hohe Schönheit der noch blühenden Jungfrau. Allmählig ging er dann in schmelzend weiche Töne über, klagend, wie sie dahingewelkt und des Grabes Beute geworden, keusch, wie die wilde Rose am Felsenhang. Niederstarrend rief er endlich mit ausgebreiteten Armen: „Und nun schläft sie in tiefer kalter Gruft und hört nicht die Abschiedsworte, die ihr die Schwestern hinabrufen, und sieht nicht die zitternden Hände, welche die Mutter, an ihrem Haupte knieend, faltet. Sie ist dahin, der Stolz ihrer Eltern, das Entzücken der Jünglinge, die Krone der Schöpfung! „„Dahin, hinüber in eine bessere Welt!"" flüstert der Abendwind in der Cypresse ihres Grabes." Athemlose Stille herrschte durch's ganze Theater; dann folgte donnernder Beifall. Es war das schönste Gedicht dieses Abends. — Als zweites Thema wählte Bindocci zur Erheiterung nach dem Trauergesang: „Ein junger Ehemann, der ein altes Weib hat." Er behandelte diesen

Gegenstand ohne Musikbegleitung in einem Sonette, wozu er sich von den Zuhörern die Reime erbat. Daraus setzte er nach minutenlangem Sinnen ein artiges Gedicht zusammen, das er trefflich declamirte. So ging es weiter. Bei einigen Gedichten ließ er sich blos an erhabenen Stellen von dem Flügel begleiten. Während unsere Poeten Wein trinken, um in Feuer zu kommen, trank er Wasser, um die Gluth zu dämpfen. Nur einige Mal stockte er Secunden lang oder änderte ein paar Worte; im Ganzen aber sang und sprach er mit Sicherheit, wenn gleich nicht schnell. Mit vaterländischer Geschichte und Literatur zeigte er, so wie das Publikum große Bekanntschaft; auch verstand letzteres sogleich alle mythologischen Anspielungen. Das Thema: „Die Künste in Italien" behandelte er in der achtzeiligen Stanze (Ottave rime), indem er begann: „Nur unter blauem Himmel mögen die Musen weilen. Sie freuen sich der milden Luft, des rauschenden Strandes, der schöngeformten Berge. Sie wohnen gern unter den leicht bewegten Kindern des Südens, denen das Herz rascher schlägt, denen die Augen glänzender leuchten, die des Lebens Bürde leicht und scherzend tragen." In dem Gedicht gegen die Advocaten erklärte er, daß ein Client zwischen zwei Advocaten noch viel übler daran sei, als eine Maus zwischen zwei Katzen, und nachdem er alle Schmach auf den Advocatenstand gehäuft, dem er selber angehörte, schloß er mit der überraschenden Wendung: Alles was er bisher gesagt, gelte nicht von den Advocaten dieser Tage, seinen ehrenwerthen Collegen, sondern von den Rabulisten alter Zeit, worauf Alles in stürmischen Beifall ausbrach. — Unter Ferdinand I. gab es hier zwei Bauern von Lecce und Ischia, die sich täglich zu poetischem Wettstreit herausforderten und singend in Versen gegen einander kämpften. — Allezeit fertige Improvisatoren von Erzählungen sind die Köche. Sie versammeln gern abends die Kinder des Hauses und spinnen seltsame Geschichten, wobei sie wie Schauspieler auf der Bühne agiren.

Der Neapolitaner übertrifft an Lebhaftigkeit der Rede und Geberde alle Italiener, ja sogar den Sicilianer. Bei der einfachsten Erzählung macht er sonderbare Zeichen, indem er z. B. die Fingerspitzen der einen Hand heftig mit der andern schüttelt.

Im Gespräche zieht er die Schultern hoch empor, sägt mit den Händen in der Luft, schlägt und stampft mit den Füßen, quikt und kräht in der Fistel. Im Zorn beißt er sich auf die Finger. Ja, er spricht nicht leicht eine kleine Zahl aus, ohne eben so viel Finger auszustrecken. Oft bedient er sich auch aus Bequemlichkeit, Laune, Scham, Bescheidenheit, Vorsicht oder aus Noth allein der Geberdensprache. So kann man sich häufig in der Stadt wegen des betäubenden Lärmens gar nicht durch Worte verständlich machen. Daher führt der Kutscher auf dem Bock und sein hinten auf sitzender Bursch, an Bekannten vorbeirollend, eine stumme Sprache, die zuweilen so lange fortgesetzt wird, als sie umschauend sich sehen können. Daher haben die Nachbarn von Fenster zu Fenster, von Balcon zu Balcon, von Dach zu Dach eine wunderliche Unterhaltung mit Kopf und Händen. — Hier von tausend Zeichen einige. Nur höchst selten sagt der Neapolitaner „nein" oder „ich weiß nicht," sondern er fährt mit dem Kopf in die Höhe, wobei gewöhnlich die Mundwinkel herabgezogen werden. Will er die Verneinung stärker ausdrücken oder überhaupt Etwas läugnen oder verweigern, so streicht er außerdem ein- oder zweimal mit einwärts gekrümmten Fingern von unten nach oben über's Kinn. Damit deutet er z. B. dem Bettler an, daß er nichts zu erwarten habe, was besser wirkt, als die bestimmteste Abweisung in Worten. Das Hin- und Herbewegen des erhobenen Zeigefingers und das Schnalzen mit der Zunge sind ebenfalls Geberden der Verneinung. Daher die Geschichte von der sicilianischen Krämerin, welche ein Fremder wiederholt fragt, ob sie Scheeren habe, und jedesmal verneint sie es durch Zeichen, erst mit dem Finger, dann mit der Zunge, dann mit zurückgeworfenem Kopfe, dann mit der Hand am Kinn. Endlich, da jener immer noch nicht versteht, ruft sie ungeduldig: „Aber, Signore, ich hab' Euch ja schon viermal gesagt, daß ich keine Scheeren habe!" — Setzt man den Nagel an die oberen Schneidezähne und läßt ihn hörbar abgleiten, so bedeutet dies: Du kriegst Nichts, gar Nichts davon. Durch Kopfschütteln verneint man niemals. — Das gewöhnliche Zeichen, womit man aus der Ferne grüßt, besteht darin, daß man die Hand gegen das eigene Gesicht bewegt, als wollte man sich

fächeln. Hält oder bewegt man bei mehr ausgestrecktem Arm die Hand in ähnlicher Weise auswärts, so heißt dies: Komm her. Arm und Hand horizontal, sind Zeichen des Erstaunens oder bedeuten: mittelmäßig, sachte! oder: ruhig! Kehrt man aber die Hand aufwärts, so will das sagen: halt! warte! Die Miethskutscher halten auf dies Zeichen sogleich an. Streckt man die Hand, mit der Fläche nach unten, horizontal aus und schließt Daumen und Zeigefinger, so drückt dies Gerechtigkeit, Vollkommenheit oder eine Drohung aus. Nähert der Lazzarone den Daumen dem Munde, indem er die vier anderen Finger krümmt, so bedeutet dies: durstig. Zu essen verlangt er, indem er den mäßig gekrümmten Zeigefinger nach dem Munde wendet und hin und her bewegt. — Hält dir Einer die Hand mit krumm auseinander gesperrten Fingern entgegen, oder gar beide Hände, indem er die kleinen Finger in einander hängt, oder zieht er mit dem Zeigefinger den Augenwinkel herunter, so sagt er dir, du seist ein Schelm, ein Spitzbube. Legt er sich dir gegenüber die Finger über den Mund, so hält er dich für verschlagen. Berührt er mit dem Daumen die Spitze seiner Nase und läßt die Hand abstehen, so verspottet er dich. Faßt er die Haut seiner Backe und schüttelt sie, was z. B. ein Verkäufer thut, dem du zu wenig bietest, so deutet dies verächtliche Mißbilligung an. Ein Zeichen der äußersten Geringschätzung ist es aber, wenn Jemand dir an's Kinn greift und sich über die Finger pustet oder gar darüber hinweg spuckt. Willst du ihm dann sagen: du würdest das rächen, so brauchst du nur den Zeigefinger in den Mundwinkel zwischen die Zähne stecken. Bist du aber erbittert genug, ihm zu drohen, du wolltest ihn zermalmen und vernichten, so schlägst du dir mit der flachen Hand auf den Hinterkopf. Vielleicht giebt dir dein Gegner nun zu verstehen, er kümmere sich nichts darum, indem er mit offener Hand einen Kreis gegen die Erde beschreibt. — Der Zeigefinger am untern Augenlide bedeutet: hüte dich! Der Zeige- und der kleine Finger vorgestreckt, die übrigen umgelegt wollen sagen: man hat dir Hörner aufgesetzt, oder auch: du sollst bersten. Will man sich noch stärker ausdrücken, so macht man mit beiden Händen das Horn oder die Feige, wie oben als Mittel gegen Zauberei be-

ſchrieben wurde. — Erzählt dir Jemand von einer ſüßen Frucht, von einem anmuthigen Bilde, von friſchen Mädchenlippen, ſo ſchaut er entzückt empor, faßt die drei erſten Finger zuſammen, drückt einen Kuß darauf und wirft dann die geöffnete Hand in die Luft. — Die Neapolitaner greifen nicht blos Kindern oder artigen Mädchen an's Kinn, oder kneipen ſie in die Wangen, wie wir es thun, es iſt dies vielmehr überhaupt eine vertrauliche Begrüßung zwiſchen Erwachſenen, die dadurch noch erhöht wird, daß man ſich nachher die Finger küßt. Ueberhaupt ſind Kußhände aller Art ſehr gewöhnlich. Greift man ſich, einem Mädchen gegenüber, an's eigene Kinn, ſo heißt dies: du gefällſt mir. Wie ſchön biſt du! — Natürlich bedienen ſich am meiſten die Liebenden dieſer Zeichenſprache; aber auch unter Perſonen, die ein öffentliches Amt bekleiden, kommt ſie vor. So tritt ein Unterofficier in militairiſcher Haltung vor ſeinen Chef, um Rapport zu erſtatten. Er rührt grüßend an den Tſchakko, reckt drei Finger aus, ſchlägt mit der Rechten gegen den Ellbogen der Linken, ſo daß ſich der Arm vorwärts bewegt, rüttelt darauf an Backen und Taſche, macht eine wellenförmige Bewegung mit beiden Händen, und hält zuletzt die verſchränkten Finger wie ein Gitter vor die Augen. Der Officier verſteht es augenblicklich: es ſind drei Mann deſertirt, weil ſie weder zu eſſen, noch Geld hatten, um Speiſe zu kaufen; Cavallerie hat ſie verfolgt, und ſie ſitzen im Gefängniß. — Als Ferdinand I. nach Neapel zurückgekehrt war, forderte das vor dem Schloſſe zu Reſina verſammelte Volk ſtürmiſch die Plünderung von Mürats Palaſt. Da trat Ferdinand auf den Altan, hielt den Finger über den Mund, legte die Hände über einander, wie es beim Uebergreifen auf dem Clavier geſchieht, fingerte dabei und fuhr dann mit der Hand das Kinn hinauf, d. h. „Seid ruhig, diesmal wird Nichts gemauſ't.“ Die beſte Rede hätte vielleicht nichts gefruchtet; aber dieſe, unter dem Volk gebräuchlichen Zeichen wirkten. Freudig rief es ein Vivat! und ging auseinander.

Wer in der Geberdenſprache bewandert iſt, kann ſich dem gemeinen Mann oft viel leichter verſtändlich machen, als durch alle ſein Italieniſch; denn der neapolitaniſche Dialekt hat in Form und Geſtalt ſo viel Eigenthümliches, daß ein im reinen

Toscaniſch angeredeter Fiſcher oder Landmann dem Fremden wohl erwiedert: „Herr, ſprecht Italieniſch, ich verſtehe kein Franzöſiſch.“ Freilich klingt das Neapolitaniſche nicht ſo ſüß, wie das Italieniſche im Munde der Römer, welche uns durch die Muſik ihrer Wortlaute überraſchen. In Toscana hört man überall die reinſte zierlichſte Redeweiſe, aber die Ausſprache iſt dort rauher. Der weichſte aller italieniſchen Dialekte iſt der venezianiſche, der kein „tſche“ und „tſchi“ kennt. Das Lombardiſche und Piemonteſiſche unterſcheidet ſich ebenfalls ſehr bedeutend von dem reinen Italieniſchen und verräth, je weiter nordweſtwärts, deſto mehr die Nachbarſchaft Frankreichs, während das Neapolitaniſche auch griechiſche, ſpaniſche und arabiſche Wörter aufgenommen hat. Alle Stände bis hinauf zum Könige bedienen ſich dieſes Dialektes, und er wird ſelbſt noch in gerichtlichen Verhandlungen geſtattet. Ein kluger Advocat aus Neapel konnte daher einem Collegen aus Toscana folgenden Streich ſpielen. Der Client, den der Neapolitaner vertheitigte, hieß nämlich Biaſo, italieniſch Biagio. Nun brauchte der Toscaner in ſeiner Rede gegen denſelben immer nur die Form Biagio. Ruhig ließ ihn der Neapolitaner ausreden und ſagte, als er endlich geſchloſſen hatte, trocken: „Wann kommt Ihr denn zur Anklage meines Clienten? — „„Habt Ihr denn keine Ohren? Ich ſpreche ja ſchon zwei Stunden lang gegen ihn.““ — „Aber mein Client heißt Biaſo und nicht Biagio. Wollt Ihr Biaſo anklagen, ſo thut es; nur laßt den Biagio weg, den ich nicht kenne.“ — Die Anklage zu erneuern, war keine Zeit mehr, weshalb die Sache aufgeſchoben wurde. Aufſchub hatte aber der neapolitaniſche Advocat gewinnen wollen. — Der neapolitaniſche Dialekt hat eine heiter-drollige Färbung, und eignet ſich daher zu komiſchen Darſtellungen auf der Bühne. Dieſer ſtotternde, bequem abgeſtumpfte, kindiſch lärmende Dialekt iſt wie geſchaffen für die Zunge Pulcinells.

Da der Neapolitaner luſtige Perſon von Haus aus iſt, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß unter den ſtehenden Figuren der hieſigen Luſtſpiele und Farcen im Volksdialekt, wie ſie in den Theatern San Carlino und Sebeto am beſten gegeben werden, die Rolle des Pulcinella oder Polcinella die erſte Stelle ein-

nimmt und allemal den geschicktesten Komiker erfordert. Die Entstehungsgeschichte dieses italienischen Bajazzo ist angeblich folgende. Vor etwa hundert Jahren erschien zur Zeit der Weinlese in dem nahen Städtchen Acerra eine Schauspielertruppe. Das Landvolk aber, witzig von Natur und aufgeregt von dem reichlich gewonnenen süßen Most, überschüttete die Truppe mit Scherzen und Spöttereien aller Art. So tapferen Widerstand die Bühnenkünstler auch leisteten, so scheiterte doch all ihre Kunst an dem Genie des Bauers, Puccio d'Aniello. Dieser, der sein Dasein einer Naturlaune zu verdanken schien, denn er hatte vorn und hinten einen Höcker, war zum Ersatz dafür auf's reichlichste mit Geist ausgestattet worden, und führte so possirliche und zugleich so beißende Reden, daß die Gegner ihm in keiner Weise die Spitze bieten konnten. Sie beschlossen demnach, den drolligen Cumpan mit in die Truppe zu ziehen. Wirklich betrat er auch in weitem Hemde und weiter Hose, der dortigen Landestracht, die Bretter und wurde bald der Liebling des Volks. Als Puccio d'Aniello oder Pucinella gestorben war, beschloß man, den Träger dieses köstlichen Humors unsterblich zu machen. Seine Nachfolger mußten eine Halbmaske mit dicker gebogener Nase, wie jener eine hatte, und weite weiße Kleider nebst weißer spitzer Filzmütze tragen; die zwei Buckel aber ließ man, wenigstens in Neapel, schwinden. Und so lebt er denn fort in der Volkskomödie, im Marionettentheater, in allen umherwandernden Puppenkasten, und wer Neapel seinen Pulcinella nimmt, der reißt ihm das Herz aus der Brust. Dieser tölpische, listige, witzige, gutmüthige, leichtsinnige, neugierige, verliebte, ausgelassen heitere, furchtsame, naseweise, gefräßige, durchaus in sinnliche Genüsse versenkte Bursche, mit kreischender Stimme ist das sprechendste Conterfei des unter diesem schönen Himmel geborenen, philisterhaft fortschlendernden Naturkindes, wie es hier träge in der Thür steht oder im Kaffeehause sitzt, die Zeit mit Späßen tödtend. Pulcinella's Thaten sind so viele, als Sterne am Firmament. Bald ist er Philosoph, der den Mund nicht öffnet, ohne eine Dummheit zu sagen; bald ein Narr, der wie Don Quichote von Weisheit sprudelt. Heut erscheint er als ungeschickter, naschhafter, spitzbübischer Bedienter, der die Suppe

hinwirft, im Winkel die Flasche kostet und die Ausgaben für seinen Herrn mit doppelter Kreide anschreibt; morgen spielt er den vornehmen Herrn, dem seine Leute um die Wette eine Nase drehen. Als Junggeselle macht er fremden Weibern den Hof, bekommt aber nichts als Schläge; oder er verliebt sich in ein Mädchen, das ihm aber kurz vor der Hochzeit weggekapert wird; oder man setzt ihm als Ehemann Hörner auf. Immer macht er Anderen einen Querstrich oder Andere ihm; immer wird er geneckt, gequält, geprügelt, ja bisweilen unschuldig mit dem Tode bedroht. Lassen ihn die Menschen in Frieden, so foppt ihn auf die ergötzlichste Weise der Zufall. Das Alles entlockt ihm die curiosesten Bemerkungen und Betrachtungen. Auch auf heiligem Gebiete läßt er sich sehen. In geistlichen Komödien hat er die Heiligen zum Besten. Bei den Weihnachtskrippen sitzt er in einer Grotte und trinkt. An Altären dient er als Kerzenhalter. — Neben Pulcinella zeichnet sich unter den stehenden Figuren San Carlino's Don Fastidio aus. Dieser erscheint immer in altmodischer schwarzer Tracht, dickleibig und spinnbeinig, ältere Männer verschiedenen Standes vorstellend. In seinen Reden zeigt er sich eben so aberwitzig, als weitschweifig. Oft wächst ihm sein eigener Unsinn über den Kopf. Er stockt jeden Augenblick, greift aber mit würdevoller Kaltblütigkeit den Faden immer wieder auf und spinnt ihn weiter mit Worten wie unser „also, derohalben, sintemal und alldieweil." Bisweilen versucht er sich an einem Spaß, aber jedesmal macht ihm der in's Wort fallende Pulcinella Alles zu Wasser. Unzählige Male wird er ausgelacht, aber seine Selbstgefälligkeit bleibt sich stets gleich. Mögen ihm Unfälle wie Schneeflocken über die Perrücke kommen, er schüttelt sich und bleibt immer der alte Philister. Als Staatsmann blamirt er sich vor Fürst und Volk. Als Gelehrter macht er Schnitzer über Schnitzer. Als Wirth läuft ihm der Wein aus, oder die Gäste trinken tapfer ohne zu bezahlen. Als Familienvater oder Ehemann, bringt die Tochter und die Frau Schmach auf seinen Namen. Spielt er in seinen alten Tagen noch den Galanten, so läßt ihn seine eingebildete Geliebte durchbläuen; denn die Prügel fallen auf dergleichen Theatern bekanntlich wie Hagel. Kurz, ihm widerfährt eben so viel

Pech in seiner Ueberklugheit, als Pulcinella in seiner Dummheit hat.

Mit Unrecht wird der Neapolitaner dumm genannt, er ist nur ein wenig täppisch, wie Pulcinella, steckt aber im Uebrigen ganz eben so voll Mutterwitz; ja oft beschämt er die gescheidtesten Leute durch seinen natürlichen hellen Verstand. Dagegen ist er bei der höchst trübseligen Schulbildung roh und unwissend. Der gemeine Mann kann selten lesen. Wer sich auf's Schreiben versteht, gilt schon für einen Gelehrten. Tausende wissen nicht, wie alt sie sind. Einsichtige Neapolitaner äußern im vertraulichen Gespräch gegen den Fremden: „Der gemeine Mann erhält bei uns nicht die mindeste Bildung; er besucht keine Schulen oder höchst dürftige. Die Geistlichen sind fast eben so unwissend wie er selbst. Der Mann von Stand erhält nur eine geringe, ganz einseitige Bildung, welche auf äußerliche Beobachtung leerer Religionsgebräuche, unfruchtbares Wissen, Uebung angenehmer Talente, als Musik und Versemachen, und auf höfliches Wesen abzielt; das geistige Element fehlt ganz." Jeder Pulsschlag des Geistes steht im ganzen Lande unter der Controlle der Geistlichkeit, welche alle Fortschritte der Cultur beim Volke für gefährlich hält. — In einem Schulbuch für die älteren Schüler der Gemeindeschule zu Sorrent mit der Jahreszahl 1839 sieht man auf etwa drittehalb hundert groß gedruckten Seiten ein buntes Allerlei aus der biblischen Geschichte, Naturgeschichte, Physik, Himmelskunde, Geographie, Geschichte (auf drei Seiten abgefertigt), Mythologie, Mathematik ꝛc. Am ausführlichsten ist die Wappenkunde und die Kunde der verschiedenen europäischen Orden behandelt. In diesem Schulbuch lebt das heilige römische Reich deutscher Nation mit seinen neun Kreisen, sieben Kurfürsten und dem respectvollen Kaiserhaupt noch bis auf diesen Tag ruhig und unangefochten fort. Als unumschränkte Herrscher werden bezeichnet: „der türkische Kaiser und überhaupt alle Potentaten in Asien und Afrika; in Europa aber giebt's nur zwei, nämlich den Kaiser von Rußland und den König von Dänemark." In der Himmelskunde heißt es: „Man hat immer geglaubt, daß die Sonne sich bewege, weil sie augenscheinlich einen Umlauf macht; aber jetzt meint man,

daß sie still stehe und die Erde sich um die Sonne bewege." In den Katechismen lernen die Kinder Alles nach Frage und Antwort mechanisch auswendig. Dabei droht man ihnen: „Weicht ihr ein Haar breit in eurem Glauben von dem ab, was in dem Buche steht, so seid ihr des Satans." — Unter den höheren Unterrichtsanstalten bereitet allein das königliche Lyceum des Erlösers (real liceo del Salvatore) zur Universität von staatswegen vor. Der Lectionsplan nennt: Italienisch, Lateinisch, Griechisch, Religion, Geschichte, Geographie, Mathematik, Physik, Rhetorik und Anfangsgründe der Philosophie. Neben diesem Lyceum bestehen noch eine Anzahl Klosterschulen (Collegi), in denen Klostergeistliche Unterricht geben. Unser Landsmann Lüdemann berichtet von einer solchen Unterrichtsstunde Folgendes; „Wir traten," sagt er, „ein, um einem griechischen Lehrcursus beizuwohnen. Ein gebrechlicher Abbate stolzierte, das Neue Testament in der Hand, vor seinen drei Schülern, aus denen das ganze Auditorium bestand, gravitätisch auf und ab. Die Stunde begann. Nachdem durch einen langen Dispüt unter heillosem Lärmen festgestellt war, an wem das Spiegiren (Erklären) eigentlich sei, begann einer der munteren Jungen einen Vers mit ohrzerreißender Aussprache vorzulesen und zu erklären, d. h. aus einem neben ihm liegenden Hefte die jämmerlichste Erklärung der Formen herzulesen. Der Lehrer fand jedoch Alles herrlich, rief beständig: Prächtig! Seht ihn! Ganz prächtig! (Da bravo Eccolo! Bravissimo!) und wußte sich sichtbar etwas mit seinem trefflichen Schüler. Nachdem dieser so weit abgefunden war, forderte er den Zweiten zu gleichem Wunderwerke auf mit den Worten: „Es ist an Euch, Signor Francesco!" Doch Signor Franz erklärte sich heute für insolvent, und als Signor Giulio (Julius), der dritte Junge, gewahr ward, daß ihn nun die Reihe treffen würde, so hielt er es für das Gerathenste, Reißaus zu nehmen. So blieben wir mit dem verzweifelten Lehrer und seinem trefflichen Schüler allein. Dieser sollte nun fortfahren, zu spiegiren; jedoch auch er war nicht weiter vorbereitet, und so nahm dieser musterhafte Unterricht denn damit ein Ende, daß der Lehrer sein Buch unter Schloß und Riegel legte, und das ganze Collegium auf und davon ging." — Die Universität

mag 1500 bis 1800 Studenten zählen. Mathematik und Naturwissenschaften werden recht befriedigend vorgetragen. Die Medicin ist wohlbestellt, besonders die Klinik und die Chirurgie, worin die Neapolitaner, wie in allem Praktischen, viel leisten. Bei dem traurigen Zustande allgemeiner wissenschaftlicher Bildung und bei der überall im Lande herrschenden schlechten Gerechtigkeitspflege kann die Jurisprudenz, welcher sich die besten Köpfe widmen, nicht gedeihen. Um ein Beispiel zu geben, wie kläglich Manches in der Theologie betrieben wird, sei erwähnt, daß der Lehrer des Hebräischen, der einzige für diese Sprache, Jahre lang einen armen Geistlichen für den Besuch seines Collegiums bezahlte, um doch wenigstens Einen Zuhörer zu haben. — Alles Studium wird gehemmt durch die vielen Ferien: zur Carnevalszeit, zu Ostern, im Herbst und um Weihnachten. Die Osterferien dauern drei Wochen, die Herbstferien vier Monate. Dazu rechne man, daß jeder Donnerstag an der Universität und überhaupt in allen Schulen frei ist, es müßte denn ein kirchlicher Feiertag in die Woche fallen. Endlich lies't auch jeder Professor nur eine halbe Stunde lang. Während der übrigen Zeit wandeln die Studiosen in den schönen Corridors auf und nieder oder plaudern in den Hörsälen. Kein Student braucht für die Vorlesungen etwas zu zahlen. Die Thüren der Auditorien stehen beständig offen und man kommt oder geht, wann man will. Die Vorträge sind meist förmliche Reden, bei denen die Zuhörer nichts niederschreiben. Hat der Professor ihren Beifall errungen, so geben sie dies am Schluß durch Händeklatschen, Schlagen mit den Büchern, Stampfen mit den Stöcken oder durch Scharren zu erkennen. Während des Vortrags verhalten sie sich immer ganz still. Die Professoren besitzen im Allgemeinen eine größere Gewandtheit der Sprache, als die unsrigen, und wissen ihre Lehrgegenstände durch die lebendigste Darstellung außerordentlich anschaulich zu machen. Die einzelnen Facultäten unterscheiden sich in Italien durch Farben. Abgesehn von der Theologie, die überall schwarz ist, weil sie sich oft in geheimnißvolles Dunkel hüllt, sieht man z. B. zu Rom und Bologna die Philologen weiß, denn die Sprachkunde ist in Italien noch ein unbeschriebenes Blatt; die Philosophen grün, denn auf die Philosophie muß

Italien seine Hoffnung setzen; die Mediciner roth, wahrscheinlich, weil sie so viel Blut vergießen; die Juristen himmelblau, denn sie haben den Himmel auf Erden.

In Neapel nehmen die Advocaten, aus denen gewöhnlich die Magistratspersonen, ja bisweilen die Cardinäle gewählt werden, nach dem Adel die erste Stelle ein. Bei ihrer großen Schlauheit, worin sie vielleicht die Palme über alle ihre Collegen in anderen Ländern davontragen, erwerben sie sich leicht ein bedeutendes Vermögen. Die jährliche Einnahme Einiger wird auf 15,000 Ducati (etwa doppelt so viel Gulden) geschätzt. Da ihre Amtstracht ungefähr die der lutherischen Geistlichen ist, so denkt man bei ihnen unwillkürlich an den Wolf im Schafspelz. — Die Richter haben und verdienen im Allgemeinen wenig Vertrauen. Man beschuldigt sie, wie die übrigen Regierungsbeamten, der Gleichgültigkeit, Trägheit und Bestechlichkeit. Einem deutschen Kaufmann in Neapel hatte ein italienischer Nachbar zehn Flaschen Champagner aus dem Keller gestohlen. Nachdem es ihm gelungen war, den Dieb und die Flaschen zu entdecken, machte er Anzeige beim Gericht. Der Champagner kam auf die Gerichtsstube. Hier verschwanden zwei Flaschen, man wußte nicht, wie. Dem Gerichtsboten mußte eine, dem Richter zwei gegeben werden; sonst war kein günstiges Urtheil zu hoffen. Vier hatte der Dieb schon geleert. Der arme Kläger kam also mit Einer Flasche nach Hause. — Ueber zwei Drittel der Angeklagten werden vor Gericht freigesprochen. Todesstrafen für Verbrechen im bürgerlichen Leben kommen wenig vor; die Galeeren und die Festungen nehmen die meisten Verurtheilten der Art auf. Vorbedachter Mord ist selten; Todtschlag im Streit häufig. Ehe der Angeklagte sein Urtheil erhält, trifft ihn schon ein trauriges Loos; denn er muß sammt anderen Leidensgenossen ohne Unterschied des Standes oder der zur Last gelegten Schuld in einem schmutzigen ungesunden Local oft lange genug zusammengepreßt schmachten. Zu den geringeren Strafen gehört die Geißelung, namentlich für Solche, die auf der Straße mit Steinen werfen, wozu die reizbaren Neapolitaner sich hinneigen. Auch bei dem Militair sind Stockprügel beliebt. Früherhin gab es eigenthümliche Scenen, in-

dem z. B. zwei Postillone, die ihre Reisenden auf der Straße geplündert hatten, halbnackt auf Eseln reitend durch die Straßen gegeißelt wurden. Sie trugen bunte Papiermützen und vor der Brust einen Zettel mit Angabe des Verbrechens. Dem Zuge voran ging Trompetenmusik, welche gewisse Pausen beobachtete. Bei jedem neuen Tusch wurde die Geißelung wiederholt. — Von den Barbareien, welche in Folge der wiederholten Staatsumwälzungen stattgefunden haben, wollen wir schweigen. Aber so viel wissen wir, daß der politische Horizont dieses zu Boden getretenen Volkes sich noch oft mit Blut röthen wird, bis endlich das Himmelslicht eines besseren Tages zum Durchbruch gekommen ist.

Die schlechte Verwaltung und die verkehrte hohe Besteurung drücken wie ein Alp auf das Land und hemmen jeden Aufschwung des Handels, der Gewerbethätigkeit und der Landwirthschaft. Tausende von Morgen Landes sind verödet und ganze Provinzen menschenleer, weil sich ihre unbenutzte Fruchtbarkeit in ungesunde Versumpfung verwandelt hat. Die unerhörte Abgabe vom Grundbesitze (25 Procent) zwingt schon Viele, wenn sie nicht das trefflichste Land besitzen, es lieber brach liegen oder höchstens von Schafen abweiden zu lassen. Im ganzen Königreiche giebt es kein polytechnisches Institut, keine Gewerb- oder Handelsschule. In Neapel concentriren sich neun Zehntheile des Handels. Sehr empfindlich verspürt man bei der ausgedehnten Küstenentwickelung den Mangel an Häfen; nur die von Neapel und Castellamare befinden sich in gutem Stande, die von Salerno und Brindisi dagegen sind verschlemmt. Die für jegliche Fabrikthätigkeit so wichtigen Wälder hat man bis jetzt ruinirt oder vernachlässigt. Auf diese Weise treten dem Unternehmungsgeist sowohl Einheimischer, als Fremder unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen, und das Volk ist in Armuth versunken.

---

Der Charakter des Volkes hat natürlich seine Licht- und Schattenseiten. Die Heißblütigkeit des Südländers brauſ't überall gleich auf. Bei dem geringsten Wortwechsel zittern seine

Glieder, und die Augen rollen in wilder Gluth der blindesten Leidenschaft. Mütter werfen ihre Kinder auf die Erde und beißen sie in Gesicht oder Arm. Manchmal geht ihre krampfhafte Wuth in Tanz über. So sah ich zwei Fischweiber in Santa Lucia nach heftigem Zank plötzlich gegen einander tanzen, indem sie sich höhnisch zuriefen: „Willst du die Dame spielen?“ Zugleich zogen sie ihre Röcke in die Breite, um Reifröcke darzustellen. — Die Heißblütigkeit entspringt aus dem heißen Klima, eben so die übelberüchtigte Trägheit, welche zur Mutter der Unsauberkeit wird, und darin thut es der Neapolitaner allen Italienern zuvor. Die Speisebereitung in schmutzigen Geräthen und mit schmutzigen Händen muß uns anwidern. Zimmer, in denen man keine Gesellschaft empfängt, werden Jahre lang nicht aufgewaschen und bedecken sich mit einer Schmutzkruste, die man am Ende wegbrechen muß. Befleckte und zerrissene Kleidung ist selbst bei Wohlhabenderen etwas Gewöhnliches, und manche vornehme Dame besitzt leicht mehr blitzenden Diamantenschmuck als reine Wäsche. Viele Weiber der niederen Klassen kämmen an Werktagen ihre Haare nicht, sondern lassen sie wild umherfliegen. Um wenigstens die Kinder vor dem Ungeziefer zu schützen, das sich gern in den dicken Wald ihrer Haare einnistet, scheert man sie wohl ganz glatt und windet ihnen ein turbanartiges Tuch um die Stirn. Von dem Springfüßler Floh spricht man hier so gleichgültig, wie von Fliegen, und eine Dame nimmt in Gesellschaft ganz ungenirt ihrem Nachbar einen vom Knie. In Ischia scheinen diese Thiere nicht heimisch zu sein, vielleicht weil sie die reine Luft dort nicht vertragen können. Auf anderes noch unangenehmeres Kleinwild machen die Lazzaroni und Schiffer in ihren Hemden Jagd. Schutt- und Kothhaufen liegen überall. Der Unrath wird in die Nebengassen geschüttet. Straßen und Plätze dienen als großes Geheimgemach, das bei einbrechender Dunkelheit auch der Vornehmere benutzt. Mit dem mangelnden Schamgefühl verbindet sich mangelndes Ehrgefühl. Ein neapolitanischer Marchese warnte mich einst, da er hörte, daß ich bei einem Handwerker arbeiten lasse: „Herr, seien Sie auf Ihrer Hut! Alle Neapolitaner sind Schufte.“ „„Dann wären Sie ja auch einer,““ gab ich halb im Scherz,

halb entrüſtet zur Antwort. „Ja, ja, ein halber Schuft," erwiederte er und ſchüttelte ſich vor Lachen. Da ſein Bedienter einen Auftrag vergeſſen hatte, ſo gerieth der Marcheſe in den heftigſten Zorn, ſchalt ihn Eſel, Beſtie, und drohte endlich, ihm Etwas von dem Lohn des nächſten Monats abzuziehen. Dieſe Drohung wirkte mehr als alle Scheltworte. „Excellenz," ſchrie der Diener flehentlich, „ſchlagen Sie mir ein Bein entzwei, aber ſtrafen Sie mich nicht an Geld; Geld thut weher." Einſt gab ich in Rom einem niedergebückten Knaben zum Scherz einen leichten Schlag. Der Knabe richtete ſich auf und ſagte: „Herr, geben Sie mir Geld; Sie haben mich geſchlagen." Geld iſt der große Hebel, der alle Neapolitaner bewegt. Geld verlangen ſie für den kleinſten Dienſt, für ein Ausſtrecken der Hand. Für Geld lachen, ſpringen, tanzen und ſingen ſie. Einſt traf ich am Strande eine Gruppe Seeleute, die, mit gekreuzten Beinen im Kreiſe ſitzend, den Erzählungen eines Alten zuhörten. Da ich ſtehen blieb, brach der Alte augenblicklich ab. „Fahrt nur fort," ſagte ich. „„Meine Geſchichte iſt aus,"" erwiederte er, „„wenn Ihr nicht Etwas zum Beſten gebt."" „Nun gut," ſagte ich, „ich bezahle, aber macht es recht ſchön." Bei den Worten „ich bezahle" gerieth der Alte in Begeiſterung und begann eine Erzählung, wobei er alle Helden zu Waſſer und zu Lande, alle Geiſter des Himmels und der Hölle in Bewegung ſetzte. — Die Neapolitaner ſind aber auch leichtfertig in ihren Worten und betrügeriſch. Sie betheuern und ſchwören bei allen Heiligen; ſie legen die Zeigefinger in Kreuzesform über einander und ſprechen feierlich: „Ich ſchwöre es Euch auf das heilige Kreuz Gottes!" und doch mag es leicht eine Lüge ſein. Die Verkäufer haben in der Regel keinen feſten Preis und erlaſſen oft, wenn man gut marktet, zwei Drittel, ja drei Viertel des Geforderten. Man feilſcht um Alles, nicht blos um die Zeche im Gaſthaus, ſondern auch um ein Billet zum Dampfſchiff oder um die Poſtgebühr zu frankirender Briefe. Die Kellner rufen immer „gleich! gleich!" und bringen doch Nichts. In allen Verhältniſſen verſpricht der Neapolitaner die Möglichkeit und leiſtet doch Nichts. Daher muß man ſich im Verkehr mit ihm hüten, ein unbedingtes Vertrauen zu zeigen, das er leicht für

Einfalt hält und eben so sehr zu übervortheilen sucht, als knickernde Kleinlichkeit, die er verachtet. Ich sah, daß ein Kaufmann aus Neapel in Sorrent einen Wagen nach Castellamare miethete und dabei mit einer Vorsicht verfuhr, als gälte es einer großen Reise. Zu meinem Erstaunen ließ er sich sogar ein Draufgeld (Caparra) geben, und da ihm das gereichte zu gering schien, forderte er ruhig das Doppelte. „Aber, Excellenza, es ist nicht nöthig! Ich bin präcis morgen um vier Uhr mit meiner Carozza vor Eurer Villa!" sagte der Vermiether, indem er die geforderte Caparra reichte. „Thut nichts! Besser ist besser!" versetzte gelassen der Andere; „ich bin jetzt sicher, daß Ihr mich nicht im Stiche laßt, wenn Euch etwa ein Milordo Inglese mehr bietet oder für eine größere Tour nimmt." — Gaunerstreiche kommen hier so gut, als in anderen größeren Städten vor. So erzählt Rehfues von einem Herrn, der bei einem Wachsfabrikanten für zwei tausend Ducati Wachskerzen gekauft und sogleich durch Lastthiere habe fortbringen lassen. Zwei schwere von Gold und Silber durchschimmerte Geldsäcke auf dem Tische versprachen dem Verkäufer Bezahlung. Bereits hatte der fremde Herr zwanzig Ducati aus den Säcken abgezählt, als ein paar Bettler an der Thür erschienen und Almosen forderten. „Geht zum Teufel!" sagt der Fremde ärgerlich unter dem Zählen. Die Bettler werden dringender, er hitziger. Es kommt zu Schimpfreden. Der Herr faßt seinen Stock, verfolgt das Gesindel zur Thür hinaus und läßt sich nicht wieder blicken. Nichts Gutes ahnend, untersucht der Wachshändler die Geldsäcke und findet etwa noch vierzig Ducati von ächtem Gepräge; alles Uebrige sind falsche Stücke. Ein andermal nimmt ein Herr mit schwerem goldenen Uhrgehänge und Brillantringen bei der Villa Reale eine Badekammer. Während er in's Meer hinausschwimmt, schlüpft ein neben ihm badender Dieb in seine Kammer, legt die Kleider nebst Pretiosen an und geht, dem Badewärter ein reiches Geschenk zurücklassend, davon. Die Kammer wird einem neuen Ankömmling zugewiesen, der eben auf dem Punkt steht, das Hemde von sich zu werfen, als der erste Herr triefend die Treppe hinaufsteigt. Es entspinnt sich zwischen Beiden ein heftiger, von anderen Badenden und dem

Badewärter frequentirter Streit, der damit endet, daß der Beraubte in erborgter Fiſcherkleidung heimgehen muß. Mir ſelbſt ſollte als Neuling ein ſchlimmer Streich geſpielt werden, der jedoch glücklicher Weiſe nicht gelang. Als ich nämlich eines Tages allein nach dem Molo ſchlenderte, fragte mich ein reinlich gekleideter Menſch, ſeiner Tracht nach ein Matroſe, höflich, was es an der Zeit ſei. Ich gab ihm Beſcheid. „Sagten Sie nicht, es wäre ein Viertel über drei?“ fragte er wieder. Ich zog die Uhr zum zweiten Mal und erwiederte: „Nein, drei Uhr fünf Minuten nach der franzöſiſchen Uhr.*) Offenbar hatte er, wie mir ſpäter einleuchtete, ſehen wollen, ob ich eine werthvolle Uhr beſäße. Darauf knüpft er ein Geſpräch mit mir an. „Sie ſcheinen ein Fremder zu ſein?“ begann er. „Sind Sie ſchon lange in Italien? Kennen Sie dieſe Stadt?“ Ich beantwortete arglos die ſchlauen Fragen. „Ich bin Römer,“ fuhr er fort, und erſt geſtern mit dem Sülly (einem franzöſiſchen Dampfſchiff) hier angekommen. Können Sie mir ſagen, wo die Expedition der franzöſiſchen Dampfſchiffe iſt, da ich dort mein Gepäck noch liegen habe?“ Ich zeigte ihm den Weg dahin, indem ich den Hafendamm betrat. Der Römer ſchritt indeß noch immer neben mir her. „Da fällt mir ein,“ begann er wieder, „daß die Wellen heute Morgen einen todten Fiſch von ungeheurer Größe an den Strand geworfen habe. Er liegt rechts

*) Die italieniſche Uhr zählt vom Augenblicke des Sonnenuntergangs, wo alle Glocken das Ave Maria läuten, die Nacht hindurch und am folgenden Tag weiter bis hin zu 24 Uhr oder bis zum abermaligen Sonnenuntergang, ſtatt deſſen man jedoch immer „Ave Maria“ ſagt. Auf dieſe Weiſe iſt die italieniſche Uhr von der Jahreszeit abhängig und 24 Uhr fällt bald auf fünf, bald auf ſechs, bald auf ſieben Uhr nach unſerer Art der Stundeneintheilung, welche der Italiener „franzöſiſche Uhr“ (ora francese) nennt und die nur Leuten der unterſten Klaſſe unbekannt iſt. Zur Vermeidung von Mißverſtändniſſen ſetzt man im Geſpräch mit Italinern bei Angabe einer Stunde immer die Worte „ora francese“ oder „ora italiana“ hinzu. Die Zifferblätter vieler Thurmuhren ſind wie bei uns eingetheilt; andere zählen nur von I bis VI, und der Zeiger ſteht dann um 1, 7, 13 und 19 Uhr allemal auf I. Taſchenuhren haben Zifferblätter mit 24, oder nach unſerer Weiſe mit 12 Ziffern, oder es findet ſich beides nebeneinander, wodurch man des beſtändigen Reducirens überhoben wird.

vom Molo am Prinzenbad. Hunderte von Engländern fahren hin, ihn zu sehen. Haben Sie nicht auch Lust? Kommen Sie, kommen Sie; ich will Ihnen die Stelle zeigen." Wir standen jetzt mitten auf dem Molo, und rings herrschte tiefe Stille; denn die Sonne brannte heiß, und die Matrosen und Barkenführer lagen schlummernd in ihren Fahrzeugen oder auf dem Steindamm. Plötzlich drängten sich zwei zerlumpte Fischer auf mich zu: „Signore, Excellenza," schrien sie, „gewiß seid Ihr gekommen, um die Balena zu sehen. Kommt! kommt! steigt in unsere Barke, hier in unsere Barke!" Fast hätte ich mich fortreißen lassen; da ich aber Niemand nach dem bezeichneten Orte hinfahren sah, so trat ich an den Tisch eines Menschen, der dort Gebetbüchlein und Heiligenbilder feil hält, und fragte ihn nach dem großen Fisch. Dieser wußte nichts davon. Ich wandte mich also wieder zu den Schiffern mit den Worten: „Hört, Leute, wenn es sich mit dem Fische so, wie Ihr sagt, verhält, so komm ich diesen Abend in Gesellschaft wieder und fahr' in Eurer Barke. Addio!" Ich kehrte darauf nach der Stadt zurück. Auf Largo di Castello hörte ich hinter mir rufen und sah einen jungen Menschen, der das Aussehn eines Handwerksburschen hatte, im Lauf herbeikommen. Er fragte mich, ob ich nicht gesehn, wie er mir gewinkt. Ich verneinte es. „Und doch stand ich neben Euch auf dem Molo," fuhr er fort, „da sie Euch auf's Meer verlocken wollten, und machte dreimal dies Zeichen." Damit strich er am Kinn herauf, was „nein" oder „es ist nicht wahr" bedeutet. Darauf erzählte er mir, wie man einst seinen armen Bruder, als er aus der Provinz zum ersten Mal nach der Stadt gekommen, in eine Barke gelockt und auf der See schändlich beraubt hätte. Von mir hätten die Kerle wohl gefürchtet bei der Behörde angeklagt zu werden und hätten darum sicher kurzen Proceß gemacht. „O," so schloß er, „es ist schon Manchem so gegangen. Dieser und Jener ist verschwunden, und Niemand fragt mehr nach ihm. Man lockt die Fremden unter einem Vorwande in eine Barke und fährt mit ihnen weit in die See hinaus. Ein Griff an den Fuß, und sie liegen am Boden, wo sie vom Ufer aus nicht mehr gesehen werden. Alsdann beraubt man sie, und scheint es gerathen,

ſie ums Leben zu bringen, ſo ſchnürt man ihnen die Kehle zu und verſenkt ſie mit einem Stein in's Meer zur Mahlzeit für die Fiſche.“ — Dergleichen Fälle gehören indeß zu den Seltenheiten, und man weiß hier nicht viel von Diebereien, ſo viel Anlage der Neapolitaner als gewandter ſchlauer Menſch auch dazu hat und ſo ſehr ihm ein ſolches Handwerk bei den offenen Thüren und ſchlechten Schlöſſern auch erleichert würde. Er hat zu wenig Bedürfniſſe und kann die zu ſeinem Unterhalt erforderlichen wenigen Gran doch gewiß auf halbehrliche Weiſe gewinnen. Unehrlich profitiren nennt man buscare. Wer nun auch das Stehlen verdammt, findet es doch ganz natürlich, daß ein armer Teufel buskirt. Der Koch, welcher für ſeine Herrin auf dem Markt einkauft, erhält die Schüſſel Gemüſe um vier Gran wohlfeiler, als jene im Hauſe; er buskirt alſo zwei Gran und hat der Herrin noch immer eben ſo viel erſpart. Der Bediente, welcher für ſeinen Herrn einen Wagen miethet, handelt zwei Carlin von der Forderung ab und buskirt einen Carlin. Der Herr weiß, daß er es thut und bezahlt ihn dafür deſto ſchlechter. — Will man Jemanden eines offenbaren Diebſtahles überführen, ſo muß man ſehr vorſichtig zu Werke gehn. Behufs Entwendung ſeidener Taſchentücher haben ſich gewöhnlich zwei verbrüdert. Der Eine zieht dir, nachdem er deine Aufmerkſamkeit durch einen Stoß im Gedränge anderswohin gelenkt, behutſam mit den Fingerſpitzen das Tuch heraus. Merkſt du nun Etwas und drehſt dich raſch um, ihn am Arm packend mit dem Ruf: „Halt, Dieb!“ ſo ſagt der Schurke ganz unſchuldig: „Was wollt Ihr?“ (che volete?) und zeigt die leeren Hände. Er hat das Tuch wirklich nicht; denn er hat es ſchon ſeinem im Gedränge flugs verſchwundenen Cumpan zugeſpielt. »Che volete?« ſagt er heftiger, und du ſtehſt da, wie ein dummer Junge. Hat aber ein Fremder einen Taſchendieb auch auf der That ertappt, und er will ihn nun züchtigen oder an die Polizei abliefern, ſo nimmt doch das Volk immer ſeine Partei und ruft: „Laßt doch den armen Teufel laufen!“ Denn die Begriffe Mein und Dein ſind bei der Rohheit des großen Haufens noch gar nicht ſo ſtreng geſondert. Selbſt von Mordthaten hört man mit auffallender Gleichgültigkeit ſprechen. Zu Ke-

phalides sagte ein Wirth, der ihm auseinander setzen wollte, was er unter Verbrechen verstände: „Ich rede nicht von denen, die einmal so gemacht haben (hier machte er die Geberde des Erstechens), denn das kann mir und Euch jeden Tag passiren, sondern von denen, die Missethaten begangen haben.“ Auf dem Molo fragten wir Galeerensclaven, weshalb sie in Ketten wären. „Wir haben eine Dummheit (pazzia) begangen,“ versetzte der Eine ganz ruhig. Da wir uns erkundigten, worin die pazzia bestanden, erzählte er nicht ohne Behagen, wie sie auf Capri einen Hirten, ihren Feind, auf's grausamste in dem Feuer, das er selber vorher angemacht, verbrannt hätten. Der Umstand, daß der Hirte ihnen früher einmal eine empfindliche Kränkung zugefügt, milderte in den Augen dieser Menschen die scheußliche That. In einem Lande, wo das Verbrechen so oft unbestraft bleibt, wo der Verfolgte so oft keinen Schutz und der Schwerbeleidigte keine Genugthuung findet, sucht Jeder sich selbst Recht oder Rache zu schaffen. So geschieht es, daß man das Entkommen der Uebelthäter, denen das Gericht nachstellt, auf alle Weise befördert. Einzelne Kirchen und Klöster haben auch noch immer das Recht, sie in ihrem Asyle zu bergen. Dann pflegen die Häscher den Zufluchtsort zu umstellen, um den Flüchtling, wenn er nicht von seinen Beschützern gespeis't wird, durch Hunger zur Selbstüberlieferung zu zwingen. Die hiesige Gensdarmerie ist ein wohlorganisirtes, eben so schönes als treffliches Corps, welches nicht wenig dazu beiträgt, daß Raub und Mord in Neapel selten sind. Desto häufiger hört man davon auf der Straße nach Rom zwischen Gaëta und Terracina, in den Abruzzen und in Calabrien, wo noch die Blutrache gilt. Da die Räuber es nur auf das Geld abgesehn haben, so wagen sie keinen Mord, sobald ersteres ausgeliefert wird. Der Reisende wird also klug thun, nur das nothwendigste Gepäck nebst Wechsel oder Creditbriefen bei sich zu führen, welche für die Stegereifritter keinen Werth haben. Es sind meistens gewandte Burschen und gute Schützen, weshalb man, in großer Ueberzahl angegriffen, sich nur aus Tollkühnheit zur Wehre setzen wird. Mit den Vetturinen, bei denen man keine reichen Passagiere sucht, und welche immer bei Tage fahren, wo die Gensdarmen

auf den Beinen ſind, reiſ't man am ſicherſten. Wer dagegen nachts mit vier oder ſechs Poſtpferden in brillanter Equipage daherrollt, der ſehe ſich vor. Vor längerer Zeit machte ein junges glückliches Paar aus England eine Reiſe von Neapel über Salerno nach Päſtum. Sie ſpeiſen in der dortigen elenden Herberge und laſſen einige Koſtbarbeiten vor dem Wirthe blicken. Auf dem Heimweg fällt ſie der Wirth ganz in der Nähe von Päſtum mit vier bewaffneten Geſellen an. Der Engländer greift nach ſeinen Piſtolen, aber in demſelben Augenblick tödtet den Mann und ſein ihn umklammerndes in geſegneten Umſtänden befindliches Weib ein und dieſelbe Kugel. Die fünf Räuber wurden nachher gefangen und hingerichtet. Die meiſten Räuber ſind flüchtig gewordene Mörder, weshalb auch Bandit bloß „Verbannter" bedeutet. — Rohe Menſchen zeichnen ſich oft durch tapferen Muth aus. Die Neapolitaner können indeß auch dies Lob nicht beanſpruchen. Fährt man mit ihnen und es geht ſteil bergab oder ein Maulthier ſtrauchelt, ſo ſchreien die Männer gleich zaghaft: „Langſam, langſam! Um Gotteswillen (mamma mia! eigentlich: meine Mutter!) langſam! halt!" reißen den Schlag auf und wollen herausſpringen. Schaaren von Knaben nehmen vor einem Hündchen Reißaus. Ein derber Schweizerſoldat kann ein ganzes Dorf vor ſich hertreiben. Im Kriege ſtreckten die Landestruppen immer bald mit dem Geſchrei: »Mamma mia! Mamma mia!« die Waffen. In einer Nacht, wo ich auf Capodimonte ſchlief, ſchlug ein kalter Blitz mit großem Gepraſſel an der Mauer eines Hauſes nieder, und am folgenden Morgen ließ das halbe Dorf zur Ader, damit der Schreck nicht ſchade. Feigheit iſt oft die Folge einer durch ſinnliche Ausſchweifungen entnervten Natur, und in dieſem Punkte läßt ſich von dieſer Nation wenig Gutes nachſagen. Alle Arten einer gewiſſen Krankheit ſind verbreitet, und der Fremde thut wohl, über ſich zu wachen. Wie locker die ehelichen Bande hier ſind, mag aus dem Bericht eines Landsmanns erhellen. „Mein Weg," erzählte er mir, „führte mich über Caſtellamare nach Sorrent die Küſte hinab. In Caſtellamare ſchlenderte ich durch die Stadt und blieb auf dem Strand neben zwei Weibern ſtehn, von denen das eine alt, das andere jung

und ſchön war und ein engelgleiches Kind auf den Armen trug. Ich ſpielte mit dem Kleinen und kniff ihm in die Wange. Dies galt für ein Zeichen, daß ich die Bekanntſchaft der Mutter wünſche, und die Alte raunte ihr hörbar in's Ohr, daß ſie ſich mit mir doch mehr zu ſchaffen machen möchte; das würde ihr ſicher einen guten Gewinn abwerfen." — Daß die naturwüchſige Rohheit des Charakters hie und da in Barbarei ausartet, darf nicht wundern. Gegen das Vieh erlaubt man ſich jede Art von Mißhandlung. Die Eſel ſtachelt man mit ſpitzen Stäben an wunden Stellen. Die Pferde ſchlägt man im Zorn auf die unbarmherzigſte Weiſe, und Neapel heißt deshalb auch „die Hölle der Pferde." Man rupft die lebendigen Hühner und tödtet ſie erſt hernach. Eben ſo ſpießen die Fleiſcher die Schafe, ehe ſie dieſelben ſchlachten, an eiſerne Haken, welche ſie ihnen durch die Beine ſchlagen. Kinder binden den Vögeln eine Schnur an den Fuß und laſſen ſie ſo im Herumdrehn flattern. In Sorrent feiert man alljährlich ein Feſt, bei dem folgende rohe Volksbeluſtigung ſtattfindet. Ueber eine Bucht hin iſt ein Seil mit zwölf angebundenen Gänſen geſpannt. Nun fahren im leichten Nachen zwei Burſche blitzſchnell heran. Der eine rudert, der andere faßt in dem Moment des Durchpaſſirens den niederhängenden Kopf der erſten Gans mit beiden Händen, ſpringt aus dem Nachen und taucht mit dem armen Thier unter. Dreht er der Gans im Waſſer den Kopf mittelſt eines ſchnellen Kunſtgriffs unter, ſo gehört ſie ihm; kommt er aber nicht mit dem bloßen Kopfe in der Hand zum Vorſchein, ſo wird er verlacht und verſpottet. Dies Spiel wird ſo lange fortgeſetzt, bis alle Gänſe durch immer neu anfahrende Burſche auf ſolche Weiſe die Köpfe verloren haben. — Auch die Staatsumwälzungen neuerer Zeit haben gezeigt, welche Tigernatur oft in dieſen leidenſchaftlichen Südländern ſchlummert. In einer der Gegenrevolutionen will ein Republikaner gebratenes Fleiſch bei einem Garkoch kaufen und geräth darüber in unbedeutenden Wortwechſel mit demſelben. Sogleich ſammelt ſich das Volk um die Streitenden, packt den Republikaner und taucht ihm den Kopf ſo lange in den Keſſel mit ſiedendem Oel, bis er todt iſt. Und dann aßen ſie wieder aus dem Keſſel, wie zuvor.

Nachdem wir die Neapolitaner schwer genug angeklagt, wollen wir sehen, ob ihre Schuld wirklich so groß ist, und ob nicht vielleicht auch ein Gegengewicht von Belang in die andere Waagschale fällt. Was zuvörderst die Trägheit betrifft, so darf man nicht vergessen, daß der gemeine Mann hier mit wenig Arbeit eben so weit kommt, als bei uns mit viel Anstrengung. Dagegen zeigen die Geschäftsleute, Handwerker und Landbauer eine unermüdliche Thätigkeit. Ich habe die Winzer auf Ischia bewundert, wie sie vom grauen Morgen an den langen heißen Tag hindurch bei der schwersten Arbeit aushielten. In einer Schmiede vor der Stadt sah ich neben dem Manne drei Weiber wacker arbeiten und hämmern. — Wenn ferner eine Schaar Jungen vor einem Hündchen läuft, so geschieht dies, weil ihre Beine von den Knieen abwärts nackt sind und sie daher viel leichter, als unsere Knaben, gebissen werden können. Die Gewitterfurcht der Neapolitaner geht mehr aus Aberglauben, als aus Feigheit hervor, und wenn sie sich auf Reisen zaghaft zeigen, so muß man bedenken, daß sie sehr selten reisen und oft zum ersten Mal erproben, woran wir lange Zeit gewöhnt sind. Bei ihrer lebhaften Natur tragen sie auch die Farbe des Bangens viel stärker auf, als wir. Als Soldaten haben sie sich freilich im regelmäßigen Kampfe immer schlecht geschlagen, aber dasselbe gilt von den Spaniern. Es widerstrebt ihrem Geiste, als willenlose Maschine in Reih und Glied eingemauert zu sein. Der Militairdienst ist ihnen verhaßt, und sie fühlen sich darin nicht als Staatsbürger; denn das Nationalgefühl wird nicht geweckt und der Landesfürst blieb dem Volke größtentheils gleichgültig, da er von jeher ein Fremder. Bei alledem können sie doch in ihrer Weise persönliche Tapferkeit beweisen. So hatte einst ein französischer Officier zu Turin an offener Tafel die Neapolitaner der Feigheit beschuldigt. Eine Forderung auf Pistolen war die Folge. Der Gegner, ein Officier der beleidigten Nation, schoß dem Franzosen seine Kugel mit den Worten: „Da nimm diese Pille!“ grade in den Mund, so daß er gleich todt niederfiel. Ueberhaupt ziehen die Fremden in Zweikämpfen mit den Neapolitanern meistens den Kürzern. Den ruhigen Engländer und Deutschen verblüfft, wenigstens anfangs, ihr heftiges Einspringen

und das wilde Geschrei, womit sie jeden Hieb begleiten. Bleibt man dennoch fest und kalt, so imponirt man ihnen. — Der Gensdarme, der als Einzelner etwas gelten kann, zeigt sich immer brav. Auch haben die Calabresen und andere neapolitanische Bergvölker in Guerillaskriegen stets tapfer gekämpft, und wurden sie nach gedämpftem Aufstande zum Tode verurtheilt, so gingen sie demselben mit einer bewunderungswürdigen Festigkeit entgegen. Im Sturm beweisen die Schiffer und Matrosen nicht weniger Muth als andere Seeleute. Als Probe edelmüthiger Mannhaftigkeit diene Folgendes. Ein junger kräftiger Bursch auf der Insel Nisita sitzt, während ein Unwetter anzieht, im Kreise der Seinen. Draußen ist schwarze Nacht, die nur von Zeit zu Zeit durch Blitze erleuchtet wird, und die Meereswellen schlagen immer lauter an den nahen Strand. Da hört er schwach durch das Brausen ein wiederholtes Angstgeschrei. Er läßt sich nicht halten, stürzt nach seiner Barke hin, indem er seinen jüngsten Bruder zur Hülfe mit sich fortreißt, und beide schiffen hinaus in die tobende See. Bald vernehmen sie ein Wimmern und Stöhnen. Sie fahren darauf zu, und siehe! drei Menschen treiben mehr todt als lebendig auf dem Wasser. Der Bursch springt über Bord und holt Einen nach dem Andern. Sobald die Geretteten etwas freier aufathmen, fragt Einer derselben nach seinem Sohn. Flugs springt der Bursch wieder in's Meer und sucht mit spähenden Blicken beim Leuchten der Blitze umher. Bald gewahrt er die umgestürzte Barke der Männer, die dunkel auf und nieder taucht. Am Kielende hängt eine Gestalt. Es ist der krampfhaft angeklammerte Knabe. Jener packt denselben und bringt auch ihn glücklich nach seiner Barke. Während sie nach dem Ufer hinfahren, erzählen die Männer, daß sie des Morgens mit Wein von Baja nach Nisita geschifft und die dafür gelös'ten sieben und dreißig Ducati unter das Vordertheil ihrer Barke gesteckt. Das fährt dem wackern Burschen noch einmal durch den Kopf. „Ohne das Geld und die Barke," so denkt er bei sich, „ist ihnen nur halb geholfen." Zum dritten Mal vertraut er sein Leben dem Brausespiel der Wogen. Aber er ist inzwischen matt geworden. Er ruft inbrünstig den Schutzheiligen seiner Insel an, und der giebt ihm neue Kraft in Brust

und Arme. Bald ist er wieder bei der Barke der Männer, paßt den Augenblick ab, wo eine Welle unter dieselbe schlägt, um hinab und in sie hinein zu tauchen, wirft sie mit starkem Ruck um und stößt sie dann vor sich her mit dem Gelde, das noch in einem Säckchen am Vordertheil hängt, bis er die ihm nachgefolgte eigene Barke erreicht hat. Der Bursch beherbergt darauf die Geretteten in seiner Hütte und giebt ihnen am anderen Morgen noch zwei Ruder, um ihre Barke heimwärts zu steuren, ohne daß er auch nur einen Heller von den armen Leuten annimmt. — Wenn sich die Neapolitaner selber für Schurken erklären, so geschieht dies mehr im Scherz. Sie schelten sich auch beständig Esel oder Bestien und sind wahrlich gescheidt genug. Halten sie ihr Wort oft nicht, so geschieht dies eher, weil sie in leichter lebhafter Weise zu viel zugesagt, als weil sie täuschen wollten. Dienstboten und Lazzaroni, die zu buskiren pflegen, werden unbedenklich mit Geld oder werthvollen Sachen ausgeschickt. Es kommt gar nicht selten vor, daß der Wechsler dem Fremden bemerkt: „Herr, Sie haben mir zu viel gegeben.“ Miethskutscher haben kostbare Shawls und schwere Geldbörsen, die in ihrem Wagen liegen geblieben, den Besitzern wieder zugestellt. Ein armer Knabe, dem ich in der Dunkelheit ein Trinkgeld gab, kam des anderen Tags mit den Worten: „Herr, Sie haben mir gestern einen Piaster statt eines Fünfgranstücks gegeben.“ Weiß man im Handel und Wandel des Italieners Vertrauen zu erwerben, so ist kein Mensch geneigter, auf erprobte Redlichkeit zu bauen. Auch lebt ein tiefes Rechtsgefühl in diesem Volk. Hat man bei Streitigkeiten den Leuten durch vernünftige Gründe klar gemacht, was man will, so geben sie leichter nach, als man glaubt und legen sich zuletzt bei Geldabzügen auf Entschuldigungen oder Bitten. Für eine gewisse feine Behandlung sind sie sehr empfänglich, und neben ruhiger Festigkeit richtet man bei ihnen am meisten durch Höflichkeit aus. Das Gefühl für edlen Anstand ist bei ihnen freilich in mancher Hinsicht abgestumpft oder vielmehr unentwickelt, und selbst Damen benennen alle natürlichen Verrichtungen des Körpers ohne Anstoß ganz unbefangen mit der unverblümten einfachen Bezeichnung, ja eine Hausfrau, welche vielleicht zu den ehrbarsten Leuten in der

Welt gehört, erklärt dem Fremden umständlich den unsauberen Sinn eines Wortes, welches derselbe unwissend in anderer Bedeutung gebraucht hat, und die anwesende Gesellschaft hört so gleichgültig zu, als gälte es einer gelehrten Abhandlung. Dagegen beobachtet der Italiener und Neapolitaner in anderer Weise einen oft peinlichen Anstand. Nie sieht man im Zwielicht Mägde mit Burschen vor der Thür stehen, und die Polizei duldet des Abends keine Dirnen auf der Straße. Manche Wirthin verstattet dem achtbarsten Fremden nicht, daß er ihrer halberwachsenen Tochter die Hand reiche; ja bisweilen sperrt man die Mädchen bei der Ankunft von Gästen ein, als drohten Feinde. Nicht leicht mischt Jemand Zweideutigkeiten in seine Rede ein. Erzeigt man der Tochter eines Neapolitaners besondere Artigkeit, so fragt er gleich, ob man sie heirathen wolle; wo nicht, so erklärt er kurzweg, man möge lieber sein Haus meiden. Da es dem jungen Mann so sehr erschwert wird, sich der Geliebten seines Herzens zu nähern, so erscheint er in später Stunde an ihrem Fenster, unter ihrem Balcon, und thut ihr seine feurige Zuneigung in Gesangestönen mit Begleitung der Mandoline kund. — Die Frauen stehen in größerem Ansehen als man erwarten sollte. Das Mädchen im Hause überläßt Kochen, Kehren, Scheuern, Bettmachen den männlichen Dienstboten und dient nur ihrer Herrin, welche wiederum das Einkaufen für die Küche dem Manne überläßt. Haben die Lazzaroni Händel, so mischen sich gleich die Weiber hinein und theilen ungestraft Ohrfeigen aus. Gerathen dagegen die Weiber in Streit, der oft genug thätlich wird, so wagt nicht leicht ein Mann, mit Hand anzulegen. Bei Hochzeiten findet hin und wieder ein sonderbarer Volksbrauch statt. Die Brautleute fahren nämlich in einer Kalesche schnell durch die Gassen; die Bekannten aber stehen an Thür und Fenstern und pfeifen sie aus. Je lauter gepfiffen wird, desto mehr Glück bedeutet es der Ehe. Mädchen und junge Frauen können hier selbst am hellen Tage nicht wohl allein ausgehen, da sie Gefahr laufen, entführt zu werden. Plötzlich erscheint ein fremder Herr und bietet der Dame höflichst den Arm mit den Worten: „Sie sind im Gedränge, Signora; erlauben Sie, daß ich Sie heim geleite.“ Die Dame will Aufsehen vermeiden, und ehe sie sich's

verſieht, hat der Fremde ihren Arm gefaßt, einem Miethskutſcher gewinkt, ſie in den Wagen gehoben, und fort geht es über Stock und Stein in's Weite. In dieſer Weiſe wird beſonders unerfahrenen jungen Mädchen nachgeſtellt. Die Mädchen von Stande kommen früh in Erziehungsanſtalten, wo Nonnen die Lehrerinnen ſind und wo ſie in klöſterlicher Einfachheit und Einförmigkeit unter kindiſchen Spielen heiter und unſchuldig heranwachſen. Oeffnet ſich nun ihre Zelle und treten ſie hinein in die Welt, ſo haben ſie tanzen, ſingen, etwas Franzöſiſch und fromme Sprüche gelernt; aber ihr Geſchmack iſt nicht gebildet, ihr Geiſt und Herz nicht veredelt worden. — Das Auffaſſen mit dem Gedächtniß wird dieſen Südländern ſehr leicht. Die Knaben lernen ſpielend ganze Geſänge Taſſo's auswendig, und viele Individuen aus den unteren Klaſſen declamiren große Stücke aus Gedichten, Opern und Trauerſpielen. Ein Lazzarone wiederholt eine Poſſe des Volkstheaters, und kein Auftritt von Bedeutung, kein Witz Pulcinella's bleibt vergeſſen. Selbſt die Roheſten wiſſen trefflich im Kopf zu rechnen. — Weit ausgebildet iſt auch der Sinn für alles Schöne. Dieſer Sinn offenbart ſich nicht nur durch das dramatiſche Talent und durch den feinen Tact in der Muſik, ſondern auch in der kindlich-heiteren Weiſe, wie man Alles ſchmückt. Rebenlaub, Blumen, Gold- und Silberpapier, Bildchen, Federchen dienen dazu, die Waaren, die zum Verkauf ausſtehen, das Pferd oder die Barke herauszuputzen, wie bereits angeführt wurde. Nicht weniger groß iſt die Empfänglichkeit für Körperſchönheit. Laſſen ſich ausgezeichnet ſchöne Fremde auf der Straße blicken, ſo hört man wohl die Ausrufungen: „Ha, ſeht dieſe Frau! wie reizend iſt ſie! — Kommt und ſchaut dies Mädchen; ſie iſt ſchön wie ein Engel!“ Graf F. L. Stolberg erzählt in ſeiner italieniſchen Reiſe: „Ein altes Weib (auf Iſchia) ward von der friſchen Geſichtsfarbe meines Sohnes und von ſeinen blonden Haaren bis zu einer Art komiſcher Entzückung gerührt. Sie tanzte um ihn herum, hob die Arme in die Höhe, und ahmte, da ſie keine Caſtagnetten hatte, das Geklapper derſelben mit ſchneller Bewegung und lautem Anſchlagen der Zeigefinger und Daumen nach. Dabei ſang ſie wie begeiſtert: „Wie ſchön iſt er! oben ſchön! unten ſchön! ganz

ſchön! o wie ſchön!" — Im Benehmen gegen Andere verbannt der Neapolitaner alles Häßliche und Widrige, Peinliche und Grämliche. Kaltes ſtolzes Abweiſen oder Wartenlaſſen, vornehme Blicke, kurze liebloſe Antworten in Bezug auf unbekannte oder niedriger geſtellte Perſonen ſind ihm fremd. Ueberall findet man Zutritt und höflichen Empfang. Fabriken, Werkſtätten, geſellige Cirkel, alle Arten von Privathäuſer, die Sehenswürdiges enthalten, ſtehen dem Reiſenden offen. Nicht ſelten geleiten die Vornehmen und Reichen in eigener Perſon den ihnen zum erſten Mal vorkommenden Fremden durch ihre Gallerien und Villen. Die gemeinen Leute zeigen ſich gegen Fremde immer dienſtfertig und laufen für eine Kleinigkeit vom Morgen bis zum Abend nacktfüßig über Berg und Thal, weder ſcharfes Geſtein, noch Dornen, noch tiefen Sand ſcheuend. Immer ſind ſie heiter, ſchwatzen, erzählen, ſingen und tanzen, um den Fremden zu vergnügen. Gegen Jedermann iſt man höflich. Sieht man einen Anderen, ſollte er auch völlig fremd ſein, am Fenſter gegenüber, ſo grüßt man, und wenn Jemand nieſ't, ſo wünſchen ihm leicht Vorübergehende auf der Straße Geſundheit.

Die Stände ſind nicht ſo ſtrenge von einander geſchieden, wie bei uns. Verheirathungen zwiſchen Adligen und Bürgerlichen finden häufig ſtatt. Der hinten auf dem Wagen ſtehende Bediente bittet ſeinen guten alten Herrn um eine Priſe, und dieſer reicht ſie ihm mit den Worten: „Burſche, was plagſt du mich!" über die Schulter hin. Ein Adliger nimmt keinen Anſtand in einem Kaufladen, falls ſein Geld nicht ausreicht, von ſeinem Bedienten zu borgen oder, wenn's Noth thut, auch noch den Kutſcher um eine Beiſteuer anzugehen. Nur auf ſeinen Titel legt er Werth, und ſelbſt vertraute Freunde nennen ſich im Geſpräch Marcheſe, Graf, Herzog, Prinz. Die Zahl der alſo Betitelten iſt in dem kleinen Königreich Legion, und es giebt daher auch eine Menge verarmter Barone und Adligen. Manche ſchreiben ſich Marcheſe von einem Gütchen, das ihnen jährlich kaum funfzig Thaler einbringt. Wer es durchſetzen kann, treibt gern Luxus mit Wagen und Pferden und großer Dienerſchaft. Um Aufwand in der Stadt machen zu können, wird oft Jahre lang auf dem Land geſpart, und dann eine verſchwenderiſche

Pracht entfaltet. Die adeligen Paläste sind nicht selten mit Vergoldung, kostbaren Tapeten und Wandgemälden reich ausgeschmückt, aber schmutzig und ohne Bequemlichkeit. Oft drängt sich aller Glanz in dem Gesellschaftssaale, hier galleria genannt, zusammen, und im Uebrigen bemerkt man weder an den Zimmern noch an dem Hausherrn irgend etwas Hervorstechendes. Hast du den zweiten Stock in dem Hause eines Herzogs oder Fürsten erstiegen, so gelangst du in eine ungeheuere Halle, wo Dienervolk schwatzt, schläft, kocht, Stiefel putzt. Der Kammerdiener weis't dich durch viele leere Zimmer in den Saal, wo sein Herr zu treffen sei. Ein Mann in Hemdsärmeln oder in einer Nankingjacke kommt dir entgegen. Du bittest ihn, dich zum Signor Herzog zu führen, und lächelnd erwiedert er: „Der bin ich selber." — Abendgesellschaften (Conversazioni) zu denen sich die Hausfreunde uneingeladen um neun oder zehn Uhr einfinden, werden in der Stadt und, wenn es angeht, auch auf dem Lande, wo der reiche Neapolitaner überhaupt gastfreier ist, gehalten und zwar an bestimmten Wochentagen oder jeden Abend. Der einmal eingeführte Fremde kann sie immerfort besuchen. Es wird hier viel geplaudert, wenig genossen. Man giebt blos Limonade, Eis, Confect. Oft wird der Abend genußreich durch Musik, worin viele Dilettanten (die größtentheils ihre Bildung der hiesigen berühmten Musikschule, Collegio di Musica oder Conservatorio di San Pietro a Majella, verdanken) so ausgezeichnet sind, daß sie vollen Anspruch auf den Namen Künstler machen dürfen. Der jüngere Theil der Gesellschaft vergnügt sich zuweilen durch Tanz. Die Aelteren greifen bald zu den Karten und spielen mit Leidenschaft bis in die tiefe Nacht.

Das Kartenspiel ist bei allen Ständen sehr beliebt. Ein den Neapolitanern eigenthümliches Kartenspiel mit einer Menge seltsamer Bilder heißt Scope. Oft sieht man auf den Sand gestreckte Fischer mit Karten in den Händen. Sie spielen ihr Scope, und kaum kann man noch die Adler, Schwerter, Kreuze und andere Figuren auf den schmutzigen Blättern unterscheiden. Das Volk kennt kein anderes Kartenspiel. — Außer der schon beschriebenen Mora ist durch ganz Italien die Boccia verbreitet. Jeder Spielende hat eine Kugel, womit er nach einer kleineren

Kugel wirft. Es kommt darauf an, die eigene Kugel möglichſt nahe an die Zielkugel oder die Kugel des Gegners möglichſt weit davon abzubringen. Man ſpielt die Boccia auch auf dem Billard. Das Ballſpiel in Ballhäuſern findet ſich hauptſächlich im Norden der Halbinſel. Die mit Wind aufgeblaſenen Lederbälle (palloni) ſind groß wie ein Kopf und werden mit einem gerippten Holze geſchlagen. Die in ein leichtes Theatercoſtüm gekleideten Ballſchläger, durch ein das Haus quer durchſchneidendes Netz in zwei Parteien getheilt, bewegen ſich mit großer Gewandtheit und Anmuth. Es handelt ſich darum, den Ball durch das oft neunzig Fuß lange und dreißig Fuß breite Gebäude ſo zu ſchlagen, daß er über das Netz weg der Gegenpartei zufliegt und doch nicht von derſelben zurückgeworfen werden kann. Die ſeitwärts hinter Netzen auf hohen Gallerien ſitzenden Zuſchauer nehmen den lebhafteſten Antheil und zollen jedem glücklichen Schlage laut jubelnd ihren Beifall. Statt des Ballhauſes dient auch wohl ein umzäunter Platz. — Die Lazzaroni- und Fiſcherknaben ſpielen ſehr gewöhnlich das Münzwerfen, wobei der gewinnt, welcher „Kopf" wirft, d. h. wenn das Königsbildniß nach oben zu liegen kommt. Kinder und Erwachſene ergötzen ſich vielfach durch Papierdrachen und bunte papierene Luftballons. Letztere ſieht man an ſchönen Sommertagen beſonders des Sonntags in Menge von den Dächern aus emporſteigen und oft ſtundenlang über der Stadt ſchweben. Vor der Oeffnung unten befindet ſich ein Drahtkreuz mit einem Schwamm in der Mitte, auf den man Weingeiſt tröpfelt. Der angezündete Schwamm verdünnt die Luft im Ballon und treibt ihn raſch aufwärts. Dadurch, daß der Schwamm das Papier berührt, geräth der Ballon nicht ſelten in Brand und bewegt ſich dann bei einbrechender Dunkelheit als feuriges Meteor durch die Luft.

Wer die täglichen Beluſtigungen des Volkes beobachten will, muß vor Allem die Hafendamm-Straße (strada del Molo) und den Hafendamm beſuchen, wo hauptſächlich abends Virtuoſen aller Art ihre Künſte vor den unabläſſig vorüberſtrömenden Soldaten, Matroſen, Schiffern und Fremden produciren. Hier rühmt ein Fleckentilger und Schuhwichſer vor einem um ihn verſammelten Häuflein die wunderſame Wirkung ſeiner Waare;

dort läßt ein Thierbändiger ein seltsames Mäuschen und unschädlich gemachte Vipern exerciren; weiterhin brennt ein Feuerwerker Pulvermännchen ab. Vor einer Bude pauken und trompeten auf einer Bank ein paar Athleten; Bajazzo preis't die Künste eines Feuerfressers und bietet seine besten Späße auf, die Seemänner anzulocken. Am Eingang der Puppentheater laden Pulcinelle mit quiekender Stimme die verehrten Herrn Lazzaroni ein, zu schaun die wundersame Belagerung von Korinth und Se. Excellenz den Consul Mummius, wie er am Schluß der Tragödie die Citadelle in die Luft sprengt; worauf ein komisches Ballet folgt, ebenfalls von Puppen ausgeführt, deren schönste, von Sammet und Seide und Silberflittern glänzend, in der Thür erscheint und mit dem Köpfchen winkt. Die rauschende Janitscharen-Musik beginnt und zieht immer neue Gäste an. Laute Declamation schallt aus dem Musentempel. Eben so kräftig ertönt einige zwanzig Schritte weiter die Stimme eines Kapuziners, der von einem Schemel herab die Qualen der Hölle schildert. Dann läßt wiederum ein mit weißem Lämmerfell bekleideter Abruzzese seinen Pudel Kunststücke machen; zwei sicilianische Soldaten, zwei Betteljungen und ein Maler, der den trefflichen Hund zeichnet, bilden sein Publikum. Daneben hebt ein Kerl eine alte zerfetzte Hose empor und preis't sie als modern und fein wie die Hose Sr. Majestät des Königs. Weiterhin singt ein alter Bänkelsänger vor einem großen Wachstuch mit vielen Bildern das Leben des heiligen Januarius her, und sein Enkelchen im bloßen Hemde begleitet die krähenden Töne auf einer jämmerlichen Geige. — Wir treten auf den Hafendamm. Hier steht vor einem dicht gedrängten Kreise der Taschenspieler an seinem Tischchen und rollt aus den eben noch leeren Zauberbechern ein zwanzig Kugeln hervor. Ein Wahrsager sitzt an einem Gestell, auf dem Bücher mit astronomischen Zeichen liegen. In einem vollen Kreis von Zuhörern erzählt der Cantastorie seine Geschichten. Es ist das Mährchen von der Turandot. Seemänner sitzen rauchend auf Bänken um ihn her; stehend hören ein paar Lastträger, die ein Geschäft vorbeiführt, den platten Korb auf dem Kopfe, ein Weilchen zu. Nackte Knaben liegen, Orangenschalen kauend, auf der niedrigen Hafen-

mauer, oder kauern mit gekreuzten Beinen im innerſten Kreiſe. Jetzt bricht der Erzähler in Verſe aus, die er mit wohlklingender Stimme ſingt. Da ſpringen zwei Knaben, die ein dritter gekneipt hat, ſchreiend auf. Der Cantaſtorie hebt ernſt ſeinen Stab, und die beißigen Katzen legen ſich wieder zur Ruhe. — Wir haben uns inzwiſchen vor einem nahen Kaffeehauſe niedergelaſſen, ſchlürfen unſer Eis und hören einem Marktſchreier (Ciarlatano) zu. Von ſeiner Bühne ſtolz auf das dumme Volk umher niederſchauend, ſteht er, umgeben von dem reichen Apparate ſeiner Wiſſenſchaft. Geſtrichene Pflaſter ſind aufgehängt; Eſſenzen, Pulver und Mixturen bedecken den Tiſch, und ein grinſender Todtenkopf, dem das Geld in den Rachen geſchoben wird, ruft: „Weh euch, wenn ihr nicht kauft!“ „Kommt, meine Freunde, kommt!“ ſo beginnt der Hippokrates ſeinen Sermon, „tretet heran, meine Herrſchaften! Platz da, ihr Jungens, Platz für meine werthen Gönner! Kommt Alle, die ihr vorübergeht, Geſunde oder Kranke: die Kranken, damit ſie geſund werden, die Geſunden, damit ſie nicht krank werden. Kommt ihr, denen ein hohler Zahn ſchlafloſe Nächte macht; wir wollen ihn herausholen und mit Füßen treten. Kommt ihr, die ihr von Flüſſen geplagt ſeid; ich hab' ein Mittelchen, vor dem die Flüſſe davon gehen, wie der Teufel vor dem Zeichen des Kreuzes. Kommt, ihr, welche die Gicht plagt; ich will ſie wieder plagen, daß ſie von euch weicht, wie der böſe Geiſt aus dem bußfertigen Sünder. Kommt, ihr, deren Bruſt voll Schleim ſteckt, deren Magen nicht mehr verdaut; ihr ſeid rußige Schornſteine, die ich ausfegen will. Kommt, ihr, die ihr den Huſten habt; der Huſten iſt des Todtengräbers Hund, aber ich bin Meiſter über ihn. Kommt, ihr, die ihr an verſteckten Uebeln leidet; eure Geheimniſſe ſind mir klar, eh' ihr den Mund aufthut. Euch vor Allen ſoll geholfen werden. Kommt Alle, die ihr einen Schaden, einen faulen Fleck an Leib oder Seele habt; denn ich bin Doctor für beides. Wo ich bin, da iſt Geſundheit; ohne mich faßt euch dieſer (er deutet auf den Todtenkopf). Aber vielleicht zweifelt Einer unter euch an mir; denn die Welt iſt voll großmäuliger Schurken, die ſich Wunderdoctoren und Profeſſoren heißen und nicht ſo viel wiſſen, als ein Nagel an meinem Stiefel,

nein, nicht mehr, bei der Seele der heiligen Madonna! (Er entblößt ſein Haupt und Alle mit ihm). Vielleicht zweifelt Einer an mir, ſag' ich; denn Manche unter euch haben heute zum erſten Mal ihren Fuß in dieſe berühmte Stadt geſetzt, welche die hochheilige Jungfrau (Entblößung des Hauptes wie vorher) ſegnen möge! Schauet denn her und ſeht mit euren zwei Augen!" Er hebt einen dicken Jungen, der ſchon lange gewartet, zu ſich auf den Tiſch und examinirt ihn. Es findet ſich, daß der Knabe ſchon ſeit vier Jahren an der Waſſerſucht leidet. Er verſichert, ſchon bei mehr als zwanzig Aerzten geweſen zu ſein, die aber ſämmtlich an ſeiner Cur verzweifelt hätten. Der Ciarlatano verſpricht ihm augenblickliche Heilung des Uebels und will ihm zum Behuf des Schneidens die Augen verbinden. Der Knabe, welcher ſeine Rolle vortrefflich und nicht zum erſten Mal ſpielt, ſträubt ſich anfangs gewaltig, giebt aber endlich nach. Der Ciarlatano knüpft ihm ein Tuch über die Augen, ergreift mit wildem Blick ein langes Meſſer und ſticht es in den Bauch des Jungen. Alle ſchaudern, und ein Schrei des Entſetzens wird rings gehört. Helles Waſſer ſpringt aus dem Leibe. Der Knabe reißt die Binde ab. „Ah, jetzt iſt mir wohl!" ruft er, „Herr Doctor, ich bin wieder geſund!" Er tanzt vor Freuden auf dem Tiſch. „Geh hin," ſagt der Ciarlatano großmüthig, „opfere der Madonna eine zweipfündige Kerze. Bei mir ſoll es dir nichts koſten." Das Volk ſtarrt den Wunderthäter an. Viele drängen ſich zu und kaufen. Um noch weitern Vortheil zu ziehen, hebt der Marktſchreier eine Menge an bunten Fäden zuſammengereihter Büchlein empor, die das Bildniß der Madonna an ſich tragen, und rühmt von denſelben, daß ſie, auf den Leib gelegt, ſchmerzſtillend wirken. Und von neuem drängen ſich Seemänner, Lazzaroni und Bauern herbei und kaufen das köſtliche Büchlein.

Abends, wenn die Arbeit ruht und kühle Luft weht, wird auch vornehmlich vom Volk die Tarantella getanzt. Es gehört dazu nur ein Paar, das dazu keines Tanzbodens mit Violine, Clarinette und Baß bedarf; nein, in einer Nebenſtraße, im Hinterhofe, auf dem Dach, auf der Tenne im Feld, auf dem flachen Strande treten beim einfachen Klange des Tamburins

(ein Instrument, das in jedem Hause gehalten wird) die Tänzer in den Kreis. Es braucht nicht grade ein Bursche und ein Mädchen zu sein; auch zwei Burschen, noch öfter zwei Mädchen tanzen zusammen, mit oder ohne Zeugen, mit oder ohne Musik, aus reiner Lust. Immer sind die Neapolitaner zu einem solchen Tanze gerüstet, und sind sie auch den ganzen Tag über in der Hitze umhergelaufen, so stampfen sie doch des Abends noch stundenlang, sobald das Tamburin erklingt, den Boden. Ja, die Tanzlust geht so weit, daß Eseltreiber unterwegs trotz des Staubes und der Steine im Wege künstliche Sprünge machen, sobald ein Zug Musikanten vorüberziehend die Tarantella spielt. — Man tritt bei der Tarantella jedesmal doppelt mit der Ferse des einen Fußes auf und läßt sie nach vorn vom Boden abgleiten, während man eben so oft auf dem anderen Fuße hüpft. Der Tänzer steht seiner Tänzerin gegenüber, und die Bewegungen beider stimmen überein oder ergänzen sich. Bisweilen bewegt sich der Tänzer blos auf dem linken Fuße und schlägt den andern im Tact gegen das hüpfende Bein, indeß die Tänzerin anmuthig ihr Kleid zu beiden Seiten faßt und in mäßiger Bewegung verharrt. Die Arme werden meist wie zur Umarmung ausgestreckt. Den Wechsel der Tour giebt der Mann durch Händeklatschen an. Bei manchen Stellen des Tanzes, wo der Tamburin verstummt, beginnen die Castagnetten in den Händen des Paares zu klappern, oder es wird mit der Zunge geschnalzt. Man bewegt sich vor- und rückwärts, oder kreisförmig, indem man schleift statt zu hüpfen. Manchmal tanzt der Bursche um das knieende Mädchen, welches ihr seidenes Tuch an zwei Zipfeln hält; oder beide knieen mit Tüchern nieder, sich den Rücken zukehrend und beim Umdrehen der Köpfe einander die Lippen zu flüchtigem Kusse berührend. Dies Nahen und Fliehen, Zurückkehren und schüchterne Umgehen, dies zufällige Begegnen und flüchtige Zusammentreffen ist ein Bild der Liebe, das die Tanzenden bewußt oder unbewußt ausführen. — Wenn blos Männer tanzen, so kriechen sie auch wohl zur Abwechselung tactmäßig auf Händen und Füßen unter einander durch oder sie machen Luftsprünge, schlagen Purzelbäume und fassen und schwingen sich. Da sie von ihrer Kleidung gewöhnlich nur ein Hemde,

eine kurze Hose mit rother Leibbinde und dazu die hängende Mütze beibehalten, so bewegen sie sich durchaus frei und leicht, und der Tanz wird kräftig, ja mit Leidenschaft durchgeführt. Ermüdet einer der Tänzer, so springt ein anderer Bursche oder ein anderes Mädchen in den Kreis, und die Tarantella geht lange Zeit ununterbrochen fort. Die austretende Tänzerin verbeugt sich, anmuthig die Hände gegen die Brust aufhebend. Der Tamburin wird häufig von einem älteren Weibe geschlagen. Man rührt ihn mit dem Daumen und Mittelfinger, oder streift zitternd mit dem Daumen darüber hin. Bisweilen wird er blos geschüttelt, so daß die inwendig befindlichen Bleche rasseln. Damit wechseln die Castagnetten der Tanzenden. Diese bestehen aus zwei gelblichen oder braunen durch eine Schnur verbundenen Stückchen Kastanienholz (daher der Name), welche, zwischen den Mittel- und Ringfinger und zwischen den Ring- und kleinen Finger gelegt, zusammengeklappt werden. Sie sind glatt und nach oben zu, wie Nußschalen, hohl gearbeitet. Statt des Tamburins wird auch die Guitarre oder Mandoline (eine kleine Art Zither) gespielt. Die Tarantella-Melodie geht sehr einfach in sechs Achtel Tact, und es werden darnach viele Volkslieder gesungen, die nichts als leichte Begleitung des Tanzes sein wollen. Hier ein verdeutschtes Pröbchen davon.

Der Mond steht mitten im Meere. —
Verheirath' mich, meine Mutter, du!
„Meine Tochter, wüßt' ich wer's wäre?"
O denk' daran, meine Mutter, du!
„Wenn ich einen Schiffer dir gäbe,
„Der Schiffer paßt nicht für dich.
„Er kommt und geht, thut wieder landen —
„Und hat das Ruder immer zu Handen.
„Fällt's ihm mal ein, er sich's erlaubt,
„Meiner Tochter zu schlagen das Ruder auf's Haupt."

In den folgenden Strophen tritt an die Stelle des Schiffers ein Schuster, ein Schmidt, ein Tischler, ein Schneider ꝛc. auf, und statt des Ruders fürchtet die Mutter den Pfriem, den Hammer, den Hobel, die Nadel ꝛc. — Die Melodien anderer Volksgesänge sind meistens höchst einfach; viele haben, dem Inhalt entsprechend, etwas Schwermüthiges oder Wildes. Wechsel-

geſänge, wozu der Text improviſirt wird, hört man beſonders an ſchönen Sommerabenden. Ein luſtiger Geſell in der Schenke ſingt z. B. einem anderen Zecher eine Strophe zu; dieſer antwortet in gleichem Versmaß, und ſo geht es fort. Zuweilen necken ſie ſich in dieſen Geſängen, zuweilen lobpreiſen ſie einander, zuweilen erheben ſie die Schönheit ihrer Geliebten bis in die Sterne. Ein deutſcher Landſchaftsmaler zeichnete einſt in der Nähe eines Landhauſes, auf dem ein Mädchen ſpinnend ſtand. Auf einmal wandte ſich die hübſche Dirne ſingend an den Maler, der in gleicher Weiſe antwortete, wie folgt.

## Wechſelgeſang.

O ſchöner Jüngling, mache mir bekannt,
Weshalb du zogſt weither in dieſes Land.
Sind dir nicht theure Eltern mehr geblieben,
Daß du verließeſt deine Heimath drüben?
Haſt du kein trautes Liebchen in aller Welt,
Das dich jenſeits der Berge gefeſſelt hält? —

„Ich ſag' dir ſchönen Dank, holdſel'ge Maid,
„Daß du den Fremdling fragſt mit Freundlichkeit.
„Wohl hab' ich Eltern noch daheim am Leben;
„Doch mußt' ich hieher in die Ferne ſtreben:
„Denn dies Land iſt vor allen wunderſchön,
„So weit man Gottes Sonne ſieht aufgehn."

Von deinen Eltern thateſt du mir kund;
Doch von dem Liebchen ſinget nichts dein Mund.
Warum verließeſt du ſie, böſer Knabe,
Und griffeſt treulos nach dem Wanderſtabe? —
Sie ringet nun die weißen Hände daheim
Und weinet einſam in ihrem Kämmerlein.

„Ich hab' im Heimathland kein Liebchen ſüß,
„Das als Treuloſer ich im Stiche ließ.
„Doch weiß ich, wer mir gefällt, wer mich entzücket,
„Seitdem mein Aug' dein Angeſicht erblicket.
„Sag' haſt du noch in deinem Herzen Platz,
„Oder iſt daſſelbe ein verſchloſſener Schatz? —

Verſchloſſen iſt mein Herz; hab' geworfen hinab
In des Meeres tauſendklaftertiefes Grab
Den Schlüſſel. Ein großer Haifiſch kam geſchwommen,
Hat ihn in ſeinen ſchrecklichen Rachen genommen.
Wenn du mir bringſt zurück den Schlüſſel mein,
So will ich ſein und bleiben auf ewig dein.

„Hinausgeſchifft war ich jüngſt auf's hohe Meer;
„Da fing ich den großen Hai von ungefähr.
„Ich habe das böſe Unthier todt geſchlagen
„Und habe deinen Schlüſſel davon getragen.
„Er iſt von Silber, doch dein Herz von Gold:
„Ich ſchließ es auf, gewinne Minneſold!"

So ſangen ſie noch eine Weile fort. Gegen Mittag ging der Maler in's nahe Dorf. Als er wiederum an dem Hauſe vorüber kam, ſtand das Mädchen immer noch mit der Spindel auf dem Dache, ſchenkte ihm aber keinen Blick. Sie hatte vorher mit ihm eben nur ſingend ſpielen wollen, nichts weiter. — Die wandernden Muſikanten bilden hier oft ſeltſame Gruppen. So ſieht man einen Geiger und einen Harfenſpieler mit einem Sänger umherziehn, der Arien aus bekannten Opern zum Beſten giebt. Oder Einer ſpielt die Guitarre, ein Zweiter die Flöte, und der Dritte, ein kleiner Knirps von acht Jahren, ſchlägt als Kapellmeiſter mit Brille und Perrücke den Tact dazu. Man hört auch den Dudelſack, und als rohes Inſtrument erwähne ich noch ein längliches mit drei Saiten überſpanntes Holz, auf welchem mittelſt eines Fiedelbogens herumgeſtrichen wird.

---

## Zehntes Kapitel.

Man lieſ't in Büchern von dem „ewig heitern Himmel Italiens." Meine Erfahrungen haben mich indeß gelehrt, daß dies nur eine ſchön klingende Phraſe iſt. Nach ungeheuren Gewittern der letzten Auguſttage folgte zuerſt im September leidliches Wetter. Bald nachher machte ſich der Anzug des Scirocco bemerklich, der endlich ſiegend ſeine Macht entfaltete. Die Atmoſphäre verdichtete ſich mehr und mehr, die Ausſichten

verſchwanden in Nebelſchleiern, das Blau des Meeres verwandelte ſich in trübe Bleifarbe, der Veſuv ward Tage lang völlig unſichtbar, ja nahe bei uns an den Felsgipfeln der Bergzüge des San Angelo hingen und ſchwankten große graue Wolkenballen. Der Himmel ſchien in dieſem wüſten Gequirle mit dem Meere völlig zuſammengeſchmolzen, ſo daß man am Horizont den einen von dem andern nicht unterſcheiden konnte. Dabei herrſchte eine unerträgliche, dunſtig feuchte, Leib und Seele erſchlaffende Hitze. Unſere Nerven wurden dadurch erſchöpft, Spaziergänge faſt unmöglich. Innere Unruhe, trockene Dörrhitze und abwechſelnd ſchnell hervorbrechender Schweiß, ſchweres Athmen, geſteigerte Empfindlichkeit gegen einzelne kalte, durch den heißen Dunſt wie ſcharfe Pfeile hindurchfahrende Luftzüge, bewirkten einen wahrhaft abſcheulichen Zuſtand des leiblichen Befindens. Das dumpf toſende Geräuſch des Meeres ohne weſentlich ſtarke Luftbewegung, die grellen Wolkenbeleuchtungen der blutrothen Sonnenuntergänge, das Verſchwinden aller beſtimmten Formen und Localfarben in dem moorrauchartigen Dunſt brachten ein dräuendes weltuntergangsmäßiges Anſehen hervor, und man konnte ſich einer gewiſſen Beklommenheit, einer ſcheuen Bangigkeit vor irgend einem furchtbaren Naturereigniſſe nicht erwehren. Doch nun ſcheint gottlob die Sonne wieder hell, Himmel und Meer haben wieder Farbe, und ich kann an die Fortſetzung meiner Reiſe denken.

Um ein goldenes Punktum hinter den Abſchnitt meines neapolitaniſchen Aufenthaltes zu ſetzen, hatte ich mir bis zuletzt einen Beſuch des vielberühmten Karthäuſerkloſters Camaldoli aufgeſpart, welches ſich des Rufes erfreut, auf einem der ſchönſten Punkte der Erde zu liegen. Ein Ritt zu Eſel brachte uns durch friſch bewaldetes Bergland binnen einer Stunde in die Nähe des hochgelegenen Kloſters. Vor der Pforte deſſelben lagerte zerlumptes Geſindel. Einige davon bemächtigten ſich unſerer Eſel, Andere halfen uns beim Abſteigen und ein paar hingen ſich an den Zug der Glocke, um ſie zu läuten und den frommen Brüdern die Ankunft der Fremden zu melden. Ein junger ſchöner Mann von hoher Statur empfing uns, um uns durch den Kloſtergarten nach dem beſten Ausſichtspunkte zu ge-

leiten. Ein krauser schwarzer Bart umwallte das blasse aus drucksvolle Gesicht. Das weite faltige Ordenskleid von grobem weißen Tuch verlieh ihm ein besonders würdevolles Ansehn. Sandalen von Holz, mit schmalen Riemen gehalten, bedeckten die nackten Füße. Er trug ein Gebetbuch, in dem er fortwährend aufmerksam las, wenn er nicht von uns durch Fragen gestört wurde. Er antwortete jedesmal kurz und einsylbig, denn die Camaldolenser sollen nicht unnöthig viele Worte machen. Ich glaube aber, daß die hier lebenden Mönche trotz ihrer strengen Gelübde, doch glücklich sind; denn dieses Kloster liegt inmitten des reizendsten Zaubergartens. Hier muß das traurigste Gemüth erheitert, ein gebrochenes Herz wieder gesund werden. Um diese Höhen jauchzt die Natur ewig glücklich ihre Freudenhymnen. Wohin das Auge blickt, überall ruht es auf Punkten, die in paradiesischer Fülle schimmern oder umstrahlt sind vom Glorienschein der Geschichte. Camaldoli's Lage ist darum so wunderbar entzückend, weil man von hier aus das Land nach allen Seiten hin überblickt und das staunende Auge Alles umfaßt, was die Umgegend Neapels an Naturschönheiten darbietet. Es sind Aussichten von solcher Weite, Mannigfaltigkeit und erhabener Pracht, daß alle Malerei weit hinter der Wirklichkeit zurückbleiben muß. Gegen Süden thürmt sich die unermeßliche Häusermasse der Stadt blendend empor bis zu den Olivengärten von Capodimonte und San Elmo; darüber erhebt in goldblauem Duft sein feuerflammendes Haupt der Vesuv, zum Theil die zerklüftete hohe Felsenkette der calabrischen Gebirge verdeckend. Weiter gen Westen erstreckt sich bis zu Punta Campanella das felsige Vorgebirge, an dessen Abhängen Sorrent, der schönste Juwel des neapolitanischen Golfes, im schattigen Schooß seiner Orangenwälder liegt. Daneben dämmert im violett-rosigen Duft die auf dunkelblauem Meere ruhende Sphinx Capri. Mehr nordwärts spült glänzende Fluth um die Inseln Ischia, Procida und Nisita. Die Golfe von Bajä und Gaëta, besäet mit kleinen schimmernden Ortschaften und mit zahlreichen Ruinen aus der Römerzeit fesseln Blick und Geist und lassen kaum das von so reicher Fülle gesättigte Auge selig müde ausruhen auf den näher gelegenen Punkten, die wie ein funkelndes

Diadem von Puzzuoli bis zum Posilipp die Meeresküste verzieren. — Mit diesem reichen Bilde nahm ich Abschied von Neapel.

---

Im Zuge des fliegenden Dampfrosses entschwanden uns die Mauern der tosenden Hauptstadt. Bald sauſ'ten wir an den Thoren Pompeji's vorüber, und erreichten nach kaum einstündiger Fahrt Nocera, eine sehr belebte Stadt voller Kirchen und Klöster. Von da fuhr uns ein Vetturin auf gut gehaltener Straße nach Vietri. Bei La Cava heimelte uns süddeutscher Gebirgscharakter an. Das reizende Städtchen selbst wird, als einer der gesundesten und kühlsten Orte Italiens, stark von nervenleidenden Fremden besucht, für welche das Klima Neapels gefährlich ist. La Cava hat den Beinamen „Klein Bologna," weil sich hier, wie in jener Stadt, vor allen Häusern Hallen befinden, so daß man beim Regen trocken einhergeht. Zwei Miglien weiter liegt rechts von der Straße ab im wilden Felsgebirg die berühmte Benedictiner-Abtei Trinita della Cava, deren Bibliothek reich an gothischen, longobardischen und normännischen Handschriften ist. Von La Cava an geht der Weg bergabwärts, links von hohen waldigen Bergwänden, rechts von einer tiefen Schlucht begrenzt, dem romantischen Vietri zu. Hier mietheten wir eine Barke nach Amalfi. Diese Meerfahrt war höchst belohnend: überall malerische Felsengestade, von zahllosen Schluchten zerrissen, in deren beschatteten Tiefen anmuthige Ortschaften, Hammerwerke und Fabriken liegen und deren phantastisches Geklipp mit üppiger Vegetation überwuchert ist; uns im Rücken der weiße Halbkreis Salerno's von den Burgtrümmern Robert Guiscard's überragt; endlich die weite hohe Kette der calabrischen Gebirge, die gegen Süden den Golf schließen. — Nach anderthalb Stunden öffnete sich die Bucht von Amalfi, hüben und drüben von hohen steilen Felsmassen umschlossen, an denen links das berühmte Kloster, rechts bedeutend höher die Ruinen der alten Burg in malerischer Lage hängen. Die Stadt selbst erscheint klein und verliert sich bald in dem engen, durch überraschende An- und Aussichten unvergleichlichen „Mühlenthale," sogenannt von den vielen Mühlen,

die hier unter Lorbeer- und Orangenbäumen an einem luſtig-ſchäumenden, in ſchnellen Stürzen nach dem Meere hin taumelnden Bergwaſſer liegen. Man findet an den Küſten Italiens ſchwerlich eine zweite ſo ſchmale und von ſo hohen Bergen umthürmte Schlucht in unmittelbarer Nähe der See, wie dieſes Thal. Ein paar hundert Schritt genügen, um uns in einen ſo engen ſchauerlichen abgrundtiefen Schlund zu verſetzen, wie dergleichen gewöhnlich nur hohe Gebirgsgegenden des Binnenlandes aufzuweiſen haben. Das Meer wird unſichtbar, ſobald man die Stadt betritt, und zeigt ſich erſt auf den ſchwindelnden Bergſteigen wieder, die man bei einer Wanderung in das Thal einſchlagen muß. An der Mündung deſſelben breitet ſich Amalfi aus, im Mittelalter eine höchſt bedeutende von mehr als 50,000 Einwohnern belebte Handelsſtadt. Schon vom Meere aus ſtellt ſich impoſant die alte Kathedrale dar, ein ſolides umfangreiches Gebäude in normanniſch-byzantiniſchem Stil. Zu den Sehenswürdigkeiten des Innern gehört eine ſehr ſchöne antike, durch das Chriſtenthum in einen Taufſtein verwandelte Porphyrvaſe, ein alter Sarkophag, deſſen meiſterhafte Bilderarbeit den Raub der Proſerpina in wundervollen Gruppen zeichnet, ſo wie die mancherlei eigenthümlichen Malereien in der mit Gold und Edelſteinen reich ausgeſtatteten unterirdiſchen Krypte, die dem heiligen Andreas gewidmet iſt. Zu dem hoch auf ſteilem Fels thronenden ehemaligen Kloſter San Francesco führen in Stein gehauene Treppen, und man genießt von dieſem Punkt aus eines entzückenden Blickes auf Stadt, Land und Meer.

Von Amalfi kehrten wir nach Vietri zurück, und bald lag, umflammt von der Abendſonne, Salerno mit ſeinem Golf und Hafen zu unſern Füßen. Den Hafen, durch Johann von Procida, den Anſtifter der ſicilianiſchen Veſper, angelegt, fanden wir ziemlich leer, indem kein einziges größeres Schiff darin vorhanden war; auch hat man noch keine Dampfſchifffahrt. Deſto lebhafter ſah es am Hafenkai aus, der ſich an Schönheit der Lage und lautem ſchreienden Leben faſt neben den von Neapel ſtellen kann. Die buntgeputzten Buden der Limonaden-, Eis- und Fruchtverkäufer mit ihren vielen Lichtern und farbigen Papierlaternchen, das fröhliche Durcheinander der Luſtwandelnden,

und dazwiſchen das Geſchrei der zum Genuß ihrer aufgeſtellten Erfriſchungen Einladenden; das Rudergeplätſcher einzelner vom Fange heimkehrender Fiſcherbarken gab vereint mit dem Rauſchen der gegen den Strand ſchäumenden, von tauſend Lichtreflexen durchblitzten Meereswogen ein höchſt anziehendes Bild des ſüdlichen Nachtlebens. — Salerno's Glanzepoche war das Mittelalter, wo es in der Geſchichte Italiens eine wichtige Rolle ſpielte. Der Ruhm der hier im eilften Jahrhundert blühenden mediciniſchen Schule war in der ganzen Welt ausgebreitet, und von derſelben gingen die mediciniſchen Facultäten Europa's aus. In der Domkirche liegt Papſt Gregor VII. begraben, der ſich im Jahr 1085 hieher flüchtete. Das Gebäude, ein Werk Robert Guiscard's, ruht auf Porphyrſäulen und hat einen prächtigen Moſaikboden, welche aus dem verwüſteten Päſtum genommen wurden. Die Ausſicht von der alten normanniſchen Veſte, die von hohem Felſenſitz wie ein beuteſpähender Adler niederſchaut, iſt wohl eine der ſchönſten. An dem heiteren von maleriſchen Gebirgen umkränzten Golf blüht und duftet alles Anmuthige, was der Süden aufzuweiſen hat. Ueber die Feigen-, Citronen-, Orangen- und Oelbäume ragt die Palme mit ihrer grünen Blätterkrone empor, die Aloe entfaltet auf hohem Blüthenſtengel ihre Wunderblumen, und die Rebe bringt den köſtlichſten Wein.

Wir mietheten in Salerno einen Wagen nach Peſto, dem alten Päſtum, undrollten in friſcher Morgenfrühe unſerem Ziele zu. Der Weg führt durch eine große, zwiſchen Gebirg und Meer hingebreitete Ebene, welche, je weiter man hineinkommt, immer mehr den Charakter des ſpärlich angebauten vernachläſſigten und verwilderten Bodens annimmt. Einzelne Felder türkiſchen Weizens wechſeln ab mit ungeheuren Strecken verödeten oder ſumpfigen Landes, kaum weniger trübſelig als der Anblick der pontiniſchen Sümpfe und wie dieſe von Büffelheerden bevölkert, deren in Thierfelle gekleidete fiebergelbe Hüter originelle Liederweiſen auf langen Rohrpfeifen blaſen. Der Contraſt zwiſchen dem blühenden Salerno und dieſer kahlen Landſchaft mit einzelnen ärmlichen Hütten iſt ſehr auffallend. Doch gewöhnt man ſich in Unteritalien bald an ſolchen plötzlichen Wech-

ſel; denn nicht ſelten grenzt an eine mit allem Ueberfluß geſegnete Gegend eine dürre Einöde, aus welcher verpeſtende Dünſte aufſteigen und deren wenige Bewohner hager und blaß, wie der Tod, umherſchleichen. — Nach ſtarker dreiſtündiger Fahrt gelangten wir an den Fluß Sele (der Silarus der Alten), welcher, da die Brücke, woran man ſchon länger als zehn Jahre gebaut, damals noch nicht fertig war, auf einer Fähre paſſirt werden mußte. Seine vormals von kühlen Hainen umſchatteten Ufer ſind jetzt nackt. Von da ab fuhren wir noch eine gute Stunde bis Päſtum. Der urſprüngliche Name dieſer Stadt war Poſeidonia und von ſeinen Gründern, griechiſchen Coloniſten, dem Poſeidon gewidmet. Den Namen Päſtum erhielt es erſt unter römiſcher Herrſchaft. Nach den noch vorhandenen Ueberreſten zu ſchließen, muß es eine bedeutende, ſchöne und reiche Stadt geweſen ſein, deren ſabyritiſche Bewohner nur darnach trachteten, das Leben in ſchwelgeriſcher Genußſucht zu verbringen. Die Gegend muß damals außerordentlich ſchön und fruchtbar geweſen ſein. Alle Dichter preiſen ſie und ſingen von den Roſen, die da zweimal im Jahre blühten. Um's Jahr 915 nach Chriſto wurde die Stadt von den Arabern zerſtört. Robert Guiscard beraubte ſie ihrer Säulen und Bildwerke, um damit den Dom von Salerno zu ſchmücken. Seitdem wußte man nichts mehr von Päſtum, bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein neapolitaniſcher Maler die Ruinen entdeckte. Gegenwärtig liegt das Land umher wüſte und wird ſeiner böſen Luft wegen geflohen. Nur cylindriſche Strohhütten der Büffelhirten ſieht man da und dort aus dem Geſtripp aufſteigen. Statt der vormals berühmten Roſengärten erblickt man nichts als ſtachlichten Ginſter, breite Diſteln, Buchsbaumgeſträuch und Dornen, unter denen zahlloſe Schlangen niſten, deren Biß in den heißen Monaten oft gefährlich wird. Eine größtentheils bis auf den Boden verſchüttete cyclopiſche Mauer bezeichnet den bedeutenden Umfang der Stadt. Vier Thore, von denen das öſtliche noch ziemlich wohl erhalten, bilden die Eingänge. Das Innere iſt ein Haufen von Trümmern, aus denen drei auf einer geraden Linie ſtehende Tempel rieſig emporragen. Dieſe ſind ohne Frage die herrlichſten Denkmäler

aus der Zeit großgriechischer Cultur in Italien. Weder Rom, noch Pompeji, noch irgend eine andere Stadt bietet an erhabener Trümmerpracht etwas Aehnliches. Der größte und schönste ist der mittlere oder der Neptunustempel, aus röthlich gelbem, grobem Marmor ähnelnden Tuffstein erbaut. Auf drei breiten und hohen Stufen, die das Gebäude nach allen vier Seiten umgeben, erheben sich 36 cannelirte dorische Säulen von 27 Fuß Höhe. Sie bedecken eine Fläche von 194 Fuß Länge, 78 Fuß Breite. Innerhalb dieser Säulenhalle stuft sich ein zweiter mehr erhabener Raum ab, der wieder von 14 Säulen umringt ist. Auf diesen Säulen ruht ein schönes Bindegebälk (Architrav) und darauf als zweites Stockwerk abermals 8 Säulen. Das Dach dieses großartigen Bauwerkes fehlt gänzlich. Kleiner, aber schlanker ist der Cerestempel aus einer grauen Steinart, ebenfalls in leichtem dorischen Stil ausgeführt. Etwas größer als der Cerestempel ist die sogenannte Basilika, auf jeder Seite von 18 dorischen Säulen umgeben, deren mindere Schlankheit und Zierlichkeit in der Arbeit der Schäfte bereits den Verfall der Kunst ahnen läßt. — Diese Tempel, mitten in der Einsamkeit einer menschenarmen Wildniß und nahe am Ufer des Meeres, machen einen unbeschreiblichen Eindruck. Man sieht an ihnen weder Mörtel noch Klammer, nichts von all der mechanischen Hülfe, deren die neuere Baukunst sich bedient. In majestätischer Einfachheit stehn sie da als freie offene lichte Säulenhallen, durch nichts geschmückt, als durch die aus dem Baue selber hervorleuchtende Schönheit. Der Dom zu Mailand und die Peterskirche sind künstliche Blumensträuße, denen man ihre mühevolle Zusammensetzung ansieht, während Pästums Neptunustempel einer Lilie gleicht, die der Sonnenstrahl aus dem erwärmten Boden hervorgelockt.

---

Man hatte mir in Neapel die ernstlichsten Vorstellungen gemacht, um mich von dem Gedanken abzubringen, allein und zu Fuß durch Calabrien zu reisen. Es half aber Alles nichts; mein Entschluß war gefaßt, und in Pesto trennte ich mich, den leichten Torniſter am Rücken, von den bis dahin begleitenden

Freunden. Mein erſtes Nachtquartier verbrachte ich in Taverna nuova, einem einſamen Wirthshauſe am Wege, wo ich einige zerlumpte Eſeltreiber vorfand. Mein Abendbrot beſtand aus zwei gebratenen Eiern nebſt etwas Wein und Brot, mehr war in dem Hauſe nicht zu bekommen. Auf meine Frage, ob ich ſchlafen gehen könne? antwortete der Wirth, ich ſolle doch nur ruhig ſchlafen, und als ich fragte wo? verſetzte er etwas verwundert: „Wo es Euch gefällt!“ Ich nahm daher meinen Reiſeſack unter den Kopf und legte mich auf die Erde, dicht neben das hell auflodernde Feuer, denn die Octobernacht war ziemlich friſch. Die Treiber rauchten noch eine Weile von meinem Tabak, erzählten ſich Geſchichten von Heiligen und Räubern, und legten ſich endlich auch zu mir. Gegen drei Uhr morgens wurde wieder gefeuert, geraucht und erzählt, bis der Tag anbrach und Alles fortzog. Das war der Vorgeſchmack einer calabreſiſchen Nacht.

Gegen Mittag kam ich nach Eboli, einem für Unteritalien ziemlich hübſchen Städtchen mit niedlichen Anlagen, wo jedoch die böſe Luft herrſchte. Eine Menge fieberbleicher Menſchen erfüllten bald die Stube des Wirthshauſes, in welchem ich einkehrte. Die Neugier der Bewohner wird dem Reiſenden in dieſen Gegenden nicht ſelten äußerſt läſtig. Iſt man ſo dicht umringt, daß man ſich nicht zu helfen weiß, ſo darf man zehnmal noch ſo dringend um ein bischen Platz bitten: es rührt ſich Keiner, bis man erbittert um ſich ſchlägt; dann weicht Einer nach dem Andern lachend zurück, aber nach zwei Minuten hat man den ganzen Haufen wieder auf dem Leibe. — Etwa eine Stunde unterhalb Eboli begegnete ich einem berittenen Gensdarmen, welcher mir den Paß abforderte. Auf meine Frage, ob er wohl meine, daß ich ſo, wie er mich da ſehe, durch Calabrien komme? zuckte er die Achſeln und erwiederte freundlich: „Sie dürfen verſichert ſein, mein Herr, daß wir unſer Möglichſtes thun; indeß kann ich Ihnen für nichts gut ſtehen, denn die Calabreſen ſind ein rohes Volk. Schneiden Sie aber doch Ihren Schnurrbart herunter.“ Ich befolgte dieſen Rath, um Spott und Mißhandlungen zu vermeiden; bin auch wirklich in ganz Calabrien keinem Schnurrbärtigen begegnet.

Von Eboli aus ist Storza wieder die erste Taverna. Darunter hat man sich nichts weiter vorzustellen, als vier hohe, meist einzeln am Wege stehende Mauern und ein Dach darüber. An irgend einer Ecke öffnet sich ein weites Thor, durch welches die Maulthiertreiber mit ihren Thieren einziehen. Das drinnen abgeladene Gepäck wird auf mehrere Haufen geworfen. In einem Winkel brennt ein großes Feuer; darüber hängt an langer Kette ein schmutziger Kessel, in welchem Alles, was man nicht auf der Gluth brät, gekocht wird. Daneben steht ein Tisch, allenfalls auch noch eine lange, aber äußerst schmale Bank. In der Nähe des Heerdes sind die Mauern rußig, auf der Seite, wo die Thiere gefüttert werden, mit Koth bedeckt. Auf diese Weise befinden sich Küche, Speicher, Stube, Schlafzimmer und Viehstall in demselben Raume für Wirth und Gäste. Schlafen legt sich Jeder, wo's beliebt, neben das Feuer, auf's Gepäck oder auf den Mist. Das Essen bringen die Treiber gewöhnlich selbst mit: in einem Fäßchen Wein, in einem Sack Maccaroni, Brot, Fische, Schweins- oder Kalbsrippen, die nur auf der Gluth oder, wo's gut geht, auf einem Rost gebraten werden. Dies kommt mir sehr zu statten; denn der Wirth hat meist nichts, als Holz zum Feuern und zehrt selbst von den mitgebrachten Nahrungsmitteln der Gäste. Beim Essen bedient sich Jeder seiner Finger; von Messern und Gabeln weiß man in derlei Wirthschaften wenig, Löffeln braucht man nicht, da es nichts zu schöpfen giebt. Beim Trinken legt Jeder den Mund an das Spundloch des Fäßchens, das die Runde um den Tisch macht, und läßt rinnen, so lange es schmeckt. — Es war ein heißer Tag, und mit brennendem Durste kam ich nach Storza. Kaum konnte ich erlangen, daß man mir ein Glas Wein reichte, da mich die Leute für einen Quartier machenden Soldaten hielten. Die alte Wirthin schlug die Hände über dem Kopf zusammen und jammerte, daß es schon wieder Krieg gebe, es wäre, meinte sie, an dem letzten doch schon genug gewesen. Erst durch vieles Erklären verscheuchte ich diesen Argwohn und flößte Zutrauen ein, so daß mir die Alte zuletzt außer dem Wein auch noch ein Stück Büffelkäse anbot, der aber wie Seife schmeckte. In der Folge hatte ich, besonders in Untercalabrien,

noch oft gegen ein solches Mißtrauen zu kämpfen. Auch an den eigenthümlichen und sehr abweichenden Dialekt muß man sich gewöhnen und ihn auch zu sprechen suchen, um leichter mit dem Volke fertig zu werden und es kennen zu lernen; überdies würde man sonst viel an der Unterhaltung verlieren, da des Abends beim Feuer allerlei Geschichten erzählt werden. Denn sobald man sich dem Calabresen voll Zutrauen nähert, so zeigt er sich offenherzig und gesprächig. Wirft man allenthalben, wo man hin kommt, gleich seinen Torniſter ab und setzt sich wie ein alter Bekannter zu den Anwesenden, auch wenn sie noch so verdächtig aussehen, so wirkt man dadurch auf das Ehrgefühl des Calabresen, der bei weitem nicht so schlecht ist, als man gewöhnlich annimmt, und der Einen dann als „galanten und braven Mann" betitelt.

Hinter Storza zieht sich der, vorher ununterbrochen aufsteigende Weg hinab in ein von hohen rauhen Bergen umschlossenes enges und düsteres Thal. Graue Nebel lagerten um die Felskuppen und wogten in seltsamen Gestalten an den kahlen Wänden, als ich abends spät in dieses Thal gelangte. Ich beschleunigte meine Schritte, und erreichte einen Zug von Eseltreibern, an die ich mich anschloß und denen ich tausenderlei Fragen beantworten mußte, bis wir in einer einsamen Taverna einkehrten. Auf meine Fragen nach dem Essen rieb der Wirth mit der Rückseite der etwas gekrümmten Finger einigemal unter dem weit vorgestreckten Kinn hin und her, indem er die Lippen dabei fest aufeinander preßte: eine Geberde, deren man sich hier bedient, statt zu sagen: ganz und gar nichts. Ich aß von den Vorräthen der Treiber und legte mich dann auf einen schmutzigen Sack, den der Wirth für den seltenen Gast herbeigeschleppt hatte. Kaum aber hatte ich ein halb Stündchen darauf geschlafen, als die unruhigen Bewohner desselben mich durch tausend Stiche weckten, von denen meine Haut am andern Morgen noch scharlachroth war. Ich sprang auf, ging eine Weile umher und legte mich endlich in dem entferntesten Winkel nieder, allein mit dem Schlafe wollte es nicht gehen. Lange vor Tagesanbruch machte ich mich auf den Weg, weil ich es in der Taverna unmöglich länger aushalten konnte. Kaum aber war ich einige

hundert Schritt gegangen, als sich neben mir im rauschenden Gebüsch ein leises dreimaliges Pfeifen hören ließ, worauf von der anderen Seite der Straße her in ähnlichem Tone geantwortet wurde. Schnell rannte ich fort, bis mir fast der Athem ausging. Was an der Sache war, weiß ich nicht, aber ich war froh, Niemanden um mich zu hören, als ich endlich anhielt, um zu lauschen. — Gegen Mittag erreichte ich den Ponte Campostrina, eine Brücke, welche sich in kühnen Bogen über eine tiefe Schlucht wölbt und deren mittlere Pfeiler über hundert Fuß Höhe haben mögen. Kein Wasser fließt darunter, aber gleich daneben springt über Felsen ein tobender Bach, der aus dem Valle di Diana kommt. Bald hinter der Brücke sieht man von einem Berge aus dies etwa sechs Stunden lange und anderthalb Stunden breite Thal auf einmal in seiner ganzen Ausdehnung vor sich. Es wird von dem theilweis mit hohen Pappeln besetzten Negro durchflossen und hat seinen Namen von dem westlich auf einem Bergvorsprunge gelegenen Städtchen Diana. Die vielen rechts und links an den Abhängen erscheinenden Ortschaften verleihen diesem Thale, das sich bis Casalnuovo erstreckt, einen überaus freundlichen Charakter. Ungefähr in der Mitte prangt am Fuße der östlichen Bergreihe das Städtchen Sala mit blühenden Umgebungen. Der Oelbaum stand voll reifer Früchte, und von schattigen Geländen hingen schwellend köstliche blaue Trauben auf frischgrüne Saaten herab. — Ueber romantische Berghöhen führt von da die Straße nach Casalnuovo, einem elenden Nest, wo ich nur mit größter Noth ein Nachtquartier finden konnte. Während die Wirthin mir ein kaum genießbares Abendessen aus Dintenfischen bereitete, briet ein Alter einige Schwämme auf der Gluth, die er dann mit fünf oder sechs nackten Kindern heißhungrig verschlang, indeß neben ihm ein feister Pfaff einer Branntweinflasche so fleißig zusprach, daß er beim Aufstehn gewaltig torkelte und fast eins der armen Kinder erdrückt hätte.

Die Landschaft von Casalnuovo über Lagonegro nach Lauria ist voll wilder Naturreize. Die Straße geht durch enge Felsthäler, oft durch schauerliche Schluchten, wo nur Ziegenhirten, auf langbegras'ten Felsblöcken sitzend, mit ihrem eintönigen

Gesange die unheimliche Stille unterbrechen. Lauria, ein kleines niedliches Städtchen liegt höchst reizend in einem tiefen Gebirgskessel. Einige in der Nähe arbeitende Wegmacher riefen mir zu, als ich zu ihnen herantrat: „Da, Herr, ist Wasser zum Trinken, wenn Sie vielleicht Durst haben, und wollen Sie Ihre Pfeife anzünden, so können wir Ihnen auch Feuer geben!“ Eine solche Anrede thut dem Herzen wohl in einem fremden Lande. Ich ruhte eine Weile bei den Leuten aus, die mir auf's freundlichste alle meine Fragen beantworteten. Männer, Weiber, Kinder, die sich unterdessen um mich geschaart, drückten mir beim Scheiden die Hand und wünschten mir glückliche Reise. — Die vor Jahren von Neapel bis Reggio großartig angelegte Straße ist zum Theil sehr in Verfall gerathen und oft so mit Gras überwachsen, daß sie einem durch Berg und Thal sich hinziehenden grünen Wiesenstreifen gleicht, worauf nur der wöchentlich fahrende, von Gensdarmen begleitete Postwagen Geleise unterhält. Die Maulthiertreiber halten sich auf kürzeren Nebenwegen, eben so die Patrouillen, welche für die Sicherheit auf der großen Straße wachen sollen. Eine solche Patrouille besteht aus sechs bis acht mit Büchsen bewaffneten Bauern, welche abwechselnd bestimmte Strecken zu machen haben, denen es aber nur darum zu thun ist, auf den kürzesten Wegen ihr Ziel frühzeitig zu erreichen, damit sie vor dem Einschlafen noch lange am Feuer sitzen, rauchen und schwatzen können. Ich traf fast jeden Abend solchen Trupp in Gesellschaft mit Eseltreibern an und war immer froh, wenn ich ihnen am Tage nicht begegnete. Denn selten ist einer von diesen Leuten im Stande, einen Paß zu lesen, und da mußte ich es mir denn fast allemal gefallen lassen, zum Ortsrichter des Dorfes, aus welchem die Patrouille her war, transportirt zu werden, ohne daß man sich darum kümmerte, ob es dabei für mich vorwärts oder rückwärts ging. Wer zu Pferd und mit einer Schutzwache reis't, erfährt dergleichen Unannehmlichkeiten nicht; wer aber allein und zu Fuß mit dem Torniſter am Rücken daherkommt und oft aus öden unwegsamen Gegenden mit Eidechsen, Schlangen und Käfern in den Händen wieder nach der Straße hin einlenkt, wie ich, der wird schnell abgefaßt und mit scheelen Blicken betrachtet, und

man hält den Naturforscher, von dessen Beschäftigung diesen Naturmenschen auch nicht der schwächste Begriff beizubringen ist, am Ende wohl gar für einen Hexenmeister, der mit dergleichen Sachen Zauberei treiben wolle.

Von Lauria bis Castellucio ist die Gegend wieder schauerlich öde, nur hie und da eine armselige Hütte und manchmal ein schlafender Eseltreiber am Wege. Bei meiner Ankunft in dem Städtchen läutete man mit allen Glocken und illuminirte zu Ehren aller Heiligen. Der Wirth, bei dem ich einkehrte, glotzte mich kalt und trocken mit scheelen Blicken an. Schnell warf ich meinen Tornister in einen Winkel und ging, so müde ich auch war, in die gedrängt volle Kirche. Als ich zurückkam und mit dem Ausruf: „Ein herrliches Fest!“ an's Feuer trat, fragte mich der Wirth, ob ich Katholik sei? Auf meine Bejahung holte er mir von seinem besten Wein. Und wie er endlich gar mein Scapulir (Schulterröckchen) mit dem Bildniß der Madonna Santissima, welches ich mir auf Anrathen in Salerno gekauft und umgehangen, gewahr wurde, schloß er mich in seine Arme, nannte mich Freund und versprach mir die billigste Bewirthung. — Etwa anderthalb Stunden hinter Castellucio mußte ich mich durch einen breiten, unbebrückten Waldstrom tragen lassen, was mir später noch öfter begegnete. Der Fußgänger, der an ein solches, zuweilen mehrere hundert Schritt breites Wasser gelangt, muß sich entweder ausziehen und mit den Kleidern auf dem Rücken durchwaten, oder warten, bis ein Bauer kommt, der ihn auf seinen Esel oder seine Schultern nimmt. Uebrigens trägt hier jeder Bauer, selbst wenn er nur aus seinem Dorfe in ein anderes geht, seine Büchse auf dem Rücken. Daher war es vielen Leuten auffallend, daß ich so ohne Büchse und als Fremder ohne alle bewaffnete Begleitung, zumal zu Fuß und nicht zu Pferde reis'te.

Hinter Rotonda thürmen sich die Gebirge Malaspina und Cilisterno auf, welche die Provinz des Principato citeriore oder des diesseitigen Bezirks von dem eigentlichen Calabrien scheiden. Die Straße führt durch eine wilde Schlucht bergan, bis sie auf einmal jäh abfällt in das eiförmige, von hohen Bergen umschlossene Thal Campo Tonese, wahrscheinlich der Krater

eines ausgebrannten Vulkans. In diesem Thal wurde 1806 eine neapolitanische Armee von achtzehntausend Mann, welche eine starke, durch zahlreiche Artillerie vertheidigte Stellung eingenommen hatten, durch die Franzosen unter Regnier vernichtet. Die Neapolitaner wichen dem Feinde bald und ließen ihre Kanonen nebst der ganzen Bagage im Stich. — In der Thalebene traf ich einen fellgekleideten Hirten, dessen langgehörnte graue Stiere zwischen hohen Farrenkräutern weideten. Er saß an der Straße und grub mit einem langen Messer ein rundes Loch in die Erde. Meine Frage, wozu er dies thue? ließ er unbeantwortet, sagte mir aber mit etwas bitterem Lächeln, daß diese Gegend Campo di Diavolo oder Teufelsthal genannt werde, weil gewöhnlich Räuber und wilde Thiere darin hausen. Erst jetzt erinnerte ich mich, daß Gensdarmen mich ernstlich gewarnt hatten, in dieses Thal mich nicht ohne Bedeckung zu wagen; nun ich aber einmal da war, mußte ich meinen Weg fortsetzen. Campo Tonese ist ungefähr anderthalb Stunden lang, wenig bebaut und vielfach zerrissen durch die Wasser, welche von den rauhen Bergen niederrauschen und unten in einem breiten steinigen Bette sich sammeln. Hie und da bemerkt man von Menschen verlassene und in Trümmer zusammengesunkene Wohnungen. Der Himmel war trübe; um die Bergspitzen zogen finstere Wolken, und die schauerliche Stille wurde nur vom Gekrächze der Raben unterbrochen, welche um die Felsklüfte flatterten. Am Ende des Thales, da, wo die Straße auf der einen Seite in Felsen gehauen, auf der andern untermauert und mit einem Geländer versehen, sich wieder hinauswindet, standen fünf neben einander aufgemauerte pyramidalische Säulen, oben mit eben so vielen Menschenköpfen verziert, unter denen auf hölzernen Tafeln halbverloschene Inschriften Namen und Heimath der Verbrecher angaben, welchen diese Köpfe einst angehörten. Ich athmete froh wieder auf, als ich aus der Bergschlucht heraus war und auf einmal tief unter mir ein heiteres, mit Reben, Feigen, Oliven, Pinien und Cypressen prangendes Land erblickte, wo man zu dieser Jahreszeit Kohl und andere Gemüsearten anpflanzte. Die Viertelstunde Wegs durch die Felsen von Campo Tonese bis Murano soll über 16,000 Ducati gekostet

haben. Murano hängt, wie die meiſten calabreſiſchen Städtchen und Dörfer, an einem ſteilen Bergabhange, hoch überragt von einer alten verfallenen Burg. Amphitheatraliſch, oft in Form einer Pyramide emporſteigend, gewähren alle dieſe Ortſchaften von fern einen ungemein maleriſchen Anblick; befindet man ſich aber in den winklichten Räumen, die zwiſchen den jämmerlichen fenſterloſen und Einſturz drohenden Häuſern liegen, ſo kann man vor Schmutz kaum weiter gehen, vor Geſtank kaum athmen, und vergleicht man vollends das da herrſchende grenzenloſe Elend mit der ringsum blühenden Natur, ſo möchte man Thränen vergießen.

Ein fürchterliches Donnerwetter kam über die Berge hereingezogen, als ich nach dem Veſperläuten Murano verließ. Ich verdoppelte meine Schritte, um noch zu guter Zeit das etwa anderthalb Stunden entfernte Städtchen Caſtrovillari zu erreichen. Schon erblickte ich die Mauern deſſelben, mich freuend in der Hoffnung, endlich doch einmal wieder ein Bett behufs gehöriger Nachtruhe finden zu können, als plötzlich mein Unſtern aufging. An der Straße ſtanden fünf patrouillirende Bauern, alle nach einem Hute feuernd, den ein betrunkener Pfaff in die Luft ſchleuderte und der von Kugeln ſchon ganz durchlöchert war. Das Ding ergötzte mich und grüßend ging ich vorüber. „Die Karte her!“ ſchrie einer der Schützen mir nach. Zurückkehrend überreichte ich meinen neapolitaniſchen Paß einem wohlgekleideten Manne, der, mit einem großen Regenſchirm in der Hand, bei dem Trupp ſtand. Er las ihn, gab ihn zurück und hieß mich weiter gehn. Nachdem ich wieder etwa hundert Schritt gegangen, wurde mir zum zweiten Mal gerufen, und nun mußte ich meinen Torniſter bis auf das letzte Stück auspacken. Alle Papiere wurden durchwühlt, alle Schachteln, worin zoologiſche Gegenſtände, aufgemacht. Ueber Alles gab ich den möglichſten Aufſchluß, und konnte endlich weiter gehen. Aber kaum war ich eine halbe Schußweite entfernt, ſo ſchrie man mir zum dritten Male zu, umzukehren. Verdrießlich zog ich nichts deſto weniger meines Wegs. Da rannten zwei Kerle mit geladenen Flinten mir nach, packten mich bei den Armen und ſchleppten mich wieder zurück. Auf meine Frage, was man denn eigentlich von mir

wolle, ſagte man mir, ich ſei die Perſon nicht, für welche meine Karte ausgeſtellt wäre. Alle meine Demonſtrationen halfen nichts. Der wohlgekleidete Mann erklärte mich für verdächtig, und damit packten mich die Kerle und führten mich, einer voraus, zwei neben mir und zwei hinter mir, triumphirend fort, und zwar zurück nach ihrer Ortſchaft Murano. Auf halbem Wege erreichte uns das Gewitter, und in wenig Minuten war ich bis auf die Haut durchnäßt. Es düſterte bereits, als wir in Murano einzogen. Man führte mich in eine Locande, wo ich, vor Froſt zitternd, mich an's Feuer ſetzte, und, da meine Häſcher luſtig aßen und tranken, vom Wirthe auch Etwas für mich verlangte. „Es giebt hier für Sie nichts zu eſſen!“ ſchrien Alle, und ſchleppten mich, nachdem ſie ihre Mahlzeit beendigt, durch die ſtockfinſtere Nacht wieder fort, bis auf einmal eine Thür knarrend ſich öffnete, wo man mich hineinſchob und hinter mir zuſchloß. Voll Erwartung lehnte ich mich an eine Mauer. Nach einiger Zeit traten zwei Burſche herein und riegelten wieder zu. Auf meine Frage, wo ich ſei? erwiederte der eine: „Der Herr iſt ſchon am rechten Ort;“ der andere meinte, man müſſe doch ein Licht anmachen. Es erſchien endlich Licht, und ich ſah mich zwiſchen vier kahlen feuchten Mauern eingeſchloſſen. Die Thür war mit einem ſtarken Balken verrammelt, auf dem Boden lagen zwei oder drei ſchmale Bretter, und in einer Ecke glaubte ich eine Art von Kamin zu entdecken. Nach vielen Bitten und Vorſtellungen wurde mir gegen Bezahlung des herbeizuholenden Holzes bewilligt, ein Feuer anzumachen. Man brachte etwas grünes Geſträuch und zündete es an. Da aber dem Kamin die Oeffnung nach außen hin fehlte, ſo füllte ſich der Kerker ſchnell mit erſtickendem Qualm, und wollte man die Thür öffnen, ſo ſchlugen Wind und Wetter grauſig herein. So blieb denn nichts übrig, als das Feuer wieder hinauszuſchaffen. Nachdem ich lange um etwas zu eſſen gebeten hatte, holte mir endlich Einer für Geld ein Stück Brot und in einem ſtinkenden Kruge Wein. Nun tranken Beide mit mir und legten ſich darauf zum Schlafen auf die Bretter. Ich verſuchte daſſelbe, konnte es aber in den naſſen Kleidern nicht lange liegend aushalten. Gegen Mitternacht ſchüttelte mich

heftiger Fieberfroſt, begleitet von faſt blutigem Erbrechen. Ich bat, ich verſprach alles Mögliche, ich beſchwor, mich irgend wohin an einen warmen Ort zu bringen; aber umſonſt. Die Kerle ſteckten dann und wann die Köpfe in die Höhe, hörten mich an, lachten über mein Zähnklappern und ſchliefen ruhig wieder ein. Auf einmal erklangen die Töne einer Zither und ein Liedchen dazu. Nicht lange nachher wurde heftig an die Kerkerthür gepocht, geöffnet, und ſiehe da! ein junger Burſche, begleitet von einem Buben, der eine Zither trug, ritt ganz ſtattlich auf einem Eſel herein. Er hatte ſo ſpät bei Sturm und Wetter ſeinem Liebchen noch ein Ständchen gebracht und erzählte meinen Wächtern jubelnd, daß ſie es freundlich aufgenommen. Als nach ungefähr einer Stunde die Beſuchenden uns verließen, legten meine Wächter ſich wieder ſchlafen; ich aber brachte, an die kalte Mauer gelehnt, den noch übrigen Theil der Nacht in halber Betäubung zu.

Als am andern Morgen meine Kerkerthür aufging, trat ich krank und ſchwach hinaus in die friſche Luft, blickte der aufgehenden Sonne entgegen und athmete tief auf. Gegen Mittag holte man, mit ſtarken Knitteln bewaffnet, mich vor den Richter, während eine Menge Geſindels aller Art, Kinder, Männer, Weiber und Pfaffen ſich ſchreiend hinterdrein wälzte. Ich trat vor den Richter, und wer war dieſer? Kein anderer, als jener wohlgekleidete Mann. Vor Zorn zitternd blickte ich ihn an; er aber ſaß ruhig vor einem Bogen Papier, die Feder in der Hand, und fragte mit einer Kaltblütigkeit, die mir in's Innerſte der Seele ſchnitt: „Wer ſind Sie? Woher kommen Sie? Wohin wollen Sie?“ Ich blieb ſtumm und faßte den Mann ſcharf in's Auge, gleich als hätt' ich mich erſt noch überzeugen wollen, ob er es auch wirklich ſei. Er wiederholte ſeine Fragen zum dritten Mal, und jetzt brach, was in mir kochte, wetternd los. Ich war meiner nicht mehr Meiſter und überhäufte den Niederträchtigen mit allen mir bekannten Schimpfwörtern. Ohne ſich dadurch aus ſeiner Amtsmiene herausbringen zu laſſen, verſetzte der Mann kalt und höhniſch: „Sie kehren wieder in's Gefängniß zurück, bis von Neapel Bericht gekommen ſein wird, was ich mit Ihnen anfangen ſoll.“ Voll

Verzweiflung wandte ich mich nun an den inzwiſchen hereingeſtrömten Haufen, ſchilderte mit den lebhafteſten Farben, was ich in der vergangenen Nacht erduldet und fragte zum Schluß, ob man denn einen Menſchen und wenn er auch wirklich verdächtig und Gott weiß was Alles wäre, ſo behandeln dürfe? Und ſiehe da, es wirkte. Denn kaum hatte ich zu ſprechen aufgehört, ſo rief Einer aus der Menge: „Ja, der Herr ſpricht wahr!“ Ein allgemeines Gemurmel entſtand, das immer lauter wurde, bis der Richter augenſcheinlich dadurch in Verlegenheit gebracht, ſein Papier zerriß und zornig mir zurief: »Andate via!« (Gehen Sie weiter!) Ich griff nach meinen Päſſen und meinem Torniſter und ging, indem ich mich nach dem Wirthshaus erkundigte, in welches man mich am Abend vorher gebracht hatte. Man zeigte mir daſſelbe; als ich jedoch die vier oder fünf über dem Eingang aufgenagelten Räuberköpfe, von deren einem noch mehrere Haarbündel herabflatterten, erblickte, verging mir die Luſt einzukehren.

Wie war mir wohl, als ich mich wieder im Freien befand! Obgleich von der ſchrecklichen Nacht noch ſehr ermattet und vom Fieber befallen, ſchritt ich rüſtig zum Dorfe hinaus, um mich bald in Caſtrovillari erholen zu können. Dort angekommen, begab ich mich zu dem Polizeivorgeſetzten, um bei ihm über die erlittenen Mißhandlungen Klage zu führen. Er zuckte die Achſeln und gab mir die Antwort: „Mein Herr, es ſchmerzt mich; aber was iſt zu machen? Rohes Land, rohes Volk ohne alle Bildung!“ Damit war die Sache abgethan. Die kleine Stadt Caſtrovillari liegt am Fluſſe Coscile, dem Sybaris der Alten, in einer ſehr fruchtbaren Landſchaft, welche viel Manna erzeugt. Der ſie liefernde Baum iſt die rundblätterige Eſche, in deren Stamm während des Juli und Auguſt zahlreiche Quereinſchnitte gemacht werden, aus denen der an der Luft ſich verhärtende ſüßliche Saft ausfließt, der im September eingeſammelt wird. Hinter der Stadt, die ungefähr 6000 Einwohner zählen mag, dehnt ſich die weite ſchöne Thalebene von Sybaris aus und da, wo der jetzige Coscile ſich in den tarentiniſchen Meerbuſen ergießt, ſtand einſt das mächtige, aber in Ueppigkeit verweichlichte Sybaris, welches allein gegen Kroton ein Heer in's Feld ſtellte,

größer als nunmehr die Hälfte der Einwohner von Calabrien. Der Punkt, wo unterhalb des Thales das Dörfchen Spezano eine Anhöhe krönt, gewährt den herrlichſten Blick in die von zwei Flüſſen durchſchlängelte Ebene, hinüber auf den prächtigen Golf von Tarent und weit hinaus in das blauglänzende von unzähligen weißbuſigen Segeln bedeckte Meer. Dadurch erquickt, zog ich freudig weiter. Der Himmel war ſo rein und klar, ringsumher grünte und duftete Alles ſo friſch, und flammend ſanken endlich die Strahlen der ſcheidenden Sonne an den waldigen Bergſeiten hinab in die vielfach gewundenen Thäler.

Es war ſchon ſpät in der Nacht, als ich nach Tarſia kam. Die Locande befindet ſich in dem ſchmutzigſten Winkel des Städtchens. Während der Wirth mir Wein, Brot und Eier brachte, ſetzte ich mich an's Feuer zu fünf oder ſechs Eſeltreibern, deren einer auf halbbeſaiteter Zither ein calabreſiſches Liedchen klimperte. Wie es dem einſamen Wanderer beſonders in ſolchen Gegenden oft begegnet, ſo beſchlich mich plötzlich eine tiefe Wehmuth. In mich verſunken, ſaß ich ſtill und ſtumm da, in die Flamme hineinſtarrend und nicht achtend auf das, was um mich geſprochen wurde, bis auf einmal mein Wirth heftig in die Höhe fuhr und mit zornigen Blicken den Treibern zurief: „Nein, ſo lange der Fremde in meinem Hauſe verweilet, ſoll ihm kein Leid geſchehen!“ Das gilt dir! dachte ich, ſtand auf und ſchaute die Kerle, die wohl geglaubt haben mußten, ich verſtehe nichts von ihrer Sprache, der Reihe nach an. Sie waren alle augenſcheinlich betroffen. Einer von ihnen erzählte ſchnell eine Tagesneuigkeit aus Coſenza, während ein Anderer mich bei der Hand zu dem Tiſche führte, auf den eben meine Eier aufgetragen wurden. Als die Zeit zum Schlafen kam und ich mich neben die Treiber hinlegen wollte, nahm mich der Wirth beim Arm und zog mich auf ſein Strohlager nieder, indem er mir zuflüſterte: „Sie ſchlafen, um beſſer ausruhen zu können, bei mir.“ Dieſe Biederkeit rührte mich zu Thränen. Ich drückte dem trefflichen Manne die Hand und empfahl mich dem Schutz des Höchſten. Als ich am andern Morgen aufwachte, waren die Treiber ſchon alle fort. Ich zog mir aus dem Begegniß die Regel, daß es in einem ſolchen Lande gut iſt, nie der Ver-

muthung Raum zu geben, als verstehe man die fremde Sprache nicht. Man muß immer mitreden und bei Erzählungen mit den Andern lachen oder sich verwundern, selbst wenn man wenig oder nichts verstanden hat. Dadurch benimmt man den Schlechten viel Gelegenheit zu bösen Anschlägen, stellt sich dem Volke näher und kommt offenbar sicherer davon.

Es war ein frischer Morgen, als ich von Tarsia hinabstieg in das Thal von Cosenza. Auf den Matten lag Reif, und vielfarbig brachen die Strahlen der aufgehenden Sonne sich in den Millionen von kleinen Krystallen. Nachdem ich kaum anderthalb Stunden zurückgelegt, stieß ich wieder auf drei an der Straße gemauerte Säulen mit eben so vielen aufgesteckten Köpfen. Von zweien derselben waren nur noch die kahlen verwaschenen und gebleichten Schädel übrig; von dem dritten dagegen hing noch ein einzelner langer schwarzer Lockenbündel herab, mit dem der Morgenwind spielte. Unfern dieses schauerlichen Zeichens erreichte ich die Eseltreiber, die am vorigen Abend in Tarsia mit mir am Feuer gesessen. Sie grüßten mich lachend, indem ich nicht ohne einige Bangigkeit an ihnen vorüberging und wünschten mir glückliche Reise. — In völlig zerrissenem und beschmuztem Anzuge hielt ich meinen Einzug in Cosenza. Auf meine Frage nach dem besten Wirthshause wies man mich mit etwas satyrischem Lächeln nach dem „Palast" des Signor Domenico, ganz oben in der Stadt. Obwohl ich mir von diesem Palaste keine gar große Vorstellung gemacht hatte, so fand ich doch ein wohlgebautes Haus auf einem der schönsten Punkte. Auf meine Frage nach Signor Domenico hinkte, mit einem schweren eisernen Stocke dem etwas verkürzten Beine nachhelfend, ein wohlbeleibter Mann von ungefähr vierzig Jahren auf mich zu, faßte freundlich grüßend meine Hand und führte mich nach einem großen Saal, wo, durch Verschläge abgesondert, in langer Reihe ziemlich reinliche Betten standen, und über jedem war auf einer Tafel die Taxe des Schlafgeldes von zwei bis vier Carlin für die Nacht angeschrieben. Ich warf meinen Tornister auf eins derselben und ging hinunter, um mir Cosenza, die Hauptstadt des diesseitigen Calabrien, zu besehen. Sie liegt auf mehreren Hügeln zwischen den Flüssen Busiento und Crati am Südende eines offenen hei-

teren Thales; einſt mächtig, jetzt kaum 10,000 Einwohner zählend. Der Enaſi hat eine ſchöne Brücke. In ſeinem Bette, da, wo er unterhalb der Stadt mit dem Bagento zuſammenfließt, ſollen die Weſtgothen ihren König Alarich mit allen ſeinen Schätzen begraben haben (410). Die auf romantiſchen Anhöhen rings um die Stadt gelegenen kleinen Ortſchaften geben derſelben etwas überaus Maleriſches. Die Gegend iſt ſehr fruchtbar an Hanf, Getreide, Wein, Oel, Honig; den Hauptgegenſtand des Handels aber macht die Seide aus. Die Einwohner ſind ein tüchtiger Schlag von Menſchen. An dem Fenſter einer ſteilen Gaſſe gewahrte ich ein dunkellockiges Frauenantlitz voll unausſprechlicher Schönheit und Milde, ſo daß ich unwillkürlich ſtehen blieb und meine Blicke auf den himmliſchen Zügen ruhen ließ; die Schöne aber zog ſich alsbald zurück. Während des Tags bemerkte ich wenig Leben in der Stadt; ſobald es jedoch dunkelte und die Fruchthändler ihre brennenden Fackeln aufgepflanzt hatten, begann der furchtbarſte Lärm, der bis über Mitternacht hinaus dauerte. — In meinen Palaſt ſpät abends zurückgekehrt, ſetzte ich mich zu Tiſche und ließ es mir trefflich ſchmecken. Indem der Kellner den Braten hinſtellte, faßte er mit der Linken den Zipfel des nicht gar reinlichen Tiſchtuches, wiſchte ſich ein paarmal die Naſe damit, ließ ihn wieder fallen und ging fort. Keiner von den drei noch mitſpeiſenden Herrn verzog darüber eine Miene. Ich ſchloß daraus, es müſſe hier ſo Sitte ſein, und ſchwieg ſtill. Als ich mich endlich ſchlafen legen wollte, fand ich meinen Torniſter nicht mehr auf dem früher gewählten Bette, ſondern auf dem am höchſten tarirten. Mein Befremden darüber beſänftigte der mir nachhinkende Signor Domenico mit den Worten: „Sie bedürfen der Ruhe und ſchlafen darum in meinem beſten Bette, ohne mehr zu bezahlen.“ Ich ließ mir das gefallen und ſchlief wieder einmal ſanft und wohl. Des andern Morgens betrug meine Zeche nur ungefähr funfzig Kreuzer. Dazu war meine Flaſche mit Wein, mein Torniſter mit Braten gefüllt. „Sie müſſen auch Etwas auf den Weg mitnehmen, weil Sie jetzt in zwei oder drei Tagen wenig mehr finden werden!“ ſagte der gute Domenico, küßte mich und wünſchte mir noch aus dem Fenſter herab eine glückliche Reiſe.

Von Cosenza aus wird die Reise durch den Silawald wieder sehr beschwerlich, selbst wenn man sich auf der neuangelegten Straße hält, die sich in vielen Windungen durch Berg und Thal fortzieht. Der Silawald, aus welchem einst Hiero von Syrakus und auch die Römer das Holz zu ihrem Schiffbau, vorzüglich zu ihren Masten, holten, erstreckt sich von hier bis hinunter nach Catanzara und Nicastro. Man schlägt seinen Flächeninhalt auf zwei hundert Meilen an. Man muß sich darunter keinen zusammenhängenden Wald vorstellen, sondern einen bergigen wald- und weidereichen Landstrich, der zu den fruchtbarsten Gegenden Calabriens gehört. Die beständige Bodenfeuchtigkeit, unterhalten durch den auf den Bergspitzen schmelzenden Schnee, ist die Haupturſache dieser oft außerordentlichen Fruchtbarkeit. Hin und wieder bilden die von den Höhen herab rinnenden Wasser auch Sümpfe und Moräste, welche im Sommer verpestende Dünste aushauchen und die Hirten zwingen, ihre Triften oft plötzlich zu verlassen und sich auf die Berge zu flüchten.

Das erste Städtchen unter Cosenza ist das angenehm gelegene lebensvolle Städtchen Rotigliano. Von da fällt die Straße bald in eine tiefe, von wildem Waldwasser durchrauschte Schlucht hinab und steigt auf der andern Seite äußerst jäh im Zickzack wieder hinauf nach Corpenzena, einem elenden ruinenartigen Dorfe, von wo aus sie sich dann eine Strecke weit durch eine einsame, meistens mit hohen Eichen und langen Farrenkräutern bestandene Berglandschaft fortwindet bis Soveria. Fünf berittene Gensdarmen waren die einzigen Menschen, die mir von Carpenzena an begegneten. Sie ermahnten mich, zu eilen, um noch vor Nacht aus dieser etwas unsicheren Gegend herauszukommen. Herzlich froh war ich, als ich bei einbrechender Dunkelheit die elenden Häuser von Soveria vor mir erblickte. Der Wirth, bei welchem ich einkehrte, wollte mir weder zu essen, noch zu trinken geben, und erst auf Anmahnen eines jungen Geistlichen, den ich von der Straße zum Fürsprecher herein gerufen, vergönnte er mir Nachtherberge. Nachdem ich den Torniſter abgelegt, führte mich der Geistliche in ein kleines benachbartes Haus, wo er mit dem Besitzer desselben und zwei anwesenden Gensdarmen um Wein und Eierkuchen zu spielen anfing. Als

das Spiel vollendet war und die Speisen bereit standen, wurde ich mit zu Tische gezogen, und wie ich meinen Antheil bezahlen wollte, riefen Alle: „Das darf nicht sein, der Herr ist unser Gast!“

Der Weg von Soveria nach Triola ist etwas öde, aber sobald man einige hundert Schritt vor dieses an der Südseite eines runden Berggipfels sehr hübsch gelegenen Städtchen kommt, öffnet sich die herrlichste Aussicht. Hier, wo Calabrien am schmalsten und nur etwa sechs Stunden breit ist, indem an der Ostküste der Golf von Squilace, an der Westküste der Golf von S. Eufemia tief in's Land eindringt, erblickt man auf einmal beide Meere: das jonische und tyrrhenische, und in diesem die liparischen Inseln mit dem Feuerberg Stromboli, der in verschwimmender Ferne aus den grünen Wassern auftauchte und mit seiner Rauchsäule finstere Wolkenhaufen bildete. Ein enges, nach beiden Küsten ausgedehntes Thal durchschneidet hier die Kette der Apenninen, trennt das diesseitige Calabrien von dem jenseitigen und führt beiden Meeren beträchtliche Flüsse zu, die wie breite Silberstreifen rechts und links hinausschlängeln. Oestlich, unweit der Küsten, liegt auf reizenden Hügeln Catanzara, die Hauptstadt des jenseitigen Calabrien, und westlich, etwas mehr landeinwärts, gewährt das Städtchen Nicastro, am sonnigen Bergabhang mit rothen Ziegeldächern aus frischgrünen Oelwäldern hervorragend, einen gar freundlichen Anblick. Das unterhalb dieses Thales gelegene jenseitige Calabrien erscheint viel milder und sanfter, als das diesseitige. Halbmondförmig zieht die Firste der Apenninen, mehr am jonischen Meere hinlaufend, sich ununterbrochen hinab bis zum Cap Spartivento, während ein liebliches Hügelland mit weiten Ebenen sich nach dem tyrrhenischen Meere hin ausbreitet. Es ist ein einziger Genuß, diese ganze mannigfaltig reiche Landschaft, das vormalige Großgriechenland, mit einem Blicke zu überschauen! — Am Meerbusen von S. Eufemia erlitten die Franzosen nicht lange nach ihrem Siege im Campo Tonese durch die Engländer unter General Stuart eine verderbliche Niederlage, welche das Signal zu einem allgemeinen Aufstande der Calabresen gab. Ueberall hörte man den Ruf der Sturmglocken und alle Feinde, die sich

nicht mit dem Säbel in der Faust einen Ausweg bahnen konnten, wurden ermordet.

Von Triola beugt die Straße, welche fast mitten durch das diesseitige Calabrien führt, plötzlich hinaus nach der tyrrhenischen Küste. Unten im Thale lagerte unter dem Schatten etlicher Oelbäume ein Trupp Zigeuner. Auf meine Frage, ob ich mich ein wenig zu ihnen setzen dürfe, breitete einer der Männer ein großes rothes Tuch auf die Erde und hieß mich darauf Platz nehmen. Dann gruppirten sich Alle um mich und schauten mich forschend an. Ich erwartete, die Leute würden ihre Wahrsagerkunst an mir geltend machen und war schon begierig auf das mir prophezeiete Loos. Sie thaten aber nichts dergleichen, sondern boten mir Brot und getrocknete Oliven an, während ein kleiner fast nackter Knabe in einer Kürbisflasche frisches Wasser zum Trinken herbeiholte. Nachdem wir eine Weile geplaudert hatten, stand ich auf und bot einer alten Zigeunermutter einige Münze für meine Bewirthung an; sie aber lehnte es ab unter dem Beifall der Männer und übrigen Frauen, die mir alle der Reihe nach die Hand schüttelten und „großes Glück" auf den Weg wünschten.

In Casino, einem einzelnen jenseits des Thales auf einer Höhe stehenden Hause, fand ich mit Noth ein Nachtquartier. Am anderen Morgen schloß ich mich an einen Zug von bewaffneten Bauern, die einen Neapolitaner nebst seiner Tochter nach Messina begleiteten. Ich ging eine Strecke mit; allein das grelle Geklingel der vielen Schellen, womit die Maulesel behangen waren, wurde mir bald unerträglich und ich schlenderte lieber wie früher, allein fort. — Ungefähr eine gute Stunde unterhalb Casino führt die Straße durch einen langen Olivenwald hinaus an's Meer in eine paradiesische Gegend. Es war der sechste November, aber so schön ist nie ein Maitag bei uns. Alles blühte und duftete. Vögel sangen, Bienen summten, bunte Schmetterlinge flatterten von Blume zu Blume. In dieser himmlischen Gegend schlingt sich die Rebe um hohe Cactus, woran Frucht und Blüthe neben einander prangen; Wälder von Citronen und Orangen, in deren dunkles Grün Pomona Tausende von glühenden Goldkugeln hineingesäet, bedeckten die

Bergabhänge, während am Strand ſich ſchäumend die rollenden Meereswogen brechen und in dämmernder Ferne Inſel an Inſel auftaucht. Inmitten ſolcher Herrlichkeiten liegt auf einer die Ebene beherrſchenden Anhöhe Monteleone, eine Stadt mit ungefähr 7000 Einwohnern. Sie litt viel bei dem Erdbeben des Jahres 1783, erholte ſich jedoch bald wieder durch ihren bedeutenden Handel mit Oel und Seide. Mehrere Straßen ſind breit, regelmäßig und mit ſchönen Häuſern geſchmückt. Ueber der Stadt erhebt ſich ein mit trefflichem Baumwuchs umgebenes Schloß. Waldgebirge, welche majeſtätiſch im Norden anſteigen, wehren dem Einfluß rauher Winde und zahlreiche Quellen, welche die Gefilde umher bewäſſern, mäßigen die große Hitze des Sommers. — In dem Kaffeehauſe, wo ich einkehrte, traf ich mehrere wohlgekleidete Bürger der Stadt. Einer derſelben hatte in Handelsgeſchäften bedeutende Reiſen gemacht und wußte viel von anderen Ländern zu erzählen. Ich bezeugte ihm meine Freude darüber mit der Bemerkung, daß ich bisher noch keinen Calabreſen kennen gelernt, der über die Grenzen des Landes hinausgekommen. Er ſprach darauf zu mir von dem Druck des Landes, als ſich plötzlich draußen vor dem Hauſe ein furchtbarer Lärm erhob. Wir eilten hinaus. Es waren zwei halbnackte Kerle, die ſich mit Fäuſten und Zähnen zerfleiſchten, während um die Wüthenden ein Haufe von allerlei Geſindel lachend und aufhetzend ſich geſammelt hatte. Darunter ſtanden auch zwei junge Prieſter, deren Antlitz von Freude ſtrahlte, wenn einer der Kämpfenden dem anderen wieder eine blutige Wunde beigebracht hatte. Der ganze Auftritt war über eine Citrone entſtanden.

Ungefähr drei Stunden unterhalb Monteleone ſteht auf einer Anhöhe das Städtchen Mileto, ein Viertelſtündchen von den Ruinen des alten Milet, einer der vorzüglichſten Städte Großgriechenlands, entfernt. Es war ein heiterer Morgen, als ich dieſe Ruinen beſuchte. Sie liegen auf einem runden, oben abgeplatteten Hügel, der ganz mit Bruchſtücken von Säulen und anderen meiſt mit dem Gepräge der chriſtlichen Zeit verſehenen Reſten bedeckt iſt. Unter den Normannen war dies der Lieblingsort von Roger Baſſo, der dahin auch den Sitz eines Bi-

ſchofs verlegte. Jetzt hat man auf dem Hügel ein hübſches Gärtchen eingerichtet mit einem buntbemalten Sommerhäuschen, und die rings umher lagernden Trümmer dienen theils zu Sitzen, theils zu Einfaſſungen der Blumenbeete. Ein Weinkelter neben dem Häuschen hat folgende calabreſiſche Inſchrift:

„Dies iſt der Ort, wo man auspreßt
Des Bacchus helles Blut,
Das unſre Seel' entflammen läßt
Von ſeiner göttlichen Gluth."

Der wonnige Strahl der Sonne, die tiefe, nur vom Geräuſch der Eidechſe unterbrochene Stille, der ſelige Friede rings auf der holden Natur, der ſchöne Blick auf das blaue Meer, hinüber an die Berge Siciliens, an den Aetna, der ſeinen beſchneieten, mit Rauchwolken umhüllten Gipfel hoch in den glänzenden Himmel emportrug: dies Alles machte einen unbeſchreiblich frohen und ſüßen Eindruck auf meine Seele.

Von Mileto führt die neuangelegte Straße über den Metramafluß nach Roſarno und von da nach dem am Fuße des hohen rauhen Berges S. Elia gelegenen, von uralten Oelbäumen umſchatteten Palmi. Das rege Städtchen, welches bedeutenden Handel mit Oel treibt, iſt ſehr regelmäßig gebaut und hat einen weiten, mit einem geſchmackvollen Brunnen verzierten öffentlichen Platz. Der Wirth, bei welchem ich nach Sonnenuntergang einkehrte, gab ſich in allen ſeinen Reden als ſehr verſtändigen Mann zu erkennen. Er erzählte mir mit bitterem Schmerz von dem elenden Zuſtande ſeines Volkes und ſchloß mit den Worten: „Calabrien iſt ein herrliches Land und der Calabreſe ein geiſtreicher Menſch; aber man drückt uns gewaltſam nieder, und unſer Loos iſt, zu darben mitten unter allem Segen der Natur." Tief ergriff mich die Wahrheit dieſer Worte, mit denen auch meine Beobachtungen übereinſtimmten. — Da ich auf dem Punkte ſtehe, Abſchied zu nehmen von dieſem Lande, wo ich wohl viel gelitten, aber auch oft im Anſchauen der Natur geſchwelgt hatte, ſo will ich im Folgenden noch einige Bemerkungen darüber hinzufügen.

Hohe Berge, oft rauh und kahl, oft üppig bewaldet, mit

dazwischen liegenden tiefen Thälern und einzelnen Ebenen, hier wenig bebaut und öde, dort plötzlich wieder mit allem Ueberfluß des Südens gesegnet: das ist die Bodengestalt. Die Städte und Dörfer (Paesi) kleben meistens hoch an den südlichen Gebirgsabhängen, sind eng und gewöhnlich pyramidenförmig gebaut, aus der Ferne einen reizenden Anblick gewährend. Die Kleidung besteht bei den Frauen aus blauen und rothen Tüchern, die man um den Leib schlägt und fest bindet. Arme und Oberleib bedeckt eine Art Spenser, dessen Aermel blos mit Bändern angeknüpft sind. Den Kopf verhüllt ein weißes, zuweilen gefranztes Tuch, welches in ein Viereck so zusammengefaltet wird, daß ein Theil desselben etwas über den Nacken hinabfällt. Dieser ganze Anzug giebt dem Körper, weil er alle Formen zu sehr verwischt, etwas Steifes. Die Männer tragen blaue oder graue Tuchhosen und eine lange Jacke aus gleichem Stoffe. Statt der Schuhe wird ein Stück ungegerbte Haut um den Fuß gebunden und mit demselben Bande, welches diese Art von Sandalen hält, werden auch die vom Knie an um das Bein gewickelten Lumpen befestigt, die statt der Strümpfe dienen. Den Kopf bedeckt ein tief in's Gesicht gedrückter wollener Hut, auch wohl eine lange blaue oder rothe Mütze. In der kälteren Jahreszeit kommt dazu noch ein zerrissener Mantel, wie man ihn in ganz Unteritalien antrifft und den der Italiener immer geschmackvoll umzuwerfen weiß. — Calabrien nährt im Durchschnitt einen kräftigen Schlag von Menschen. Bei dem jämmerlichen Zustand der Schulen, wo es noch solche giebt, darf man sich über die grenzenlose Unwissenheit des Volkes nicht wundern. Auch sind die Calabresen abergläubisch im höchsten Grade, und ihre Religionsübung besteht in todtem Ceremoniendienst ohne die mindeste Andacht. Der Räuber trägt auf der Brust die Reliquien der Heiligen und ruft diese um Beistand zu seinem blutigen Gewerbe an. Wo soll aber das Rechte für eine Heerde kommen, wenn die Hirten selbst blind und verirrt sind? — Denn wahrlich der calabresische Clerus gehört zu dem verderbtesten, den es geben kann, und die Sittenlosigkeit des Volkes erklärt sich ganz natürlich aus der schrecklichen Geistesverwahrlosung, verbunden mit dem schlechten Beispiel der Geistlichen, auf welche Aller

Augen gerichtet sind. — Handel und Bodencultur werden durch die schwersten Abgaben niedergehalten. Das Land wird den Bearbeitern meist nur pachtweise überlassen, und Viele derselben kennen nicht einmal den Eigenthümer, sondern blos dessen Verwalter. Die Erzeugnisse, welche außer Landes gehen und hauptsächlich in Oel und Seide bestehen, bringt man auf Maulthieren an die Küsten, wo Schiffe aus Neapel, Messina oder Palermo sich damit befrachten. Man lebt billig, und die ganze siebenzehntägige Reise von Neapel bis Messina hat mich kaum sechs Thaler gekostet. Volksbelustigungen sieht man außer ein paar beliebten Tänzen wenig. Der Calabrese, der des Alltags nur eben für den Mund arbeitet, im Uebrigen aber träg und sorglos fortschlendert, steht des Sonntags an den Straßenecken herum und plaudert oder stiert auch wohl stundenlang in dumpfem Schweigen vor sich hin. —

Nach diesen Bemerkungen komme ich auf meinen Abschied von Calabrien zurück. Anstatt hinabzugehen bis Reggio, das noch ungefähr eine Tagereise von Palmi entfernt liegt, ließ ich mich bereden, mit einigen Fischern in einer elenden Barke nach Messina zu fahren. Es war ein heiterer Sonntagsmorgen, als wir aus der Felsenbucht stießen, und schnell glitt das mit Menschen überfüllte Fahrzeug auf spiegelglattem Meer dahin. Bald sahen wir vor uns das Städtchen Scylla. Von einem Felsen, auf welchem sich ein Kastell aus den Zeiten der Normannen erhebt, ziehen sich zwei Häuserreihen am Bergabhang hinab bis an das busenförmige Meeresgestade. Die Bewohner dieses Städtchens, rühmlich bekannt als fleißige und ehrliche Leute, wurden von dem Erdbeben im Februar 1783 schwer heimgesucht. Das Erdbeben wurde gegen Abend verspürt, zuerst als senkrechter Stoß, dann als schüttelnde Bewegung. Währenddem fielen die Thürme des Kastells auf die Stadt, die Häuser stürzten zusammen, hundert und funfzig Menschen fanden ihren Tod. Die Einwohner flüchteten sich nun größtentheils an den Strand, wo sie unter Zelten oder auf Barken bei sternenheller Nacht ruhig einschliefen. Einige Minuten nach Mitternacht aber stürzte plötzlich das Vorgebirge Campella in die See, das Meer über-

strömte die Ufer dreißig Palmen hoch und schwemmte zwei tausend und fünf hundert Personen in den Abgrund. Dieselben Erschütterungen, welche hier so unheilvoll gewirkt, waren nebst andern gegen Ende des März nachfolgenden Stößen für fast ganz Calabrien verderblich. Zahlreiche Städte, Flecken und Dörfer versanken in Trümmerhaufen, die Erde barst und stinkende, die Luft verpestende Sümpfe voll schwefeligen Wassers bildeten sich. Ueber vierzig tausend Menschen kamen unter dem Einsturz der Gebäude um, beinah eben so viele gingen später durch Hunger und Seuchen zu Grunde. Zu Palmi hatte die ganze Atmosphäre vor und während der Erschütterungen ein so feuriges Ansehn, daß die Leute glaubten, ein Theil der Stadt stände in Flammen.

Die Meerenge der Scylla hat weiter nichts Gefährliches, als daß bei stürmischer See die Wogen an einigen aus dem Wasser hervorragenden Klippen und am Fuße des weit in's Meer vorstehenden hohen und senkrecht abgeschnittenen Kastellfelsens zurückprallen und zerschellen. Wir kamen indeß nicht ohne Noth davon. Während unsere Blicke sich mit Lust an den paradiesischen, mit heiteren Städten prangenden Küstenlanden weideten, brach plötzlich aus den Gebirgen der Insel eine heftige Windsbraut hervor, und in wenigen Minuten ging das Meer grausenhaft hoch. Die Weiber im Schiffe heulten und hingen sich an ihre Männer; die Schiffer ermahnten zum Gebet; einer der beiden mit uns fahrenden Geistlichen hielt krampfhaft meine Kniee umklammert, der andere aber lag in halber Betäubung da, unaufhörlich »Madonna Santissima!« schreiend. Anstatt nach Messina hinüber zu kommen, wurden wir immer weiter hinaufgetrieben nach der Gegend der gefürchteten Charybdis. Oft waren wir durch besonnenes Wirken des Steuermanns der Küste ganz nahe, doch die Brandung schleuderte das Schifflein immer wieder zurück. So schwankten wir eine geraume Zeit hin und her, jetzt oben auf der Spitze einer Welle, jetzt tief unten zwischen gethürmten Wasserbergen, bis wir endlich auf eine seichte Stelle gelangten, wo wir Männer alle hinausspringen und an einem Seil das Fahrzeug mit den heulenden Weibern an's Land ziehen konnten. Froh, auf sicilianischem

Boden zu ſtehen, zog ich, durchnäßt bis auf die Haut, hinab gen Meſſina.

## Eilftes Kapitel.

Ein geſegnetes Land fürwahr muß Sicilien ſein, das zwölf Artikel aus dem Thierreich, vier und dreißig aus dem Pflanzenreich, und neunzehn aus dem Mineralreich, zuſammen alſo fünf und ſechzig einheimiſche Producte verſchifft. Dies geſchieht größtentheils von Meſſina aus, das Freihafen iſt. Als ich die weſtliche Vorſtadt erreichte, fand ich die geräumigen Straßen reinlich und nett; vor den niedlichen häufig mit den Früchten des Cactus umhängten Häuſern ſtanden bunte Gruppen wohlgekleideter Menſchen, und Alles verkündigte den Eintritt in eine volkreiche, durch Handel und Gewerbthätigkeit belebte Stadt. Als erſte Handelsſtadt der Inſel zählt Meſſina gegen 70,000 Einwohner. Am belebteſten iſt der mit palaſtartigen Gebäuden umgebene Platz am Hafen, nicht allein durch das Ein- und Ausladen der Waaren, ſondern auch durch die Menge der Spaziergänger, die da zu jeder Stunde des Tages ſich einfinden. Man blickt von dieſem Platz aus zunächſt auf die vielen Schiffe im Hafen, dann hinüber über die Meerenge auf die terraſſenförmig aus den Wellen emporſteigende, mit Städten, Flecken und Dörfern beſäete Küſte Calabriens, endlich auf die ſüdlich hinter der Stadt ſich erhebenden peloriſchen Gebirge, an deren vielfach zerriſſene Felsgipfel die Ruinen von drei mittelalterigen Schlöſſern lehnen. Unter den vielen ſchönen Straßen zeichnen ſich aus die Strada Ferdinanda, der Corſo und die Strada Auſtriaca. Die Häuſer derſelben ſind durchweg wohlgebaut und mit Balconen verſehn. Zahlreiche Kirchen tragen ihre Kuppeln hoch in die Luft, namentlich die im zwölften Jahrhundert durch König Roger erbaute alte düſtere Kathedrale, welche einige antike Säulen und einen ungemein koſtbaren Hauptaltar beſitzt. Auf dem Domplatz ſteht ein kunſtreicher Brunnen und die Reiterſtatue Karls des Zweiten. Von außen wird die Stadt durch

ſtarke Bollwerke geſchützt, unter denen vorzüglich die ſternförmige Citadelle am Hafen in's Auge fällt. Alles dies überſieht man auf's trefflichſte von dem Kapuzinerberg aus, und man freut ſich dieſes Anblickes um ſo mehr, wenn man dabei der ſchweren Unglücksfälle gedenkt, welche Meſſina durch Krieg, Peſt und Erdbeben zu verſchiedenen Zeiten erlitten. Im Jahr 1783 wurde der größte Theil der Häuſer, darunter die lange Reihe von Paläſten am Hafen, in Schutt verwandelt und über ſechshundert Einwohner erſchlagen. Jetzt iſt von dieſem furchtbaren Ereigniß, von dem in dem gegenüber liegenden Calabrien noch tauſend Trümmer reden, an dieſem Punkte kaum noch eine Spur vorhanden, ſo mächtig haben Handel und Betriebſamkeit über die zerſtörenden Elemente der Natur geſiegt.

Bevor ich Meſſina verließ, machte ich noch einen Ausflug nach den erwähnten romantiſchen Höhen mit den Ruinen der Schlöſſer San Salvador, Griffone und Gonzago, die im Mittelalter dazu dienten, die oft unruhigen Meſſineſen leichter im Zaum zu halten. Es war ein heller Nachmittag, und die Sonnenſtrahlen wärmten ſo ſtark, wie in Deutſchland während des Sommers. Die Bäume ſtanden im reichen Blätterſchmuck, und von den Gartenmauern der Landhäuſer hingen hie und da Geſträuche voll Blüthen herab. An den baumartigen Stämmen der Cactus entwickelten ſich neben reifen Früchten neue Blüthentriebe, ſo daß man nicht wußte, ob es Herbſt oder Frühling ſei. Aus den Gipfeln der Manna-Eſche ließen einzelne Singcicaden ihren Geſang hören. Hinaufgekommen zu einer Höhe, welche die Gegend weit umher beherrſchte, ließ ich am Vorſprung eines Felſens auf ein grünes Stück Raſen mich nieder, um recht behaglich die Wonne einzutrinken, die von allen Seiten her auf mich einſtrömte. Und wie die Luft um mich ſo milde war, das Meer unter mir ſo ſpiegelglatt ſich ausbreitete und aus ſeinen durchſichtigen Tiefen das Spiegelbild der Küſten ſo zauberiſch heraufwarf: da war auch in meinem Innern Alles ſo ruhig, daß in mir nicht einmal die Begierde erwachte, nach der großen grünen Eidechſe zu haſchen, welche im Geſträuch über mir hin und her wandelte und dann und wann mit ihren klaren Augen mich anblickte.

Auf dem Rückweg nach der Stadt vernahm ich schon aus der Ferne Trommelschlag. Ich verdoppelte meine Schritte in der Hoffnung eines Militairaufzuges. Wie ich aber hinabkam in den Corso, waren es fünf oder sechs in gelbe Mäntel gehüllte und mit Helmen, auf denen lange Federbüsche schwankten, bedeckte Männer, welche mit zwei Trommeln durch die Straßen zogen, um Almosen für den heiligen Martin einzusammeln. — Abends hörte ich eine berühmte Opernsängerin, die, ein engelschönes Wesen, mit himmlischen Tönen das Haus erfüllte. Als ich das Theater verlassen und die Strada Ferdinanda betrat, war diese ganze lange Straße von unzähligen Fackeln taghell erleuchtet, und furchtbar erscholl bis in die fernsten Winkel das Geschrei der halbnackten Kerle, die da Melonen, Orangen und andere erquickende Früchte verkauften, während Tausende von lärmenden Menschen auf und nieder wogten: ein Schauspiel, wie es mir diese Gegenden des Südens schon öfter dargeboten. Ich ging an der Seite eines deutschen Kaufmannes, deren es hier viele giebt, und dieser machte mich mit einer eigenthümlichen Einrichtung bekannt. Wie nämlich zu Neapel die Häuser häufig verschiedenen Personen gehören, so auch hier, wo die Wohnengen weniger Miethe einbringen, als die Waarengewölbe. Daher kommt es, daß Mancher ein Gewölbe oder einen Speicher und darüber höchstens Eine Etage baut. Da nun aber die Regierung unverhältnißmäßig niedrige Häuser in den Straßen nicht dulden will, und sie den Eigenthümer bei fehlendem Vermögen zu seiner gesetzlichen Verpflichtung, höher zu bauen, nicht anhalten kann, so nimmt sie ihm, wie man sagt, die Luft und setzt eine zweite Etage auf, die an einen Andern verkauft wird.

---

Der Weg von Messina hinab an der Ostküste der Insel hat ungemein viel anziehende Mannigfaltigkeit. Zur Rechten immer die Felshöhen mit Reben, Oelbäumen, Feigen, Orangen und Cactus bewachsen, zur Linken das schimmernde Meer, jenseits der Meerenge die Berge Calabriens. Warme Regentropfen fielen vom Himmel, als ich einsam dahinpilgerte; aber in der dämmerigen Luft brachen die Strahlen der kaum etwas verhüll-

goſſen ein zauberiſches
ich die Höhe von Sca-
Felſen gebrochen iſt, auf de-
pt. Ich ſetzte mich ein wenig
meine Blicke träumeriſch hinaus-
ſſerſpiegel, aus welchem dann und
auftauchte, um tanzende Mücken zu
kam es mir vor, als ob das Blut
ſtöſſe. Ich fühlte an den Puls; aber
Schläge gezählt, ſo überfiel mich ein Schwin-
geſtattete, mich von dem jäh abſchüſſigen Ufer
Der Anfall ging bald vorüber; doch blieb eine
Mattigkeit in allen Gliedern zurück. Als ich
Wirthshaus der kleinen Ortſchaft St. Aleſſio trat,
mehrere zerlumpte Männer, die um eine Flaſche Wein
entgegen: „Der Fremde hat das Fieber!“ Der Wirth
ſogleich beim Arm und führte mich hinauf in ein
Stübchen, wo ein elendes Bett ſtand. Ich mußte mich
legen und erlag bald einem heftigen Schüttelfroſt. Nach
einer kleinen Viertelſtunde brachte der Wirth eine Art von
dampfendem Punſch, der das Fieber im Keim erſticken ſollte.
Während ich die Schüſſel nach Vorſchrift auf einen Zug leerte,
begann in der Küche unter mir eine grelle Muſik. Ich unter-
ſchied die Töne einer Geige, eines Dudelſacks und einer Pfeife.
Der Wirth ſagte mir, es ſeien calabreſiſche Muſiker, und ließ
mich allein. Eine brennende Hitze folgte dem eiſigen Froſt.
Immer verworrener drangen die Töne der Muſik in mein Ohr,
während phantaſtiſche Geſtalten vor meinen geſchloſſenen Augen
vorübergaukelten. Ich weiß nicht, wie lange der quälende Fie-
bertraum angedauert, aber als ich die Augen wieder aufſchlug,
ſtand ein liebliches Frauenbild, in der einen Hand eine irdene
Lampe, in der andern ein Glas haltend, an meinem Bette. Es
war des Wirthes Tochter, welche mir das mit Waſſer und Ci-
tronenſaft gefüllte Glas zum Trinken darbot, da der unten be-
ſchäftigte Vater ihr die Sorge für mich übertragen hatte. Gerührt
von ſo viel Freundlichkeit in einem fremden Lande, küßte ich der ſchei-
denden Wärterin die Hand und fiel darauf in ruhigen Schlummer.

Am andern Morgen fühlte ich mich wieder stark genug, um meine Wanderung fortzusetzen, und nahm daher Abschied von den menschenfreundlichen Leuten. Mein nächstes Ziel war Taormina, eine jetzt kleine unansehnliche Stadt mit kaum sechs tausend Einwohnern, im Alterthum Tauromenium genannt und eine der glänzendsten Städte, von deren Pracht noch die vielen großartigen Ruinen zeugen, als: ein Theil der Ringmauer, ungeheure Wasserbehälter, verfallene Tempel, vornehmlich aber ein Amphitheater, welches, auf einer in's Meer sich erstreckenden Landzunge gelegen, Raum für dreißig tausend Zuschauer hatte und noch die ganze innere Einrichtung erkennen läßt. Die Sitze sind in Fels gehauen; das Uebrige ist von Backsteinen aufgeführt. Unversehrt steht noch die Bühne da mit ihren drei Thoren, und hier eröffnet sich die köstlichste Aussicht auf das Meer, den rauchenden Aetna, Taormina mit seinen Orangegärten und auf die so wunderlich gezackten Berge hinter und zur Seite der Stadt. Dazu entwickelt sich überall, wo nur ein wenig Erde auf den minder abschüssigen Stellen des Berges haften geblieben, eine gigantische Pflanzenwelt von Aloe, Cactus, Citronen, Feigen und Palmen.

Die Nacht verbrachte ich in dem Flecken Giarrica. Bei meiner Ankunft spielten vor der Kirche die mir schon bekannten calabresischen Musikanten. Viele Menschen umdrängten sie und klatschten ihnen Beifall. Dazu gesellte sich von Zeit zu Zeit ein Knallen, ähnlich einem Rottenfeuer. Es kam aus einer Reihe von Mörsern, die längs der Kirche so geordnet waren, daß auf mehrere kleinere immer wieder ein größerer folgte, wodurch eine Art Rhythmus hervorgebracht wurde, wenn das Feuer an dem sie verbindenden Schwefelfaden hinlief und einen nach dem andern entzündete. Hatte der letzte und größte geknallt, so erhob die Menge ein wildes Jauchzen, die Musikanten spielten und in den Thürmen aller Kirchen ertönte ein helles Glockenspiel. Das war die Vorfeier eines Festes, dem ich am andern Tage in der Hauptkirche beiwohnte. Während auf dem Thurm alle Glocken erklangen, drehte ein Kirchendiener neben dem Hauptaltar ein großes Rad herum, woran wenigstens zwanzig größere und kleinere Schellen hingen, deren Geklingel die Ohren be-

täubte. Den Schluß des Festes machte eine Procession, wobei die calabresischen Musikanten noch von Buben mit Castagnetten begleitet wurden. Zu Anfang und zu Ende des Zuges aber stiegen Raketen in die Höhe, deren Feuerstrahlen die Andächtigen unter Ausrufungen des Bewunderns mit den Augen verfolgten.

Gegen Mittag brach ich nach Jaci Reale auf. Die Straße läuft immer am Fuße des Aetna hin. Jede Stelle des aus schwarzer verwitterter Lava bestehenden und mit Reben oder Weizen bepflanzten Bodens zeugt hier von der furchtbaren Kraft des unterirdischen Feuers. In Mungano, einer kleinen Ortschaft von wenigen Häusern, spielten wieder die Calabresen, wozu einige Männer tanzten, während ein paar halbnackte Kerle so heftig um eine Wurst sich stritten, daß es sicher blutige Köpfe gegeben haben würde, hätte nicht der Wirth den Gegenstand ihres Streites mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit in zwei Hälften zerschnitten und Jedem sein Theil zugeworfen, den dieser unter allerlei Verwünschungen verschlang. — Die kleine Stadt Jaci Reale ist ganz aus Lava gebaut, hat regelmäßige Straßen und einige schöne Kirchen; doch liegen viele Häuser in Trümmern, so daß nur die vorderen Mauern noch stehen, hinter denselben aber Alles mit vulkanischem Schutt aufgefüllt ist. Die Landschaft rings umher hat trotz der üppigen Vegetation ein eigenthümlich düsteres Ansehn, und der tiefschwarze Lavaboden bildete einen seltsamen Gegensatz mit der daraus frisch hervorsprossenden Saat. Hie und da überziehen gelbliche Krustenflechten große Strecken weit die wild über einander geworfenen Basaltblöcke. Unweit des Städtchens ragen drei Basaltfelsen, die Cyclopeninseln genannt, aus einem kleinen Meerbusen hervor, welcher der Hafen des Ulysses heißt, weil Ulysses hier gelandet haben soll, als er dem Polyphem auf dem Aetna einen Besuch abstattete. — Bald unterhalb Jaci Reale wandte ich mich rechts, und erreichte so Nicolosi, ein kleines Dorf mit einigen wohlgebauten Häusern, die oberste Ortschaft am Aetna. Einige hundert Fuß höher liegt noch das Kloster St. Nicolo d'Arena, der letzte von Menschen bewohnte Punkt.

Der Aetna, von den Sicilianern Monte Gibello genannt,

erhebt ſich zu einer Höhe von 10,484 Fuß (n. A. 10,360 oder 10,226 Fuß). Finſtere Rauchwolken, die ununterbrochen dem rieſenhaften Feuerheerde bald in Geſtalt einer Säule entſteigen, bald in ungeheuren Maſſen um die faſt beſtändig beſchneiten Gipfel ſich lagern, laſſen ihn ſchon in einer Entfernung von mehreren Tagereiſen erkennen. Nördlich vom peloriſchen, weſtlich vom honigreichen Hybla-Gebirge, nach Süden von der Ebene Catania's, nach Oſten von dem drittehalb Meilen entfernten Meere begrenzt, ragt er als koloſſaler Kegel hoch über alle ſeine Umgebungen empor, oben öde und kahl, tiefer hinab aber mit Städten und Dörfern beſäet, um welche auf ſchwarzen verwitterten Lavaſtrömen ein ewiger Frühling blüht. Eine Menge größerer und kleinerer Hügel, welche beſonders an ſeinem Südabhang, wie Knospen aus einem Stamme, hervorgebrochen ſind, bezeichnen die Stellen, wo alle die fürchterlichen Ausbrüche ſtattgefunden haben, die das, was Natur und Menſchenfleiß geſchaffen, ſo oft wieder zerſtörten. Nahe bei Nicoloſi liegt der Monte Roſſo oder rothe Berg, der größte unter den vielen Nebenkratern, der im Jahr 1669 am verheerendſten gewüthet. Ich beſuchte denſelben noch am Abend und zählte über funfzig mehr oder minder hohe vulkaniſche Hügel, alle ſüdlich und öſtlich unter dem rauchenden Gipfel des Berges gelegen und gebildet durch eben ſo viele, zu verſchiedenen Zeiten erfolgten Lavaergüſſe.

Es war gegen zwei Uhr nach Mitternacht, als der von mir gedungene Führer Antonio an meiner Thür pochte. Der Himmel hing voll glänzender Sterne, und rothe Feuerſäulen ſtiegen, abwechſelnd mit lichtgrauen Rauchwolken, die gleich Rieſengeiſtern durch die ſtille Nacht gen Oſten zogen, aus dem donnernden Berge auf. Mit einer Laterne in der Hand ſchritt Antonio mir voran, ohne Unterlaß mich ermahnend, ihm bedachtſam nachzufolgen über die vielfach zerriſſenen und zerklüfteten Lavatrümmer, die den Weg von Nicoloſi bis hinauf zur Waldregion bedecken. Nach ungefähr einer Stunde gelangten wir in den Wald, wo der Weg zwar beſſer, aber ſteiler wurde. — Bekanntlich wird der Aetna in drei Regionen getheilt. Die unterſte oder die Regione colta reicht bis zu dem drittehalb tauſend Fuß hoch gelegenen Kloſter St. Nicolo dell' Arena, pran-

gend mit Menschenwohnungen und paradiesischen Gärten, wovon ich schon geredet. Gleich über dem Kloster beginnt die mittlere oder die Regione nemorosa: ein dichter Wald von Eichen, untermischt mit anderen Bäume, welcher sich, eine halbe bis eine ganze Stunde breit, wie ein grüner Kranz um den Vulkan herumzieht, seine Majestät ungemein erhöhend. Darüber endlich liegt die dritte oder die Regione nevosa, den größten Theil des Jahres hindurch mit Schnee und Eis bedeckt. Nur einige Kräuter keimen in diesen öden Gefilden, wo Asche und ungeheure Lavamassen, gleich Gletschermauern, über einander geschoben und aufgethürmt sind. — Als wir bei der sogenannten Ziegenhöhle, einer kleinen Grotte am Ende des Waldes, waren, machte mein Führer aus zusammengelesenen Reisern ein Feuer an, bei dessen wohlthätiger Wärme wir ausruhten und uns mit Wein und Brot für den beschwerlicheren Theil des Weges stärkten. Im Osten fing es bereits an zu dämmern; die Sterne funkelten blässer, und röthliche Lichtstreifen zuckten über das weite jonische Meer herein, als wir wieder aufbrachen. Nun flammte die Sonnenkugel, der Erde Rand mit Gold umsäumend, aus den Wassern empor: ein purpurner Schein sprang von den Berggipfeln nieder in alle Thäler und Tiefen, und in wenig Augenblicken lag das Eiland hell und licht, wie ein großer Zaubergarten, vor meinen trunkenen Blicken aufgeschlossen da. Wenn ich je so unglücklich würde, daß die Erde mir verleiden sollte, so will ich dieses Sonnenaufgangs mich erinnern, und ich weiß, meine Seele wird sich wieder aufheitern und ich werde mich wieder versöhnen mit dem Leben! —

Ueber Lavaströme, Schneefelder und weite Aschenstrecken uns mühsam hinauf arbeitend, erreichten wir gegen zehn Uhr die Casa di Gemmellaro, eine kleine, auf einer Ebene unter dem Aschenkegel des großen Kraters zum Schutz und zur Bequemlichkeit der Aetnabesteiger erbaute Hütte, 9300 Fuß über der Meeresfläche erhaben. Bis hieher kann man auf Maulthieren reiten, der übrige Theil des Weges muß aber zu Fuß gemacht werden. Hat man von dieser in Eis gehüllten Hütte aus eine Strecke von ungefähr einer Viertelstunde über Eis und Schnee zurückgelegt, so steht man endlich am Fuße des großen,

faſt ſenkrecht ſich aufthürmenden Aſchenkegels, aus deſſen Seiten erſtickende Schwefeldämpfe ausſtrömen, durch deren Hitze der Schnee zu kleineren oder größeren Bächen ſchmilzt, die wildrauſchend an den jähen Abhängen herabſtürzen. Das Erſteigen dieſes Kegels iſt äußerſt beſchwerlich; aber dort oben bietet ſich dem Auge eine Ausſicht dar, welche zu beſchreiben die Sprache keine Worte hat. Sicilien, vom Meere rings umfloſſen, im Süden die Inſelgruppen von Malta, im Norden die liparischen Inſeln und Calabrien, gegen Weſten gleich einem Nebelgebilde die Küſte von Afrika, nach Oſten das offene joniſche Meer mit weißen Segeln auf ſeinem blauen Rücken: dies Alles liegt vor deinen Blicken entfaltet da, und es kommt dir bei längerem Hinſchauen auf dieſes Rieſengemälde faſt vor, als löſ'teſt du dich allmählig leiſe ab von der Erde, bis plötzlich unter entſetzlichem Krachen eine finſtere Wolke aus dem gähnenden Feuerſchlunde aufjagt und dich mit Nacht und Schrecken umhüllt. —

Nachdem ich eine der ſchönſten Stunden meines Lebens auf dem Gipfel zugebracht, begaben wir uns auf den Rückweg. Gegen drei Uhr verließen wir die Caſa di Gemmellaro und gelangten zeitig wieder hinab nach Nicoloſi. Gegen Abend überzog ſich der Himmel mit Wolken, und als ich noch vor dem Einſchlafen hinaufſchaute nach der Spitze des Vulkans, ſchwankte über ſeinem Gipfel eine hohe Feuerſäule, in deren rothem Wiederſchein der oberwärts friſchgefallene Schnee wunderſam erglühte, während von Zeit zu Zeit ſich ein dumpfes Dröhnen vernehmen ließ und durch die ſtille Nacht grauſenhaft verzitterte. —

Wer möchte nicht gern noch länger weilen bei der Majeſtät dieſes ungeheuren vulkaniſchen Kegels, deſſen höchſter Krater ſechs tauſend Schritt, deſſen Hauptgipfel zwei Meilen, deſſen Grundfläche etwa achtzehn Meilen im Umkreis mißt, ſo daß an ſeinem Abhang und Fuß wohl dreimalhunderttauſend Menſchen wohnen! Hören wir alſo noch einen andern Aetnabeſteiger.

„Bei Gemmellaro's Hauſe genoſſen wir bereits einen Theil der göttlichen Ausſicht, die unſer wartete. Die Wolken zogen in eiligen Heeresmaſſen, als ob es zu einer Schlacht ginge.

Alles, und unsere Seele am meisten, war voll Unruhe. Bald hatten wir die Schnee- und Lavafelder am Fuß des mächtigen Aschenkegels hinter uns, und stiegen nun ihn selbst hinan: ein saurer Weg, da man bei jedem Tritt in dem losen Vulkansand fast eben so viel zurücksinkt, als man vorwärts strebte; uns aber gab die Freude starke Flügel. Schon zogen wir über die gelben Schwefellager hin; schon fing der Boden an, hin und wieder zu glühen und aus vielen hundert ganz kleinen Kratern zu rauchen; um das Doppelhorn selbst aber rollten sich zuweilen die Wolken dicht zusammen, zuweilen ließen sie uns das hohe Ziel klar sehen. Endlich rief der Führer, der eine kurze Strecke vorangegangen: „Sehet hier den höchsten Krater!“ und in wenigen Minuten standen wir am Rande des gräßlichen Dampfkessels, dessen Rachen Berge ausgespieen, deren einige größer sind als der Vesuv oder Brocken. Wir wollten sogleich in den Krater hinabsteigen; allein der dicke, fast handgreifliche Schwefeldampf hüllte uns bald in schwarze Nacht und trieb uns zurück. Wir stiegen alsdann auf das südliche Horn und lagen hier unter Rauch, Dampf und Donner auf heißem Schwefel. Die glühende Asche verbrannte uns; der Schwefeldampf erstickte uns; der Sturm wollte uns in die Tiefe schleudern. In den tiefen, mit schwarzer Lava und weißem Schnee angefüllten Thälern, so wie über dem azurblanken Stahlguß des wandartig an dem Himmel hinauflehnenden Meeres zogen unermeßliche Wolkenheere langsam herbei; wenn sie aber dem Vulkan sich naheten, packte sie der wilde Orkan, vor dem wir uns kaum auf den Füßen erhalten konnten und warf sie mit Riesenmacht zehntausend Fuß in die Ebenen und Meere Siciliens und Italiens. — Wir begaben uns darauf nach dem nördlichen Horn, und genossen hier ein Schauspiel, das an Erhabenheit Alles übertrifft, was sonst die Sinne des Menschen zu erfassen im Stande sind. Mit brausendem Kochen flogen die Rauchballen aus dem Krater herauf, wo sie dann alsbald der tobende Sturmwind, der wie Artillerie oder zahllose Glocken jeden andern Laut verschlang, unbarmherzig zerriß und mit Blitzesschnelligkeit der Tiefe zusandte. Der spitzige Kegel, auf dem wir standen, war mit gelbem Schwefel, weißem Salz und schwarzer Asche überzogen. Dazu

ſchien die Sonne höchſt ſeltſam durch den gelben Dampf und gab dem ergreifenden Gemälde einen ſo gräßlich wilden Ton, daß, wenn nur die nächſten Umgebungen in Betracht kamen, man nicht anders als in der Reſidenz des Höllenreiches zu ſein vermeinte. Toben, Wuth, Verwüſtung und Brand überall, nirgends ein lebendiges Geſchöpf oder nur ein Grashalm! Richten wir indeß unſere Blicke in die Ferne, ſo ſcheint es wirklich, daß wir hier alle Herrlichkeiten der Erde zu unſeren Füßen ſehen. Wir überſchauen den gewaltigen Feuerberg, der einſt aus der Erde auferſtanden iſt und viele hundert Söhne und Enkel neben ſich erzeugt hat; die reinſte Lichtbläue des Aethers ruht über Meer und Land; das Dreieck Siciliens ſtreckt ſeine Spitzen nach Afrika und Italien aus; die See umblaut das Vorgebirge von Trapani. Zu unſern Füßen lagen die kühnen Felſen der äoliſchen Inſeln, und Stromboli dampfte heftig aus den Fluthen empor. Die dichtbewaldeten Neptuniſchen und Heräiſchen Gebirge breiteten ſich mit allen ihren Aeſten vor unſeren Augen über die ganze Inſel aus. Oeſtlich ſahen wir, wie auf einer großen Landkarte, den ganzen Halbſtiefel Calabriens, den tarentiniſchen Buſen und das joniſche Meer, Kap Spartivento und die Meerenge von Meſſina. Zu alle dem nehme man die faſt blendenden Schattirungen des Himmels, der Erde und des Meeres. — Nachdem wir den Krater verlaſſen, ging es ſehr ſchnell den Aſchenkegel zu Gemmellaro's Haus hinab. Von da ſchritten wir gegen Weſten bis zum Rande des Ochſenthales (Val del Bue). Dieſer mehrere Miglien lange furchtbare Abgrund entſtand dadurch, daß ein unterirdiſcher Lavaſtrom die über ihm ſtehenden Berge einriß. Daher die infernaliſchen braunrothen Farben, und obgleich man keine Spur einer Vegetation entdecken konnte, ſo war dennoch die Mannigfaltigkeit der Tinten unendlich. Wir wälzten große Lavaſtücke in die jähe Tiefe hinab; ſie zerſtoben aber, ehe ſie noch die Hälfte ihres Weges zurückgelegt hatten. Im Vergleich mit dieſer grauſenhaften Lavafurche iſt ſelbſt der Schlund des Rheines bei der Via Mala in Graubündten freundlich und angenehm; denn hier ſchaut man der wildeſten Verwüſtung gleichſam in's Herz. Während wir noch mit der Betrachtung dieſer merkwürdigen Erdſpalte

beſchäftigt waren, bereitete uns der Aetna ein neues wunderſames Schauſpiel. Da nämlich eben die Sonne unterging, lief der gigantiſche Schatten des Vulkans mehrere Meilen weit über das dunkelblaue Meer und richtete ſich alsdann, gleich einer Himmelspyramide, hoch in die Lüfte am Saum des Horizontes empor, ſo daß die Sterne auf ſeinem Scheitel zu ſchimmern ſchienen. Damit ſchloß dieſer reichſte und glückſeligſte Tag unſerer Reiſe, vielleicht unſeres Lebens, zu deſſen Gedächtniß die Worte geſchrieben wurden:

„Rings im Dampf lag ich zu Gottes Füßen
Hoch auf Aetna's ſchwarzen Donnerhöhn;
Prachtvoll Himmel, Erd' und Meere ließen
Mich ſein Antlitz ohne Decke ſehn."

---

„Sie werden fünf oder ſechs beſchwerliche Tagereiſen bekommen, bis Sie nach Palermo gelangen; aber die Leute im Innern der Inſel ſind gut, und Sie dürfen ſich deshalb keine Sorgen machen!" So ſagte mir der Wirth bei meinem Scheiden von Nicoloſi. Wohlgemuth zog ich des Wegs, der über verwitterte Lava führt, bis ich ungefähr eine Viertelſtunde vor Biancavilla die Straße von Catania erreichte. Biancavilla iſt ein elendes, an der Südſeite des Aetna gelegenes Dörfchen, aber die Landſchaft von da bis Aderno zeichnet ſich durch ungemeine Fruchtbarkeit aus. Zur Rechten, am Feuerberg hinauf, ſproßt eine großartige Pflanzenwelt, über welcher blendende Schneefelder ſich ausdehnten; zur Linken breiten geſegnete Aecker, mit Getreide und Baumwolle bepflanzt, ſich aus, hier ſanfter, dort ſteiler hinab ſich ſenkend in das reizende Thal des Symäthus, aus welchem der honigreiche Hybla ſich erhebt. Mit dem Ueberſchreiten des Symäthus, der, über gewaltige Lavablöcke ſich ſtürzend, mehrere ſchöne Waſſerfälle bildet, ſcheidet man vom Aetna und betritt eine Landſchaft von ganz anderem Charakter, wo die kahlen, meiſt baumloſen Gebirgsabhänge dem an Ueppigkeit gewöhnten Auge anfangs ſehr öde und traurig erſcheinen. Ich übernachtete in San Filippo d'Argiro, dem alten Argyrium, woher der Geſchichtſchreiber Diodor ſtammte. Ich ging

hier nach einem Spezereiladen, um Tabak zu kaufen. Wie gewöhnlich, saßen daselbst mehrere Geistliche bei einer Flasche Liqueur mit Rosinen und Zuckerbrot. Als sie hörten, daß ich aus Deutschland komme, bot mir der Aelteste die Hand, indem er sprach: „Ja, ja, die Deutschen sind lauter gute Katholiken; darum seien Sie uns auch herzlich willkommen!“ Der Spezereihändler aber füllte unterdessen meinen Beutel mit seinem besten Tabak und bat mich, denselben „zur Erinnerung“ mitzunehmen.

Die Landschaft von San Filippo d'Argiro bis Castrogiovanni bleibt sich immer so ziemlich gleich. Die Straße windet sich in vielen Krümmungen durch die Gebirgsthäler, die meist so eng sind, daß sie eher Schluchten genannt werden können. In den hin und wieder vorkommenden kleinen Ebenen wird häufig die Baumwollenstaude gezogen; die Gebirgsabhänge werden dagegen, wo nicht kahler Fels ist, größtentheils mit Getreide bepflanzt. Zwischen den Städten und Dörfern, die alle auf den höchsten Gipfeln der pyramidenförmig sich zuspitzenden Berge kleben, trifft man äußerst selten ein Haus; auch sieht man wenig Bäume, außer in der Nähe der Ortschaften, wo dann auf einmal wieder der frischeste vollste Baumwuchs herrscht. — Castrogiovanni, das Enna der Alten, liegt auf einem hohen steilen Berge, fast im Mittelpunkte Siciliens, daher von Cicero „der Nabel der Insel“ genannt; einst eine wichtige Stadt, gegenwärtig kaum zehntausend Bewohner zählend; geschichtlich merkwürdig durch den Sieg der Normannen unter Roger, der hier mit siebenhundert Mann ein Heer von funfzehntausend Sarazenen schlug. Als ich daselbst am Abend einkehren wollte, standen vor dem Wirthshause um ein großes, mitten in der Straße angezündetes Feuer mehrere Gruppen von Männern, Weibern und Kindern, welche alle bei meinem Anblick wie aus einem Munde riefen: „Ein Fremder zu Fuß und ohne Mantel!“ Kaum vermochte ich, mich durch die Schaar hindurchzudrängen, und eh' ich über die Thürschwelle getreten, sangen die Mädchen und Buben schon ein Spottlied auf den mantellosen Reisenden, das immer mit dem Schlusse endigte: „Armer Mann, er hat keinen Mantel!“ Der Wirth

führte mich sogleich in eine dunkle Kammer, entfernte sich auf ein paar Augenblicke und kam dann wieder zurück, in der einen Hand eine Gabel voll zubereiteter Maccaroni, in der andern einen alten zerfetzten Mantel tragend, und beide mit den Worten mir darbietend: „Wir sind alle Katholiken, und es lebe die allerheiligste Jungfrau!“ „„Und der Herr Jesus Christus!““ erwiederte ich nach Gebrauch; und griff mit Vergnügen nach den dargebotenen Gegenständen, schon gewohnt, die Maccaroni aus den Fingern zu essen. — In dieser Gegend erfand nach der Sage des Alterthums die wohlthätige Göttin Ceres den Weizenbau, und in der Stadt Enna genoß sie ihre höchste Verehrung. Man säet am häufigsten unsern gemeinen Winterweizen. Die Felder werden nur leicht umgepflügt, der Same wird über die weit auseinander gezogenen Furchen ausgestreut, und das Ganze selten mit der Egge, sondern meistens mittelst eines durch Steine beschwerten Dornbusches ausgeebnet. Nach der Ernte wird das auf den Feldern abgedroschene Stroh um eingepfählte Aloeblüthenstengel aufgehäuft und dient beim Pflügen den Zugochsen zur Fütterung. Häufig pflanzt man auch Gerste an, die ebenfalls eine reichliche Ernte liefert. Obschon der Landbau gegenwärtig wegen der darauf lastenden Abgabe tief gesunken ist, so erzeugt Sicilien, einst die Kornkammer Italiens genannt, doch immer noch eine solche Menge Getreide, daß nach Anfüllung der Magazine, wodurch die Bewohner immer auf achtzehn Monate versorgt werden müssen, noch eine sehr bedeutende Masse zur Ausfuhr übrig bleibt. Dazu liefern die Gegenden um Castrogiovanni einen großen Theil. — In der Nachbarschaft dieser Stadt liegen auch die reichsten Salzgruben von Sicilien, aber freilich in einem völlig vernachlässigten Zustande. Aus ihnen entspringt der Salso, einer der größten Flüsse auf der Insel. —

Der folgende Tag war der erste December; aber die Sonne schien warm und wonnig auf die Felder, wo die junge Saat kräftig sproßte, während die Blüthenknospen der Mandelbäume schon wieder aufbrachen. Die mich umgebende Gegend glich dem Gemälde meines Lebens: hier ein lustiges Bergwasser, das rauschend über die Felsen sprang; dort ein melancholischer Abhang; in der Tiefe überall grüner Boden; auf den Berg-

vorsprüngen rings umher allerlei verworrenes Gesträuch, gemischt mit düsteren Cypressen und Oelbäumen, die bei jedem Schwanken im Windhauch die silberglänzende Unterseite ihrer Blätter dem Blicke zuwandten; über dem Allen das beständige Blau eines festen freudigen Gottvertrauens.

Ich hatte bereits funfzehn gute Wegstunden von Castrogiovanni aus zurückgelegt und am Himmel glänzten schon im vollen Lichte die Sterne, als ich auf einmal mitten auf der Straße in Koth versank, woraus ich schloß, daß ich am Ziele meiner heutigen Wanderung sei. Und wirklich erhoben sich, wie ich aufschaute, rechts und links dunkle Häuserreihen; aber kein Licht schimmerte mir entgegen. Ich tappte auf eine Thür zu und pochte heftig, doch keine Antwort kam. Ich ging zu einer andern und pochte heftiger, worauf endlich ein Mann erschien, der nach vielen umständlichen Erklärungen mich in eine Locande führte. Der Wirth und die Wirthin bedauerten sehr, daß ihr Gastzimmer von einem Herrn aus Palermo eingenommen sei, der mit seinem Diener auch Alles aufgegessen habe, was sie für Reisende vorräthig gehabt. „So gebt mir von Eurer eigenen Kost und laßt mich in der Küche schlafen!“ erwiederte ich. Die Wirthin langte hierauf aus einem schmutzigen Kübel ein Stück von eingesalzenem Fisch hervor, zerbröckelte es mit den Fingern, goß Essig nebst Oel darauf, und das Gericht stand fertig. Während ich mir's schmecken ließ, richtete der Wirth ein Lager für mich her. Er stellte zu dem Ende neben das Bett, worin er mit seiner Frau und einem Kinde schlief, zwei Holzblöcke, legte auf diese und die Bettstelle zwei Balken, darauf einige Bretter, auf diese einen Strohsack und einen alten Mantel als Decke, und auch die Schlafstätte war hergerichtet, und wir legten uns Alle zur Ruhe.

Die Landschaft, welche ich am folgenden Tage durchzog, behielt im Allgemeinen ihr bisheriges Gepräge, nur daß die Gebirgsabhänge weniger steil und die Thäler dadurch etwas offener sind. Die Fruchtbarkeit des Bodens wird hie und da durch sandige Strecken unterbrochen. Die Ortschaften liegen überall auf den Spitzen der Gebirge, und in den Thälern werden einzelne Höfe fast nie gesehen. Deshalb erscheinen auch

die Gegenden meist ungemein öde und man glaubt, durch ein Land zu reisen, dessen Bevölkerung größtentheils ausgestorben. — Des Nachmittags gegen drei Uhr gelangte ich, hungrig und ermattet, zu einer kleinen Ortschaft. Sie bestand blos aus vier Häuschen, die, von alten Oelbäumen beschattet, auf einer Anhöhe rechts über der Straße lagen. Ich lenkte dahin ab und äußerte einem Manne, der an zwei Krücken mir entgegenkam, meinen Wunsch, Etwas zu essen. Er nickte mit dem Kopf und begleitete mich in eines der Häuschen, wo eine ältliche Frau mit drei fast nackten Kindern saß. Das Gemach nahm den ganzen Raum des aus Steinen aufgemauerten einstöckigen Hauses ein. Auf einer etwas erhöhten Stelle standen längs der Mauer zwei armselige Betten. Gegenüber war in einem Winkel der Heerd zum Kochen und daneben ein kleiner zur Vorrathskammer dienender Einschlag angebracht. An eine dritte Wand hatte man den Hühnerstall hingebaut, und neben demselben fand sich noch Raum für eine junge schwarze Sau. Ein Tisch, zwei Stühle und drei Holzblöcke zum Sitzen nebst einigem Kochgeschirr waren sämmtliche Geräthschaften in dem kahlen, oben blos von dem durchlöcherten Hausdach bedeckten Gemach. Das Essen, welches die Frau mir bereitete, bestand aus drei gebratenen Eiern, wovon eins aus dem Nachbarhause geborgt war, nebst einer Hand voll eingesalzener Oliven, etwas schlechtem Brot und Wasser. Auf meine Frage, womit die Leute im Innern der Insel sich hauptsächlich ernähren, antwortete mir der Mann mit den Krücken: „Wir essen meistens Brot und Eier, Maccaroni, Oliven und Fische, welche letzteren wir von den Küsten her durch Austausch gegen Korn beziehen; hin und wieder haben wir auch Fleisch und Wein.“ — Die Nacht brachte ich in einer einsamen Locande zu, und befand mich mit Anbruch des Tages wieder auf dem Marsche. Berge und Thäler wurden jetzt immer schöner, der Anbau sorgfältiger, die Ortschaften volkreicher, und Alles verkündete die Annäherung an die Hauptstadt der Insel. Gegen Mittag kam ich auf eine Anhöhe hinaus, wo auf einmal die Aussicht auf das Meer, die Küsten und das herrliche Palermo sich erschloß.

Am Meeresufer liegt in meilenbreiter Ebene, von Orangenwäldern umgeben und mit ſeinen zahlreichen Kuppeln, Thürmen und Zinnen von Oſten nach Weſten hingeſtreckt, Palermo. Die lachende Ebene, mit Recht die goldene Muſchel (Conca d'oro) genannt, wird von einem Gebirgshufeiſen umſchloſſen, deſſen beide auslaufende Spitzen den Hafen der Stadt bilden. Der eine dieſer Ausläufer, der wildgezackte vielgipfelige Monte Pellegrino (der Pilgrimsberg), ſtürzt ſich mit kühnem Schwunge faſt ſteilab in die See, während das entgegengeſetzte Capo Zafferano (das Safran-Kap) ſich wie ein langer Speer in die Fluthen ſenkt. Von der Hafenbucht bis an das zweite Thor, faſt in der halben Länge der Stadt, dehnt ſich ein prächtiger Kai, die Marina, aus. Eine großartige Pflanzenwelt, wie ſie das nahe Afrika erzeugt, blüht auf der Landſeite und wechſelt an den Bergen mit ſchroffen kahlen röthlichgrauen Felsabhängen; auf der anderen Seite aber vollendet der weite, durch nichts als durch den feinen Saum der Horizontlinie des Meeres begrenzte Ausblick ein Bild, deſſen Eindruck ſelbſt den von Neapel übertrifft.

Die Stadt iſt ins Kreuz gebaut. Zwei lange ſchnurgrade Straßen, der vom Geſtade her ſanft aufſteigende Caſſaro oder Toledo und die Via Macquedo, durchſchneiden ſich ungefähr auf der Hälfte ihrer Länge im rechten Winkel. Der Punkt, wo ſie zuſammentreffen, heißt Piazza di Quattro Cantoni (der Vier-Ecken-Platz), geſchmückt mit vier Brunnen und eben ſo vielen Bildſäulen ſpaniſcher Beherrſcher Siciliens. Von der Mitte dieſes achtſeitigen Platzes ſieht man die vier Hauptthore, öſtlich das Meer, nach den übrigen Gegenden hin das Gebirge. In den genannten beiden Straßen wogt das bunteſte Gewühl, prangen die ſtattlichſten Paläſte, vereinigt ſich in Bazars und Gewölben der glänzendſte Luxus. Dagegen fand ich die meiſten Nebenſtraßen krumm, winklicht und voll Unrath. Auch hier ſchweben zum Behuf des Trocknens weiße und farbige Kleidungsſtücke, Gardinen und Maccaroni als ſeltſame Verzierung aus allen Fenſtern in der Luft. Vor den Thüren arbeiten unter dem Schutz ausgeſpannter Zelttücher die meiſten Handwerker; Mädchen knüpfen vor Aller Augen Franſen, flechten

Gewebe aus Aloefasern und verfertigen in großen Rahmen schöne weiße Stickereien; öffentliche Schreiber, welche vorzugsweise Liebesbriefe für Andere fertigen, haben ihre Tische an allen Ecken; eben so sitzen Advocaten zwischen Actenstößen und ertheilen ihren Clienten unter freiem Himmel Rath. Das getümmelvolle Treiben auf den Straßen dauert bis Mitternacht. Auf dem Platz der Marina hört man alle Abend Militairmusik. Die Marina selber bietet einen der angenehmsten Spaziergänge, die man in Europa findet. Eine in dem Mauerwerk angebrachte Steinbank, Trottoirs, Gasbeleuchtung und eine doppelte Allee immergrüner Bäume gewähren die nöthige Bequemlichkeit und Schatten. Paläste reihen sich an Paläste; vor denselben zieht sich eine mit Bänken versehene Terrasse hin, unterhalb welcher allabendlich die vornehme Welt in brillanten Equipagen, untermischt mit Reitern zu Pferd und zu Esel ihre Corsofahrt hält. Nicht weniger belebt ist der Hafen. Da sitzt auch der öffentliche Erzähler, von früh bis spät seine Geschichten aus der Ritterzeit und Feenwelt auftischend; neben ihm sucht der Improvisator das Zwerchfell seiner Zuhörer durch witzige Einfälle zu erschüttern und läßt sich nicht stören durch den ungestümen Declamator, der mit sprühenden Augen seine Verse herunterdonnert. Alles ganz wie in Neapel. Einige hundert Bettler von jedem Alter und Geschlecht, die außer einem schmutzigen Lumpen um die Mitte des Leibes nichts auf dem verbrannten Körper tragen, rennen, wie Besessene, durch alle Gassen, oder liegen ausgestreckt im Staub und im Kothe da und halten, jämmerlich winselnd, Einem die Hand entgegen, ohne den hin und her rollenden Equipagen aus dem Wege zu gehen, so daß die Kutscher genöthigt sind, sie zu umfahren. Ich sah einen mehr als siebenzig Jahr alten Mann, der täglich bei heißem Sonnenschein, wie bei schauerndem Regen vom frühen Morgen bis in die späte Nacht auf dem nämlichen Flecke mitten in einer Straße lag, nackt, wie Gott ihn erschaffen, und oft mit Koth so überspritzt, daß man in ihm kaum einen Menschen erkannte. Ein wohlgenährter Domherr, den ich zufällig kennen gelernt und mit dem ich eines Tages bei dem Alten vorüberging, antwortete mir auf meine Frage, wie doch so Etwas geduldet werden

könne, ganz gelassen: „Ach mein lieber Herr, wir sind hier an dergleichen Dinge längst gewöhnt!“ — Vom Hafen gelangt man über den Platz der Marina bald in den Garten der „Flora“, wo man unter duftigen Laubgängen, Fontainen und seltenen Pflanzen lustwandelt. Vor dem Treibhause steigt eine mächtige Dattelpalme hoch in die Luft, und breitet da ihre reiche Blätterkrone aus, an deren Grund die langen Fruchttrauben eben zur Reife gediehen. Hier versammelt sich an schönen Abenden zahlreich die schöne Welt. Die Männer sind von der Natur fast noch mehr begünstigt, als das weibliche Geschlecht. Im Allgemeinen aber sind die sicilischen Frauen und Mädchen sehr reizend. Ein griechisches Antlitz, mit brennenden Augen und umschattet von rabenschwarzen Locken, ruht auf einer schwellenden Gestalt, die sich mit edlem Anstand bewegt, der selbst den Landmädchen eigen ist. Ueber den Kopf hängen sie große Krepptücher, welche zugleich den ganzen Oberkörper verhüllen. Als Farbe herrscht hartes Gelb durch alle Schattirungen vor; dazwischen kommt auch Karmoisin vor und abends beim Spazierengehn weiße Mousselintücher, die allerdings zu dem dunkelen Teint am besten kleiden. Außerdem tragen die Frauen beim Ausgehn schwarze Mäntel mit einer Art Kapuze, welche sie aber nie über den Kopf ziehen. — Die sehr in's Auge fallende Sucht nach Luxus geht aus von dem zahlreichen Adel, worunter viele Prinzen, Herzöge, Grafen und Barone. Diese Titel bewirken, daß Jeder seinem Range gemäß glänzen will. Ueberdies ist Palermo der Sitz aller höheren Beamten und eines Erzbischofs, der zugleich Primas von Sicilien ist. Man rechnet die Anzahl geistlicher Personen beiderlei Geschlechtes gegen vierzig tausend, so daß von den 180,000 Einwohnern immer etwa auf je drei oder vier weltliche Seelen eine geistliche käme. Diese Angabe mag übertrieben sein; so viel aber steht fest: von den erwachsenen Männern, welche ich auf der Straße sahe, sind immer ein Drittel Pfaffen oder Mönche. Ueberhaupt kann Sicilien mit Recht das Paradies der Pfaffen genannt werden. Hier leben sie unangefochtener von allen geistigen Bewegungen des fortschreitenden Zeitgeistes, als das selbst in Rom möglich ist. In der Stadt steht Kirche an Kirche, Kloster an Kloster. Die Nonnen dürfen

bekanntlich ihre Klöster nicht verlassen. Dafür liegen diese aber entweder selbst an den Hauptstraßen und Plätzen, oder sind durch bedeckte Gänge in Verbindung gesetzt mit Palästen und Häusern am Cassaro und an den Promenaden, welche entweder ganz oder theilweise, namentlich die oberen Stockwerke, den Klöstern angehören und sich in diesem Falle durch die bauchigen Eisengitter ihrer oberen Gallerien und Fenster kenntlich machen. Hinter diesen hohen vergitterten Gallerien sieht man die schwarz und weiß verschleierten Gestalten der frommen Schwestern sich bewegen, um ihren Antheil an Luft, Licht, Leben und Freiheit der Welt da unten durch die Eisenstäbe ihrer Kerker zu sich zu nehmen.

Unter den Kirchen zeichnet sich die Martorana und der Dom aus. Sie stammen aus dem zwölften Jahrhundert. Araber und Griechen waren die Baumeister, Maler und Mosaikarbeiter, deren sich die Normannenkönige bedienten. Die Martorana, auch Sta. Maria del Ammiraglio (also) genannt nach ihrem Erbauer, dem Großadmiral Rogers, hat Basilikenform, aber in der Mitte eine Kuppel über vier Marmorsäulen. Die acht korinthischen Säulen des Chors tragen schön geschwungene Spitzbögen. Alle Wände, Bögen, Kuppeln und Nischen sind mit byzantinischen Mosaikgemälden bedeckt. — Der Dom der heiligen Rosalie ist im Aeußern ein Prachtstück; im Innern sind einzelne Kapellen und Altäre ganz mit Platten des himmelblauen Lasursteines (Lapis lazuli) bedeckt. In einer solchen Platte zeigte der Führer den versteinerten Abdruck eines Krokodills. Dabei vergaß er nicht zu erzählen, daß irgend ein gekröntes Haupt beim Anblick des hier verschwendeten edlen Steines seine eigene Dose von Lapis Lazuli, die er bisher als kostbares Kleinod geführt, von sich geworfen habe. In einer der Seitenkapellen stehn die rothbraunen Marmorsärge der Kaiser Heinrich IV. und Friedrich II. In der Gruftkirche unter dem Dom ruhen auch Kaiser und Könige neben geistlichen Fürsten und Heiligen.

Nicht weit von dem Dom, auf einem großen, zum Theil mit grünen Partien eingefaßten Platz erhebt sich das mächtig breite Schloß, die Königsburg des Normannen Roger, einst Festung und noch jetzt auf beiden Seiten mit steinernen Bollwer-

ken verſehn. Durch das Eingangsthor tritt man in den viereckigen Hof, wo drei ſchöne Säulenhallen in Spitzbogenſtyl über einander aufſteigen. Zur Rechten im zweiten Stockwerke befindet ſich die berühmte Capella Palatina mit den herrlichſten alten Moſaikgemälden. Wie der ganze Palaſt ſarazeniſchen Urſprungs ſein ſoll, ſo auch die Bauart dieſer Kirche. Darſtellungen aus dem alten und neuen Teſtamente ſchmücken in fortlaufender Reihe alle Wände, Bögen und Gewölbe. Es iſt gleichſam eine vollſtändige Bibel in Stein und Farben. Marmorbekleidung und Moſaik bedecken jeden Punkt vom Fußboden bis zur Decke. Der ganze Bau erſcheint als vollſtändige dreiſchiffige Baſilika, mit einer Kuppel über dem Chorraume. — Im Schloſſe ſah ich die vielbewunderten ſyrakuſaniſchen Bronzewidder. Sie ſind in liegender Stellung, eine Pfote nach vorn vorgeſtreckt, als könnten ſie im nächſten Augenblick aufſtehen; das Haar fließt in großen reichen Zotteln ſanft den Leib hinab, und Alles macht den Eindruck der ſprechendſten Naturwahrheit. Im oberen Stockwerk beſuchte ich das Zimmer des alten Normannenkönigs Roger mit ſchönen Wand- und Deckmoſaiken, Löwen und ſonſtigen allegoriſchen Thierfiguren. Ein Adler, der einen Haſen in ſeinen Fängen hält, verſinnlicht Rogers Sieg und die Unterwerfung der Araber auf Sicilien (1074). Aber welch eine Umſchau hatten dieſe Normannenkönige von dem platten Dache ihrer ſtolzen Burg auf Gebirge, Ebene und Meer! Das iſt unvergleichlich! — Im oberſten Geſtock des Schloſſes befindet ſich die Sternwarte, wo Piazzi am erſten Tage unſeres Jahrhunderts den Planeten Ceres entdeckte.

Das Univerſitätsgebäude birgt in ſeinem Innern eine nicht ſehr bedeutende Gemäldegallerie und das Muſeum der Sculpturen. Ich ließ mir ſogleich den Saal aufſchließen, in welchem die zu Pompeji gefundene berühmteſte aller antiken Bronzegruppen: „der Herkules, welcher den Hirſch erjagt hat," ihren Platz bekommen hat. In der That iſt dies die Krone aller gleichartigen Kunſtüberreſte. Der Hirſch iſt eben geſtürzt. Herkules drückt mit ſeinem linken Knie das Thier gegen den Boden, während er mit den gewaltigen Händen die beiden Hörner deſſelben erfaſſend, ihm Kopf und Hals gewaltſam nach der rechten

Seite aufwärts biegt. Mächtig ergreift der Ausdruck von Schmerz und Todesangst in Mienen und Augen des Hirsches. In der Gestalt des Herkules aber sehen wir die höchste Stärke des Menschen, die unwiderstehliche Kraft des göttergleichen Heros, als federkräftige Gewandtheit erscheinend. Es ist der letzte Sprung des windschnellen Läufers, mit welchem er das flüchtigste Wild erreicht hat. Sein rechter Fuß streckt sich frei und kräftig zurück, während der linke Hinterlauf des Thieres unter der Wucht seines Ueberwältigers regungslos gelähmt am Boden geheftet ist. Die ganze Gruppe ist nur etwa zwei Fuß hoch, und seitdem ich diese gesehen, begreife ich, wie die Alten die Bronzekunstarbeit selbst dem Marmor vorziehen konnten. Denn kein Marmor erreicht dies feine Leben, welches auf der dunkelen Bronze in den wunderbarsten Lichttönen spielt.

Noch sei von Werken der Kunst eines kolossalen Frescobildes erwähnt, welches ich an den Außenwänden des großen Hospitals (Spedale grande), eines Gebäudes von ungeheurem Umfange, bemerkte. Es rührt von dem palermitanischen Maler Antonio Crescenzio her und stellt den Triumph des Todes dar. Der Tod, auf entfleischtem Rosse gespenstisch daherjagend, hält in der Linken den Bogen, von welchem er so eben einen seiner tödtlichen Pfeile entsandt hat und dem er mit hölliſchem Grinsen nachschaut. Rings um ihn her liegen seine Opfer aus allen Altern und Ständen. Zur Rechten sitzt in anmuthigster Gartenumgebung eine Gesellschaft holdseliger Frauen und ritterlicher Männer, die Freuden des ländlichen Sommerlebens genießend, und auf sie sprengt das wüste Riesenphantom an, um Verderben in die Räume der Luft zu bringen.

---

Je länger ich hier weile, desto mehr fesselt mich Stadt und Gegend, so daß Neapel in den Hintergrund gedrängt wird. Palermo gleicht einer würdevollen Fürstin voll Adel und Hoheit, Neapel einer leichtfertigen, mit Schmuck überladenen Maitresse, die immerfort unruhig tänzelt und lärmt. Aus dem nervenzerrüttenden vulkanischen Menschengetose dieser Stadt, giebt es außer nach dem Posilipp und Capo di Monte für Spaziergang oder

Fahrt gar keine Flucht; denn alle Ortſchaften bis Caſtellamare hinaus ſind eigentlich nur endlos fortgeſetzte Vorſtädte Neapels, deren Ausdehnung ermüdet. Palermo hat dagegen den Vorzug der Begrenzung durch ein Gebirge, deſſen maleriſche Formen vielleicht durch nichts in der Welt übertroffen werden, während zugleich ſein Golf, nicht wie der neapolitaniſche durch Inſeln geſchloſſen, die unbegrenzte Ausſicht auf die Unendlichkeit des Meeres bietet. Die Umgebung der Stadt, das ganze breite, leiſe anſteigende Thal, in deſſen Schooße ſie hingeſtreckt liegt, iſt ein großer Garten; ſchattige Kühle, Ruhe und ländlicher Frieden ſind bald von jedem Theile der Stadt aus erreichbar.

Eines Nachmittags wanderte ich in Begleitung einiger Palermitaner nach der nordweſtlich vor der Stadt gelegenen Ziſa. Dies iſt ein an die tauſend Jahr altes, aber noch wohl erhaltenes arabiſches Schloß in Form eines hohen gewaltigen Würfels, zu deſſen beiden Seiten ein langer thurmartiger Vorſprung viereckt hervortritt. Außen ſpitzbögig überwölbte Fenſter, in der Mitte des Innern eine reichverzierte Halle, unten eine Brunnenhalle mit Säulen, Moſaiken und arabiſchen Inſchriften*). Von dem platten mit Zinnen gekrönten Dach ſchaut man rings umher auf unüberſehbare Oelpflanzungen, Wein- und Orangegärten. Einzelne Palmen erheben ſich aus den Luſtgärten der Großen. An der Ziſa ſelbſt ſteigt maleriſch eine Pinie empor, deren Krone dicht an die Zinnen reicht.

Später ſah ich auf der Südſeite der Stadt noch ein anderes arabiſches Luſtſchloß, die Kuba, ganz verfallen und jetzt eine Reiterkaſerne. Daran vorüber geht die Straße nach Monreale, langſam ſich aufwärts windend am Gebirge, deſſen ſteile Felsgehänge überall mit der indianiſchen Feige bedeckt ſind. Dieſes abenteuerlich geſtaltete Gewächs, deſſen Stamm, Aeſte und Zweige nichts Anderes als Blätter ſind, welche, eins aus dem andern hervorwachſend, zolldick, fußlang, fleiſchig, ſafterfüllt, zuletzt ihre goldgelben eiförmigen Früchte warzenartig hervortreiben, findet man in der ganzen Umgegend Palermo's

*) Schöner und großartiger ſieht man dies Alles in der Alhambra von Granada. Vergl. unſere Weltkunde Band VII. S. 181.

meilenweit faſt überall nicht nur an hohen felſigen Orten, ſondern auch da, wo man Wein und Getreide baut, Zaunhecken bildend. Die Frucht iſt ein allgemein beliebtes Nahrungsmittel. Das Innere derſelben beſteht aus einem feſten, ſüßen, hochgelben, mit vielen Saamenkörnern gefüllten Marke. Die Verkäufer wiſſen im Nu die ſtachelhaarige Schale abzulöſen und reichen dann auf der Meſſerſpitze den rothgelben butterartigen Kern dar, der immer noch die Größe eines Hühner- oder Gänſeeies hat. Man zahlt dafür einen oder zwei Pfennige. — Je höher hinauf, deſto herrlicher und weiter der Blick. Zurück Palermo, darüber hin das Blau der See; dann der Halbkreis der Gebirge, tief unten der Garten der goldenen Muſchel. Auf den erhöhten Ruheplätzen der mit Steinſitzen, Belvedere's und Springbrunnen verſchönerten Straße, ſitzen Mönche und Geiſtliche neben ſchwarzlockigen Jägern mit halbaufgekremptem Hute in ſchwarzer Sammetjacke, kurzer Hoſe, Ledergamaſchen, die bunte Schärpe um die Hüften, das Pulverhorn um die Schulter, Räubern nicht unähnlich, auch wohl gelegentlich ſelbſt dies Handwerk betreibend. — Durch die engen ſchmutzigen Gaſſen von Monreale gelangt man endlich auf den freien Platz, deſſen eine Seite der Dom ausfüllt. Betritt man das Innere dieſer in ſchmuckloſer Einfachheit hoch und ſtattlich ragenden Baſilika, ſo ſieht man im Hauptſchiff auf jeder Seite acht aus alten helleniſchen Tempeln zuſammengebrachte mächtige Säulen von polirtem Granit oder buntem Marmor, mit weißmarmornen korinthiſchen und joniſchen Krönungen. Auf den letzteren befinden ſich viereckte Aufſätze, von denen in Hufeiſenform, wie ſie die Araber haben, Bögen aufſteigen, welche die etwa achtzehn Fuß von einander entfernten Säulen verbinden. Oben ſieht man in Moſaikbildern den ganzen Reichthum der heiligen Geſchichte, auf der einen Seite des alten, auf der andern Seite des neuen Teſtamentes. Im Chor iſt links der Thronſitz des Königs, rechts, etwas niedriger, der des Biſchofs von Monreale. Die Moſaikbilder dieſes Raumes ſtellen die Blutzeugen der chriſtlichen Kirche dar. Ueber dem Königsthron zeigt ein Moſaikbild, wie König Wilhelm der Gute, welcher den Prachtbau 1170 bis 1176 errichten ließ, von Chriſtus ſelbſt gekrönt wird. Die Hinterwand der großen Altarniſche

wird ausgefüllt durch das koloſſalſte aller Moſaikbilder, durch die achtzehn Fuß hohe Geſtalt des ſitzenden Chriſtus, welcher hier im Allerheiligſten, umgeben von allegoriſchen Darſtellungen und Vorgängen der chriſtlichen Religion, gleichſam als höchſter König und Richter der Welt in ſeiner Herrlichkeit thront. Die Länge des ganzen Innern durchmaß ich mit hundert acht und zwanzig Schritten. — An den Dom grenzt das Kloſter der Benedictiner mit ſeinem berühmten Kloſterhof. Vier rechtwinkelig an einander ſtoßende, auf der äußeren Seite von Säulenpaaren getragene Bogenhallen umſchließen da einen großen viereckten Gartenraum voll blühender Roſen und ſüdlicher Gewächſe, deſſen anmuthige Verwilderung ganz zu der öden Stille und Vernachläſſigung des Ganzen paßt und einen Anflug von Melancholie über daſſelbe verbreitet. Die Arbeit der Säulen und der Moſaikverzierungen zeugt von der feinſten Meiſterſchaft. Am Eingange ſteht ein Springbrunnen mit Marmorſitzen. Hier ausruhend in der Einſamkeit dieſer Hallen, unter dem leiſen melancholiſchen Rauſchen dieſes Brunnens, umfloſſen von ſüßen Düften, gedachte ich meiner Lieben in der fernen Heimath.

Als ich abends von Monreale zurückkehrte, begegnete mir auf dem Caſſaro ein Zug, den ich eher für alles Andere, als für einen Leichenzug gehalten haben würde, hätte mich mein Begleiter nicht ganz beſonders darauf hingewieſen. Voran zwei Sänften, in deren erſter ein Prieſter mit dem Allerheiligſten, in der zweiten der adminiſtrirende Chorknabe. Ihnen folgte in einer dritten die Leiche ſelbſt. Der Todte, wahrſcheinlich von Bänderwerk gehalten, ſaß aufrecht in derſelben. Hinter ihm trugen vier Männer einen Sarg, über welchen eine reich mit Gold geſtickte Sammetdecke ausgebreitet war. In der Kirche, wohin man die Leiche bringt, verrichtet dann der Geiſtliche die letzten religiöſen Ceremonien, worauf er ſich entfernt, die Träger aber die Leiche in den Sarg legen und an dem für ſie beſtimmten Ort beiſetzen. Verwandte folgen nicht, vielmehr verlaſſen nach einem Todesfalle die nächſten Familienglieder ſogleich Haus und Stadt, indem ſie die Leiche dem Prieſter überlaſſen.

Der Monte Pellegrino besteht aus grauem Kalk. Das Gestein ist fest und klingend, voller Löcher, Spaltungen und Höhlen. Oben wächst kein Baum, kein Strauch, Alles ist nackt; kaum daß die flachliegenden Theile der rauhen zackigen Felsen etwas Rasen oder Moos haben. In einer Höhle dieser Gebirgsmasse entdeckte man zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die Gebeine der heiligen Rosalie (Tochter eines sittenlosen Beherrschers von Palermo, dessen verwilderten Hof die reine Jungfrau einst floh und spurlos verschwand) und brachte sie nach Palermo. Ihre Gegenwart befreite die Stadt von der damals wüthenden Pest, und Rosalie war seitdem des Volkes Schutzheilige. Man baute ihr Kapellen und stellte ihr zu Ehren glänzende Feierlichkeiten an. Die Andächtigen wallfahrteten fleißig nach dem Berg zur Grotte der heiligen Rosalie. Man erbaute dahin einen Weg, der wie eine Wasserleitung auf Pfeilern und Bogen ruht und im Zickzack zwischen zwei Klippen sich emporwindet. Hat man den Berg erstiegen, so wendet man sich um eine Felsenecke, wo man einer steilen Wand gegenüber steht, an welcher Kirche und Kloster gleichsam festgebaut sind. In der Kirche befindet sich die zum Chor umgewandelte Grotte, ohne daß man ihr etwas von der natürlichen rauhen Gestalt genommen hätte. Tief hinten steht der Hauptaltar inmitten der dunkelen Grotte. Ein Geistlicher wies mich indeß an einen Altar zur Linken, als ein besonderes Heiligthum, und verließ mich. Ich sah durch die Oeffnungen eines großen aus Messing getriebenen Laubwerks Lampen unter dem Altar hervorschimmern, kniete ganz nahe davor und erblickte, durch ein zweites inwendig vorgezogenes Gitterwerk von feinem Messingdraht wie durch einen Flor hindurchschauend, bei dem Schein einiger stillen Lampen eine schöne Frauengestalt. Sie lag in einer Art von Entzückung, die Augen halb geschlossen, den Kopf nachlässig auf die rechte, mit vielen Ringen geschmückte Hand gelegt. Ihr Gewand ist aus vergoldetem Blech getrieben. Kopf und Hände von weißem Marmor sind so natürlich gearbeitet, daß man glaubt, sie müsse Athem holen und sich bewegen. Ein kleiner Engel steht neben ihr und scheint ihr mit einem Lilienstengel Kühlung

zuzuwehen. Nur schwer konnte ich mich von dem reizenden Bilde losreißen.

Es war der zwanzigste December, und dennoch brannte die Sonne heiß. Bienen und Schmetterlinge flogen draußen von Blume zu Blume, und zahlreiche Heerden von Rindern weideten um das einsame Kloster. Auf allen Punkten des Berges, besonders aber bei der am Nordrand von Schiffern erbauten Halle schaut man mit Lust in die Ferne. Doch möchte ich dieser Aussicht noch die vom Belvedere der bei Bagaria gelegenen Villa Valguarnera vorziehen. Man befindet sich daselbst auf dem Sattel eines sich langsam thalab in das Meer erstreckenden Vorgebirges und übersieht zunächst zwei Golfe, den von Palermo und den Busen von Cefalu, welche das Vorgebirge von einander scheidet, dann das unbegrenzte Meer, von wo herauf oft ein hohles dumpfes Brausen zu dem lauschenden Ohre dringt; an der Küste liegen in den Buchten des östlichen Golfes die Städte Salunt, Termini und Cefalu; hinterwärts ziehen sich von Südosten nach Westen die feingeschwungenen Gebirgslinien mit ihren scharfen Zackenstufen und schroffen Wänden; zu den Füßen aber breitet sich die Ebene von Bragaria mit ihren Gartenschlössern in einer Farbenharmonie aus, wie sie ein nordisches Auge nicht zu träumen vermag. Den Grundton bildet ein röthliches Braun der Erde. Dazu stimmt eine ähnliche Färbung der Paläste, Schlösser, Gartenhäuser und Ummauerungen der Villen. An den Pflanzen erscheint durchaus ein Grün, das wir nicht gewohnt sind, bald gelblicher, bald blaulicher, als bei uns. Was aber dem Ganzen die wundersamste Anmuth verlieh, war ein starker, Alles umhüllender Duft mit so merklicher Wirkung, daß die Gegenstände, auch nur einige Schritte hinter einander entfernt, sich entschieden absetzten, wie wenn sie der kunstreichste Maler durch Auftragen durchsichtiger Farbe auseinander gestuft hätte.

Als ich spät abends von Bagaria zurückkehrte, sah ich unterwegs einen großen Theil des Meerbusens von Capo Zafferano bis zur Stadt mit Flammen bedeckt, welche auf dem glatten Spiegel hin und her hüpften. Fischer lockten bei Fackelschein die Bewohner der feuchten Tiefe in ihre Netze. Der Abend

war sehr schön. Kein Lüftchen bewegte die haushohen Rohrpflanzungen, mit denen, so wie mit Cactus, indianischen Feigen, Oleander und Feigenbäumen die Straße eingefaßt ist. Hin und wieder schimmerte zu meiner Linken durch Wein- und Fruchtgärten das Meer. Die Gegend ist einsam und öde, die Dörfer, welche ich passirte, armselig. Außer einigen Eseltreibern bemerkte ich auf dem ganzen Wege nicht den geringsten Verkehr.

Von einem Landsmann ward ich nachher wegen meines so späten Ausbleibens ohne alle Begleitung freundlich ausgescholten. Das sei Verwegenheit, meinte er, die mir hätte übel bekommen können; denn nirgends in Sicilien sei es jetzt so unsicher, als des Abends um Palermo. — Die Polizei erweis't sich behufs Verfolgung der vielen Verbrechen gegen das Eigenthum, der Raubanfälle und gewaltsamen Einbrüche höchst lässig und mag bei der äußerst geringen Besoldung ihrer Beamten nicht selten im Einverständniß mit den Dieben sein. Die Hauptwache dient zugleich als Polizeigefängniß. Aus dem Innern desselben hörte ich einstmals ein jämmerliches Klagegeheul erschallen. Auf meine Frage hieß es ganz unbefangen: „Sie haben Hunger.“ Man rechnet darauf, daß die Verwandten und Angehörigen diesen Eingefangenen zu essen bringen. Wo ein Fenster ist, betteln sie aus dem Gefängniß um ein Stück Brot bei den Vorübergehenden. — Von der Sucht zu prellen, erlebte ich selbst ein Beispiel. Es kamen zu mir drei Matrosen, von denen jeder einen großen Korb trug, gefüllt mit Conchilien, Korallenstämmen, Seeigeln, Polypen und dergleichen Dingen. Sie boten mir diese zum Kauf an und verlangten für Alles fünfzig Scudi, ungefähr hundert und zwanzig rheinische Gulden. Auf Zuflüstern meines Wirthes bot ich drei Scudi und erhielt des folgenden Tags die Sammlung auch wirklich dafür; nur daß ich jedem Matrosen noch einen Scudi Trinkgeld zulegen mußte. — Als Eigenthümlichkeit hiesiger Lebenszustände will ich noch bemerken, daß die Kutscher der Advocaten und Aerzte sich zu gewissen Zeiten bei den Clienten und Patienten ihrer Herrschaft einfinden, um ein sehr bedeutendes Trinkgeld zu erheben. Von dem Ertrage desselben haben sie die Equipage und die Erleuchtung im Hause ihrer Herren zu unterhalten. Ein anderer Zug ist

charakteristisch für orientalisches Wesen, welches sich noch erhalten hat. Aeußert nämlich ein Gast in einem Hause sein Wohlgefallen an irgend einem beweglichen Besitzstücke, so lautet die übliche Höflichkeitsformel der Entgegnung: „Es steht zu Diensten", und nicht selten schickt man solch einen bewunderten Gegenstand dem Besucher am anderen Tage in's Haus.

Die geistige Verarmung ist sehr groß. Eine deutsche Nation kennt man nicht, sondern wir laufen unter der Bezeichnung Engländer oder Franzosen so mit. Dagegen haßt man die Tedeschi d. i. die Oestreicher nicht weniger gründlich, als die Neapolitaner und ihre Regierung. Diese aber weiß klüglich eine erbitterte Eifersucht unter den einzelnen größeren Städten Siciliens zu nähren, wohl wissend, daß Eintracht Macht giebt und eingedenk des Wahlspruches der Tyrannen: „Theile, damit du herrschest." So haßt aus Eifersucht Messina Palermo, Catania Messina, und selbst das kleine Monreale nimmt für sich eine Art Hoheitsrecht über die Hauptstadt der Insel in Anspruch, indem es sich auf seine geschichtlichen Ueberlieferungen stützt. Alle diese Städte aber haben den Bettelstolz herabgekommener Edelleute, welche den Mantel der Größe ihrer Ahnen um die eigenen Lumpen schlagen und sich damit wer weiß wie hervorthun.

---

Der Sicilianer, dem es gleich dem Calabresen durchaus nicht an Geist und Witz fehlt, fühlt das Ueble seiner Lage gar wohl; aber seine moralische Kraft ist unter dem langen schweren Drucke gesunken. Aus seinen Mienen schaut selten ächte Heiterkeit; vielmehr liegt in seinem ganzen Ausdrucke etwas Finsteres, das den Beobachter oft unheimlich ergreift. Am lautesten äußert er sich bei Kirchenfesten und Processionen. Es sind dies so zu sagen die eigentlichen Volksbelustigungen. Ich sah das Madonnafest, welches ich im Folgenden beschreiben will; werde aber nie vergessen, was ein gebildeter Palermitaner mir bemerkte: „Wenn Sie unser Volk bei einem großen Kirchenfeste gesehen, so können Sie sich auch eine Vorstellung machen, wie es sich bei einer Revolution geberde."

Am Abend vor dem Madonnafeſt zogen bereits durch alle Gaſſen Proceſſionen, jede von zwei oder drei Dudelſäcken, einigen Caſtagnetten und einem Feuerwerker begleitet, der alle zwei bis drei Minuten eine Rakete in die Luft ſteigen ließ. Ueberall ſtanden Buden mit Liqueurs und ſüßem Backwerk auf's zierlichſte angefüllt. Die Dudler dudelten, die Caſtagnetten klapperten, die Raketen knallten, die Proceſſionsgänger, commandirt von einem nebenhergehenden Prieſter, ſchrieen ihre Roſenkränze ab, die Liqueurverkäufer ſchrieen ihre Waaren aus. Auf dem Fleiſchmarkt wurde gekocht, gebraten, gebacken, und vor der mit tauſend Kerzen beleuchteten Kirche San Francesco, dem Ziele aller Proceſſionen, ſtanden, von Fackelträgern umringt, die Galawagen der Senatoren, die der Madonna immaculata alljährlich an dieſem Abend zwei tauſend Gulden opfern. So dauerte der Tumult bis tief in die Nacht. — Am andern Morgen war der Caſſaro mit Menſchen vollgepfropft, alle Fenſter und Balcone waren mit Damen beſetzt. Gegen zehn Uhr begann die Proceſſion von der Kirche San Francesco aus nach der Kathedrale. Voraus zieht paarweis die hier ſtets in mannigfaltig bunten Uniformen erſcheinende Jugend, geführt von ihren Lehrern und mit Beſen in der Hand, ſcheinbar die Straße reinigend. Ihr folgen verſchiedene adelige Brüderſchaften, worunter die der Fürſten Grafen und Barone, barfuß, in grauen oder weißen, um den Leib mit ledernem Gürtel zuſammengeſchnallten Ueberhemden, deren mit zwei kleinen runden Guckl̈chern verſehene Kapuzen das ganze Geſicht verhüllen. Neben jedem Vermummten geht ein Bube mit den Händen das von der flackernden Kerze abträufelnde Wachs auffangend und auf dem oft ſehr unreinlichen Kopf den Hut ſeines hohen Gönners tragend. Dann kommt eine Abtheilung Militair und eine Schaar Bedienten, die vor den prächtigen Wagen der mehr oder weniger hohen Staatsbeamten mit Fackeln einhergehn. Nach einer Blechmuſik, die einen gräulichen Marſch ſpielt, ziehen die geiſtlichen Orden auf, und hinter dem Erzbiſchof tragen vier und zwanzig Männer auf einem vergoldeten Altar das ſchwere ſilberne Madonnenbild, mit Edelſteinen reich geſchmückt und von unzähligen Kerzen umflimmert. Von Zeit zu Zeit wird mit einem ſilbernen hoch-

geweiheten Glöcklein ein Zeichen gegeben, worauf man den Altar niederläßt. — Und wie das Glöcklein auch wieder einmal erklang und der Altar niedergelaſſen wurde, erſcholl aus einem Hauſe ein gellendes, Mark und Bein durchſchauerndes Geſchrei. Wildes Gemurmel durchlief den Zug, und auf allen Geſichtern drückte ſich geſpannte Erwartung aus. Vier baumſtarke Männer trugen aus dem Hauſe eine Frau von mittleren Jahren herab. Ihre Kleider waren zerriſſen; ihr rabenſchwarzes Haar hing aufgelöſt auf den entblößten Buſen nieder; ihre dunkeln, weit geöffneten Augen ſprühten Flammen, und dem fürchterlich verzerrten Mund entquoll weißer Schaum. Es war eine Beſeſſene. Je mehr ſie ſich dem Altar näherte, um ſo gräßlicher wurden ihre Geberden, um ſo durchdringender ihr Geſchrei. Endlich hob man ſie in die Höhe, drückte ihre Stirn an das Madonnenbild, läutete mit dem Glöcklein ihr vor den Ohren: und ſiehe da! der Satan wich; ſie wurde ruhig, ließ die Arme ſinken, ſchloß die Augen zu, und die Gerettete wurde unter dem Jubel des Volkes wieder in ihr Haus zurückgebracht. — Der Zug bewegt ſich weiter. Auf die Madonna folgt eine ſtarke militairiſche Bedeckung, hinter dieſer in langen Zügen Volkshaufen, betend, ſingend und »Viva!« ſchreiend. Mächtig lodernde Pechfackeln von zwölf bis funfzehn Fuß Länge, ſo dick, daß ſie ein Mann nicht umarmen kann, und ſo ſchwer, daß die Träger derſelben alle zehn Schritte wechſeln müſſen, beſchließen von halbnackten Burſchen getragen, den Zug. Fällt ab und zu ein brennendes Stück auf die Menge, ſo entſteht ein allgemeines Gelächter. In der Kathedrale angelangt, wird die glanzvolle Madonna auf ein hohes, mitten in der Kirche aufgeſtelltes Gerüſt geſtellt, wo ſie acht Tage lang zur Anbetung ausgeſetzt bleibt und dann unter denſelben Ceremonien wieder nach San Francesco zurückgebracht wird. — Nachdem die Madonna aufgeſtellt iſt, kommen die kleinen Proceſſionen. Drei bis vier ſolcher Züge ſtürmen durch verſchiedene Thüren auf einmal in die Kathedrale, und je näher ſie dem Bilde rücken, deſto kräftiger blaſen die Dudler, deſto ungeſtümer wird mit den Caſtagnetten geklappert, während die vermummten Brüderſchaften ihr Vivat! ſchreien. Vor dem Bilde angelangt, gebietet der commandirende Prieſter Stille.

Alle werfen ſich auf die Knie; er aber betet eine Art von Verſchwörung ab, welche die Knieenden ihm nachſprechen und die jedesmal mit dem Ausruf: „Es lebe die heilige Madonna! Es lebe Jeſus Chriſtus! Es lebe die heilige Dreieinigkeit!“ endigt, wobei der Prieſter wild die Arme auf und nieder ſchlägt, um die Schreienden anzufeuern. Den Schluß von Alledem macht wilder bacchantiſcher Jubel, der über Mitternacht hinaus dauert.

In der Mitte des Sommers wird das Hauptfeſt der Palermitaner, das Feſt der heiligen Roſalie, gefeiert. Zu Ehren dieſer Heiligen ſetzt ſich am untern Ende des Caſſaro, an der Porta felice, ein rieſenmäßiger Triumphwagen in Bewegung. Er hat die Geſtalt eines Bootes und ruht auf niedrigen Rädern. Er iſt etwa funfzig bis ſechzig Fuß lang, verhältnißmäßig breit und prangt in den bunteſten Farben. Auf dieſem Wagen entfaltet ſich das himmliſche Reich. Zuerſt ein Chor Erzengel in übernatürlicher Größe; dann Seraphim und Cherubim in Decorationswolken, in ihren Händen Flöten, Harfen, Blumenguirlanden, Kreuze und Marterwerkzeuge tragend. Schwebende Schaaren von kleinen Engeln folgen zunächſt, und über einem Chore weiblicher Heiligen, getrennt von ihnen durch mehrere Wolkenſchichten, erhebt ſich in ſtrahlendem Goldgewölk die Bildſäule der heiligen Roſalie, weißgekleidet, den blühenden Roſenkranz in den langen Locken, eine Weltkugel mit einem Kreuz in der rechten Hand. Sie ſieht grade in die Fenſter der höchſten, fünfſtöckigen Häuſer. — Vorn auf dem Geſtelle ſtehen zahlreiche Muſikanten von den Regimentern. Einige vierzig verſchiedenfarbige Ochſen ziehen die Maſchine, und es iſt eine Ehre, ſeine Ochſen dazu herzugeben; die Söhne der Beſitzer, in Hirtentracht einherſchreitend, führen die Thiere. So bewegt ſich der Zug, von allem möglichen Pomp begleitet, den Caſſaro entlang bis zu dem Königspalaſt, wo er Halt macht. Während deſſen beginnt man den Caſſaro durch Holzſäulen und Pyramiden, die längs dem Trottoir zu beiden Seiten angebracht und mit transparenten Inſchriften verſehen ſind, zu illuminiren. Hier wandert das Volk umher, bis die Beleuchtung an der Marina fertig iſt. Tauſende von Stühlen werden wie im Theater daſelbſt aufgeſtellt; Tauſende von Menſchen nehmen ſie ein oder wandern in der hellen

Lampenbeleuchtung am Meere hin, bis endlich gegen Mitternacht ein prächtiges Feuerwerk den Tag beschließt. — Mehr als vier und zwanzig Stunden bleibt der Triumphwagen auf dem Schloß. Aber am zweiten Abend des Festes fährt er den illuminirten Cassaro hinab, selbst auf das Hellste erleuchtet, so daß die heilige Rosalie sich in feenhaft verklärtem Glanze dem jubelnden Volke zeigt. — Der dritte Feiertag beginnt, wie auch schon der zweite und die beiden nächstfolgenden mit Pferderennen. Abends nach dem Pferderennen lockt ein fortwährendes Trommeln das Volk zu den Marina-Platz, wo in einer großen Bude Lotto gespielt wird. Der Hauptgewinn, la Rosalia getauft, bringt sechs hundert Ducati ein. Von da geht es wieder nach der Marina, um das Auge an dem zweiten Feuerwerk des Festes zu weiden. Es zeichnet sich dadurch aus, daß ein Theil desselben auf dem Meere abgebrannt wird. Da die Böte der Feuerwerker sich weithin auf den bewegten Wogen verlieren, so ist es von der außerordentlichsten Wirkung, die sprühenden Raketen und flammenden Leuchtkugeln in zahlloser Menge aus der dunkelen Fläche emporsteigen zu sehen. — Am vierten Tage ist es die Beleuchtung der inneren Kathedrale, wodurch die Schaulust gereizt wird. Tausende von fünfarmigen Kronleuchtern hangen dann von dem Gewölbe des majestätischen Bauwerkes herab, und der Lichterglanz strahlt überall funkelnd zurück von den weißen Wänden und den spiegelblanken Granitsäulen. Dazu denke man sich die geschmückteste Versammlung. Auch der König kommt an diesem Tage in den Dom, um die Benediction zu empfangen, die er am letzten Festmorgen in der Eigenschaft eines päpstlichen Nuntius dem Volke wieder ertheilt. Als solcher behält er bei der Function, vor dem Hochaltare stehend, den Hut auf, legt die Hand auf die Evangelien, wird mit Weihrauch begrüßt, wie der Papst, und ertheilt nun den Segen unter dem Kanonendonner der Flotte, der Musik aller Regimenter und dem Glockengeläute der ganzen Stadt. Den Schluß des ganzen Festes macht am fünften Abend die große Procession aller Heiligen, welche Schutzpatrone der Stadt sind. Diese Heiligen werden in thurmartigen, mehr oder weniger großen Tempeln auf eigens dazu eingerichteten Stangen vom Volke

umhergetragen. Darunter befinden sich auch zwei Aerzte, die sich zur Zeit der Pest mit rastlosem Eifer der Marinari annahmen. Diese Leute laufen daher mit ihren Schutzpatronen aufs eiligste durch die Stadt und machen sich müde zur Erinnerung an die rastlose Schnelle und Unermüdlichkeit der beiden braven Männer. Zuletzt kommt noch einmal Santa Rosalia in stolzer ruhiger Haltung, begleitet von sämmtlichen Klöstern, worauf denn das Fest mit knallendem Freudenlärm sich vollends austobt.

---

## Zwölftes Kapitel.

Ein Schiff, welches nach Porto Torres (im Nordwesten der Insel Sardinien) ging, nahm mich an Bord. Die Sonne tauchte klar aus dem Wasserspiegel, als wir Palermo's prächtigen Hafen verließen. Ein frischer Südost begünstigte unsere Fahrt. Am zweiten Morgen hatten wir um zwei Uhr heftigen Sturm, der sich jedoch bei Tagesanbruch legte, und die getrübte Atmosphäre klärte sich wieder auf. Als wir an der Westküste Sardiniens entlang fuhren, ward die See abermals unruhig, und bei der Annäherung an unser Ziel zeigte sie schon nicht mehr Schäfchen, sondern Schafe. Unter solchen Umständen war gegen Abend an das Einlaufen in Porto Torres, das die schwierigste engste Einfahrt hat, nicht mehr zu denken, und wir wählten daher für die Nacht in einer Bucht nahe der Insel Asinara einen sicheren Ankerplatz. Des anderen Morgens liefen wir bei ruhig-heiterem Wetter aus. Am Horizont ließen sich die schneebedeckten Berge von Corsika sehen, und Porto Torres rückte uns immer näher. Bald entdeckten wir ein zerfallenes römisches Haus und eine alte römische Brücke. Dann kamen wir an die Befestigungen des kleinen Hafens und gewannen glücklich die zwischen Felsen schmal hindurch gehende Einfahrt.

Porto Torres, das sonstige Turris der Römer, ist jetzt ein unbedeutender Ort und zieht hauptsächlich seinen Erwerb von den, wiewohl in geringer Anzahl, dort einlaufenden Schiffen. Die uns an's Land fahrenden Bootsleute gaben mit ihren

markigen Gesichtszügen, dem feurigen Auge, dem ungekämmten schwarzwolligen Haar und der kräftigen Gestalt das Bild fast aller Sarden aus den niederen Klassen, die ich nachher gesehn. Statt der Stiefeln trugen sie Schuhe und hoch hinauf eine Stiefelette, darüber eine kurze weite Hose und über diese ein anderes rockartig ausgeweitetes Beinkleid, das bis über das halbe Oberbein geht, ähnlich dem Kilt der Bergschotten. Weiter folgt ein breiter Gurt, eine vorn geschlossene Weste, ein kurzes Oberkleid mit geschlitzten Aermeln, zuletzt ein Mantel, Capotu serenicu genannt, mit großer Kapuze, die bei schlechtem Wetter noch über die phrygischartige Mütze gezogen wird. Das knapp anschließende ärmellose Colettu oder Koller von gegerbtem Leder, das bis an's Knie reicht, vorn ganz geschlossen ist und an den Hüften durch einen Gurt zusammengehalten wird, sah ich erst später bei den Landleuten, eben so den ärmellosen Schäferpelz, wie ihn auch die römischen und neapolitanischen Hirten tragen. Außerdem bemerkte ich mit Wulst und rothem Kopftuch, auf dem ein großer Krug stand, eine Verkäuferin, deren Jacke und Aermel ebenfalls geschlitzt waren und vorn so ausgeschnitten, daß ein ungestärktes Hemde die ganze Fülle des Busens offenbarte.

Dies waren nebst einer alten römischen Säule die ersten Eindrücke, welche ich beim Landen in Sardinien aufnahm. Eine gemiethete Chaise brachte mich einige Meilen weit auf guter Chaussee nach Sassari, der zweiten bedeutenden Stadt der Insel. Auf dieser kleinen Tour bekommt man nun gleich einen ungefähren Begriff von dem Zustande des Landes. Die Felder zeichnen sich im Ganzen durch große Fruchtbarkeit aus. Wo man sie angebaut hat, geben sie, ohne allen Dünger, die reichsten Ernten, und zwar nach einer jährigen Brache, die zur Hütung benutzt wird. Aber vielleicht ist überhaupt kaum ein Viertel des Landes cultivirt; drei Viertel dienen zur Weide für schlechtwollige Schafe, deren Ertrag fast nur in Käse und Milch besteht, nebst Ziegen und Rindern. Auf der ganzen Strecke von beinah zwei deutschen Meilen trafen wir kein einziges Dorf: eine Anzeige der dünnen Bevölkerung. Hin und wieder erschienen auf der Chaussee Männer von der Miliz, theilweise mit

langen Säbeln und Flinten bewaffnet. In einiger Entfernung bemerkte ich Prieſter zu Pferde, manchmal eine Dame hinten auf. Am meiſten ſetzte mich jedoch ein langes gelbes reitendes Weſen in Verwunderung, das nichts mehr und nichts minder als eine Frau war, welche ihren großen gelben Ueberrock gegen den Regen über den Kopf genommen und deren zwei magere nackte Beine von beiden Seiten ihres Pferdes herabhingen. Endlich paſſirten wir in der Nähe von Saſſari große mittelſt Steinmauern befriedigte Olivenpflanzungen, deren Ertrag man von dieſer Gegend aus in ſehr bedeutenden Quantitäten alljährlich verſendet.

Große Gaſthöfe darf man in Sardinien bei dem geringen Verkehr und der allgemeinen Gaſtfreundſchaft nicht erwarten. Nichts deſto weniger erſchrak ich etwas, als der Wagen zu Saſſari in einer dermaßen engen Gaſſe hielt, daß die Fußgänger nur mühſam daneben durchſchlüpften, und ich erfuhr, wir wären vor dem Hotel de France, wo es die beſte Küche gäbe. Da jedoch keine Zimmer daſelbſt leer ſtanden, ſo ging es nach einem anderen dicht vor der Stadt erſt neuerbauten Gaſthof. Hier fand ſich, daß nicht etwa, wie oftmals im Neapolitaniſchen, eine Etage blos Wirthshaus iſt und die übrigen anderweitig vermiethet ſind, ſondern der Flur trennte vielmehr in derſelben Etage zwei Gaſthöfe; denn nach Erſteigung der Treppe las man zur Linken: „Gaſthof zum goldenen Löwen (Albergo al Leone d'Oro),“ zur Rechten: „Gaſthof von Saſſaria (Albergo Sassarese). Ich wählte den letzteren, der übrigens nur zwei Gaſtzimmer beſaß. Indeſſen hatte ich es reinlich, dazu ein paſſabeles Mittagbrot und freundliche Wirthe. Aus meinem Fenſter erblickte ich rechts auch hier ſchöne, mit Thoren und Mauern verſehene Olivengärten, ſo wie die große nach Cagliari (Caljari) führende Chauſſee, ein augenſcheinliches Zeugniß von dem ſeit den letzten Jahrzehnden ſtatt gefundenen Fortſchritt zum Beſſern; links breitete ſich die etwa 20,000 Seelen zählende Stadt aus; mir gegenüber endlich lag ein großes hohes mittelalterliches Gebäude mit eiſernen Gittern vor den Fenſtern, das frühere Inquiſitionsgebäude, jetzt ein Gefängniß für die wegen Verführung und anderer Verſtöße gegen Sitte oder Religion Verurtheilten. — Mein Quar-

tier befand sich am Ende der Hauptstraße, welche etwas breiter als die übrigen angelegt wurde. Hier wohnt nun der Adel des Landes und die höchsten Beamten; doch sind ihre Häuser nur auf die allernothwendigsten Bedürfnisse eingerichtet. Selbst das Stadthaus hat nur kleine niedrige Zimmer, wo man das Bild des heiligen Gavinus, des Schutzpatrons der Insel, erblickt. Das Erdgeschoß sämmtlicher Stadt-Wohnungen, guter sowohl, als schlechter, enthält eigentlich nur Thüren und keine Fenster; letztere kann man zählen. Die Reicheren nehmen die oberen Etagen ein, unten sind außer der Hausthüre gewöhnlich Kaufläden. Die ärmere Klasse bewohnt meist einstöckige Häuser, und in den hauptsächlich für diese angelegten neuen Straßen bietet oft eine ganze Reihe derselben, sämmtlich unter einem Dache, ein höchst dürftiges kasernenartiges Ansehn dar. Bei aller Armuth begegnete ich nur wenigen Bettlern, und man sagte mir, daß es in dieser Gegend viel kleine Eigenthümer gäbe, die, wenn auch nicht wohlhabend, doch nicht zu betteln brauchten; so wären in dem nicht weit entfernten Ozieri und dessen Umgegend bei der letzten Zählung auf eine Bevölkerung von neun tausend Seelen nur fünf und zwanzig Arme gekommen. — Die freundlichen Promenaden von Sassari sind mit Springbrunnen geziert, unter denen die Fontaine Rosello vor dem Thore Macello glänzt. Ein Hauptspaziergang geht Abends nach dem Franziskaner-Kloster, wo man unter hohen Bäumen sich einer hübschen Aussicht erfreut. Unter den Gärten besuchte ich den des Cavaliere Manca, wo ich bei sorgfältiger Cultur auf Höhen und Tiefen einen Reichthum der Vegetation entwickelt sah, der wiederum bewies, welche unglaubliche Productionskraft in diesem Boden steckt, und wie Sardinien von neuem werden könnte, was es einst war, sobald es gelänge, die gräßlichen, in den meisten Ebenen herrschenden Fieber, Intemperie genannt, zu verbannen, wodurch die Einheimischen der Arbeit für sechs Monate fast entfremdet, die Auswärtigen aber ohne die größte Vorsicht mit dem Tode bedroht werden. — Gern hätte ich noch einen Ausflug nach Alghieri, einem befestigten Hafen an der Westküste gemacht, um eine dort hart an der See gelegene berühmte Tropfsteinhöhle, voll der wunderbarsten Bildungen,

zu sehen; doch hinderte das fortwährend stürmische Wetter den Zugang.

Auf der erwähnten Chaussee von Cagliari fuhr ich mit der Diligence weiter in's Innere des Landes. Der Kutscher führte vom Bocke aus drei neben einander gespannte Pferde; auf einem vierten, welches voran trabte, saß ein besonderer Reiter. Die Pferde gehörten der sardinischen großen, wahrscheinlich aus Spanien stammenden, Race an. Eine zweite Race, Achettoni oder Quartagli wegen ihrer Kleinheit genannt, stammt wahrscheinlich aus Arabien. Davon giebt es noch eine Abart, Achetti genannt. Sämmtliche drei Racen sind eben so kräftig und ausdauernd, als gutmüthig und treu gegen ihre Herrn. Die großen ähneln im Aeußern den andalusischen Pferden und werden hier zum Paßgange abgerichtet, vielleicht aus Artigkeit gegen die vielen reitenden Damen, welche so, hinter dem Reiter aufsitzend, ohne viel gerüttelt zu werden, bequem weiter kommen. Die Achetti gleichen beinah großen Hunden oder kleinen Litthauern, bringen aber ihren Wagen doch nicht weniger schnell, als ihre stärker gebauten Verwandten, vorwärts. — Nachdem wir wohl eine Stunde zwischen den reichsten Olivengärten gefahren, führte uns die Chaussee in eine Gegend voll gethürmter Felsen, welche in der Ferne alten Festungen glichen. Dann näherten wir uns Olivenwäldern mit Weinreben untermischt und trafen in einem engen Thale eine Getreidemühle, welche von einem Flüßchen, wie fast alles fließende Wasser auf der Insel wohl nur zu nennen ist, getrieben wurde. Bald kamen wir an schöne bewachsene Berge und an zwei kleine, zum Theil wohlhabende Oerter, Oranjari zur Linken, Florimos zur Rechten. Der Abend rückte heran; Nachtigallen schlugen um uns herum, und erst bei völliger Finsterniß erreichten wir den kleinen Ort Farralla, wo man die Pferde wechselte. Hier sollte ich einen neuen Beweis fortschreitender Cultur in Sardinien bemerken. Ich hatte von Sassari an Lebensunterhalt weiter nichts mitgenommen, als eine Flasche Wein. Mein Mitreisender, ein fremder Geschäftsmann, führte dagegen, wie man ihm gerathen hatte, einen großen Korb voll der besten Fleischspeisen, Kuchen und Wein bei sich. Ich lobte seine Vorsicht, war jedoch sehr überrascht, als ich in dem

kleinen Wirthszimmer zu Farralla den Tisch auf ganz europäische Weise mit silbernen Löffeln und Gabeln gedeckt fand, dazu ein ganz leidliches Essen. Des andern Tags wurden wir verschiedentlich noch besser bewirthet. Um zehn Uhr fuhren wir bei Mondlicht weiter und waren beim ersten Morgenschein an einen Theil der vormaligen römischen Straße angekommen, die man hin und wieder zur neuen Chaussee benutzt hat. Von hier an bis nahe an Cagliari verschwindet oft ganz der südliche Charakter des Landes; denn nur von Zeit zu Zeit erblickt man Cactushecken oder einen Palmbaum; dagegen sieht man Getreidefelder, Wiesen, Heerden von Rindern, Schafen und Ziegen, aus deren Haaren man schlechte Zeuge fertigt. Selbst die Häuser sind nicht mehr von Erde und Stroh, sondern aus Luftsteinen (Lehmbatzen) gebaut. Zwischen Commer und Paulo Latino befanden wir uns in der Gegend, wo die meisten der über ganz Sardinien zerstreuten sogenannten Nurhags, vielleicht drei tausend an der Zahl, angetroffen werden. Bei einem der bedeutendsten ließen wir den Wagen halten und stiegen aus. In hohem Gras und zwischen Strauchwerk aller Art suchten wir uns einen Weg zu bahnen und kletterten zuletzt einen Hügel hinan, wie dergleichen den Nurhags immer zur Unterlage dienen.

Die Nurhags sind große runde Thürme, von den ungeheuersten gehauenen Steinen zusammengesetzt, welche ohne irgend ein Bindemittel in regelmäßigen Vierecken so genau über einander gelegt sind, daß niemals ein Stein vor dem andern hervorsteht. Der Kegel des Thurms ist oben stets abgeschnitten und niemals spitz zugehend. In der Mauer bemerkt man hie und da eine Art kleiner Fenster. Unten am Boden zeigt sich als Thür eine Oeffnung, in welche man aber gewöhnlich hineinkriechen muß, da nur wenige Menschenhöhe haben. Der von uns erstiegene Nurhag hatte einen Schluß durch flache Steine, und seitwärts ging eine Treppe in das Innere hinunter. Durch die niedrige Thür, welche stets durch einen einzigen, besonders breiten Stein geschlossen wird, mußten wir auf dem Bauche in den Bau hineinkriechen. Nachdem wir den Eingang passirt, konnten wir gleich aufrecht stehen und befanden uns, wie das gewöhnlich der Fall, zuerst in einem schmalen Gang, von dem die

erwähnte Treppe nach oben ging und welche bei dem Vorhandensein eines zweiten Stockwerkes auch in dasselbe führt. In unserem Nurhag gelangten wir von dem Gange aus durch eine zweite Thür zu dem unteren Zimmer. Dies war völlig finster, und wir konnten nichts darin entdecken als sehr kleine Nischen. Von diesen gehen, sobald kein Gang vorhanden ist, durch die Mauer gebrochene Oeffnungen in's Freie. — Man leitet das Wort Nurhag aus dem Phönizischen, Karthagischen, her. Darnach bedeutet Nur Feuer, und es wäre also ein Feuertempel, ein Ort zur Aufbewahrung des heiligen Feuers, wie man ähnliche dem Feuerdienste gewidmete Thürme in Indien und Irland*) angetroffen hat. Auch mögen sie zu Begräbnißstätten hervorragender Männer gedient haben, da man in den Nischen mehrmals Leichen fand mit Idolen dabei. —

Zu Mittag speis'ten wir in dem unbedeutenden Paulo Latino, und um fünf Uhr fuhren wir über drei Brücken in Oristano ein, Sitz eines Erzbischofs und dritte Stadt der Insel mit beiläufig sechs tausend Bewohnern. Hier sahen wir wieder einmal Palmen und Cactushecken. Hier lernte ich auch den lieblich mundenden feurigen Weißwein Varnaccio kennen. Außer diesem lassen der Malvasier von Pirri und Quartu, dicht bei Cagliari, namentlich aber der Giro, ein röthlicher starker Süßwein, nichts zu wünschen übrig. — In Ural nahmen wir um zehn Uhr ein gutes, durch den trefflichsten Varnaccio angefeuchtetes Abendbrot ein, wechselten noch einmal während der Nacht die Pferde, und sahen uns nach Sonnenaufgang im Capidano, dem fruchtbarsten, aber wenigstens in dieser Gegend meist unbebauten Theile der Insel. Zur Linken zogen sich in der Ferne fortwährend hohe Berge hin. Allmählig wurde der Boden unebener, und so langten wir endlich bei dem Thore von Cagliari an. Es ging in den unteren, meist aus niedrigen Häusern bestehenden Stadttheil hinein. Dann zeigte sich ein großer bebauter Felsberg, und nicht ohne einige Anstrengung kletterte ich durch die engen Gassen bis zu dem mir bezeichneten Gasthof hinauf.

Cagliari, das wahrscheinlich von den Karthagern ge-

*) Vergl. darüber unsere Weltkunde Band III. S. 456 u. folg.

gründete alte Caralis und jetzt eine Stadt von 27,000 Seelen, hat zum Mittelpunkte seiner Lage den erwähnten Felsberg mit dem königlichen Schlosse und anderen größeren Gebäuden. Dieser Stadttheil heißt das Kastell. Ringsumher liegen in der Tiefe drei Stadtviertel, jedes gleich dem Kastell mit seinem eigenen Thor, nämlich: Stampece, das bedeutendste, von reicheren Bürgern und Handwerkern bewohnte Quartier, in dessen Hauptstraße St. Michele zur Carnevalszeit Pferderennen gehalten werden, wo es darauf ankommt, daß gleichzeitig vier Reiter zum Ziele gelangen; ferner: La Marina, der Hafenort, vornehmlich Schauplatz der Handelsgeschäfte; endlich Villa Nuova, vom Meere aus nach der reichen Ebene von Cagliari sich erstreckend, enthält meist kleine Häuser, aber die angenehmsten Spaziergänge, darunter eine erst neuerlich angelegte große Promenade. Das von dem königlichen Statthalter oder Vicekönig bewohnte Schloß liegt auf der äußersten Spitze des Felsens, und das Auge schweift von da über eine eben so liebliche, als großartige Landschaft. Man sieht dicht unten am Fuß des Abhanges den kleinen Schloßgarten voll grüner Plätze, Sträucher und Früchte aller Art, dann die Stadt mit ihren Baumparthien, rechts das unendliche Meer mit einer Bucht, welche das Kap Carbonara einschließt, von dem aus hohe Berge in's Innere gehen und den Horizont begrenzen. Von diesen Bergen ab bis links weg dehnt sich die fruchtbarste Fläche aus mit den Ortschaften Pirri, Paolo Pirri, Quartu und so vielen anderen, welche durch Saatfelder, Fruchtbäume und Weinstöcke von einander geschieden werden. Das Schloß wird von vier und zwanzig rothuniformirten Hellebardieren bewacht und hat im Innern hübsch eingerichtete Gemächer mit seidenen Tapeten. Der daselbst residirende Vicekönig befehligt die gesammte Land- und Seemacht, steht an der Spitze der Civil- und Justizverwaltung und hat das Recht der Begnadigung. Alljährlich werden die Gefängnisse zweimal geöffnet, und dann darf jeder Gefangene seine Bitten und Klagen dem Vicekönig in öffentlicher Audienz vortragen. Die Dauer seiner Regierung erstreckt sich jedoch in der Regel nur auf drei Jahr; selten wird diese Zeit verlängert. Auch nimmt seine Gemahlin keinen Antheil an den ihm verliehenen

Ehrenbezeugungen. Daher sind die meisten Vicekönige entweder unverheirathet, oder sie lassen ihre Frauen auf dem Festland zurück. Als berathend stehen den Vicekönigen zur Seite die Repräsentanten der Geistlichkeit, des Adels und der Städte. Die Adligen sind frei von allen persönlichen Leistungen, dürfen in Criminalfällen nur von ihres Gleichen gerichtet und blos enthauptet, aber nicht gehängt werden. In allen übrigen Fällen kommt der Urtheilsspruch über sie lediglich dem Vicekönige zu und keinem der Landesgerichte. Nächst dem geistlichen Stande ist derjenige der Rechtsgelehrten am meisten gesucht. Die Kirchen bilden hier noch immer das Asyl für Verbrecher jeder Gattung. So erzählte mir Jemand, daß vor kurzem die Gensdarmen einen Trupp Räuber angebracht und daß letztere durch eine kühne Wendung plötzlich in eine offene Kirche gesprungen, worauf dann Geistliche an der Thür erschienen wären und die Diener der Gerechtigkeit von der weiteren Verfolgung der schlimmen Gesellen zurückgeschreckt hätten. — Unter den Kirchen verdient nur die Kathedrale einen Besuch. Man sieht darin eine Masse von Mosaiken und einige Gemälde, die von großen Meistern herrühren sollen; das Vorzüglichste bleibt jedoch der silberne Altar mit seinen silbernen Riesenleuchtern und den großen silbernen Monstranzen. Im Gebäude der Universität befindet sich das Museum, welches außer einer bedeutenden Sammlung von sardinischen Vögeln und Fischen eine Menge merkwürdiger Götzenbilder von Bronze, wahrscheinlich aus phönizisch-karthagischer Zeit her, enthält. Die Unterrichtsanstalten, wo man junge Leute bis zum Abgange zu den beiden Universitäten in Cagliari und Sassari vorbereitet, stehen unter der Aufsicht der Jesuiten. Für den allerersten Unterricht hat man in Städten und Dörfern sogenannte Normalschulen eingerichtet, wo man lesen, schreiben, rechnen, den Katechismus und selbst die nöthigsten Grundsätze des Ackerbaues lehrt. — Um Hebung der Bodencultur hat die Regierung sich während der jüngst verflossenen Decennien anerkennungswerthe Verdienste erworben. Früher waren nämlich die Klöster und die Lehnsherren alleinige Grundbesitzer; die übrigen Bewohner standen niemals in dem Verhältniß der Leibeigenschaft und waren entweder Landpächter oder, wie die über-

wiegende Mehrzahl, Hirten. Seit 1835 wurde nun durch eine Reihe von Verordnungen das Eigenthumsrecht der Belehnten und die Dienstleistungen der Landbauern festgestellt, die Frohndienste abgeschafft und für sämmtlichen, bisher wenig einträglichen Grund und Boden, welcher etwa der Krone überlassen wurde, eine Rente gezahlt. Das auf diese Weise gewonnene Land wird von der Regierung in Parcellen verkauft, und der neue Eigenthümer trägt nun die darauf ruhenden Lasten, wozu auch der zur Unterhaltung der Geistlichkeit dienende Zehnten gehört, oder derselbe wird auch, je nach den Verhältnissen, von allen Lasten befreit.

Zu der letzteren Art von Besitzthum zählt der Wirthschaftshof zu San Luri, wohin ich einen Ausflug machte. Das drei bis vier Meilen von Cagliari entfernt gelegene Etablissement wurde von einer Compagnie französischer Schweizer begründet und umfaßt zwei ausgetrocknete Sümpfe von mehreren tausend Morgen Landes. Die Unternehmer hatten mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, da sich bei dem Ziehen von Ableitungsgräben und bei dem Bloslegen der Ackerfläche alle jene giftigen Ausdünstungen entwickelten, welche die verderblichen Fieber erzeugen. Vielen fremden Arbeitern brachten sie den Tod, und man bediente sich in Folge der gemachten traurigen Erfahrungen nur der Sarden, welche sich durch Gehorsam, Fleiß und treue Sorgfalt auszeichnen. Man sieht gegenwärtig dort die üppigsten Weizenfelder, und der ganze nach den besten neueren Grundsätzen eingerichtete Wirthschaftsbetrieb kann als Musterbild für alle ackerbauenden Insulaner von unberechenbarem Nutzen sein. Denn gar viele mit rohen Zuständen verknüpfte Vorurtheile sind hier noch hinwegzuräumen. Das Getreide wird im Freien durch Ochsen gedroschen, dann durch den stets eintretenden Abendwind gereinigt, und so nach den Städten versandt. Die Ochsen sind, wenn auch klein, so doch äußerst kräftig und lebendig. Ich habe sie manchmal vor den Wagen munter gleich Pferden hertraben gesehn, und in einigen Gegenden gebraucht man sie als Lastthiere. Das Rindvieh läuft heerdenweis auf den Feldern umher. Von Butter weiß man beinah nichts, und auch von Kalbfleisch ist keine Rede, weil man es für irreligiös und grausam

hält, das Kalb von der Kuh wegzunehmen und zu entwöhnen. Weniger mitleidig beweis't man sich dagegen mit den Schweinen; denn nichts ist auf den sardinischen Tischen gewöhnlicher, als Spanferkel von oft nur fünf bis sechs Tagen. Einen vortrefflichen Geschmack hat besonders dasjenige Schwein, welches sich Jahr aus Jahr ein im Freien aufhält, im Sommer von Wurzeln und Kräutern lebt, im Herbst aber die großen Eichenwälder aufsucht und sich daselbst mit seinen wilden Brüdern vermischt. In den Gebirgen lebt noch das wilde Schaf (Muflon). Außerdem giebt es in Menge Hirsche und eben so Vögel aller Art. Dagegen fehlen Wölfe, Eidechsen, Maulwürfe, giftige Schlangen, Kröten und was es sonst noch an schädlichen Thieren giebt. Der Biß des Scorpions ist unschädlich, und Mückenschwärme hausen nur in den Moräſten. Die Heuschrecke richtet von Zeit zu Zeit große Verheerungen an, und das einzige widrige Thier, dessen scharfen Biß man aller Orten empfinden muß, ist der Floh. Unter den Hausthieren steht der Esel oben an. Er bringt das Wasser, woran namentlich Cagliari Mangel hat, von früh bis spät in die Städte, und da, wo es keine Wassermühlen giebt, mahlt er für die Familie das Getreide, weshalb er mit dem Titel Molenti, d. i. Müller, beehrt wird. Unbeschäftigt genießt er die Gesellschaft seiner Stammgenossen, welche in großen Heerden frei umherschweifen und durch den Schall eines Hornes zusammengerufen werden. Der Molenti gehört nothwendig zur Aussteuer einer Braut, und bringt man diese Aussteuer in die Wohnung der Neuvermählten, so beschließt jener allemal, schön aufgeputzt, den Zug. Im Alterthum durfte als Bild ehelicher Treue auch bei keiner Hochzeit der Thunfisch fehlen, dessen Fang hauptsächlich in Sardinien und Sicilien betrieben wird und woran, wie bei einem Volksfest, Tausende aus allen Ständen Theil nehmen.

Der Thunfisch, in Sicilien Tonno genannt, gehört zur Gattung der Makrelen. Er wird gewöhnlich zwei Fuß lang und an sieben Pfund schwer, kann aber eine Länge von zehn bis achtzehn Fuß und ein Gewicht von mehreren hundert Pfunden erreichen. Man spricht sogar von Ungeheuern, welche bis tausend Pfund gewogen haben, und ältere Schriftsteller erwähnen

ihn daher oft unter den Wallfischen. Jedenfalls ist er der größte Fisch, den man um seines Fleisches willen fängt. Das Fleisch sieht fast wie Rindfleisch aus, wird durch Kochen blaß und schmeckt wie Salm. Man genießt ihn frisch und bringt ihn eingesalzen in den Handel. Fängt der Fisch an zu faulen, so verursacht er Entzündung des Schlundes, heftige Magenschmerzen und Durchfall, reichlich genossen selbst den Tod. Seine Gestalt ist ziemlich spindelförmig, die Farben oben stahlblau, unterhalb silberglänzend. Man fängt ihn mit Angeln an starken Schnüren, vornehmlich aber mit großen, eigens dazu eingerichteten Netzen, welche in Sicilien Tonnari heißen. Solche in verschiedene Zimmer abgetheilten Netze werden mittelst Anker und Bleigewichte auf dem Meergrund zwischen Felsen aufgespannt, wo die Fische hindurch müssen. Diese halten sich in der Tiefe der Salzfluth auf und kommen zur Laichzeit, während der Monate Mai und Juni, in ungeheuren Schaaren an die Küste, wo ihnen die Netze gestellt werden. Ihren ein Dreieck bildenden, mit starkem Geräusch verbundenen Zügen gehen gewöhnlich Sardellen als Vorboten voran, und an der Spitze eines jeden Geschwaders schwimmt ein großer starker Fisch, dem die andern als dem Anführer instinktmäßig folgen. Delphine jagen hinterher und treiben sie den Fischern zu. Haben sich die Thune in gehöriger Anzahl gesammelt und sind sie nun in die letzte Abtheilung der Netze, die sogenannte Todtenkammer, gekommen, so werden sie von den Fischern, die da in Booten auf sie warten, mit Speeren, Harpunen und Wurfspießen getödtet. Das Springen und Schlagen der getroffenen Thune, das weithin von Blut geröthete schäumende Meerwasser, das Geschrei und der Jubel der Fischer ist es, was dem Fange seinen Reiz verleiht und Tausende von Zuschauern herbeilockt und belustigt.

Einen anderen Erwerbszweig bildet die Gewinnung des Seesalzes. Das Verfahren dabei ist hier und in Sicilien sehr einfach. In das flache Ufer werden mehrere breite, anderthalb bis zwei Fuß tiefe Gräben gemacht. Dahinein leitet man das Salzwasser und schließt es durch einen Damm vom Meere ab. In der Sonnengluth verdunstet nun das Wasser, und das Salz bleibt auf dem Boden der Gräben als schmutzig weiße Kruste

zurück. Dieſe wird darauf zu großen zuckerhutförmigen Haufen zuſammengeſchaufelt, um ſie hernach von fremdartigen Beimiſchungen zu reinigen. Dieſe Haufen, da ſie in großer Anzahl ſich erheben, bieten aus der Ferne einen ſeltſamen Anblick dar, wenn die Sonnenſtrahlen in den Kryſtallflächen des Salzes vielfältig ſich brechen. — Noch iſt der Pinne Marine oder Steckmuſchel zu erwähnen, welche der induſtriellen Thätigkeit der Sarden dient. Dieſe wohl eine Elle lange Muſchel hat nämlich außerhalb eine Art Seidenwolle von brauner, olivengrüner, in's Goldgelb fallender unnachahmlich glänzender Farbe. Die oft zehn Zoll langen Haarbüſchel, welche man mit Erfolg auch gegen Kopfweh und Flüſſe in die Ohren ſtopft, werden äußerſt ſorgfältig durch mehrmaliges Waſchen mit Seifenwaſſer und lauterem Waſſer von allen Unreinigkeiten geſäubert, alsdann auf einem feinen Kammbrette von Drath gehechelt, endlich auf kleinen Spindeln geſponnen. Man nimmt dreifache Fäden, dreht ſie und ſtrickt oder webt daraus Handſchuhe, Strümpfe, Shawls, auch ganze Kleider. Der Vortheil bei dieſem Zeug, Guacara genannt, iſt, daß man nicht erſt, wie bei der Seide, koſtbare Färbereien bedarf. — Im Uebrigen weiß man in Sardinien wenig von Fabriken und Manufacturen. Man fertigt wollene Fußdecken und ſchlechte Tuche. Eine Seiden- und Maroquinfabrik giebt es in Saſſari, eine Baumwollenfabrik in Cagliari. Einige Färbereien werden mittelſt der Myrtenblätter betrieben. — Die Gebirge enthalten vielerlei mineralogiſche Schätze: die ſchönſten Granite, Schiefer, Marmor, Trachyte, Baſalte. Von Gold weiß man nichts, dagegen findet man in Menge Blei, auch Silberblei und reines Silber.

Die ganze Militairmacht Sardiniens, Infanterie, Cavallerie, Artillerie, ſelbſt die Hellebardiere und Invaliden mit eingerechnet, überſteigt kaum 3300 Mann. Dagegen beſteht eine Miliz von nahe an 10,000 Mann, wovon drei Fünftel Infanterie, zwei Fünftel Cavallerie. Mitglied derſelben zu ſein, iſt Ehrenſache; denn ſie erhält keinen Sold, ſie kleidet ſich ſelbſt und macht ſich auch beritten. Ihre Waffen ſind die bereits erwähnten langen Gewehre und großen Säbel; wegen ihrer kleinen Pferde erinnern die Cavalleriſten unwillkürlich an die

Kosacken. Diese stets wachsame Miliz bewirkt, daß man in Sardinien mit der größten Sicherheit reis't; denn sie läßt keine Räubereien zu, und nur aus dem Gefühl der Rache, namentlich der Blutrache, entspringen hier, wie in Corsika, häufige Mordanfälle und Erdolchungen.

Um Etwas von den Tänzen und Aufzügen der Landleute an Festtagen zu sehen, fuhr ich in Gesellschaft nach Pirri. Wir stiegen bei dem dortigen Geistlichen ab, und auf unsere Bitte erschien vor unseren musternden Blicken eine der jüngeren Bäurinnen des Ortes in ihrem Sonntagskleide von dem prächtigsten mit Gold und Silber durchwirkten Seidenstoff, einem steifen Rock, einer Jacke darüber mit weiten spitzen Aermeln bis zum Ellenbogen, von wo an das Hemd hervorguckt, über dem Kopf einen schönen Schleier, goldene Ketten und goldene Ringe in Menge um Hals und Finger. Mit ihr zugleich kam ein Musiker mit seiner Launedda. Diese besteht aus drei Schilfröhren. Die mittlere längste bildet den Baß, die beiden anderen mit je vier Oeffnungen versehenen Röhren die übrigen Töne. An allen drei Röhren ist nur oben eine Klappe; auch werden alle drei mit dem Mundstücke bis über die Klappe weg in den Mund gesteckt, und so mittelst der Finger von beiden Händen wie eine Clarinette gespielt. Um die Brust bei stundenlangem Spielen nicht zu sehr anzugreifen, haben sich die Musiker darin eine ganz eigene Geschicklichkeit erworben, daß sie die Luft aus der Nase herunter ziehen, ähnlich dem Tabaksraucher, welcher den in den Mund eingehenden Rauch durch die Nase auszulassen versteht. Der Musiker stellt sich bei festlichen Gelegenheiten in die Mitte, während Burschen und Mädchen ihn tanzend umringen, indem sie sich die Hand reichen, wobei nur der anerkannte Geliebte das Recht hat, seine Finger durch diejenigen des Mädchens zu stecken, die übrigen Burschen dürfen die Hand eines Mädchens nur leise berühren, wenn sie nicht die leidenschaftlichsten Auftritte der Eifersucht hervorrufen wollen. Die Pas, welche gemacht werden, sind sehr zierlich, und so bleibt es den ganzen Abend ohne Ausschweifungen; denn der Sarde betrinkt sich nie, weshalb auch seine Fröhlichkeit niemals in Ausgelassenheit ausartet. — Als eigenthümlicher Sitte sei noch

erwähnt, daß ein junger Mensch, der ein zärtliches Verhältniß mit einem Mädchen angeknüpft, ohne hinreichende Mittel zur Führung eines Hausstandes zu besitzen, von den Eltern nicht die Erlaubniß erhält, ihr Haus zu besuchen, wohl aber ist es ihm vergönnt, des Abends unter ihrem Balcon zu stehen, sie anzusehen, und gehört der Balcon zur unteren Etage, auch mit ihr zu sprechen. So sah ich denn eines Abends bei einbrechender Dunkelheit ein junges Mädchen auf einem Balcon, der nur so hoch von der Erde war, daß der Geliebte beinah mit dem Kopfe von der Gasse aus hinanreichte, lang ausgestreckt liegen und mit demselben durch das eiserne Balcongitter gewiß der süßesten Unterhaltung pflegen.

---

Nachdem längere Zeit starker Wind mit Regenschauern fortgedauert, klärte sich das Wetter endlich etwas auf, und ich benutzte die Abfahrt eines Dampfers, um wieder nach Italien überzuschiffen. An Bord war Alles von Menschen überfüllt. Bei Anbruch des Tages verließen wir den Hafen und die Bucht von Cagliari, welche eine der größten und sichersten ist, die es geben kann. Am Himmel standen zwei zum Kampfe gegen einander gerüstete Gewitter. Aber es schien, wie oft nach langjährigen bürgerlichen Unruhen, als wenn die Parteien des Kampfes müde wären; denn allgemach verzogen sich beide Gewitter, und das Meer, das, gleich einem Menschen, der sich sehr geärgert, noch immer kochte, beruhigte sich ebenfalls mit der Zeit. Wir fuhren anfangs an Sardiniens Ostküste entlang. Diese bietet eine große Abwechselung von Flächen und Felsen dar, hat überdies die schönsten Buchten. Nur in der Nähe von Serpentera und anderen kleinen Inseln findet sich eine gefährliche Passage. In einer Bucht erblickten wir die felsenartig in die Höhe steigende Stadt Posada, und nicht weit davon einen Flecken, wo im letzten Sommer von funfzehn Soldaten dreizehn dem Fieber erlagen. Dann kam das Cap Cavallo, späterhin die Insel Tavolara, größtentheils ein unfruchtbarer gelber Fleck Landes von sonderbaren Formen, so daß man in der Ferne die wunderlichsten Gestalten zu sehen glaubt. Ein natürlicher Felsen-

bogen, der dem Auge einen weiten Durchblick verſtattet, nimmt ſich höchſt maleriſch aus. Ein Ziegenhirt bewohnt allein mit Frau und Kind dieſe Inſel und wird allgemein der König von Tavolara genannt; auch zahlt er keine Abgaben und erklärte einſt dem Könige Karl Albert, daß er eben ſo gut König von Tavolara, als Seine Majeſtät König von Sardinien ſei.

Von Tavolara aus wandten wir uns oſtwärts, um nach Civita-Vecchia zu gelangen. Als wir uns in der Nacht auf offener See befanden, wurden wir von einem äußerſt heftigen Sturm überfallen. Die Verwirrung in der Cajüte war bald allgemein. Jeder, zumal die Damen, ſuchten einen Zufluchtsort, um daſelbſt dem wild entfeſſelten Elemente Trotz bieten zu können. Es ging dabei nicht ganz friedlich her. Manche Coje war doppelt beſetzt oder wurde von einem Andern in Anſpruch genommen. Man demonſtrirte, zankte, entſchuldigte ſich; dazwiſchen gab es Töne, die, ſobald ſie ſich hören ließen, allen Streit ſchlichteten und den Meiſten kalten Schweiß auf die Stirne trieben. Jeder ſuchte dann mit der einen Hand nach ſeinem Taſchentuch, während er ſich mit der anderen gegen die Wand ſtemmte, um nicht auch noch zu Boden geworfen zu werden, wo bereits Mehrere mit blaugrauen Lippen, ſprudelndem Munde und gebrochenen Augen lagen. — Nicht ohne einige Stöße und rückgängige Bewegungen rettete ich mich aus dieſem Chaos und erreichte taumelnd das Deck. Hier war es freilich auch nicht gut ſein, aber doch immer noch zehnmal beſſer, als unten im ſtöhnenden Bauche des ſchwarzen Koloſſes. Ein großartiger Anblick empfing mich. Als ſchwarzblaue, von Sternen durchblitzte Kuppel ſenkte ſich der Himmel auf Erde und Meer. Als goldener Nachen glitt der Mond durch den Aether und ſpiegelte ſich in tauſend gebrochenen Lichtern auf den brauſenden Wogen, die ſich mit weißen wehenden Mähnen, gleich ergrimmten Löwen der Wüſte, brüllend dem Schiff entgegenwarfen. Bald drohten breite ſchwarze Abgründe uns zu verſchlingen, bald tauchten wieder rollende weißgipfelige Berge aus der Tiefe auf, und dazu ſchleuderte die Macht des Windes ununterbrochen Schauer leuchtender Spritzfluthen über Deck und Schornſtein. Rund um das Fahrzeug, am Bug und unter den Schaufelrädern, ſtrudelte

ein goldblauer Feuerschein, die gethürmten berstenden Wasser warfen nah und fern funkelnde Kränze und Guirlanden in die Luft, und ließen in die schwarzblauen Thäler des Meeres diamantene Bäche rieseln und Cascaden stürzen. Oft leuchteten einzelne Parthien inmitten des wilden Aufruhrs still wie ein von den Fluthen getragenes hellblaues Schild, dann verschwand plötzlich der Glanz wieder, und in der Riesengestalt eines nachtschwarzen Unthieres mit silbernen Flossen schwankte die gespenstische Woge an dem Fahrzeug vorüber. Mich fesselte und beschäftigte dieser ewige Wechsel, dessen großartige Pracht ich vergeblich zu schildern versuche, so ganz, daß ich keine Spur von Unbehagen empfand. Im Schutz eines Wagens, den Mantel fest um mich geschlagen, stand ich Stunden lang, mein trunkenes Auge an dem schillernden sturmdurchwühlten Mittelmeere weidend. — Mit der Sonne des folgenden Morgens ließ das Unwetter nach, und bald zeigte sich ganz fern am Horizont eine Häusermasse, welche mir als das ersehnte Civita-Vecchia bezeichnet wurde. Je mehr wir uns dem Lande näherten, desto weniger heftig wurde die Bewegung der See. Eine bleiche Gestalt nach der andern tauchte auf aus der Unterwelt und erstarkte in der frischen belebenden Luft. Das Wort „Land" wirkte mit Zauberkraft. Selbst die Hinfälligsten thaten sich Gewalt an, verließen die dumpfigen Cojen und begrüßten mit Freuden den Hafen von Civita-Vecchia.

---

## Dreizehntes Kapitel.

Im Alterthum führte Civita-Vecchia den Namen Centumcellae. Trajan legte hier einen Hafen an, den im Mittelalter die seeräuberischen Saracenen zerstörten. Gegenwärtig ist dieser geräumige, tiefe, von einem starken Fort vertheidigte und durch einen gewaltigen Molo gegen Meeresungestüm geschützte Hafen der wichtigste im Kirchenstaat. Die Stadt macht keinen freundlichen Eindruck. Sie liegt in öder kahler Gegend an der Grenze der römischen Campagna, deren giftige Dünste bis an die See-

küſte bringen und Civita-Vecchia in den Ruf einer ungeſunden Stadt gebracht haben. Hier befindet ſich der Hauptbagno des päpſtlichen Gebietes, und man ſieht früh und ſpät lange Züge von Galeerenſclaven ihre klirrenden Ketten über das Pflaſter der Straße ſchleppen. Sie werden zu öffentlichen Arbeiten am Hafen, an den Straßen in und um die Stadt benutzt, arbeiten aber auch als Schmiede, Maurer und Zimmerleute unter Aufſicht von Wachen. Es lebte damals in dieſem Bagno einer der größten Straßenräuber. Der Mann zeigte ſich uns und erzählte lächelnd, daß er mit eigener Hand mehr als dreißig ſchuldloſe Menſchen umgebracht. Seine frechen Räubereien brachten ihm ungemein große Schätze ein, welche er vorſichtiger Weiſe in der Einſamkeit unwegſamer Gebirge vergrub. Da er kein Hehl daraus machte, ſo kam die Kunde davon zu Ohren der Regierung. Man bot dem blutbeſudelten Verbrecher die Freiheit an, wenn er ſeine vergrabenen Schätze ausliefern wolle. Der Galeerenſclave dankte jedoch verbindlichſt, indem er darauf rechnen mochte, daß ihm noch einmal durch einen glücklichen Zufall die Stunde der Freiheit ſchlagen könnte, um dann in den Beſitz ſeiner zuſammengeraubten Güter zu kommen.

Nachdem ich mich mit den päpſtlichen Zollbeamten abgefunden, begab ich mich nebſt einem meiner Reiſegefährten des Paſſes wegen zur Vermeidung unnützer Ausgaben perſönlich nach der Polizei. Auf dieſem Gange hat man ſich zu hüten, Stock oder Regenſchirm mitzunehmen. Niemand darf nämlich zufolge eines ſeltſamen Geſetzes mit dieſen gefahrloſen Waffen verſehen den Hof des Polizeigebäudes in Civita-Vecchia betreten. Da wir keinen Ort ſahen, wo wir unſer Eigenthum bergen konnten und wir fürchten mußten, daß Vorübergehende daſſelbe nicht unberührt laſſen möchten, ſo wandten wir uns an die päpſtliche Schildwache und rührten auch glücklich das menſchenfreundliche Gemüth des Kriegers. Er ſpazierte darauf mit meinem Stock und dem Schirm meines Begleiters, ſich auf beide ſtützend, zu unſerm großen Ergötzen vor dem Thor der Polizei ſo lange auf und ab, bis wir zurückkehrten und ſeinen Heldenmuth nach Gebühr belohnten. — Nachher gab es wegen des Fuhrwerkes einen ſcharfen Handel, bis wir endlich über den

Preis einig wurden, für den uns die Gesellschaft der Messagerien, deren Hauptbureau in Rom ist, dahin schaffen sollte, und am anderen Morgen früh nach neun Uhr rollten wir, unserer Zwölf, zum Thore hinaus. Sechs magere Gäule zogen den schwerbepackten Wagen und wurden durch unermüdliches Schreien der Postillone und erbarmungslose Peitschenhiebe in Galopp erhalten.

Der sieben und vierzig Miglien betragende schlecht chaussirte Weg bis Rom gehört zu den trostlosesten, die man befahren kann. Anfangs gewährt die Aussicht auf's Meer, dessen öde Küste mit einer Reihe halbverfallener Wachtthürme besetzt ist, einige Abwechselung. Auch zeigen sich hin und wieder Trümmer alter Römerbauten: geborstene Brückenbogen, zusammengestürzte Pfeiler, mit breiten Steinen gepflasterte Strecken, als Ueberbleibsel der Via Aurelia. Hinter Palo geht's in die Campagna hinein. Kahle, mit Ginster oder verkrüppeltem Buchsbaum spärlich bewachsene Hügel, auf denen Ziegen und Schafheerden weiden; in den Niederungen an Bächen und sumpfigen Stellen rauschende Rohrwälder; da und dort eine von schlechtem Zaun umgebene Tenuta (Vorwerk) oder ein einsam gelegenes Casale (dazu gehöriges Haus); dazwischen vereinzelte Strohschober, lodernde Feldfeuer, ein paar dürre Pinien und verkrüppelte Korkeichen: so sieht die nächste Umgebung von Rom auf dieser Seite mehrere Stunden weit aus.

---

Von dem italienischen Volksleben, von den Tänzen und Costümen, welche Künstler uns malen, bekommt der Fremdling, dem nur ein kurzer Aufenthalt in Rom vergönnt wurde, wenig oder gar nichts zu sehen, wenn er nicht die Octoberfeste oder das Carneval mit durchmacht. Die Zeit der Weinlese lockt alljährlich die Lebenslustigen aller Klassen vor die Thore der Stadt. Vornehmlich an den Donnerstagen und Sonntagen des Octobers und dann wieder hauptsächlich in der letzten Hälfte dieses Monats strömt schon am frühen Morgen zahlreiches Volk nach allen Richtungen zu den Hügeln, in die Weinberge, Villen, Osterien, außerhalb der Mauern. Am größten wird

der Zudrang jedoch des Nachmittags. Da sieht man Wagen, die offenen Omnibus gleichen, voll Männer oder Frauen des Volkes singend und das Tamburin schlagend durch die Straßen fahren. Die Geschlechter sind immer geschieden, und die Frauen herrschen vor, größtentheils Trasteverinerinnen aus dem Stadttheil jenseit der Tiber (Tevere). Sie tragen bei diesen Fahrten einen farbigen Rock, einen kleinen knappen, vorn weitgeöffneten schwarzsammetnen Spencer, kleine spitze Männerhüte von schwarzem Filz, mit bunten Bändern und großen Sträußen geschmückt, Hals und Ohren mit reichem Goldgeschmeide behangen. Die erhobene Linke schwingt das Tamburin, dessen Schellenklang die rechte Hand hervorruft, während die Flammenaugen blitzend umherschauen und die rothbrennenden Lippen sich öffnen zum hellen Gesang. Von den Wagen der Männer tönen oft zwischen den Liedern Mandolinen- und Flötenklänge durch. So geht's unter Lachen und Lärmen, an der Engelsburg und Sanct Peter vorüber, hinaus vor die Porta Angelica. Von hier ab zieht sich durch grüne von der gelben Tiber durchschlängelte Wiesen eine breite Baumallee, wo sich Osterie an Osterie reiht. In diesen kann man oft nur schwer einen Platz finden, und weithin ist alles mit Wagen und Fußgängern übersäet. Frühstück und Mittagsessen, Vesperbrot und Nachtmahl, Mitgebrachtes oder Vorgefundenes wird in fröhlicher Gemeinschaft unter freiem Himmel verzehrt. Ueberall erklingt das Tamburin, eine Guitarre oder Zither zum Saltarello. Die Tänzer bewegen sich mit einer von Minute zu Minute gesteigerten Lebhaftigkeit, bis dies oder jenes Paar erschöpft zurücktritt, um frischen Tänzern Platz zu machen. Dazwischen sitzen Familien beim Wein. Maccaroni, Orangen, gesalzene Oliven werden feil geboten. Man erquickt sich in den Gärten unter dem Schatten einer Rebenlaube, man sitzt auf dem Rande eines Brunnens, steigt auf Stühle und Bänke, um etwa irgend ein schönes Mädchen mit einem schlanken Burschen tanzen zu sehen. In wildem leidenschaftlichen Feuer wogt der Saltarello. Bald stemmen die Tänzer nach raschem Händezusammenschlag die Arme in die Hüften; bald schweben sie, nach einer Seite geneigt, die Hände in der Luft, mit den Fingern schnalzend und mit Castagnetten knatternd, im Kreise umher,

wenden ſich, klatſchen ſpringend in die Hände, fliehen ſich. Von namenloſem Verlangen werden ſie jetzt zu einander hingetrieben; aber unſichtbare Gewalten halten ſie von der Vereinigung zurück. Die Augen, die Arme ſuchen ſich; wie Seufzer halberſtickter Sehnſuchtsqual fliegen die Blicke hin und wieder; das Mädchen nähert ſich bang und zagend, ſchon ſtreckt der Jüngling die Hand aus, ſie zu erhaſchen, noch ein Schritt: da klingt dumpf das Tamburin mit ſeinen ſchrillenden Schellen; die Tänzerin fliegt empor, eine neue Wendung, und ſie iſt dem Bewerber ferner als je. Alles lacht, man ruft Brava! und wieder beginnt das wilde ſüße Spiel, welches ſich, fern von allen eingeſchulten Touren, durchaus nach den Eingebungen des Augenblickes richtet. Dabei herrſcht überall Geſittung und feiner Anſtand. Man ſieht die zierlichſten und zugleich ſchnellſten Pas, die reizendſten Stellungen, die Linien-Beſchreibung der ſchönſten ellipſenartig ſich ſchwingenden Rundfiguren. — Vor der Porta del Popolo iſt das Ziel der Freude vor Allem die Villa Borgheſe, deren weitausgedehnte Parkanlagen mit ihren Weideplätzen und Fruchtgärten, mit ihren Höhen und Niederungen, ihren üppigen Wieſenplänen, ihren breiten Fahrwegen und Schattengängen der reichbelaubten Steineichen, des dunkelen Lorbeers und der breitwipfligen Pinien, mit ihren Weihern und Teichen, ſprudelnden Waſſern und anmuthigen Sommerhäuſern nebſt den bedeutenden Kunſtſchätzen des Muſeums nach jahrhundertlangem Herkommen dem Publicum ſtets aufs freiſinnigſte geöffnet werden. Den Anfang der von der fürſtlichen Familie veranſtalteten Volksbeluſtigungen macht in den Nachmittagsſtunden der Octobertage gewöhnlich eine Art von Carrouſſel. Die in verſchiedene Trachten gekleideten Reiter ſchießen im Vorbeijagen nach den aufgeſtellten Zielen, die zugleich oftmals noch irgend eine Ueberraſchung enthalten. Aus einem getroffenen Blumentopfe, der zerplatzt, fliegen erſchrocken ein paar weiße Täubchen hervor; der rieſige Wanſt eines Polcinell verbirgt einen mit Gas gefüllten großen Karpfen, der hoch über die Pinien emporſpringt; Raketen und Leuchtkugeln blitzen aus Türkenköpfen hervor, und bei jedem getroffenen Ziele begrüßen Freudenrufe der Menge und Fanfaren der Muſikchöre das glückliche Ereigniß. Darauf folgen Kletter-

bäume mit Preisen aller Art, mit Würsten und seidenen Tüchern. Da blicken viele Augen gar lüstern hin, bis endlich die Stunde schlägt, wo er der Plünderung preis gegeben wird. Das Mißlingen so manches vergeblich wiederholten Versuches, an dem glatten Mast hinaufzuklimmen, und das endliche Gelingen der geschickteren Wagehälse, welche trotz aller Hindernisse die Höhe erreichen, erregt immer neuen Jubel. Den Beschluß machen gewöhnlich Wettkämpfe zu Wagen oder ein Luftballon nebst Feuerwerk.

Hinreichenden Ersatz für die Octoberfeste, denen ich nicht beiwohnen konnte, bot mir das Carneval*). Wie dort der Herbst mit seiner Traubenfülle gefeiert wird, so hier der Frühling mit seinen Erstlingsgaben, den Blüthen und Blumen, die auch in der Menschenbrust die schwellenden Empfindungen neu erwachender Lust und Freude zum Ausbruch kommen lassen, so daß man einmal froh ist, gleich den Kindern. Denn der Gegensatz der trüben und heiteren Jahreszeit tritt in Italien oft nicht weniger stark hervor, als dies bei uns Nordländern der Fall ist. Wenn der Winter es recht ernst meint, dann weiß er auch in diese Gegenden den Weg zu finden und greift zuweilen selbst noch in die Faschingslust recht störend ein. In einem der letzten Jahre hatte es anfangs starke Regengüsse gegeben, die, immer heftiger und anhaltender niederströmend, den Schnee des Apennin schmelzten und, begleitet von Scirroccostürmen, den von seinem Ausflusse in's Meer zurückgedrängten Tiberstrom zu einer

*) Der Name Carneval (in Süddeutschland Fasching genannt) bezeichnet das gewöhnlich vom heiligen Dreikönigstag bis zum Aschermittwoch dauernde Fest, welches also der Fastenzeit vorhergeht, wo man sich der Fleischspeisen enthält oder dem Fleische Lebewohl sagt (caro, vale!). Man kann das Wort jedoch eben so gut und einfacher erklären als „Fleisches-Wohlleben" (festum, quo „carnis vale" celebratur, das Fest, wo man des Fleisches Wohlleben feiert) Man wollte sich nämlich zur Schadloshaltung für die nachfolgende Zeit des Ernstes und der Enthaltsamkeit vorher erst noch recht gütlich thun und der heitersten Lust fröhnen, indem man sich vermummte, Scherze, Possen und Muthwillen aller Art trieb. Der Ursprung dieser ausgelassenen Ergötzlichkeiten ist in den heidnischen Saturnalien zu suchen, welche zum Andenken an die harmlosen Kindheitszustände der Menschheit gefeiert wurden.

ſolchen Höhe anſchwellten, daß er weithin die Thäler und Ebenen in einen unermeßlichen See verwandelte, aus welchem die Häuſer der Wieſen- und Feldbewohner und die Wipfel der Bäume inſelartig hervorragten. Durch das Umſetzen des Südwindes in einen ſcharfen Nord kehrte der Fluß dann in ſein Bett zurück; aber Schneefall und Froſt traten an die Stelle der Ueberſchwemmung, ſo daß die Gefilde des Südens den ungewohnten Anblick einer weißen Decke gewährten. Der eben vergangene Winter hatte ſich dagegen durch Milde ausgezeichnet und das angenehmſte Wetter begünſtigte das diesjährige römiſche Carneval, welches am vierzehnten Februar, als dem Tage des heiligen Valentin, begann und Dienſtag den vierundzwanzigſten deſſelben Monats endete. Die dazwiſchen liegenden beiden Sonntage, ſo wie der Freitag unterbrachen die Feſtluſt und gaben ſehr erwünſchte Ruhepunkte, deren es für Menſchen von minder ſtarken Nerven, als die Römer ſie haben, allerdings bedarf, um den Drang und das Gewoge der jauchzenden Erregtheit auszuhalten.

Der Schauplatz des Carnevals iſt der Corſo (der Lauf oder die Bahn). Er führt, wie mehrere lange Straßen italieniſcher Städte, den Namen von dem Wettrennen der Pferde, womit zu Rom jeder Carnevalsabend ſchließt und womit an anderen Orten andere Feierlichkeiten, als das Feſt eines Schutzpatrons oder ein Kirchweihfeſt, beendigt werden. Dieſe ſchnurgrade Straße iſt ungefähr viertehalb tauſend Schritte lang und von hohen, meiſtentheils prächtigen Gebäuden eingefaßt. Die Breite wird durch die an beiden Seiten ſechs bis acht Fuß wegnehmenden Pflaſtererhöhungen für die Fußgänger verengt, ſo daß in der Mitte für die Wagen meiſtentheils nur zwölf bis vierzehn Schritte Raum übrig bleibt und ſich alſo höchſtens drei Fuhrwerke neben einander bewegen können. Der Obelisk auf der Piazza del Popolo iſt die unterſte Grenze, der venetianiſche Palaſt die obere Grenze dieſer Straße im Carneval, welches eigentlich nur als Gipfel der gewöhnlichen ſonn- und feſttägigen Corſo-Fahrten zu betrachten iſt. Es ſteht demnach nicht als etwas in ſeiner Art Einziges da, ſondern ſchließt ſich vielmehr ganz natürlich an die römiſche Lebensweiſe an. — Schon ſeit dem Beginn des neuen Jahres thut ſich der Carnevals-

Humor in einzelnen Erscheinungen kund. Man sieht hie und da in den Logen der geöffneten Schauspielhäuser eine Schöne, welche als Officier ihre Epauletten mit größter Selbstzufriedenheit zeigt. Die Spazierfahrt im Corso wird zahlreicher; doch die allgemeine Erwartung ist auf die letzten acht bis zehn Tage vor Aschermittwoch gerichtet. Mancherlei Vorbereitungen verkündigen dem Volke diese paradiesischen Stunden. Der Corso wird nun sorgfältiger gereinigt und das treffliche, aus kleinen viereckig zugehauenen Basaltstücken zusammengesetzte Pflaster wird ausgebessert. Die für das Wettrennen bestimmten Pferde, meistentheils klein und wegen Herkunft der besten unter ihnen Barberi genannt, werden mit einer weißlinnenen Decke, welche an Kopf, Hals und Leib genau anschließt und auf den Nähten mit bunten Bändern besetzt ist, vor dem Obelisk an die Stelle gebracht, wo sie in der Folge auslaufen sollen. Man gewöhnt das Thier, den Kopf gegen den Corso gerichtet, eine Zeit lang still zu stehen, führt es alsdann sachte die Straße hin, und giebt ihm oben am venetianischen Palast ein wenig Hafer, damit es ein Interesse empfinde, seine Bahn desto geschwinder zu durchlaufen. Da eine solche Pferde-Promenade immer von einer Anzahl lustig schreiender Knaben begleitet wird, so giebt es schon einen Vorschmack von dem bald nachfolgenden größeren Lärm und Jubel. Der Preis für die Sieger im Wettrennen, Pallium genannt, besteht aus einem etwa drittehalb Ellen langen und nicht ganz eine Elle breiten Stück Gold- oder Silberstoff, das an einer bunten Stange wie eine Flagge befestigt schwebt und an dessen unterem Ende das Bild einiger rennenden Pferde quer eingewirkt ist. Dergleichen Fahnen hat man so viele, als Tage das Carneval dauert, und sie werden in dieser Zeit allesammt von einem mit Trompetern begleiteten Trupp Reiter durch die Stadt herumgetragen, wo diese dann in die Häuser der Vornehmen hineinreiten und nach geblasenem Trompeterstückchen ein Trinkgeld empfangen. Inzwischen fängt auch der Corso an, seine Gestalt zu verändern. Vor dem Obelisk wird mit vielen Sitzreihen über einander ein Gerüst aufgeschlagen, welches gerade in den Corso hineinsieht. Vor dem Gerüst werden die Schranken errichtet, wohin die Pferde zum Ablaufen gebracht werden

ſollen. Eben ſo ſteigen an beiden Seiten des Platzes und vor manchen Häuſern des Corſo Gerüſte empor; auch werden die Plätze von San Carlo und der Antoniniſchen Säule durch Schranken von der Straße abgeſondert, und Alles bezeichnet genugſam, daß die ganze Feſtlichkeit ſich in dem langen und ſchmalen Corſo einſchränken ſolle und werde. Zuletzt wird die Straße in der Mitte mit Puzzolanerde beſtreut, damit die wettrennenden Pferde auf dem glatten Pflaſter nicht ſo leicht ausgleiten mögen. — So findet die Erwartung ſich jeden Tag genährt und beſchäftigt, bis endlich die große Glocke vom Capitol bald nach Mittag das Zeichen giebt, es ſei erlaubt, unter freiem Himmel thöricht zu ſein. In dieſem Augenblick legt der ſonſt ſo ernſt-feierliche ſtolze Römer, der ſich das ganze Jahr ſorgfältig vor jedem Fehltritt hütet, ſeinen Ernſt und ſeine Bedächtigkeit auf einmal ab. Die Pflaſterer packen ihr Werkzeug auf und machen der Arbeit ſcherzend ein Ende. Alle Balcone, alle Fenſter werden mit Teppichen behängt; auf den Pflaſtererhöhungen zu beiden Seiten der Straße werden Stühle herausgeſetzt; die geringeren Hausbewohner, alle Kinder ſind auf der Straße, die nun aufhört, eine Straße zu ſein; ſie gleicht vielmehr einem großen Feſtſaal, einer ungeheuren ausgeſchmückten Gallerie. Denn wie alle Fenſter mit Teppichen behängt ſind, ſo ſtehen auch alle Gerüſte mit alten gewirkten Tapeten beſchlagen; die vielen Stühle vermehren die Vorſtellung von Zimmern, und der Himmel erinnert ſelten, daß man ohne Dach ſei. So erſcheint die Straße nach und nach immer wohnbarer. Indem man aus dem Hauſe tritt, glaubt man nicht im Freien unter Fremden, ſondern in einem Saale unter Bekannten zu ſein. Beide Geſchlechter erlauben ſich in dieſen Tagen der Frühlingsfeſtfreude durch Blumen- und Zeichenſprache aller Art laut und öffentlich vor aller Welt kund zu thun, was jedes beim Anblick der Schönheit und Grazie am andern empfindet. Und hierbei verſchwinden alle Unterſchiede zwiſchen Bekannten oder Unbekannten, Hoch oder Gering. Der Eminente von der Lungara und die Principeſſa oder Ducheſſa vom Corſo, die ſtolzen römiſchen Bürger und die herzugeſtrömten Provinzialen: alles ſteht jetzt auf gleichem Boden, fühlt ſich frei in demſelben Elemente

reiner Menschlichkeit, wo Neigung und Wohlwollen vorherrschen, während ihre Widersacherinnen Abneigung und Haß nur als harmlose Neckerei mit den unschuldigen Confettiwaffen (nicht blos Zuckerwerk, sondern auch Gypskügelchen, welche Zuckerkörnern ähneln, werden Confetti genannt) auftreten dürfen. Das Ganze aber ist durchaus nichts Gemachtes, vorher sorgfältig Einstudirtes, sondern ein vom Volksgeist improvisirtes Schauspiel, das sich in tausend verschiedenen Gestalten immer neu erzeugt und fortbildet. —

Mit wahrem Entzücken begrüßte Alles den blauen, sonnig goldenen Himmel, unter dessen Baldachin der allgeliebte Herrscher Carneval diesmal an einem Sonnabend seinen Einzug in seine allergetreueste Hauptstadt halten sollte. Es mochte des Nachmittags gegen drei Uhr sein, als ich in Begleitung einiger Freunde auf dem Platz vor dem Palast Venetia in den Corso eintrat. Schon war derselbe ungewöhnlich mit Menschen angefüllt. In den Erdgeschossen ließen die offen stehenden Läden lange mit Blumenguirlanden und immergrünen Pflanzen tapezirte Gänge entdecken; Baugerüste waren in prächtige Tempel umgewandelt; von allen Balconen und Fenstern der hohen Häuser und Paläste strahlte die Pracht der bunten Teppiche hernieder, grün, blau, roth, weiß und goldig schimmernd; überall aus Fenstern, von Dachrändern und Häusergiebeln flatterten Flaggen und Tücher in den grellsten und feurigsten Farben herab. Dieser Farbenschmuck versetzt gleich in die rechte Feststimmung, bei welcher Einem das Herz im Leibe lacht. Allmählig füllen sich die Fensteröffnungen, deren Glasthüren alle ausgehoben sind, und die Balcone mit geputzten Mädchen und Frauen. Die Fremden eilen, ihre lange vorher theuer gemietheten Plätze einzunehmen. Wer sich aber irgend rüstig genug fühlt, der benutzt, wie ich, den Balcon nur als Zufluchtsort zum Ausruhen, wenn ihn das Schwimmen unten im Menschenstrom zu sehr ermüdet hat. Denn die rechte Hauptlust kann man doch hier, wie überall, nur dadurch genießen, daß man sich zum thätigen Theilnehmer und Mitspieler bei dem wechselvollen Faschingsdrama macht.

Jetzt bewegt sich der Zug des Senators von Rom in gold- und farbenstrahlenden Staatskarossen langsam den Corso hinauf

und hinab. Während der erst genannte, damals der Fürst Corsini, in den Corso einfährt und so die heiterste Weltlust eröffnet, begiebt sich seine Gemahlin, die junge schöne Fürstin Torlonia, an der Spitze der frommen Schwesterschaft des Kolosseums, deren Haupt sie ist, im unscheinbaren Bußgewande nach dem einsamen Raume dieser zum Tempel geweiheten größten Ruine der Heidenwelt, um mit frommen Gebeten die Verzeihung des Himmels für die weltliche Festlust des christlichen Roms zu erflehen. Wenn durch solche Veranstaltungen dem Religiösen zu genügen versucht wird, so vergißt auf der anderen Seite auch der Staat nicht, Vorkehrungen zu treffen, um jede Wiederholung ähnlicher Scenen unmöglich zu machen, wie sie das Carneval von 1831 mit sich brachte, wo das Militair unter die jungen Feuerköpfe schießen mußte, welche mit Stilet und Pistole in Harlekinsmasken die Pariser Julirevolution am Carnevalsfest aufzuführen gedachten. Wegen der jüngsten blutigen Bewegungen waren die Besorgnisse ohnehin auf den höchsten Grad gesteigert, und man befürchtete sogar, daß die Regierung das Carneval diesmal ganz verbieten würde. Dahin kam's nun freilich nicht. Allein es waren zahlreichere Truppenmassen als sonst versammelt und ganz imposante Streitkräfte auf dem Colonna-Platz entfaltet. Das Geschmetter ihrer Musikbanden tönt lustig durch den Corso herauf. Man sieht bärtige Sappeurs, vor Allen aber die Reitergeschwader der Dragoner und Carabinieri. Die päpstlichen Garden und die vorausgehenden Bedienten warnen und machen dem Zuge des Senators Platz. Dieser nimmt für den Augenblick die ganze Breite ein, die kurz vorher noch den Fußgängern übrig blieb. Sie drängen sich, so gut sie können, zur Seite; doch wie das Wasser, wenn ein Schiff durchfährt, sich einen Augenblick trennt und hinter dem Steuerruder gleich wieder zusammenstürzt, so strömen auch die Menschenmassen hinter dem Zuge gleich wieder in Eins zusammen.

Ecco fiori! ecco fiori! (Hier sind Blumen!) ist nun der Ruf, der uns im ganzen Corso überall umtönt. Es ist, als wenn Fürst Carneval alle Frühlingsblumen der Welt nach Rom gezaubert hätte. An allen Straßenecken des Corso haben die

Verkäufer ihre bunten duftſpendenden Vorräthe aufgeſtellt. Der ganze ſpaniſche Platz und die Via Condotti wimmeln von Frauen und Mädchen, Burſchen und Knaben, welche uns ihre Blumenkörbe mit den Worten: „Hier ſind Blumen, Herr, Blumen, Blumen! Friſche Blumen! O was für ſchöne Blumen!“ entgegenhalten. Hunderttauſende von Blumenſträußen, von den gering geachteten Zierden des Feldes, den Primeln und Maasliebchen an, bis zu den koſtbaren dunkelpurpurrothen oder ſchneeweißen Camelien und den jungen Frühlingsroſen hinauf, werden in kleineren und größeren Körben umhergetragen. Am beliebteſten ſind jedoch mit Recht die ſüßduftenden Veilchen. Die Menge derſelben iſt in der That ungeheuer. Man begreift überhaupt kaum, wo dieſe unendlichen Maſſen der lieblichen Sonnenkindlein eigentlich herkommen. Aber man muß bedenken, daß in dieſen Tagen die Landleute der ganzen Umgegend alles ſchöne Unkraut ihrer Weingärten, alle Blumen und Blüthen aus den wieſigen Thalgründen und welligen Hügeln der Campagna, von den Ufern der Flüßchen und Bäche, abſonderlich auch die ſämmtliche Flora der vielen Ruinen, obenan den wohlriechenden Goldlack des Koloſſeums und der Titusthermen, wenngleich nicht in Gold, doch in gute römiſche Münzen verwandeln. Auch wir haben bald einen Vorrath von Veilchenſträußchen eingekauft, und das Café Belle arti im Corſo hat unſere Taſchen mit ſüßen Confetti's aller Art gefüllt.

Die Wagenreihen ſind bereits in den Corſo eingerückt und fahren, ganz nahe den Gerüſten und Stühlen, die eine von der Porta del Popolo langſam aufwärts dem venetianiſchen Palaſte zu, die andere von dort zurück durch das immer ſtärker anſchwellende Menſchengewühl. Manche Pferde ſind reich mit ſchön geſtickten Decken herausgeputzt; andere vom Kopf bis zum Schweif mit flatternden Bändern bedeckt. Die Fußgänger ſind in eine Breite von höchſtens acht Fuß zwiſchen den beiden Reihen eingeſchloſſen. Jeder drängt ſich hin- und herwärts ſo gut er kann. Trotz des ewigen Warnungsrufes der Kutſcher: »si guardi! si guardi!« kommt man doch hundertmal in Gefahr, von Pferdehufen zertreten, von Rädern geſtreift zu werden, oder gar einen noch gefährlicheren Deichſelſtoß zu erhalten, nament-

lich an dem ersten Tage, wo man wie halb trunken umherschwankt und das Auge noch nicht gewöhnt hat, auf die überall her drohende Gefahr zu achten. Freunde und Bekannte begegnen und begrüßen sich, Sträuße und Confetti wechselnd, und werden im Nu durch die unaufhaltsam fluthende dichte Menge von einander getrennt. Von allen Fenstern und Balconen sieht wieder eine gedrängte Menge auf das Gedränge herunter. Nun gilt es, Bekanntschaften anzuknüpfen unter den Hunderten und Tausenden schöner Frauen und Mädchen, welche, strahlend in anmuthigster Holdseligkeit von oben auf das Getümmel niederschauen. — Nachdem wir uns durch ein paarmal Auf- und Abwandern über die ausgezeichnetsten Fenster und Balcone orientirt haben, beginnen die Vorbereitungen zu den kleinen Herzensspielen und Abenteuern, welche dem römischen Carneval einen so unglaublichen Reiz gewähren. Zuerst sucht man durch mehrmaliges Wiederkehren und Zuwerfen angenehmer Sächelchen die Aufmerksamkeit zu erregen, und seine Erscheinung, man sei maskirt oder nicht, zu einer bekannten zu machen. Man beginnt mit dem Zuwerfen geringerer Sträußchen, die meist sofort mit Antworten gleicher Art dankend erwiedert werden. Nur einzelne stolze Schönheiten nehmen von solchen Aufmerksamkeiten keine Notiz. Bald aber steigert man dieselben. Dem Buchsbaum, den Myrten, blühenden Lorbeern, Maasliebchen und Anemonen folgen die allbeliebten Veilchen in mehr oder minder kostbaren Sträußchen. Kleine Kästchen mit Zuckerkörnchen, gebrannte Mandeln, Bonbons und Aehnliches fliegt gleichfalls auf und nieder. Gemachte Blumen, kleine zierliche Stickereien und allerhand puppenhafter Scherzkram muß demselben Zwecke dienen. Allerlei kleine Zuschriften, gereimt und ungereimt, geschrieben und gedruckt, fördern das freie fröhliche Entgegenkommen, und ehe man sich's versieht, wird man so bekannt und vertraut, als hätte man schon Monate mit einander verkehrt. Dies alles geschieht, ohne daß außer einigen Dankesworten (grazia Signor! mille grazie!), die nur zu oft vom Tosen des Jubels umher verschlungen werden, irgend Etwas gesprochen wird. Augen und Mienen reichen zumal bei niedrigeren Fenstern oder Balconen, vollkommen aus, die Blumensprache zu vervollständigen.

Immer gedrängter füllt sich der Corso, und die Wagenreihen, oft gänzlich stockend, bewegen sich nur mühsam in dem vollströmenden Gewoge vorwärts. Wie müde Schwimmer dem Lande zustreben, suchen wir endlich den ruhigen Ankerplatz unsers Balcons zu gewinnen, dessen Mitgenuß uns für die ganze Dauer des Carnevals gesichert ist. — Oben angelangt, überrascht mich die Neuheit des Anblick. Der Balcon gewährt die vollständige Uebersicht links zum Obelisken des Platzes del Popolo, rechts bis dahin, wo sich der Corso jenseits des Colonna-Platzes dem venetianischen Palaste zustreckt. Nun denke man sich diese ungeheure Festhalle, deren Gewölbe der sonnige Frühlingshimmel und deren Seitenwände die teppichgeschmückten hochragenden Paläste bilden, durchwogt und durchjauchzt von dem buntesten Gewimmel; alle Balcone und Fenster bis zu den höchsten Dachkammern mit fröhlichen Menschen Kopf an Kopf gefüllt, unten aber Tausende der lustigsten Masken, gemischt mit einfachen Domino's oder gewöhnlich gekleideten Wallern, Griechen, mit niedlichen, schief auf einem Ohr sitzenden Mützen, Türken, mit reich verzierten Turbanen stolz einherschreitend, ernsthafte Mamelucken, um den Roßschweif geschaart, Mohren, mit scharlachrothen Jacken, männliche und weibliche Pulcinellen, mit Schweinsblasen an ihren Stöcken um sich schlagend, rothe gehörnte Teufelchen, Doctoren, Advocaten und Quacksalber in altmodiger Tressentracht, mit Puderzopf und Haarbeutel, riesige Klistierspritzen schwingend und fußlange Uhrschlüssel an den zolldicken Uhrketten: das Alles rennt und springt, windet und drängt sich unter Scherzen und Späßen neckend durch einander. Sehr oft haben unter den Masken die Geschlechter die Rollen gewechselt, manchmal mit solchem Geschick, das man das wahre nur schwer erräth. —

Je weiter das Carneval vorrückt desto mannigfaltiger entwickelt sich das Maskenleben. Rom und das Gebirge sind reich genug, um durch die Tracht der verschiedenen Stände und Provinzen fertige, gern benutzte Masken zu liefern. So sieht man denn das getreue Conterfei des Kärrners von Genzano und Velletri, des Maulthiertreibers vom Gebirg, des Hirten der Campagna; auch der römische Minente selbst in der weiten blauen,

am Knie engen Hose, die Sammetjacke nachlässig über die Schulter geworfen, kann hier seinen Doppelgänger finden. An römischen Räubern und Banditenhauptleuten in der bekannten malerischen Tracht fehlt es ebenfalls nicht. Aber statt aller streng verpönten wirklichen Waffen ziehen sie durch die Straßen mit hölzernen Stiletten und Pistolen in den seidenen Schärpen, im Arm die lange Holzflinte, mit welcher sie Blumensträuße abschießen. Verboten sind nur alle Masken geistlicher und Ordenstrachten. — Unter den Masken der ersten Tage zeichnete sich ein Wagen in Form eines Schiffes aus. Die Schiffsmannschaft, in der kleidsamen Tracht der französischen Marine, der Schiffscapitain mit dem großen Sprachrohre an ihrer Spitze, wechselte mit allen vorüberfahrenden Wagen die vollen Ladungen ihrer Breitseiten. Es waren die Pensionaire der französischen Akademie auf der Villa Medici. In den Prachtequipagen der vornehmen Welt sieht man hie und da die verschiedensten Costüme römischer Gegenden von den schönen Frauen römischer Großen dargestellt. Ernsthafte Personen, welche unmaskirt im Wagen sitzen, erlauben doch ihren Kutschern und Bedienten sich zu verkleiden. Da sieht man denn Kutscher mit großen doppelten Gesichtern: das eine starrt auf die Pferde, das andere schielt mit wunderbaren Augen in den Wagen. Die meisten Kutscher wählen jedoch die Frauentracht mit langen Locken und erzeigen ihren Freundinnen, wenn sie dieselben im Gedränge treffen, den Dienst, sie auf den Bock zu heben. Diese sitzen dann gewöhnlich in Mannstracht an der Seite derselben, und oft gaukeln ihre niedlichen kleinen Füßchen den Vorübergehenden um die Köpfe. Eben so nehmen die Bedienten ihre Freunde und Freundinnen hinten auf den Wagen, und die Herrschaften selbst scheinen es gern zu sehen, wenn ihre Equipagen recht bepackt sind. Ueberhaupt sind es vorzugsweise die niederen Stände des römischen Volkes, welche sich der Maskenanzüge befleißigen. Viele beschmieren sich auch statt der Maske das Gesicht mit allerlei Farbe. Ich sah deren, bei welchen das Gesicht durch rothe und gelbe Farbe in zwei regelmäßige Hälften getheilt war. Bewundernswürdig ist aber das Talent, mit welchem ein Jeder, selbst der Allerniedrigste, seine Maskenrolle nicht nur äußerlich

in Haltung und Geberden, ſondern auch mit Wort und Rede durchzuführen verſteht. Vieles von dieſen Scherzen, namentlich von den verſificirten, wird ſtehend; allein das Meiſte iſt augenblickliches Erzeugniß des dem Italiener angeborenen Mutterwitzes. Ich erinnere mich unter Andern eines jungen Menſchen, der die Rolle einer leidenſchaftlichen, zankſüchtigen und auf keine Weiſe zu beruhigenden Frau vortrefflich ſpielte und ſich ſo den ganzen Corſo hinab zankte, Jedem etwas anhängend, indeß ſeine Begleiter ſich alle Mühe zu geben ſchienen, ihn zu beſänftigen. — Mit ſchnellen Schritten, declamirend, wie vor Gericht, drängt ſich ein Advocat durch die Menge. Er ſchreit an die Fenſter hinauf, packt maskirte und unmaskirte Fußgänger, droht Jedem mit einem Proceß, macht bald jenem eine lange Erzählung von lächerlichen Verbrechen, die er begangen haben ſoll, bald dieſem eine genaue Rechnung ſeiner Schulden; die Frauen ſchilt er wegen ihrer Cicisbeen, die Mädchen wegen ihrer Liebhaber, indem er ſich auf allerhand Documente beruft, und dies Alles geſchieht mit durchdringender Stimme und geläufiger Zunge. Er ſucht Jedermann zu beſchämen und zu verwirren. Wenn man denkt, er höre auf, ſo fängt er erſt recht an; denkt man, er gehe weg, ſo kehrt er um; auf den Einen geht er grade los und ſpricht ihn nicht an, dagegen packt er einen Andern, der ſchon vorbei iſt; kommt ihm nun gar ein Mitbruder entgegen, ſo erreicht die Tollheit den höchſten Grad. — Nicht weniger Aufſehn machen die Quackſalber. Ihre Kleidung iſt zwar altfränkiſch, aber von edlem Stoff aus Sammet und Seide mit brocatenen oder geſtickten Weſten; ihre Figur iſt dickleibig, die Geſichtsmaske mit Pausbacken und kleinen Augen; die Zopfperrücke deckt ein kleiner, meiſtens bordirter Hut. Als abgeſchmackte Stutzer tänzeln ſie mit großer Leichtigkeit auf den Zehen hin und her, führen große ſchwarze Ringe ohne Glas ſtatt der Lorgnetten, womit ſie in alle Wagen hineingucken, nach allen Fenſtern hinauflugen. Sie machen gewöhnlich einen ſteifen tiefen Bückling, und ihre Freude, beſonders wenn ſie einander begegnen, geben ſie dadurch zu erkennen, daß ſie mit gleichen Füßen mehrmals in die Höhe hüpfen und einen ſchrillen, mit den Conſonanten brr verbundenen Laut von ſich geben. Oft

ist dieser Ton das gegenseitige Signal, so daß in kurzer Zeit dieses Geschrille den ganzen Corso hin und wieder läuft. Muthwillige Knaben blasen indeß in große gewundene Muscheln und beleidigen das Ohr mit unerträglichen Tönen. — Unter den Masken aller Stände bemerkt man Stallknechte, die mit ihren großen Bürsten einem Jeden nach Belieben den Rücken fegen. Vetturine bieten ihre Dienste mit der gewöhnlichen Zudringlichkeit an. Zierlicher sind die Masken der Landmädchen, Fischer, neapolitaner Schiffer und Griechen. Die anmuthigsten von allen männlichen Masken sind die Gärtner, welche mit langen scheerenartigen Zangen, Scalette genannt, Blumen und Blumensträuße, Kränze, Kronen, Früchte, Zuckerwerk und andere Geschenke zu den Standorten ihrer Auserwählten zwei selbst drei Stock hoch hinauf reichen. Ich sah nur feine jugendliche Gestalten, welche sich in ihren kurzen engen weißen Beinkleidern mit farbigen Bändern und Schärpen, breiten Strohhüten, äußerst geschmackvoll ausnahmen. Ein Gärtnerknecht trägt ihnen in Körben die oft sehr kostbaren Gaben und die Scaletta nach. Es gehört große Geschicklichkeit und Körperkraft dazu, die letztern sicher zu handhaben. Solch ein Gärtner fesselte immer die Aufmerksamkeit der nächsten Umgebung, Machte er Halt, so schloß man meistens einen Kreis um ihn und schützte ihn, während er seine Scaletta in die Höhe steigen ließ, gegen Störung durch Wagen und Gedränge. — Frauen, welche sich in Mannskleidern zeigen, haben oft die beliebte Tracht des Pulcinells erwählt, und man muß bekennen, daß es ihnen gelingt, in dieser Zwittergestalt höchst reizend zu sein. Eine Anzahl Weiber hatte sich in einen Haufen zusammengethan und zog als eine Gesellschaft Zigeunerinnen einher. Die Hausmädchen vermummen sich ohne viel Aufwand leicht in Bettler und Bettlerinnen; denn dazu bedarf es außer schöner Haare nur einer ganz weißen Gesichtsmaske, eines irdenen Töpfchens an einem farbigen Bande, eines Stabes und eines Hutes in der Hand. So treten sie mit demüthiger Geberde unter die Fenster und vor Jeden hin und empfangen statt Almosen Zuckerwerk, Nüsse und was man ihnen sonst vergönnen will. Andere machen es sich noch bequemer, hüllen sich in Pelze oder erscheinen in einer artigen Haustracht

nur mit Gesichtsmasken. Sie führen als Waffe ein Besenchen aus der Blüthe eines Rohres, womit sie theils die Ueberläſtigen abwehren, theils auch, muthwillig genug, Bekannten und Unbekannten, die ihnen ohne Masken entgegenkommen, im Gesicht herumfahren. Wenn Einer, auf den sie es gemünzt haben, zwischen vier oder fünf solcher Mädchen geräth, weiß er sich nicht zu helfen. Das Gedränge hindert ihn zu fliehen, und wo er sich hinwendet, fühlt er die Besenchen unter der Nase. Sich ernstlich gegen diese und andere Neckereien zu wehren, würde gefährlich sein, weil die Masken unverletzlich sind und jede Wache ihnen beizustehen beordert ist. — Manchmal wird eine Theatermaske nachgeahmt. Einige verhüllen sich blos in Teppiche oder Leintücher, welche sie über dem Kopf zusammenbinden. Die weiße Gestalt pflegt gewöhnlich Andern gespenstisch in den Weg zu treten oder vor ihnen herzuhüpfen. Witzige und satyrische Masken sind selten, weil diese schon über die unschuldig heitere Harmlosigkeit hinaus gehen. Doch bemerkte ich unter der Menge einen Zauberer, der das Volk durch ein Buch mit Zahlen an seine Leidenschaft zum Lottospiel erinnerte. Auch sah ich einen Pulcinell als Hahnrei. Seine Hörner waren beweglich, und er konnte sie wie eine Schnecke heraus- und hineinziehen. Wenn er irgendwo beide Hörner recht lang herausstreckte und die an den oberen Spitzen befestigten Schellen recht wacker klingeln ließ, entstand manchmal ein großes Gelächter. Einer stak im Gedränge mit zwei Gesichtern, so daß man nicht wußte, welches sein Vordertheil, welches sein Hintertheil sei, ob er komme oder gehe. Zuweilen thun sich ein Dutzend Pulcinelle zusammen, erwählen einen König, krönen ihn, geben ihm ein Scepter in die Hand, begleiten ihn mit Musik und führen ihn unter lautem Jubel auf einem verzierten Wägelchen den Corso herauf. Alle Pulcinelle springen herbei, wie der Zug vorwärts geht, vermehren das Gefolge und machen sich mit Geschrei und Schwenken der Hüte Platz. — Possirlich nahm sich ein Affe auf einer Stange aus, umringt von seltsamen Thieren mit Schweinsköpfen und Löwenschweifen, welche stutzermäßig unter dem Arm oder über die Achsel getragen wurden.

Blickt man nun von einem Balcone auf dieses bunte wech-

selvolle Treiben hinab, so ist der Anblick in der That einzig zu nennen. Am meisten entzückten mich die Tausende schön geschwungener Linien, welche zwischen Fenstern und Balconen in der ganzen Straße durch die unaufhörlich erneuerten Begrüßungswürfe gebildet werden. Die Luft erscheint belebt durch die blüthenweißen Confettischauer, durch die unzähligen Blumen, Sträuße, Kränze, Kronen, durch alle das Glänzende, was nach allen Seiten und von unten nach oben auf und nieder schwebt und wirbelt. Da hier Tausende von Menschen in Einem fort die Sache betreiben, so entsteht die Täuschung, als sei das Ganze ein festgezaubertes Bild. Auf diese Weise sieht oft die Straße vermöge des Blumenregens wie ein großes Blumenbeet aus. — Eine öfter wiederholte Betrachtung lehrt, daß bei weitem der größte Theil dieser Carnevalsgaben, ja vielleicht neun Zehntheile all der schönen Blumen, Früchte und sonstigen Huldigungen ihre Bestimmung verfehlen, indem das ewige Gedränge weder ruhiges Zielen, noch aufmerksames Erhaschen und Auffangen erlaubt. Oft prallen die Würfe von Fenstern und Balconen zurück, eben durch die übergroßen Bemühungen Eines oder Mehrerer, sie aufzufangen und sich zuzueignen. Sehr Vieles fällt dann nieder in die Körbchen der Blumen- und Confettiverkäufer oder wird Gegenstand einer Balgerei für die römische Gassenjugend oder es wird gute Beute für das in diesen Tagen auf den Beinen befindliche zahlreiche Heer aller größeren oder kleineren Schnapphähne von Profession. Diese beobachten jeden Wurf, sie spioniren jede Schwäche aus, sie hemmen dich im Zuwerfen und im Auffangen, sie schnappen dir das für dich bestimmte Geschenk vor der Nase weg, sie fangen deinen eigenen theuren Hyacinthenstrauß, den du einer Schönen zugedacht hast, bei dem ersten Fehlwurfe so gewiß auf, als der Teufel eine verschriebene Seele, und bieten dir in demselben Augenblick mit der liebenswürdigsten Unverschämtheit dein Eigenthum zum Kauf an. Ja, sie springen selbst auf die Wagentritte und nehmen aus den in den Kutschen stehenden Körbchen, was sie ergreifen können, wenn man nicht aufpaßt. Die sonst so scharfblickende Polizei mischt sich nicht in diese Armseligkeiten. Auch läßt sich kein Römer mit dergleichen Gesindel in Streit ein; denn es widerstreitet

seinen Begriffen von Gentilezza. — Bei dem Zuwerfen von Liebesgaben selber überschreitet man nie die Grenzen des Anstandes, und einige Söhne Albions, die von einem hohen Balcon herab ganze Ströme von gemeinen weißen Gypsconfetti's auf die vorbei Gehenden und Fahrenden niederprasseln ließen und dieselben mit Mehlstaub bedeckten, erhielten für diese Rohheit alsbald eine derbe Lection durch eine volle Ladung halbreifer Limonen und Orangen, welche eine Gesellschaft junger Künstler ihnen unter vielfachen Bravi's des in der Nähe befindlichen Publikums zusandten. Die dadurch höchlich entrüsteten stolzen Engländer wollten den Beistand der unten zu Pferde haltenden Carabinieri in Anspruch nehmen. Allein diese rührten sich nicht, da sie selbst zu gute Römer waren, um nicht der lordschaftlichen Brutalität diese Zurechtweisung von Herzen zu gönnen. Dagegen zeigt die römische Polizei im Carneval eine unerbittliche Strenge gegen alle wirkliche Vergehungen und Verbrechen, welche, während dieser Zeit verübt, mit verdoppelter Härte bestraft werden. Namentlich ziehen Angriffe auf Leben und Eigenthum die schwerste Ahndung nach sich. Auch unterläßt man nicht, kurz vor dem Beginn des Carnevals durch Vollziehung einiger Todesurtheile an verurtheilten Verbrechern mittelst des Fallbeiles dem Volke die Lehre einzuschärfen, daß die Gerechtigkeit nicht mit sich spaßen lasse.

---

An dem letzten Carnevalstage empfand ich mehr als je das Bedürfniß, mich durch Ruhe und Einsamkeit für die bevorstehenden letzten Anstrengungen des Festes zu sammeln. So ging ich denndes Nachmittags mit guten Freunden nach der Villa Medici. Dort ließen wir uns die Terrasse des Lustwäldchens aufschließen und erstiegen das Belvedere, uns erquickend an der weiten Aussicht, ostwärts über die ganze Campagna und das Gebirge, dessen schneebedeckte Spitzen in der Sonne glänzten, westwärts über die Stadt, aus welcher hin und wieder das Gebrause des Carnevals wie fernes Meeresrauschen aus der Tiefe zu uns heraufdrang. — Gegen die Zeit des im Carneval täglich gegen Abend statt findenden Pferderennens begaben wir uns auf den

Schauplatz der Luft, die alle Nachmittage etwa um zwei Uhr ihren Anfang nimmt. Als wir ankamen, hatten auf ein gegebenes Signal die Wagen den Corso bereits verlassen, der jetzt nur noch von Fußgängern wimmelt. Eine Cavallerie-Abtheilung durchsprengt zu dreien Malen die Straße der ganzen Länge nach, um für den Wettlauf die nöthige Bahn zu machen. Aber nur auf einen Augenblick bildet sich eine Art Gasse in dem Menschenschwall, welcher sich unmittelbar hinter den weiter jagenden Reitern zusammenschließt. Dann donnern die Kanonenschüsse, der Ruf: „Die Barberi! die Barberi!“ geht von Mund zu Mund, und ein ungeheures Jauchzen, ein immer mehr anschwellendes Halloh und Hussageschrei verkündet das Ablaufen der Renner von dem Obelisken des Volksplatzes. Sie haben keinen Reiter, keinen Zaum, noch sonst eine Bedeckung. Man heftet ihnen hie und da Stachelkugeln mit Schnüren an den Leib und bedeckt die Stelle, wo sie spornen sollen, bis zum letzten Augenblicke mit Leder; auch muß wohl hinten eingelegter glimmender Schwamm die Stelle der Sporen ersetzen. Außerdem klebt man ihnen große Blätter Rauschgold an, schmückt sie mit Bändern, Federn, Glocken und Blumen. Sie sind meist schon wild und ungeduldig, wenn sie nach gelooseter Ordnung in die Schranken hinter das Seil geführt werden, und ihre geputzten Stallknechte brauchen alle Gewalt und Geschicklichkeit, um sie zurück zu halten. Die Begierde, den Lauf anzufangen, macht die kleinen feurigen Thiere unbändig, die Gegenwart so vieler Menschen macht sie scheu. Oft hauen sie in die benachbarte Schranke hinüber, oft über das vorgespannte Seil, und diese Bewegung und Unordnung vermehrt das Interesse der Erwartung. Endlich ist das Seil gefallen, und wie die bösen Geister des Wirbelwindes sausen sie einher. Ungeachtet der gestreuten Puzzolanerde giebt das Pflaster Funken, die Mähnen und die Bänder fliegen, das Rauschgold rauscht, und kaum, daß man sie erblickt, sind sie vorbei. Ein paar haben den Vorsprung gewonnen und strengen alle ihre Kräfte an. Die übrige Schaar hindert sich einander, indem sie sich drängt und treibt. Die Menschenmasse theilt sich immer nur eben so weit, um ihnen für die nächsten Sätze und Sprünge ihres wilden Laufes Raum

zu geben, und fließt hinter den letzten gleich wieder zusammen. Aber da kommen noch ein oder ein Paar Nachzügler angesprengt, umflattert von zerrissenen Stücken Rauschgoldes. Die Gasse öffnet sich aufs neue, und es regnet Würfe und Hiebe auf solch eine arme Bestie, die dann gelegentlich wohl noch ein Unglück anrichtet, wie es sich denn schon ereignet hat, daß ein Römer von einem dieser zurückgebliebenen scheu gemachten Rennpferde auf der Stelle todt geschlagen wurde. Bald sind sämmtliche Pferde dem Nachschauen verschwunden. Neue Kanonenschüsse verkünden jetzt, daß die Renner das Ziel erreicht haben. Am venetianischen Palast weiß man sie auf gute Art in einem verschlossenen Bezirk zu fangen und fest zu halten, worauf dann dem Sieger der Preis zuerkannt wird. — Ein sehr beliebtes Vorspiel des Wettrennens ist den Römern, wenn, wie oft geschieht, einer von den hier zahlreichen Hunden in die vor dem Abrennen geöffnete Gasse geräth. Augenblicklich schließt Alles fest an einander, und dem geängstigten Thiere bleibt nach vielen vergeblichen Versuchen, die Menschenmauern links und rechts zu durchbrechen, nichts übrig, als in fliegender Eile den ganzen Corso hinabzulaufen, eine Scene, die jedesmal mit großem Jubel begrüßt wird. — Nachdem das Rennen der Barberi vorüber ist, rücken die Wagen wieder in den Corso ein, und Alles bereitet sich vor, den Schlußact des ganzen Festes würdig zu begehen.

Kaum tritt die Dämmerung ein, so sieht man hie und da Lichter zum Vorschein kommen. An den Fenstern, auf den Gerüsten bewegen sie sich, und wie mit einem Zauberschlage sind sie dergestalt vermehrt, daß die ganze Straße von brennenden Wachskerzen flimmt und flammt. Auf den Balconen und Kutschen sieht man durchscheinende bunte Papierlaternen, schmucke Armleuchter mit Wachsfackeln, und selbst von den Dächern herab schwanken auf zusammengebundenen zehn bis zwanzig Fuß langen Rohren eben so viel Kerzen. Selbst Fußgänger tragen zuweilen dergleichen hohe Lichterpyramiden auf den Köpfen. Jeder, er mag gehen oder stehen, auf dem Balcon oder im Wagen sitzen, hält eine Kerze in der Hand. Der sternige Nachthimmel erscheint in tiefster Schwärze gegen das flimmernd bewegte

Lichtmeer unten, wodurch der Corso in eine hunderttausendfach strahlende Milchstraße verwandelt wird. Man glaubt bei dem Ueberblick all des Bunten, Blitzenden, Glänzenden mit den wunderbarsten Reflexen und Streiflichtern in einen magisch leuchtenden Feensaal zu schauen, und das ganze wird noch gehoben und belebt durch die schönsten Masken, durch den Schmuck der Anzüge, durch die Pracht der Equipagen mit schnaubenden Rossen, durch all dies drängende, springende, tanzende und rennende Treiben der hier und da wahrhaft bacchantisch jauchzenden Menge. Denn es entspinnt sich nun der althergebrachte Kampf zwischen Aufklärung und Verfinsterung. Die Hauptlust dieser kurzen Stunde des Moccoli-Abends, viel länger dauert die Herrlichkeit nicht, besteht nämlich darin, daß Jeder dem Nächsten, sei er ihm nun bekannt oder unbekannt, das brennende Moccolo (Wachslichtchen), welches er in der Hand oder auf dem Stocke trägt, auszulöschen sucht oder das seinige wieder anzuzünden und bei dieser Gelegenheit das Zündelicht auszublasen sucht. Niemand, und wenn er sonst noch so ernsthaft ist, vermag sich der allgemeinen Kinderlust zu entziehen, und Alle verfolgen den vorgesetzten Zweck mit einem Eifer, mit Anwendung von Listen und Schlichen, wie sich deren nur die ausgelassenste Jugend bedienen kann. Ein Krieg Aller gegen Alle hat begonnen. Jeder ist angegriffen und Angreifer zugleich. Wo der stärkste Athemzug zum Ausblasen des Moccolo nicht hinreicht, erfindet man alle möglichen Arten von Löschmaschinen. Einige warten ihre Zeit in Winkeln ab mit ungeheuren Hellebarden und fallen plötzlich über flackernde Brände her; Andere schicken einen Regen von Orangen und Sträußen auf eine hartnäckige kleine Laterne oder machen einen regelmäßigen Sturm auf einen Knäul von Menschen, in deren Mitte ein Mann über seinem Kopf ein einziges schwaches Lichtchen hält mit dem er, wohlgeschützt durch seine ihn befreundete Umgebung, Allen trotzt. Hüte und Taschentücher werden in Bewegung gesetzt; Tücher, an lange Rohrstengel gebunden, werden zwischen den einzelnen Stockwerken von oben herab und von unten hinauf wie Fahnen geschwenkt, um die Moccoli auszulöschen. Wenn bei der Gelegenheit einmal ein Fenstervorhang, den man abzunehmen versäumte, in Brand ge-

räth, erſchallt über den flackernden Flammenſchein dieſer kleinen ſchnell vorübergehenden Feuersbrunſt ein allgemeines Bravo. Der von allen Seiten ſich wiederholende Ruf aber iſt: »Senza moccolo!« (Ohne Lichtchen!) und: »Ecco il mio moccolo!« (Seht hier, mein Lichtchen!) Natürlich wahrt Jeder das ſeinige aufs Beſte und ſucht ſich vor Angriffen zu ſchützen. Doch iſt in dieſem Wirrwarr keinem Worte, keinem Verſprechen zu trauen; denn keins wird gehalten, und der, welchem du ſo eben auf ſeine dringende Bitte erlaubt haſt, ſeine ausgelöſchte Kerze an der deinigen anzuzünden, bläſ't dir in demſelben Augenblick, wo er ſeinen Zweck erreicht hat, mit einem lauten »O che vergogna, senza moccolo! senza moccolo!« (O, welche Schmach, ohne Moccolo! ohne Moccolo!) triumphirend dein Lichtſtümpfen aus. Um die Flamme zu verſtärken und durch ihre Kraft gegen die ſtärkſten Lungen zu ſichern, dreht man ein Dutzend ſolcher dünnen Wachskerzchen zu einer großen Fackel zuſammen. Aber ein geſchickt geſchwungenes Tuch, eine Fahne, eine Mütze oder ein Hut löſcht auch dieſe aus. Das kindiſche Spiel ſcheint Keinen zu ermüden. Es iſt, als ob eine Art von Trunkenheit ſich Aller bemächtigt habe. Alle Geſchlechter, Alter und Stände toben gegen einander. Unten im Corſo ſteigt man auf die Tritte der Kutſchen; kein Hängeleuchter, kaum die Laternen ſind ſicher. Am meiſten häuft ſich das Gedränge nach der Mitte der Straße zu. Niemand vermag ſich dort zuletzt mehr vom Platze zu rühren. Die Wärme ſo vieler Menſchen, ſo vieler Lichter, der Dampf ſo vieler immer wieder ausgeblaſener Fackeln und Kerzen, das fortwährende Geſchrei ſo vieler tauſend Kehlen macht am Ende ſelbſt den geſundeſten Sinn ſchwindeln. Mitten in all dieſem reizvollen bachantiſchen Taumel, mit welchem der fröhliche Held Carneval unter Fackelſchein zu Grabe getragen wird, ertönt nun auf einmal das Ave-Mariageläute von den zahlloſen Kirchthürmen der ewigen Stadt, und ſchnell verendet all der ſtrahlende Glanz des heiterſten Feſtes, ausgelöſcht wie eine Kerze mit Einem Hauch, und nebſt allen ſeinen Flittern im Umſehn verſchwunden wie ein mährchenhafter Traum. Die Maſſen löſen ſich auf, und den übrigen Theil des Abends bewegen ſich wohl noch in den Nebenſtraßen ſolche, die zu Oſte-

rien oder auf einen Festball wandern, um bei fröhlichem Becherklang oder bei Musik und Tanz noch einmal im Wirbel der Freude zu schwelgen, bis die Mitternachtsstunde den Anbruch des Aschermittwochs und mit ihm den Beginn der ernsten Fastenzeit verkündet. —

Nachträglich sei noch einer mittelalterlichen Observanz gedacht, die als dunkler Schatten in die sonnige Carnevalsheiterkeit fällt. Beim Beginn des Festes müssen nämlich drei Abgeordnete der Judenschaft zur Erlangung des Schutzes und der Duldung in Rom für das folgende Jahr den auf dem Capitol versammelten römischen Senatoren einen Tribut in Gestalt eines Blumenstraußes darbringen, begleitet von den hergebrachten Ausdrücken der tiefsten Unterwürfigkeit und der ausführlichsten Segenswünsche für die heilige christliche Kirche und ihr Haupt, für Staat und Stadt, Senat und Volk, wobei dann auch natürlich das Versprechen der prompten und willigen Zahlung aller Steuern nicht vergessen werden darf. Früher wurden die drei Abgeordneten mit einem Fußtritt entlassen und mußten darauf in Säcke gehüllt durch den Corso wandern; statt dessen müssen sie jetzt die erste Preisfahne zum Pferderennen liefern und am Neujahrstag eine katholische Predigt anhören.

---

Es ist bereits angedeutet, daß man in Rom Veranstaltung getroffen hat, um während der Carnevalszeit auch dem Religiösen zu genügen. Das Volk will einmal seine ungebundene Lust haben; aber die Geistlichkeit versäumt deshalb keineswegs ihre Pflichten. Seltsam nimmt es sich aus, daß mitten im heitersten Getümmel einige ganz schwarz vermummte Glieder von geistlichen Brüderschaften Almosen für die armen Seelen im Fegefeuer sammeln. Geistliche führen grade in den Stunden der Maskenfreiheit die Jugend aufs Land und spenden ihr reichlichen Imbiß, womit noch eine erbauliche Rede im Grünen oder in einer ländlichen Kapelle verbunden wird. Ein Jesuite lud während dieser Zeit nach einer Predigt die Zuhörer auf einen Carnevalsnachmittag in eine Kirche ein, wo die von Meisterhand gespielte Orgel ihre Ohren so entzücken würde,

daß sie sich in's Paradies versetzt glauben möchten. Hie und da werden in den Kirchen fromme Uebungen angestellt und auf den Gottesäckern Processionen gehalten. Während die aus Frauen und vermummten Brüdern bestehende Procession des Koliseums in der Runde dieses mächtigen Gebäudes unter Litaneien und Gebeten ihren Umzug hält, unterlassen andere Weiber, Mädchen und Männer nicht, das in der Mitte stehende Kreuz zu küssen.

In einer Kapelle schräg über von der Façade der Johanniskirche im Lateran befindet sich eine aus dem Gerichtspalast des Pontius Pilatus herstammende Treppe, welche für eins der größten Heiligthümer Roms gilt. Denen, welche diese Treppe mit Anrufung des Schutzengels fleißig besteigen, wird vollkommener Ablaß auch im Tode zugesichert; aber man darf nur auf den Knieen von einer Stufe zur anderen hinaufrutschen, wobei die Stufen von Zeit zu Zeit geküßt werden. Diese Operation sah ich denn auch am Freitag der Carnevalswoche, wo ich die Johanniskirche im Lateran (S. Giovanni in Laterno) besuchte. Diese Johannes dem Täufer geweihte Basilika behauptet als die bischöfliche Kirche Roms den ersten Rang in der katholischen Welt, und nach der jedesmaligen Erwählung eines Papstes nimmt derselbe in feierlicher Procession Besitz von dieser seiner eigentlichen Pfarrkirche. Den Namen führt sie von dem nachmals kaiserlichen Palaste der römischen Familie der Lateraner, in welchem sie Constantin der Große erbaute. Die von Travertin (Kalktuff) aufgeführte Vorderseite wird aus vier großen Säulen und sechs Pilastern (Wandpfeilern) gebildet. Dazwischen sind fünf Balcone angebracht, von deren mittelstem der päpstliche Segen ertheilt wird. Von schöner Arbeit sind die antiken ehrenen mit Laubwerk geschmückten Thürflügel des mittleren Einganges. Das Innere ist aufs prachtvollste ausgestattet und erhält mehr als dreihundert Säulen. Herrliche Marmorarten, Mosaiken und Malereien füllen die fünf großen Schiffe. An den Pfeilern des Hauptschiffes stehen in Nischen die funfzehn Fuß hohen Marmorbildsäulen der zwölf Apostel. Das gothische Tabernakel des Hauptaltars schließt die Köpfe von Petrus und Paulus, als die Hauptreliquien, ein. Durch un-

gemeine Pracht zeichnet sich besonders die Kapelle Corsini aus. Vor der Kirche ragt (115 Fuß hoch) einer der höchsten unter den neun Obelisken Roms in die Luft empor. Neben derselben steht außer dem glänzenden Palast des Papstes auch das Baptisterium Constantins (wahrscheinlich erst im Anfang des fünften Jahrhunderts erbaut) mit kostbaren Porphyrsäulen. In dem benachbarten Kloster sieht man das Grab der Helena, Constantin's Mutter, von Porphyr.

Aus der Zahl der übrigen 345 Kirchen nenne ich noch Sta. Maria Maggiore, welche sich groß und schön auf dem höchsten Gipfel des Esquilinischen Berges erhebt. Sie gehört zu den fünf Patriarchalkirchen und ist die älteste unter den der Jungfrau Maria geweiheten Kirchen in Rom, vielleicht in der christlichen Welt überhaupt. Beim Eintritt in das Innere ziehen vornehmlich zwei Säulenreihen den Blick auf sich. Sie bestehen aus 42 Säulen jonischer Ordnung. Acht und dreißig derselben sind von weißem Marmor, vier von grauem Granit, und auf ihnen steigen die Bogen empor, durch welche man aus dem Mittelschiff zu den beiden angebauten großen Kapellen gelangt. Die Marmorplatte des Hauptaltars ruht auf einer antiken, mit neueren Zierrathen von vergoldeter Bronze geschmückten Porphyrwanne. Inmitten des darüber befindlichen Gewölbes stellen treffliche Mosaiken in einer Glorie mit Sternen auf himmelblauem Grunde den Heiland dar, wie er die Jungfrau krönt; zu beiden Seiten der Glorie erscheinen anbetende Engel und Heilige auf Goldgrund. Das Taufbecken der einen Seitenkapelle besteht aus einer großen antiken Porphyrschale. In der anderen Kapelle hat man die zu ihrem Schmuck verwendeten prächtigen Marmorarten und anderes kostbares Gestein, besonders an dem Marienaltar der hinteren Wand zu bewundern. Die Platte desselben ruht auf einem buntmarmornen, mit (himmelblauem) Lapislazuli ausgelegtem Gefäß. Das Tabernakel hat vier cannelirte Säulen mit Köpfchen von vergoldeter Bronze. Die Grundfläche, auf der sie sich erheben, so wie das Gebälk über denselben, ist mit Achat ausgelegt. Zwischen den Säulen erscheint auf einem Grunde von Lapislazuli ein sehr verehrtes, dem Apostel Lukas zugeschriebenes Marienbild, welches man zur

Zeit der Pest und neuerlich der Cholera in feierlicher Procession umhertrug. Auf dem Platz vor der Hinterseite der Kirche steht ein sechzig Fuß hoher Obelisk.

Viele Kirchen besitzen Krypten oder unterirdische Kapellen von bedeutender Größe, welche vor Alters Bäder oder geheime Tempelräume waren. Unter anderen gelangt man zu weit ausgedehnten Höhlen, welche die Stadt unterminiren. So befindet sich unter der Kirche St. Johannes und St. Paul der Eingang zu einer in den Fels gehauenen Höhlenreihe, die einen zweiten Ausgang unter dem Kolosseum haben soll: schauerliche nachtumdüsterte Räume von ungeheurer Ausdehnung und undurchforschbar, wo die Fackeln durch lange Gewölbe, links und rechts wie Straßen in einer Todtenstadt, einen matten Schimmer senden und die kalte Feuchtigkeit sehen lassen, welche an den Wänden hinabrinnt in hie und da angesammelte Wassertümpel. Zufolge einiger Nachrichten wären diese Höhlen Gefängnisse der für die Kämpfe im Amphitheater bestimmten wilden Thiere oder die Kerker verurtheilter Gladiatoren gewesen; aber am grausenhaftesten ist die Sage, daß in der oberen Reihe dieser aus zwei Stockwerken bestehenden finsteren Räume die ältesten Christen, welche daselbst zu den Schauspielen im Kolosseum aufbewahrt wurden, die nach ihnen hungernden Bestien unten hätten brüllen hören, bis nach langer einsamer Kerkernacht plötzlich die Tageshelle und das Leben des von Menschen vollgefüllten Amphitheaters und der Anblick ihrer hereinstürzenden blutgierigen Nachbaren über sie hereinbrach.

---

Die Tage nehmen merklich zu, und das herrliche Wetter lockt in's Freie. Lorbeeren und Buchsbäume blühen, auch der Mandelbaum (Amygdalus communis), der mit seinem rosenrothen Schmuck eine ätherische Erscheinung macht zwischen dunkelgrünen Eichen. Jüngst überraschte mich ein wundersamer Anblick. Ich sah von fern hohe stangenähnliche Bäume über und über mit dem schönsten Violett bekleidet. Bei näherer Untersuchung war es der Judasbaum (Cercis siliquastrum). Seine violetten Schmetterlingsblumen bringt er unmittelbar aus dem Stamm

hervor. Im letzten Winter waren die Stangen, die ich vor mir sah, abgeholzt, und aus ihrer Rinde brach nun die wohlgebildete und gefärbte Blume zu Tausenden hervor.

Die Umgegend Roms entfaltet dem Besucher immer neue Reize mit ihrer Abwechselung von Hügelland und Fläche, untermischt mit den Ueberresten phantastisch emporragender Thürme, von Epheu und wildem Wein umsponnenen Gemäuers und den langen Reihen zerrissener Aquaducte; dazwischen einzelne Hütten, Felsparthien oder grün überwölbte Thalgründe; fern und nah weidende Heerden, deren Hüter bald an einem Hügel lagern, bald auf ihren Stab gelehnt in's Weite blicken, bald den trägen Gang der Stunden mit ihrer Schalmei begleiten oder auch auf ihren unermüdlichen Pferden einherjagen, um die zerstreuten Thiere zu sammeln; dazu Pinien, Cypressen, Steineichen, einsam neben den spärlichen Gehöften auf Wiesen und Feldern in die Höhe schießend, im Hintergrunde die überall mächtig hervortretende Peterskuppel über den Mauern Roms; endlich hoch oben der sonnenbeschienene Himmel, ausgespannt wie ein Baldachin von hellblauem Taffet.

Von einem solchen Ausflug in's Freie kehrte ich abends durch das Paulsthor zurück und erreichte bald den Monte Testaccio oder Scherbenberg, der gegen fünfhundert Fuß im Umfang halten mag und aus den Bruchstücken der im Laufe der Zeit aus der Stadt hier aufgehäuften irdenen Geschirre entstanden sein soll. Der Fuß ist mit Rebgehegen umgeben, der Abhang mit Gras bewachsen. Die Aussicht von dem Gipfel über die gelbfluthende Tiber und ihre öden Ufer hat, zumal bei Sonnenuntergang, ungemein viel Melancholisches. Desto lustiger dagegen ist das Leben vor den vielen Weinkellern, welche in dem Hügel liegen. An schönen Abenden strömen die Römer schaarenweise hieher, um an dem Weine, der in diesen Kellern sehr frisch erhalten wird, sich zu erquicken und auf andere Weise zu belustigen. Alle Physiognomien, Costüme und Stände sieht man daselbst vereinigt, wo Mädchen und Knaben bei der einfachen Musik eines Tambourin ihre malerischen Tänze unter laubigen Bäumen aufführen. Das ist ein Ort, wohlgeeignet, um des Volkes Charakter zu beobachten.

Bei längerem Verkehr lernt man die Römer, ungeachtet ihrer vielen Fehler, lieb gewinnen. Sie zeigen ſich gegen den Fremden höflich und gefällig. Die Gebildeteren ehren auch entgegengeſetzte religiöſe Anſichten und behandeln Andersdenkende mit zarter Schonung. Daß ſie auf ihr Rom ſtolz ſind und über alle anderen Städte ſich erheben, darf nicht wundern; denn wer möchte nicht gern auf eine glorreiche Vergangenheit hinſehen! Ihr Luxus iſt bei weitem nicht ſo groß als in vielen anderen italieniſchen Städten, und ſelbſt die vornehmſten Familien leben in ihrer Häuslichkeit ſehr einfach. Die Lebensmittel ſind höchſt wohlfeil, die Wohnungen im Allgemeinen billig. Außer dem Carneval, deſſen Freuden ſich meiſt auf das bunte Treiben im Corſo und auf die Maskenbälle in den Theatern beſchränken, ſind Kirchenfeſte die vornehmlichſten volksthümlichen Zerſtreuungen, an denen man mit Vergnügen Theil nimmt. Jede anſtrengende Arbeit wird geſcheut, und von Fortſchritten der Gewerbthätigkeit kann keine Rede ſein. Die niedrigſte Klaſſe wohnt in erbärmlichen Spelunken und nährt ſich höchſt kümmerlich. Viele Tauſende werden in den überaus zahlreichen Spitälern und Verſorgungsanſtalten verpflegt. Nichts deſto weniger wimmeln alle Straßen, Plätze und Kirchen Tag und Nacht von Bettlern aller Art. Dazu geſellen ſich dann noch die vielen Bettelmönche. Tauſende von Geiſtlichen verzehren ihr Einkommen in Unthätigkeit. Bei den ſeitens derſelben nicht ſelten verſuchten religiöſen Bekehrungen ſpielt das ſchöne Geſchlecht faſt immer eine Hauptrolle, und der Fremde hat alle Urſache, in dieſer Hinſicht auf ſeiner Hut zu ſein. Die römiſchen Jungfrauen werden als ſehr ſittlich gerühmt; die Frauen dagegen ſollen leicht zu Verirrungen kommen. — Die Regierung liegt in den Händen der Geiſtlichen, und wenn es ſelbſt den beſten Päpſten nicht hat gelingen wollen, die vielen argen Mißbräuche auszurotten, ſo überzeugt man ſich, daß der Kelch und das Staatsruder nicht für eine und dieſelbe Hand paſſen. Doch werden Verbrechen in Rom ſtreng beſtraft. Ich wohnte kurz vor dem Beginn des Carnevals einer Hinrichtung bei. Die Execution fand auf einem Platze bei der Kirche des enthaupteten heiligen Johannes (San Giovanni decollato) ſtatt, in einer Straße von verfallenen Häuſern. Einem dieſer

Häuser gegenüber stand das Schaffot, etwa sieben Fuß hoch und ein hohes galgenförmiges Gestell stützend, in welchem sich, beschwert mit gewichtiger Eisenmasse, ein beim Morgensonnenglanz hell blitzendes Messer befand. Die Zuschauer wurden von Abtheilungen päpstlicher Dragoner in gehöriger Entfernung gehalten. Zwei oder dreihundert vollgerüstete Infanteristen standen hie und da in ungeordneten Trupps; die Officiere gingen plaudernd und Cigarren rauchend zu zweien oder dreien auf und ab. Die Execution sollte gegen neun Uhr vor sich gehen; aber es schlug neun Uhr, es schlug zehn Uhr und es geschah nichts. Ein Cigarrenhändler, in der Hand einen irdenen Topf mit Kohlen tragend, schrie auf und nieder gehend seine Waaren aus. Ein Pastetenbäcker theilte seine Aufmerksamkeit zwischen dem Schaffot und seinen Kunden. Knaben versuchten Mauern hinaufzuklettern, und purzelten wieder herunter. Priester und Mönche drängten sich durch das Volk, stellten sich auf die Fußspitzen, um einen Blick auf das blinkende Messer zu werfen, und gingen dann weiter. Ein Herr zeigte sich in langen Stiefeln mit rothem bis auf die Brust herabhängenden Bart, und langem feuerrothen Haar, das vorn über seine Schultern, fast bis auf die Hüften in sorgfältig geflochtenen Zöpfen herabfiel. Es schlug eilf Uhr, und es erschien noch nichts. Durch die Menge lief ein Gerücht, daß der Mörder nicht beichten wolle; dann würden ihn die Priester bis zum Ave Maria bei sich behalten; denn es ist Sitte, erst zu dieser Zeit das Crucifix von einem solchen die Beichte verweigernden Menschen, als von einem gottverlassenen Sünder abzuwenden. — Plötzlich ertönte Trompetenschall. „Achtung!" klang es unter den Infanteristen. Sie marschirten nach dem Schaffot und schlossen einen Kreis umher. Auch die Dragoner galoppirten näher heran. Die Guillotine wurde der Mittelpunkt eines Waldes von Bajonetten und Säbeln. Das Volk schloß sich den Soldaten an. Der Zug aus dem Gefängnisse kam an. Aus einer nahen Kirche zog eine Schaar von Mönchen, und über ihnen schwebte langsam herbei das düster umflorte Bild Christi am Kreuz. Es wurde um den Fuß des Schaffots herumgetragen und dem Verbrecher so zugekehrt, daß er es bis zum letzten Augenblick sehen möchte. Es war kaum

an seiner Stelle, so erschien er selbst auf dem Schaffot, barfuß, die Hände gebunden, Kragen und Hals des Hemdes fast bis auf die Schulter weggeschnitten: ein junger sechs und zwanzig jähriger Mann, kräftig und wohlgebaut, mit blassem Gesicht, kleinem schwarzen Schnurrbart, dunkelbraunem Haar. Er hatte sich geweigert, zu beichten, wenn man ihm nicht vorher noch einmal seine Frau sehen lasse; das hatte den Aufschub veranlaßt. Er kniete sogleich unter dem Messer nieder. Sein Hals paßte in ein Loch des Querriegels; unmittelbar darunter hing ein lederner Sack. Dahinein rollte im nächsten Augenblick der Kopf. Der Scharfrichter faßte ihn bei den Haaren und zeigte ihn dem Volke. Niemand schien bewegt oder gerührt. Nirgends sprach sich Abscheu oder Mitleid oder Bedauern aus. Es war eben nur ein Schauspiel, dem die Menge zuströmt. Mehrmals machte man im Gedränge dicht beim Schaffot, als der Rumpf in den Sarg gelegt wurde, Angriffe auf meine leeren Taschen. Das auf eine Stange befestigte Haupt sah man beim Weggehn noch weit sichtbar die lange Straße hinabstarren.

---

Nahe bei den Bädern des Titus liegt auf einer Anhöhe, welche eine der schlanksten Palmen Roms trägt, die Kirche S. Pietro ad vincula (S. Peter bei den Ketten), so genannt von den Ketten des heiligen Petrus, welche ihm Herodes in Jerusalem anlegen ließ und die hier in einem Schranke mit ehrenen Thüren aufbewahrt werden. Es waren indeß nicht diese Reliquien, die mich hieher lockten, sondern die berühmte auf dem Ehrendenkmal Julius II. aufgestellte Mosesstatue von Michel Angelo, gewiß eins der größten Meisterwerke aller Zeiten. Die riesige Gestalt ist sitzend dargestellt. Ein faltenreiches Gewand umfließt die kräftigen Glieder. Die linke Hand stützt sich auf die Gesetzestafeln, während die rechte in den lang herabwallenden dichten lockigen Bart faßt. Der majestätische Kopf, auf dessen Stirn die beiden leuchtenden Strahlen fast als aufkeimende Hörner erscheinen, ist etwas linkshin gewandt und blickt mit strengem Auge durch das Schiff der Kirche. Der Ausdruck dieses mächtigen, von starkem Haarwuchs umhüllten Kopfes ist

außerordentlich großartig, und der ganze Charakter entspricht der Vorstellung eines über die gewöhnliche Menschheit erhabenen Geistes, dem sich die Gottheit im flammenden Busch und mit der Strenge ihrer ewigen Gesetze offenbarte. Zu beiden Seiten des Moses stehen die ebenfalls von Michel Angelo herrührenden Statuen der Rahel (die schönere) und der Lea (mit Spiegel und Kranz), als Symbole des thätigen und beschaulichen Lebens. — Die Sacristei bewahrt einige treffliche Gemälde: einen Christuskopf von Guercino und ein Bild der Hoffnung von Guido Reni. Das Innere der Kirche wird von zwanzig Säulen parischen Marmors in drei Schiffe getheilt, und in diesen Hallen war es, wo der kaiserfeindliche Hildebrand im Jahr 1073 als Gregor VII. zum Papst erwählt wurde.

Auf meiner Heimwanderung durch die Stadt drang aus einer schmutzigen Nebengasse Gezänk, Geschrei, Schimpfen und Heulen in mein Ohr, und ich sah zugleich einen Menschenknäul sich zusammendrängen und immer mehr anwachsen. Neugierig bog ich seitab. Der Spectakel fand vor einer elenden Weinschenke statt. Ein paar Gäste waren in Streit gerathen und standen jetzt einander mit fieberbleichen Gesichtern, in denen die schwarzen zornwüthigen Augen wie glühende Kohlen funkelten, schreiend und gesticulirend gegenüber. Man konnte die Erbitterten durch die offen stehenden Fenster deutlich beobachten, was denn auch alles Volk that. Der Wirth und einige Gäste hielten sich entfernt und warfen blos manchmal ein begütigendes Wort dazwischen. Bisher hatten die Gegner einander trotz der außerordentlichen Heftigkeit ihrer Geberden noch nicht berührt, wenn es auch bisweilen schien als müßten sie sich die Augen auskratzen. Nur das mit schlangengleichem Zischen verbundene Pfeifen ihrer Stimmen schleuderte immer giftiger verwundende Wortpfeile in die gereizten Gemüther. Da ward es plötzlich still. Einer der Streitenden trat einen Sprung zurück, fuhr mit krampfhafter Handbewegung an seine Schärpe und warf sich dann mit tigerartigem Sprung und wildem Schrei auf seinen Gegner, der sofort aufheulend in die Knie sank. Gleich darauf hob sich die Gestalt des Andern am Fensterstock in die Höhe; der Mund zuckte höhnisch in befriedigter Racheluſt; ein

Meſſer blinkte in ſeiner Hand. Ein kecker Sprung brachte ihn auf die Gaſſe, wo ihm die zuſammengelaufene, hauptſächlich aus Frauen und Mädchen beſtehende Menge bereitwillig Platz machte und unter dem wiederholten Ruf: „O, der Arme!“ (O poveretto!) geſchäftig zu verbergen und weiter zu ſchaffen wußte. Mit gleicher Behendigkeit ſprangen ein Dutzend Mitleidige dem Verwundeten bei, der, aus tiefer Kopfwunde blutend am Boden röchelte. Man hob ihn auf, ſuchte das Blut zu ſtillen und verſchwendete dabei eben ſo viel Worte, als zärtliche Betheurungen des Mitleids. Die Wunde ſchien indeß nicht gefährlich zu ſein; denn der Getroffene richtete ſich nach wenigen Minuten wieder auf und ließ ſich ruhig von ein paar Männern fortführen. — Es iſt unglaublich, wie hülfreich gegen augenſcheinlich Leidende der Römer ſich bezeigt. Alles läßt er ſtehn und liegen, um nur dem Bedrängten beizuſpringen, was man häufig auf offener Straße beobachten kann, da Bruſtkranke hier nicht ſelten von heftigen Blutſtürzen überraſcht werden. In ſolchen Fällen verwandelt ſich die Straße ſchnell in ein Lazareth.

Mein fortgeſetzter Weg führte mich an dem Hauſe vorüber, wo die in der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts von Gregor V. behufs Bildung von Miſſionaren geſtiftete römiſche Propaganda (Collegium de propaganda fide, d. i. Collegium zur Ausbreitung des Glaubens) ihren Sitz hat und eine Buchdruckerei für Werke in mehr als vierzig verſchiedenen Sprachen unterhält. Im Monat Januar finden daſelbſt die öffentlichen Redeübungen der Zöglinge ſtatt, zu denen jeder Fremde Zutritt erlangen kann. Man hört dann gewöhnlich in funfzig und mehr Sprachen ſprechen, da beinahe alle Nationen der bekannnten Welt hier vertreten werden. Ich ſah auf den zum Haupteingang führenden Stufen einen Pilger in ſeiner eigenthümlichen Tracht mit langem Stab und Muſchelhut ſitzen: ein alter hagerer Mann mit ſchneeweißem Bart. Das Gebäude iſt von ſtattlichem Umfang, aber finſterem Ausſehen. So oft ich vorübergegangen, habe ich nie Leben in dem Inneren bemerkt. Die Thür war immer verſchloſſen, und es ſcheint dort eine geheimnißvoll-unheimliche Stille zu walten. Dergleichen Gebäude, die mit dem Reiz des Geheimnißvollen zugleich etwas Schauerliches verbinden,

giebt es mehrere in Rom. So das düstere Profeßhaus der Jesuiten. — Schon wiederholt habe ich auch das Collegium Romanum besucht, wo die Jesuiten im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen, so wie in der Rhetorik und einigen philosophischen Fächern wohl über tausend Zöglinge unterrichten. In verschiedenen Lehrstunden, denen ich beiwohnte, mußte ich wenigstens der gefälligen Weise des Unterrichtes meinen Beifall geben. Die zahlreichen Lehrzimmer liegen rings um einen weiten, mit einer doppelten Säulenhalle umschlossenen Hof. Daß mehrere Päpste und eine Menge Cardinäle aus dieser Anstalt hervorgegangen, wird dem Besuchenden keineswegs verhehlt. Außer den Wohnungen der Jesuiten gehört zur Anstalt eine reiche Bibliothek, eine Sternwarte, ein botanischer Garten und das vormals berühmte Museum des Pater Kircher. — In dem prächtigen Gebäude der Universität hörte ich mit Vergnügen einige geistreiche Vorträge über vergleichende Anatomie und Naturgeschichte, während ich mich an den Vorträgen in anderen wissenschaftlichen und sprachlichen Fächern nicht eben sonderlich erbaute. Die Universität wurde im Jahr 1303 gestiftet, und das von Michel Angelo unter Leo X. begonnene Gebäude führt den Namen „La Sapienza" von einer Inschrift, welche besagt, daß aller Weisheit Anfang die Furcht Gottes sei. — In der Malerakademie di S. Luca sah ich außer einigen trefflichen Gemälden von Raphael, Tizian, Claude Lorrain und Salvator Rosa, auch den in einer krystallenen Schale eingeschlossenen schöngewölbten Schädel Raphaels. — Unter den vielen milden Stiftungen tritt besonders das ungeheuer große Heilige Geist-Hospital (Spedale di S. Spirito) hervor, welches für männliche Kranke bestimmt und mit einem Findel- und Armenhause verbunden ist.

---

Sanct Peters Dom ist die Sonne, welche leuchtend über der ewigen Stadt ihre Strahlen meilenweit nach allen Seiten hin aussendet, um die Pilger mit magnetischer Kraft festzuhalten und in ihre Kreise zu bannen. Woher man immer kommt, ob aus Süd, Nord, Ost oder West, immer blitzt zuerst am tie-

blauen Himmel das goldene Kreuz der Peterskuppel auf. Selbſt die Schiffer auf der See bezeichnen dem ahnungsvollen Auge des Reiſenden einen lichten Punkt über dem dunkeln Nebelſtreif der Küſte als das Kreuz auf der Peterskirche. Kein Tempel in der ganzen Chriſtenheit iſt in weiteren Fernen ſichtbar als dieſe Kathedrale, keiner ergreift beim erſten Erſcheinen die Seele des Nahenden tiefer, als dieſes ſchimmernde Bogenrund, das immer gewaltiger am Horizont ſich aufbaut; dadurch ſendet die alte Roma dem in die Heimath zurückkehrenden Fremdling noch den letzten Scheidegruß zu.

Kurz vor meiner Abreiſe beſtieg ich nebſt einigen deutſchen Künſtlern die Kuppel von Sanct Peter. Ein Erlaubnißſchein des Magiordomo, auf ſechs Perſonen lautend und ohne Mühe von jedem Geſandten deutſcher Mächte zu erhalten, öffnet die Thüren zu den Treppen des Rieſenbaues. Schon auf dem Dach der Kirche, zu dem eine ſanft anſteigende Treppe von ſolcher Breite führt, daß man zu Wagen hinauffahren könnte, iſt die Ausſicht weit und überraſchend. Zumal der Petersplatz mit den beiden in zwei geöffneten Halbkreiſen ihn umſchließenden Säulengängen nimmt ſich nirgends großartiger aus, als vom Steingeländer des Daches auf der Façade. In einem Seitenthurme ſteigt man auf leichter Wendeltreppe vollends bis zum Eingang der Kuppel hinauf. Von der ungeheuren Größe derſelben bekommt man erſt einen Begriff, wenn man auf die nach innen zu ſie umgebende Gallerie hinaustritt. Die Höhe der Laterne erſcheint faſt noch eben ſo groß als die Tiefe, zu der man in's Innere der Kirche hinabblickt. Der größte Durchmeſſer der Kuppel beträgt mit Inbegriff der dicken Mauern 222 Fuß (über 266 Palm), ihre Höhe von der Plattform des Daches bis zur Kreuzesſpitze 350 Fuß (420 Palm); vom Fußboden der Kirche bis zum Auge der Laterne rechnet man 480 Fuß (552 Palm), bis zum Kreuz 494 Fuß (593 Palm); die Höhe des Ganzen wird auf 518 Fuß (616 Palm) geſchätzt. Das Innere der Kuppel iſt mit vergoldetem Stuck und kunſtvollen Moſaikarbeiten ausgelegt. Die Engelsgeſtalten, welche den unterſten Kuppelrand umſchweben und von unten aus geſehen nur mäßig großen Kindern gleichen, verwandeln ſich hier in übermenſchliche Rieſen. —

Ein ziemlich schmaler Gang zwischen der inneren Kuppelwand und dem äußeren Mantel derselben führt hinauf zur Laterne, die von einem zu sicherem Austritt eingerichteten Kranz umgeben ist. Von hier aus kann man den bewundernswürdigen Bau bequem überschauen und namentlich auch die Construction der Kuppel genau betrachten. Wegen der Risse, die sich nachmals an derselben zeigten, ist sie, außer den beiden bei ihrer Erbauung herumgelegten eisernen Ringen, noch mit sechs anderen befestigt worden. Das Dach der Kirche gleicht auf den ersten Ueberblick wegen der Menge der auf demselben sich erhebenden Bauwerke der Giebeldächer, Gewölbe und niedrigeren Kuppeln fast einer kleinen Stadt. Der Sacristeiplatz, die päpstlichen Gärten, die Höfe und Gebäudemassen des Vatican liegen in allen ihren Theilen unter unseren Füßen ausgebreitet. Das Auge haftet aber nicht lange an diesem zunächst Gelegenen, es schweift über das weit ausgegossene Häusermeer der Stadt mit dem unendlich mannigfachen Wechsel in den Formen der Kuppeln und Kirchen, der Paläste und Tempel, der Thürme, Säulen, Obelisken, uralten Ruinen. Dies Beieinander aller Stile und Zeiten, auf die weltumfassende Bedeutung des so merkwürdigen Schauplatzes umher hinzielend und in schönster Klarheit gesehen, verlieh dem Ganzen einen unbeschreiblichen Schwung und Zauber. Auch die große Umgebung der ewigen Stadt trat im goldenen Sonnenschein blendend und überwältigend vor Augen. Vom hohen Soracte im Nordost bis zum Westabhange des Albanergebirges lag die lange Kette der Sabinerberge mit den schneeigen Gipfeln des Apennin im Hintergrunde rund um die Campagna wie eine unübersteigliche, jeden Feind zurückwerfende Mauer. Im Westen flimmerte der Silberspiegel des Meeres hinter dem grauen Saum der bewaldeten Küste von Ostia. Wahrlich, hier spricht Poesie und Geschichte, Kunst und Natur: „Es giebt nur Ein Rom!“ —

Auf zwar schmaler, aber sehr bequemer Wendeltreppe in einer der Säulen, welche die Kuppel der Laterne tragen, steigt man hinauf bis in den Knopf der Kirche. Die Wenigsten haben Lust zu dieser Partie, die beim Eintritt in die finstere Spille, grade weit genug, um einen starken Mann mit geschmeidigen

Gliedmaßen sich hindurchwinden zu lassen, etwas unerfreulich wird. Wir ließen uns aber die kleine Mühe nicht verdrießen und schoben Einer den Andern langsam die senkrechte Eisenstiege hinauf in das eherne, von der Sonne angenehm durchwärmte Gehäuse. Es heißt dieser kolossale Knopf könne sechzehn Personen fassen. Wir waren unserer sechs und hatten allerdings Platz genug; bei einer doppelten Zahl würde es indeß in der metallenen, etwas über neun Fuß (eilf Palm) Durchmesser haltenden Kugel sehr knapp mit dem Raume zugegangen sein. Hier oben, wohin kein Geräusch, kein Laut des städtischen Lebens dringt und man sich erhaben fühlt über alles Glück und Elend, über Meinungsstreit und Fanatismus der Welt, stimmten wir in der uns umgebenden Stille aus voller Brust einen uns Allen theuren herzerhebenden Choralgesang an. Unter uns waren Werkleute thätig, die bei den feierlichen Klängen unseres andächtigen Gesanges die Arbeit ruhen ließen und den ungewohnten Tönen lauschten. Als wir wieder herabstiegen aus unserem Asyl, lüfteten sie ehrerbietig die Mützen, ließen uns schweigend vorübergehen und setzten erst, nachdem wir in der Treppensäule verschwunden waren, ihre Arbeit fort. — An der äußeren Bedachung der Kuppel kletterten andere Arbeiter herum. Sie hämmerten und nieteten schadhaft gewordene Platten fest und schwangen sich dabei mit einer Leichtigkeit, die uns schaudern machte, auf eisernen Bügelhaken, deren sich beim Anzünden der Lampen und Fackeln die zu diesem halsbrecherischen Geschäft Gedungenen zu bedienen pflegen. Man giebt ihre Zahl auf 251 Personen an, und Jeder derselben nimmt vorher das heilige Abendmahl. — Zu bauen ist übrigens immer etwas an der Kirche, am meisten aber in und an der Kuppel, und ich hörte von Vielen, daß es mit dieser Kuppel wirklich sehr mißlich aussehe, daß eine lange Dauer ihr nicht mehr zu prophezeien sei und die unbedeutenste Bewegung des alten vulkanischen Bodens ihr sehr leicht gefährlich werden, ja wohl gar den Untergang bereiten könne.

## Vierzehntes Kapitel.

Es war an einem klaren Frühlingsmorgen, als ich über die Piazza del Popolo, vorbei an den wasserspeienden Löwen der Obelisken, durch die Porta del Popolo über die Tiberbrücke fuhr. Zwei Stunden weiterhin gewähren die Anhöhen bei dem sogenannten Grabmal des Nero den letzten Blick auf die Kuppeln von Rom. Der Wagen des Vetturin aber rollte auf der alten Via Flaminia nach Foligno zu. Von dort gedachte ich, über Ancona und Bologna nach Venedig zu gelangen.

Die Campagna bot überall die lieblichsten Landschaftsbilder. An den Felsenhügeln, in den Schluchten blühten goldgelbe Blumen, und an den Hängen weideten schneeweiße seidenglänzende Ziegen. Bei Baccano begegneten wir einem Transport von Gefangenen, die auf Karren des Wegs nach den Gefängnissen von Civita Castellana und Spoleto zogen. Es waren meist Leute, welche wegen politischer Vergehungen verurtheilt waren und nun jene schaudervollen Kerker beziehen sollten, von denen ein mit uns reisender Advocat aus Spoleto eine Entsetzen erregende Beschreibung machte.

Durch hübsche Eichenwaldungen ging's nach Nepi, das mit alten Festungswerken und Wasserleitungen imponirt. Die Tuffmassen des Bodens sind hier überall durch Erdbeben auseinander geklüftet. Bäche rauschen in den tiefen Spalten zwischen senkrechten epheubekränzten Felsenwänden, bis sie sich in einem großen Thalbett vereinigen, in dessen Mitte auf dreieckigen Felszacken Civita Castellana sich erhebt, etwa zehn Stunden von Rom entfernt. Von dem hochgelegenen Kastell aus schaut man in das anmuthige Hügelland der Sabiner und hinüber nach dem weit umher mit grünbewaldeter Kuppe die Umgegend beherrschenden Monte S. Oreste (2100 Fuß hoch), dem Soracte der Alten, den jetzt statt des ehemaligen Apollotempels und des Haines der etruskischen Blumengöttin ein Kloster krönt. Prachtvoll ist die Brücke, welche über einen tiefen Abgrund hin auf thurmhohen Pfeilern die Stadt mit dem jenseitigen Ufer ver-

bindet. Von der Heerstraße zogen beim Abendsonnenschein Säumer und Eseltreiber der Brücke zu, hinter ihnen singende Mädchen, von der Feldarbeit heimkehrend, reihenweise Arm in Arm gefaßt. Ich wollte den Inhalt des heiteren Volksliedes eben in meine Schreibtafel aufzeichnen, als ein Schauspiel anderer Art meine Blicke fesselte. Unten in der Tiefe der umbuschten Schlucht, hart am Fuße eines Felsens, auf dem ein ungeheurer Pulverthurm mit dem Blitzableiter hervorragte, schlug plötzlich eine flammende Lohe auf. Prasselnd züngelte die bluthrothe Riesenschlange des Feuers schnell über Busch- und Baumwerk empor und schwang sich über die zerbrochene Wallmauer hinan nach dem Pulverthurm. Ich erwartete Geschrei und Feuerlärm zu hören. Aber es blieb Alles ruhig in der Stadt, und die über die Brücke ziehenden Menschen standen kaum einen Augenblick still, um einen Blick auf die immer stärker und gefährlicher sich emporwälzenden Gluthmassen zu werfen. So sicher fühlen sich die Leute in ihren Steinbauten ohne Holz, und die zehn Fuß dicken Mauern des Thurmes spotten der Wuth des Elementes. Es ergab sich, daß in der Nähe dieses Thurmes sich ein Schmutzbehälter befinde, in welchen man wahrscheinlich brennende Asche hinabgeschüttet. — Noch erwähne ich, daß eine Viertelstunde von hier die Ruinen des alten Falerium liegen, bei dessen Belagerung Camillus jenen nichtswürdigen Schulmeister, der die Stadt verrathen wollte, durch seine Zöglinge wieder dahin zurückpeitschen ließ.

Am andern Morgen ging's in romantischer Gegend über Borghetto und Narni nach Terni. Narni, auf steil abstürzendem Felsrücken gelegen, empfing uns mit einem eigenthümlichen Eindruck. Vor einem Muttergottesbilde auf kleinem Platz hart an der Heerstraße stand nämlich auf einer Bahre eine offene Brettertruhe. In derselben lag ein todter Mensch, den man in der Nähe des Ortes erschlagen gefunden hatte. Auf seiner Brust aber stand ein metallenes Becken, und ein Zettel daneben sprach die Wanderer an um milde Gaben zur Bestreitung von Seelenmessen für den Ermordeten. — Das Thal von Narni nach Terni gehört zu den fruchtbarsten. Es erstreckt sich in einer Länge von ungefähr drittehalb Stunden und wird von der

gründlich [illegible] Nera durchdringt. Der Boden ist allenthalben voll [illegible]. Hornvieh, Pferde, Maulthiere und Esel [illegible] aller Art, unermüdet zur Arbeit und Dienst. Schafe die Wintermonate. Ueber und Oliven die Bergabhänge. Weizen, Gerste und Hafer wollen hier in ausgiebiger Fülle gedeihen. Zum alten Latium, seit jenseits der Tiberregulirung schon, dürfen noch immer den nördlichen Theil.

Terni, zwischen zwei Armen der Nera gelegen, welche sich bei den Römern Interamna hieß, an der Eisenbahnlinie Terni-Rom, die Stadt erschließt, mag mehr als sechzehntausend Seelen zählen. Lebendige Industrie: beim Eisenwerken hier angelegt und Handel und Wandel gegen sich in der Stadt regsam; auch ist sie sauberer und besser gebaut, als die meisten kleinen Städte des Kirchenstaates. Die Fluthen und Nebel der Cascade gehemmt sich durch Schleusen und Wasserfall. — Im Süden der Velino. Dieser entspringt in den Abruzzen, durchfließt mehrere kleine Seen und nimmt verschiedene kleinere Flüsse auf, wodurch er allmählig zu einem Strome wird, der sich über Rieti in einer Höhe von dreizehnhundert Fuß über eine Felsen in die Nera hinabstürzt, und dann mit ihr vereint nach der Tiber hin fließt. Der Velino hat die Eigenschaft, Kalktheile abzusetzen, und Alles, worüber er fließt, mit einer Kruste zu überziehen. Im Alterthume hatte er erst nach und nach das natürliche Felsenbett, über welches sein Gewässer in die Nera fiel, dermaßen erhöht, daß sich die Wasser staute und bald einen See bildeten, der, immer mehr anwachsend, dem fruchtbaren oberen Thale Verderben drohte. Da ward jener Manius Curius Dentatus, der, an seinem Herde im Sabinerland Rüben in der Asche für sich zum Mittagsmahle bratend, das dargebotene Gold der samnitischen Gesandten abwies, der Wohlthäter der ganzen Gegend. Der Römer brach eine Miglie lang einen breiten tiefen Kanal durch den Kalkfels bis an den Rand des von der Nera durchflossenen Thales, und bildete so einen neuen mächtigeren Wasserfall, der bald das obere Thal von den Ueberschwemmungen des Sees befreite. Ueber den Kanal schlug er eine Brücke

etruskiſcher Bauart, ohne Kalk und Mörtel, in einem einzigen Bogen aus Quadern, von denen noch heute kein einziger auch nur um eines Meſſerrückens Breite aus ſeinen Fugen wich, obſchon ſeit mehr als tauſend Jahren eine Erdſchuttlaſt darauf drückt. Der Weg dahin geht höchſt anmuthig zum Theil durch wohlunterhaltene Orangegärten immer die grünlich blinkende Nera aufwärts. An der Seite der Felſen hinanſteigend, hört man es fernher rauſchen und brauſen und immer lauter toben, bis man endlich auf ſchmalem Felspfad hinaustritt an den Rand des Kataraktes, der vielleicht der ſchönſte Europa's iſt. Der Fluß ſtürzt in mehreren Fällen zur Nera hinab, und die beiderſeitigen Felswände ſind mit Gras und Laubwerk decorirt. Zur Betrachtung des wundervollen Naturſchauſpiels hat man verſchiedene Standpunkte zum Theil hart am Waſſer künſtlich angebracht. Auf dem oberſten ſieht man zugleich durch das wildromantiſche Thal hinaus auf Terni. Aus dem ſogenannten Schauhäuschen Pius des Sechsten überblickt man den erſten Fall. Mit furchtbarem Getöſe ſtürzt die Waſſermaſſe da über drei hundert Fuß hoch ſenkrecht hinab in ein weit ausgehöhltes Felsbecken und treibt aus demſelben in Zornwuth ſchäumend, kochend und ſprudelnd wieder hervor, um einen neuen Sprung zu wagen. Das in dichtes Staubgewölk aufgelöſ'te Waſſer ſteigt hoch gen Himmel und perlt in Geſtalt eines feinen Regens nieder, mittelſt der darin enthaltenen Kalktheilchen das Laub der Bäume und Sträucher mit einem gelblichweißen, leicht abzuſtreifenden Puder überziehend. Herrliche Regenbogen, einer über dem andern, entzücken das Auge, bis endlich bei tiefer ſinkender Sonne alle in einen einzigen zuſammenfließen, der, in den prachtvollſten Farben glänzend, hoch über dem ſchäumenden Strudel, wie ein blumenbekränztes Triumphthor, zu Ehren des Allmächtigen errichtet, ſich wölbt. — Steigt man an der Thalwand hinab, vorüber an der Tropfſteinhöhle und den ſeltſam geſtalteten Felsformen, die gleich korinthiſchen Säulen über einander ragen, ſo ſieht man den zweiten Fall des Fluſſes, welcher darauf von einer länglichen mit grüner Vegetation bekleideten Felsinſel in zwei Arme getheilt wird, die tiefer unten ſich wieder vereinen, wo endlich die ganze Waſſermaſſe in einem breiten Falle zur

Nera hinabbrauſ't. Nachdem dieſe den Velino aufgenommen, verliert ſie ſich bald unter Felſen und kommt ungefähr dreißig Schritt weiter abwärts wieder zu Tage. Auf dieſer natürlichen Brücke da, wo eine ſchattige Laubhütte an eine Felswand ſich anlehnt, erſcheint der Katarakt in ſeiner ganzen vollen Herrlichkeit. Man überſchaut mit einem Blick den dreifachen Sturz, während die Dunſtſäulen wohl bis tauſend Fuß hoch in Millionen blitzenden Diamanten emporſtäuben: ein Anblick, den keine Feder zu beſchreiben vermag. —

Der Weg von Terni nach Spoleto ſchlingt ſich langſam aufwärts durch das enge Thal der hohen Felsgebirge, die ſich auf beiden Seiten wie Zähne einer Säge aneinander ſchieben. So gewinnt man mühſam die ſteile Höhe des Monte Somma, des höchſten Punktes in dieſem Theile der Apenninen, und der 2100 Fuß hohe Scheitel des Somma-Paſſes bietet dem Auge alle Abwechſelungen einer wildromantiſchen Felſengegend dar. Auf der anderen Seite zeigt ſich in dem Krater eines vorlängſt erloſchenen Vulkanes das alte Spoleto. Die ſteil anſteigenden engen, aber ſehr reinlichen Gaſſen ſind vortrefflich gepflaſtert. In der Mitte derſelben geht meiſt ein fußbreiter Steg von gebrannten Ziegeln. Die Zahl der Einwohner mag kaum mehr als ſieben tauſend betragen. Alle Handwerker arbeiten draußen, um die Luft und das ſchmale Streifchen Blau über den engen Häuſerſpalten zu genießen. Auf keinem Arbeitstiſche fehlten Blumenſträuße in kleinen Gläſern oder Rohrbüchſen. Von dem hohen Kaſtell aus hat man eine entzückende Ausſicht auf Gebirg und Thal nach Foligno zu und auf die untere Stadt. Ein Aquaduct mit kühn geſprengten Bogen bringt das Waſſer von dem der Citadella gegenüber gelegenen Monte Luco. Zum Dom hinauf gingen wir durch das Thor des Hannibal. Es iſt ein alter Rundbogenbau aus grauſchwarzen Quadern, und der Name rührt daher, das man den Sturm des Siegers am Traſimenus *) auf dieſer Seite glücklich zurückſchlug. Der Dom hat eine herr-

*) Der Traſimeniſche See, etwa ſechs Stunden weſtlich von Perugia gelegen, ſtreckt ſich mit breitem Waſſerſpiegel über einen weiten Gebirgskeſſel hin, welcher nur nordwärts nach einer fernen Thalfläche hin ſich öffnet. An den

liche Façade von weißgelblichem Marmor. Im Chor ſieht man Lippi's berühmte Freskogemälde, darſtellend die Verkündigung Mariä, dann die Anbetung des Jeſuskindes in der Krippe, in der Mitte beider den Tod der Maria, und oben über dem Ganzen die Krönung der Madonna durch Gott Vater, der eine dreifach gegipfelte Papſtmütze trägt. In dem Bilde der Verkündigung iſt das Antlitz der Madonna von zauberiſcher Holdſeligkeit. Sie ſitzt in der offenen Halle eines Hauſes und bei der Nachricht des himmliſchen Boten ſchlägt ſie mit dem Ausdruck freudiger Ueberraſchung die Hände zuſammen. — Die Einwohner dieſer Stadt zeichneten ſich in den Kämpfen der Guelfen und Gibellinen durch den wildeſten Fanatismus aus. Als die Gibellinen alle Häuſer ihrer Gegner in Brand ſteckten, ſtieg die Frau eines Guelfen, wie ſie wahrnahm, daß ihr eigener Bruder, ein Gibelline, Feuer in ihrem Hauſe angelegt hatte, mit ihren beiden Kindern in den Armen auf den Thurm und bat von da herab um Gnade für ſich und die Kleinen. „Laß die Sprößlinge der Guelfen in die Flammen fallen, dann will ich dich retten!“ ſchrie der wüthende Bruder ihr zu. Aber die Mutterliebe war ſtärker als der Trieb zum Leben, und die Frau ließ ſich mit ihren Kindern verbrennen. —

Auf dem Wege nach Foligno kommt man durch ein breites Thal, das, im Grün der Saaten prangend, mit ſeinen reichbewaldeten Hügelketten den lieblichſten Eindruck machte. Eichen und Obſtbäume ſtehen in ſchönen Gruppen; hie und da bemerkt man üppig gedeihende Weinpflanzungen. Weit ausgedehnte Korn- und Kleefelder zeugen von dem ſorgfältigen Anbau des fruchtbaren Bodens. Zu den Seiten klettern Bergſtädtchen im bunten Uebereinander von Häuſern, Zinnen und Thürmen die Felſenhänge hinauf. In dem Thale entſpringt nahe bei der kleinen Ortſchaft Le Vene der von Virgil beſungene und von dem jüngeren Plinius ſo reizend beſchriebene Clitumnus. Der

---

übrigen Seiten treten die mit Immergrüneichen und Oliven bewaldeten Berge meiſt ganz nahe an die Ufer des Sees heran. Die Höhen werden von alten Burgruinen und verfallenen Thürmen gekrönt. Von allen Seiten ergießen ſich Waldbäche in den See, und die Gegend iſt eben ſo anmuthig, als fruchtbar.

Fluß rauscht unter einem Felsen hervor, bewässert die Wiesen, auf denen Rom einst seine Opferthiere weidete und wo man noch jetzt weiße Rinderheerden sieht, und fällt dann in den Topino. Unfern seiner Quelle steht ein kleiner Tempel von äußerst zierlicher Bauart, einst dem Flußgott geheiligt, jetzt in eine christliche Kapelle umgewandelt. Weiterhin liegt das wohlgebaute Foligno, woselbst die Vereinigung der Straßen von Florenz über Perugia und von Fano und Ancona nach Rom einen lebhaften Verkehr von Reisenden bewirkt. Die sieben tausend Einwohner zählen unter sich viele Kaufleute, Handwerker und Landwirthe. Die Manufacturen in Wollen- und Seidenzeugen sollen nicht unbedeutend sein; auch hat das hiesige Zuckerbackwerk einen bedeutenden Ruf. —

Durch eine herrliche Gebirgsgegend, wo die Höhen von der reichsten Vegetation bedeckt, die Thäler von zahlreichen Waldbächen befruchtet sind, geht es fort bis Ponte delle Trave und Tolentino. Die Landschaft von da über Macerata und Recanati nach Loretto gehört zu den fruchtbarsten und cultivirtesten in Italien. Lachende Felder, natürliche und künstliche Wiesen, Rebgelände, Maulbeerbäume und mannigfaltige Fruchtbäume umgeben namentlich Macerata und Recanati. Lebendige Hecken, aus allerlei fruchttragenden Gesträuchen gezogen, umsäumen die Grundstücke, und Leben spendende Gewässer breiten ein Netz von silbernen Adern über das Land. Macerata, die bedeutendste unter den genannten Städten, zählt ungefähr achtzehntausend Seelen und thront auf einer heiteren Anhöhe. Als Hauptstadt einer Delegation besitzt sie eine Universität, ein Collegium, zwei Akademien, ein Hospital, ein Irrenhaus und noch verschiedene andere nützliche Anstalten. Das Hauptthor ist eine Art von Triumphbogen mit toskanischen Pilastern und einem dreifachen Durchgang. Die Straßen sind wohl gepflastert, und man sieht viele ansehnliche Gebäude. — Zwischen Macerata und Recanati öffnet sich ein weites von der Potenza durchströmtes Thal. Nachdem man den Fluß auf langer hölzerner Brücke überschritten, kommt man zu den Ruinen des alten, von Septimius Severus angelegten Helvia Ricina. Es sind davon nur noch wenige Reste, unter andern die eines Theaters, übrig

geblieben. Lang und ſchmal dehnt ſich auf einer Höhe Recanati aus. Auf einer hohen Mauer bezeichnet eine Art von Basrelief die Stelle, wo einſt die Engel mit dem heiligen Hauſe von Loretto ausruhten. Vor dem öſtlichen Thore des Städtchens erſchließt ſich eine überraſchende Ausſicht hinab über das ſchöne Land nach Loretto, deſſen Thürme hoch in die Lüfte ragen, hinein in die Thäler der Abruzzen, hinaus auf das am Horizont blauende adriatiſche Meer.

Es war am Tage des heiligen Joſeph, als wir unſern Einzug in Loretto hielten. Schon lange vor den Thoren geben die Schaaren von Bettlern zu erkennen, daß man ſich einem bedeutenden Wallfahrtsort nähert. Männer, Weiber und Kinder ſtehen da truppweiſe an der Straße und verlangen unter allerlei Sprüchen und Grimaſſen ihr Almoſen. Viele fallen auf die Knie, Andere werfen ſich der Länge nach auf die Erde und küſſen den Staub oder Koth, um anzudeuten, wie heilig der Boden ſei. Welch ein ſchreiender Contraſt zwiſchen dieſen halbnackten bleichen abgezehrten Geſtalten und der ringsum blühenden Natur, welche die geringſte Anſtrengung mit hundertfältigem Segen lohnt! — Die Stadt liegt ſehr reizend auf einer ziemlich ſteilen Höhe und mag etwa ſechs tauſend Einwohner zählen, welche faſt lediglich von den Pilgern leben. Der weite Hauptplatz iſt theilweis mit Arkaden und mit einem Springbrunnen geziert, aber durch unzählige mit Roſenkränzen, Bildern und allerlei anderen geweihten Gegenſtänden angefüllte Krambuden verunſtaltet. Bei unſerer Ankunft kam eben eine lange bunte Proceſſion, grelle Muſik an der Spitze, aus der Kathedrale und zog ſingend durch die Straßen. Am Eingange der Kathedrale prangt auf marmornem Fuß die bronzene koloſſale Statue von Sixtus dem Fünften. Auf den bronzenen Thüren des Eingangs ſind in erhabener Arbeit Scenen aus dem alten Teſtament dargeſtellt. In der Mitte des Innern ſteht, grade unter der prächtigen Kuppel des Doms, die Caſa Santa. Dies iſt das von der Jungfrau Maria einſt zu Nazareth bewohnte Haus. Helena, Conſtantins des Großen Mutter, hatte daſſelbe auf einer Pilgerfahrt in's gelobte Land entdeckt und mit dem Crucifix, ſo wie mit dem Standbild der Madonna aus Cedern-

holz, beides vom Apostel Lukas geschnitzt, ausgestattet gefunden. Die Kaiserin ließ über das noch völlig unversehrte Haus einen Tempel bauen, der von Gläubigen aus aller Welt zahlreich besucht wurde. Als aber die Saracenen den Tempel zerstörten, ließ der Heiland das Haus seiner Mutter durch Engel auf einen Berg Dalmatiens in Sicherheit bringen. Es blieb jedoch daselbst nicht lange stehen, sondern erhob sich auf einmal wieder in die Luft und wurde von Engeln über das adriatische Meer nach Italien getragen, wo es nach mancherlei Schicksalen endlich im Jahr 1294 seinen jetzigen Standpunkt erhielt. Es ist ungefähr zwei und dreißig Fuß lang, dreizehn Fuß breit und gegen zwanzig Fuß hoch, aus Backsteinen erbaut, aber außerhalb mit carrarischem Marmor überkleidet und mit Bildhauerarbeiten, die Geschichte der heiligen Jungfrau darstellend, im edlen Geschmack verziert. Der Boden umher ist mit Marmorplatten belegt. Das Innere des Hauses selbst wird durch ungefähr funfzig goldene und silberne Lampen erhellt, welche einen magischen Lichtschein verbreiten. Die Thürpfosten und Fenster sind mit Silberblech überzogen, die Mauern mit allerlei kostbaren Gelübdetafeln und anderen werthvollen Gegenständen bedeckt. Hinter einem Gitter, über einem reichverzierten Altar, zeigt sich das wundertätige Marienbild aus Cedernholz, umstrahlt von Gold und Edelsteinen, aber völlig geschwärzt vom Ruß der vielen Lampen. Rechts zunächst dem Altar befindet sich eine kleine Zelle, in welcher die Jungfrau betete, als der Engel Gabriel sie besuchte. Auch sieht man noch den Kamin, in welchem sie kochte. Jetzt steckt jeder Pilger seinen Kopf dahinein und küßt das Gemäuer. Auch an vielen anderen Stellen zeigen die Wände tiefe Spuren des Geküßtwerdens. Nur auf den Knieen rutschend nahen Gläubige dem Heiligthum, wodurch die marmorne Thürsohle schon ganz ausgehöhlt wurde. Die Zahl derselben wuchs in früheren Zeiten oft des Jahres bis auf zweimal hunderttausend und darüber. Jetzt soll der Zulauf sehr abgenommen haben, besonders seitdem man gefunden, daß die Bausteine der Casa Santa ganz denen entsprechen, aus welchem die ältesten Landhäuser um Loretto aufgeführt wurden. —

Die Landschaft von Loretto nach dem fünf Stunden ent-

fernten Ancona ist ein angenehmes fruchtbares und ziemlich bevölkertes Hügelland, von zwei Flüssen, dem Aspido und Musone, bewässert. Die Festung, Hafen-, Galeeren-, Garnison- und Judenstadt Ancona, einst von Syrakusern gestiftet und jetzt von etwa dreißig tausend Menschen bewohnt, ist zwischen den Bergen S. Ciriaco und Guasco eingekeilt und zieht sich an diesen Felsen, vom Meere emporsteigend, amphitheatralisch hinauf. Die Straßen sind eng, krumm, schmutzig, die Häuser wegen des knappen Raumes sieben bis acht Stockwerk hoch in die Luft gebaut. Die fünf tausend Juden haben ein eigenes Quartier inne. Ancona ist seit 1732 ein Freihafen und steht in ziemlicher Blüthe. Ein alter Molo von zwei tausend Fuß Länge sichert den Hafen. Hier steht ein Triumphbogen Benedict's XIV., eben so plump und geschmacklos, als der antike Triumphbogen des Augustus auf dem alten Molo glänzend, leicht und gefällig. Dieser, in weißem Marmor schimmernd, imponirt durch ungemeine Zierlichkeit, wenn gleich er nicht groß ist, denn jede Front zeigt nur vier korinthische Säulen. Außer diesem fast unverletzt erhaltenen Denkmal des Alterthums finden sich noch Spuren eines mächtigen Amphitheaters. In der Kathedrale, welche jetzt die Stelle des vormaligen Venustempels einnimmt, finden sich noch einige, vielleicht daraus her stammende Säulen, so wie ein antiker Sarkophag von ausgezeichneter Arbeit; außerdem Gemälde von Guercino und Lippi. Die Kirche S. Francesco bewahrt unter andern ein Gemälde von Tizian. Die gothische Façade der Börse Loggia de' Mercanti, mit Fresken von Pellegrino Tibaldi, erinnert an die Loggia von Florenz. Schön ist der Menschenschlag der Gegend, nicht weniger schön die Lage der Stadt. Die Fernsichten von den Höhepunkten umfassen die ganze Küste bis gen Venedig. Einen köstlichen Genuß gewährt auch eine Meerfahrt längs der südwärts gelegenen, von schäumendem Wogenschlag umbrandeten Felsklippen, und mancher Punkt erinnert an Genua. —

Durch eine weite, zum Theil sehr fruchtreiche Ebene ziehen wir weiter nach Sinigaglia (galja). Die sennonischen Gallier sollen ihr den alten Namen Sena Gallica gegeben haben. Die Lage der sehr regelmäßig gebauten Stadt an der Mündung der

Misa begünstigt den Küstenhandel, womit sich die Einwohner vorzugsweise beschäftigen. Die Messe im Juli versammelt viele Kaufleute, besonders aus Dalmatien und den griechischen Inseln. Einst strömte bei der Gelegenheit halb Griechenland hieher zusammen. Die berühmte Sängerin Catalani erblickte an diesem Orte (1784) das Licht der Welt. In dem Wirthshause, worin ich übernachtete, fielen mir die ungeheuer hohen Betten auf, welche man nur mit der größten Anstrengung erklimmen kann. Einmal hinaufgekommen, befand ich mich kaum zwei Spannen unter der Zimmerdecke, und vor dem Einschlafen bat ich meinen Schöpfer, mich vor dem Herausfallen gnädig zu bewahren.

Jenseit Sinigaglia überschreiten wir auf langer hölzerner Brücke den Metaurus (Metro). In der Nähe werden häufig Knochen von Elephanten ausgegraben. Diese zeugen noch von jener merkwürdigen Schlacht des zweiten punischen Krieges, in welcher funfzig tausend Karthager sammt ihrem Feldherrn Asdrubal fielen. — Ungefähr eine Stunde hinter dem Metaurus zeigt sich mit einem römischen Triumphbogen, der das Stadtthor bildet, Fano, und unfern davon liegt im rauhen Gebirg auf hohem Fels Raphael's Vaterstadt Urbino. Auf der Ebene zwischen Fano und Sinigaglia sammeln sich im Frühjahr Tausende von Lerchen, die man mittelst Netzen fängt oder schießt. Ueberhaupt machen die Italiener überall lebhafte Jagd auf die Vögel und schonen dabei selbst der Nachtigallen nicht. Deshalb hört man in den Gebüschen und Wäldern auch nur selten so mannigfaltigen Vogelgesang, wie in der Schweiz und in Deutschland. — Einen ungemein freundlichen Eindruck macht Pesaro, am Ausfluß der Foglia (Isaurus). Auf dem großen Marktplatz springt eine Fontaine, und die graden offnen Straßen belebt eine Bevölkerung von funfzehn tausend Seelen. Hier wurde der geniale Operncomponist Rossini (1792) geboren, und hier glänzte einst durch Pflege der Kunst der Hof der Rovere's, Herzöge von Urbino; Tasso und Ariost feierten denselben als Asyl der Musen. Der alte herzogliche Palast ist jetzt verfallen; doch steht in dem ehemaligen Schloßgarten noch das Lusthaus, welches der Dichter Bernardo Tasso (starb 1575 zu Rom im Kloster

S. Onofrio, wo auch sein Sohn Torquato endete) bewohnte. Unter den gebildeten Einwohnern giebt sich noch immer wissenschaftliches Streben kund. Man hat eine ziemlich reichhaltige Bibliothek, ein Museum, einen botanischen Garten, so wie eine wohlbestellte Buchdruckerei verbunden mit Buchhandel. — Die Straße nach Rimini läuft fast immer an der flachen Meeresküste hin und ist größtentheils mit Maulbeerbäumen bepflanzt. Unterwegs erblickt man zur Linken auf hohem rauhen Fels die Stadt und merkwürdige Republik S. Marino, mit Einschluß von zwei Dörfern nur sieben tausend Einwohner zählend. Dieser kleine Staat hat eine Armee von vierzig Mann und eine Burg nebst drei Forts mit vier Kanonen. Die Regierung führt ein Capitano der Stadt und einer des Landes, alle sechs Monat neu zu wählen. Ihnen zur Seite steht ein größerer Rath von sechzig und ein kleinerer Rath von zwölf Mitgliedern. Ein Oberrichter wird alle drei Jahr wohlweislich außerhalb der Republik gewählt.

Rimini, das alte Ariminum an der Mündung der Marechia, besitzt noch bedeutende Alterthümer. Gleich beim Eintritte durch das römische Thor erhebt sich ein Triumphbogen des Augustus; vor dem entgegengesetzten Thor bewundert man die kostbare antike Marmorbrücke über die Marechia; im ehemaligen Kapuzinerkloster sieht man Reste eines Amphitheaters, und auf dem Marktplatze wird ein Piedestal gezeigt, das man für den Rednerstuhl ausgiebt, von welchem herab, Cäsar sein Heer nach dem Uebergang über den Rubico angeredet haben soll. Die alte Kathedrale, jetzt in eine Kaserne umgewandelt, steht auf den Ruinen eines Tempels von Castor und Pollux. Unter den Kirchen zeichnet sich die des S. Francesco aus. Der Hafen, einst dicht am Meer gelegen, ist jetzt wohl tausend Schritt davon entfernt und ganz versandet. Daher der Verfall der im Alterthum glänzenden, im Mittelalter mächtigen Stadt, die bei ihrem weiten Umfang von kaum achtzehn tausend Menschen nur halb bevölkert wird.

Bei Rimini verläßt man die Küste und kommt dann bald an mehrere kleine Flüsse, worunter noch jetzt einer der Rubico, die andern Pisciatello, Lusa, Rugone und Ronco heißen. Alle

nehmen den Ruhm in Anspruch, den großen Cäsar auf einen Augenblick in Verlegenheit gesetzt zu haben. Die meiste Wahrscheinlichkeit hat jedoch der kleine Bach Fiumicino für sich, der bei Sevigliano unter einer altrömischen Brücke hinfließt und nachher mit dem Pisciatello vereint in's Meer fällt. Der Rubico wird nämlich von alten Schriftstellern als röthlich (puniceus) bezeichnet, und das Bett jenes Baches besteht noch jetzt aus röthlichen Kieseln, auch die Brücke ist mit dergleichen Kieseln gepflastert, und die ganze Gegend paßt dazu, daß Cäsar mit seinem Heer von Ravenna aus durch tiefe Thalgründe zog. Indeß spricht für den Rubico, einen aus dem Gebirg in mancherlei Krümmungen sich hervorschlängelnden kleinen trüben Fluß, die Volksmeinung. Man hat am Ufer desselben jenseits einer darüber führenden hohen Brücke von Backsteinen auch eine Denksäule errichtet, an deren Fuß man in lateinischer Sprache die Inschrift lies't: „Ueber diese Grenze die Waffen zu tragen, ist Nimandem gestattet." — Jenseit des lieblich geschlängelten Ronco gelangt man in dem Schatten einer schnurgraden stundenlangen Pappelallee nach dem heiteren Forli, in dessen sehenswerther Kathedrale sich das Grabmal des Mathematikers und Physikers Torricelli befindet, der den Barometer erfand (gest. 1647). — Von Forli führt eine einsame Straße durch tiefes Sumpfland nach dem alten Ravenna, einst Hauptstadt des weström ischen Reiches und der Gothenkönige, wo die Gebeine von Theodorich und Dante unter ihren Grabmälern ruhen. Die starken Mauern dieser Stadt wurden einst vom Meere bespült; gegenwärtig ist sie eine deutsche Meile von der Küste entfernt und nach dieser Seite hin von einem düsteren Fichtenwald, wie von einem Trauermantel, umgürtet. —

Die Straße von Ancona geht über Forli weiter nach Faenza, dessen bekannte Fabrik von Majolica- oder Fayencegeschirren noch immer ihren Ruf behauptet. Die fast durchgängig mit Bogengängen versehenen vier Hauptstraßen der Stadt münden auf den Marktplatz, welcher durch den Dom, das Rathhaus, das neue Theater, einen Springbrunnen und einen hohen Thurm geziert wird. Der Dom besitzt eine treffliche heilige Familie von Innocenz da Imola; auch die übrigen Kirchen

bewahren manch ſchätzbares Maler-Kleinod. Das alte Stadthaus war einſt der Palaſt der Manfredi, Herrn von Faenza, und das Fenſter des Gemaches, wo die eiferſüchtige beleidigte Francesca Bentivoglio ihren Gemahl Galeotto Manfredi ermordete, wird noch gezeigt; ja die Blutſpuren ſollen erſt ſeit wenigen Jahren verſchwunden ſein. — In der Nähe der Stadt ſind mehrere Salzquellen und die Bäder von St. Chriſtoph. Die Gegend erzeugt viel Getreide und Wein, Hanf und Flachs. Schon Plinius preiſ't die Faentiniſche Leinewand; auch betreibt man hier die Bodencultur am beſten in faſt ganz Italien, und die Bewohner gehören nicht nur zu den betriebſamſten, ſondern auch zu den gebildetſten der Halbinſel. Die Landſchaft nach Imola zu gleicht einem Garten. Die oft nahe tretenden Vorberge verdecken mit dem Grün ihrer Pflanzungen den öden Apennin. Die von hohen Pappeln umſäumte Straße zieht ſich zwiſchen Fruchtfeldern, Reben- und Maulbeerpflanzungen hin. Niedliche Landhäuſer und ſchmucke Villen, in Gärten und Cypreſſen verſteckt, zieren die Hügel; die Häuſer glänzen mit buntem Anwurf und hellen Glasſcheiben, und die vielen kleinen Ortſchaften werden von wohlgekleideten Landleuten, kräftig und fröhlich, belebt. Nachdem man bei Imola die Grenze der Romagna überſchritten, hat man bald Bologna, Lord Byrons Lieblingsaufenthalt, erreicht.

Bologna, die alte etruskiſche Felſina und galliſche Bononia, jetzt die zweite Stadt des päpſtlichen Gebietes, Sitz eines Legaten und Erzbiſchofs, zählt etwa 70,000 Einwohner. Die Straßen ſind breit, reinlich und haben zum Theil ſehr anſehnliche Häuſer, doch geben die an denſelben angebrachten Arkaden dem Ganzen ein etwas düſter-mittelalterliches Gepräge. Aus der Maſſe der Gebäude ragt der ſchiefe 380 Fuß hohe Thurm Aſinelli empor und gewährt oben einen weiten Ueberblick über die zwiſchen den Flüſſen Reno und Savena gelegene Stadt, ſo wie über die rings umher mit Ortſchaften beſäete fruchtbare Ebene der Romagna, bis hin zu den lachenden Hügeln des Vorapennin. Der neben jenem ſtehende Thurm Gariſendi, von Dante in ſeiner Hölle verewigt, iſt nur 140 Fuß hoch, aber viel ſchiefer als ſein ſchlanker Nachbar. Seine Abweichung von

der senkrechten Linie beträgt acht Fuß (bei dem in Pisa vierzehn Fuß). Nahe bei diesen Thürmen dehnt sich die Piazza Maggiore aus, der größte und schönste Platz mit dem berühmten Riesenbrunnen Johann's von Bologna und umgeben von vielen ehrwürdigen Gebäuden, unter denen die Kathedrale. In dem alten Palazzo del Podesta war das Gefängniß des ritterlichen Königs Enzio (deutsch Heinz) von Sardinien, der in der Schlacht an der Fossalata (1249) den Bolognesern in die Hände fiel und von denselben bis zu seinem Tode (1272) in anständigem Gewahrsam gehalten wurde. Unter den siebenzig Kirchen ist namentlich sehenswerth die des Schutzpatrons S. Petronius. Sie stammt aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts, wo die einst mächtige Republik in ihrer vollen Blüthe stand, und außer Sanct Peter in Rom hat nicht leicht ein anderer Tempel Italiens einen so wohlthätig tiefen Eindruck auf mein Gemüth gemacht durch Würde und Erhabenheit im Verein mit Anmuth und edler Einfachheit. Die Bronzethüren und die Himmelfahrt von Tribolo, die Bildsäulen von Campagna, Lombardo's Auferstehung über der Thür zur Linken, Fiammingo's S. Michael, Michel Angelo's Fenstermalereien sind herrliche Kunstwerke. Den Dom und die übrigen Kirchen schmücken zahlreiche Gemälde, großentheils von den Meistern der bolognesischen Schule, die mit schöpferischer Hand so viel heiliges, die Seele mit Macht ergreifendes Leben ausgegossen. Merkwürdig ist das hohe Alter dieser Künstler. Franceschini vollendete in seinem achtzigsten, Colonna im sieben und achtzigsten, Tiarini selbst im ein und neunzigsten Lebensjahr noch jugendlich kräftige Erzeugnisse des Genies. Domenichino, Guercino, Albano, Guido Reni mögen die bekanntesten Mitarbeiter und Nachfolger der Caracci's sein, unter denen Ludwig Caracci († 1619) durch Correctheit und Anmuth, Hannibal Caracci († 1609), der berühmteste seines Namens, durch Kühnheit und Kraft des Stils hervorstechen. Des letzteren Bruder Augustin († 1602) ist zugleich einer der trefflichsten Kupferstecher. Von der außerordentlichen Fruchtbarkeit der Caracci zeugen die Sammlungen in vielen Palästen und in der Gallerie Zambeccari, vor Allem aber in der Akademie der schönen Künste, wo in den Räumen des ehemaligen Jesuiten-

klosters einer der reichsten Schätze der Malerkunst aufbewahrt wird. Da bewundert man Raphaels heilige Cäcilie, Giulio Romano's Johannes in der Wüste, Hannibal Caracci's Himmelfahrt der Maria, Guido Reni's Kindermord, Domenichino's Agnes, Albano's Taufe des Herrn, Guercino's St. Felice und Bruno, Augustin Caracci's St. Hieronymus, der mit Domenichino's Stücke desselben Namens wetteifert, und andere Meisterwerke. Wie keck und kühn sind nicht die Gestalten besonders des Hannibal Caracci, wie edel die Köpfe des Domenichino, wie frisch die Farben und sauber der Faltenwurf an den Gewändern des Guido Reni, wie ausdrucksvoll die Schöpfungen des Guercino, wie leicht und anmuthig die des Albano, den ein sinniger Beurtheiler wohl nicht mit Unrecht den Anakreon der Maler genannt! — Raphael's heilige Cäcilie, bekannt durch viele ausgezeichnete Copien, ist eins seiner tiefsten und innigsten Bilder. Es bezeichnet die Idee der dreifachen Musik, der weltlichen, kirchlichen und himmlischen. Der Ausdruck in den verklärten Zügen der Heiligen spricht das seligste Entzücken bei dem Lauschen der Engelstöne aus, wie Jemandes, der unvermuthet die langersehnte Stimme eines Heißgeliebten erklingen hört.

Die Universität, welche im Mittelalter die ausgezeichnetste Rechtsschule der Welt besaß und ihre Schüler nach zehntausenden zählte, erfreut sich noch heute besonders im medicinischen Fache eines regen geistigen Lebens und Strebens. Hier glänzte noch neuerlich der treffliche Mezzofanti, der nicht weniger als zwei und dreißig lebende Sprachen redete. Der innere Hof des mit allem Luxus der Kunst ausgestatteten Gebäudes enthält Statuen berühmter hiesiger Professoren und Professorinnen, wie eines Galvani, einer Laura Bassi, die in der Philosophie, und einer Clotilde Tambroni, die in der griechischen Sprache lehrte. Diese wunderliche Erscheinung von Frauen auf den Kathedern Bologna's hat noch bis zur jüngsten Zeit fortgedauert, wo eine gelehrte Dame Vorlesungen hielt über Theile der Jurisprudenz, eine andere über Anatomie und Chirurgie. Das Museum der Universität birgt unter anderen Schätzen die Cospianische Patera, die Geburt der Minerva darstellend. Die Bibliothek zählt

gegen 15 000 Bände nebst 4000 Manuscripten. Der botanische Garten nimmt über fünf Morgen ein und enthält eine schöne Pflanzensammlung und auch ein Mineralien-Cabinet.

Bologna gilt für die wollüstigste italienische Stadt, daher findet man in der That für immer ein volles Haus. Auch der gute Schinkenhändler wendet seine Zeit nicht [illegible] Augenblicke dazu, um in Kaffeehaus und Restaurant ein köstliches Mittagsmahl zu sich zu nehmen. Der Handel Bologna's scheint hier als sichernde Folge der Lectüre, wie der einer alten Universitätsstadt, die in vielen Dingen [illegible] muß. Seine Lage macht sie reich an Lebensgenüssen, namentlich auch an vielfachen Genüssen an und mit sie sehr angenehm. — Die Bologneser gelten für sehr [illegible] an der Gemeinschaft, unverschämt in der Gemeinheit. Im Theater kann man sie als sehr laut, [illegible] kennen. Daß sie gern mit ihrer Aufmerksamkeit prahlen, mag man ihnen um so leichter verzeihen, da sie sich der [illegible] Thaten sehr [illegible]. Mutbrunn und [illegible] Gewerbe zieren durch die Straßen; namentlich die Schuhmacher [illegible] [illegible] Hände. Sogar der [illegible] Bettler nennt sich [illegible] der Kunst, „der Feine". Der Adel ist [illegible] [illegible] [illegible] und die [illegible] und [illegible] aus der Ebene herumschauenden Hügel [illegible] Villen, Palästen, Kirchen und anderen Bauten in [illegible].

Eine halbe Stunde von der Stadt liegt auf einem Hügel die [illegible] Kirche der heiligen Jungfrau Madonna di S. [illegible], zu welcher von einem [illegible] Arkadengange, welcher der Kirche [illegible] [illegible] hat. Dieser [illegible] und mehr als [illegible] [illegible] [illegible]. Obwohl dieser [illegible] Kirche ist es jetzige Zeit zu Bologna einen Versammlungsort der Lesenswerthen, d. h. zu [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Der große [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. — Den Anblick von Bologna [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

an einem Arme des Po. Sie war im sechszehnten Jahrhundert eine der bedeutendsten Städte, wo Künste und Wissenschaften unter dem Schutze der Herzoge von Este blühten. Arioſt, ihr damaliger Bürger, ergießt sich über sie in dichterisches Lob und hegt die Hoffnung, daß ihr Ruhm sich immer mehr ausbreiten werde. Aber nachdem sie in die Gewalt der Päpste kam, sank sie schnell und zählt jetzt statt der früheren hunderttausend, kaum dreißig tausend Einwohner. Die breiten Straßen sind menschenleer und so verödet, daß Gras zwischen den Quadern wächst. Das von einem päpstlichen Legaten bewohnte, mit vier starken Thürmen und Wassergräben umgebene erinnerungsreiche Schloß ist in seinem Inneren halb verfallen. Mehr Anziehendes hat für den Fremden Arioſt's Haus mit dem Garten, in dem er gern grub und pflanzte. Hier schrieb und starb er (1533). Sein Grabmal ist in den prächtigen Hallen der reichen Bibliothek aufgestellt. Im Annaspitale wird ein finsteres Loch als Tasso's Gefängniß gezeigt; aber die ganze Beschaffenheit des Ortes macht es unglaublich, daß der Sänger des befreiten Jerusalems, dem man die Liebe als Wahnsinn anrechnete, darin sieben Jahr und zwei Monate würde ausgehalten haben.

Bei Lagoscura setzten wir über den ruhigen, breiten, fast seeartig erscheinenden Po. Das geringe Gefälle verursacht, daß der Strom zur Zeit häufiger Regengüsse oft aus seinen Ufern tritt und große Strecken überschwemmt. Um diesem Uebel zu wehren, hat man die Ufer mit hohen Dämmen eingefaßt. Da aber das Strombett sich mehr und mehr auffüllt, so müssen auch die Dämme immer erhöht werden, und dadurch geschieht's, daß der Wasserspiegel an manchen Stellen über dreißig Fuß höher liegt, als das angrenzende Land. — Mit dem Uebersetzen über den Po verläßt man die päpstlichen Staaten. Am jenseitigen Ufer läuft die Straße eine Strecke weit auf dem hohen Damme fort. Etwas weiterhin erblickten wir die niedlichen Häuser des Dorfes Polesella, zum Theil in blühende Obstbäume versteckt. Es war gerade Feiertag, und die Bewohner standen in malerischen Gruppen auf der Straße oder spielten, Groß und Klein durcheinander, auf den Wiesen. Die Mädchen trugen Sträuße von Hyacinthen, Primeln und anderen Blumen in den

Haaren und tanzten ſingend unter den Bäumen oder am Ufer des vom Abendſonnenſchein geröthelten Stromes, der ihre Geſtalten gar lieblich zurückſtrahlte. Alles athmete Luſt und Freude. Von da führen meilenlange, ſchnurgerade herzbeengende Pappelalleen nach Nerige durch eine unabſehbare grüne Ebene voll Korn und ulmenumſchlingenden Wein. Von links her aber blauen die cyzameiſchen Berge, eine letzte Erinnerung an den Farbenzauber der Albaner- und Sabiner-Gebirge.

---

Die Nacht war bereits angebrochen, als uns das von Padua herkommende Dampfroß auf langer Lagunenbrücke in die Meerſtadt Venedig hineintrug. Auf einmal ſchimmerte eine Menge Lichter aus dem Waſſer hervor; der Zug hielt ſtill, und beim Austritt aus dem Bahnhofsgebäude umfing mich ſogleich eine Gondel. In dem ſchwarzen ſargähnlichen Fahrzeug auf weichem Kiſſen orientaliſch hingeſtreckt, vernahm mein Ohr alsbald keinen andern Laut als den einförmigen Schlag der Ruderer und ihr kreiſchendes: Eh' und Ah! womit ſie beim Begegnen Anderen ausbogen, die gleich dunkeln Schatten an uns vorüber ſchwebten. Zu beiden Seiten ſtiegen Häuſer, Paläſte, Kirchen aus der Fluth empor. Aus einem der Paläſte ſah ich durch einen äußeren Thorweg feſtlich gekleidete Geſtalten begleitet von Fackelträgern nach einer Gondel hin ſchreiten, die an bemalten Pfeilern angekettet lag; aber nur einen flüchtigen Blick hatte ich von der Scene, denn eine der vielen Brücken, die ſich auf uns herabzuſenken ſchien, verdeckte ſie ſogleich wieder. So fuhren wir auf Waſſerſtraßen durch dieſe geiſterhaft düſtere, in ſeltſames Schweigen gehüllte Stadt, wo nur hie und da aus den Fenſtern einige helle Strahlen in die grauliche Tiefe niederfielen und den umnachteten Spiegel beſternten. Endlich kamen wir an einer Treppe an, die vom Waſſer herauf zu einem großen Hauſe führte, in welchem ich mich, nachdem ich durch unzählige Corridore und Gallerien gegangen, zur Ruhe legte.

Am folgenden Morgen galt mein erſter Beſuch dem Marcusthurm, der frei und ſchlank bis zu einer Höhe von 335 Fuß ſich erhebt und in der Mitte des zwölften Jahrhunderts vollendet

wurde. Ein bequemer Gang ohne Stufen führt auf die Gallerie desſelben. Von dort herab überſchaut man mit Einem Blicke die triangelförmige Stadt mit ihren 15,000 Häuſern, ihren 154 nach allen Richtungen laufenden Kanälen, ihren 450 Brücken, ihren ſechs Häfen, von Schanzen und Batterien geſchützt, ihren Lagunen, die bald als Gewäſſer, bald als Sumpf erſcheinen. Mehr als hundert größere und kleinere Inſeln liegen ringsumher verſtreut. Oſtwärts unterſcheidet man deutlich die Küſte des adriatiſchen Meeres. Gen Süden zeigen ſich viele waſſerumfloſſene Ortſchaften, im Weſten das lachende Grün der Ebene von Padua, nördlich hinter einer weiten fruchtbaren Landſchaft erglänzt mit beſchneiten Gipfeln die Kette der Alpen. Wendet man von der wundervollen Fernſicht das Auge auf die nächſten Gegenſtände, ſo iſt es da die uralte Marcuskirche mit ihren fünf orientaliſchen Kuppeln, welche die Blicke feſſelt, dann der rieſenhafte Dogenpalaſt mit den übrigen mächtigen Gebäuden, welche den Platz umgeben, endlich das auf demſelben ſich bewegende ameiſenartige Gewimmel der zwerghaft zuſammengeſchrumpften Menſchen.

Vom Marcusthurme ſtieg ich hinunter auf den Marcusplatz. Dieſer mit großen Marmorplatten belegte Platz, ſechshundert und achtzig Fuß lang und fünfhundert und funfzig Fuß breit, iſt mit dem Geſammteindruck der Umgebungen das Großartigſte und Schönſte ſeiner Art. Zwei Seiten deſſelben werden von den alten und neuen Procuratien (Adminiſtrationsgebäuden), die dritte von dem Reſidenzſchloſſe (Palazzo soverano) begrenzt und mit prächtigen Arkaden geſchmückt. An der vierten ſteht die Marcuskirche mit ihren ſäulenreichen Portalen, ihrem ſonderbaren Glockenthurm, dem viereckigen iſolirt gebauten Marcusthurm und den drei ſchlanken Standarten vor der Kirche, von denen einſt die Fahnen der drei Königreiche Candia, Cypern und Morea wehten; jetzt ſind es Oeſtreichs Farben. Auf dieſer vierten Seite tritt man nun unter den Steinlauben der alten Procuratien hervor auf einen kleineren, unter einem rechten Winkel bei dem Standpunkt der Marcuskirche ſich anſchließenden Platz, die Piazetta, wo man öſtlich den in Stil und Form eigenthümlich erſcheinenden Dogenpalaſt, weſtlich die Bi-

bliothek und das Münzgebäude*) sieht. An der Südseite aber eröffnet sich zwischen zwei rothgranitenen Säulen die Aussicht auf den Hafen mit seiner reichgefüllten winterhainartigen Mastendecoration, die Insel Giudecca mit ihren Kirchen und malerischen Gebäuden, die Insel S. Georgio Maggiore und endlich die lange breite Riva degli Schiavoni (Kai der Leibeigenen) mit ihren lärmenden Volksgruppen. Auf der einen jener Säulen von rothem Granit, die der Doge Ziani aus Griechenland brachte, prangt die Statue des heiligen Theodor, auf der andern der geflügelte Löwe von San Marco. Ueber dem Portale der Marcuskirche stehen die vier korinthischen, aus Erz gegossenen, vergoldeten Rosse, welche einst durch Nero aus Griechenland nach Rom, durch Constantin nach Constantinopel und 1204 von da durch den Dogen Dandalo nach Venedig gebracht wurden; von 1797 bis 1814 waren sie in Paris. Der im Jahr 967 begonnene Tempel selbst bietet ein seltsames Gemisch byzantinischer, gothischer und italienischer Bauart. Die Decke der Vorhalle ist ganz mit Mosaik ausgelegt. Drei bronzene Thüren mit eingelegten Arbeiten aus Silber führen in das Innere, wo der wellenförmige Fußboden von Jaspis und Porphyr Thiere, Bäume und Hieroglyphen darstellt. Ueber demselben erhebt sich ein Wald von kostbaren Säulen, deren Zahl im Ganzen auf fünfhundert angegeben wird. Das Gewölbe, die Bogen und die Kuppeln alle sind voll Masaik, die Altäre und Kapellen mit Gold, Silber und Edelsteinen überladen. Dies Alles bringt am Abend, wenn die Sonne ihre Strahlen durch die gedrückten Bogenfenster hereinsendet und die vergoldeten Wände erleuchtet, eine eigenthümliche feenhafte Wirkung hervor und man möchte sich eher in einen Palast von „Tausend und eine Nacht" versetzt wähnen, als in ein Gotteshaus der Christen. In der Kapelle Zeno befindet sich Alberghetti's berühmte Bildsäule der Jungfrau in Schuhen und Leopardo's St. Jakob. Die Bronzethür an der Sacristei hinter dem Hauptaltar ist ein Werk Sansovino's, an welchem er dreißig Jahr arbeitete; auch die Evangelisten des Chors in Bronze sind von ihm. Außerdem giebt es hier noch

*) Aus dieser Münze (Zecca) kamen 1284 die ersten venetianischen Zechinen.

viele andere Kunſtdenkmäler. Der Kirchenſchatz von S. Marco bewahrt das urſprüngliche Evangelium St. Marci, vom Zahn der Zeit aber ſo zernagt, daß man nicht weiß, ob es auf Pergament oder Papyrus geſchrieben wurde; nur hin und wieder iſt noch ein Buchſtabe ſichtbar. — An die Marcuskirche ſtößt der alte Dogenpalaſt, ein mauriſch-gothiſches Rieſengebäude, zur Zeit der Republik Reſidenz des Staatsoberhauptes, Sitz der Tribunale, Rathskammer und Staatsgefängniß. Durch den Haupteingang gelangt man in einen geräumigen Hof, wo verſchiedene alte Bildſäulen ſtehen und zwei metallene Brunnen, in denen das von den Dächern aufgefangene und in unterirdiſchen Kanälen durch große Sandlager filtrirte Regenwaſſer rein und trinkbar zum bequemen Schöpfen ſich ſammelt. Die ſogenannte Rieſentreppe führt vorüber an dem einſt ſo fürchterlichen Löwenrachen in das Innere des Palaſtes. Die meiſten Säle ſind jetzt mit Meiſterwerken der Kunſt angefüllt. Da ſieht man in Palladio's Saal den „Glauben" von Titian, eins ſeiner berühmteſten Bilder, im Anti-Collegio Paul Veroneſe's „Raub der Europa" und von demſelben die Decke im Saal der Zehn, vielleicht die ſchönſte in Italien, im großen Rathsſaal Tintoretto's „Paradies" und von demſelben die „Schlacht von Zara" im Saal der Wahl (del Scrutigno), ebendaſelbſt des jüngern Palma „letztes Gericht" und Liberi's „Sclave", ferner hier und im Rathsſaal die Bildniſſe der hundert und vierzehn Dogen von Tintoretto, Baſſano und Palma. In dem großen Rathsſaal iſt auch die Bibliothek aufgeſtellt, welche 75,000 Bände und 5000 Manuſcripte zählt. Das Muſeum dieſes Palaſtes beſitzt einige wenige, aber ſchöne Reſte des Alterthums, als die Gruppe der Leda, den Raub des Ganymedes, den Faun und Bacchus, den ſterbenden Krieger. Aus dem erſten Stockwerke des Gebäudes führt eine bedeckte Gallerie, „die Seufzerbrücke", über einen Kanal in die gegenüberliegenden Staatsgefängniſſe, die berüchtigten „Bleidächer". Außer dieſen enthielt der Palaſt noch unterirdiſche Kerker, wo die Gefangenen im feuchten Moderduft umkommen mußten, während die unter den Bleidächern vor Hitze verſchmachteten. An der Wand eines dieſer furchtbaren Kerker las ich beim Schein der Lampe, mit welcher der Führer mir

leuchtete, die mit Bleistift geschriebenen, halbverwischten Worte: »Non ti fida ad alcuno, pensa e tace!« „(Vertraue dich Niemanden, denke und schweige!)" Damit hat der Unglückliche sehr treffend den Geist einer Republik bezeichnet, wo es nichts anderes bedurfte, einen Menschen dem Kerker zu überliefern, als dessen Namen auf einem Zettel in den erwähnten Löwenrachen zu werfen. Und so vereinigt denn dieser merkwürdige Palast Alles, was erfreulich und beängstigend das Herz erfaßt. Selbst an seine Entstehung knüpfen sich unheimliche Erinnerungen, indem der Doge, Marino Faliero, welcher ihn begründet, wegen versuchten Umsturzes der Republik in dem Hofraum enthauptet, der Baumeister Philipp Calendario, welcher ihn vollendet, daselbst als Verschwörer gehängt wurde.

An der westlichen Ecke des nach dem Meer hin sich öffnenden Marcusplatzes beginnt der Canalazzo oder große Kanal, welcher die Stadt in Form eines S durchschlängelt und sie in zwei Hälften theilt. Er ist für Venedig, was der Corso für die italienischen Städte des Landes, nämlich die Hauptstraße, nur nicht mit Steinen, sondern mit „Meereswellen" gepflastert, zu beiden Seiten mit Marmorpaläſten eingefaßt; aber statt der Kutschen drängen sich da die schwarzen Gondeln. Fast mitten in der Stadt wölbt sich über diesem Kanal, siebenzig Fuß hoch und drei und vierzig breit, die berühmte Rialto-Brücke. Sie besteht aus einem einzigen Bogen von weißem Marmor und ist mit Verkaufshallen bedeckt, wie ehedem die Brücken gewöhnlich waren. Weil an derselben alle mit Lebensmitteln beladenen Schiffe anlegen, so herrscht dort beständig der lebhafteste Verkehr. — Die von der östlichen Ecke des Marcusplatzes auslaufende Riva degli Schiavoni oder der Kai führt über mehrere Brücken zu einem öffentlichen Garten, dem einzigen Punkte, wo man unter Baumgängen sich etwas in der freien Natur fühlt. Unweit desselben liegt das Arsenal. Es hat zweitausend Schritt im Umfang und ist mit starken Mauern umgeben. Den Eingang bildet eine Art Triumphthor, an dessen Seiten die beiden kolossalen Löwen stehen, welche von dem Hafen Athen's hierher gebracht wurden. Das Innere enthält in seinen großen Waffensälen viele geschichtliche Curiositäten, als Attila's Lederpanzer und Helm, türkische

Standarten, Waffen der Kreuzritter. In dem einhundertachtzig Fuß langen Modellſaal ſteht das kunſtreiche Denkmal des Feldmarſchalls Johann Mathias Reichsgrafen von der Schulenburg († 1747); auch ſieht man daſelbſt ein Modell der prächtigen Barke (Bucentoro), auf welcher der neuerwählte Doge, als Bräutigam der „Adria", zur Vermählung mit dem Meere hinausfuhr. Statt der ſechzehntauſend Arbeiter, die einſt in den Werkſtätten beſchäftigt waren, hat man jetzt kaum zwölfhundert. Der Anblick des Ganzen predigt mehr, als alles Andere, die Größe und den Verfall der Republik. — Staunenswerth ſind die Murazzi, ungeheure Dämme, welche zum Schutz gegen die Meereswellen aus großen Steinblöcken treppenartig in einer Breite von zwei und funfzig Fuß und in einer Länge von zwei deutſchen Meilen erbaut wurden. — Unter den ſieben Theatern der Stadt giebt La Fenice (der Phönix) an Größe dem von San Carlo in Neapel nur wenig nach. Fünf Logenreihen, jede zu fünf und dreißig Logen ſchwingen ſich höher und höher hinauf um das koloſſale Halbrund, und ſämmtliche Räume faſſen gegen dreitauſend Zuſchauer. Auf der Bühne iſt in Venedig nächſt der Oper hauptſächlich das Stegreif-Luſtſpiel beliebt, wie ſolches dem weichen venetianiſchen Dialekt und dem epigrammatiſchen Volkswitz entſpricht.

Außer der Marcuskirche beſitzt Venedig noch eine Menge anderer Tempel, wo man neben den Werken der Bildhauerkunſt und Malerei auch die Geſchichte der Republik an den Denkmälern ihrer großen Kriegs- und Friedenshelden ſtudiren kann. In der Prachtkirche S. Giovanni (Johannes) und Paolo (Paulus), vor welcher ſich die Reiterſtatue des Türkenbeſiegers Bartolomeo Colleoni von Leopardo erhebt, prangen die Grabmonumente der meiſten Dogen, ſo wie vieler Generale und anderer ausgezeichneter Männer. Darunter befindet ſich auch dasjenige des Marc Antonio Bragadino, welcher nach der hartnäckigen Vertheidigung Famaguſta's von den Türken lebendig geſchunden wurde. Es enthält nur die Haut des trübſelig endenden Kriegers, von ſeiner Familie theuer dem grauſamen Paſcha abgekauft, der ſie hatte ausſtopfen und auf einer Kuh in der Stadt herumführen laſſen. Zu den vielen bedeutenden Gemälden gehört St. Peters Marter von Titian, das zu verkaufen ein Staatsbeſchluß bei

Todesstrafe verbot. Die Kirche selbst, mit rothen damastbeschlagenen Pfeilern und rothseidenen Fenstervorhängen macht einen durchaus würdigen Eindruck. — In Form eines lateinischen Kreuzes steigt leicht und zierlich am Nordufer der Insel Giudecca die Kirche del Redentore empor, und der hineinfallende Abendsonnenschein ist von unbeschreiblich schöner Wirkung. In der Sacristei sieht man unter andern Bellini's Jesuskind mit den musicirenden Engeln, ein ungemein liebliches Bild. — Die Kirche der Franziscaner enthält Titians irdische Reste und Canova's Herz, eingeschlossen in einer Pyramide von carrarischem Marmor. In der Confraternita S. Rocco sieht man Titian's „Christus mit dem Henker", ein tief ergreifendes Gemälde. In San Salvadore erlabte ich mich an Bellini's „Christus zu Tische sitzend" mit einem unvergleichlich herrlichen Christuskopf. Er hat eben eine Pause gemacht in seiner tiefsinnigen Tischrede und weilt nun, weit hinausblickend, mit seinen Gedanken in der Zukunft kommender Jahrhunderte. Doch ich breche hier ab und bemerke nur, daß der große Kunstkenner Winkelmann die Kirchen Venedig's reicher nennt, als die von Rom, und sie sind es in der That noch immer. Die Akademie der schönen Künste (delle belle arti) vereinigt jetzt einen Schatz kostbarer Gemälde, welche sonst in den Kirchen und Klöstern zerstreut waren und größtentheils der venetianischen Schule angehören. Es sind mehr als vierhundert Stück. Darunter befindet sich „die Himmelfahrt der Maria" von Titian, ein Bild, welches einen unauslöschlichen Eindruck in der Seele eines jeden Beschauers zurücklassen muß. Segelgleich umrauscht dieser blaue Gewandmantel die anmuthsvolle Gestalt der Madonna, sie emportragend in die Arme Gottes. Und dies halbe Oeffnen des Mundes, dies halbe Ausbreiten der Arme, wie bezeichnet es so sprechend das erste, nur halbe, kaum den Sinnen trauende Aufzucken der Wonne des Wiedersehens, während in den sie umschwebenden Engelskindern der freie leichte Vollgenuß seligster Heiterkeit abgemalt ist. Tief unten starren die Erdenmenschen staunend und geblendet hinauf zu den Regionen der Verklärung. — In der Gallerie des Palastes Manfrini zieht vornehmlich Giorgione's „Lautenspielerin" an, welche, an einem See ruhend, mit aufwärts gewandtem Antlitz in sehnendes

Sinnen versunken ist. Die Geheimnisse ihres Herzens schwingen sich mit den Tönen durch die Luft; es ist ein Schwanenlied des verlorenen Liebesglückes, das sieht man, hört man fast sammt den lauschend umher gruppirten Begleiterinnen. — Der Palast Giustiniani alle Zattere bewahrt Padovanino's berühmten „Ganymedes", das Haus Cicognara Canova's „Beatrice des Dante", das Haus Heinzelmann, seine „Hebe", und die „Helena" desselben Meisters findet sich in der Wohnung der Marquise Testochi-Albrizzi. Den Palast Barbarigo ziert unter andern Canova's schöne Gruppe des Dädalus und Ikarus. Außerdem aber sieht man hier Bilder von Vecelli Titian in jeder seiner Stilarten beisammen; denn der Doge Barbarigo war des unsterblichen Künstlers Freund und Gönner, bei dem derselbe lebte und neun und neunzig Jahr alt (1576) starb. Hier betritt man sein Arbeitszimmer. Es ist hoch, geräumig, ein regelmäßiges Viereck; die beiden Fenster reichen mit ihren breiten Flügeln bis zu den Füßen und blicken mit dem Altan nach dem großen Canal hinunter. An allen vier Wänden hängt jetzt Bild an Bild von ihm. Als hochbetagter Greis fühlte er noch immer den Reiz des Schaffens; denn dieser gewaltige Geist konnte nicht eher ruhen, als bis er zur ewigen Ruhe eingegangen war. Aber wie bezeichnend sind die Gegenstände, die er im Bewußtsein der allmählig gelähmten und hinschwindenden Kräfte wählte! Da trieb es ihn, den am Felsen gefesselten Promotheus, den S. Sebastian am Holz und den gegeißelten Christus darzustellen. Mich aber zog vor allen seine Magdalena an. Das Bild hängt in Angeln und man rückt es sich in die vortrefflichste Beleuchtung. Faßt man diese königliche Gestalt von rechts her, so ist die Wirkung der weinenden Augen wahrhaft wunderbar. Alles Andere geht da im Gesicht verloren; nur die beiden Sonnen leuchten heraus, die Thränen werden feucht, die durchweinten Nächte wollen reden und finden keinen Laut, der das verschwiegene Weh verkünden möchte; nur der roth gewordene Tag, der wunde Augenkreis, in dem sich diese Sterne wälzen, ist der stumme unsäglich getreue Zeuge der ewig wachen schlummerlosen Qual. — Doch genug der Andeutungen, um den großen Reichthum der Kunstwelt Venedigs ahnen zu lassen!

Wenn ich so in den Museen und Sälen der Paläste das buntglühende Leben des Bilderschmuckes oder auf dem Marcusplatze wandelnd die weit hin strahlenden Erzeugnisse der Architektur betrachte, so fällt mir immer ein, wie die Menschen, die in diesen Sümpfen ihre Wohnstätten zu gründen wagten, durch die Werke der Kunst sich einen Ersatz für das von der Natur ihnen Versagte zu schaffen suchten. Meine stillen Freuden sind besonders die Lichteffecte bei ungetrübter Luft auf dem Wasser der Lagunen an den weichen Marmorfaçaden der Kirchen und Paläste, die sanfte Klarheit aller Umrisse, dies ganze heitere Hell in Hell der Farbentöne, an dessen täglichem Anblick sich das Auge der großen venetianischen Maler satt getrunken und das sie dann in ihren Schöpfungen mit so unerreichbarer Meisterschaft wiedergegeben haben.

Das Leben der hunderttausend Bewohner Venedigs strömt auf dem Marcusplatz zusammen. Die Geschichte der einst so glorreichen Republik geht auf diesem Platz an uns vorüber. Hier war von jeher der Kampfplatz der Parteien; hier ist noch heute der Hauptversammlungssaal des Volkes. Unter den Arkaden sieht man Kaufläden und glänzende Kaffeehäuser, die ihre Zeltdächer weit auf den Platz vorrücken, und hie und da bemerkt man neben den venetianischen Börsenmännern und heruntergekommenen Nobili's rauchende schweigsame Türken, bewegliche Griechen, steife Armenier. In der Mitte des Raumes bewegt sich ein buntes Gewühl um die Pulcinelle-Buden, um die Tische der Ciarlatani und Schreiber; da sieht man Gaukler ihre tollen Sprünge machen und Taschenspieler allerlei Künste zeigen; da hört man Declamationen und zum Klang der Guitarre oder Zither Lieder ertönen. Die Nachkommen der alten Tauben, die sonst am Palmsonntag von Sanct Marcus her dem Volke mit gebundenen Füßen preis gegeben wurden und die unter den Bleidächern des Dogenpalastes Schutz suchten und fanden, bedecken noch jetzt freiheitsfröhlich die Zinnen umher. — Eines Abends schlug mir von dem Marcusplatz ein blendender Lichterglanz entgegen. Er war nämlich zu Ehren anwesender gekrönter Häupter mit Strömen von Gaslicht illuminirt, welche eine künstliche Sonnenhelle über alle Gegenstände verbreiteten. Zwei

Musikbanden östreichischer Regimenter führten abwechselnd die schönsten Ouvertüren und Opernmusiken auf. Wohl mehr als funfzigtausend Menschen saßen, standen oder bewegten sich auf und abwandelnd in diesem mährchenhaft schimmernden Riesensalon, über welchem der sternenfunkelnde Nachthimmel sich in schwarzdunkler Bläue wölbte. Bei solcher Gelegenheit blüht die alte Venetia in ihrem vollen Glanz. Aber sie gleicht einer halb verblichenen Schönheit, deren Reize nur noch durch künstlichen Aufputz locken und blenden. Das helle Tageslicht offenbart überall die Spuren des Verfalles. Die Mehrzahl der einst so stolzen Paläste steht unbewohnt und verödet. Ihre verwitterten Stufen sind mit Moos und Wasserkräutern überwachsen, die Marmorsteine sind von Rissen durchfurcht und zerbröckelt, die schlanken Säulen zerborsten und ihre Kronen zersprungen. Die Thüren der Balcone hat man hie und da mit Brettern vernagelt, vielen Fenstern fehlen die Scheiben, und aus anderen hängen die Lumpen der Bewohner an Stangen zum Trocknen hervor. Und in den weiter entlegenen labyrinthisch verschlungenen Gäßchen und Kanälen, wie nagen da Elend und Armuth im Bunde mit der Alles zerstörenden Zeit an diesen Häusermassen! Nur hie und da zeigt sich freundlich auf einzelnen Plattdächern das Grün eines schwebenden Gärtchens. — Die Stille der Stadt, wo man kein Wagengerassel und kein wildes Gelärm auf den Wasserstraßen hört, hat anfangs für den Fremden etwas Unheimliches; doch gewöhnt man sich bald daran. Angenehmer ist die Abwesenheit von allem Staub und Koth. Dagegen klagt man über schlechtes Brot und Wein. An dem harten Micheli, wie das geschnörkelte Gebäck genannt wird, kann man sich allerdings die Zähne ausbeißen, und der gewöhnliche Tischwein ist ein heftiger Bursch, der sich gegen den Stöpsel empört, immer in Gährung bleibt, das Blut in Fieber setzt; indeß versteht man sich in ganz Italien nicht auf die Behandlung des Traubensaftes. In den Kaffeehäusern perlet neben dem duftenden Mokkakaffee der köstliche Cyperwein; nur will derselbe nicht in Unmaß genossen sein, sonst könnte er leicht anfangen im Leibe zu rumoren und gefährliche Dissenterie erzeugen. Im Uebrigen ist das Klima eben so mild, und weich als gesund;

denn die Venetianer erreichen unter den Italienern das höchste Alter.

Die Inseln um Venedig her laden zu den reizendsten Wasserfahrten ein. Auf Murano wohnen drei bis vier tausend Menschen, und es werden dort die einst weltberühmten venetianischen Spiegel und Glasperlen verfertigt; letztere läßt man jetzt in Böhmen schleifen. Die Insel Torcello hat einen mittelalterlichen Dom von 1008, Fosca eine Kirche aus dem neunten Jahrhundert, S. Spirito und S. Clemente, Lazarethe und Hospitäler. Unglückliche finden überhaupt in Venedig allen möglichen Beistand, und das Bürgerspital kann gegen tausend Kranke aufnehmen.

Eines Nachmittags fuhr ich hinaus nach dem Lido. So heißt die Landzunge, welche sich als äußerstes Ende der Stadt, der Insel S. Elena gegenüber, in den Kanal von San Marco erstreckt. Unterwegs gab es mir besondere Lust, auf dem klaren Grunde des flacheren Wassers die Menge von Krabben und die mit ihren Schneckenhäusern umherwandernden Einsiedlerkrebse zu beobachten. Endlich gelandet, sah ich mich auf einmal unter ganz ländlichen Umgebungen: blühende Obstbäume, grünende Hecken, von raschelnden Eidechsen durchschlüpft, von summenden Bienen und Schmetterlingen umschwärmt. Es fehlte auch sonst nicht an Leben. Gondel nach Gondel brachten Gesellschaften von Herren und weißumschleierten Damen. Ungarische und steyerische Soldaten tanzten ihre Nationaltänze; andere spielten unter den Lauben einer Schenke am Ufer; Italiener versuchten sich im Ballschlagen, und unter ihren Zuschauern bemerkte ich Gondoliere in kurzkrämpigen Hüten und hellgestreifter Kleidung, wie sie die im Dienste der Vornehmen zu tragen pflegen. Durch Wiesen ging ich im Schatten von Akazien vorüber an den schwarzen Reihen der Kanonenröhre, welche wie der Tod aus dem fußhohen Grase hervorstarrten. In einer kleinen Niederung entdeckt man zwischen den Wällen der Befestigungswerke den alten Kirchhof der Engländer und Ketzer voller versunkener Denkmale. Dieser ist viel schöner, als der auf einer andern Insel befindliche neue protestantische Todtenacker, welcher im Innern wüst und öde aussieht. Kein Baum oder Strauch darf

auf demſelben gepflanzt werden, weil die ganze Erde auf Untermauern ruht, deren Beſchädigung durch die Wurzeln man fürchtet. Nur an den Wänden der hohen Backſteinbefriedigung zeigen ſich einige Marmortafeln und Denkſteine eingemauert oder aufgeſtellt. Dort ſchlafen auch die irdiſchen Reſte des großen deutſchen Philologen Karl Reiſig, der hier in der Fülle der Mannskraft auf einer Reiſe nach Italien und Griechenland ein Raub des jähen Todes ward († 1829); aber kein Stein ehrt das Gedächtniß des ſo ausgezeichneten akademiſchen Lehrers, ſelbſt den Ort, wo ſeine Gebeine ruhen, weiß der Todtengräber nicht mehr anzugeben. — Ein dumpfes Brauſen drang herüber in die Stille dieſes Friedhofes. Ich erſtieg den Wall und ſah vor mir das blaugrüne Meer mit weißen Segeln. Ueber der Stadt aber ſtiegen ſchwarze Wolkenmaſſen empor. Bald ließ ſich aus weiter Ferne das Donnern eines Frühlingsgewitters vernehmen, und ich ſchickte mich eiligſt zur Rückfahrt an. Raſch glitten wir auf der noch ſpiegelglatten Fluth dahin. Immer prächtiger thürmte ſich das dunkele Gewölk über der Marcuskirche und dem Dogenpalaſt. Schon fielen einzelne Tropfen, und als wir an unſerem Albergo ankerten, ſtürzte Hagel und ſtrömender Platzregen unter ſtarken Donnerſchlägen vom Himmel herab. Doch eben ſo ſchnell, wie das Wetter gekommen, verzog es ſich, und das Abendlicht ſchaute wieder freundlich herein aus klarem Aether. Ueberhaupt hat die Witterung hier nicht die Beſtändigkeit Mittel- und Unteritaliens.

Am Tage vor meiner Abreiſe beſuchte ich noch in Geſellſchaft einiger Landsleute das Armenierkloſter auf der Inſel San Lazaro. Nach einer Fahrt von ungefähr drei Viertelſtunden landeten wir und wurden im Kloſter ſehr gut aufgenommen. Man führte uns in den Garten, den Speiſeſaal, in die heitere Kirche, die Schule, wo viele Jünglinge unterrichtet werden, zeigte uns die Bibliothek, welche über zehn tauſend Bände und an vier hundert orientaliſche Handſchriften enthält, endlich die Druckerei, aus welcher armeniſche Ueberſetzungen von guten Schriften hervorgehen. Unter andern ſahen wir daſelbſt das in alle Sprachen überſetzte Vaterunſer, ſo wie eine Auswahl deutſcher Autoren, die in kleinen Bändchen als Blumenleſe deut-

schen Geistes nach dem Morgenlande versandt werden. Der Mönch, der uns begleitete, mochte ein Vierziger sein. Es war eine prächtige Gestalt. In seinen Augen brannte ein mildes Feuer, und wenn er sprach, floß von seinen Lippen ein wohlklingender Strom der Rede. Einige der Mönche trugen lange silberweiße Bärte nach Art des Orients, und alle zeichneten sich durch Schönheit der Gesichtszüge, würdevolle Haltung, wohlwollendes, sanftes Wesen aus, und machten so den wohlthätigen Eindruck wahrer Frömmigkeit verbunden mit Fleiß und Thätigkeit. — Von dort zurückkehrend fuhren wir noch eine Weile in den Lagunen umher. Es sind dies Süßwassersümpfe und Untiefen nebst einer zahllosen Menge Sandbänke und Inseln, welche sich zwischen der Stadt und dem Lande von der Mündung der neuen Brenta bis Torcello in einer Länge von mehr als fünf Meilen und bis zu einer Breite von zwei Meilen hinziehen. Die Untiefen werden zur Zeit der Ebbe von dem zwei bis drei Fuß sinkenden Wasser entblößt, und um die gänzliche Versandung derselben zu verhüten, hat man mit einem ungeheuren Kostenaufwande alle Küstenflüsse in einer Länge von fünfzehn Meilen weggeleitet. Zu den Inseln gehören die sieben Lidi, welche sich lang und schmal zwischen der Brenta- und Piave-Mündung ausdehnen. Es wird auf ihnen viel Obst nebst Gemüse gebaut. Am merkwürdigsten ist der Lido di Malamocco mit zwei Forts und den daneben befindlichen beiden Häfen, wo die blutigen Seekämpfe Venedigs mit dem nebenbuhlerischen Genua ausgefochten wurden. — Der Abend war inzwischen herbeigekommen. Alle Glocken läuteten jetzt mit feierlichen Klängen das Ave Maria ein. Ein violettes Halblicht breitete sich über die Lagunen hin, als die Sonne hinter der Stadt untersank. Die zahlreichen Thürme standen schwarz und zackig vor uns, scharf abgesetzt gegen den rosenroth gefärbten Himmel, wie alte Mosaik auf Goldgrund gemalt. Von sanftem Windhauch gekräuselt, tanzten die Wellen um unsere Gondel her wie Geister, die im Hasche-Spiel begriffen sind. Allmählig senkte sich tiefe Stille auf die Wasser, und oben her blitzten die ersten Sterne. Bald wurde es hell im Osten, und in ruhig heiterer Majestät stieg vom Horizont der Vollmond

auf, den unausſprechlichen Zauber einer wonnigen Melancholie über die gigantiſchen Paläſte dieſer Marmorſtadt ausgießend. In ſolcher ſtillen Mondnacht fühlt ſich die Seele gar leicht eingelullt in Vergeſſenheit aller trübſeligen Zuſtände von heute, und umgaukelt von den Bildern einer großartigen Vergangenheit, träumt ſie noch einmal den hingeſchwundenen bunten Traum von Venedigs alter Herrlichkeit. —

---

Ein Dampfboot entführte mich innerhalb acht Stunden über den blauen Rücken der Adria nach Trieſt, dem Tergeſte des Alterthums. Die Lage dieſer von ſiebenzig bis achtzig tauſend Menſchen bevölkerten Stadt iſt ſehr maleriſch. Vom Meeresufer an heben ſich im Halbkreis Terraſſen der Berge mit Gärten bis zur nördlichen Höhe von Optſchina. Nordweſtlich wächſt auf den Höhen bei Caſtel-Duino der liebliche Proſecco-Wein. Der Hafen wird durch zwei Forts geſchützt und durch zwei mächtige Molo's gebildet, deren einer ſich in einer Länge von achtzehnhundert Fuß vorſtreckt. — Trieſt iſt eben ſo neu, als Venedig alt. Ihm fehlt der Hintergrund hiſtoriſcher Erinnerungen; dafür aber blüht ſein Handel. Der neue Dom, die Jeſuitenkirche, die Börſe, der Regierungspalaſt, das Theater nebſt der Gallerie Braig und den Reſten eines römiſchen Triumphthors: das iſt es ungefähr, was den Fremden anziehen mag. Im Dome ſteht das Denkmal des unſterblichen Johann Joachim Winkelmann, der hier unter den meuchleriſchen Dolchſtichen des Italieners Francesco Arcangeli ſeinen Tod fand (1768). In den hübſchen Kaffeehäuſern bemerkt man viele Griechen und Türken, ſelbſt Armenier. Im Thale San Giovanni haben die reichen Trieſter Kaufleute ihre Villen zwiſchen Rebengängen, Pinien, Cypreſſen, Feigen und Granatbäumen. In der Umgegend bieten die Ruinen von Pola einen Triumphbogen, jetzt Stadtthor der kleinen iſtriſchen Ortſchaft, ein ſehenswerthes Amphitheater, geräumig genug für zwanzig tauſend Menſchen, ſo wie die Ueberbleibſel einiger Tempel, von

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Ombos

# Die Weltkunde

in

einer planmäßig geordneten Rundschau der wichtigsten neueren Land- und Seereisen

für

das Jünglingsalter und die Gebildeteren aller Stände,

auf Grund des Reisewerkes

von

**Dr. Wilhelm Harnisch**

dargestellt und herausgegeben

von

Friedrich Heinzelmann.

---

Zehnter Band.

**Reisen in Afrika, durch die Länder der Nordküste und die Sahara, Senegambien, den Sudan, beide Guinea's und das Gebiet des Südens.**

Mit einem Stahlstich und einer Karte.

---

Leipzig, 1852.

Verlag von Friedrich Fleischer.

# Reiſen in Afrika

durch

## die Länder der Nordküſte und die Sahara, Senegambien, den Sudan, beide Guinea's und das Gebiet des Südens.

---

Herausgegeben

von

**Friedrich Heinzelmann.**

---

Mit einem Stahlſtich und einer Karte.

---

Leipzig, 1852.
Verlag von Friedrich Fleiſcher.

# Inhaltsverzeichniß

zu

## den Reisen in Afrika durch die Länder der Nordküste und die Sahara, Senegambien, den Sudan, beide Guinea's und das Gebiet des Südens.

---


Seite

Einleitung . . . . . 1

### I Nordafrika und die Wüste.

#### A. Algier.

Erstes Kapitel (hauptsächlich nach Constant). Ansicht Algiers vom Meere aus. Die untere Stadt. Volksgewimmel. Mauren. Beduinen. Kabylen. Straßen. Maurische Häuser. Casbah. Rundgemälde. Maurisches Bad. Kaffeehaus. Geschichtliches. Straße Bab Azoun. Das Kaiserfort. Mustapha Pascha Hussein Dey. Maison quarré. Die Razzia. Café des Platanes. Sahel. Dehli Ibrahim. Staoneli. Sidi Ferruch. Bab el oued. Maurisches Gastmahl. Mohamedanische Frauen. Gebete. Moschee. Rhamadan. Begräbnisse. Rechtspflege. Strafen. . . . . 16

Zweites Kapitel (hauptsächlich nach Lamping und Wagner). Ausflug nach dem Atlas. Metidjah. Beni Mered. Blidah. Die Schiffa. Col de Muzaïa. Medeah. Die Araberzelte. Dörfer. Stämme. Marabuts. Charakter. Kriegführung. Fantasia. Pferde. Miliana. Scorpione. Afrikanische Generale. Koleah. Hadschuten. Der maurische Sänger. Abdel Kader. Mostaganem. Matamor. Massagran. Handel und Ackerbau. Das Bukamelgebirge. Aussicht über die Provinz Oran. Das Thal Habra. Der Wald Mulei Ismael. Mascara. Das Thal Egghres. Die Ghetna der Mahiddin. Kaschruh. Oran. Mers el Kebir. Die Spanier. Der See Messerghin. Das Löwengebirge. 29

Drittes Kapitel (hauptsächlich nach M. v. S. und Zoll). Dellis. Budschia. Affen. Sturm. Dschidschelli. Stora. Philippeville. Die Kabylen. Weiber. Filfilah. Verbrüderung. Jagd. Nächtlicher Anstand. Des Guerbes. Suk el Chami. Amulete. See Fetzara. Wed Dschendel. El Arrusch. El Kantur. Smeudon. Thal Hama. Constantine. Der Rummel. Bona. Hippone. Hammam Berda. Guelma. Der Löwenjäger. Hammam Meskutine. Die Korallenküste. La Calle. Tabarca. 44

#### B. Tunis.

Erstes Kapitel (nach M. v. S.). Bizerta. Bai von Tunis. Goletta. See Boghaz. Tunis. Zwischen den Mauren. Bazars. Stadtpalast. Casbah. Ruinen von Karthago. Der Bardo. Gerichtssitzung. Empfang einer Dame im Harem. Hammamlief. Soliman. . . . . 65

Seite

Zweites Kapitel (nach Pückler-Muskau). Reise ins Innere. Uthina. Zowan, Stadt und Berg. Kairwan. Die große Moschee. Die Säulen der Prüfung. Reliquien. El Dschemm. Amphitheater. Sfax. Gärten. Mehadia. Monaster. Susa. Trudsa. Aquae Regiae. Edle Araber. Spetla. Hydrah. Keff. Thugga. Testur. Mornaghia. Rückreise nach Europa. Malta (nach Arnim und Miège). . . . . 76

C. Marocco.

Erstes Kapitel (nach Drummond Hay). Abreise von Tanger. Aeußerer Marktplatz. Gottesacker. Kuba. Casbah. Die Meerenge von Gibraltar. Der Scheik von Suang. Der Hügel Baharem. Gruß. Jagdscenen. Löwenjagd. Der Kampf zwischen dem Wildschwein und dem Löwenpaar. Die Schäfer. Empfang bei einem Araber-Scheik. Die Mona Die Zelte. Weiber und Mädchen. Kaid Alarby. Der Wald von Sahel. Djins. Christenhaß. Larasch. Der ekelhafte Heilige. Der katholische Uhrmacher. Die Schlangenbezauberer. Der Pascha von Larasch. Die Juden als Fürbitter bei Allah. Der Markt von Reysana. Der Heirathsmarkt. Abendessen. Pferdezucht. Der Rifier. Blutrache. Das Heiligthum von Muley-Abd-Selam. Schießübungen. Rückkehr nach Tanger. . . . . 98

Zweites Kapitel (nach Augustin und Beauklerk). Alcassar. Fluß Sebu. Sarhoun. Mequinez. Casbah. Gärten. Schatz. Sultan Muley Abderrhaman. Schönheit der Weiber. Fez. Hochschule. Rhamadan. Osterfest. Das Pulverspiel. Salee. Rabat. Monseria. Azamor. Marocco. Atlas. Land der Sidi Hassem. Provinz Sus. Agadir. Mogador. Tetuan. Presidios. . . . . 118

D. Beechy's Reise von Tripolis nach Barca.

Kriegszug des Pascha. Tripolis. Umgegend. Lebida. Dörfer der Zeliten. Mesurata. Der Scheich. Die große Syrte. Die Altäre der Philäni. Heuschrecken. Mahad Hassan. Zaffran. Medinet Sultan. Arabische Pferde. Gypsberg. Bengazi. Regenzeit. Argwohn der Einwohner. Arabische Ansichten über Schicklichkeit. Pentapolis. Teuchira. Ptolemata. Die Ebene Merdsch. Grenna. Derna. Bomba. Marsa Suza. . . . . 128

Die Wüste.

Ausdehnung. Bodenbeschaffenheit. Fortschreiten. Klima. Oasen. Vegetation. Die Dattelpalme. Thiere der Wüste. Völker. Die Karavanen. Das Kameel. Das Eilkameel. Der Chamsin und Samum. Fata morgana. Die Meccakaravane. Die Redscha's. Die Sahelwüste. Biledulgerid. Gärten. Bewässerung. Artesische Brunnen. Suf. Zaatscha. Wargla. Die Nomaden. Ghadames. Die Mauren. Timbuktu. Die Tuariks. Tuats. Die Sahara. Die Tibbus. Die östlichen Oasen. Siwah. Audschila. . . . . 143

II. Der Sudan, Senegambien und die beiden Guinea's.

A. Mungo Park's erste Reise zum Niger.

Dschillifrei. Pisania. Die Slatih's. Das Land des unteren Gambia. Mandingos. Häuser und Dörfer. Bentang. Sclaven. Medina. Wulli. König Dschatta. Der Mumbo Jumbo. Neobering. Bondu.

Seite

Nebenflüsse des Senegal. Böse Weiber. Fattaconda. Fulahs. Kadschaga. Kasson. Kaarta. Die Mauren. Ludamar König Ali. Flucht. Bambarra. Tornado. Armseliger Aufzug. Sego. Der Dioliba. Mitleidige Frauen. Sansandig. Sasis. Silla. Rückkehr. Bammaku. Fulah-Räuber. Der Mansa. Kamalia. Ruhe. Karfa Thara. Fieber. Gold. Handelswaaren. Regenzeit. Harmattan. Die Mandingos. Frauen. Sclaven. Mahlzeiten. Getränke. Salz. Elephantenjagd. Industrie. Kalender. Krankheiten. Belustigungen. Unterricht. Abreise. Die Dschallonka-Wildniß. Arme des Senegal. Bienenschwarm. Fulah-Räuber. Tenda-Wildniß. Rückkehr nach Europa. . . . . 165

**B. Denham's und Clapperton's Reise durch die Wüste nach dem Sudan.**

Abreise von Tripolis. Ghariangebirge. Tarrhonaberge. Beniolid. Sockna. Assudgebirge. Murzuk. Rückreise und Wiederkehr. Arabisches Geleit. Bewohner von Fezzan. Salzfelder. Traghan. Tegerrhy. Die Tibbus. Die Wüste. Bilma. Lari. Der Tschadsee. Der Ye-u. Kuka. Der Scheich el Kanemi. Der Sultan von Bornu. Angornu. Kriegszug gegen die Fellatahs in Mandara. Mora. Adomova. Die Kirdie's. Flucht. Die Mungas. Alt-Birnie. Regenzeit. Ameisen. Spiele der Eingeborenen. Büffeljagd. Löwenjagd. Die Biddumah's. Seeräuber. Fluß Schary. Loggun. Schua-Araber. Kriegszug gegen die Begharmi's. Wadah, Die Kanembus. Clapperton's Reise. Die Bediten. Sansan. Katagun. Dr. Oudney's Tod. Kano. Sackatu. König Bello. Kaschna. . . . . 194

**C. Reise der Gebrüder Lander zur Erforschung der Nigermündung.**

Erstes Kapitel. Badagry. König Aduley. Des Königs Sohn. Die Vornehmen. Hauffa Mallams. Das Mädchen vom Dschenna. Der Badagryfluß. Wow. Schmetterlinge. Bidschie. Der Häuptling. Larro. Dschenna. Der Statthalter. Menschenopfer bei Begräbnissen. Tornado. Wegegelder. Reisende Königsweiber. Konggebirge. Fellatahdörfer. Bergstädte. Katunga. Der König von Yarriba. Knechtische Ehrenbezeugungen. Die Fellatahs. Patriarchalische Regierung. Der Zauberfelsen. Nachtlager in Mussa. Kiama. Der alte König. Die Freundschaft des Negers und Arabers. Pferderennen. . . . . 217

Zweites Kapitel. Bussa Der König und die Midiki. Borgustaaten. Mungo Park's Tod. Yaourie. Die Cumbries. Geiz des Königs. Unblutige Kriege der Eingebornen. Rückkehr nach Bussa. Zartgefühl des Königs. Merkwürdiger Kopfputz. Wowau. Fetischdienst. Fest in Bussa. Tanz des Königs. Mondfinsterniß. Einschiffung auf dem Niger. Insel Pataschie. Nuffie. Lever. Die Fellatahs in Nuffie. Der gesprächige Priester. Badschebo. Berg Kesa. Der König des schwarzen Wassers. Zagoschie. Mallam Dendo. Eitelkeit der Schwarzen. Rabba. Die Flußpferde. Egga. Der lustige König. Kakunda. Der Bocqua-Markt. Gefahr. Damuggu. . . 233

Drittes Kapitel. Gefangenschaft. Kirri. Ebu. König Boy. König Obie. Braß. Liverpooler Handelsschiff. Der böse Capitain. Befreiung. Fernando-Po. Cameronsberge. Calabar. Dukestown. Herzog Ephraim. Rückkehr nach Europa. Lander's dritte Reise und Tod. . . . . 252

Seite

## D. Duncan's Reisen in Westafrika.

Erstes Kapitel. Bathurst. Sierra Leone. Freetown. Die Negerhäuser. Der Rennplatz. Trachten. Die Timannis. Die Purrah. Die Kuranko's. Die Sulima's. Falaba. Liberia. Die Ashantis. Bowdichs Gesandtschaftsreise. Waldesdickicht. Kumassie. Pracht des königlichen Hofes. Ceremonien. König Sai. Wahrheitsliebe und Redlichkeit. Kriegführung. Signale. Fetischdienst. Menschenopfer. Rechtspflege. Sagen. Cape Coast. Die Fanti's. Begräbnisse. Europäische Colonien an der Goldküste. Ahguay. Popoe. Greejee. Porto Seguro. Der Lagunefluß. Whydah. Der Markt. Kopfsteuer. Die Schlange als Fetisch. . . . . 264

Zweites Kapitel. Sclavenhändler de Suza. Reise ins Innere. Die Kauris. Whybu. Abomey. Der Mayho. Empfang beim König von Dahomey. Gesundheittrinken. Maneuvre der Amazonen. Die Visitenstöcke. Der Ashantiprinz. Schädeltanz des Königs. Hinrichtung. Die Mutter und Großmutter des Königs. Die Frauen des Königs. Zärtlichkeit der Schwarzen. Abreise zum Konggebirge. Setta. Fluß Zoa. Der Berg Gbowelly. Pawia. Stadt und Berg Zoglogbo. Baffo. Der Berg Kpaloko. Ausflug ins Land der Fellatahs. Die Dababadberge. Zafura. Die Einwohner. Die Boa. Das mohamedanische Kloster. Adofudia. Terrasso-Wia. Park's Tod. Rückkehr zum Geleit. Logozohy. Die Berg-Annagus. Der Giftcactus. Das Dassagebirge. Savalu. Der Tanz der Fetischfrauen. Jallaku. Rückkunft nach Abomey. Der Palast Kumassie. Des Königs Schädelsammlung. Abreise. . . . . 287

## E. Dr. G. Tams Reisebericht über die portugiesischen Besitzungen in Südwestafrika (Südguinea).

Vorbemerkungen. . . . . 310

Erstes Kapitel. Deal. Delphine. Porto Santo. Palmas. Ferro. Riesenschildkröte. St. Antonio. St. Vincent. Santa Luzia. Die Küste von Benguela. Die Stadt. Sclavenhöfe. Die Sclavenhändler. Klima. Die Eingebornen. Die Karavanenzüge und die Neger des Innern. Bewaffnung und Trachten derselben. Nachrichten über das Innere. Der Cuffua-See. Die Jaggas. Mossamedes. Producte des Landes. Der Friedhof und die Hyänen. Aberglaube und Religion. Catumbella. Verfall von Benguela. Alt-Benguela. . 312

Zweites Kapitel. Abreise von Benguela. Inandanha. Quicumbo. Novo Redondo oder Quisala. Herr Nicolao Tabana. Die Küste und der Coanza. Loanda. Die Cabinda-Neger und der Manipancha. Die Stadt und die Insel Loanda. Leben der Loandaner. Karavanenzüge, Sclaven. Handel und Sclavenerziehung. Die Empacaceiros. Erscheinung eines Sobas. Der gefangene Negerprinz. Das kirchliche Wesen. Trinkwasser. Fahrt zum Bengo. Umgebung des Flusses. Quifangondo. Eine Einsiedlerhütte. St. Antonio. Fang eines Krokodils. Folgen der Bengofahrt. Rückreise nach Benguela. Tod der Freunde. Umkehr und Abreise aus dem Hafen von Loanda. . 340

Drittes Kapitel. Ein englisches Kreuzboot. Ambriz. Quibanza. Don André. Verfassung seines Reiches. Ein deutscher Landsmann. Abreise. Annabon. Das Innere dieser Insel. Die Insulaner und die Sitte des Namenaustausches. Heimreise nach Europa. . . . 363

Seite

## III. Das Gebiet des Südens.

### A. Das Capland.

Vorbemerkungen. . . . . 377

**1. Pringle's Reisen zur Grenze des Kaffernlandes und durch die Karroo zur Capstadt.**

Erstes Kapitel. Simonsbai. Verhältnisse des Verfassers. Keysna. Anteniqualand und Zitzikamma. Das Cap Receef. Die Algoabai. Fort Friedrich. Umgebung der Bai. Die Auswanderer. Die ersten Boers und Hottentotten. Bethelsdorp. Ein Kaffernweib. Gründung von Elisabethhafen. Aufbruch zum Baviansfluß. Die Packwagen. Ein Salzsee. Nachtlager. Anblick des Landes. Roodewal. Ein Schotte aus Sommersethof. Groot Willem. Der Baviansriver oder Lynden. Ziel der Reise. Witterung. Thiere. Der Löwe. Die Sonntagsfeier. Die Boers der Nachbarschaft. Empörung der Boers im Jahre 1815. Reise nach Cradock. Das Thal des Tarka. Elandsdrift. Der Hof eines Viehzüchters. Cradock. Drie Fonteinen. Zwagershoek. Der kleine Fischfluß. Sommerset. . . . . 392

Zweites Kapitel. Das Zuureveld. Anblick der Berge und Küstengegend von dort. Enon. Das Thal des weißen Flusses. Die Kaffern im Jahre 1819. Umgebung von Enon. Stockenström. Albany. Die neuen Niederlassungen daselbst. Verhältniß der damaligen Regierung zur Missionssache. Fort Beaufort und die Ansiedelungen am Kat-River. Klaas Stuurmann und der letzte Hottentottenkraal. Weitere Nachrichten über die Colonie Glen-Lynden. Das „abgetretene Gebiet". Der Winterberg. . . . . 414

Drittes Kapitel. Abreise nach Graaf-Reynet. Die Stadt selbst. Der Sneeuwberg. Ein Sonntag daselbst. Der patriarchalische Boer. Gastfreundschaft. Die Karroo. Der Zout-River. Ein Straußenjäger. Beaufort. Der Ghamka oder Löwenfluß. Ein Viehzüchter in der Karroo. Der Dwyka oder Rhinocerosfluß. Der Büffelfluß. Die blühende Karroo. Her-River. Ankunft in der Capstadt . . . . 423

**2. W v. Meyer's Reise durch das Colonialgebiet zur Karroo und zum Orangestrom.**

Erstes Kapitel. Abreise von Hamburg. Verhältnisse des Verfassers. Die Himmelfahrtsinsel. St. Helena. Ein Indienfahrer. Albatros. Tristan d'Acunha. Die Felsen von Greenpoint. Die Tafelbai. Anblick des Landes. Die Capstadt. Der Gouverneur. Abneigung der Holländer gegen die Regierung. Der Tafelberg und sein See. Die Weinberge von Constantia. Ein Südoststurm. Die Blattern. Reise nach Genadendal. Die Capdünen. Hottentott-Holland. Der Sir Lowry's-Paß. Die Rüggens. Der Boer am Zonder-Ende und das Thal dieses Flusses. Genadendal. Die Emancipation der Hottentotten und Port Natal. Retief und Dingaan. Kampfart der Boers gegen die Kaffern. Umgebung von Genadendal. Der District Zwellendam. Rückreise zur Capstadt. . . . . 430

Zweites Kapitel. Reise nach dem Norden. Der Tigerberg. Der Paardeberg. Die Paarl. Der Korhahn. Der große und kleine Bergfluß. Tulbagh. Die Predigerfrage. Der Weg zum Bokkeveld. Paß von

Seite

Mostertshoek. Der Breede. Die Schlangenhügel. Worcester. Das Thal des Herenflusses. Die Drai. Aufenthalt im kalten Bokkeveld. Ein Pavian. Der Captiger. Temperatur. Die Boers von Verkeerdevalley im Bokkeveld. Der Bienenteufel. Die Puffadder. Der See Verkeerdevalley. Sittliche Bildung der Bewohner. Ausflug zur Karroo. Ein Handelsmann von der Paarl und ein Griquahottentott. Abreise zum Roggeveld. Die Basters. Unglück des Freundes W. Rückkehr nach Worcester. Korannas und Buschmänner und deren Einfall ins Colonialgebiet im Jahre 1833. Die Giftdoctors. 451

Drittes Kapitel. Veranlassung zur Reise. Das warme Bokkeveld. Briesland. Elandskloof. Clanwilliam. Die Ufer des Elephantenflusses. Die Nardouw-Berge. Doorn-River. Maskamma. Der Hantam und der Kookerboom. Ein Buschmannskraal. Elandsfonteyn. Die Karreeberge. Stoffel Dreyer aus Hamburg. Klein-Namaqualand. Die Treckboers und Namaquas. Die Wüste. Der Orange. Ueberfahrt zur Garievinischen Mauer. Die Giraffe. Die Löwenjagd. Ein Nilpferd. Die Mission Pella. Reise durch das Buschmannsland östlich der Kupferberge. Mission Kamiesberg. Die Cederberge. Der Missionair de Haas. Die Heuschrecken. Moodverlorn. Uyen-Valley. Ein Hottentottenlager. Tkamrowurzel. Das Land Hantam. Namaquasrebhühner und Namaquastäubchen. Brack-River. Makke-Bosjesmens. Das Buschmannsland. Der Kobisko. Herr Wieze und dessen Urtheil über die Buschmänner. Ein Buschmannskraal. Die Giftpfeile. Kookerbäume als Bienenstöcke. Pferdezucht. Sylvesterfeier. Groote-Toorn. Auswanderungen nach Port Natal. Redelinghuis. Der Hantamberg. Hantamspoort. Oender Roggeveld. Masernkrankheit. Bloom-Fonteyn. Wilde Puter, „Kalkunen". Die Bee-Boers. Ein Strauß erlegt. Bisch-River. Drip-Fonteyn. Der Boer vom Middle Roggeveld. Gezähmte Strauße. Religionsübungen. Feiernde Hottentotten. Auswanderung zur Sommerweide. Die Hochebene des Komsberges. Klein Roggeveld. Eine eigenthümliche Wachholderart. Rückkehr nach Worcester. . . . . 490

Viertes Kapitel. Vorbereitungen zur Heimreise. Das Ländchen Goudine. De Toits-Klogf. Der deutsche Ansiedler Herr Schönfeld. Uit-kyk. Die Paarl. Der Tigerberg. Ein gestrandetes Schiff in der Tafelbai. Rückkehr nach Worcester. Klein-Drakensteen. Der angeschwollene Breede. Die brennenden Berge um Worcester. Abschied vom Freunde. Abendandacht bei einem Boer. Gezähmte Zebras. Herr de Villiers. Die französischen Weinbauern. Der Paß Franche-Hoek. Waterfal. Stellenbosch. Abreise nach Europa. . . . . 490

## B. Blicke auf Madagascar und die Ostküste.

Lage und Natur der Insel. Klimatische Verhältnisse. Das Land der Ovas oder Ankova. Geschichte der Ovas und Einfluß derselben auf die übrigen Völker der Insel und auf die französischen Niederlassungen. Geheimer Einfluß Englands und seiner Missionäre auf die Regierung Radama's. Ranawolu's Herrschaft und Tod. Verhältniß der Insel zu den Comoronen und anderen Nachbarinseln. Die Ostküste des Festlandes unter den Arabern und Portugiesen. Dürftige Nachrichten der neuesten Untersuchungen dieser Küste. Die Bewohner von Madagascar; Tracht, Sitte und Religion derselben. Heimweh der Madecassischen Sclaven. Charakteristik der einzelnen Völkerschaften und was von ihnen zu erwarten steht. . . . . 496

# Einleitung.

Wandern wir mit den Zugvögeln von den geſegneten Fluren Europa's zur unwirthlichen Küſte Afrika's, von den Ländern des vielbewegten, raſtloſen Lebens zum Welttheil der einförmigen, trägen Ruhe.

Maſſenhaft und in ſich abgeſchloſſen dehnt ſich die Drillingsſchweſter unſerer alten Feſte faſt gleich weit nach allen vier Himmelsrichtungen aus. Vom Cap Blanco im Norden bis zum Nadelcap im Süden ſind 1070, vom Cap Verde im Weſten bis zum Cap Gardafui im Oſten 1020 Meilen. Der Flächeninhalt beträgt ungefähr 530,000 □ Meilen, faſt das Dreifache von dem Europa's. Aber Afrika, obſchon bis auf einen Breitengrad von Meeren umfloſſen, wird in der Länge der Küſten von dem kleineren Welttheil um ein Drittheil übertroffen. Es entbehrt der vielen Einſchnitte und Ausſchweifungen, der tiefen Buchten und vorgeſtreckten Halbinſeln, der inſelreichen Archipelage, es gleicht ſeinen kahlen Pyramiden gegenüber den gothiſchen Domen mit vielgeſtaltigen Giebeln und mannigfach durchbrochenen Thürmen, welche das gliederreiche Europa ſchmücken. Gleiche Einförmigkeit herrſcht in Hebung und Senkung des Bodens. Ganz Süd-Afrika bis zum 8ten nördlichen Breitengrade iſt Hochland, welches nach Oſten, Süden und Weſten in kurzen Terraſſen raſch zum Meere abfällt. Der Scheitel dieſes Tafellandes iſt dem indiſchen Meere zugewandt und bildet von Habeſch bis zum Cap in einer Ausdehnung von 575 deutſchen Meilen einen gewaltigen Erdwulſt von bedeutender Höhe. Auf dieſem erheben ſich im Alpenlande Habeſch und weiter ſüdlich hochgethürmte Gipfel, von denen der Berg Killi-

mandscharo unter 3° 40′ S. Br. nach neuesten Beobachtungen die Regionen des ewigen Schnees erreicht. Im Norden fällt das Hochland zu den Gebirgen Adamowas und der Mandara Terrasse ab und geht in ein Hügelland über, welches das tiefe Becken des Tschadsee umkränzt. Nordwestlich tritt das Gebirgsland hart an die tiefeste Einbuchtung des Meerbusens von Guinea mit dem über 12,000 Fuß hohen Camaruns-Pick im Hochlande der Amboser und zieht sich dann, vom Niger durchbrochen, als Konggebirge nach Westen bis zum quellenreichen Senegambien fort. Dann folgt nach Norden durch die ganze Breite des Continents die große Wüste. Von ihr und dem Meere begrenzt, erhebt sich im Nordwesten des Welttheils, Europa gegenüber und in früheren Erdperioden vielleicht diesem angehörend, das Atlasgebirge. Es hat seine größte Höhe von circa 14,000 Fuß in Marocco und zieht sich der Küste des mittelländischen Meeres parallel in wild durch einander geworfenen Bergketten bis zum südlichen Tunis fort. Hier geht es in das vulkanische Gharian- und das Sudah-Gebirge über, welches mit den Basalt-Zügen des Harudsch Fezzan in zahlreichen Bergketten durchsetzt und im Tibesty-Gebirge sich bis zur Höhe der Berner Alpen erhebt. Zahlreiche Klippenzüge von Sandstein und Kalk verlieren sich von hieraus in die Sahara, und dehnen sich nach Süden bis östlich vom Tschad-Becken aus, während einsam im Norden zwischen den Wogen des Mittelländischen Meeres und dem Sande der Wüste das Hochplateau Barka auf seinen gartenähnlichen Abhängen die Lebensfülle der Südfrüchte und die Ruinen vergangener Zeiten trägt.

Afrika ist arm an Wasser, wie Amerika sich durch Wasserreichthum auszeichnet. Es fehlen die ausgedehnten Erhebungen über die Schneelinie, welche bei der Lage des Welttheils zwischen den Wendekreisen die Quellen der Flüsse speisen könnten. Auch verschluckt der lose Sand und der poröse Sandstein, aus denen der größte Theil des Binnenlandes besteht, den Regen noch vor der Verdunstung, und das Wasser geht der Athmosphäre verloren. Daher sind die meisten Flüsse Afrikas nur Küstenflüsse und von geringer Wassermenge, manche zeigen in der trocknen Jahreszeit nur ein Bett ohne Wasser. Von größerer Bedeu-

tung ſind der Zambeze, Madagascar gegenüber, der Orangeſtrom im Lande der Hottentotten und der Congo in Unterguinea, welche aus dem Hochlande Südafrikas herabſtrömen, ſo wie der Senegal, Gambia und Niger, welche auf dem Konggebirge entſpringen. Alle aber übertrifft an Größe und Wichtigkeit der heilige Nil, einer der größten Ströme der Welt. Er ſammelt mit dem einen Arm, dem Bahr el Azrek, die Gewäſſer der Abyſſiniſchen Alpen, mit dem andern, dem Bahr el Abiad greift er tief hinein in die unerforſchten Regionen Hochafrikas. Noch iſt ſeine Quelle nicht aufgefunden, aber die ungeheure Waſſermenge, mit welcher er alljährlich Aegypten überfluthet, nachdem er auf einem Laufe von mehreren hundert Meilen keinen einzigen Nebenfluß aufgenommen hat, machen die auf anderweitige Gründe ſich ſtützende Annahme nicht unwahrſcheinlich, daß ſein Stromgebiet bis über den zehnten Grad S. Br. hinaufreicht, und der Morawiſee ſeine Quellen ſammelt. — Von größeren Seen kennt man in Afrika außer dem erwähnten Tſchadſee, einem wahren Binnenmeer, in Sudan, dem Tſana-See in Abyſſinien, den noch wenig erforſchten Njaſſy- und den Ngamiſee in Südafrika; kleinere Salzſeen (Schott's) finden ſich reichlich in der Barbarei und Aegypten.

Das Klima Afrika's iſt ſeiner Lage zwiſchen den Wendekreiſen gemäß; über beide ragt der Welttheil nach Norden, wie nach Süden faſt gleich weit, und kennt auf dieſen Endpunkten wohl Frühling und Herbſt, doch kaum den Winter. Zwiſchen den Wendekreiſen herrſcht nur des Sommers Hitze. Acht bis neun Monate hindurch ſendet aus dem wolkenloſen Himmel die Sonne ihre verſengenden Strahlen. Dem heißen Tage folgt im ſchroffen Uebergange ohne Dämmerung die Nacht mit empfindlicher Kälte und reichlichem Thau. Wenn ſich dann im Jahreskreiſe die Sonne dem Zenith nähert, ſo verkünden entſetzliche Gewitterſtürme mit Schlagregen — Tornados — den Anfang der naſſen Jahreszeit. Tag für Tag ſtrömt der Regen herab, die ganze Athmoſphäre iſt mit Waſſerdünſten erfüllt. Wohl wandelt ſich dann das dürre Gelb der Bäume in friſches Grün und die Erde kleidet ſich in reichblühenden Pflanzenteppich, aber der Menſch erſchlafft in dem Dunſtmeer, die Thätigkeit

seiner Organe ermattet in der drückenden Schwüle. Aus den Niederungen ziehen zahllose Insectenwolken und böse Miasmen herauf und das Tropenfieber wüthet nicht selten verderblich unter den Eingeborenen. Sicherer noch steht es dem Fremden bevor, dessen Forschungstrieb oder Gewinnsucht meistens ihr Ende durch Tod oder Siechthum finden. Heftigere Windstöße und Donnerwetter zeigen das Ende der Regenzeit an, von der Wüste weht der austrocknende Harmattan und giebt dem erschlafften Körper die nöthige Spannung wieder. Jetzt beginnt der afrikanische Frühling, überall regt sich neues Leben. Der wandernde Araber weidet das hochaufgeschossene Gras ab, der ansässige Berber und Neger verbrennt es und ackert den neubefruchteten Boden. Die Karavanen verlassen ihre Sammelorte und ziehen ihre langen, wüsten Straßen.

Außerhalb der Wendekreise machen Frühling und Herbst schon ihre Rechte geltend und bewirken im Norden zwei Regenperioden, eine größere und eine kleinere, im Süden periodische Sonnen- und Regentage, um entweder die trockne oder die nasse Jahreszeit zu unterbrechen. Doch selbst die gemäßigten Zonen Afrikas genießen wegen der außerordentlichen Dürre des Continents und wegen der vom Wüstenmeer und von den kahlen Sandsteinbergen beständig sich ergießenden Wärmeströme noch Tropenklima; Aegypten gehört zu den heißesten Ländern der Erde, das rothe Meer hat die Temperatur eines warmen Bades.

Vom Klima und der Beschaffenheit des Bodens abhängig ist das Gewand der Vegetation, welches Afrika überkleidet. Wo loser Sand und kahler Sandstein den Boden bildet, darüber hin die tropische Sonne ihre sengenden Strahlen ergießt und seltener Regen die Gluth dürftig löscht, können Floras Kinder nicht gedeihen, und die reine Wüste ist pflanzenleer. Nur die Oasen zeigen vegetabilisches Leben, doch kommt in den meisten nur die segensvolle Dattelpalme, der Brodbaum der Wüste für Menschen und Thiere fort. Wo aber der lehm- und humusreiche Boden von reichen Wasserquellen getränkt wird, zaubert die tropische Sonne den üppigsten Reichthum von Bäumen und Blumen hervor, wie in Senegambien und Sudan, den beiden Guineas und Abyssinien. An der Küste wächst die

Kokospalme, welche die Nähe des Meeres liebt, weiter im Innern die Wein- und Oelpalme nebst dem Butterbaum. Im Westen erreichen der kolossale Drachenbaum und der Baobab oder Affenbrodbaum, sowie der Seidenbaumwollenbaum eine riesige Größe und ein gewaltiges Alter; Abyssiniens Hochalpen umkränzen Buchen, Fichten und Cedern. Reichliche Nahrung bei geringer Mühe des Anbaues liefern der Pisang und die Banane, die Yamswurzel, die Erdpistazie, die Batate und die Maniok, desgleichen die mehlreichen Gräser: der Reis, die Mohren- und Durrahirse und der Teff. Die Baumwollenstaude wächst in Mittelafrika wild und das edelste Farbekraut, der Indigo, hat hier seine Heimath; auch gedeihen Melonen, Feigen und Ananas, Zuckerrohr und Kaffee. Die Berberei und das Cap sind die Länder der Edelfrüchte, Orangen und Trauben, Gemüse und Obst erreichen in beiden große Vollkommenheit. Doch überstrahlt Südafrika den Norden an mannigfacher Pracht der Vegetation. Zwar ist der Waldwuchs nicht bedeutend und umgiebt nur den Fuß der Gebirge, auch erscheint im Süden nicht mehr die königliche Palme, aber in den Strauchgewächsen, vor allen in den vielen Arten der Eriken und silberfarbenen Proteen entfaltet sich eine ungemeine Fülle der Blüthen. Dazwischen prangen die verschiedensten Liliengewächse, Agapanthus, Amaryllis u. a. m. mit den glühendsten Farben und zum Theil herrlichem Duft. Nur vermißt des Nordländers Auge in diesem Blüthenmeer den erfrischenden Anblick seiner Wiesenfluren; ganz Afrika besitzt keine Rasenflächen von einiger Ausdehnung, nur kleine Strecken in tiefen Flußthälern und an den Abhängen der Gebirge kleiden sich in frisches Grün.

Afrikas Thierwelt ist nicht reich, obschon die vegetationsreichen Landestheile auch voller Leben sind. Entsprechend der massenhaften Form des Welttheils finden sich hier die größten Thiere vor: der Elephant, das Rinoceros, das Flußpferd und die Giraffe, der Strauß und der Schlangenfalke, die Boa und das Krokodil. Auch der mächtige Löwe herrscht von der Berberei bis zum Cap; Leoparden und Panther, Hyänen und Schakals finden ihre Nahrung in den Schaaren flüchtiger Antilopen und zierlicher Gazellen, Springhasen und anderer kleinerer

Thiere. Den Jäger lockt außer jenen das verachtete Wildschwein, der Büffel, das Gnu und der Quagga (das wilde Pferd). Von den Affen erreicht der menschenähnliche Schimpanse die Höhe von 6 Fuß. Hausthiere sind Schafe, in Guinea mit Haaren statt der Wolle und mit schweren Fettschwänzen, das Rind, in Afrika von kleiner Race, das edle Berber-Roß und das Dromedar. Unter den Vögeln begrüßen wir unsere wohlbekannten Zugvögel, welche im Herbst uns verlassen und Afrika's Küsten aufsuchen, vor allen den Hausfreund Storch, der auch bei Arabern und Mauren in hohen Ehren steht. Perlhühner, Trappen und Tauben, Flamingos, Reiher und Enten, Adler, Geier und Eulen, Honigsauger, Bienenfresser und Fliegenfänger beleben in mannigfachen Arten die Wälder, Felder und Seen, und die Gesellschaftsvögel nisten oft in solcher Masse beisammen, daß die Zweige des Baumes brechen. Von niederen Thierklassen giebt es außer den genannten großen Amphibien giftige Schlangen und Skorpione von der größten Art, ferner Bienen in zahllosen Schwärmen und die Landplagen der Heuschrecken, Musquitos, weißen und schwarzen Ameisen, doch auch Schmetterlinge und Käfer von der schönsten Farbenpracht.

Afrika's charakteristischer Mensch ist der Neger, schwarz von Haut, Wollhaar und Augenstern. Der Bau seines Schädels zeigt das Vorwalten des kleinen Gehirns und der Sinnlichkeit gegen das große, den Sitz der höheren Nerventhätigkeit. Daher ist die Stirn klein, der Hinterkopf groß, die Nase breit, die Kiefer sind nach vorn geschoben, und die Lippen dick aufgeworfen. Der Leib ist groß, stark und muskulös. Diese Grundbildung zeigen die dicht zusammenwohnenden schwarzwimmelnden Massen vom Hochlande des Südens bis zur Wüste, von der Küste Senegambiens und Guineas bis Habesch, aber schattirt in mannigfachen Uebergängen. Im Norden nähern sich der ebenholzschwarze Jaloffe, der hellere Fulah und Fellatah, so wie der Nuba-Neger kaukasischer Bildung, im Süden der braune Congo-Neger, noch mehr der Kaffer, Hottentotte und Bosjesman der malayischen Race. Neben dem Neger besteht im Norden seit uralter Zeit ein Zweig des indo-atlandischen Stammes, der Berber, der Libyer der Alten. Seine Körperbildung ist kau-

kaſiſch, ſeine Farbe ſpielt von braungelb in roth, ſein Leib iſt hager und ſchmächtig. Zu dieſem Stamme gehören die Kabylen in Algier, die Schelluchs und Amazirgen in Marocco, die Tuariks und Tibbos der Wüſte und die nubiſchen Berber. Der Charakter des Negers iſt der des Kindes; er iſt heiter und leichtſinnig, ſinnlich und begehrlich, gutmüthig, treu und dankbar. Der Berber iſt tückiſch und betrügeriſch, fanatiſcher Muſelmann, raſch und gewandt im Handel, nicht weniger beim Raube. Später ſind als Eroberer eingewandert die Araber, zu welchen die Abyſſinier und vielleicht auch die Kopten in Aegypten gehören. Sie ſind bieder und gaſtfrei, aber ſtolz und hart. Aus ihrer Verſchmelzung mit den Städtebewohnern der Nordküſte, den alten Mauritaniern, entſtanden die Mauren, welche in reißendem Aufſchwung in Spanien und Afrika blühende Reiche gründeten. Die Zeit hat dieſe verſchlungen, aber dem Mauren blieb höhere Bildung und geſittetes Weſen und nur in der Wüſte zeigt er Entartung. Noch iſt der Juden zu gedenken, welche ſchon früh über Aegypten nach Habeſch und der Berberei gelangten, ſpäter von chriſtlicher Verfolgungsſucht aus Portugal und Spanien vertrieben, in großen Schaaren Afrika's Küſte aufſuchten. Sie ſind auch hier, wie in vielen chriſtlichen Ländern, ein verachtetes Volk, aber thätig und glücklich im Handel. Weniger zahlreich ſind die Türken, die ehemaligen und übermüthigen Beherrſcher der Nordküſte bis Marocco, und die Kuruglis, ihre und der Maurinnen Nachkommen. Die Europäer haben ſich der kleineren Inſeln von Afrika bemächtigt und an den Küſten zerſtreute Kolonien gebildet, zur Beherrſchung größerer Länderſtrecken es jedoch nur auf der Südſpitze und neuerdings in Algier gebracht.

Die Culturverhältniſſe Afrika's ſtehen auf ziemlich dürrem Boden. Zwar dämmerte ſchon früh Aegyptens Bildung durch die Nacht des Alterthums und an ihr entzündete ſich Griechenlands weithinſtrahlendes Licht, ſpäter ward Nordafrika, durch Karthagos Handelsgeiſt und Roms Weltherrſchaft der Cultur gewonnen, ein Tummelplatz regen Verkehrs und fruchtbares Saatfeld für das aufblühende Chriſtenthum, aber in der Ungunſt der Zeiten welkten die Blüthen der Geſittung vor der Reife

und hinterließen keine Früchte. Nordafrika ist ein großes Leichenfeld untergegangener Cultur und die Zeit muß lehren, ob der europäische Geist von Algier aus neues Leben in die geistige Oede bringen wird. Anders ist es in den Negerländern. Hier ist keine verlorene Bildungsstufe zu betrauern oder wiederzugewinnen, sondern jungfräulicher Ackergrund. Aber Europa hat es nicht verstanden, dem schwarzen Kinde der heißen Sonne edlere Gesittung zu bringen, es verlangte nur nach Gold und Sklaven, und brachte nur Kindertand und Feuerwasser. So lebt die große Masse der Negervölker noch im rohen Naturzustande. Ihre Sprachen sind so mannigfach, wie ihre Horden, und leben, der Schrift ermangelnd, nur von Mund zu Mund fort. Ihre Religion ist Fetischismus, Verehrung von leblosen Gegenständen oder Thieren, denen sie eine besondere Kraft beimessen, ihnen Böses oder Gutes zuzufügen. Wohl sind diese Völker der Kindheit größtentheils dem natürlichen Glauben an eine Gottheit zugethan, doch ist dieser Glaube mit alle dem Anhang verunziert, womit niedere Bildung das dämmernde Gefühl umkleidet, und Priester, Wahrsager und Zauberer beeifern sich, ihres Interesses wegen das Volk in den Banden des finstersten Aberglaubens zu erhalten. Menschenopfer und Kannibalismus sind noch in vielen Ländern gebräuchlich. Auf gleich niedriger Stufe steht das afrikanische Staatenleben. Der König, mag er ein Dorf, eine Stadt oder ein großes Volk beherrschen, erfreut sich des unumschränkten Herrscherrechtes. Nur im Staube, mit Erde bedeckt und kriechend nahen sich die Unterthanen ihrem Fürsten, Leben und Tod hat dieser in seinem Belieben, ihre Habe ist sein Gut. Zum Ersatz dafür theilt er seinem Volke mit, was ihm Frohes oder Trauriges begegnet, er zeigt ihm seine Gäste, die Geschenke welche er erhält, und tanzt und zecht mit ihm an festlichen Tagen.

Aber von Norden her dringt in wachsendem Verkehr stets weiter zu den unmündigen Völkern der Araber mit seiner Sprache und seiner Schrift, seinen Sitten und seiner Religion. Hier entwickelt der Islam als erster Schritt zu besserer Erkenntniß und als Religionsform, welche dem sinnlichen Neger am gefügigsten sich anpaßt, eine jugendliche Kraft, während er im Norden, dem

Christenthum gegenüber, im Absterben begriffen ist, und tief hinein in Sudan gilt der Koran als Richtschnur des Glaubens und des Rechtes. Der Unterricht im Lesen und Schreiben, die Vorschrift der täglichen Waschungen, der häufigen Wiederholung der Sprüche des Korans, an erhabenen Gedanken reich, haben den mohamedanischen Neger zum gesittetsten und besten seines Stammes erhoben. Die Natur selbst scheint diese Mittelstufe zu erlangen, bevor die Saat des Christenthums gedeihen kann. Letzteres hat sich aus früherer Blüthezeit nur in Habesch und unter den Kopten als verfärbte Entartung erhalten, und wird von neueren Missionären an vielen Orten, doch mit zweifelhaftem Erfolg gepredigt.

Die Industrie Afrika's erstreckt sich fast nur auf das Weben und Färben von Zeugen, die Bearbeitung des Leders, des Eisens und des Goldes. Auch wird Töpfergeschirr und Schießpulver verfertigt.

Der Handel ist meistentheils Karavanenhandel und dieser hat in Afrika wegen der weiten wüsten Länderstrecken, welche nur in großer Begleitung durchzogen werden können, seine eigentliche Heimath. Weniger belebt ist der Handel über das Meer. Kein Erdtheil ist so wenig durch Meerbusen und natürliche Häfen aufgeschlossen, als Afrika, Flußriegel und Sandbänke hindern die Einfahrt in die großen Ströme und wenige von diesen sind weit hinauf schiffbar. Mittel des Austausches beim Verkehr sind im Innern statt des Geldes die Kauris (kleine Muscheln, Schlangenköpfchen, von den Maledivischen Inseln nach der Guineaküste gebracht), Glasperlen, Steinsalz in größeren und kleineren Tafeln, Durrhahirse, Goldstaub und Sklaven.

Von den Schätzen Afrika's sind es weniger die Erzeugnisse des Mineralien-, Pflanzen- und Thierreichs, welche die Seefahrer aller Nationen locken, den Gefahren der Küstenbrandung und dem tödtlichen Klima zu trotzen, und die Karavanen durch die Schrecken der Wüste treiben, als der schwarze Mensch selbst, der seit undenklichen Zeiten als Waare aus seiner Heimath geschleppt wird. Wie das Schicksal des Sklaven in Amerika sich gestaltet, haben wir im vierten Bande unserer Reisen erläutert und verweisen auf das daselbst Gesagte. Hier bemerken

wir nur, daß der Hausſklave in Afrika, wie im ganzen Orient, ſich einer ſehr milden Behandlung erfreut, durchaus nicht mit Arbeit überladen wird und ganz als Familienmitglied gilt. Auch erträgt er ſeinen Verkauf nach den mohamedaniſchen Ländern mit Gleichmuth und freut ſich der ſchönen Kleider, mit welchen er am Ziel ſeiner Reiſe, wie man ihm geſagt hat, geſchmückt werden ſoll. Aber Angſt und Grauen befällt ihn, wenn er über das Meer verſchifft werden ſoll. Er glaubt, daß die Europäer ihn kaufen, um ihn zu verzehren.

Auf der Bühne der Weltgeſchichte tritt in der Vorzeit nur ein kleiner Theil Afrika's als handelndes Mitglied auf, die Nordküſte und das Nilthal. Hier lockte die Fruchtbarkeit des Landes und die Blüthe der Cultur fremde Eroberer, und Perſer und Macedonier ſetzten abwechſelnd die Marken ihrer Herrſchaft an den Rand der Wüſte; dort brachte phöniziſcher Handelsgeiſt und das ſchnell emporleuchtende Karthago geſchäftiges Treiben in die Völker und weckte, nach dem benachbarten Europa hinüberſtrebend, die Eiferſucht des wachſenden Rom. Nach wechſelvollen Kämpfen ſank (146 v. Chr.) Karthago in Aſche und die römiſchen Adler drangen unaufhaltſam in Afrika vor. Im Weſten wurden Numidien und Mauritanien, im Oſten das griechiſche Cyrene und Aegypten (31 v. Chr.) römiſche Provinzen. Unter der unbeſtrittenen Herrſchaft der Römer blühte nun Nordafrika Jahrhunderte hindurch in niegekanntem Flor, Städte und Landhäuſer ſchmückten die Ufer des Meeres und der Flüſſe, reiche Erndten verſorgten ſelbſt Europa mit Getreide. Das Chriſtenthum fand freudigen Anklang, Karthago erhob ſich aus der Aſche und rang mit Rom um die geiſtliche, wie vordem um die weltliche Herrſchaft. Aber das römiſche Reich verfiel durch innere Fäulniß und ward den andringenden Barbaren ein leichter Raub. Auch über Afrika ergoß ſich ein Strom wilder Völker, und das Reich der Vandalen erhob ſich im 5ten Jahrhundert nach Chr. auf den Trümmern der römiſchen Macht. Hundert Jahre herrſchten die Vandalen, nach ihnen hielt das oſtrömiſche Kaiſerthum ganz Nordafrika neue hundert Jahre unter ſeinem Scepter vereinigt. Im ſiebenten Jahrhundert aber kam von Oſten her ein gewaltiger Sturm in die morgenländiſche

Welt; im Fanatismus des neu entstandenen Islam drangen die Araber von Suez bis zu den Säulen des Hercules und hinüber zur Iberischen Halbinsel. Der Halbmond erhob sich siegreich über das Kreuz, die Besiegten verschmolzen mit den Siegern. Im Lauf der Zeit trennten sich vom großen Körper des Sarazenenreiches die Chalifate von Cordova in Spanien und von Kairwan in Afrika, bis nach dem ewigen Verhängniß der Nationen auch die Kraft der Araber verfiel und dort die christlichen, sich neuerhebenden Reiche, hier einheimische Fehden den Untergang herbeiführten. Aus Spanien wurden die letzten Häupter der Mauren vertrieben (1492), in der Berberei entstanden kleinere Reiche, welche zum Kriege zu schwach, die Christen durch Seeraub bekämpften. Nur Marocco befestigte sich unter den Abkömmlingen des Propheten zu eigener Selbstständigkeit, Algier, Tunis und Tripolis warfen sich dem mächtigen Reiche der Osmanen in die Arme (1519). In neuester Zeit geht der Zug der Eroberung wieder, wie zu alter Zeit, von Europa nach Afrika hinüber. Das seit 1830 französische Algerien hat seine Prüfungsjahre überstanden und wird vielleicht über kurz oder lang Marocco und Tunis mit sich vereinigen.

Das übrige Afrika war bis zum 15ten Jahrhundert in tiefes Dunkel gehüllt. Zwar hatte sich aus dem grauen Alterthum eine Sage von der Umschiffung Afrika's durch die Phönizier erhalten, wie schon Herodot berichtet, doch hielt man schon zu dessen Zeiten die Sage für ein Mährchen. Erst den Portugiesen gelang es, nachdem sie 1456 die Inseln des grünen Vorgebirges entdeckt, und später die Inseln St. Thomas, Annabon und die Prinzeninsel in Besitz genommen hatten, bis zur Südspitze des Continents vorzudringen. Bartholomeus Diaz nannte sie das Cap der Stürme, sein weiser König Johann II. aber das Cap der guten Hoffnung. Vasco de Gama endlich umschiffte 1497 das Cap und gelangte in die indischen Gewässer. Seitdem haben fast alle seefahrenden Nationen Niederlassungen auf den Küsten gegründet, doch erreichten nur die ehedem holländische, jetzt englische Cap-Colonie und die portugiesischen Besitzungen auf der Ostküste einige Bedeutung.

Afrika's Innere war bis in die neueste Zeit fast ganz un-

bekannt. Erſt ſeit der Stiftung der „afrikaniſchen Geſellſchaft" zu London im Jahre 1788 haben muthige Reiſende, wie Mungo Park, Denham, Clapperton, Lander u. a. m. den Schleier hier und da gelüftet, aber doch bleibt des Dunkels noch genug und dem Forſchungstrieb ein weites Feld offen. Noch heute gilt der Spruch des Ariſtoteles: „Immer bringt Afrika etwas Neues."

Wir betreten nun in Folgendem den Welttheil mit der neu geöffneten Culturpforte Algier, wandern nach Oſten zum verwandten Tunis und nach Weſten zum alten Maurenreiche Marocco. Tripolis wird uns ſodann nach einem Ausfluge in das ruinenreiche Gartenland Barca den Eingang in die Wüſte öffnen, die wir, rechts und links blickend, mit den Karavanen durchkreuzen. Weiterhin iſt uns im Lande der Neger Mungo Park ein alter, aber unentbehrlicher Führer, und Denham, Clapperton und Lander, ſowie Laing, Bowdich und Duncan werden uns Senegambien, Oberguinea und den Sudan vor Augen führen. Wir paſſiren darauf die Mittagslinie und wenden uns nach einem Beſuche in Unterguinea nach dem Cap, der jetzt hart bedrängten Colonie, und umfahren endlich den Süden des Welttheils, um das üppige Madagascar und die gegenüberliegende Küſte des Feſtlandes kennen zu lernen. Damit beſchließen wir die Reiſen durch Afrika in dieſem Bande, indem wir die Nilländer für einen nachfolgenden Band verſparen.

Als Quellen haben wir benutzt:

1) Bilder und Skizzen aus Algier, von C. Conſtant. Berl. 1844.
2) Erinnerungen aus Algerien von Clemens Lamping. 2 Theile. Oldenb. 44 u. 46.
3) Algerien nach Wagner u. Baude in Sommers Taſchenb. 1843.
4) Blätter aus dem afrikan. Reiſetageb. einer Dame. 2 Theile. Braunſchweig 1849.
5) Schilderungen aus der Provinz Conſtantine von Karl Zill im „Ausland." 1850 u. 51.
6) Semilaſſo in Afrika. 5 Theile. Stuttg. 1836.
7) Tunis nach Sir G. Temple in Sommers Tſchb. 1836.
8) Marocco, von Drummond Hay, in: Weltpanorama. 57—60. Bd. Stuttg. 1846.
9) Marocco, von Fr. v. Auguſtin. Peſth 1845.

10) Reiſe nach Marocco, von Beauclerk im Ethnograph. Archiv von Bran, 39ter Bd. Jena 1829.
11) Don Badiàs Reiſe in Marocco, in Harniſch, X.
12) Beechy's Reiſe zur Erforſch. d. Nordk. Afr. öſtl. v. Tripolis in Sommers Taſchenb. 7ter Jahrg. 1829.
13) Die Karavanen der Araber im Sommer, Jahrg. 25. 1847.
14) Denham's und Clapperton's Reiſe durch die Wüſte nach Sudan im Ethnogr. Arch. v. Bran, 31ter Bd. Jena 1826.
15) Mungo Parks erſte Reiſe zum Niger, Lyons Reiſe zu den Sulimas, Bowdichs Geſandtſchaftsreiſe nach Aſhanti in Harniſch, L.= u. S.= Reiſen, XI. 1830.
16) Richard u. John Landers Reiſe in Afrika, aus d. Engl. Leipz. 1833. 3 Bde.
17) Sierra Leone by a Lady. Auszug in den Bl. f. liter. Unt. 1850.
18) Reiſen in Weſtafrika in den Jahren 1845 u. 46 v. John Duncan. Aus d. Engl. Dresden u. Lpz. 1848. 2 Bde.
19) Die portug. Beſitz. in Süd= Weſt= Afrika. Ein Reiſebericht von G. Tams Dr. Hamb. 1845.
20) Reiſen in Süd=Afr. während d. J. 1840 u. 41 v. W. v. Meyer. Hamb. 1843.
21) Südafrik. Küſten, v. Thomas Pringle in: Länd.= u. Reiſebeſchr. d. ält. u. neueſt. Zeit. 9te Lieferung. Herausg. v. Dr. Widemann u. Dr. Hauff. Stuttg. u. Tüb. 1836.
22) Neue Bibl. d. wicht. Reiſebeſchr. nach Bertuchs Tode herausg. a) Reiſen in Südafrika, v. John Campbell (2te Reiſe) Weimar 1823. b) Reiſen in d. Innere v. Süd=Afr. v. Wilh. Bacchell Esq. Weim. 1822 u. 25.
22) Sommers Taſchenb. 1828. Madagascar.

---

Schließlich bemerkt der Herausgeber zu Vorſtehendem, daß die erſte größere Hälfte dieſes Bandes bis zum Sudan und Nord=Guinea hin vom Herrn Dr. Med. Danneil zu Calbe an der Milde in der Altmark, die zweite kleinere Hälfte aber, nämlich Süd=Guinea und Süd=Afrika, vom Herrn Paſtor Wilhelm Heinzelmann zu Kruſemarck in der Altmark bearbeitet iſt.

Geſchrieben im Frühling 1852.

# I.

# Nordafrika und die Wüste.

# A.

# Algier.

## Erstes Kapitel.

Wir nähern uns Afrika's Küsten. In der Morgendämmerung taucht aus der bewegten Fluth ein grauröthliches Gebirge mit dunklen Abgründen und Felsen von abentheuerlicher Form, welche rechts und links vorspringend, eine weite Bai umkränzen. Erwartungsvoll dringen unsere Blicke in ihre Tiefe, wo die verlöschenden Lichter eines Leuchtthurms auf dem weißen Grunde einer gletscherähnlichen Masse die alte Piratenstadt verkünden. Das Dampfboot strebt rastlos vorwärts, der volle Tag erscheint und beleuchtet mit grellem Lichte die blendend weiße Häuserpyramide Algiers, welche sich amphitheatralisch an die Felsen lehnt. Wir blicken stumm auf diese einförmige Masse von gleich hohen Häusern und flachen zusammenhängenden Dächern, und fühlen uns in unseren Erwartungen getäuscht; wir glauben einem großen Friedhof mit seinen tausend Mausoleen zu nahen.

Doch wie durch Zauberschlag ändert sich das Bild, wenden wir uns rechts nach dem reizenden Sahelgebirge, welches sich dem Meeresufer entlang bis zum nahen Vorgebirge hinüberzieht. Die sanften Abhänge sind bekleidet mit grünem Laubholz, wunderherrliche maurische Gärten prangen zu ihren Füßen mit dem Schmuck ihrer Orangen- und Granatbäume. Dazwischen ragt die schlanke Ceder, und die Dattelpalme, unter ihrer Krone gebeugt, überschattet hier das einsame Grab eines Marabut, dort das Marmordenkmal eines maurischen Großen. Vom Winde bewegt, öffnet sich hin und wieder das dichte Gebüsch des dunkelbelaubten Johannisbrodbaumes und zierliche schneeweiße

Villen blicken aus ihrem Kranze von blühenden Mandelbäumen verſtohlen hervor. Weiter hinauf ragen Felſen und ein Kreis von befeſtigten Lagern und Thürmen krönt die Höhen.

Kräftige Ruderſchläge bringen uns an den Molo, eine ſteile Treppe führt uns zum Thor der Marine und wir betreten die Stadt. Hier ſieht man keine Spur vom nackten Steinhaufen, rechts und links erheben ſich moderne Häuſer und Paläſte, hinter großen Spiegelſcheiben paradirt der Luxus aller Welttheile und auf blumengeſchmückten Balcons ſchweben leichte Nymphen. Eine bunte Menge umgiebt uns, ſchwarze, braune und weiße Geſtalten kreuzen ſich im bunten Gemiſch, und lärmen in allen Tonarten und Sprachen.

Wir wandern die Marineſtraße aufwärts und gelangen auf den Gouvernementsplatz oder Place royale. Dieſer ſchöne Platz iſt das Herz der unteren Stadt, wie große Adern führen von hier die drei Hauptſtraßen bab Azoun, bab el Oued und de la Marine zu den gleichnamigen Thoren. Auf ihm erhebt ſich die eherne Reiter-Statue des Herzogs von Orleans, ihr gegenüber ſtehen die Reſte des ehemaligen Dey-Palaſtes, ſo viel davon die Feuersbrunſt von 1844 verſchont hat. Nicht weit davon, nahe am Meere, gewährt eine doppelte Reihe von Bäumen uns ein ſchattiges Plätzchen, wo wir bei Kaffee und Sorbet uns niederlaſſen um die fremde Welt zu betrachten, welche wie im Carneval an uns vorüber wogt. Italiänerinnen, in grelle Farben bunt gekleidet, die ſtolze Spanierinn und die ſchlanke Tochter Minorcas in der ſchwarzen Mantilla, roſenwangige Jüdinnen, den pyramidalen Sarmas auf dem Kopfe, bedeckt mit Schmuck, Sammt und Seide, Maurinnen, welche durch die vielen Falten ihrer Umhüllung nichts von ſich erblicken laſſen, als das Glühen ihrer kohlſchwarzen Augen und ihre nackten Füße — die ganze ſchöne Welt wandelt hier auf und ab, umflutet von Officieren, Soldaten und Beamten, Matroſen aller Häfen und den Eingebornen aller Stämme. Dort ſpazieren in großer Zahl edle Geſtalten, mit ſprechenden Augen und theils ſilberweißen, theils ſchwarzen Bärten. Sie tragen roth und weiß geſtreifte Turbans, Weſten und Jacken von lebhaften Farben, reich mit Gold und Silber geſtickt. Ihre

kurzen hundertfaltigen Pluderhosen sind über dem Gürtel mit einem langen farbigen Shawl umwunden, der weiße Burnus fällt nachlässig über die linke Schulter herab. Es sind Mauren, die Ablömmlinge des ritterlichen Volks der Saracenen. Sie grüßen einander mit würdevoller Grazie, indem sie die rechte Hand zum Herzen führen und den Oberkörper leicht nach vorn neigen. Weiterhin lagert eine Gruppe Beduinen, hagere braune Gestalten mit schwarzen dichten Bärten, edlen Zügen, brennenden Augen. Der Haik aus Wolle umschließt den Leib und bedeckt den Kopf, welcher mit einem Strick aus Kameelhaaren turbanartig umwunden ist. Ihre Züge gestalten sich bei der lebhaften Unterhaltung so wundersam wechselnd, daß sie einem Schauspieler zum Vorbilde dienen könnten. — Ein paar Kerle mit fuchsigen Bärten, wahre Jammergestalten, schleichen quer über den Platz und ziehen die mit Kohlen beladenen mageren Maulthiere am Stricke hinter sich nach. Burnus und Haik sind durchlöchert und zerlumpt, überall sieht man den nackten, braunen Körper. Es sind Kabylen, Söhne der Vandalen, ein trotziges, rohes Geschlecht, würdig der Ahnen.

Wir verlassen den place royale und wagen uns in den Knäuel der engen Straßen, welche in stufenähnlichen Absätzen, oft steil und schroff bergan führen. Hier ist Algier noch nicht vom europäischen Architecten berührt. Enge dunkle Gassen, in denen sich Begegnende oft nur an die Häuser gedrückt einander ausweichen können, durchkreuzen in allen Richtungen die Masse der gleichhohen Häuser, deren obere Stockwerke weit vorspringend sich fast über der Straße berühren und Schutz vor dem Regen und der Sonnengluth gewähren. Das maurische Haus zeigt an der Straße nur einige vergitterte Löcher, es hat seine Fenster, wie die Feige ihre Blüthen, nach Innen. Ein Gang führt von der Straße nach der Halle oder dem Hofe, welcher Licht und freie Luft von oben empfängt. Er ist gewöhnlich mit bunten Ziegeln oder Marmor gepflastert und von Säulengängen umschlossen, ein Springbrunnen oder Orangenbäume schmücken seine Mitte. Ringsum liegen die Gemächer, Treppen führen in den zweiten Stock, der die Wohnungen der Frauen enthält. Das flache Dach dient nach Sonnenuntergang zur Erholung

und die Frauen ſtatten ſich oft über die Häuſer hinweg Beſuche ab.

Kümmerlich winden wir uns zwiſchen Eſeln, Körben und Straßenjungen hindurch, das kreiſchende Gebrüll der Verkäufer zerreißt das Ohr. In kleinen Läden, die in Felſen gehauenen Niſchen gleichen und den ſtolzen Namen Bazars führen, ſitzen die Händler den ganzen lieben Tag mit gekreuzten Beinen, und rauchen aus ihrer langen Pfeife und ſchlürfen ihren Kaffee dazu. Auch Künſtler und Handwerker arbeiten in den kleinen Buden, aber mit unerträglicher Langſamkeit. Sie machen oft lange Pauſen, um entweder ein Schälchen Kaffee zu ſich zu nehmen, oder das Werk ihrer Hände zu bewundern.

Höher hinauf werden die Gebäude immer niedriger und im Negerquartier, nahe der Casbah, haben ſie nur noch ein höhlenartiges Anſehen. Wir beſuchen die letzte Reſidenz des Deys, die hochthronende Casbah. Früher mögen die Hallen, Springbrunnen und Gärten in reichem Schmuck geſtrahlt haben, jetzt hat der Vandalismus des Soldaten und die Geldgier, welche nach verborgenen Schätzen ſuchte, nichts Schönes mehr übrig gelaſſen. Nur eine Cypreſſe, wie es heißt von Haireddin Barbaroſſa gepflanzt, trauert einſam auf dem höchſten Punkte der Raubſtadt.

Aber ein herrliches Rundgemälde entfaltet ſich vor unſern Blicken. Zu unſern Füßen ſenkt ſich ein ganzes Meer von weißen Dächern ſtufenförmig herab bis zum Ufer, wo die muntern Spiele farbiger Wimpel das Auge feſſeln. Daneben ragen die düſtern Maſſen der Forts, in deren Verließen ehedem mancher Chriſtenſklave verſchmachtete. Weiterhin nach Norden folgen die lieblichen Gärten Haſſan Paſchas, dann hemmen Felsmaſſen den Blick nach Nord und Weſt. Nach Südoſt und Oſt wird die Ausſicht wieder freier und tauſend Gärten mit zierlichen Villen prangen hier in reichem Blüthenſchmuck. Ueber ſie hinweg ſchweift das Auge in das weite Thal der Ebene Metidjah und zu den tief dunkelblau gefärbten Bergen des Atlas, aus denen mit Schnee bedeckt, der ſilberglänzende Dſchurdſchura majeſtätiſch emporſteigt. Weiter nach Oſten folgt die weiße Maſſe des Maison quarrée neben der Bai, dann in großen Bogen eine

Reihe von Klippen bis zum Cap Matifu, darüber hinaus das unabsehbare Meer.

Die Straße de la Casbah führt uns wieder hinab in die untere Stadt. Sie enthielt früher 497 Stufen, ist aber jetzt ganz umgepflastert und zeigt manche guten Häuser. Gewölbte niedrige Eingänge führen in die dunkeln Nebengassen, wie zu den Pforten der Unterwelt. Wir suchen nicht diese Höhlen des Schmutzes, des Elends und des Lasters zu durchstöbern, sondern treten lieber in ein maurisches Badehaus (Hamem), um im Lande des Islam nach den weisen Gesetzen des Propheten zu leben. Das Hamem gleicht den andern mauriſchen Gebäuden, doch ist der Hof durch einen Pavillon mit Glasscheiben geschlossen. Hier unter dem Säulengange entkleidet man sich, umschürzt sich mit einem farbigen Tuche und wird in ein heißes, bis zu einigen 30 Grad R. geheiztes Gewölbe geführt, worin sich ein großes Wasserbecken befindet. Hat man eine zeitlang gebadet, so kommt der Badediener, um den ganzen Körper zu bürsten, zu kneten und mit Seife einzureiben. Er begleitet seine Manipulationen mit monotonem Gesang und allerlei spaßhaften Redensarten, wie „Militairkopf komm her — Christenarm ich verlange dich — Bart sei mir gegrüßt — Nase du bist mein —". Ist man dann durch lauwarmes Wasser vom Seifenschaum gereinigt und mit wohlriechendem Oele gesalbt, so hüllt man sich in einen großen Burnus, streckt sich im Salon auf weicher Matrazze aus und trinkt Kaffee, raucht eine Pfeife und pflegt der Ruhe in einem wahrhaft behaglichen Zustande.

Den Abend verleben wir in einem mauriſchen Kaffeehause, dem Sammelplatz aller gebildeten Mauren. Hier bringen sie fast den ganzen Tag und Abend, oft bis nach Mitternacht zu, hier sitzen sie im Schatten der epheu- oder weinumlaubten Arcaden des Hofes, mit den bloßen Füßen in dem Wasser plätschernd, das von der Fontaine den Marmorboden überströmt, und schlürfen Kaffee und Sorbet, Gesang und Märchen ein. Solches Leben ist ihnen ein Vorgeschmack des Paradieses. Der Gesang ist eintönig, das begleitende Instrument die Mandoline. Zur Erheiterung folgt ein Märchen, darauf Gesang und Tanz der Almen (öffentlichen Tänzerinnen). Diese sind in weißen

golddurchwirkten Flor gehüllt, der, durch eine Silberſchärpe zuſammengefaßt, leichte Falten ſchlägt, das Haar fällt frei über den Nacken und iſt mit Korallen-, Gold- und Silberſchnüren durchflochten. Ihren Tanz ohne Grazie und die Improviſationen, meiſt von poetiſchem Werthe, begleiten Muſikanten im bunteſten Flitterſtaat mit Geige, Flöte, Tamburin, Triangel und Trommel. Das farbige Licht der bunten Lampen, das in den Waſſerſtrahlen der Fontaine ſich tauſendfältig bricht, giebt dem Ganzen ein magiſches Anſehen und man glaubt eine Nacht der Scheherazade zu träumen.

---

Die Stadt Algier (al Dschesair d. i. die Siegreiche) iſt vom arabiſchen Fürſten Zeirie auf den Trümmern der alten römiſchen Stadt Icoſium im Jahre 935 n. Chr. erbaut. Kleine Fürſten herrſchten hier und in den benachbarten Städten zu den Zeiten, als das große Chalifenreich ſeiner Auflöſung entgegenging, bis Ferdinand der Katholiſche nach Vertreibung der Mauren aus Spanien 1509 die Stadt eroberte und die vor dem Hafen liegende Inſel befeſtigte. Die benachbarten Araber riefen den griechiſchen Renegaten und Piratenhäuptling Horuk Barbaroſſa zu Hülfe, aber dieſer wandte ſeine Macht gegen ſeine Verbündeten und ſein Bruder und Nachfolger Haireddin Barbaroſſa gründete in Algier unter Oberherrſchaft des Sultans der Osmanen eine mächtige Herrſchaft, der ſich die benachbarten kleinen Staaten beugen mußten. Seitdem war hier der Hauptſitz der Seeräuberei, vergebens unternahm Kaiſer Karl V. 1541 eine große Expedition und bedrohte von einem Berge oberhalb der Casbah die Stadt. Ein ſchrecklicher Sturm mit Regengüſſen und Erdbeben vernichtete ſeine Flotte und richtete auch ſein Landheer faſt zu Grunde, kaum gelang es ihm mit dem kleinen Reſt ſeiner Truppen ſich wieder einzuſchiffen. Nach ſeinem Abzuge baute der Paſcha Mulei Haſſan auf jenem Berge eine Burg und nannte ſie dem Kaiſer zum Hohne: „Fort des Kaiſers.“ Gleich vergeblich war das Bombardement, mit welchem Ludwig XIV. 1682 Algier heimſuchte. Als Antwort ließ der Dey den damaligen franzöſiſchen Conſul aus einem Geſchütz

auf die Flotte abfeuern. Erſt in unſerm Jahrhundert wußten Nordamerikaner und Engländer den Piraten mehr Reſpect vor dem Völkerrecht einzuflößen, bis eine unglückliche Ohrfeige, welche der Dey dem franzöſiſchen Conſul für eine impertinente Antwort gab, 1830 die Eroberung der Stadt und des Landes durch die Franzoſen herbeiführte.

Gegenwärtig hat Algier etwa 80,000 Einwohner, von denen über die Hälfte Europäer ſind. Als Sitz der Regierung eines großen Landes, Haupthafenplatz der Küſte und Sammelpunkt der Straßen aus dem Innern herrſcht ein reger Verkehr in der Stadt, die in ihrem unteren Theil ſchon ein ganz europäiſches Anſehen hat. Geringer, als der Handel, iſt die einheimiſche Induſtrie, doch ſind die Tabaksfabriken nicht unbedeutend und die Goldſtickereien wahre Kunſtwerke.

Das Schönſte von Algier iſt aber ſeine herrliche Umgebung, die ſich mit den ſchönſten Gegenden der Erde meſſen kann. Das Sahel- oder Maſſifgebirge, an welches ſich die Stadt lehnt, erhebt ſich hart am Meere in ſchön bekleideten Hügelgruppen und wird durch die weite Ebene Metidjah vom Atlas geſchieden. Ueberall liegen Gärten und Villa's zerſtreut, Coloniſtendörfer haben ſich in den fruchtbaren Thälern angeſiedelt und von den Höhen hat man auf Meer und Gebirge die maleriſchſte Ausſicht. Drum raſch den Araber geſattelt und hinaus ins Freie.

Die Straße Bab Azoun führt uns in die gleichnamige Vorſtadt, auf deren großen Plätzen reges Leben und Treiben herrſcht. Hier iſt der Markt der Araber für Kohlen, Holz, Gemüſe und Früchte aller Art und aus tauſend rauhen Kehlen wird mit dem möglichſt größtem Lärm gehandelt und gefeilſcht. Negerweiber ſitzen längs der Straße und kochen Speiſe für die Hungrigen; ſie tragen ihre kleinen ſchwarzen Pflanzen bei allen Arbeiten in Tüchern auf den Schultern mit ſich herum. Ein Omnibus nach dem andern rauſcht an uns vorüber voll maleriſcher Geſtalten; Mauren auf ſchönen Maulthieren reitend, treiben beladene Eſel und Pferde vor ſich hin, europäiſche Equipagen, Kameele mit ihren kleinen Leiteſeln kreuzen ſich in buntem Gemiſch. Wir gelangen ins Freie und reiten zwiſchen Aloe-Hecken, Oel- und Johannisbrodbäumen weiter und ſehen zu

unſerer Rechten hoch über der Casbah das majeſtätiſche Kaiſerfort. Wohlgerüche künden uns die Nähe der Gärten von Muſtapha Paſcha, wo tauſende von Orangen-, Citronen- und Maulbeerbäumen von der Regierung alljährlich gezogen werden. Wir begrüßen hier neben der Banane und der Indigopflanze der Tropen unſere heimiſchen Pappeln, Eſchen und Ulmen. Eine Stunde weiter liegt das Dorf Huſſein Dey mit dem alten Palaſt, europäiſche Coloniſten bebauen den fruchtbaren Boden. Jetzt breitet ſich vor uns die Ebene Metidjah aus, welche von Süden nach Norden der Arratſch durchſtrömt. An der Mündung des Fluſſes liegt die befeſtigte Kaſerne Maison quarrée, wo ein Bataillon des Corps des indigènes*) ſich die Langeweile mit Zähmung der niedlichen Chamäleons vertreibt. Früher, als Abdel Kader bis an die Forts von Algier ſtreifte, gab es hier andere Beſchäftigungen. Da ward oft um Mitternacht die Beſatzung dem Schlummer entriſſen und mußte unter dem Geheule des Schakals durch Geſtrüpp und Sumpfrohr ſich mühſam Bahn brechen, bis die Spahis irgend ein unglückliches Araber Duar umzingelt hatten und die Plünderung begann, von Rohheiten aller Art begleitet. Die Habſucht der Soldaten belud ſich dann wohl mit Honig, Eiern, Butter und andern Lebensmitteln, um ſie beim Rückmarſch in des Tages Hitze wieder nutzlos fortzuwerfen oder von ihnen mit glänzendem Firniß unfreiwillig überzogen zu werden. Die Heerden wurden als Beute der Razzia fortgetrieben, von den Männern des Stammes möglichſt viel erſchoſſen. Auf dem Schauplatz des Kampfes verſuchte dann wohl der luſtige Franzos mit den braunen Schönen ein Tänzchen, die ſich im Kuhſtall verſteckt und das Geſicht mit Kuhmiſt bedeckt hatten, und verſchwendete ſeine beſten Redensarten an die wilden Spröden. Da half aber kein habeetlik (ich liebe Dich) kein harua asba dansa (komm Jungfrau und tanze), ſie blieben unerbittlich, beſpieen die galanten Männer und gebrauchten ihre Krallen, und ihre Antworten waren nur fromme Wünſche, wie

*) Die Truppen des Franzöſiſchen Heeres in Algier, welche aus Eingebornen gebildet ſind, heißen Spahis, wenn ſie zu Pferde, und Zouaven, wenn ſie zu Fuß dienen.

Allein malek (Gott verdamme Dich) und Ehrentitel, wie haluff (Schwein) und andere.

Doch zurück vom langweiligen Maison quarrée, nach Mustapha Pascha, wo in der Nähe der Jardins d'essai (Baumschulen der Regierung) das liebliche „Kaffeehaus der Platanen" uns zum Verweilen einladet. Von drei Seiten umgeben Felswände mit Schlingpflanzen und frischem üppigem Moose bekleidet den Ort, wo fünf reichhaltige Quellen ihr Wasser in granitene Becken ergießen, aus denen Thiere getränkt und die Felder bewässert werden. Auch dringt der Wasserreichthum in Millionen Tropfen aus dem porösen Sandstein der Felswände und rieselt im Farbenwechsel der Sonnenstrahlen in den grünen Teppich herab. In der von Säulen getragenen Halle daneben sitzt eine Gesellschaft edler Mauren auf künstlich geflochtenen Binsenmatten und schlürft den schwarzen Cawa (Kaffee). Wir rufen den bärtigen Gästen ein freundliches Selam aleikum (Friede sei mit Euch)! entgegen und empfangen ihren Gegengruß Sélam aratschmat Alla (Frieden gewähre uns Gott)! Bald ist eine Unterhaltung entsponnen und eine Schachpartie im Gange. Mit lebhaften Mienen und Geberden wird jeder Zug besprochen, und zum Abschiede reicht der älteste Mann seinen Schibuk (Pfeife), aus welchem wir einige Züge thun müssen, und wir verlassen die freundliche, behagliche Gesellschaft. Dieser Theil des Sahel, welcher südlich von der Stadt liegt, ist am reichsten bebaut und mit Dörfern und Villen besetzt. Höher hinauf wird der Weg einsam und der Pflanzenwuchs verliert sich. Wir wenden uns auf den Rücken des Gebirges vor dem Colonistendorf Dehli Ibrahim vorüber, wo blonde Haare, blaue Augen und schwäbische Laute uns an die Heimath erinnern und gelangen nach Staoneli, wo die schweigsamen Brüder eines Trappistenklosters ihre Gärten und ihre Kranken pflegen. Von hier führt der Weg durch ein unabsehbares Dickicht von Myrthen, Oleander und Ricinus nach der langen Halbinsel Sidi Ferruch hinab, dessen blendend weißer Thurm torre chica sich gegen die dunkelblauen Fluthen des Meeres scharf abgränzt. Hier landeten die französischen Truppen am 14ten Mai 1830; ein Obelisk kündet dieses Ereigniß der Nachwelt. Auf dem Rückwege

wenden wir uns an der höchſten Stelle des Weges noch einmal zurück, um den weſtlichen Theil der Metidjah zu überblicken. Zu unſern Füßen liegen einige Coloniſtendörfer und das freundliche Duera am Rande der Ebene, jenſeits derſelben an die Felſenberge des Atlas gelehnt das reizende Blidah, rechts Coleah auf erhöhtem Plateau und weiter in der Ferne der kegelförmige Berg, welcher Kobor-Rumya (Grab der Chriſtinn) genannt und von umwohnenden Hadſchuten als heiliger Ort verehrt wird.

Nördlich von der Stadt führt ein beliebter Spaziergang aus dem Thore bab el oued das Meeresufer entlang, wo Soldaten bunte Muſcheln ſuchen und die ſpielenden Wellen den weißen Schaum bis zu den Abhängen des Sahel tragen. Eine ſchroffe Felſenpartie, la pointe Pescade, welche ſich bis zum Cap Coxines hinzieht, ſchließt hier die Promenade. Zahlreiche Pfade führen vom Ufer in die Schluchten der Berge, die überall von Landhäuſern in mauriſchem, franzöſiſchem und engliſchem Geſchmack und ihren reichen Gärten geſchmückt ſind.

---

Ein günſtiger Zufall machte mich einem Mauren zum Freunde und ich erhielt eines Tages die Einladung zu einem Feſte auf ſeiner Villa. Herzlich empfangen vom Wirth und ſeinen Dutzend Gäſten in reicher mauriſcher Tracht ließ ich mich in ihrer Mitte unter der Halle nieder, und bei den Dampfwolken eines edlen Tabaks und dem Genuſſe des herrlichen Moccatrankes ward munter geplaudert. Bald erſchienen zwei Gitana's (Zigeunerinnen) in leichte Röckchen von blau und weißer Leinewand gekleidet, die Hüften mit einem Shawl von Kameelhaaren umwunden. Ihre nackten Arme und Beine waren mit ſilbernen Ringen und Ketten, der olivenfarbige Hals mit Bernſteinſchnüren geſchmückt, ihr glänzendes Rabenhaar floß, von Korallenſchnüren durchflochten, üppig in breiten Flechten bis zur Ferſe hinab. Schalkhaft flogen ſie von dieſem zu jenem und ſagten aus den Linien der Hand das Dunkel der Zukunft voraus. Darauf begaben wir uns in einen länglichen Saal des unteren Geſchoſſes zur reichbeſetzten Tafel, vor welcher ein Jeder mit untergeſchlagenen Beinen auf einem Polſterkiſſen Platz nahm.

Die Suppe war gut, obſchon ſtark gewürzt, aber die Löffel waren faſt ſo flach, wie Malerſpatel. Nach der Suppe erſchien ein Lamm, am Spieß gebraten; es ward mit vieler Geſchicklichkeit ohne Meſſer und Gabeln mit den Fingern zerlegt. Als Beigerichte gab es eingemachten ſpaniſchen Pfeffer, Liebesäpfel, Oliven und Knoblauch. Darauf erſchien Cuscuſſu, das Lieblingsgericht des Landes, (eine Art gewürzter Nudeln mit Dampf gekocht und nebſt gekochten Hühnern mit Fleiſchbrühe oder Butter übergoſſen und gebacken), dann kamen friſche und trockene Früchte und Conſitüren mannigfacher Art. Zwiſchen den Gängen ward Scherbet gereicht, der jedoch den Wein nicht erſetzt. Mundſpülwaſſer in ſilbernen Bechern und Waſchwaſſer ward nach jedem Gang herumgereicht, die Hände trocknete man an einem langen, um die ganze Tafel ſich ziehenden Tuche. Nach Entfernung der Tafel wurden unſere Sitze längs den Wänden aufgeſtellt und die Geſellſchaft griff zu den Pfeifen, trank Kaffee, lobte die Mahlzeit und den Gaſtgeber, bis Ambradüfte uns in Wolken hüllten und eine ganz artige Saitenmuſik ertönte. Vier Tänzerinnen in mehr als leichter Kleidung erſchienen und führten in ſchleichenden Pas und ungraziöſen Schwingungen mit zwei Schleiern einen Tanz auf, der vom langſamen Klagemarſch der Muſik begleitet ward. Man belohnt die Tänzerinn, indem man ſie durch einen Wink der Hand heranruft und ihr eine Geldmünze mit Speichel auf die Stirn klebt; durch Schütteln ihres Körpers entledigt ſie ſich dann des Geldes. Spät Abends nahmen wir von unſerm freundlichen Wirthe Abſchied.

Die Frauen erſcheinen natürlich bei ſolchen Feſten nicht, ſie verharren in der Talmona. Mohamed hat ſehr unbillig gegen das ſchöne Geſchlecht gehandelt, indem er erſt Dreien von ihnen die geiſtigen Fähigkeiten eines Menſchen zuſpricht; drei Frauen zu nehmen ſteht dem Moslim frei, deren drei machen vor Gericht erſt einen Zeugen aus. Selbſt im Paradieſe dienen ſie, als ewig jugendliche Schönen, ohne Rückerinnerung an das irdiſche Leben, nur dazu, die Freuden des Gläubigen zu erhöhen, von denen jeder mit drei ſolcher Houri's beſchenkt wird! So kommt es, daß ihr Leben nur Daſein und Genuß iſt, der Aufſchwung über das Irdiſche ihnen mangelt. Ihre ganze Thätigkeit

iſt faſt nur der Eitelkeit und Putzſucht gewidmet, und trotz der ſtrengen Aufſicht werden viel Liebeshändel betrieben. Die Begräbnißplätze und Frauenbäder ſind die Zuſammenkunftsorte, wo die Intriguen verabredet und angeſponnen werden. Die Frau des armen Städters, des Landmannes und des Nomaden führt aber ein anderes Leben. Hier herrſcht anhaltender Fleiß, und die Sorge um die tägliche Nahrung, ſo wie die Arbeit beim Feldbau, bei der Erndte und bei Beſorgung der Hausthiere bewirkt, daß trotz dem Gebote des Korans der Schleier ſehr ſelten angelegt wird.

---

Der Moslim iſt ſehr religiös und betet des Tages 6 mal. Zweimal des Morgens (el swa und el d'hor), um 2 Uhr Nachmittags, (el 'asr) um 4 Uhr, bei Sonnenuntergang, (el mogrib) und beim Schlafengehn (el lile). Vor dem Gebete wäſcht er ſich Hände, Geſicht, Füße und Kopf und ſpricht dann: „Gott iſt Gott und Mohamed iſt ſein Prophet" in aufrechter Stellung, das Geſicht gegen Oſten gewandt und mit entblößten Füßen. Darauf erhebt er die Hände, ſenkt ſie und ſpricht: Groß iſt der Herr (alla hu akbahr). Dann betet er das Vaterunſer (hamdun) und nach Umſtänden noch einige andere Gebete, deren Zahl er am Roſenkranze (Mesipt) vermerkt, kniet nieder und berührt mit der Stirn den Boden, wobei er, dreimal ſich neigend und aufrichtend, wiederum ausruft „Groß iſt der Herr!" Auf der Reiſe, fern vom Waſſer, erſetzt Sand deſſen Stelle bei den Waſchungen.

In Algier giebt es eine Menge Moſcheen, aber nur vier, wo ein regelmäßiger Gottesdienſt am Freitage (dem Sonntage der Mohamedaner) gehalten wird und von deren Minarets aus der Muezzin (Küſter) durch das Ausrufen der Stunden die Gläubigen zum Gebet ermahnt. Ich beſuchte während des Gottesdienſtes die Moſchee Djeddid an der Ecke des Place royal und der rue de la Marine. Der Vorhof war von niederkauernden Frauen angefüllt, die nur bis dahin kommen dürfen. Ich mußte meine Stiefel ausziehen und trat in bloßen Strümpfen in die Moſchee. Sie war mit Matten und türkiſchen Teppichen

bedeckt, die Gläubigen ſtanden reihenweiſe und antworteten auf einige Worte, welche der Imam (Prieſter) ſagte, knieeten nieder und berührten mit der Stirn den Fußboden. Predigten ſind nicht gebräuchlich. Eine beſondere Verehrung weiht der Moslim der Roſe, welche er aus Schweißtropfen des Propheten entſproſſen glaubt. Wenn er an dieſe Blume riecht, ſagt er: „Gruß und Gebet zu Dir, dem Propheten Gottes.“ Die großen Faſten (Rhamadan) dauern 40 Tage; während derſelben genießt der Muſelmann bei Tage nichts, betet viel und iſt ſehr freigebig gegen die Armen. Es wird zu dieſer Zeit in Algier das mauriſche Volkstheater fleißig beſucht, eine Art Puppentheater, in welchem der mauriſche Hanswurſt, Gharagus genannt, die Hauptperſon iſt, viel Schläge austheilt und bekommt. Auf den Rhamadan folgt das Beiramsfeſt, ein Feſt der Freude und Verſöhnung, an welchem die Mohamedaner ſich auch bei hellem Tage einer lauten Freude hingeben. Vorzüglich ergötzt ſich dann die herausgeputzte Jugend auf den Straßen und Plätzen an ihren Spielen, läßt ſich in großen Schaukelrädern umdrehen und von Negern in bemalten Schubkarren, noch lieber in europäiſchen Wagen umherfahren.

Groß iſt der Mohamedaner im Sterben. Wenn ſeine Stunde gekommen iſt, empfiehlt er Mohamed ſeine Seele und ſtirbt. Mit gleicher Ergebung nimmt er die Strafe der Baſtonade, wie den Tod von Henkershand.

Die Begräbniſſe ſind ähnlich wie in Europa. Der Verſtorbene wird von Vieren in ſeinen Mantel gehüllt getragen; das Angeſicht iſt frei. Der voraufgehende Prieſter ſingt einen Geſang vor, die Andern antworten im Chor. Aber ihr Geſang iſt freudig, ihr Schritt iſt ſchnell, denn der Geſchiedene hat des Lebens Laſt und Noth überſtanden und ruht im Paradieſe, von ewig ſchönen Weibern bedient. Die Gruft wird vorſichtig zugemauert, damit Schakale oder Hyänen die Leiche nicht wieder ausgraben.

Chriſten, Juden und Mohamedaner haben ihre beſonderen Untergerichte. Der Kadi entſcheidet die kleineren Vergehen und Streitigkeiten unter den Mohamedanern. Mit großem Ernſte ſitzt er am Gerichtstage an ſeiner Tafel, den Koran

aufgeſchlagen vor ſich, zu beiden Seiten die Schreiber und in der Nähe den Profos. Unerſchütterlich iſt ſeine Ruhe bei allem Gezänke und Geſchrei der Parteien, vorzüglich wenn Weiber als Klägerinnen auftreten, und er fällt ſein Urtheil mit abgemeſſenem Anſtande. Gewöhnlich decretirt er 50—100 Streiche auf die Fußſohlen (Baſtonade). Sein Ausſpruch wird ohne Appellation in demüthiger Ergebung angenommen und die Parteien küſſen ihm vor und nach dem Urtheilsſpruche die Hände. Iſt der Fall zweifelhaft, ſo erhalten wohl beide Parteien die Baſtonade und der ſtreitige Theil (Schaf oder Eſel) fällt an den Fiskus, d. h. den Kadi. Macht Jemand zu viel Ausflüchte, ſo ſagt er zum Profos: „Gieb dem Jaule (Camerad) da 30 auf die Sohlen, damit er mich nicht wieder durch ſeine ſpitzfindigen Reden verwirre.“ Die Strafe der Baſtonade iſt national; ſo oft die Behörden ſie auch haben abſchaffen wollen, der Maure wie der Araber zieht ſie bei weitem dem Gefängniß oder der Geldſtrafe vor; der Schmerz wird überwunden, die Ehre, auch der Vornehmſten, wird dadurch nicht im mindeſten gekränkt, und ſie behalten ihre Freiheit und ihr Geld, an dem ſie mit großer Zähigkeit hangen.

## Zweites Kapitel.

Ein ſchöner Wintertag lockte uns zu einem Ausfluge in die Ebene Metidjah und das Atlasgebirge. Wir wandten uns in der Vorſtadt Bab Azoun rechts das Sahelgebirge hinauf und kamen durch das ſchöne Dorf Muſtapha Superieur in eine reich mit Villen und Gärten bedeckte Gegend. Zwiſchen den Hügeln des Sahel liegen anmuthig die Dörfer Birmandrais, Tireraim und Bircadem, theils von Coloniſten, theils von Mauren bewohnt.

Bald ſenkte ſich der Weg in die Metidjah hinab. Sie iſt ſo eben wie eine Tafel, vom Sahel bis zum Atlas 3 bis 5 Meilen breit und im Halbkreiſe von einem Meeresufer zum andern 15

Meilen lang. Sie ist kahl, nur einzelne Felder sind angebaut, andere seit Abdel Kaders Einfall 1839 verlassen; hin und wieder zeigen sich ärmliche arabische Hütten. In der Mitte der Ebene, in einer sumpfigen und ungesunden Gegend liegt Buffarik, ein festes Lager von regelmäßig gebauten Häusern umgeben. Eine Stunde hinter diesem Ort kamen wir durch Beni Mered, wo am 11. April 1842 22 Soldaten von 300 Reitern der Ben Salems angefallen und fast alle niedergemacht wurden. Der junge Sergeant Blandon fiel zuerst und rief im Sterben seinen Cameraden zu: „Freunde vertheidigt Euch bis zum letzten Blutstropfen!" Eine Denksäule erinnert an den Heldentod der tapfern Schaar. Rasch trugen uns unsere munteren Araber zu dem Fuße des Atlas, wo zwischen immergrünen Orangenbäumen die Minarets des Paradieses von Afrika, der reizenden Stadt Blidah schimmern. Westlich erstreckt sich meilenweit der Orangewald, östlich am Abhange des Gebirges sieht man Feigen und Olivenbäume abwechselnd mit Cederngruppen, wie sie auf dem Libanon nicht schöner sein können, untermischt mit der ernsten Cypresse und der königlichen Palme. Aus einer Schlucht des Gebirges ergießen sich reiche Quellen, die in mehreren Armen die Straßen der Stadt durchströmen, und die Gärten tränken, welche außerhalb der Stadtmauer wie innerhalb derselben Wohlgerüche verbreiten. Blidah ist ein Korb voll schöner Blumen; „man hat dich eine kleine Stadt genannt, ich werde dir den Namen einer kleinen Rose geben," sagte ein Poet von Milianah; aber dieser Heimath der Ruhe und des Genusses ist die Trauer nicht fremd geblieben. 1825 wurde die Stadt, damals von 18,000 Einwohnern, durch ein Erdbeben in einen Schutthaufen verwandelt, 1830, kaum nothdürftig wieder aufgebaut, wurde sie der Schauplatz eines gräulichen Gemetzels zwischen Franzosen und Kabylen. Noch immer stehen viele Häuser in Trümmern oder nur halberrichtet da, die Einwohnerzahl beträgt nur etwa den dritten Theil von früher, und davon sind die Hälfte Europäer.

Als die Sonne am folgenden Morgen hinter den dunkeln Bergkuppen des Atlas heraufstieg und die Hügelkette des Sahel vergoldete, traten wir unsern Marsch nach Medeah an. Wir kamen durch einen Olivenhain, le bois sacré genannt, mit

einem kleinen Marabut, und ritten am Rande des Atlas entlang, die Ebene zu unſerer Rechten; vor uns in weiter Ferne trat die Kuppe des Zuckar bei Milianah über die niederen Berge hervor. An die Schiffa angelangt fanden wir den Bergſtrom durch Regengüſſe ſehr angeſchwollen und entgingen beim Durchreiten mühſam dem Schickſale mehrerer Reiter, welche wenige Stunden zuvor ſammt ihren Pferden den Tod in dem brauſenden Strom gefunden hatten. Von hier bis Scherſchell wird das Gebirge und der Rand der Ebene von den Hadſchuten (Kabylen von vandaliſcher Abkunft) bewohnt; es iſt ein wildes Volk, den Franzoſen feind und kümmert ſich nicht, einzelne Europäer als Ziel für ihre langen Flinten zu gebrauchen. Wir ſahen viele Tribus in den Gebüſchen halb verſteckt, Kameele graſ'ten umher. Mehrere Züge von grimmig ausſehenden Beduinen zogen vor uns mit ihren beladenen Kameelen vorüber, hin und wieder ſprengten einzelne Reiter im raſendſten Gallopp auf abſchüſſigem Wege vorbei, und Schaaren von biſſigen Hunden, die ſich faſt an unſere Pferde hingen, umbellten uns, wenn wir den braunen Zelten zu nahe kamen. Am Fuße des Col de Muzaïa wurde Halt gemacht und dann links in den einzigen Paß gelenkt, den das Gebirge hier in weiter Strecke darbietet. Je weiter hinauf, deſto wilder und romantiſcher ward das Gebirge; links himmelhohe Felſen, rechts ein ſchwindelnder Abgrund. Von menſchlichen Wohnungen iſt keine Spur, hier ſcheint nur die Heimath der Geier und Schakale zu ſein; doch würde der Wanderer, dem ſein Leben feil iſt, bei genauerem Nachſpüren in den Schluchten und Thälern überall im tiefen Verſteck die Hütten und Höhlen der Kabylen finden. Eine Abtheilung Soldaten, welche im Felſenthal der Schiffa unter Zelten lagert und an der Straße nach Medeah arbeitet, hält die wilden Bewohner wenigſtens von offener Gewalt auf der Heerſtraße ab. Beim Herabſteigen von der Höhe des Muzaia kamen wir vor der fontaine de la croix vorüber, wo ein rieſiges Kreuz, wahrſcheinlich ein Denkmal früheren ſpaniſchen Beſitzes, in den Felſen eingehauen iſt, welches die brauſende Quelle überragt. Spät erreichten wir Medeah, früher die Hauptſtadt des Beyliks Titteri und Reſidenz des Beys. Sie iſt eine der älteſten Städte in Afrika und liegt auf einem Pla-

teau, welches nach zwei Seiten hin steil abfällt. Eine römische noch wohl erhaltene Wasserleitung führt aus einem nahen Berg das Wasser zur Stadt, herrliche Fruchtgärten liegen zu ihren Füßen. Die Einwohner sind Araber und Juden, zwei Bataillons Besatzung erhalten ihre Liebe zur Regierung.

Am andern Morgen brachen wir in Begleitung eines Sergeanten der Chasseurs d'afrique, (afrikan. Jäger), welcher nach Miliana eine Depesche zu überbringen hatte, von Medeah auf, und ritten fröhlich das Thal hinab, den wogenden Schellif zu unserer Linken, die Atlaskette zur Rechten. Ueber den Fluß nach Süden sahen wir die Berge Uanseris. Das Thal bot mit seinen grünen Saatfeldern, den Zelten der Araber dazwischen und den weidenden Heerden von Schafen, Rindern und Kameelen einen sehr hübschen Anblick, und wenn uns nicht hin und wieder sumpfige Stellen viel zu schaffen gemacht hätten, würde die Reise eine sehr angenehme Spazierfahrt gewesen sein. Die Zelte der Araber sind meist von Wolle gewebt, bei den Reichen von Kameelhaaren und so groß, daß 18 — 20 Personen bequem darin Platz finden. Sie sind in Gruppen (Duar's) aufgeschlagen, hier meist aus 10 — 30 Zelten bestehend, doch giebt es in andern Gegenden Stämme, welche bis 500 Zelte besitzen. An der Spitze eines jeden Duar's steht der Scheich, in dessen Familie seine Würde erblich ist; 30 bis 40, auch bis 400 Dörfer bilden einen Stamm. Die Stämme führen vor dem Namen ihrer ursprünglichen Familie gewöhnlich das Wort Uled (Enkel) oder Beni (Söhne). z. B. Uled Maadi, Beni Mussa. Das Oberhaupt eines ganzen Stammes heißt Kaid. Es giebt Häuptlinge, welche 3 — 4000 Reiter in den Kampf führen können. Die Kaids, sowie viele Scheichs, bewohnen steinerne Häuser, von Bäumen und Cactushecken umgeben, sogenannte Hauschs, um welche die Duars gruppirt sind. Neben dem weltlichen Adel besteht unter den Arabern der geistliche der Marabuts, von deren persönlichem und frommem Wandel die Ehrfurcht abhängt, welche ihnen gezollt wird. Sie wohnen meistens in abgelegenen einsamen Orten, halten Schulen (Ghetna's) wo sie junge Leute im Koran unterrichten und häufig eine Menge Andächtiger zu Predigt und Gebet versammeln. Ihre Grabstellen werden mit kleinen Häu-

ſern überbaut, die ebenfalls Marabuts genannt werden und in ihrem weißen Anſtrich Bergesſpitzen und Thäler ſchmücken. Die Gräber berühmter Heiligen ſind beſuchte Wallfahrtsorte. Im Anzug und den Verrichtungen des Lebens zeichnet ſich weder der weltliche noch geiſtliche Adel vor den Uebrigen des Stammes aus, und die kriechende Höflichkeit des Europäers vor den Vornehmeren kennt der Araber nicht. Ihn bringt Macht und Größe nicht aus der Faſſung, er ſchlägt ſein Auge ſo wenig vor dem Glanze des Sultans, als vor dem Yatagan des Henkers nieder. Dennoch ſind die Araber ſehr höflich untereinander und grüßen ſich anſtandsvoll beim Begegnen. Die Fragen: Wasch halek? wasch hintu? (wie gehts, wie ſtehts?) werden beiderſeits wenigſtens ſechsmal wiederholt, ehe ſie ein eigentliches Geſpräch anknüpfen. Die Frauen ſind nur als Mütter geachtet, im Uebrigen werden ſie gut behandelt, obſchon ſie in allen Dingen dem andern Geſchlecht zurückgeſetzt werden. Sie dürfen erſt zu den Speiſen langen, wenn Vater und Söhne ſich geſättigt haben. Mäßigkeit, Ehrfurcht gegen das Alter und gegen die Todten, Ergebung in den Willen der Vorſehung und Freiheitsliebe ſind die hervorſtechenden guten Eigenſchaften der Araber, Geiz und Grauſamkeit die Schattenſeiten ihres Charakters. Sie nähren ſich meiſt von Kuskuſſu, Brod und Früchten, (Fleiſch wird nur bei feierlichen Gelegenheiten genoſſen,) und trinken Waſſer oder Milch. Obſchon ſie trotz der Gebote des Koran ein Schlückchen Wein oder Branntwein nicht verſchmähen, wenn ſie bei Chriſten zu Gaſt geladen ſind, ſo geben ſie dafür doch kein Geld aus und werden nie Säufer. Da ſie nun die übrigen Lebensbedürfniſſe und Geräthſchaften meiſt ſelbſt verfertigen, ſo verwenden ſie von dem Gelde, welches ſie durch Verkauf ihrer Producte erhalten, nur einen geringen Theil und vergraben das übrige an einſamen Orten. Große Summen gehen alſo verloren, wenn der Tod ſie überraſcht. Die Leichen der Verſtorbenen graben ſie ſorgfältig ein und bedecken das Grab mit feſtgemauerten Steinen, damit die Raubthiere es nicht öffnen. Im Kriege machen ſie die größten Anſtrengungen, um die Gebliebenen aus den Händen des Feindes zu retten. Die Leichen der Feinde verſtümmeln ſie auf empörende Weiſe, die Gefangenen mißhan-

deln ſie abſcheulich und ſchneiden ihnen dann den Kopf ab. Uebrigens iſt ihre Kriegführung für europäiſche Gegner mehr ermüdend als gefährlich. Sie ſprengen gewöhnlich im Galopp bis vor die Front der Feinde, ſchimpfen, ſchießen ihre Gewehre ohne zu zielen ab und ſprengen wieder zurück, um aufs Neue zu laden. Vor dem Bajonett haben ſie großen Reſpect, das Handgemenge lieben ſie nicht und ihren Yatagan (Säbel) gebrauchen ſie faſt nur zum Kopfabſchneiden der Gefangenen oder Verwundeten. Zu einem Angriff en masse hat ſie ſelbſt Abdel Kader ſelten bringen können. — Ihr Hauptvergnügen iſt die „Fantaſia," ein geſtreckter Galopp, wobei ſie ihre Flinten abſchießen und um den Kopf ſchwenken, und in der höchſten Extaſe „Fantaſia, Fantaſia!" ausrufen. Die Thiere werden von ihnen ſchlecht behandelt, ſelbſt das Pferd, das ihnen über Weib und Kind geht, wird nicht im geringſten zärtlich gepflegt. Sie halten es mitten im ſtärkſten Laufe plötzlich an, und der lange ſpitze Stachel ſtatt der Sporen, der eiſerne Ring um die Kinnlade ſtatt der Kinnkette ſind Zwangsmittel, welche bei ſtürmiſchem Gebrauch das Pferd oft erheblich verwunden.

Die weißen Mauern und Moſcheen Miliana's glänzten uns über das Thal entgegen, hoch darüber ragte der Gipfel des Dſchebel Zuckar, die höchſte Spitze des Gebirgszuges. Die Stadt ſelbſt liegt hoch, etwa am halben Abhange des Berges auf einem Plateau, das von drei Seiten ſehr ſchroff abfällt. Ein ſtarker ſchöner Bach, der oberhalb in einer Schlucht entſpringt, ſtrömt unmittelbar an der Stadt vorüber, und wurde von Abdel Kader, der hier vor 1840 ſeine Reſidenz hatte, geſchickt zu Pulvermühlen und Fabriken benutzt.

Am Fuße des Berges von Miliana herrſcht großer Ueberfluß an Waſſer. Die reichſten Quellen ſtürzen aus den Schluchten der Berge hervor und verbreiten in der Niederung die üppigſte Vegetation. Weniger erfreulich iſt dem Reiſenden der Ueberfluß an Schlangen, welche oft 9 Fuß lang durch das Olivengebüſch ſchleichen. Auch an Eidechſen, Scorpionen und Taranteln fehlt es hier nicht. Der Scorpion hält ſich gewöhnlich unter kleinen Steinen auf und man muß ſich deshalb in Acht nehmen, bei etwaiger Lagerung auf den Boden die Steine zu verrücken; ſein

Stich iſt, wenn auch nicht tödtlich, doch ſehr giftig und bringt Geſchwulſt mit Fieber raſch hervor. Als Gegenmittel wird das Thier ſelbſt gebraucht, welches man auf der Wunde zerquetſcht, und deſſen öliges Fett eine Art Gegengift abgiebt. Nördlich von Miliana zieht ſich das wilde Gebirge bis ans Meer bei Scherſchel und wird von den beni Menaſſe bewohnt. Da es mit zu großer Gefahr verbunden war, die Reiſe durch das Gebirge in dieſer Jahreszeit zu unternehmen, ſo kehrten wir mit unſerm Sergeanten durch das Thal des Schellif wieder zurück nach Medea. — Der alte Krieger unterhielt uns viel von ſeinen Hin- und Herzügen, und theilte uns manche Anecdote von ſeinem Lagerleben mit. Er wurde nicht müde, uns die Drangſale zu ſchildern, welche die Truppen 1841 und 1842 in eben dieſem Thale ausgeſtanden hatten, als ſie bei den Kriegszügen gegen Abdel Kaders Araber bei einer Hitze von 30—35° R. täglich marſchiren und täglich kämpfen mußten. Er ſprach mit hoher Achtung von den Generalen Bedeau, Cavaignac und Lamoricière, ſo wie vom Oberbefehlshaber Bugeaud; weniger gut ſtand Changarnier bei ihm angeſchrieben. „Das iſt ein harter Mann, dieſer Changarnier," ſagte er. Auch Abdel Kaders edle Erſcheinung hatte ihm mächtig imponirt; er hatte ihn oft an der Spitze ſeiner Araber geſehen, wo er durch ſein ausgezeichnetes Pferd, ſeine glänzenden Waffen und ſeine edle Haltung vor Allen hervorleuchtete.

In Medea trennten wir uns von unſerm Sergeanten und überſtiegen den Col de Mouzaïa zum zweiten Male. Von Blidah aus machten wir noch einen Abſtecher nach Koleah. Dieſe ächt mauriſche Stadt liegt ſehr reizend in einem Querthale des Sahelgebirges, das durch reiche Quellen bewäſſert wird. Viehheerden und Obſtgärten bilden den Reichthum der Einwohner und ſo weit das Auge reicht, erblickt es die herrlichſten Granatbäume und Orangen, Feigen, Lorbeer und Cactus. Das Clima von Koleah iſt ſehr geſund, da die Nähe des Meeres eine ziemlich gleichmäßige Temperatur bewirkt. Der ſafrangelbe Mazafran ſchlängelt ſich ſüdlich von der Stadt dem Meere zu, ſein Thal iſt ausgezeichnet durch den ſchönen Holzwuchs, eine Seltenheit in Algerien. Zwiſchen den beiden Flußarmen, welche den

Mazafran bilden, dem oued Cher und oued Rumi liegt der Wald von Kerasa, voll hoher Tannen, Korkeichen, Tamarisken, Ulmen, Silberpappeln und Myrtenbäumen; der Oleanderstrauch erreicht hier eine baumähnliche Größe. Aber der Hadschute theilt seine Heimath mit den Panthern, Hyänen, Schakals und andern Bestien, und sein Charakter ist grausam und blutdürstig gleich ihnen. Liebenswürdiger ist der Maure Koleahs, der mit den Bruchstücken spanischer Sprache in seiner Rede auch Spuren früherer Civilisation bewahrt hat. In seinen Mährchen und Gesängen, welche in den Kaffeehäusern stets zahlreiche und begeisterte Zuhörer finden, lebt noch die alte Poesie der Saracenen, welche Spanien eroberten, und die Klage über die verschwundene Pracht und Macht seines Volkes rührt ihn noch immer. Ich hörte hier den weisen Sophi, den größten Märchenerzähler und Sänger in ganz Afrika, den man den zweiten Hafis*) nennt. Nie sah ich einen so edeln Ausdruck im Gesicht, dessen Mienen die Empfindungen der Seele getreu abspiegelten. Er sang die Eroberung Spaniens, die Schlacht bei Xeres und die Siege Abdel Rahmanns, und die Augen seiner Zuhörer leuchteten. Nach und nach wurde seine Stimme klagender und er sang den Tod des Abencerragen und die schmachvolle Flucht Boabdils. Seine Mandoline verstummte, die Mauren ließen den Kopf auf die Brust sinken, die Pfeife entfiel ihren Händen. Als ich nun den trauernden Gästen des Kaffeehauses sagte, ich hätte den Schauplatz der einstigen Größe ihres Volkes gesehen, den Pallast der Könige, die Alhambra und die Moschee in Cordova, die Kaaba des Westens, drängten sie sich um mich und ich mußte ihnen Alles erzählen, bis zu dem Meuchelmorde der Abencerragen und den Spuren des edlen Blutes im Prachtsaale der Alhambra, welches die gewaltige Zeit vom blanken Getäfel nicht auszulöschen vermocht hat. Erschüttert vom tragischen Schicksal ihres Heldengeschlechtes bedeckten die Mauren das Angesicht mit ihrem Gewande, und der alte Hakem (oberste Magistratsperson), mich auf die

*) Der persische Dichter Hafis sang einst mit einer Nachtigall um die Wette; besiegt starb diese vor Schmerz und Eifersucht.

Stirn küſſend, ſagte gerührt zu mir: „Junger Mann, danke dem Propheten, daß er dir vergönnt hat, dieſe Wunder zu ſchauen!“

Nach Algier zurückkehrend, fand ich die Stadt in großem Jubel, Kanonenſchüſſe ertönten, alle Häuſer waren illuminirt. Man feierte die Gefangennehmung Abdel Kaders. Der größte Feind der Colonie lag zu Boden, Frieden und Sicherheit ſchien endlich nach langjährigen Kämpfen über das blutgedüngte Land ſich zu erheben. In der That war die Eroberung des einen Mannes die zweite Eroberung Algeriens und ſolchen Jubels werth. Abdel Kader, die letzte poetiſch ſchöne Erſcheinung eines untergehenden Volkes, war die Seele des Widerſtandes aller arabiſchen Stämme gegen Frankreich, mit ihm fällt jeder Kampf von dieſer Seite. Durch ſeine Abſtammung aus einer uralten Prieſterfamilie, das Anſehen ſeines im Rufe der Heiligkeit ſtehenden Vaters, durch ſeine eigene Wallfahrt nach Mecca und eifrige Studien auf der Hochſchule von Fez, ſo wie durch Reinheit und Strenge der Sitten ſchon als junger Mann von bedeutendem Anſehen, wußte er das Aufhören der Türkenherrſchaft und den Fanatismus der Rechtgläubigen ſo gut zu benutzen, daß er ſchon im Jahre 1833 den General Desmichel zwang, ſeine Unabhängigkeit im Lande zwiſchen Mascara und dem Meere anzuerkennen. Die Regierung beſtätigte den Vertrag nicht und Trezel zog 1834 gegen den Emir, ward aber am 28. Mai an der Magda kläglich geſchlagen. Auch Clauzel mußte vom eroberten Mascara einen unheilvollen Rückzug nach Tlemſen unternehmen und Bugeaud führte in den folgenden Jahren einen erfolgloſen Krieg. Der Vertrag an der Tafna d. 30. Mai 1837 zwiſchen Bugeaud und Abdel Kader ſchloß dieſen erſten Abſchnitt. Letzterer wurde förmlich als Souverain anerkannt und ſeine Herrſchaft über die Provinzen Oran, Titteri und Algier mit Ausnahme der Hauptſtädte und der Metidjah beſtätigt. Raſtlos befeſtigte nun der Emir ſeine Macht und organiſirte ſein Reich, bis er im November 1839 die Zeit gekommen glaubte, der Franzoſenherrſchaft ein Ende zu machen. In plötzlichem Angriff drängte er die Gegner bis zur Stadt Algier zurück, alle Colonieen der Metidjah gingen zu Grunde. Marſchall Valée ermüdete die Truppen, ohne ſonderliche Vortheile zu erreichen,

erſt dem General Bugeaud gelang es, mit Hülfe der 4 Unterbefehlshaber Cavaignac, Lamoricière, Changarnier und Bedeau, durch ein Syſtem der rückſichtsloſen Grauſamkeit gegen die feindlichen Stämme, in den Jahren 1841—1843 des Emirs Macht zu brechen. Man glaubte Letzteren ſchon verſchollen, da erſchien er plötzlich 1844 an der Maroccaniſchen Grenze, und vermochte den Kaiſer von Marocco, ſein Heer gegen die Franzoſen aufzuſtellen. Zwar ward dieſes durch die Schlacht am Isly am 13. Auguſt verſprengt und der Kaiſer durch die Bombardements von Tanger und Magador gezwungen, ſchleunig Frieden zu ſchließen, doch wuchs Abdel Kaders Anſehen zuſehends unter den Maroccaniſchen Stämmen und drohte ſelbſt dem Kaiſer gefährlich zu werden. Daher bot dieſer ſeine Macht gegen den gefürchteten Gegner auf, und von 40,000 Maroccanern gedrängt, betrat Abdel Kader mit nur 1000 Streitern den Algieriſchen Boden. General Lamoricière ſtand ihm hier entgegen, und eingeſchloſſen von zwei mächtigen Heeren, verlaſſen von allen arabiſchen Stämmen, die ſich dem untergehenden Geſtirn allezeit abwenden, übergab ſich der Emir am 22. December 1847 matt und müde unter der Bedingung, daß man ihn nach Egypten oder St. Jean d'Acre hinüberſchaffe. Die Folge wird lehren, ob man das Verſprechen halten wird.

Ein anderer Feind blieb den Eroberern in den Kabylen, welche in ihren unzugänglichen Bergen bisher allen früheren Eroberern, den Arabern, wie den Türken getrotzt haben. Auch gegen ſie ſind viele Kämpfe von den Franzoſen geführt und die Bewohner des Dchurdſchuragebirges ſind bis auf den heutigen Tag noch nicht unterworfen. Vielleicht thut hier die langſamere, aber ſichere Eroberung des Friedens mehr als der Krieg, der ſich leicht, wie der Kaukaſiſche, zu einer unendlichen Länge ausſpinnen könnte.

Ich ließ Algier in ſeinem Jubel und ſchiffte mich mit einem Transport Soldaten nach Mostaganem in der Provinz Oran ein. Mostaganem hat keinen Hafen, nur eine Rhede, die Stadt ſteht auf einem Kalkfelſen $^1/_4$ Stunde vom Meere, 255 Fuß über deſſen Spiegel. Sie hat nur ein Thor, rings herum wird ſie von einer tiefen Schlucht mit hohen und ſteilen Felswänden umgeben, in welcher ein Sturzbach ſich unter mancherlei

Windungen und mehrere Waſſerfälle bildend fortwälzt. Nahe der Stadt auf einem Felſen liegt das kleine Fort Matamor, wo die Spanier einſt einen bedeutenden Sieg über die Mauren gewannen, daher der Name (Mohrentodt). Es wohnen in der Stadt ohne das Militair etwa 5000 Menſchen, meiſt Mauren, außerdem Kuruglis und Türken, viele Juden und Spanier. Man hört hier faſt eben ſo viel ſpaniſch ſprechen, als arabiſch und franzöſiſch, doch hat ſich die jüngere Generation mehr dem letztern zugewandt. An den ungeheuren Trümmern und Steinhaufen, welche außerhalb der Mauern umherliegen, kann man erſehen, daß der Umfang der Stadt früher bei weitem größer geweſen iſt. Die Casbah iſt ganz verfallen, ihre einzigen Bewohner ſind 50—60 Paar Störche, und ſie heißt daher jetzt bordschi el Mehal, d. i. Schloß der Störche. Die große Verehrung, welche der Araber vor dem Storch hegt, entſpringt aus dem Glauben, daß ihre Prieſter zur Strafe für ihre Sünden in dieſe Vögel verwandelt werden. Wenn daher der Langbein neben der Kuppel der Moſchee zum Himmel emporklappert, ſo murmelt der gläubige Moslem leiſe ſein „el hamdu lilla (Lob ſei Gott), unſer verwünſchter Marabut betet!"

Eine Stunde von Moſtaganem liegt das Fort Muſſagran, berühmt durch die heldenmüthige Vertheidigung durch den Capitain Lièvre, welcher ſeinen Poſten mit 150 Sträflingen gegen 8000 Araber glücklich behauptete.

Moſtaganem und Oran waren ſeit Jahrhunderten die Hafenſtädte, wohin alle Karavanen aus dem Innern ihre Schritte lenkten, um ihre Waaren mit den Erzeugniſſen des Nordens auszutauſchen. Mascara und Tlemſen dienten ihnen als Ruhepunkte und Stapelplätze. Seit der franzöſiſchen Occupation hat dieſer lebhafte Handel aufgehört und die Karavanen haben ſich nach Marocco gewandt. Aber es kann nicht fehlen, daß die Provinz Oran mit der Zeit die blühendſte von ganz Algerien wird, wie ſie denn ſchon zu den Zeiten der Römer die Kornkammer von Mauritanien war. In weitem Bogen ziehen ſich vom Golf von Oran nach dem Golf von Arzew die fruchtbarſten Niederungen, welche vom Sig und der Habra, deren Vereinigung nahe am Meere die Makta bildet, bewäſſert werden.

Nordöstlich davon läuft das fruchtbare Thal des Schellif aus, dem sich die gleich fruchtbare Ebene der Mina südlich anschließt. Zahlreiche und mächtige Araberstämme bewohnen mit ihren Heerden diese Ebenen und ziehen im Sommer, wenn die Hitze der Sonnenstrahlen den Pflanzenschmuck verdorrt, in die Schluchten und Thäler des Atlas, wo sie immer noch Futter, wenn auch spärliches, für ihre Thiere finden. Schon jetzt erzielen sie bei mangelhafter Bebauung die ergiebigsten Weizenerndten und sind im Stande, bedeutende Quantitäten des schönsten Korns nach Arzew zu bringen, von wo spanische Handelsleute es nach den catalonischen Häfen ausführen.

Um nach Mascara zu gelangen, schloß ich mich einer Abtheilung Soldaten an, welche dahin commandirt waren. Der nächste Weg führt durch die Ebene Habra, deren grüne Saatfelder lockend vor uns lagen. Aber Sümpfe und Ueberschwemmungen der Flüsse machten es in dieser Jahreszeit unmöglich, diese Straße einzuschlagen. Wir wandten uns also nach Osten zum Bukamelgebirge. Ein großer Olivenwald, in welchem 500 jährige Bäume, die vor Lebensmüdigkeit umgefallen waren, den Pfad oft versperrten, kränzte den Fuß des Gebirges. Weiter hinauf wurden die Berge kahl, alle Vegetation hörte auf und das wenige Wasser war in der Regel so salzig, daß nicht einmal die Pferde es trinken mochten.

Auf einem Plateau des Gebirges übernachteten wir bei einem kleinen See mit süßem Wasser und kauerten uns in den mitgebrachten Zelten eng zusammen, da die Kälte sehr empfindlich war. Am folgenden Tage zogen wir weiter über die Berge. Die Gegend ward immer wilder und die Form des Gebirges kühner und schroffer. Am Nachmittage kamen wir auf den Rücken des höchsten Gebirgszuges, auf welchem sich der Schruah el Rähah (Lippe des Windes) als Gipfel erhebt. Ich bestieg den abentheuerlich geformten Berg, und fand meine Anstrengung durch eine prachtvolle Aussicht belohnt. Von Südwest nach Nordost zieht sich wildverschlungen das Atlasgebirge als ein Chaos von bewaldeten Bergen, kahlen Felsen und tiefen Schluchten hin, dazwischen winken breite Thäler in heiterem Grün mit Duars, Heerden und weißen Marabut's besät. Nach Norden öffnet sich

der weite Thalgrund des Sig und der Habra, dahinter ragen die waldigen Höhen von Mulei Ismael, den Franzoſen ſeit der Niederlage im Juni 1835 zum traurigen Gedächtniß. Die Küſtenpunkte Oran, Arzew, Maſſagran und Mostaganem treten deutlich hervor und im äußerſten Hintergrunde verliert ſich das Auge in die bläulich neblichte Fläche des Mittelmeeres. Südlich liegt Mascara zu unſern Füßen am Rande der fruchtbaren Ebene Egghres, welche weiterhin von einer neuen Kette des Atlas, wie von einer Mauer begrenzt wird.

Mascara iſt eine gefallene Größe. Eine ungeheure Karavanenſerai zeigt die ehemalige Blüthe des Handels, iſt aber jetzt leer und öde. Der ehemalige Palaſt des Bey der Provinz iſt 1835 bei der Eroberung der Stadt durch Marſchall Clauzel in Trümmer gelegt. Abdel Kader iſt nachmals, zur Zeit ſeiner höchſten Macht, oft in dieſer ſeiner Heimath geweſen, aber niemals hat er die Stadt ſelbſt wieder betreten. Sie war ihm verflucht, ſeitdem die Schuhe der Rumi's (Chriſten) ſie beſchmutzt hatten. Im lieblichen Thal Egghres ſteht, von Wieſen und Gärten umgeben, die Ghetna der Mahiddin, der berühmten Familie Abdel Kaders. Hier predigte der alte Sidi Mahiddin den heiligen Krieg (Dſchad) gegen die Ungläubigen und gab den herbeiſtrömenden Stämmen ſeinen Sohn zum Anführer. Jetzt ſitzt der Löwe gefangen im Lande ſeiner Feinde und der alte Mahiddin ruht in Frieden zu Kaſchruh, dem Friedhof ſeiner Familie. In einer Schlucht der Atlaskette, welche nach Süden das Thal Egghres begrenzt, wächſt hochſtämmiges Laubwerk ſo dicht wie eine Decke, durch deren einzelne Lücken die weißen Grabtempel hervorſehen. Cactushecken ſcheiden die verſchiedenen Gräber. Die Gruft Sidi Mahiddins iſt von einer doppelten Mauer umgeben, neben welcher Muſtapha-Uled-Mahiddin, Abdel Kaders Bruder, ſich eine Hütte gebaut hat und in der Nachbarſchaft des Staubes ſeiner Väter allein und kinderlos ein träumeriſches Leben lebt. In der Ghetna aber lehrt der Bruder des Verſtorbenen zwölf Jünger den Koran und empfängt täglich Beſuche von vornehmen Arabern, welche entweder ihre Ehrfurcht zu bezeigen kommen, oder ſich den Rath des weiſen Mahiddin erbitten.

Ich kehrte auf demſelben Wege nach Moſtaganem zurück und machte mit einem Küſtenfahrzeuge einen Abſtecher nach Oran. Wir durchſchnitten die Bai von Arzew, in welcher die Rhede der gleichnamigen Stadt eine der beſten an dieſer Küſte iſt, umſchifften das Löwengebirge, welche die Bai von Arzew von der Bai von Oran trennt und legten auf der Rhede von Oran unſer Schifflein an. Größere Schiffe können hier nicht landen, ſondern müſſen in Mers el Kebir (d. h. der große Hafen), $1^1/_2$ Stunde weſtlich von Oran einlaufen. Zwiſchen beiden Städten iſt ein Weg in die Felſen geſprengt, welche in ſchroffen, wildzerriſſenen Formen aus dem Meere emporſtarren. Ueber dieſer Straße erheben ſich drei mächtige altſpaniſche Forts, deren feſtes Mauerwerk ſogar dem Erdbeben von 1791 glücklich widerſtanden hat. Oran iſt nächſt Algier die bedeutendſte Stadt von Frankreichs afrikaniſchen Beſitzungen und hat durch die lange Zeit ſpaniſcher Herrſchaft (1505 bis 1708 und dann wieder von 1732 bis 1792) ein ganz europäiſches Ausſehen gewonnen. Die Straßen ſind breit, gerade und hell, die Häuſer haben an der Straßenſeite Fenſter. Man ſieht faſt kein einziges Privatgebäude in mauriſchem Styl. Auch iſt der Haupthandel der Stadt mit Spanien, und die ſpaniſche Sprache wird in den Straßen faſt allein gehört. Die Spanier eignen ſich überhaupt zur Coloniſation in Nordafrika am meiſten. Dem Volke des Landes in Sitten und Kleidung, in Mäßigkeit und religiöſem Sinn verwandt, betreiben ſie die beſcheideneren Fächer der Induſtrie mit einer Emſigkeit, welche ihnen künftig eine bedeutende Stelle in der Culturgeſchichte dieſes Landes anweiſen wird.

Oran liegt amphitheatraliſch am Abhange eines Berges und ſcheidet ſich in die Unterſtadt oder die Marine, die Mittelſtadt, welche an beiden Seiten eines Baches liegt und die Oberſtadt, welche im Oſten vom Château neuf, ſüdweſtlich von der auf einem Dolomitfelſen erbauten Casbah begrenzt wird. Südlich liegt das Fort St. Andrée mit ſchönen Kaſernen und Brunnen. Alle dieſe Feſtungswerke ſind ſchon von den Spaniern angelegt und ſehr ſolide aus großen Quaderſteinen gebaut. Die unmittelbare Nähe von Oran iſt weniger fruchtbar als maleriſch. Die Stadt iſt von hohen Fel-

ſenbergen umgeben, und nur der Bach, welcher ſich durch die Stadt hindurchwindet, ruft in ſeiner Nähe freundliches Grün und üppige Vegetation hervor. Hier iſt aber auch jeder Fuß breit zum Bau von allen denkbaren Obſt- und Gemüſearten benutzt. Das Leben in Oran iſt geräuſchlos und ziemlich einförmig. Kaffeehäuſer giebt es in ziemlicher Anzahl und von ſehr hübſcher Einrichtung, doch ſind die Algieriſchen eleganter.

Ich benutzte einen heiteren Tag zu einem Ausfluge nach dem großen Salzſee bei Meſſerghin, von den Arabern El Sebgha genannt, welcher ſich ein paar Meilen ſüdlich von Oran in einer Länge von 8 Stunden von Südweſt nach Nordoſt erſtreckt. An ſeinem nordöſtlichen Ende ſteht in öder Gegend ein ungeheurer Feigenbaum, welcher mit ſeiner Krone einem ganzen Bataillon Schatten und Erquickung gewähren kann. Der See iſt nicht tief, durchſchnittlich 6 Fuß, auf ſeinem Boden ſchimmert die Salzkruſte in den bunteſten Farben, weiß, ſchwefelgelb und roth.

Im Sommer verdunſtet das Waſſer und die dicke Salzkruſte läßt die Araberſtämme mit leichter Mühe ihren Salzbedarf hier finden.

Auf dem Rückwege nach Oran kamen wir vor den Abhängen der Montagnes de Lion vorüber. Es ſollen ſich in dieſen Bergen noch jetzt Löwen aufhalten, doch hatte ich nicht das Glück, einem ſolchen zu begegnen. Der König der Thiere iſt kein Freund der Civiliſation und hat ſich vor den Franzoſen ſcheu zurückgezogen; ſo viel Pantherhäute auch nach Mostaganem und Oran von den Arabern gebracht werden als Sattelſchmuck für die Spahisofficiere, ſo finden ſich doch Löwenhäute unter ihnen jetzt ſehr ſelten. Eine ſonderbare Geſchichte ereignete ſich kurz nach Eroberung Orans. In dem franzöſiſchen Lager zwiſchen Oran und dem Löwengebirge kauft ein Officier einen jungen Löwen von einem Araber und läßt ihn in ſeinem Zelt verpflegen. In der folgenden Nacht erhebt ſich ein gräßlicher Lärm im Lager, Alles geräth in Allarm, man glaubt Hannibal vor den Thoren. Es iſt die Löwin, welche kommt ihr Söhnlein zu holen. Sie dringt in das Zelt des Officiers, findet ihr Junges wieder, nimmt es in den Rachen und trägt es behutſam nach Hauſe.

## Drittes Kapitel.

Ich sagte der Felsenküste von Oran Lebewohl und schiffte mich auf einem Dampfschiff nach Algier ein. Die Fahrt war glücklich, wenngleich der Wind contrair, aber das muthige Dampfroß schnob kräftig durch das bläuliche Meer. Noch einmal sah ich die weiße Stadt im blassen Mondlicht vor mir und betrat ihre engen Gassen, als die Sonne über die weißen Spitzen des Dschurdschura emporstieg. Am folgenden Tage verließ ich Algier auf dem Dampfschiff Euphrat. Wir umfuhren das niedrige und unansehnliche Cap Matifu und hielten eine Stunde im Hafen von Dellis an. Die Stadt ist auf den Trümmern einer alten römischen Stadt gebaut und liegt in hübscher Umgebung und gesunder Luft. Die Häuser sind sämmtlich von Gärten umgeben. Seit 1844 haben die Kabylen, welche die Küstengebirge von Algier bis Gigelli bewohnen, diesen Ort in Frieden gelassen. Am folgenden Morgen sahen wir uns auf der Rhede von Budschia und warfen auf ein paar Stunden den Anker aus. Vom Meere aus gesehen bietet Budschia den malerischsten Anblick dar. Phantastisch geformte Felsenmassen umringen sie unmittelbar, in der Ferne erheben sich imposante Bergketten. Der Guraja, auf dessen Südseite die Stadt erbaut ist, erhebt sich 2013 Fuß hoch über das Meer und trägt auf seinem Gipfel ein Fort. Budschin ist uralt, das Saldae der Carthager, und hat alle Schicksale Nordafrika's an sich erfahren. Früher volkreich ist es seit der französischen Occupation (1833) sehr herabgekommen, da die Araber und Kabylen die Stadt verlassen und bis zur letzten Expedition 1847 unaufhörlich bedrängt haben. Südlich von der Stadt strömt der Summam in den Golf, der ein schönes, fruchtbares Thal bewässert, eine erquickende Abwechselung bei den meist öden Küsten dieses Landes. Die Berge bei Budschia beherbergen eine Menge Affen von der Größe eines Hühnerhundes. Da das Schiff einem schroff in das Meer herabsteigenden Felsen nahe lag, trieb die Neugierde

die possierlichen Thiere ziemlich nahe zu uns heran und wir hatten unsern herzlichen Spaß an ihren Sprüngen und Grimassen. So wie jedoch einer vom Schiffe die Bewegung des Schießens machte, sprangen sie eiligst fort. Die Mutter hatte mit einem Griff ihr Söhnchen über den Rücken geschlagen und war hinter einem Felsen verschwunden. Es ist sehr schwer den Affen beizukommen, denn sie haben ihre Wohnung in Schluchten, welche kein menschlicher Fuß betreten kann, außerdem haben sie einen so geregelten Vorpostendienst, wie die Kabylen.

Wir hatten bis hierher ganz gutes Wetter gehabt und konnten uns nicht beklagen, daß sich jetzt ein Sturm erhob. Denn so unschuldig und vertrauenerweckend das blaue, durchsichtige Wasser des Mittelmeeres im Sommer auch erscheint, so lieblich auch eine heitere Sommernacht ist unter dem tiefblauen Himmel mit den scheinbar größer und näher funkelnden Sternen, mit dem Glänzen des Meeres, durch welches der Kiel des Schiffes eine lange Furche zieht, so tückisch ist dasselbe Meer im Winter vom October bis zum März, und bei den wenigen Häfen der Küste, bei dem mangelhaften Schutz, welche sie den Schiffen darbieten, gehen jährlich eine Menge Fahrzeuge und Menschenleben zu Grunde. Auch uns schien die Tücke des Meeres zu verfolgen, der Sturm ward Orkan, die tiefgezackten, schwarzen Wogen wälzten sich wie riesenhafte Bäume heran. Nachmittags fuhren wir vor Gigelli vorüber, einer gleichfalls uralten Stadt, in welcher seit 1839 eine französische Besatzung sich mit den Kabylen der Umgegend herumschlägt. Da die Communication zu Lande, der feindlichen Stämme wegen und aus Mangel an Wegen und Brücken so gut wie unmöglich, auch im Winter hier selten zu landen ist, so führt die Garnison ein trauriges Verbannungsleben. Auch darf sich Niemand allein aus der Stadt wagen, ohne Gefahr aus irgend einem Busche von einem lauernden Kabylen wie ein wildes Thier erlegt zu werden. Die Stadt liegt auf einem Felsen, der durch eine Sandbank mit dem Festlande verbunden ist und wird von Türken und Arabern bewohnt. Früher wurde hier eine einträgliche Seeräuberei getrieben. Es waren an Bord des Euphrat 500 Soldaten, von denen ein Theil nach Gigelli, der andre nach Philippeville ge-

bracht werden sollte. Aber bei dem Sturm war die Ausschiffung nicht möglich, und die armen Soldaten, welche schon seit 2 Monaten von Dellis nach Bona und von Bona nach Dellis hin und her fuhren, ohne in Gigelli landen zu können, mußten abermals die Felsenküste Gigelli's in die Dämmerung verschwinden sehen. Es folgte eine Nacht des Schreckens und der höchsten Gefahr. Nicht das Steuerruder noch die Räder der Maschine genügten, den thürmehohen Wellen, deren Gischt bis zum Schornstein emporschlug, und dem heulenden Orcan Widerstand zu leisten, nur wie durch ein Wunder entkamen wir den zackigen Felsen der Küste, an denen wir jeden Augenblick zu scheitern fürchteten.

Am andern Tage, dessen Licht kaum bemerkbar wurde, ließ der Sturm ein wenig nach und wir befanden uns vor Stora, wo die Anker ausgeworfen wurden. Mit Mühe erlangte ich nebst einigen andern Passagieren, daß ein Boot vom Lande, mit kühnen Sträflingen bemannt, die ihr elendes Leben für gute Bezahlung aufs Spiel setzten, uns über die Brandung ans Ufer brachte. Stora war früher der Hafen von Constantine, zwischen beiden ging eine römische Straße mit schwarzen Steinen gepflastert, welche noch im 16ten Jahrhundert benutzt wurde. Auf der östlichen Seite der kleinen Bucht von Stora stand früher die alte Stadt Husicada, welche von den Vandalen zerstört wurde; neben ihren Ruinen erbaute Valée 1838 die Stadt Philippeville. Eigenthümlich ist die Beförderung der Depeschen zwischen beiden Städten. Diese werden in einer blechernen Kapsel auf, Maulthiere ohne Reiter befestigt, einige Spahis jagen voran und die Maulthiere mit den klappernden Kapseln hinterdrein. Werden nun die Spahis auch von den Kabylen angegriffen, so verfolgen doch die Maulthiere mit den Depeschen ihren Weg. Stora besteht nur aus wenigen Häusern und Hütten; am Abhange des Berges steht ein bedeutendes Gebäude, la Maison des condamnés, worin eine große Zahl dieser Unglücklichen ihre Zwangsarbeit verrichten muß. Der Sturm wüthete noch fort, als wir zu Fuß nach Philippeville aufbrachen. Die Straße windet sich etwa 300 Fuß hoch am Abhange der Berge hin, welche hin und wieder sich öffnend, die Einsicht in freund-

liche Thäler geſtatten; links brauste das aufgeregte Meer. Im Hôtel de la Regence zu Philippeville, wo wir eine freie Ausſicht auf das Meer hatten, erholten wir uns von den Mühſeligkeiten unſerer Fahrt. Aber 2 Tage lang tobte noch der Sturm, ein engliſcher Dampfer verſank vor unſeren Augen. Philippeville iſt ganz modern, außer einer kleinen Moſchee ſieht man keine mauriſchen Gebäude. Unter 5550 Bewohnern ſind 5000 Europäer, die Uebrigen Kabylen und Neger, welche als Kohlenhändler, Maulthiertreiber und Laſtträger ihr Brod verdienen. Die Kabylen ſind ſehr häßlich und ſchmutzig und haben äußerſt unharmoniſche Stimmen. In Betreff letzterer erzählte mir ein Coloniſt, daß die Kabylen, wenn Löwen oder andere reißende Thiere in den Tribus ſich zeigen, alle ihre alten Weiber aus dem Lager ſchicken. Dieſe machen dann ein ſolches Concert, belegen das wilde Thier mit ſolchen Flüchen und Schimpfworten, verhöhnen es mit allerlei Bemerkungen über eine angebliche Untreue ſeiner Gefährtin, daß das entſetzte Thier wie verſteinert ſtehen bleibt. Die Weiber verdoppeln die Reize ihrer Stimme, bis der Löwe in der Ueberzeugung, auch der köſtlichſte Abendſchmaus könne nicht um den Preis ſo barbariſcher Töne und Beleidigungen erkauft werden, den Furien verächtlich den Rücken dreht und gravitätiſch ſich empfiehlt. Außer den Ruinen eines römiſchen Amphitheaters auf einer Anhöhe, dem Lazareth und der Kaſerne auf dem höchſten Punkt derStadt, welche von fern wie eine Feſtung erſcheinen, hat Philippeville nichts Merkwürdiges. Die Stadt liegt in einer Schlucht zwiſchen zwei Bergen, nach der Südſeite ſieht man in ein ſchönes Thal, welches ſich gegen Conſtantine hinzieht. Die nächſten Berge ſind kahl. Es giebt aber in der Entfernung von ein paar Meilen einen ſehr ſchönen Punkt, das Cap Filfilah, der Mittelpunkt des Höhenzuges vom Cap der Affen im Weſten bis zum Cap de Fer im Oſten um den Golf von Stora herum. Ich brach dahin eines Morgens mit einer Jagdgeſellſchaft auf.

Der Dſchebel (Berg) Filfilah iſt am Fuße mit Kermeseichengebüſch, auf dem Kamme mit Korkeichen bewachſen. Große Strecken der Waldung fanden wir mit verkohlter Rinde, Folgen öfterer Waldbrände. Auch waren manche Bäume ſchon ſeit

langer Zeit umgefallen, so daß das Holz verfault war. Die Rinde hatte jedoch der Verderbniß widerstanden und bildete jetzt Höhlen, welche die Raubthiere als Schlupfwinkel brauchen. Zahlreiche Quellen rieselten von allen Seiten den Berg hinab, mächtige Trümmer einer römischen Wasserleitung ließen sich bis Philippeville verfolgen. Nach dem Meere zu ist der Fuß des Berges mit schönem Blumenflor geschmückt, worunter sich ganze Felder der weißen Lilie auszeichnen. Von der Höhe des Berges hat man eine schöne Aussicht auf die Umgegend. Im Norden der Golf von Stora, gegen Osten die Thalebene der Guerbes und von Sanhadja mit vielen Sümpfen (Krah's) bis zum Dschebel Edugh vor Bona und dem See Fetzara ein wenig südlich davor. Weiter nach Süden sahen wir die Berge von Guelma, dann die Berge von Zerdezas und das Zwillingspaar der Tumiet vor Constantine, welche sich durch niedere Höhenzüge mit dem Dschebel Alia in unserer Nähe verbinden. Im fernen Westen thürmen sich die Kabylenberge von Kollo bis Setif übereinander. Cap Filfilah hat ganz vorzüglichen Marmor, welcher den carrarischen an Reinheit noch übertrifft und schon von den Römern gebrochen wurde; die Bildsäulen, welche man in den Ruinen von Rusicada gefunden hat, sind aus diesem Marmor verfertigt. Herr Cabarroc, welcher in unserer Gesellschaft war, hat die Brüche wieder auszubeuten unternommen, auch auf der Höhe des Filfilah sich ein sehr hübsches Landhaus gebaut, wo wir ein Frühstück einnahmen. An Jagdwild fehlte es nicht. Hasen, Schnepfen, Rothhüner schossen wir in großer Fülle, aber die größeren Raubthiere waren in ihren Schluchten verborgen, und man muß des Nachts auf dem Anstand zubringen, wenn man die ganze wilde Einwohnerschaft der Wälder und Berge kennen lernen will. Ein Jäger beschrieb mir einen solchen nächtlichen Anstand, wobei man vor der Abenddämmerung an Ort und Stelle sein muß.

Nichts ist großartiger, sagte er; die untergehende Sonne, das Abendlied der Nachtigall und des afrikanischen Spottvogels, das zitternde Licht des aufgehenden Mondes und das Gefühl gänzlicher Abgeschiedenheit haben etwas ungemein Ergreifendes. Der schüchterne Hase erscheint zuerst, von Zeit zu Zeit vorsichtig

lauſchend mit erhobenem Vorderleib, dann ſchleichen leiſen Trittes die vorſichtige Genette, das gefräßige Ichneumon aus dem Gebüſch. Gegen zehn Uhr ertönt in kurzen Zwiſchenräumen das rauhe Bellen der den Duar in immer engeren Kreiſen umſtreichenden Hyäne, und dies iſt das Signal eines hundertſtimmigen Schakalconcertes. Die Hunde der Kabylen werden wach, dazwiſchen ſchallt der aufmunternde Ruf der Wächter, und die ſtupide Hyäne, durch ihr vorlautes Geſchrei verrathen, ſchleicht der Küſte zu, um mit dem kärglichen Auswurf des Meeres ihren Hunger zu ſtillen. Um Mitternacht, zuweilen früher, läßt der Panther ſein kurzes, rauhes Gebrüll vernehmen, aber nur ſelten grollt die donnerähnliche Stimme des Löwen im Walde. Das wilde Schwein iſt die ganze Nacht hindurch thätig, die ganze Gegend vom Gipfel des Berges bis an das Geſtade des Meeres iſt ſein Revier; langſam und vorſichtig durchſchreitet es Buſch und Sumpf, nie verräth der geringſte Laut ſeine Gegenwart, und beim erſten Grauen des Morgens geht es eben ſo ſtumm als es gekommen war, nach ſeinem Lager im Dickicht zurück. Die Spuren des Panthers im Sande ſind leicht zu unterſcheiden an ihrer Größe und den fehlenden Eindrücken der Krallen, mächtiger iſt die Spur des Löwen, 8 Zoll im Durchmeſſer. Der Panther begegnet nie freiwillig einem Menſchen, aber der Löwe bleibt nicht zurück. Wer mit ihm kämpfen will, habe eine gute Büchſe, kaltes Blut und einen ſicheren Blick, wer auf dieſe drei nicht zählen kann, iſt verloren."

Die Kabylen, deren hauptſächliche Heimath vom Dſchurdſchura-Gebirge bis Philippeville ſich erſtreckt, obſchon ſie in allen Gebirgen von Marocco bis Tripolis anſäſſig ſind, haben eine eigenthümliche Sprache, bedienen ſich aber der arabiſchen Buchſtaben und ſind eifrige Mohamedaner. Ihre Stämme ſind in Graruba's oder Bezirke, dieſe in Daſchkrah's oder Dörfer abgetheilt. Letztere beſtehen ſelten aus mehr als 30 Gurbi's (Hütten aus Erde, Stein, Stroh, oft aus der Rinde der Korkeiche). Einzelne Stämme, wie die Fliſſa's und Beni Abbes haben ſogar Städte. Der Kaïd beherrſcht den Stamm, der Scheich die Graruba, der Amine die Daſchkrah oder den Duar; der Thaleb (Gelehrte) verwaltet die Rechtspflege, der Marabut,

welcher großen Einfluß auf das Volk hat, beſorgt den Unterricht im Koran. Die Vereinigung der Marabut's bildet die kirchliche Gemeinde, (Zauia), zugleich die höhere Inſtanz gegen die Entſcheidung der Scheik's. Die Kabylen haben feſte Wohnſitze, ſind Ackerbauer, arm, genügſam und freiheitsliebend. Ihre Kämpfe ſind ernſter, als die der Beduinen, da ſie ihre Wohnung zu vertheidigen haben und hinter Felſen und Bäumen gedeckt zu Fuß kämpfen. Sind ſie aber beſiegt, ſo ſind ſie dauernder unterworfen, als jene. Sie ſind nicht ohne Kunſtfleiß, bereiten gutes Schießpulver, wozu ihnen der Oleander eine unübertreffliche Kohle liefert, gute Töpfergeräthe und Drechslerarbeiten. Auch verſtehen ſie ſich auf Waffen und andere Eiſenarbeiten und ſogar auf Falſchmünzerei, die früher ſtark von ihnen betrieben wurde. In der Jugend wandern viele in die Städte, um durch Arbeit ſich etwas Geld zu verdienen; haben ſie dann etwa hundert Budſchu's (ein Budſchu hat 1 Fr. 86 Cent Werth) verdient, ſo kaufen ſie ein Gewehr und ein Weib und leben frei in ihren Bergen. Ihr Carakter iſt nicht liebenswürdig, ſie ſind meiſt habſüchtig, diebiſch und treulos. Das Maaß ihrer Achtung ſind Duero's (Geld), der Reiche iſt ein braver Mann, mag er reich geworden ſein, wie er wolle. Ihren Acker bauen ſie in zwei Feldern, das Winterfeld beſtellen ſie mit Gerſte und Weizen, das Sommerfeld mit Moorhirſe (Sorghum vulgare) und Waſſermelonen. In jeder Wohnung ſind mehrere Getreidebehälter aus Thon und Häkſel in Krugform gebildet. Die Heerde wird der Reihe nach von einem Mann des Dorfes gehütet, der von Hunden unterſtützt wird.

Eine ſchöne Sitte herrſcht bei dieſem rohen Volke, die Heiligkeit der Verbrüderung. Geht ein Kabyle Freundſchaft mit einem Fremden ein, giebt er ihm ein Pfand (Anaya) unter den feierlichen Worten: „Ich bin Dein Saghbi (Freund), beim Ungewitter wie beim Sonnenſchein, bei Tag und bei Nacht," ſo kann der Fremde ohne Furcht ſich in die Wildniß des ſchlimmſten Stammes wagen, denn jede Beſchimpfung der Anaya erzeugt tödtlichen und erblichen Haß mit dem, der ſie gegeben hat, auch iſt kein Beiſpiel bekannt, daß ein ſolches Pfand jemals mißachtet worden wäre. Manche Familien bei Philippeville haben

ſonderbare Beinamen z. B. Bu el Dſcherid (Vater der Heuſchrecke), eine ſogar Bu-Haluff (Vater des Schweins), was um ſo mehr zu verwundern iſt, als kein Jude größeren Abſcheu gegen dieſes Thier hegen kann, als der Moslim. Die Kinder gehen nackt, die Erwachſenen haben als Hauptkleidung die Kandura, welche dem arabiſchen Haik entſpricht, Kopf und Beine ſind unbekleidet, um die Füße befeſtigen ſie ein Stück Schaffell. Ihren Zügen fehlt das Edle, was die Geſichter der Araber und Mauren auszeichnet, aus ihren beweglichen Augen blitzt Wildheit, Haß und Mordluſt, ihre Zähne ſind weiß wie die des Schakals. Kommt man von den Bergen in die größeren Thalebenen, ſo ſieht man den Uebergang der Sitten zu denen der Araber. Aus der engen und niedrigen Hütte wird das luftige Zelt des Arabers, das Pferd wird gewöhnlicher und ein nothwendigeres Hausthier, als bei den Bergbewohnern. Daher kommt es, daß ſelbſt officielle franzöſiſche Berichte Kabylen und Beduinen häufig verwechſeln, obſchon beides ganz verſchiedene Völker ſind.

Die Araber der Ebene, die Guerbes und Sanhadja's ſind leidenſchaftliche Jäger und verſorgen Philippeville und Bona mit Wildpret. Schleichhändler von der Tuneſiſchen Grenze ſorgen dafür, daß ſie Pulver und Blei erhalten, trotz der Verbote der Regierung.

Ich beſuchte mit meinem Jagdfreunde und einem alten Türken die Ebene der Sanhadjah's und ward von den Arabern, welche meinen Begleiter kannten, wohl aufgenommen. Wir ſchoſſen große Mengen Rothhühner und Enten, auch Reiher, Waſſerhühner und andere Waſſervögel. Staare und Dohlen auf den Bäumen erinnerten an die Heimath. Abends lagerten wir uns in einem Zelte und verplauderten mit mehreren alten Arabern recht angenehm die Stunden bis zur Nacht. Sie unterhielten ſich vorzüglich von den Grauſamkeiten Hadſchi Achmet's, des letzten Bey's von Conſtantine und von ſeiner Treuloſigkeit. Am andern Tage beſuchten wir den Donnerſtagsmarkt (Suk el Chamis) welcher auf einem flachen Hügel in der Mitte zwiſchen Philippeville und Bona abgehalten wird. Solcher Märkte giebt es viele auf den verſchiedenen Punkten des Landes und der Araber würde eher auf Alles verzichten als auf ſeinen Suk, wo

er die Neuigkeiten des Tages erfährt, die Marabut's um Rath fragt, auf die Franzoſen ſchimpft und immer ein paar Franken einnimmt. Aus Entfernungen von 10—15 Meilen ſtrömten die Araber hierher zuſammen, zu Fuß und zu Pferde, mit Frauen und Kindern. Allerlei Geräthſchaften, Schmuckſachen, Rohſtoffe und Lebensmittel waren hier ausgeſtellt, am Fuße des Hügels ſtanden Pferde, Maulthiere, Eſel, Schafe und Ziegen zum Verkauf, von letzteren wurden viele an Ort und Stelle geſchlachtet und das Fleiſch pfundweiſe verkauft. Früher machten hier die Moſabiten, dieſe geborenen Kaufleute der Wüſte, bedeutende Geſchäfte mit Flinten, Yatagans, Jagd- und Kriegsmunition, die ſie von Tunis brachten, jetzt iſt der Handel mit Waffen und Pulver aber auf's ſtrengſte verboten. Das Geſchrei der Menſchen und Thiere, das Gewimmel und Gedränge auf ſolchem arabiſchen Markt iſt größer, als irgendwo in Europo. Nicht ſelten entſtehen Schlägereien, welche blutige Köpfe ſetzen, oft auch fallen förmliche Scharmützel vor, welche Menſchenleben koſten. Auch hetzen hier fanatiſche Derwiſche das Volk zum Kriege gegen die Ungläubigen auf, und je toller ſich dieſe ſchmutzigen Heiligen gebehrden, deſto reſpectvoller küßt ihnen der gläubige Moslim die Hand. Andere Marabuts treiben hier einen einträglichen Handel mit Amuleten, d. i. Sprüche aus dem Koran auf ein Blättchen Papier geſchrieben, die in ein mit Wachs getränktes Läppchen von Baumwollenzeug eingeſchlagen und in ein ledernes Beutelchen genäht werden. Sie ſollen vor Unglück und Leibesſchaden bewahren, das Zahnen der Kinder erleichtern, unüberwindliche Stärke verleihen u. ſ. w. und werden um den Hals, am Arm, an der Mütze getragen, auch Pferden an den Hals, Kühen an die Hörner befeſtigt.

Wir entflohen dem Getümmel des Suk el Chamis und ritten ein paar Meilen ſüdöſtlich, um dem See Fetzara einen Beſuch abzuſtatten. Dieſer etwa 3 Meilen lange und 2 Meilen breite von Hügeln umgebene See iſt einer der ſchönſten in Nordafrika und erinnert, die geringere Höhe der umliegenden Berge abgerechnet, an manche der kleineren Seen in der Schweiz. Er iſt nicht tief und rings mit Schilf umkränzt. Ein betäubendes, ſchwer zu beſchreibendes Geräuſch, wie es nur ein tauſend-

stimmiges Schnattern, Pfeifen und Zischen aus unzähligen Vogelkehlen hervorbringen kann, verkündete schon eine Viertelstunde weit seine Nähe. Alle möglichen Arten von Wasservögeln, Bleßhühner, Löffelenten, Steißfüße, Stelzenläufer, Rohrhühner und das schöne Purpurhuhn tummelten sich hier am schilfigen Ufer umher, weiter hinein schwammen Graugänse und in des Sees Mitte segelte einzeln oder paarweise der königliche Schwan. Auch der Flamingo macht auf seinem Herbst- und Frühlingszuge hier seine Rasttage, brütet aber im Innern des Landes in den seichten Schott's (Salzseen). Die Araber hatten hie und da kleine Schirmwände von Schilfrohr errichtet, hinter welchen sie Morgens und Abends dem Geflügel auflauern. Im Winter tritt der See über seine Schilfgrenze und jeden Frühling, wenn sich die Wassermasse wieder vermindert, bringen die ringsumwohnenden Araber ganze Maulthierladungen von Barben und Aalen nach Bona und Philippeville.

Ich traf hier mit einer Reisegesellschaft zusammen, welche von Bona aus nach Constantine wollte. Sie bestand aus einem Mercanti (so heißt bei den Arabern jeder Europäer, welcher nicht Militair ist) aus Bona, einem Spahi als Wegführer und einem Mosabitischen Kaufmann mit beladenen Maulthieren und Dienerschaft. Da mein Plan ohnehin war, Constantine zu besuchen, so schloß ich mich ihnen an. Wir übernachteten im Zelte eines Scheichs und wurden nach Landessitte gastfrei empfangen und mit Kaffee, Kuskussu und saurer Milch bewirthet. Später ward noch einmal Kaffee servirt und dann das Lager zurecht gemacht. Ich verfiel in süßen Schlaf, während der mozabitische Kaufmann noch geraume Zeit mit der kunstgerechten Abwicklung seiner hundert Ellen langen, aus einer dünnen Kameelhaarschnur bestehenden Prima oder Kopfbinde zu thun hatte. Am andern Tage kamen wir durch fruchtbare Gegenden mit zahlreichen Duar's und großen Heerden von Rindvieh, Schafen und Ziegen. Um Mittag erreichten wir den Wed Dschendel. Dieser Fluß ist zur Sommerzeit gut zu passiren und fließt dann zwischen seiner Einfassung von Eschen und Espen ruhig dahin. Jetzt war er aber übervoll und sein Lauf reißend, so daß wir nur mit Mühe und Gefahr überfahren konnten. Es geschah

dieſes durch große Schilfmatten welche auf ſtarken Querhölzern befeſtigt und mittelſt Riedgrasſeilen von einem Ufer zum andern gezogen wurden. Die Pferde und Maulthiere wurden in den Fluß geſtürzt und ſchwammen hinüber. Jenſeit des Wed Dſchendel wurde der Weg beſchwerlicher, Berge und Wälder wechſelten mit ſumpfigen Niederungen ab, die Duar's beſtanden mehr nach Kabylenart aus Gurbies. In der Nacht ruhten wir wieder im Zelte eines Scheichs, denen überhaupt die Ehre zu Theil wird, reiſende Standesperſonen zu beherbergen, und erreichten am folgenden Mittage El Arruſch auf der Hälfte des Weges zwiſchen Philippeville und Conſtantine. Dieſe Colonie liegt in einem erhöhten, ziemlich offenen Thale, hat geſunde Luft und iſt in gedeihlichem Wachſen. Grüner Raſen zieht ſich bis zur Mitte der Berge hinauf, wo dichte Waldung beginnt. Von hier aus gings bergan in einer kalten ſcharfen Atmoſphäre bis zur Herberge auf el Kantur, einer erbärmlichen Bretterbude, wo Vieh und Paſſagiere, welche mit der Diligence von Philippeville gekommen waren, im bunten Gemiſch übernachteten. Hyänen und Schakals umheulten das einſame Haus. Früh Morgens waren wir wieder auf der Reiſe und waren nach einer Stunde auf der Höhe des Bergrückens, als die aufgehende Sonne die höchſten Schneeſpitzen des Dſchebel Tumiet (Zwillinge) und der umliegenden Berge in Gluth ſetzte, während das Dunkel noch die Thäler überlagerte. Zahlreiche Duars lagen der Straße zur Seite, aber die Berge waren kahl und die Wege ſehr ſchlecht. Nachdem wir Smeudan, ein franzöſiſches Militairlager, paſſirt hatten, ward die Straße lebendiger und beſſer. Araber, reich gekleidet und ſtark bewaffnet, von Mohren begleitet, franzöſiſche Officiere mit dem Gefolge ihrer Spahis mit den rothen Burnus und langen Flinten, Karavanen von Kameelen und Züge von Pferden und Maulthieren zogen vorüber. Nach ein paar Stunden des Herabreitens durch die kahlen Berge änderte ſich die Scene wie durch Zauber. Vor uns breitete ſich das herrliche, in tropiſcher Vegetation prangende Thal Hama aus, wo zwiſchen Cypreſſen und dem bunten Gebüſch von Oleander, Feigen, Cactus und Aloe die königliche Palme mit Früchten ſchwer beladen emporragt. Wir

glaubten durch einen Zauberſchlag aus dem Winter in den Sommer verſetzt zu ſein. Und ſiehe da! in der Ferne ruhte kühn und feierlich auf ſchwindelnder Höhe das alte Cirta, das vielberühmte Conſtantine. Ein raſcher Ritt auf guter, allmählig ſteigender Kunſtſtraße brachte uns in anderthalb Stunden von Hama nach dem Thore Valen, unweit der Breſche, durch welche die Franzoſen, nachdem ſie ſich verſchoſſen hatten, im letzten Verzweiflungsanlaufe die Stadt glücklich erſtürmten. Das Hôtel de l'Europe nahm uns auf, aber da es ganz in mauriſchem Styl erbaut iſt, der nur darauf berechnet iſt, die Hitze abzuhalten, ſo ſagte es meinem europäiſchem Geſchmack für Licht, Luft und Wärme nicht recht zu, denn es war recht kalt.

Das alte Cirta war ſchon zu Hannibals Zeit bedeutend, ward von Cäſar verſchönert und erhielt den Namen Julia, und wurde von den Römern für die reichſte und wichtigſte Stadt Numidiens gehalten. Die Hauptſtraßen der Provinz führten zu ihr. Maſiniſſa und ſeine Nachfolger haben hier reſidirt. Später zerſtört, ward ſie von Conſtantin wieder aufgebaut und erhielt den Namen Conſtantine. Nach den Verwüſtungen durch die Vandalen erſtand ſie wiederum durch Juſtinianus, welcher hier die Waſſerleitung anlegen ließ, deren Ruinen man, 42 Fuß hoch, noch jetzt an den Ufern des Rummel erblickt. Araber und Türken waren ſpäter ihre Herren, bis den 13ten October 1837 der grauſame Bey Hadſch Achmet durch Eroberung der Stadt ſeiner Herrſchaft Ende ſah. Conſtantine iſt auf einem Felſen erbaut, 500—750 Fuß hoch über der Ebene. Die Casbah liegt oben auf dem Felſen, daher ſagen die Araber, die Stadt gleiche einem ausgebreiteten Burnus mit darüber ſitzender Kapuze. Ein ſchroffer Fels, 300 Fuß hoch, ſteil über dem Rummel, ward früher als eine Art tarpejiſcher Felſen benutzt, indem ungetreue Frauen von ihm herabgeſtürzt wurden. Der Rummel, welcher den Felſen umfließt, worauf die Stadt ſteht, bildet eine tiefe Schlucht und in derſelben einen impoſanten Waſſerfall von 300 Fuß Höhe. Von dort an läuft er ruhig durch das paradieſiſche Thal Hama. Weiter oberwärts führt eine alte Römerbrücke aus dem Thore el Cantara über die Schlucht zum Berge Manſurah. Sie iſt 310 Fuß lang und 312 Fuß hoch, ihre

Bogen sind mit Mercuriusstäben, Blumenverzierungen und Stierköpfen geschmückt. Der Rummel ist hier aber nicht zu zu sehen, oberhalb der Stadt verschwindet er unter den Felsboden und kommt nach unterirdischem Laufe erst kurz vor jenem Wasserfall unterhalb der Brücke wieder zum Vorschein. Ich ging über die Brücke und bestieg den Mansurah, einen kahlen, mit Felsen und Steinen bedeckten Berg, zwischen welchem hin und wieder Cactus und Aloe ihre stachligen Arme hervorstrecken. Man hat hier einen Ueberblick auf die merkwürdige Stadt, über deren eng zusammengedrängten mit spitzen Ziegeldächern versehenen Häusern eine unzählige Menge Dohlen, Lämmergeier, Falken und Adler schwebten. Etwa zwölf schmächtige Minarets und einige ernste Cypressen erheben sich hier und da aus dieser Masse, die fast mit dem grauen Felsen, worauf sie thront, verschwimmt. In einiger Entfernung aber umringt den öden Platz eine erfreuliche Vegetation, und das Auge schweift weit über das reiche Hama-Thal hinaus bis zu den weißen, von federartigen Wolken gekrönten Schneebergen. Nur die Sicherheit der Lage konnte in alter wie in neuer Zeit die Menschen bewegen, zu ihrem Wohnsitze einen so öden Platz zu wählen, wo im Sommer die Hitze bis 45 Grad steigt, im Winter Schnee und Eis nichts Seltenes sind, wo das Wasser mit Mühe hinaufgetragen werden muß, während in naher Umgegend ein reizendes wohlbewässertes Thal vor ihren Augen liegt. Die Straßen sind schmutzig und so eng, daß ein Maulthier mit Heu oder Stroh beladen, sich nicht umdrehen kann und beim Begegnen mit einem andern Lastthier am Schwanze rückwärts bis zur nächsten Quergasse gezogen werden muß. Die Häuser sind ganz maurisch, das heißt von außen öde und unfreundlich. Einwohner giebt es gegen 20,000, meist Mauren, Türken, Kuruglis und Juden, welche früher einen einträglichen Karavanenhandel mit der Wüste und dem Negerlande unterhielten.

Das merkwürdigste Gebäude ist der Palast des vormaligen Bey, fast im Mittelpunkt der Stadt gelegen. Von außen zeichnet sich diese Masse von Gebäuden durch nichts besonders aus, aber das Innere überrascht durch außerordentliche Eleganz, Marmorreichthum und Sauberkeit des maurischen Baues nicht

wenig. Es befinden ſich 4 große Höfe daſelbſt. Der erſte große Säulenhof umſchließt einen gutgehaltenen Garten mit Orangen und Granaten, rund umher läuft ein doppelter Säulengang von ſchönen, nach verſchiedenen Muſtern gearbeiteten Säulen aus weißem Marmor, die Wände der Galerien ſind mit Freskomalereien, welche meiſt Seeſchlachten und mohamedaniſche Städte wie Conſtantinopel, Tunis, Cairo darſtellen, geſchmückt. Den zweiten Hof füllt ein ſchönes Bad mit einem Becken von weißem Marmor aus; im dritten ſind Springbrunnen, deren Baſſin Goldfiſche enthält. Im vierten Hofe befanden ſich Löwen an Ketten, ſind aber des koſtſpieligen Unterhalts wegen bis auf einen, den der Herzog von Nemours mit nach Paris nahm, getödtet.

Am andern Morgen fand ich beim Erwachen Conſtantines Dächer und Straßen mit einer dünnen Schicht Schnee bedeckt. Mit Hagel vermiſchte Schneeflocken wurden vom ſchneidendſten Winde umhergeweht, als ich einen Spaziergang aus dem neuen Thore Valée machte, um die Pyramide zu beſichtigen, welche an der Stelle, wo General Damremond fiel, ihm zu Ehren aus grauem Marmor errichtet iſt. Viele Kameele lagen rechts am Fuße des Berges Condiat-Ali, welcher mit der Stadt durch einen Erddamm zuſammenhängt. Die Thiere der Wüſte ſchienen über dieſe nordiſche Witterung ſehr ungehalten, denn ſie gaben höchſt widrige Töne von ſich, krümmten die Oberlippe und fletſchten ihre langen ekelhaften Zähne. Auf dem Condiat-Ali befindet ſich der Gottesacker der Muſelmänner, und dieß iſt der einzige Spaziergang, welcher den Frauen erlaubt iſt. Durch das dritte Thor der Stadt, El Djebir, kehrte ich zurück und begab mich zum Gaſthofe Hotel royal, um dem gezähmten Löwen meine Aufwartung zu machen. Dieſer iſt zehn Monate alt, ein prächtiges Thier, geht frei im Hofe ſpazieren und iſt ſo zahm, daß ich ihn ohne Furcht ſtreicheln konnte. Er ſpielte mit einem großen Jagdhunde, wie ein paar Kätzchen zu ſpielen pflegen.

In dieſem Hotel ſprach ich einen Oberſt, deſſen Regiment in Setif, etwa 20 Meilen nach Südweſt ſich befindet. Er ſchilderte mir den Ort als den allertroſtloſeſten in der Welt, wo er im Laufe von 9 Monaten kein lebendiges Weſen, außer ſeinen Soldaten, geſprochen hätte. Der Schnee liegt dort in den 4—5

Fuß breiten Straßen so hoch, daß die Einwohner von einem Hause zum andern nur mit Stelzen gehen können, und schon zwei Monate wartete er hier in Constantine auf besseres Wetter, um die ausgetretenen Flüsse und die gefährlichen Gebirgspässe überwinden zu können. Er war überhaupt wenig erbaut von Afrika, und sah, wie die meisten französischen Militairs, seinen Aufenthalt in diesem Welttheile als eine Verbannung an. Gloire, den Franzosen der einzige Ersatz für alle Mühen, schien jetzt hier auch nicht mehr zu holen.

Ich tröstete den armen Oberst mit der Hoffnung auf künftige Lorbeeren und sattelte meinen Araber am folgenden Morgen zur Rückkehr nach Philippeville. Die Reise ward ohne Abentheuer zurückgelegt und der neue Morgen brachte mir durch einen Kanonenschuß von Bona herüber die frohe Nachricht, daß das Dampfboot Phönicien zur Abfahrt nach Bona bereit liege. Unsere Fahrt war günstig und wir umfuhren ungefährdet das Cap de Fer. Eine fortlaufende Kette bewaldeter Berge bildet die Küste bis zum Cap de Garte, dann aber eröffnete sich eine weite Aussicht auf den Garten Algeriens, das blumenreiche Bona. Eine grüne fruchtbare Ebene, durch welche die Seybuse sich zum Meere schlängelt, umgiebt von Süden die Stadt, welche vom Meere aus nach Norden zum Abhang des Dschebel Edugh in die Höhe steigt und von der Casbah, 315 Fuß über dem Meeresspiegel, beherrscht wird. Geschmackvoll angelegte Gärten und bebaute Felder breiten sich gleich bunten Teppichen ringsum aus, hohe Berge schließen das freundliche Panorama.

Bona hat ein fast ganz europäisches Aussehen, namentlich ist der place d'armes ganz modern. Nur eine mit Moos bedeckte Moschee, gekrönt von einem großen Storchnest, über welches der Halbmond sich erhebt, und das nie fehlende schlanke Minaret, welches trauernd über die europäischen Gebäude rings umher hervorragt, verräth, daß Bona auf afrikanischem Boden steht. Eine hübsche Fontaine, umringt von immer grünen Gewächsen, ziert den Platz, wo die schöne Welt und die Officiere um die Militairmusik Nachmittags sich versammeln. Gute, mit Arcaden versehene Häuser schließen ihn von drei Seiten, und Kaffeehäuser und Billards fehlen nicht. Bona wurde von Ben-

Aissa, dem General Achmets, Bey von Conſtantine, ehe er es den Franzoſen überließ, größtentheils zerſtört, und die unglückliche Bevölkerung von mehr als 6000 Seelen mußte auswandern. Jetzt beläuft ſich die Zahl der Einwohner auf etwa 9800, wovon ein Drittel Mauren nebſt Türken, Kuruglis und Negern, zwei Drittel Europäer. Von letzteren beſtehen die meiſten aus Malteſern, einer trägen, feigen, ſtörriſchen und diebiſchen Nation, deren einzige gute Eigenſchaft ihre Genügſamkeit im Eſſen und Trinken iſt. Die beſten Landbauer ſind auch hier die Spanier, doch laufen ihnen in neueſter Zeit die zahlreich eingewanderten Deutſchen faſt den Rang ab. In den Straßen hört man beſtändig deutſch ſprechen und außerhalb der Stadt erinnert manches Gärtchen und mit rothem Ziegeldach bedeckte Häuschen lebhaft an die deutſche Heimath.

Um die Stätte zu beſuchen, wo das alte Hippo thronte, ritt ich unter Führung meines Wirthes aus dem Thor Conſtantine, und befand mich ſogleich mitten in einem Gewühle des ächteſten afrikaniſchen Lebens. Es wird hier täglich ein bedeutender Markt gehalten und Käufer und Verkäufer aus allen einheimiſchen Völkern waren hier im lebhafteſten Handel verſammelt. Viele der Araber bringen hier in kleinen Binſenhütten, welche ſich wie ein Schneckenhaus über ihren einzigen Bewohner wölben, ihr ganzes Leben zu. Auf einer ſchönen großen Brücke, le pont d'Hippone, überſchritten wir einen Arm der Seybuſe und gelangten durch eine Allee von Olivenbäumen auf die Anhöhe, wo die Ruinen des alten Hippo regius unter Blumen und Grün begraben liegen. Es herrſchte eine feierliche Stille in dieſer herrlichen Natur, der klare Februartag zauberte alle Reize des afrikaniſchen Frühlings hervor. Von der Höhe des Hügels erblickten wir die grüne Ebene, welche die Seybuſe, aus dem fernen Atlas hervorkommend, in den ſchönſten Wellenlinien durchſtrömt, überſäet von den weißen Marabuts und den Zelten der Araber. Links davon weit und breit das herrliche Meer, Bonas Rhede und die freundliche Stadt mit der Casbah darüber und weiterhin das Fort genois am Ras (Vorgebirge) el Hamrah. Weiter links bunte Felder und Gärten bis zu den dunkeln Waldeshöhen des Dſchebel Edough, aus deſſen Schluchten

vordringend die Budschimma sich durch das Thal in einem Wiesenbette mit den blendendsten Farben schlängelt und sich unter unsern Füßen mit der Seybuse vereinigt. Spuren des früheren Glanzes dieser Stätte sieht man in den Fundamenten riesenhafter Paläste, und in großen tiefen Hallen mit schönen Bogen, von Clematis, Lianen und unzähligen Blumen überhangen und durchwachsen. Etwa 10 Bogentrümmer bezeichnen die große Wasserleitung, die über zwei Thäler und einen Fluß geführt war, und die Reste alter Kais am Ufer des Seybuse, 3000 Fuß von der jetzigen Mündung desselben, verrathen die Stelle des ehemaligen römischen Hafens, wo im Jahre 707 der Erbauung Roms P. Sittius die Flotte des Scipio zerstörte. Hippo, schon von den Carthagern gegründet, war später der Bischofsitz des heiligen Augustinus, welcher während der Belagerung durch die Vandalen 439 starb. Nach der Zerstörung wieder aufgebaut, wurde es von Belisar 534 wieder erobert, 697 aber von den Arabern gänzlich zerstört und dahin verlegt, wo sich jetzt Bona über dem alten Aphrodisium erhebt. Zum Gedächtniß des großen Kirchenvaters Augustinus hat Papst Gregor XVI. auf den Mauern Hippones eine kleine Statue in Bronze errichten lassen, die sich aber kleinlich und geschmacklos in dieser Umgebung ausnimmt. Von Zeit zu Zeit herrscht Leben unter diesen Ruinen, wenn große Caravanenzüge, von ihrer langen Reise nach Tunis zurückkehrend, sich in den unterirdischen Räumen niederlassen, ihre Zelte ringsum aufschlagen, und ihre Feuer zwischen diesen Denkmälern vergangener Jahrhunderte lodern.

Ich machte in Bona die Bekanntschaft eines Hauptmanns aus Guelma, welcher mit mehreren Spahis als Eskorte nach seiner Garnison zurückkehrte. Mit Freuden nahm ich das Anerbieten seines Schutzes an, um das Innere kennen zu lernen. Wir ritten vor dem Hügel Hippones vorbei eine schöne Chaussee entlang, bis wir nach einer Stunde eine alte Römerbrücke erreichten. Von hier an hört der Garten Bonas auf und es beginnt eine leere Einöde. Der Weg, im Sommer von Kameelen und Maulthieren wohl gebahnt, war nicht zu passiren, und wir mußten in die Kreuz und Quer sieben lange Stunden durch eine Schlammwüste, in der unsere armen Pferde oft zu versinken

drohten, uns hindurchquälen. Keine Menſchenſeele war in dieſer baumloſen Einöde zu erblicken. Zuletzt ſenkte ſich das Terrain etwas und ein anmuthiges Thal mit Ricinus, Myrten und Oleandergebüſchen überraſchte uns aufs Angenehmſte. Der Ruisseau d'or rauſcht hier zwiſchen ſeinen fruchtbaren Ufern, ein Haus und einzelne Hütten bezeichnen die anfangende Colonie, deren Straßen ſchon abgeſteckt ſind. Aus den benachbarten Tribus ſtrömte eine große Zahl von Arabern herbei, um dem Hauptmann ihre Ehrfurcht zu beweiſen. Wir raſteten hier einige Stunden und ritten auf einer neu angelegten noch nicht fertigen Chauſſee nach Nechmeia. Die Nacht überraſchte uns, ehe wir am Ziele angelangt waren, und durch die Dunkelheit tönte ſchauerlich das Geheul der Schakale und Hyänen, bis trauliches Hundegebell uns die Nähe einer ſicheren Menſchenwohnung verkündete. Das Wirthshaus in Nechmeia war überfüllt, eine Karavane Maulthiertreiber lagerte im großen Zimmer und wir mußten an ihrer Seite uns niederſtrecken. Auf dem abſcheulichſten Wege gelangten wir am folgenden Morgen nach Hammam Berda d. h. kalte Bäder, einer ſchönen warmen Quelle von 29° R., ſo genannt im Gegenſatze mit anderen viel heißeren Quellen oberhalb im Gebirge. Viele Araber waren hier mit ihren Morgenwaſchungen beſchäftigt. Die römiſchen Ueberreſte der Einfaſſung des Baſſins und oberhalb deſſelben eine Ruine, die vielleicht von den Spaniern herſtammt, ſind Alles, was heut zu Tage hier zu ſehen iſt. Im Sommer ſoll dieſe Gegend, welche zur Zeit der alten Römer mit Villen überſät war, einen überaus lieblichen Anblick darbieten, indem die Umgebung der Quelle dann üppig grünt und blüht, während rings umher Alles von den glühenden Sonnenſtrahlen verſengt iſt.

Nach ein paar Stunden ritten wir durch die Seybouſe und ſahen Guelma am Abhange des hohen, jetzt noch mit Schnee bedeckten Berges Nauma vor uns liegen. Es iſt das alte römiſche Calanca, von dem noch Spuren eines Amphitheaters, eines Tempels und einiger Thürme ſich erhalten haben. Fünf römiſche viae ſind noch ſichtbar, zwei führen den beiden Ufern der Seybouſe entlang nach Bona, eine nach Conſtantine, die vierte nach Zama und die fünfte nach Tiffich. Erſt ſeit dem

Jahre 1844 hat die Coloniſation hier begonnen und der ſchlechten Wege und der Entfernung von der Seeküſte wegen noch keine bedeutenden Fortſchritte gemacht. 300 Kavalleriſten unſeres Hauptmanns und ein Bataillon Infanterie bilden die Hauptbevölkerung dieſes troſtloſen und abgelegenen Ortes, in deſſen Straßen die Schakals, Hyänen und Panther der umliegenden Wildniß umherſchweifen, während die über die Fremdherrſchaft ergrimmten Araber und Beduinen gleich jenen auf Raub und Mord ausgehen.

Die Hauptmerkwürdigkeit des Ortes iſt ein Lieutenant der Garniſon mit Namen Gérard, der durch ſeine Geſchicklichkeit bei der Löwenjagd in ganz Algerien ſich einen berühmten Namen erworben hat. Ganz allein, nur mit einer Doppelflinte und einem Hirſchfänger bewaffnet begiebt er ſich auf dieſe gefährliche Jagd, und ſein Muth iſt bisher immer mit Erfolg gekrönt. Eilf ſtattliche Löwen ſind bereits von ſeiner Hand erlegt.

Sechs Stunden von Guelma liegen die heißen Quellen von Hammam Mescutine d. h. bezauberte Bäder. Von einem Spahi begleitet unternahm ich den Ritt, obgleich man mir vielfach davon abgerathen hatte. In der That konnte auch nur die Merkwürdigkeit des Ortes für die Strapazen tröſten, welche ich auf der Reiſe auszuhalten hatte. Viermal mußten wir durch die Seybouſe reiten, deren Bett aus Felſenſtücken und großen Löchern beſteht. Als mein Pferd an einer der böſeſten Stellen zwiſchen Leben und Tod tapfer kämpfte, erheiterte der Spahi mich durch die Erzählung, vor vier Tagen ſeien an derſelben Stelle ein franzöſiſcher Lieutenant und zwei Spahis ertrunken.

Eine Stunde, bevor wir die bezauberten Bäder erreichten, ſahen wir ſchon hohe Dampfwolken aufſteigen, und als wir bei ihnen anlangten, ſtanden wir mitten im Frühling, während rings auf den Bergen noch der Winter ſchlummerte. Das Thal iſt mit ſeltſamen pyramidenförmigen Felskegeln angefüllt, die von Ferne einem Haufen arabiſcher Zelte gleichen. Die kleinſten ſind 2—3, die größten an 30 Fuß hoch. Mein Spahi erzählte mir die Sage dieſes Ortes. Ein arabiſcher Scheich hatte einſtmals ſeine Schweſter geheirathet und an dieſer Stelle ſein Hochzeitsfeſt gefeiert. Allah aber, zornig über dieſe verbotene Ver-

bindung, verwandelte die ganze Gesellschaft in Steine und verdammte die Kessel, worin die Speisen bereitet wurden, ewig zu kochen und zu sieden. Das Wasser, welches in der Hitze von 70 bis 80 Grad R. dem Boden entquillt, führt eine solche Menge kohlensauren Kalkes mit sich, daß derselbe beim Verdunsten zurückbleibt, sich verhärtet und jene Kegel bildet. Wird der Kegel zu hoch, so verstopft sich die Quelle und sucht sich später einen andern Ausgang. Einige Quellen sprudelten in ungeheuren Garben aus der Erde, andere stürzten in den zierlichsten Wasserfällen über altes römisches Mauerwerk herab und hatten dasselbe mit weißer, baumwollenartiger Steinmasse bekleidet. Am Fuße der größten Cascade fließt das Wasser in einem spiegelklaren Bache weiter, der in dem immergrünen Rasenteppich wie fließender Smaragd schimmert. Hunderte von kleinen Fischen schießen in diesem fast kochenden Bache so gemüthlich wie im kühlsten Strome hin und und her, während der Mensch nicht im Stande ist, die Hand nur einige Secunden lang im Wasser zu halten und kein Pferd über den Bach, selbst da, wo er viel breiter und weniger heiß ist, gebracht werden kann. Die Natur arbeitet in diesem Thale noch täglich weiter fort, was sie an anderen Orten als fertige Bildung aus vergangener Zeit hinterließ. Die Masse des abgelagerten Kalksinters an der Mündung der Quellen ist schneeweiß, noch ziemlich weich, weiterhin sieht man weißröthliche Kegel, deren Bildung erst kürzlich vollendet ist, endlich giebt es in großer Zahl schon längst gebildete Pyramiden, deren Quell völlig versiegt und deren grauröthliche Masse fast so hart ist wie Granit. Von dieser Art sind die Felsen, welche das Thal einschließen, dieselbe Marmorart erstreckt sich meilenweit in die Runde bis Guelma hin, so daß ersichtlich ist, wie schon viele Jahrtausende hindurch diese Ablagerung vor sich gegangen ist.

Wir machten den Weg nach Guelma zurück unter denselben Gefahren aber gleich glücklich, wie am Morgen, und der Hauptmann hatte die Güte, mir denselben Begleiter am folgenden Tage zur Rückreise nach Bona mitzugeben. Das Wetter war unfreundlich und ich eilte, so rasch es die Wege erlaubten, vorwärts, um an demselben Tage noch bis zum Ruisseau d'or

zu kommen. Mein Spahi erzählte mir, daß vor wenigen Tagen zwischen Rechmeia und Ruisseau d'or ein paar Malteser, welche Geld bei sich führten, von den Arabern ausgeplündert und ermordet seien, und setzte dann, um mich zu trösten, hinzu, es sei zwar der Fall, daß auf dieser bösen Straße die wilden Thiere des Nachts und die Araber bei Tage den Reisenden oft unheilbringend seien, aber dafür haben sie auch Nachts von den Arabern und bei Tage von den wilden Thieren nichts zu fürchten. Trotzdem erreichten wir glücklich Ruisseau d'or und am folgenden Tage Bona, wo ich ein paar Tage der Erholung und kleinen Ausflügen nach Hippone, dem Dschebel Edough und La Calle widmete.

La Calle, 14 Stunden östlich von Bona, ist der Hauptsitz der an der Küste von Bona bis Biserta in Tunis betriebenen Korallenfischerei. In der neuesten Zeit hat dieser Handelszweig zwar etwas abgenommen, doch waren im Jahre 1836 noch 245 Schiffe damit beschäftigt. Die Korallen werden durch große Netze von starken Hanfschnüren vom Felsengrunde des Meeres abgerissen. Die schönsten gehen nach Livorno und werden dort für Rußland, Galizien, China und Ostindien verarbeitet, die kleineren Stückchen wandern in die Hände der Juden von Algier und von dort mit großem Gewinne in das Innere von Afrika. Die Stadt La Calle wird fast nur von Korallenfischern bewohnt und ist benachbarter Sümpfe wegen ungesund. Oestlich davon ist auf der Insel Tabarca an der Grenze zwischen Algier und Tunis ein zweiter Hauptsitz der Korallenfischerei. Hier sind es vorzüglich die Italiener, welche diesem Geschäfte obliegen, während in La Calle die Franzosen schon seit 1520 dasselbe betreiben. Jetzt bildet Tabarca die äußerste Grenze der französischen Regentschaft gegen Tunis.

# B.

# Tunis.

## Erſtes Kapitel.

Am 28. Februar Abends 8 Uhr verließ ich Bona auf dem Dampfſchiffe Ville de Bordeaux, welches alle 14 Tage von Marſeille über Bona nach Tunis fährt. Die Nacht war ruhig und ſternenklar, das Meer leuchtete im phosphoriſchen Schimmer. Früh Morgens hielt das Schiff eine halbe Stunde vor dem Städtchen La Calle an und umfuhr Nachmittags die Nordſpitze Afrikas, Cap Blanco. Hier öffnete ſich in großartigem Anblick die unabſehbare Bai von Bizerta, deren weißkalkige Küſten in kühnen Formen aus den Wogen emportauchten. An ihr liegt die nicht unbedeutende Stadt Bizerta, von fruchtbaren Feldern umgeben. In der Ferne zieht ſich eine Bergkette in weitem Bogen hin, von blauen Spitzen gekrönt. Südlich begrenzt die Bai das hervorſpringende Cap Ziebieb, in deſſen Nähe von Diſteln und Neſſeln überwachſen die Trümmer der alten Stadt Utica ruhen. Links von der Bai ſahen wir im Meere zwei unbewohnte Felſen, i cani. An ihnen ſcheiterte kürzlich das engliſche Schiff Avenger, und eine große Anzahl Menſchen fand den Tod in den Wellen. Am Abend fuhren wir in die Bai von Tunis ein.

Als die erſten Sonnenſtrahlen die höchſten Spitzen der umliegenden Berge rötheten, waren wir auf dem Verdeck und betrachteten mit ſtiller Rührung dieſen Tummelplatz vergangener Zeiten. Kaum eine Viertelſtunde von uns erhob ſich das Vorgebirge, auf dem Carthagos ſchweigende Ruinen trauern, daneben das ächt mauriſche Städtchen Sidi boſaid mit ſeinen blendend weißen, fenſterloſen Häuſern, unweit davon die Kapelle des

heiligen Ludwig und die Goletta, der Hafen von Tunis. Dann erſtreckt ſich eine weite mit Marabuts und mauriſchen Villen überſäete Ebene bis zur flachen, einem Schutthaufen ähnlichen Raubſtadt. Waldungen von Olivenbäumen, vermengt mit Gruppen von Palmen und Cypreſſen, liegen zwiſchen den Villen. Zwei einzeln ſtehende Hügel, mit Gebäuden gekrönt, ragen links über die Stadt empor. Weiterhin in großer Ferne erhebt ſich in blauen Duft gehüllt der hohe Berg Zowan in ſeltſamen Formen, kleine Hügelketten liegen zu ſeinen Füßen. Links von dieſen fernen Höhen ſieht man zwei nähere Berge, den Bleiberg und den Hammamlief, an dem Fuße des letzteren leuchtet der weiße Palaſt des Bey in der Nähe des Meeres. Noch weiter nach links ſchließt das Cap Bon die Bai nach Oſten, an deren Eingang die Inſeln Zembra und Zembretta liegen.

Ein Boot brachte uns zum elenden Städtchen Goletta, aus halb fertig gebauten, halb verſchütteten Häuſern beſtehend. Ein enger, durch große und kleine Boote faſt blokirter Canal Hach el Wad, führt von hier aus in den See Boghaz. Von beiden Seiten des Canals bildete das Geſchrei der Mauren, das Rufen der Matroſen auf den Schiffen aller Nationen, das Commando des Militairs in unkleidſamer, meiſt zerlumpter Uniform und ihre ohrenzerreißende Muſik ein unangenehmes Durcheinander. Unſere Malteſer Schiffer ruderten nur langſam in den See, welcher Goletta von Tunis trennt. Der See iſt nicht tief, zahlloſe Schaaren von Waſſervögeln beleben ihn, unter dieſen die langbeinigen, in Weiß und Roth prachtvoll gekleideten Flamingos. Eine Stunde vor Tunis kamen wir vor der flachen Inſel Schickley vorüber, auf welcher ein von Karl V. gebautes, jetzt in ein Lazareth verwandeltes Schloß ſich befindet. Hier kämpfte unter Don Juan d'Auſtria 1573 muthvoll der berühmte ſpaniſche Dichter Miguel de Cervantes Saavedra, deſſen vielfache Kriegsfahrten und langjährige Sclaverei in Algier zu ſeiner blühenden Phantaſie die Erfahrung mannigfacher Lebensſchickſale brachte. Als wir den weißen niedrigen Häuſern der weitausgedehnten flachen Stadt Tunis uns näherten, kamen uns nicht etwa die Wohlgerüche Arabiens oder die Düfte des Roſenöls

entgegen, welches hier ſo vorzüglich bereitet wird, ſondern die wahrhaft infernalen Ausdünſtungen der in den See ſich ergießenden Kloaken, vermiſcht mit den Miasmen, welche durch umherliegende Reſte geſchlachteter oder gefallener Kameele und anderer Thiere entwickelt wurden. Tunis zeichnet ſich durch ſeinen Geſtank faſt noch mehr aus als durch ſeine Mützen. Mauren, Mohren und Juden ſtritten ſich mit entſetzlichem Schreien um unſer Gepäck und trugen es im Triumph zur Douane. Bald fanden wir im Hotel Aleris unweit des Marinethors ein ziemlich behagliches Unterkommen.

Tunis, von den Arabern ſtets „die wohlbewachte" genannt, obgleich es von allen Eroberern ſtets mit leichter Mühe genommen iſt, beſtand ſchon vor Carthago, hat jedoch keine Spuren von Alterthümern mehr aufzuweiſen. Die Häuſer ſind ganz mauriſch gebaut, die Straßen etwas breiter als in Algier. Störend aber ſind die vielen halbvollendeten und in Schutt liegenden Gebäude; denn der Maure vollendet nach altem Aberglauben nie ein Haus, deſſen Bauherr während der Zeit des Baues verſtorben iſt. Der Umfang der Stadt iſt nur klein im Verhältniß zur Volksmenge, welche nahe an 200,000 betragen ſoll. Es genügt hier ein ſo kleiner Raum, weil ein ſehr großer Theil der Bevölkerung Tag und Nacht obdachlos in den Straßen zubringt. In jener Zahl ſind 30,000 Juden, 5000 Malteſer und etwa eben ſo viel andere Europäer enthalten. Die Stadt wird von zwei Ringmauern umſchloſſen, die innere hat 7 Thore, die äußere 9. Dieſe correſpondiren nicht, ſo daß man eine Strecke lang zwiſchen beiden Mauern hinwandern muß, bevor man ins Freie gelangt. Doch bietet dieſer Theil zwiſchen den Mauern dem Fremden manch intereſſantes Bild. Hier befinden ſich alle Karavanſereien, hier kommen bepackte Kameele in langen Karavanen aus allen Theilen Afrika's an und gehen wieder nach allen Seiten ab. Hier fehlt es auch nicht an belebten Kaffeehäuſern und vor den Thüren derſelben ſind öfter die maleriſchſten Gruppen gelagert, welche den kläglichen Tönen einer dreiſaitigen Guitarre lauſchen. Hier ſieht man auch hin und wieder einen Großen der Stadt in einer abgelegten europäiſchen Kutſche mit 4 Maulthieren beſpannt umherfahren, oder

begegnet dem Bey in seinem 8spännigen Fuhrwerk, von Soldaten umgeben.

In der Stadt selbst kann mit Wagen nicht gefahren werden, man muß reiten oder sich in einer Sänfte tragen lassen. Früh Morgens herrscht in den Straßen ein unglaubliches Gedränge, Beduinen, Malteser, Juden und Neger wogen Kopf an Kopf vorüber und man hört nur den beständigen Ruf Beilik, Beilik — aus dem Wege, aus dem Wege, — dazwischen drängen sich Ziegenheerden, beladene Kameele, Maulthiere und Esel. Später concentrirt sich der Verkehr in den Bazars, die hier besser als in Algier und gewölbt sind. Jede Art von Waare hat ihren besonderen Bazar, in den kleinen Buden befinden sich oft die kostbarsten Sachen. Stiefeln und Pantoffeln, Sattelzeug, Seidenwaare, Waffen, Essenzen und Spezereien, rothe Mützen, Scheschia's genannt, deren Fabrication hier 20,000 Menschen beschäftigt, Pfeifen, Schnuren u. s. w., jeder Artikel hat sein besonderes Gebäude. Ich sah hier Costüme von dunklem Sammet mit dem feinsten Golde aufs solideste gestickt zum Preise von 1500—2000 Francs. Am belebtesten ist es im Judenlager, wo alle mögliche Gegenstände einzeln ausgeboten und durch das dichteste Gedränge getragen werden. Auch an Eßwaaren fehlt es hier nicht; knapp gekleidete Mohrinnen mit unverhülltem Gesicht balanciren mit ausgestrecktem Arm auf der flachen Hand eine Pyramide von Broten, von der man jeden Augenblick glauben sollte, daß sie zusammenstürzen müßte. Jungen mit Wasserschläuchen schlagen ihre drei messingenen Schalen an einander und reichen in denselben den Durstenden einen erfrischenden Trunk, andere tragen geschälte Orangen, kleine weiße Käse, in Oel gebackene Kuchen, Früchte aller Art und volle Tassen Kaffee durch das Gewühl. Gegen Abend nimmt das Gedränge ab, und man kann dann ohne Furcht vor Quetschungen durch die Straßen wandern, und die hufeisenförmigen Thore, die zierlich gedrehten kleinen Säulen in buntem, maurischem Farbenglanz der verschiedenen Häuser, den Palast des Bey und die vielen Moscheen mit ihren schlanken Minarets bewundern.

Der Stadtpalast des Bey ist ein hübsches Gebäude, von

Hammudan Paſcha, dem berühmteſten der Herrſcher von Tunis, errichtet, mit Marmorhöfen, Springbrunnen, Säulen und glaſirten Ziegeln reich ausgeſtattet. Die Wände der Zimmer ſind mit einer den Mauren eigenthümlichen Stuckatur aus Gyps, Nukſch hadidah, verziert, welche allerlei Muſter, mit Sprüchen aus dem Koran dazwiſchen, darſtellt und vollkommen den Effect von Brüſſeler Spitzen hervorbringt. Die Deckenverzierungen ſind ungemein reich und glänzend, die Zeichnungen beſtehen aus reinem Zechinengold, Lazur und Hochroth. Die ſchönſten Moſcheen ſind aus Bruchſtücken, Säulen und anderen Theilen der Ruinen von Carthago und Utica entſtanden und zum Theil ſehr ſehenswerthe Gebäude. Doch läßt die Unduldſamkeit der Mohamedaner ſelten zu, daß eines Giaurs (Ungläubigen) Auge dieſe Heiligthümer betrachtet. Außer einigen ſehr großen und ſchönen Caſernen, ebenfalls von Hammudan erbaut, enthält Tunis keine weiteren großen Gebäude und nur die Häuſer der europäiſchen Conſuln im Malteſerviertel, europäiſch mit 2—3 Stockwerken gebaut, ragen über die Maſſe der kleinen weißen mauriſchen Häuſer empor. Die Conſuln ſpielen hier eine große Rolle, und nur durch ſie wird es dem chriſtlichen Reiſenden möglich, den Schutz und die Erlaubniß des Bey zu Ausflügen in das Land und zur Beſichtigung der merkwürdigen Gebäude zu erlangen.

Auf dieſem Wege erhielt auch ich die Erlaubniß, die Casbah zu beſichtigen, welche im Weſten der Stadt auf einem etwas erhöhten Plateau liegt. Dieſe Feſtung beſteht größtentheils nur noch aus Trümmern; Araber, Spanier und Türken haben abwechſelnd zu ihrer Erbauung und Zerſtörung beigetragen. Als Karl V. Tunis belagerte, empörten ſich 22,000 Chriſtenſclaven in dieſer Citadelle und entſchieden den Kampf zu Gunſten des Kaiſers. Gegenwärtig iſt eine Pulverfabrik in den erhaltenen Gebäuden; die Mauren gehen aber ſehr ſorglos dabei um und rauchen ſogar Tabak in der Fabrik. „Gott iſt groß!“ ſagten ſie, als ich ihnen meine Verwunderung darüber zu erkennen gab. Auf dem Wege nach der Casbah kamen wir vor einer wahnſinnigen häßlichen Negerin vorüber, welche die Vorbeikommenden mit Steinen warf und einen ſcheußlichen Anblick

gewährte. Die Mohamedaner schätzen sich glücklich, wenn sie von einer solchen „Heiligen" behelligt werden, und denken nicht daran, sie einzusperren, ja sie würden es als eine große Gnade Allahs betrachten, durch diese heilige Hand in das Paradies befördert zu werden.

Unser erster größerer Ausflug galt den Ruinen von Carthago. Wir ritten durch das Marine-Thor aus der innern Stadt und durch das äußere Thor „Karthagineh" ins Freie. Der Name des letzteren Thores ist das Einzige, welches vom Andenken Carthagos im Gedächtniß der Einwohner sich erhalten hat. Auf schlechtem, unebenem Wege gelangten wir durch grüne Felder und Oelbaumwäldchen nach ein paar Stunden auf die Anhöhe unweit Carthago, wo König Louis Philipp 1841 dem heiligen Ludwig eine Kapelle errichten ließ. Der allerchristlichste König starb hier 1270 mit der Hälfte seines Heeres an der Pest, als er sich, um Tunis zu erobern, auf der Landzunge von Carthago verschanzt hatte. Die in ziemlich geschmacklosem Style erbaute Kapelle enthält im Innern nichts, als eine auf dem Altar stehende Statue des heiligen Ludwig. Um die Kapelle befindet sich ein gut erhaltener, von einer Mauer umgebener Garten, in welchem unter duftendem Goldlak eine Fontaine lustig sprudelt und manche Ueberreste Carthagischer Kunst sich erhalten finden. Von hier aus überblickten wir die Bai von Tunis mit den pittoresken Bergen ihres gegenüberliegenden Ufers, und sahen vor uns das weite Leichenfeld der alten mächtigen Seestadt. Ein einzelnes, am Strande aufgeschlagenes Araberzelt, ein einsames Marabut, das Fort des heiligen Louis und die Kapelle zu seinem Gedächtniß sind die einzigen menschlichen Wohnungen auf dieser Stätte, wo früher stolze Mauern fast eine Million tapferer Krieger und thätiger Bürger einschlossen. Dort war einst die Stadt, deren Masten den Handel und die Künste des Friedens zu den entferntesten Küsten trugen, vor deren Macht das stolze Rom erzitterte. Von dort aus zog der große Sohn Hamilcars in weitem Bogen bis zu den Thoren seines Erbfeindes und füllte mit dem Schrecken seines Namens ganz Italien, bis der Neid der Aristocraten seinen Siegeslauf hemmte. Dort war es, wo des Siegers Scipio Schwert die

Bedingungen des Friedens vorschrieb, wo 54 Jahre später ein zweiter Scipio die königliche Stadt in Flammen aufgehen sah. Wieder entstand die Stadt und wiederum blühte sie, bis neue Zerstörung über sie hereinbrach. Auf ihren Trümmern errichtete ein nordisches Barbarenvolk noch einmal den Sitz der Herrschaft und trug in grausamer Vergeltung mehrmals seine zerstörenden Waffen in das alte Roma, bis die fanatischen Schaaren Mohameds ihrem Reich und ihrer Stadt auf immer ein Ende machten. Von aller Macht und Herrlichkeit ist Nichts geblieben; von der stolzen Burg Byrsa mit ihren ungeheuren Mauern und Thürmen, vom schönen Tempel der Juno und allen königlichen Palästen und Prachtgebäuden, ja selbst vom herrlichen Tempel des Aesculap, zu welchem eine majestätische Treppe von sechzig Stufen vom Meeresufer hinaufführte, sind nur noch einige Fundamente und einige Ueberreste edler Marmorsäulen zu sehen. Aber überall tritt des Pferdes Huf auf losgerissene Steine und Spuren alter Bauwerke, die sich längs des ganzen Meeresufers, ja selbst unter das Wasser hinziehen, und unzählige Bruchstücke von Porphyr, kleine Stücke von Lapis lazuli, Ueberbleibsel von altem verschmolzenen Glase und Mosaiken bedecken ringsum den Boden, wo jetzt ein Schäfer einsam seine Heerde Ziegen grasen läßt und Nachts die wilden Thiere hausen. Das einzige kennbare Monument des alten Karthago ist eine Wasserleitung, welche sich vom Berge Zowan, 18 deutsche Meilen durch die Ebene in mächtigen Bruchstücken gleich den bleichenden Wirbeln einer ungeheuren Schlange bis hieher windet und in eine Reihe von Cisternen ausmündet. Letztere sind zum Theil noch gut erhalten und dienen wandernden Arabern als Ställe für ihr Vieh.

Unsern Rückweg nahmen wir durch das schöne Mersathal, in welchem außer dem Dörfchen el Mersa viele von reichen mauriſchen Familien und Consuln bewohnte Villas, so wie das schöne Schloß Abdellia sich befinden. Dieses wird jetzt vom englischen Consul Sir T. Black bewohnt, welcher früher dem berüchtigten Hudson Lowe beigeordnet war, um Napoleon auf Helena zu bewachen, aber ungleich jenem, ein sehr achtungswerther und liebenswürdiger Mann ist. Durch ihn hauptsächlich

wurde es mir möglich, alle die Vergünstigungen vom Bey zu erhalten, welche Christen so selten zu Theil werden. Wir durchritten auch das Dörfchen Ariana, mit unzähligen Villen geschmückt und bewunderten vom Belvedere, dem Landhause des schwedischen Consuls aus, die Aussicht auf den schönsten Theil der Umgegend von Tunis.

Am andern Tage ritt ich nach dem Bardo, der eigentlichen Residenz des Beys, wo mir gestattet war, mich bei einer öffentlichen Audienz einzufinden. Der Bardo ist ein ausgedehntes buntscheckiges Gebäude und gleicht mit seinen Wällen, Bollwerken, Thürmen und Gräben einer kleinen befestigten Stadt. In der That sind innerhalb des Palastes 4000 Personen für den Hof beschäftigt. Rings um das Schloß erstreckt sich eine weite baumlose Ebene, auf der die braunen Zelte der Araber hier und da aufgeschlagen sind. Wir ritten durch das buntgestreifte Thor in eine gepflasterte schmale Straße, mit Trottoirs, Colonnaden und Kaufläden auf beiden Seiten, und gelangten mit Mühe durch das Gedränge von Arabern und Juden in einen großen viereckigen Hof, wo reich geschmückte Pferde, Sclaven und Soldaten die Rückkehr ihrer Herren erwarteten. Hier stiegen wir vom Pferde und gingen durch ein zweites Thor und einen gewölbten Gang in einen schöneren zweiten Hof mit der bekannten maurischen Ausstattung, wo wir eine halbe Stunde warten mußten. Nach einiger Unterhaltung mit verschiedenen Consuln und Mauren, die ebenfalls vorgelassen zu werden wünschten, hörte man das Klappen der Pantoffeln auf der Treppe und bald darauf trat Seine Hoheit in den Hof, um sich in den Gerichtssaal zu begeben. Voraus ging der Tschausch Selam (Musikmeister), Lieder zum Lobe des Beys singend, das Gefolge bestand aus Sidi Hamda, Vetter des Beys und Bey des Lagers (d. h. Feldmarschall) und Thronfolger, da Bey Achmet keine Kinder hat, aus verschiedenen Ministern, Beamten und Officieren. Auch Europäer befinden sich unter diesen, und der Cavaliere Raffo, Minister des Auswärtigen, Oberst Szczepanowski, Befehlshaber der Cavallerie, sind allen gebildeten Reisenden als wohlwollende Männer bekannt. Professor Metzger, ein Deutscher, leitet die militairische Musikbande. Bald

nachher wurden wir durch den Baſch Naſak (Ceremonienmeiſter) aufgefordert, vor dem Fürſten zu erſcheinen, welcher mit untergeſchlagenen Beinen auf einem Throne (Muſeud) ſaß. Zu beiden Seiten des langen Saales waren Beamte, Geheimſchreiber, Kläger, Beklagte und Zeugen aufgeſtellt. Wir gingen gerade auf den Bey zu, küßten ihm die Hand und ſetzten uns auf die zu ſeiner Rechten hingeſtellten Stühle. Er richtete verſchiedene Fragen an uns, theils in italieniſcher, theils in arabiſcher Sprache. Hierauf wurde Kaffee herumgegeben und dann erfolgten einige Regierungshandlungen, worauf der Bey verkündigte, daß er nun bereit ſei, Rechtsſtreitigkeiten anzuhören. Die Parteien traten vor und begannen ſelbſt ihre Sache zu führen, und zwar in ziemlich freimüthigem Tone. Die Männer ſtanden aufrecht, die Weiber warfen ſich zu Boden. Keine Angelegenheit nahm mehr als 10 Minuten weg, manche waren in 2—3 Minuten abgemacht. Die Strafen waren meiſt Geldſtrafen oder eine Anzahl Schläge auf die Fußſohlen. Diebe werden das erſtemal mit dem Verluſt der rechten Hand, das zweitemal mit dem des linken Fußes, das drittemal mit dem der linken Hand und darauf des rechten Fußes beſtraft. Finden ſie dann noch Gelegenheit zu weiteren Vergehungen, ſo werden ſie nach Belieben des Richters gegeißelt. Nachdem das Urtheil gefällt iſt, werden die zu Beſtrafenden von Hambas (Officieren) aus dem Saale geſchleppt, das Glied wird von einem Barbier abgenommen und der Stumpf in ſiedendes Pech getaucht. Nachher wird der Beſtrafte verkehrt auf einen Eſel geſetzt und unter Vorantritt eines Officiers, welcher ſein Verbrechen mit lauter Stimme ausruft, durch die ganze Stadt geführt. Todesſtrafen verhängt der Bey ſelten. Araber werden gehangen oder enthauptet, die Türken als Auszeichnung erdroſſelt. Bürgerliche Frauen wirft man ins Waſſer, die vornehmen werden vergiftet. Der zur Baſtonade Verurtheilte wird auf der Erde mit gebundenen Händen ausgeſtreckt, zwei Officiere ſetzen ſich auf ihn, damit er ſich nicht rühren kann, zwei andere Officiere zählen ihn mit Stöcken die Schläge auf die durch ein Brett geſteckten Füße auf. — Nachdem wir Abſchied vom Bey genommen hatten, gingen wir nach dem Theile des Schloſſes, wo um einen weiten

Hof die gewölbten Pferdeſtälle mit offenen Eingängen ſich befinden. Es giebt herrliche Thiere unter dieſen Pferden, da, wo immer ein ſchönes Pferd unter den Eingebornen bemerkt wird, ſolches durch Kauf, öfter aber durch Wegnahme dem Bey gebracht wird; doch iſt ſolches Verfahren der Grund, daß die Pferdezucht im Lande ganz herabgekommen iſt und nur die freien Beduinenſtämme im Innern noch Ausgezeichnetes in der Art beſitzen. Die Schimmel werden an den Vorderfüßen und einem Hinterfuß ſo wie an dem Theil des Rückens, wo der Sattel liegt, mit Henna gelb gefärbt. In der Nachbarſchaft der Stallungen iſt eine kleine Menagerie von Löwen, Leoparden und anderen wilden Thieren. — Auf dem erſten Hofe des Bardo befindet ſich, den Ställen gegenüber, der Eingang zum Harem Sidi Hamda's, des Thronfolgers. Unähnlich dem regierenden Bey, welcher ſparſam iſt und nur eine Frau hat, zeichnet ſich dieſer Prinz durch ſeine Lebensluſt und Prachtliebe aus. Ich machte in Tunis die Bekanntſchaft einer Dame, welche mit einigen Conſularfrauen einen Beſuch in dem Harem abgeſtattet hatte und mir folgende Beſchreibung davon machte.

„Durch jenen Eingang, erzählte die Dame, traten wir in das Gebäude. Auf ein gegebenes Zeichen that ſich eine wohlverwahrte Thür auf und wurde unmittelbar hinter der Geſellſchaft durch Riegel und Ketten wieder verſchloſſen. Nun gingen wir durch einige mit Sclavinnen angefüllte dunkle Gänge und traten dann in den Patio, den innern Hof. Die Pracht und Schönheit des Ortes, ſo wie die glänzenden Gruppen von Bewohnerinnen des Harems blendeten mich ſo, daß ich mich in Aladdins Zauberpalaſt verſetzt glaubte. Im reinſten mauriſchen Styl ſtützten rings umher ſchlanke Säulen den obern, faſt chineſiſch buntgemalten Stock. Der Fußboden des Patio, ſo wie das in der Mitte deſſelben ſich befindende prächtige Baſſin, aus welchem durch eine reichlich ſprudelnde Fontaine köſtliche Kühlung verbreitet wurde, war von blendend weißem, ſchön polirtem Marmor, rings um führten mehrere Oeffnungen unter dem Säulengange zu den inneren Gemächern der Frauen. Gleich den umherſpielenden Kakadus, Pfauen, Papageien aller Gattungen und andern Vögeln ſtrahlten die Bewohnerinnen dieſes

glänzenden Gefängniſſes in allen Farben und Trachten der bunteſten Seidenſtoffe, während emſige Negerinnen hie und da beſchäftigt waren, die ſchon ſpiegelblanken Marmorſtufen noch mehr zu poliren, über welche hin man den mit Gold und Edelſteinen reich beladenen Pantoffel einer Prinzeſſin weggleiten hörte. Wir traten darauf in die Staatsſtube der Sillah, Favoritfrau des Prinzen. Ein betäubender Duft der feinſten Wohlgerüche Arabiens überwältigten mich faſt und die hier herrſchende Dunkelheit ließ mich erſt allmählig die Umgebung erkennen. Die Sillah, eine wohlerhaltene Frau von 35—40 Jahren, aber zu corpulent für europäiſche Begriffe von Schönheit, trug ein ganz einfaches roſa ſeidenes Obergewand, oben am Halſe mit einem prächtigen Reife von Diamanten befeſtigt, darunter eine mit Gold geſtickte Jacke und reich brochirte Beinkleider, die Füße waren unbekleidet und die Hände, wie die aller Uebrigen mit Henna, die Augenliedränder mit einer ſchwarzen Bleiſalbe gefärbt. Aber etwas Schöneres an Diamanten und ſonſtigen Edelſteinen, wie die der Silla, habe ich noch nie geſehen; ſie trug Ringe an allen Fingern, Perlen und Edelſteine um die Arme und im Haupthaar. Man kann ſich einen Begriff von dem Werthe der Koſtbarkeiten machen, wenn ich erwähne, daß ein Diamantring, den eine der drei Töchter der Sillah trug, in Paris auf 120,000 Francs geſchätzt worden iſt. Das Zimmer war gewölbt, die Wände waren mit dem ſchwerſten Granatſammet, auf dem man die reichſten Muſter in Gold und brochirtem Atlas gewahrte, behangen; die Decke war mit einer geſchmackvollen Moſaikarbeit in Perlmutter und anderem koſtbaren Material verziert. Unzählige Waffen aller Art, mit Gold, Silber und Edelſteinen reich ausgelegt, waren in halbgeöffneten Sammet- und Goldfutteralen an den Wänden angebracht, eine Art Geſims zeigte im bunteſten Gewimmel eine Unzahl von Vaſen, Kryſtallen, Porzellan- und Perlmutterſachen. Elf coloſſale Spiegel in überladenen Rococo-Rahmen vervielfältigten den Luxus dieſes Gemaches elf mal, vier ſchöne Chaises longues im neueſten Pariſer Geſchmack und ſiebzehn große Wanduhren vervollſtändigten die Pracht. Alle Damen des Harems zeigten vor der Sillah die größte Ehrfurcht, und als ſie

aufſtand und uns die übrigen Gemächer des Harems zeigte, fielen die Sclavinnen überall vor ihr nieder und küßten den Saum ihres Kleides. Das ſchönſte Gemach war eine Art Gartenſtube, deren Seite nach dem Garten zu ganz offen, nur von einigen Säulen unterbrochen war. Ein höchſt geſchmackvolles, weiß marmornes Baſſin in der Mitte mit luſtig hin und herſchießenden Gold- und Silberfiſchen war umgeben von buntblühenden Schlingpflanzen, benetzt von hervorſprudelnden Waſſerſtrahlen in den graziöſeſten Formen. Rings darum hingen tropiſche Luftpflanzen und vergoldete Käfiche mit Singvögeln; Pariſer und Genfer Spieluhren ließen in größter Präciſion die Melodien der neueſten Opern ertönen, der Duft der feinſten Eſſenzen erfüllte das Gemach, Oelgemälde und Kupferſtiche bedeckten die Seitenwände. Hier beſuchte uns auch Sidi Hamda mit zweien ſeiner Brüder und einem Officier, ſeinem deſignirten Schwiegerſohn, welche von unſerer Ankunft gehört hatten. Die Sillah ging ihnen freundlich entgegen und die Begrüßung mit ihren Schwägern war durchaus ungezwungen und zutraulich, die mit ihrem Herrn herzlich und liebevoll. In einem andern Gemache befanden ſich Galanterie- und Nippſachen in gewaltiger Menge, daneben zu meiner Verwunderung ein verſtimmtes Clavier. Ich ward aufgefordert zu ſpielen und zu ſingen und that mein Möglichſtes, obgleich die Gegenwart von hundert und einigen Frauen die Athmoſphäre ſehr drückend machte. Der galante Wirth bot mir einen hübſchen Blumenſtrauß und war höchſt liebenswürdig, er gab mir in einigen italieniſchen Wörtern zu verſtehen, wie geehrt er und ſeine Frau ſich durch unſern Beſuch fühlten und wie gern ſie uns öfter empfangen würden. Kaffee und andere Erfriſchungen, meiſt ſüßes Eingemachtes wurden uns gereicht und wir verließen befriedigt dieſen Schauplatz des höchſten Glanzes und — der größten Sclaverei."

Nicht weit vom Bardo befindet ſich die Manuba; dieſes iſt ein hübſches Landhaus, und war früher der Lieblingsaufenthalt des Hammudan Paſcha. Jetzt iſt der Palaſt vernachläſſigt und verfallen mit ſeinen Marmorverzierungen und bunten Glasfenſtern, aber noch immer von einem Walde blühender Orangenbäume umgeben. Auf dem Rückwege ritten wir durch ein

Labyrinth von Cactushecken, welche Gärten und Villen einfaßten und überall eine frische Vegetation von Oliven, Johannisbrodbäumen, Mandelbäumen, Ricinusstauden und riesigem Fenchel einschlossen. Hier und da beschatteten Gruppen von Palmen einen schneeweißen Marabut, fröhliche Stimmen erschallten hinter den Hecken und die Sonne strahlte über diesem Paradiese mit afrikanischer Frühlingsgluth.

Ein neuer Ausflug sollte uns nach Hammamlief bringen. Wir ritten das rechte Ufer des Sees entlang und wandten uns dann in die kahle Ebene, in welcher nur hier und da ein Araber-Duar auftauchte. Die Gegend ward allmälig öde und wild, rechts rückten die drohenden Massen der Berge mit den herabgestürzten weißen Felsblöcken näher und näher, links erstreckte sich in unabsehbarer Ferne das weite Meer. Nach mehreren Stunden kamen wir vor dem Städtchen Rhades (dem Ades der Alten) vorüber, welches auf einer Anhöhe zwischen dem See und dem Meere liegt. Hier schlug Regulus die Carthager trotz der Elephanten, welche Hanno ihm gegenübergestellt hatte. Das Städtchen ist ein Asyl für die Eingebornen, und diese leiden nicht, daß ein Europäer sie durch seine Gegenwart verunreinigt. Die Gegend ward immer wilder und öder, bis nach einer Stunde beim Umreiten eines Vorgebirges plötzlich die große Masse des Schlosses Hammamlief vor uns lag. Das Gebäude ist ein ganz einfach gebautes rechtwinkliges Viereck von blendend weißem Anstrich, unzählige grün begitterte Fenster sind unregelmäßig darin angebracht, und über dem Eingange stehen zwei riesige gemalte Löwen Wache. Die einzige Merkwürdigkeit des Ortes sind die warmen Quellen, welche unter dem Palaste entspringen. Sie haben Aehnlichkeit mit den Carlsbader Thermen, sprudeln reichlich in der Temperatur von 40—50° R. hervor und werden vorzüglich gegen rheumatische Krankheiten gebraucht; doch muß man Gast des Beys sein, um zugelassen zu werden. Der Bey wohnt hier den größten Theil des Jahres, räumt aber nicht selten einen Theil des Palastes einer Consularfamilie ein, um hier die Bäder zu gebrauchen. Ueber dem Schlosse ragt der Berg Hammamlief, weiter nach Südwest der Bleiberg (Dschebel Resaß) in merk-

würdigen Gestalten empor. Hinter ersterem liegt der Berg Muktar, in dessen Schluchten Dido den Umarmungen des frommen Aeneas sich hingegeben haben soll. Am Ende des Meerbusens liegt das Städtchen Soliman, welches nur von andalusischen Mauren bewohnt wird. Sie haben die spanische Sprache beibehalten und zeichnen sich durch Bildung und Freundlichkeit gegen Europäer vor ihren afrikanischen Brüdern aus. Eine Familie besitzt noch die Schlüssel des Hauses, welches sie früher in Granada bewohnt hatte. Die Gegend rings um ist ein blühender Garten von Rosen und Jasmin, aus denen die so berühmten tunesischen Essenzen destillirt werden.

Ein scharfer Ritt von $1^1/_2$ Stunde brachte uns die 4 oder 5 Meilen nach Tunis zurück, wo ich meine Anstalten zu einer größeren Excursion ins Innere traf.

---

## Zweites Kapitel.

Eine Reise in das Innere von Tunis ist mit vielen Umständen verknüpft und bedarf der Genehmigung des Bey's selbst. Hat man diese erlangt, so empfängt man ein Amra (Schreiben des Bey's), wodurch alle Unterthanen, welche mit dem Reisenden in Berührung kommen, zu unentgeltlichen Dienstleistungen gegen denselben verpflichtet werden. Die Kosten kommen dann später bei Eintreibung der Steuern in Abrechnung. Ein Mameluk begleitet den Reisenden und muß mit seinem Kopf für dessen Sicherheit haften. So ein Mameluk ist aber eine wichtige Person und hat mehrere Hambas in seinem Gefolge; außerdem ist noch ein Dragomann (Dolmetscher) nöthig, um die Unterhaltung zwischen dem Reisenden und seinem Geleite zu ermöglichen. Also fand sich eine kleine Karavane zusammen, als wir von Tunis aufbrachen.

Wir ritten nach Süden und hatten zu unserer Rechten die herrlichen Ruinen der Wasserleitung von Carthago. Der kleine

Fluß Miliea war eine bedeutende Strecke lang unſer Führer, und die Umgegend zeigte zwiſchen grünem Raſen eine ſolche Menge verſchiedenartig in den ſchönſten Farben blühender Blumen, daß wir in der Wahrheit auf dem bunteſten Blumenteppich der Natur wandelten. So glaubten wir einmal einem See zu nahen, in welchem ſich der blaue Himmel ſpiegelte; als wir aber hinankamen, ſahen wir eine Art blauer Winden in ungeheuren Maſſen beiſammen ſtehen. Auch über einen Heuſchreckenſchwarm, der ſich als ein breiter ſchwarzer Strich durch die Landſchaft ſchlängelte, gingen unſere Pferde mit dem größten Gleichmuth. Die Thierchen hatten die Größe einer Biene, waren grau und machten ein Geräuſch, wie wenn man trockne Erbſen auf einen harten Boden ſchüttet.

Nach einem vierſtündigen Ritte erreichten wir die Ruinen des alten Uthina, welche im Umfang von einer deutſchen Meile auf einem Hügel zerſtreut liegen. Sie übertreffen an maleriſcher Schönheit und Menge der Ueberreſte die von Carthago und Utica bei weitem. Beſonders gewähren die rieſigen Ciſternen, 6 neben einander im Vierecke und durch verſchiedene Reihen offener Bögen mit einander communicirend, und faſt noch ganz erhalten, einen großartigen Anblick. Wir fanden ſie mit mehreren hundert Stücken Vieh, Kameelen, Pferden, Kühen und Ziegen der Beduinen angefüllt, die ſich rühmen können, hier einen der vornehmſten Ställe der Welt zu beſitzen, eben ſo kühl im Sommer, wie warm im Winter. Außer den Ciſternen zeichnet ſich das Amphitheater aus, das auf der Spitze eines anſehnlichen Hügels in dieſen, ſo zu ſagen, eingelaſſen iſt, ſo daß die vier Eingänge durch den Berg führen. Vom Forum ſteht noch eine Reihe von ſieben hohen Pfeilern mit dem untern Theile der Umfangsmauern und einigen Stufen der breiten Treppe, die hinanführte. Bruchſtücke von Tempeln, Brücken u. a. lagen übereinander. Aber ein jeder Reiſender wird hiermit gewarnt, in die Ciſternen und andern Höhlungen nicht hinabzuſteigen, denn wir, durch Neugierde und Kunſteifer in die unterirdiſchen Räume geführt, mußten über Hals und Kopf wieder hinaus, um einer ungeheuren Schaar blutgieriger afrikaniſcher Flöhe zu entgehen, welche ſich mit Mordluſt auf uns ſtürzte.

Die Ebene um Uthina ist kahl, eine glühende Atmosphäre breitete sich über die endlose Oede hin mit dämmerndem, flimmerndem Dunst, in dem die entfernten Umrisse undeutlich verschwanden. Nach der Rast einiger Stunden setzten wir unsern Marsch rüstig fort und hatten bald die Freude, in eine andere Umgebung zu gelangen. Die Gegend ward bergiger, die Luft kühler, die Erde bedeckte sich mit Immergrün, Myrten und Rosmarin, dazwischen plätscherten viel lustige Wasser, von Oleandergebüschen eingefaßt, die Höhen herab. Gegen Abend überraschte uns, als wir eben aus einem gewundenen Bergthale hervortraten, plötzlich der Anblick des prachtvollen Berges Zowan, mit dem weißen Städtchen gleichen Namens an seinem Fuße gelagert, das ein dunkler Wald von Bäumen aller Art umschloß. Ein langer Zug Neger kam von dort herangezogen, welche man aus dem Innern zum Verkauf nach Tunis brachte. Sie gingen ganz frei, nur von 2 Mauren escortirt und waren lustig und zeigten lachend ihre weißen Zähne.

Nichts bietet einen größeren Abstand dar, als der Uebergang von der öden kahlen Ebene zu dieser paradiesischen Waldgegend. Eine üppige Vegetation umgab uns; unter dem Schlagen der Nachtigallen, dem Frühlingsruf des Kuckucks und dem Gezwitscher unzähliger anderer Vögel zogen wir durch Cypressen, Palmen und Cactushecken auf einem breiten, dichtbeschatteten Wege hinauf nach dem alten Thore des Städtchens. Unser Mameluk hatte einen Hamba vorausgeschickt und der Scheik des Ortes uns bei einem Juden Quartier bestellt. Neugier, die fremden Gäste zu sehen, hatte die ganze Einwohnerschaft auf die Beine gebracht, die Behörden der Stadt empfingen uns mit einem Handkusse und dem Salem Aleikum. Aber unser Quartier war herzlich schlecht und wir eilten wieder hinaus, das Städtchen zu besehen. Zowan ist berühmt durch seine Feßfärbereien, da das Wasser des Flüßchens Zumpbo die Eigenschaft hat, der rothen Farbe eine besondere Lebhaftigkeit und Dauer zu verleihen. Die Stadt hat etwa 12000 Einwohner. Auf dem alten Stadtthore befindet sich ein Widderkopf in Reliefarbeit mit der Unterschrift »Auxilio,« woraus geschlossen wird, daß die Stadt dem Jupiter Ammon geweiht war. Der Berg Zowan ist

der Mons Zeugitanus der Alten und der höchſte im jetzigen Reiche Tunis; von ſeinem Gipfel herab überſah Agathokles zu gleicher Zeit das Land der Adrumatiner und der Carthager. Von der Stadt trennt ihn ein üppiges, gartenartiges Thal, welches die Reize aller Naturſchönheiten in ſich zu vereinen ſcheint. Ein Hain von hohen Bäumen vermiſcht ſich auf das lieblichſte mit fruchtbeladenen Obſtbäumen, dunkelrothen Granaten, weißem, betäubend duftendem Jasmin, blauen Winden und den Maſſen des roſig blühenden Oleanders, dunkle Cypreſſen ragen wie Obelisken aus dem Blüthendickicht hervor und reife Kirſchen, ſaftige Maulbeeren und Mandeln in ihrer ſammetgrünen Schale hängen über dem engen Wege oft mundgerecht auf uns herab. Klare Felsbäche rieſeln und rauſchen in unzähligen Felsſpalten, Cascaden bildend vom Berge herab und treiben weiter unten im Grunde mehrere romantiſch gelegene Mühlen. Höher hinauf gab es beſchwerliches Steigen über Steingeröll, über ſchroffe Felspartien und durch Gebüſch und Sträucher, aber als wir an der Mitte des Berges auf ein kleines Plateau gelangten, ſahen wir unſere Mühe reichlich belohnt durch die prachtvolle Ausſicht. Wir erkannten deutlich Tunis mit ſeiner majeſtätiſchen Bai und ſeinen Seen, Sidi Boſaid an Carthagos Trümmerſtätte, den Bardo, den Bleiberg aus der Ebene ſpitz hervorragend und dahinter die wunderlichen Formen des Hammamlief, zu unſern Füßen im tiefen grün bebuſchten Grunde die Stadt mit ihren Marabuts und Landhäuſern, von emporſtrebenden Palmen ſüdlich geſchmückt. Ueber uns ſtarrten die Felszacken und Klüfte, von unzähligen Adlern, Geiern und Habichten bewohnt. Das Plateau, wo wir uns befanden, iſt ſehr klein, der Brunnen von Sidi ben el Haſſan, eine große Grube zur Aufbewahrung des Schnees, welche zum Gebrauch des Bey's ausgemauert iſt, ein Marabut und eine verfallene Meierei iſt Alles, was von Menſchenhänden hier jemals errichtet iſt. Aber die Spuren eines Löwen und mehrerer kleinen Raubthiere zeigten uns, daß die großartige Natur hier von ihrer Wildheit angemeſſenen Bewohnern belebt iſt. Wir ſtiegen herab auf einem halsbrechenden Pfade, um den berühmten Tempel zu beſichtigen. Derſelbe liegt am Fuße des Berges, aber trotzdem bedeutend über der Ebene,

und ist über dem Sammelplatz der Quellen errichtet, welche Carthago mit dem reinen Gebirgswasser tränkten. Jetzt stehen nur noch die äußeren Mauern, welche im Halbkreise einen großen Platz umgeben. Dieser bildet an der nordwestlichen Seite eine offene Terrasse, an der rechts und links zwei noch erhaltene Treppen hinabführen. Zwischen diesen Treppen ist das große Wasserreservoir, welches den Aequaduct speiste. Man kann von letzterem noch einige Reste in dem mit Gärten bedeckten Thal verfolgen. Rund um den Tempel sieht man an der inneren Seite Nischen, wo noch vor kurzem Statuen gestanden haben sollen. Am folgenden Tage zog unsere kleine Karavane über die Höhe des Zowan nach Zugar, ich selbst beschloß mit meinem Diener die höchste Spitze zu ersteigen. Es hatte dies keine Schwierigkeit, denn die Felsen bildeten gute Stufen und ein heftiger Wind gab uns Kühlung. Als wir dem Gipfel schon nahe waren, begrüßte uns von oben herab eine Heerde von mehreren hundert schwarzen Ziegen und bald standen wir auf der höchsten Spitze, unter der kurz vorher eine flockige Wolke, von deren Saum wir fast berührt wurden, langsam vorbeigeschifft war. Als Eigenthümer der Heerde und Hoheprieſter der zwei Heiligengräber, welche sich auf der Spitze des Zowan befinden, empfing uns ein bronzefarbiger alter Hirt mit weißem Schnurrbart, selbst eine Art Heiliger, der sein ganzes Leben hier zugebracht hatte. Wir überblickten hier das Gebirge mit seinen starren Steinmassen und schauerlichen Tiefen, so wie die Umgegend bis ungefähr zehn Stunden weit, in ihrer abwechselnden Beleuchtung. Weiterhin hüllte Dunstnebel trotz des klaren Himmels Alles in ungewisse Dämmerung. Der Weg auf der anderen Seite den Berg hinab war nicht weniger beschwerlich, und spät am Abend gelangten wir erst ins elende Dörfchen Zugar, dessen Umgegend reichlich mit Ruinen und Trümmern übersäet ist.

Am folgenden Tage überstiegen wir die letzten Vorberge des Zowan und kamen in die endlose Ebene von Kairwan, an deren äußerstem Ende zur Rechten das Usalitanische Gebirge in bläulichen Dunst gehüllt, sichtbar ward. Bald zeigte uns die Wüste ihr Zauberbild. Wir sahen plötzlich zwei große prächtige

Seen mit vielen bewaldeten Inſeln und Schiffen auf dem Waſſer und konnten kaum glauben daß es, wie unſer Hamba verſicherte, ein Trugbild ſei. Erſt als wir bis 500 Schritt in die ſcheinbare Nähe des Bildes gekommen waren, verſchwand es jählings. Der folgende Morgen zeigte uns in der Ferne die Thürme der großen Moſchee von Kairwan und bald nahm uns die heilige Stadt gaſtlich auf. Dieſe frühere Königin des muſelmänniſchen Afrikas rechnet ihre Heiligkeit vom Barbier des Propheten Ubait-Lä d. h. Mann Gottes, welcher hier begraben liegt und den Platz für die große Moſchee ſelbſt ausgeſteckt haben ſoll. Letztere iſt von Sultan Benirlib gebaut und zu ihrem Schmuck haben die Ruinen der ganzen Umgegend ihren Tribut liefern müſſen. Eine hohe Mauer, welche das Gebäude rings umgiebt, läßt eher eine Citadelle, als eine Moſchee erwarten, alle Thore waren verſchloſſen; vor dem einen lag eine alte eiſerne Kanone, auf welcher der Prophet vor jeder Schlacht ſein Gebet um Sieg gehalten haben ſoll. Chriſten dürfen die Moſchee nicht betreten; von meinem Diener Muſtapha, einem rechtgläubigen Moslim, der ſeine Andacht dort verrichtete, erfuhr ich Folgendes: Zwei große Doppelthore führen in einen ungeheuren Saal, mit marmornem Fußboden und unzähligen Säulen verziert. Hoch oben an der Mauer befindet ſich der hölzerne Sarg des Negerheiligen Sidi Nablat, der im Gefolge Mohameds den Tod der Tapferkeit fand. Vor einer kleinen Thür ſtehen drei verzauberte Säulen von dunklem Granit im Dreiecke, durch ſie führt der Weg ins Allerheiligſte. Aber nur dem öffnet ſich der Eingang, welcher dem Prophet wohlgefällig iſt, ſei er auch ſo dick, wie ein Elephant; wer aber ungläubig iſt oder böſen Herzens, den preſſen die Säulen zuſammen. Wer alſo die Prüfung überſtanden hat, gelangt durch die kleine Pforte in ein prächtig verziertes Cabinet, in welchem verſchiedene Reliquien aufgeſtellt ſind, z. B. die metallenen helmartigen Mützen von 6 Jüngern des Propheten, eine Art Stockdegen des heiligen Abdel Kader und der hölzerne Kinderſäbel des Sidi Akbar, des großen Eroberers der Berberei. Dann tritt man in einen großen Hof mit Arcaden und Doppelſäulen, welche eine große Ciſterne und 6 kleinere umgeben, dann in einen Saal, und gelangt endlich durch eine

lange Doppelgallerie nach dem höchsten Thurm, wo der Muezzin die Gläubigen zum Gebet auffordert.

Kairwan ist außer seiner Heiligkeit auch durch seine Schuster berühmt, es werden hier die besten Saffianstiefel gemacht; auch ist der Handel mit dem Innern nicht unbedeutend. Es hat 60,000 Einwohner und wird reinlicher gehalten, wie Tunis. Die Umgegend ist kahl und unfruchtbar, doch zeigen die vielen Ruinen in der Nähe, daß einst hier große Fruchtbarkeit geherrscht haben muß. Auch schien uns der Boden, als wir nach El Dschemme aufbrachen, auf dieser Seite marschartig zu sein.

El Dschemme, das alte Thisdrus, ist berühmt durch sein Amphitheater, welches dem zu Verona wenig nachgiebt, und von außen sehr gut erhalten ist. Es ist oval gebaut, 450 Fuß lang und 300 breit, besteht aus 64 Arcaden und hatte früher 4 Säulenreihen übereinander, jetzt aber nur noch drei. Der Anblick der Ruine ist im höchsten Grade imposant, aber die Umwohner holen täglich Steine für ihre elenden Hütten hinweg. Von Kairwan bis Sfax ist die Gegend öde und wüstenmäßig, wir fanden unsere Nachtquartiere in den Zeltlagern der Beduinen, welche durch den Amrah des Bey verpflichtet waren, uns gastlich zu empfangen. Bei Tage wurden wir in solchen Lagern umringt von den nackenden braunen Kindern. Bei Nacht peinigten uns wimmelnde Schaaren von Flöhen, während fortwährendes Gebell der vielen Hunde im Duar und die plärrenden Gebete und das kreischende Geplauder unserer Beduinenwache vor dem Zelte lange den Schlaf scheuchte, bis wir uns an Alles dieses gewöhnten. Wir besuchten auf unserem Wege die Ruinen des alten Caraga, jetzigen Rugga, dessen Cisternen denen von Carthago und Utica, wenn auch nicht in der Form, doch in der Ausdehnung gleichen, und sowohl Caraga wie Thisdrus mit Wasser versorgten.

Kurz vor Thoresschluß gelangten wir nach dem gartenreichen Sfax. 50,000 Gärten umgeben die Stadt, welche eines blühenden Handels sich erfreut. Hier gedeihen im tiefen Streusande, der von selbst kaum irgend eine Vegetation hervorbringt, ohne Wasser zum Begießen, fast ohne Regen, und bei fortwährender Hitze von 25—35° R. im Schatten, beinahe alle Arten

europäiſcher Fruchtbäume, Feigen, Mandeln, Oliven, Granaten, der ſchönſte Wein im dunkelſten Saftgrün und ſelbſt Blumen in üppigſter Friſche, ohne daß man die Möglichkeit eines ſolchen Wachsthums begreift. Die Aepfel- und Birnbäume erliegen hier wörtlich unter ihrer Laſt und jedem Beſucher wird erlaubt, davon zu pflücken, ſo viel er will. Nur Orangen wollen hier nicht gedeihen, dagegen beſchattet ein Wald von Palmen dieſe Gärten. Zwar werden die Datteln hier noch nicht reif, doch zieht man aus den Bäumen den Saft, der friſch angenehm und kühlend ſchmeckt, nach ſchnell eintretender Gährung aber zu einem ſtarken Liqueur — Bocqua — benutzt wird. Man gewinnt den Saft durch Abſchneiden der ganzen Krone und kann viele Wochen lang täglich an 50 Quart ſammeln. Dann wird die Wunde verbunden und der Baum wächſt weiter. Sfax verſendet alljährlich 6000 Centner Mandeln und 2000 Centner Piſtazien, bereitet die ſchönſte Jasmineſſenz und iſt der Hauptmarktplatz für die Naturproducte des Dſcherid (Datteln, Henna, Straußfedern, Natron, Honig und Wachs), ſo wie für deſſen Manufacturen (Seife, Zeug aus Wolle und Seide, Binſengeflechte und irdene Waaren). Ich hielt mich in dieſem lieblichen Orte mehrere Wochen auf, um einen ausgedehnteren Amrah des Bey zu einer Reiſe in das Innere abzuwarten. Die Hitze, 24—26° R. im Schatten meines Zimmers war mir durchaus nicht ſo läſtig, als oft ein niedrigerer Thermometerſtand in Deutſchland, und öfter veranſtaltete Jagdpartien auf Gazellen, ſo wie der an der Küſte ſtark betriebene Fiſchfang gewährten mir Unterhaltung. Der Stadt gegenüber liegen im Meere die Inſeln Kerkinas, welche ſchon von den Römern Groß und Klein Cercina genannt wurden, wenig fruchtbar, aber mit Palmwäldern bewachſen.

Um die Zeit zu benutzen machte ich von hier aus einen Abſtecher nach Suſa. Am erſten Tage raſteten wir Mittags in den kühlen Tempelruinen von Inſchilla und bivouakirten die Nacht in einem Olivenhaine bei Dſchebibiana. Der folgende Tag brachte uns durch wüſtes Land nach Schebba, dem alten Ruspae. Am dritten Tage kamen wir nach Media oder Mehadia, wo ich von einem franzöſiſchen Kaufmann ſehr zuvorkommend aufgenommen wurde. Die Chriſten genießen

hier bedeutende Erleichterungen und machen bei der Indolenz der Einwohner sehr gute Geschäfte, vorzüglich mit Oel und Wolle. Das Verbot, Grundeigenthum zu besitzen, umgehen sie durch Erbpacht auf 100 Jahre. Der Hafen hat die beste Lage im ganzen Beylik und soll ausgebaut und erweitert werden. Nachdem wir im Verfolge unserer Reise die unbedeutenden Ruinen von Thapsus passirt hatten, entfaltete sich bei dem netten, von hundert Palmen überragten und von hellgrünen Maisfeldern umschlossenen Tubulba der fruchtbarste und bestbebauteste Landstrich im ganzen Beylik, welcher sich bis an die Mauern von Monaster erstreckt. Hier fanden wir an den Brunnen auch Vorrichtungen, wodurch das Wasser in ein ausgemauertes Bassin hinaufgewunden wurde, und sahen Felder und Gärten mit guten Bewässerungsanstalten versehen. Die pittoresken Ruinen von Lembta, die vielen zierlichen maurischen Dörfer auf den Hügeln, auf der äußersten Landspitze die Thürme der Casbah von Monaster und in dämmernder Ferne die Felsenspitzen des Zowan bildeten mit der grünen Vegetation um uns her ein idyllisches Gemälde. Bei Monaster wird wie am Cap Zebib und Cap Bon der Thunfischfang betrieben, wofür die Auslagen, eingeschlossen das Pachtgeld, jährlich an 300,000 Piaster betragen. Der Thunfisch, der zuweilen bis an 10 Fuß Länge und gegen 8 Centner Gewicht hat, zieht alljährlich in großen Schaaren aus dem Ocean in das mittelländische Meer und macht hier mit der Meeresströmung, die Küste von Afrika entlang, die ganze Runde um das Meer, bis der Zug nach schwerem Verlust am Eingangspunkt wieder anlangt. Auf ihrer bekannten Straße errichtet man nun im seichten Meere geflochtene Querwände, welche sie in mehrere Kammern einzulaufen zwingen, in deren letzter, der sogenannten Todtenkammer, sie getödtet werden. Von diesen Fischen wird Nichts unbenutzt weggeworfen, selbst die Knochen dienen zu einem guten Brennmaterial. Eine Stunde hinter Monaster machen die grünen Felder wieder einer öden Savanne längs der einförmig rauschenden See Platz, nur ganz in der Nähe von Susa zeigen sich wieder die schönen Kronen der Palmen und Oelbaumwälder. Susa ist das alte Adrumetum, einige ungeheure Mauerstücke von 40—50 Fuß im Durch-

messer nach allen Richtungen und von carthagischer Bauart sind das Merkwürdigste der dortigen Ruinen. Die Stadt hat in ihrer Lage etwas Aehnlichkeit mit Algier, und ist freundlich und reinlich gehalten wie Monaster. Meinen Rückweg nahm ich über Monaster und von da auf einer anderen Straße durch eine einförmige, steinige und kahle Wüste. Nach drei Tagen kam ich in Sfax wieder an und fand eine Menge Amrah's des Bey an die verschiedenen Chefs und Stadtgouverneurs, deren Städte und Länder ich zu besuchen gedachte, vor. Ich gab jedoch die Reise nach der Insel Dscherbi, nach Kabes, und über den Pharonischen See nach Nefta auf, da dort Unruhen ausgebrochen sein sollten. Von dem See Pharun, der auch Ludeah heißt und im Alterthum Triton genannt wurde, hörte ich, daß er aus nichts als aus einer unabsehbaren Strecke theils trocknen, theils nassen Triebsandes besteht, in dem die Wege der Karavanen durch eingelassene Palmstämme bezeichnet sind. Deshalb heißt er im Arabischen der „See der Marken". Mehrere Inseln festen Bodens in demselben sind mit Palmenwäldchen bedeckt, deren Ursprung die Eingebornen den Soldaten einer ägyptischen Armee zuschreiben, welche bei einer Lagerung hierselbst von ihrer Dattelmahlzeit die Kerne auf den Boden verstreut haben sollen. Ich brach daher am 1sten August von Sfax auf, um über Kairwan in den westlichen Theil der Regentschaft nach Hydrah und Keff und von da nach Tunis zu gelangen. Von Sfax nach El Dschemme nahmen wir einen andern Weg, wo wir eine öde Gegend mit vielen Erdfällen zu passiren hatten. Unterirdische Wässer schienen diese Einsenkungen hervorgebracht zu haben. Die niedlichen Gazellen waren hier häufig und wurden öfter von uns erjagt. Bei El Dschemme zeigte das Thermometer 29 bis 30° im Schatten. Die Cactushecken trugen jetzt reichlich ihre reifen Früchte, doch machten uns die Stacheln dieses Gewächses viel Noth. Die Eingebornen bedienen sich einer Fliege, um die Stacheln aus der Haut herauszuholen; sie halten die Fliege an den Flügeln über der Haut fest und diese arbeitet mit den Füßen so eifrig, daß sie die Stacheln binnen kurzer Zeit aus der Haut herauszieht. Mein Logis in Kairwan fand ich von Mosquitos und Scorpionen in Besitz genommen. Es ist eigen,

daß letztere in manchen Orten gar nicht zu finden sind, wie in El Dschemme, Soliman und Dugga, während sie in allen umliegenden Orten sehr häufig getroffen werden. Die Araber führen deshalb oft Steine von El Dschemme mit sich, indem sie glauben, daß solche Steine die bösen Thiere vertreiben. Köstlich sind in Kairwan die Wassermelonen, so erfrischend und saftig, dabei in der größten Hitze durchaus nicht schädlich, sondern wahrhaft stärkend. Hinter Kairwan hatten wir in der öden Wüste durch die Hitze (35° R. im Schatten) sehr viel auszustehen, wir passirten viermal den Mergadyl, und hatten tagelang nichts zu trinken, als das schlammige dicke Wasser dieses Flusses, welches noch dazu in gepichten stinkenden Bockshäuten mitgeführt wurde. Den Arabern schmeckt so parfümirtes Wasser aber am besten. Wir hatten hier auch das Vergnügen, aus der Ferne eine Sandhose über die Ebene streichen zu sehen. Bei Trudsa, einer zerstörten maurischen Stadt, deren Stelle jetzt zwei Beduinenlager einnehmen, fanden wir am Ufer des Mergadyl die Ruinen der alten römischen Colonie Aquae regiae, und besuchten auch in den benachbarten hohen Bergen die berühmten und noch jetzt sehr besuchten heißen Schwefelquellen. Von Bequemlichkeit ist hier aber keine Spur; man steigt in den heißen dunstreichen Raum der tiefen Höhle ohne Treppen hinab und wird durch einige grobe Geländer nur eben verhindert, den Hals zu brechen; außerhalb ist im Felsen eine Grotte, wo man sein Nachtlager aufschlagen kann. Von Trudsa an hörte jede Spur eines Weges auf und wir mußten zwischen den Bergen oft umherirren. Ein großes Beduinen-Duar nahm uns am Abend auf, welches aus zwei Reihen Zelten bestand, deren vordere der Caid und die Scheichs bewohnten. Außerdem standen noch einige Zelte für Fremde und ein großes für die Schule auf abgesonderten Plätzen.

Der Caid, ein bildschöner Mann von colossalen Formen — er ragte um Kopfes Länge über uns Alle empor — und dem vollendetsten Ebenmaße der Glieder, als ob eine antike Statue des Apollo in ihm lebendig geworden wäre, kam uns mit seinem dreizehnjährigen Sohne, einem Ebenbilde seines Vaters, feierlich entgegen, und mir verging dieser Abend wie in einer

patriarchaliſchen Welt. Vor meinem Zelte gelagert, von ambroſiſcher Abendluft umfächelt, überſah ich bei dem hellen Lichte des Mondes das ganze Thal bis zu dem ſilbergrauen Bergkreis in der Ferne. Im Mittelgrunde zogen ſich die beiden Reihen der Zelte hin, unter denen das des Caid, einem Dome gleich, in doppelter Höhe und in mehreren Abtheilungen emporſtieg. Eine Guirlande von Feuern warf ihre grellen Lichter darauf, in deren Glanz man zugleich die Pferde, an die lange Leine gefeſſelt, emſig freſſen ſah. Ihr freudiges Gewieher, mit dem Bellen der Hunde ſich miſchend, drang oft zu uns durch die Stille der Nacht. Rechts neben mir ſaß der Caid, links ſein Sohn, der eben ſo neugierig, als beſcheiden, mit der Zutraulichkeit eines Naturkindes bald meine Uhr, meine Sporen, oder was ihm ſonſt fremd an mir ſchien, unterſuchte. Dicht vor mir hatten ſich, drei Mann hoch, gegen ſechzig Araber zuſammengedrängt; zunächſt dem Caid die Scheichs nebſt den Aelteſten, Weißbärtigen, dann die Männer und zum Schluß die Kinder. Alle horchten aufmerkſam auf meine, ihnen wohl gar wunderſam erſcheinenden Erzählungen von Europa, die mein Dolmetſcher für ſie überſetzte. Bei den Fragen, welche ſie thaten, wie bei den Bemerkungen, die ſie häufig über das Gehörte machten, mußte man eben ſo ſehr den Scharfſinn, als den Takt und die angeborene Höflichkeit dieſer Kinder der Wüſte bewundern. Früh weckte mich ſchon bei Tagesanbruch die kleine Judenſchule, welche ſich nicht weit von meinem Zelte befand und wo alle Kinder von hölzernen Tafeln daſſelbe zu gleicher Zeit ſehr ſchnell und mehrere Stunden lang ununterbrochen laut ableſen, was ein abſcheuliches Geplärr verurſacht, aber drollig mit anzuhören iſt. Auch Bubabekr, der Sohn des Caid, plapperte noch fleißig mit, obgleich er ſchon auf Freiers Füßen ging und ſeine Hochzeit mit einem kleinen zehnjährigen Mädchen ſeines Stammes für das nächſte Jahr feſtgeſetzt iſt. Der Caid ſelbſt ſagte uns, daß er im dreizehnten Jahre bereits Vater geweſen ſei. —

Nach beſchwerlichen Bergwanderungen ſahen wir an dieſem Tage von der Höhe eines Berges endlich die Ruinen von Spetla (Suffetula der Alten) in einem Thale vor uns liegen, umgeben von einer Caravane mit vielen Kameelen, welche aus

dem Fluſſe des Thales getränkt wurden. Nirgends, ſelbſt in Italien nicht, findet man ſo großartige Ueberreſte der Römerzeiten, als in dieſem Lande, welches jetzt ſo ſchwach bevölkert iſt. Von Spetla bis Keff zeigt faſt jedes Thal die Ruinen bedeutender Städte oder einzelner großartiger Bauwerke und es mag hier in alter Zeit ein Völkerleben gewogt haben, wie es jetzt die geſegneten Gauen des Rheins nur aufzuweiſen haben. Die Ruinen von Spetla ſind zum Theil wohl erhalten, man ſieht noch faſt alle Grundmauern nebſt mehreren Straßenpflaſtern, von Gebäuden ſind namentlich drei zuſammenhängende Tempel aus großen Quadern gebaut noch in gutem Zuſtande. Gleich großartig ſind die Ueberreſte der Colonie Scillitana, wo noch vor 100 Jahren der mauriſche Flecken Caſſaria exiſtirte, deſſen Stelle jetzt zwei Beduinenlager einnehmen; ſie liegen maleriſch auf einem Berge, ſenkrecht über dem vorüberſtrömenden Fluſſe.

Von hier aus zogen wir nach Norden, der Grenze von der Provinz Conſtantine entlang, aus deren Gebirge ſowohl feindliche Stämme als Löwen und andere reißende Thiere hervorzubrechen pflegen. Man ſieht daher die Duars der hier wohnenden Stämme allnächtlich durch eine Reihe Feuer erleuchtet, um Letztere von den Heerden abzuhalten, während mit Erſteren oft blutige Kämpfe ſich entſpinnen. Die Thäler dieſes Landſtriches, welches der Derb durchſtrömt, ſind fruchtbar, die Berge dicht bewaldet mit Thujas, Roth-Cedern und Wachholder, doch erreicht hier der Baumwuchs nur die Höhe von 20 Fuß. Die Nächte waren im Vergleich zu der Hitze des Tages ſehr kalt, bis 10° R. — Gleich weit von Conſtantine, wie von Bona liegen die mächtigen Trümmerhaufen von Hydrah, das alte Tynidrum, zum Theil noch auf Conſtantiniſchem Boden. Ueber die Maſſe verfallener Tempel, Triumphbögen und Mauſoleen ragt mit mächtigen Mauern und abgebrochenen Thürmen ein viereckiges Caſtell, mehrere tauſend Fuß im Umfang groß, empor. In den Ruinen von Saufur, (Medugara der Römer) zeichnet ſich vor allen ein großes noch gut erhaltenes Theater aus, 250 Fuß im Durchmeſſer lang. Die Stadt Keff, am Abhange eines hohen Gebirges gelagert, von deſſen Zinnen der Araber nach Abulfeda über das Meer in das befreundete

Andaluſien hineinſchauen kann, und darum „das hohe und erhabene“ genannt, iſt das alte Sicca Venerea, und beherrſcht zu ſeinen Füßen eine hübſche ganz ebene Pläne von drei Stunden Länge und einer halben Stunde Breite. Der Gouverneur, ein alter ſchöner Mann, empfing uns mit ſeinem 16jährigen Sohn, der die Würde eines Caid bekleidet, und ſeinem 4jährigen Enkel äußerſt zuvorkommend. Letzterer war ein niedlicher Junge, mit von Henna gelb gefärbten Händen und Füßen und goldenen Ringen um die Knöchel und übrigens aufgeputzt wie ein kleiner Sultan. Gravitätiſch ſetzte er ſich auf den thronartigen Stuhl ſeines noch faſt knabenhaften Vaters, wenn derſelbe nicht zugegen war, und ließ ſich von den Untergebenen dieſelben Ehrenbezeugungen zukommen. Er hieß Omer, wurde aber von Allen, ſelbſt ſeinem Vater und Großvater nur Sidi (Herr) Omer genannt. Das Intereſſanteſte, was Keff beſitzt, ſind ſeine alten Bäder, welche einen faſt unbegreiflichen Umfang einnehmen. Sie beſtehen aus einem wahren Labyrinth gewölbter Räume, alle aus großen Werkſtücken erbaut, und die Einwohner behaupten, daß ſie ſich auf dieſelbe Weiſe noch über eine halbe Stunde weit unter der Erde forterſtrecken. Sie ſind jetzt ſämmtlich mit Waſſer angefüllt, welches die reichliche und vortreffliche Quelle liefert, die in einem der vorderſten Gemächer entſpringt und ganz Keff mit Waſſer zu allen Bedürfniſſen verſorgt. Von Keff aus durchzogen wir eine Gegend der ſchönſten, friſcheſten Vegetation und ſahen die grünen Thäler durch einen breiten roſarothen Streifen blühenden Oleanders durchzogen. In großartiger Waldgegend ſahen wir die Ruinen von Thugga, zwiſchen ihnen die aus dem Trümmergeſtein erbauten Häuſer des jetzigen Fleckens Dugga kaum zu unterſcheiden, und weiterhin die Trümmer von Thigiba Colonia, jetzt Tumga genannt. Im erſteren Orte fanden wir den Porticus eines Tempels noch ganz erhalten, deſſen Säulen 30 Fuß hoch, aus einem Stücke beſtanden; im Giebelfelde war im Relief das Steinbild eines coloſſalen Adlers. Eine Merkwürdigkeit des Ortes iſt der Mangel an Skorpionen, die ſich ſonſt in altem Gemäuer ſo gern aufzuhalten pflegen. Des Scheichs Thaleb erzählte mir ein ſeltſames Märchen über dieſen Umſtand.

Ein mächtiger Zauberer und König herrſchte hier einſt und legte, um ſeine wunderſchöne Tochter vor Skorpionen zu bewahren, einen Zauber auf die Luft rund umher, ſo daß hier keins der Thiere leben konnte. Ein benachbarter Rieſe und Zauberer begehrte die Hand der ſchönen Prinzeſſin, ward aber abgewieſen, da ein liebenswürdiger Prinz ihr Herz gewonnen hatte. Aus Rache verwandelte er ſich in das Weibchen eines Adlers und legte ein Ei, in das er einen giftigen Skorpion einſchloß. Dieſes Ei wußte er dem Prinzen in die Hand zu ſpielen, und erfreut brachte dieſer es der Prinzeſſin, welche eine beſondere Liebhaberei für Eier hatte. Doch kaum berührten ihre Finger die Schale, als der Stachel des giftigen Thiers herausfuhr, und das Leben des zarten Kindes entfloh. — Der Prinz ſtarb aus Gram, der Vater aber erbaute den Tempel und ließ den Adler darauf abbilden, den man noch jetzt hier ſieht und opferte bald nachher in ſeinen Mauern den verrätheriſchen Rieſen, den er durch ſeine Geiſter hatte fangen laſſen. Die letzte Stadt vor Tunis war Teſtur (Colonia bisica lucana) mit abſchüſſigen Ziegeldächern, breiten Straßen, langen Fenſterreihen an den Häuſern, ſelbſt einer gothiſchen Kirche mit bunten Glasroſetten und dem Zifferblatt einer Thurmuhr, wie ein Stückchen Europa in dieſen afrikaniſchen Fluren. Das Räthſel ward gelöſt, als wir erfuhren, daß Karl V. während ſeines Beſitzes von Tunis dieſes Städtchen erbaut habe. Von hier bis Tunis ward die Gegend öder, bis wir vor dem Luſtſchloſſe des Beys Mornaghia mit den ſchönen Gärten vorüber nach Marſa gelangten. Hier verabſchiedete ich meine Begleitung und erholte mich in den gaſtfreien hübſchen Villen der europäiſchen Conſuln von den Strapazen der Reiſe.

Nach einigen recht angenehm verlebten Tagen rüſtete ich mich zur Abreiſe von Tunis, dem Lande der Ruinen und vergangener Herrlichkeit, dem aber nur die ordnende Kraft einer weiſen Regierung fehlt, um in kurzer Zeit das wieder zu werden, was es Jahrhundert lang geweſen iſt, ein Garten, in welchem ſich die Genüſſe aller Zonen vereinigt finden.

Auf einem Dampfſchiff, mit Menſchen und Schlachtvieh für Malta beladen, nahm ich Abſchied von der afrikaniſchen Küſte.

Nach und nach verschwand der Hafen von Goletta und Karthagos Trümmerhaufen, und bald sanken auch die Spitzen des Hammamlief und Zowan in die dunkle Fluth. Schiffe von Osten und von Westen kreuzten unsere Bahn, majestätisch zog das große englische Dampfboot von 450 Pferde Kraft, welches jährlich zwölf Mal die Reise von England nach Aegypten hin und zurück macht, an uns vorüber. Am folgenden Tage tauchten aus dem Meere die weißgelblichen Kalkfelsen von Malta und wir näherten uns dieser merkwürdigen Insel, welche zwischen Europa und Afrika mitten inne beider Eigenthümlichkeiten in sich zu vereinigen scheint. Hier wechseln die Gluthwinde der Sahara mit den kalten Luftströmen, welche von den Gletschern der Alpen und dem Aetna herüber wehen, und in dem Gewoge der Völker, welche nach einander die Insel als Eroberer überfluthet, hat sich ein Urvolk von afrikanischem Stamme mit europäischen Sitten erhalten. Nahe der östlichen Küste hörten wir Kanonendonner von der Festung La Valette herüberschallen, und mit vollen Segeln schwebte stolz aus dem Hafen ein großer englischer Dreidecker von 110 Kanonen, mit der wallenden Flagge Albions, der Beherrscherin der Meere. Wir warfen im Vorüberfahren einen Blick in den großen Hafen (Porto Grande), wo ein Wald von Masten aller Nationen überragt wurde von dem Felsenufer, das von Forts und Bastionen starrte; über ihnen blickten die schönen Gebäude La Valette's und ihrer Vorstädte in ruhiger Sicherheit herab. Als wir diese ungeheuren Festungswerke anstaunten, welche, aus der Vereinigung natürlicher Bollwerke mit der Kunst von Jahrhunderten hervorgegangen, ihres Gleichen auf Erden kaum haben, trat mir der Ausspruch des französischen Generals Caffarelli nach der leichten Eroberung der Insel im Jahre 1798 lebhaft vor die Erinnerung: „Es war ein Glück, daß sich Jemand in der Festung La Valette befand, der uns die Thore öffnen konnte."

Wir liefen in den Quarantaine-Hafen (Marsa Muscet) ein, wo alle aus dem Orient kommenden Reisende einer Quarantaine von acht Tagen sich unterwerfen müssen.

Die Insel Malta (im Alterthum Melite) hat mit der kleineren Insel Gozzo (früher Ogygia) nordwestlich davon und

der noch kleineren Comino zwiſchen beiden alle Schickſale mit erfahren, welche die Völker des Mittelmeeres im Laufe der Jahrhunderte erlitten haben. Sie wanderte nach und nach aus den Händen der Phönizier in die der Griechen, Karthager, Römer, Byzantiner und Sarazenen, bis die ſiciliſchen Normanen ſie dem Chriſtenthum wieder gewannen. Karl V. ſchenkte ſie 1530 den ſo eben aus Rhodus vertriebenen Johanniter Rittern, deren Beſtimmung beſtändiger Kampf gegen die Ungläubigen war. Sie nannten ſich nun Malteſer Ritter und kämpften anfangs muthig, ihrem Gelübde getreu. Aber ihre ſchönſte Großthat, die heldenmüthige Vertheidigung unter dem Großmeiſter La Valette gegen 40,000 Janitſcharen des Sultan Soliman im Jahre 1565 war auch ihre letzte. Seitdem lebten ſie hinter ihren mächtigen Feſtungswerken dem Wohlleben und Genuß, mit der Blüthe des Adels aus allen Ländern der Chriſtenheit ſtrömten ungeheure Reichthümer ihnen zu und der Orden verzehrte im Nichtsthun das Kapital des Ruhmes, bis Feigheit und Verrath ſein unrühmliches Ende herbeiführte. Die Franzoſen eroberten La Valette auf ihrer Fahrt nach Aegypten 1798 mit leichter Mühe. Sie übergaben die Feſte erſt nach zweijähriger Einſchließung, durch Hungersnoth getrieben, den Engländern. Seitdem bildet Malta den Hauptſitz der brittiſchen Macht im Mittelmeere und ſichert im Verein mit Gibraltar und den joniſchen Inſeln der größten Seemacht der Welt die Herrſchaft auch in dieſen Gewäſſern.

Die langweilige Zeit der Quarantaine nahm endlich ihr Ende und ich konnte mich nach Belieben auf der Inſel umſehen. Mein erſter Gang war nach der Hauptſtadt La Valette, die ihre Gründung jenem tapfern Großmeiſter verdankt. Sie liegt mit ihren Vorſtädten auf der felſigen Landzunge, welche den großen Hafen vom Quarantaine-Hafen ſcheidet. In der Mitte der Stadt bildet der Platz St. Georgio mit dem Palaſt des Großmeiſters, wo jetzt der Gouverneur reſidirt, den höchſten Punkt; von hieraus laufen die ſchönen geraden Straßen bergab, deren Fahrwege macadamiſirt und an den Seiten von ſteinernen Trottoirs eingefaßt ſind. Die abſchüſſige Lage aller Straßen bewirkt aber, daß die meiſten dieſer Trottoirs Treppen

bilden, welche dem Fremden viel Beſchwerden verurſachen und den Unachtſamen leicht zum Fallen bringen. Mancher ſcheidet daher von La Valette mit den Worten des Dichters: „Lebt wohl, verwünſchte Treppenſtraßen!“

Ich bewunderte den ungeheuern Gouvernementspalaſt mit ſeinen gewaltigen Sälen und dem Schmuck der Trophäen und Waffen, welche zur Erinnerung an berühmte Krieger und Heldenthaten des Ordens dort aufgeſtellt ſind. Mehr noch zog mich die Hauptkirche des Ordens, die St. Johanniskirche an. Sie iſt 1576 erbaut, von außen ſchwerfällig und ohne allen Geſchmack, aber im Innern ausgezeichnet durch ihre ſchönen Gemälde und Bildhauerarbeiten, welche Darſtellungen aus dem Leben Johannis des Täufers enthalten. Der Fußboden iſt ganz von den marmornen Grabſteinen der dort unten ſchlummernden Ritter bedeckt, Wappen und Inſchriften ſind künſtlich in Moſaik, aus Jaspis und Achat gebildet. Zu beiden Seiten des Schiffes befinden ſich Kapellen für die acht verſchiedenen Zungen des Ordens (Provence, Auvergne, Frankreich, Italien, Arragonien, England, Kaſtilien und Deutſchland) mit den Grabmälern der Großmeiſter, welche die einzelnen Genoſſenſchaften dem Orden gegeben haben.

Von den übrigen hervorragenden Gebäuden La Valette's zeichnen ſich die Auberges (Alberghi, Herbergen), der Ritter vorzüglich aus. Jede einzelne Zunge des Ordens hatte ihre Herberge, wo die Ritter bis zu einem gewiſſen Grade des Einkommens wohnen und ſpeiſen konnten. Einige ſind noch Gaſthäuſer, mit Comfort und Luxus ausgeſtattet, die meiſten werden als Regierungsgebäude benutzt. Die Wohnhäuſer der Stadt ſind von Stein erbaut und haben offene Balcons und flache Dächer. Ciſternen zur Aufſammlung des Regenwaſſers finden ſich bei jedem Hauſe, und eine ſolide Waſſerleitung, welche aus der Entfernung von zwei Meilen theils über, theils unter der Erde nach der Hauptſtadt führt, verſorgt aus einem ungeheuern Baſſin die durſtigen Einwohner, auch in der trockenſten Zeit mit gutem Waſſer.

Außer La Valette beſitzt Malta noch 5 Städte und 22 Dörfer, welche mit ihren hübſchen Gebäuden unſern kleinen Städten

gleichen. Aber es ist beim Anblick aus der Ferne schwer zu sagen, wo ein Ort anfängt, und wo er aufhört; man sieht fast mehr Häuser als Feld. Denn die Insel ist so so stark bevölkert, daß auf einem Raume, wo in Deutschland 127 Menschen wohnen, hier 1100 Platz finden müssen.

Der Malteser verräth seinen afrikanischen Ursprung durch die braune Farbe seiner Haut, seine Mäßigkeit im Essen und Trinken, die Reizbarkeit seines Temperaments und die Energie seiner Leidenschaften. Er ist fleißig und der beste Seemann im mittelländischen Meere, gilt aber außerhalb für verschlagen und diebisch. Mit großer Liebe ist er seinem vaterländischen Eilande zugethan und nennt es nur „die Blume der Welt". Und in der That kann man sich auch kein lieblicheres Klima denken, da im Sommer das Reaumürsche Thermometer selten über 25°, nie über 28° steigt, im Winter selten unter 8° Wärme fällt. Daher gedeihen auf den Inseln, deren lockerer Kalkstein mit Dünger und Erde vermischt, einen trefflichen Gartenboden bildet, Weizen, Gerste, Südfrüchte und Baumwolle sehr schön. Letztere wird in bedeutender Menge verarbeitet und ausgeführt, und ihre Kultur hat die des Oelbaums ganz verdrängt. Zu bedauern ist nur, daß der Orden bei so bedeutenden Mitteln es nicht vermocht hat, die Insel vor fortwährenden Einfällen der Barbaresken hinreichend zu schützen. Noch liegen im Südwesten große Strecken des schönsten Landes ganz verödet, wo früher große Haine und Wiesen sich ausdehnten, in deren Blüthen die zahlreichen Bienenschwärme der Insel reichliche Nahrung fanden.

Die Sprache des Maltesers ist ein verdorbenes, mit fränkischen Wörtern gemischtes Arabisch, auch blieb ihm, wie allen Kindern arabischer Abkunft, große Liebe zur Dichtkunst und Musik. Oft hört man die Arbeiter auf dem Lande, theils bei der Arbeit, theils wenn sie im Schatten der Bäume ruhen, in gereimten Wechselgesängen aus dem Stegreif sich unterhalten, und sie haben für dieses ihr Hauptvergnügen das besondere Wort „Tagbeel". Auch erschallen in den Straßen der Städte des Abends und in ruhiger, sternenheller Nacht beständig die schönsten Lieder, meist in italienischer Mundart. Denn auf die Städter

haben Sprache und Sitten der Eroberer mehr Einfluß ausgeübt, und man hört ſie bald italieniſch, bald franzöſiſch, bald engliſch ſprechen. Auch haben ſie die eigenthümliche Kopfbedeckung des Landmanns abgelegt, welche ſich durch einen langen, über den Rücken hängenden Beutel an der wollenen Kappe auszeichnet, und die Stadt-Frauen wußten das wollene Tuch der Bäurinnen über Kopf, Hals und Buſen in die ſeidene Mantilla zu verwandeln, welche ſo reizend die Formen verhüllt, ohne ſie zu verbergen. Ich durfte als redlicher Reiſender nicht von der Inſel ſcheiden, ohne die Grotten der Kalypſo und des heiligen Paulus beſucht zu haben. Erſtere liegt am äußerſten Weſtende der Inſel am Ufer des Meeres. Sie iſt ſehr hoch und geräumig, mit Stalaktiten bedeckt, und beſteht aus mehreren natürlichen Abtheilungen. Aber ihr Name, welcher Erinnerungen an das claſſiſche Gedicht des römiſchen Sängers erweckt, iſt das einzig Schöne an ihr. Die St. Paulus-Grotte befindet ſich in Rabotto bei Citta vecchia (der alten Hauptſtadt von Malta) unter dem Fußboden der Kirche. Sie war noch bei Lebzeiten des Apoſtels ein Heiligthum der erſten Chriſten auf der Inſel und ſpäter die Wohnung eines Eremiten. St. Paulus ſoll hier gewohnt, gelehrt und Wunder verrichtet haben, als er auf ſeiner Fahrt nach Rom an den Felſen Malta's Schiffbruch gelitten hatte.

Mit Malta verſchwanden mir die letzten Spuren Afrikas, als ich auf einem Genueſer Dampfer die Inſel verließ. Die Nacht war ſchon angebrochen und unter dem Sternenheere ſchien mir tief am Horizonte ſtehend der freundliche Canopus, der nur auf Malta für Europa ſichtbar iſt, flimmernd ein Lebewohl zuzuwinken.

---

# C.

# Marocco.

## Erſtes Kapitel.

„Beten iſt beſſer als ſchlafen! Groß iſt Gott!“

Dieſe Worte, welche der Muezzin mit rauher Stimme vom Minaret der benachbarten Moſchee herab ſang, um die Stunde des Morgengebetes zu verkündigen, hatten mich kaum aus dem Schlafe geweckt, als auch meine kleine Caravane ſich anmeldete, in deren Begleitung ich den gelehrten Fakih, den mächtigen Paſcha Abd E' Slam E Slowy zu Larasch beſuchen wollte.

Als die erſten Sonnenſtrahlen über dem Dſchebbel Muſa, dem Affenbügel ſich zeigten, verließen wir Tanger „die von dem Herrn beſchirmte Stadt“ und wanderten durch die engen ſchmutzigen Gaſſen der kahlen blendend weißen Häuſermaſſen, aus der nur die Wohnungen der fremden Conſule erfreulich hervortreten, nach dem weſtlichen Thore. Wir gingen über den Sok-Srare, einen kleinen Marktplatz, wo Gruppen Rifier von hohem Wuchs, eingehüllt in den weißen Haik oder in den Gelab mit Kapuze, den Dolch an der Seite, mit bloßem und geſchornem Kopfe, von dem nur eine einſame Haarlocke nach hinten herabhängt, warteten, bis man ſie zu Feldarbeiten dingen würde. Vor dem hohen Springbrunnen ſchrieen und ſtritten ſich ſchwarze Sclaven, wer ſeinen getheerten Schlauch, ſeinen antik geformten Krug zuerſt füllen dürfte, während der Jude, ein Sclave der Sclaven, unterthänigſt wartete, bis die Söhne Ismaels ihm endlich erlaubten, ſich zu nähern. Der alte Thorwart war auf ſeinem Poſten und öffnete mit verroſtetem Schlüſſel die knarrenden Thorflügel, während er nach den Kügelchen ſeines Roſenkranzes

einige der 99 Beinamen, welche Mohamed Gott beilegte, murmelte, und ſeine fromme Litanei hin und wieder durch Flüche auf die Chriſten „dieſe Ungläubigen, dieſe Hunde" unterbrach. Der Zwiſchenraum zwiſchen dem erſten und zweiten Thor iſt mit Schmieden und Buden von Waffenhändlern beſetzt; links in einem dunkeln Winkel, wo ehemals die Soldaten Karls II. von England die Wache bezogen, ſchnarchte eine faule mauriſche Schildwache neben 4 bis 5 Flinten, welche von Staub bedeckt an der Mauer hingen. Das zweite Thor öffnete ſich bald. „Glückliche Reiſe, Sohn des Engländers!" ſagte Hamed zu mir, „wohin geht Ihr?" „Wohin mich Gott führen wird, erwiederte ich," gab meinem Pferde die Sporen und eilte durch das Thor. Wir waren jetzt auf dem Suk-Barra oder äußern Marktplatz, einem freien Platz auf der Seite des Hügels mit ſteilem Abhang. In der Nähe der Feſtungswerke, welche verfallen und mit Kanonen ohne Laffetten verſehen ſind, befinden ſich unterirdiſche Gräben mit kleinen Oeffnungen von der Breite eines Kaminrohres, welche mit Steinen geſchloſſen oder nur mit Stroh verſtopft ſind. Es ſind dieſes die Matamors oder Getreidekammern, worin man jede Art Korn 5 und mehre Jahre lang, ohne daß es an Güte verliert, aufbewahrt. In kleinen Hütten wohnen die Wächter dieſer Magazine, große Hunde zerreißen jeden in Stücke, welcher ſich in der Nacht hieher wagen ſollte. Auf dem Suk-Barra wird jeden Donnerſtag und Sonntag Morgens Markt gehalten und das Gewimmel der Menſchen, Kameele, Pferde, Rinder, Eſel und Schafe iſt dann ungeheuer. Jenſeit des Suk, auf dem Gipfel des Hügels, dehnt ſich El Kawar, der mauriſche Gottesacker aus. Kleine Erdhügel mit der Spitze gegen Mecca, auf ihnen Brettchen über dem Kopfe des Leichnams, bei Vermögenderen eine niedere weiße Mauer um das Grab, bezeichnen die Ruheſtätten der Gläubigen, welche ſehr beunruhigt werden, wenn der Fußtritt eines Ungläubigen ihre Gräber verunreinigt. Jeden Freitag gehen die Huris von Tanger mit ihren langen Augenwimpern und ſchwarzen großen Augen, in weißſeidene Haiks gekleidet auf den Gräbern herum und man hört überall Geheul und Wehklagen. Auf dem Grabe ihres verſtorbenen Gatten ſitzt die junge Wittwe und pflückt

Myrtenblüthe. Sie neigt sich auf den Boden hinunter und spricht lange mit dem, der sie nicht mehr hören kann: „Oh! warum hat mich mein Vielgeliebter verlassen? habe ich denn gegen ihn meine Pflicht nicht erfüllt? Wehe mir! Ich bleibe allein und elend hienieden!“ — Mütter beweinen den Tod ihrer Kinder, schlagen an ihre Brust und schluchzen. Auf einmal steigt feierlicher Gesang von unten herauf und rasch zieht ein Leichenzug empor, denn der Todesengel Azrael schwebt über jedem neu gemachten Grabe und jeder Verzug ist eine Uebertretung des Gesetzes des Propheten. — Vor dem Gottesacker auf der andern Seite des Suk dehnt sich eine tiefe Schlucht gegen das Meer hin. Hier wächst im Ueberfluß die abentheuerlich geformte Cactus Opuntia, von den Mauren Kermes del Inde genannt; ihre stachligen Früchte sind aber nirgends schmackhafter, als auf dem Mearrah (Kirchhof) der Juden, welcher zwischen der Schlucht und der Stadt liegt. Unten in der Schlucht in der Nähe des Meeres findet man eine Menge Gebeine von allen Thierarten und allen Zeiten. Was von Thieren „durch die Hand Gottes“ stirbt, d. h. an Alter oder Krankheit, wird hieher geworfen, um in freier Luft zu verfaulen, oder von Hunden und Geiern verschlungen zu werden. — Zwischen Weinbergen und duftenden maurischen Gärten, welche von der Cactusfeige im Verein mit indischem Schilfrohr und Aloe eingefaßt und mit hübschen Landhäusern geschmückt sind, stiegen wir aufwärts bis zur Kuba, der schönen Kapelle des Schutzheiligen von Tanger, Sidi Mohamed el Hadschi. Fahnen von allen Farben schmücken sein Grabmal, welches die wahren Gläubigen hoch verehren. Unser Schutzsoldat richtete im Vorübergehen ein inbrünstiges Gebet zum Heiligen und ich nahm im Rückblick Abschied von Tanger und seiner hochthronenden Casbah, in welcher der Pascha und die Störche residiren. Oft saß ich dort des Abends unter den Trümmern alter maurischer Pracht und Größe und sah hinaus in das Meer, dessen lange Wellen sich an dem Fuße des Felsens brechen. Wie ein Silberband schlängelt sich der Schaum des Meeres das Ufer entlang vor den römischen Ruinen Alt Tangers (Tingis) und den grünbelaubten Hügeln vorüber bis zum Cap Malabat. Weiterhin ragt die

Säule des Hercules, der majestätische Dschebbel Musa, dem Berg auf Berg sich anschließt bis zum Hochgebirge des Atlas. Und von drüben, dem heimathlichen Europa grüßt die andere Säule des Hercules, der stolze Felsen von Gibraltar und das Cap Trafalgar, dazwischen verlieren sich in blauer Ferne die zackigen Sierren der spanischen Küste. Wie Schwäne ziehen die Schiffe durch die Meerenge, mit gespannten Segeln den leisen Lufthauch des Abends auffangend; hier tief unter mir, dicht an Afrikas Küste mit den vom Ocean einströmenden Fluthen hinein in das inselreiche Mittelmeer, dort unter Gibraltars Kanonen, mit den Wogen wieder hinaus in „das Meer ohne Gestade". Um mich herum verfallene Thürme, verwilderte Gärten mit marmornen Bassins und versiegten Springbrunnen. Dort stehen noch Bruchstücke der alten maurischen Bogenwölbungen mit Koransprüchen in Relief und geschmackvollen Stuccaturarbeiten und Mosaiken aus verschiedenfarbigen glasirten Ziegeln, und mit den wunderherrlichen durchbrochenen Mauerarbeiten, welche an Stelle der Fenster die herrlichsten Rosetten und Sterne bildend, einen leichten Luftzug erzeugen. Und wie diese einst so stolze und feste Burg verfallen ist, entkleidet ihrer Schönheit und ihrer Stärke, so ist es mit der ganzen Macht und Glorie der einst so blühenden Reiche Nordafrikas.

Im Dorfe Suang $1^1/_2$ Meile von Tanger schloß sich dessen Scheik Hadji Abdallah an uns an. Er war ein schönes Bild von der Race der rifischen Bergvölker, von wohlwollendem Ausdruck, trotz einer gewissen Wildheit in den Zügen. Er hatte sich in einen schwarzen, grobwolligten Gelab eingehüllt, einen Turban auf seinem Kopfe und ein langes breites rifisches Schwert an seinem Gürtel. Unser Weg, oder vielmehr Trek, Traze, wie die Araber sich ausdrücken, da in diesem Lande nur die Spuren der Lastthiere und Rosse die Wege andeuten, war in dieser Jahreszeit sehr gangbar, nur hin und wieder durch tiefe Spalten der ausgetrockneten Erde unterbrochen. Der fruchtbare schwarze Boden war weithin bald mit gelben Stoppeln, bald mit grünen Mais- und Durraschößlingen gefleckt. Hinter dem Hügel Baharem (der 2 Meere) von dem aus man eine schöne Aussicht auf das mittelländische Meer, wie auf den at-

lantiſchen Ocean hat, kamen wir zu einem großen Dorf, umgeben von kleineren Hütten inmitten ihrer Obſtgärten. Hadji Amar, mein alter Jagdfreund, trat uns mit einem großen Topf Milch, dem Sinnbild des Friedens und der Gaſtfreundſchaft entgegen. Bis millah! (im Namen Gottes) erwiederte ich auf ſeinen Gruß und reichte nach einem erfriſchenden Trunke den Topf meinen Gefährten. „Gott vergelte es Euch" riefen ſie, worauf wir unſern Weg fortſetzten. „Allah! der Friede ſei auf Eurem Weg" entgegnete Hadji Amar, „und vergeßt nicht bei der Rückkehr einige Tage mit uns auf die Jagd zu gehen!"

Wir kamen vor einem Acker vorbei, wo Araber mit Dreſchen des Getreides beſchäftigt waren. Maulthiere und Eſel bringen die Garben herbei, während Pferdeſtuten und ihre Füllen im Kreiſe herumgetrieben die Aehren austreten. Die Tenne iſt dem Mohamedaner heilig, er zieht die Sandalen ab, ehe er ſie betritt. Auch vermeidet er es, den Ernteertrag zum Voraus zu ſchätzen und weiſt Fragen der Art mit der Antwort „was Gottes Wille iſt" zurück. —

Vor dem Weinbrunnen (Ain Dalla) vorbei, deſſen früher berühmte Weinberge längſt verödet ſind, und über den mit roſigem Oleandergebüſch bekränzten Fluß Mhaha kamen wir in die Ebene Kaa Ermel (Sandebene), deren Sand durch die Winterregen hinlänglich befruchtet wird, um Gerſte und Weizen im Ueberfluß zu erzeugen. Hinter ihr dehnt ſich die Bergkette Dar el Clan von Oſten nach Weſten aus. Als wir durch das dichte Gebüſch der Zwergeichen, Ciſtroſen, Lorbeerbäume, Wachholder, Erdbeer- und Myrtenſtauden die ſteilen Bergketten überſchritten, ſahen wir ein Kameelgerippe quer über unſerm ſteinigen Fußſteig liegen. Das Geräuſch im Innern machte uns aufmerkſam und plötzlich ſprangen zwei junge Schakals, „Taleb Yuſſuff" und ſein Weibchen heraus. Die Mauren nennen den Schakal wegen ſeiner Liſt Schreiber Joſeph, und halten ihn für ein köſtliches Gericht. Plötzlich hörten wir das Gebell einer Koppel Jagdhunde, ein ungeheures Wildſchwein ſtürzte vor uns heraus und eine Menge Hunde ihm nach. Weiter weg vernahm ich das Geſchrei der Jäger: „Hinaus du Jude!"

Auf ihn, Zeitſun! *) Es giebt keinen andern Gott, als Gott!" Wir übergaben unſerm Mallam die Pferde und eilten der Jagdgeſellſchaft nach, in der ich viele Bekannte erblickte. Ein Schuß fiel, am Gebell der Hunde erkannte man, daß das Kunjar (Wildſchwein) nicht weiter konnte und jeder ſchrie nun ſeinem Hunde zu, auf die Seite zu gehen und drückte ſeine Angſt in den zärtlichſten Worten aus: Meine lieben Kinder! Meine Vielgeliebten! Nehmt euch in Acht! Er ſieht euch! Das iſt ein Ungläubiger — ein Nazarener! er wird ſich an euch rächen! Es iſt nur ein Gott!" — Wir kamen an die Stelle, wo das Thier, von einem alten 80jährigen weißbärtigen Jäger getroffen, nach tapferer Gegenwehr gegen die Hunde getödtet wurde. Drei Hunde waren verwundet, einer tödtlich. Sein Herr, ein junger ſchöner Bergbewohner, nahm ihn auf ſeine Kniee und Thränen floſſen aus ſeinen Augen: ach, mein armer Hund! habe ich dich vor dem Ungläubigen nicht gewarnt? doch der Wille Gottes geſchehe!"

Die Spitze des Aloeblattes und ſeine Faſern erſetzten die Nadel und den Faden des Chirurg bei den verwundeten Hunden, dann machte man ein Feuer an, um Abu Snu (den Vater der Hauzähne) für die Hunde zu braten. Man bot mir in tückiſchem Scherz das größte Stück an, indem man leiſe zu einander murmelte: „Es iſt nicht mehr als billig, daß Jan (ſo nannte man mich) ein beſſeres Theil bekommt, als die anderen Hunde." Ich lehnte ihr Anerbieten ab und lud ſie ein mir zum benachbarten Brunnen zu folgen, wo ich ſie mit Brod und Früchten zu bewirthen verſprach. Wir kamen vor mehreren Steinhaufen vorbei, welche die Gräber verunglückter Reiſender bezeichnen, und jeder von uns warf andächtig ſeinen Stein auf das Grab, während meine Gefährten ihre Leichengabe mit einem Gebet zu Allah für die Seele des Verſtorbenen begleiteten. Und doch hätte man unter meinen wilden Jagdgeſellen leicht den Mann herausfinden können, der jene Reiſenden zu dem Propheten geſchickt hatte, denn meine Gäſte waren wohl eine der wildeſten und furchtbarſten Banden, die ich je in meinem Leben geſehen

*) Hundename.

habe. Als Jagdgenoſſe und Gaſtfreund, der mit ihnen das Brod gebrochen und Salz genoſſen hatte, war ich jedoch unter ihnen ſicher, und ſie hätten nicht gelitten, daß ein Haar auf meinem Kopfe berührt worden wäre. Unter dem dichten Schatten eines Kharrob (Heuſchreckenbaumes) lagerte ſich die ganze Geſellſchaft, ließ ſich die Trauben und Waſſermelonen wohl ſchmecken und erzählte Jagdgeſchichten. Der alte Jäger, welcher das Wildſchwein erlegt hatte, war aus der Provinz Rif, wo oft Löwenjagden ſtattfinden, und erzählte uns, wie ſolche dort veranſtaltet werden. Man zieht dort Gräben von 4 Fuß Tiefe und ſtellt ſich darin wohlbewaffnet auf, indem man vor ſich 2—3 eiſerne Spieße ſchief in die Erde einſtößt, ſo daß die Spitzen hervorragen. Buſchklopfer, die mit Trommeln und Flintenfeuer großen Lärm machen, treiben das Wild dem Jäger zu. Wird der Löwe verwundet, ſo macht er gewöhnlich einen Sprung gegen den Jäger, welcher ſich plötzlich bückt, das Thier fällt auf die Spieße und man giebt ihm mit Dolchſtößen den Reſt. Ich fragte den Alten, welche Gefahr eine Löwenjagd ohne Gräben und Spieße habe. „Ja, Chriſt," antwortete er mir, „das iſt, wie wenn Ihr euer Leben offen in der Hand hieltet." „Ein Sohn unſeres Scheiks," fuhr er fort, „ſchleppte an einem Abend eine ungeheure Löwenhaut nach Hauſe und zeigte ſeinem Vater das Loch in der Hirnſchale, durch welches die Kugel eingedrungen war. Er hatte allein den Kampf unternommen. „„Mein Sohn,"" ſagte der Scheik, „„mit welchem Finger haſt du losgedrückt?"" Der Jüngling hob den Zeigefinger auf. „„Man nehme ihn feſt und binde ihn,"" ſagte der Scheik. „„Ich werde dir dieſen Finger abhauen, mein Vielgeliebter, damit du dich in Zukunft erinnerſt, einen Löwen nie anzugreifen, wenn du allein biſt. Ich möchte dich, o mein Sohn, nicht um 1000, nicht um 10,000 Löwenhäute verlieren."" Wir ſchrieen alle laut auf und beſchworen den Scheik, den Jüngling, welcher ruhig und gehorſam ſtehen blieb, zu verſchonen; ein Strom von Thränen floß über die runzeligen Wangen des Vaters, aber er hieb den Finger ab."

Auch einen Kampf eines Wildſchweins mit einem Löwenpaar gab uns der alte Rifier zum beſten. „Eines Abends lag ich bei ſchöner Mondhelle auf einem Felſen, welcher eine Quelle

und einen kleinen Sumpf beherrſchte, um die Wildſchweine abzupaſſen. Nach einer Weile ſah ich ein ungeheures Kunjar kommen, es wetzte ſeine langen Hauzähne und wühlte. Doch ſchien es unruhig, erhob zeitweiſe ſeinen Rüſſel und ſchnüffelte. Ich hörte es deutlich ſprechen: Ich hoffe hier keine Verrätherei.*) Ein Geräuſch ſeitwärts ließ mich den zottigen Kopf und die gewaltigen Tatzen eines Löwen bemerken, der auf dem Bauche wie eine Katze gegen das Wildſchwein vordrang. Dieſes plätſcherte, die Borſten emporſträubend fort, indem es etwas, was ich nicht verſtehen konnte, vor ſich hinmurmelte. Jetzt war der Löwe ganz nahe, ich athmete kaum vor Erwartung, plötzlich machte der Löwe einen Sprung und wurde auf den Hauzähnen des Kunjar empfangen, welches ganz gerade auf den Hinterfüßen ſtand. Ich hörte die Hiebe, welche die auf die Erde rollenden Kämpfer ſich beibrachten, der Löwe brüllte entſetzlich, worauf von Ferne die heulenden Schakals antworteten und zuletzt ſah ich das Kunjar mit dem Rüſſel in den Eingeweihten des „falben Sultans" wühlen. Von Minute zu Minute ſchien es mir anzuſchwellen, Gott iſt groß! murmelte ich, und zitterte vor Angſt. Wer weiß, ob es nicht ein Djin (böſer Geiſt) iſt und mich hier auf dem Felſen einholt? Ich warf mich der Länge nach mit dem Angeſicht auf den Boden und rief: Es giebt keinen andern Gott, als Gott und Mohamed iſt ſein Prophet. Nach einer Weile ſah ich wieder hin, das Wildſchwein wühlte wieder im Sumpfe, plötzlich neues Geräuſch, die kurzhaarige Löwinn erſchien und betrachtete mit Grauſen den Leichnam ihres Löwen. Was? abermals Verrätherei? murmelte das Wildſchwein. Gott iſt groß! ſagte beiſeit die Löwin, der Ungläubige ſoll es mir theuer bezahlen! Was, ein Schwein, ein Nazarener, ſoll einen Löwen tödten? Sie drang vor, das Wildſchwein erwartete ſie mit den Zähnen knirſchend. Die Löwinn zog ſich gegen den Wald zurück und ich hörte ſie alſo reden: O Gott, barmherziger Schöpfer! welch ungeheures Wildſchwein, welch ein Ungläubiger! welch ein Geiſt von einem Schwein! — Möchte Gott deine Großmutter auf ewig braten! erwiederte das Wildſchwein. Bei dieſem Fluch

*) Der Araber legt den Thieren Gedanken und Sprache bei.

auf ihre Großmutter rief die Löwinn mit einer Stimme, welche die Felsen erschütterte: Es giebt keinen Sieger, als Gott! Das Wildschwein sträubte seine mit Blut gefärbten Borsten und stürzte mit gesenktem Kopfe auf die Löwinn, die seitwärts sprang und dem Todesstoß auswich. Eine Wolke verhüllte den Mond, aber ich hörte jeden Klauenhieb, jeden Zahnstoß. Dann wurde es still. Als es wieder hell ward, sah ich die Löwinn, die Tatzen nach vorn gestreckt, auf dem Körper des Kunjar nieder hocken. Ich nahm mein Gewehr, zielte nach dem Kopfe; es war ihr letzter Augenblick, und die Nacht, in der andere meine Arbeit gethan, verschaffte mir an den zwei prächtigen Löwenhäuten einen schönen Gewinn."

Also würzten wir unser Mahl, und auch ich mußte meine Jagdgeschichten zum Besten geben. Dann trennten wir uns von unsern Freunden und sahen bald weithin das schöne Küstenland von den Basaltsäulen des Cap Spartel bis zu der alten Stadt Arzilla sich ausdehnen. Schroff führt der Steig zum schmalen Küstenstreifen hinab, auf dem zur Zeit des Liali, wie die Araber die 40 kürzesten Tage des Jahres nennen, die Wasser und das Meerwild hausen. Zahlreiche Schaaren der schönen immer tanzenden Kraniche, die ihren geschmeidigen, anmuthigen Bewegungen den Namen „Numidische Jungfern" verdanken, und Flamingos mit feurigem Gefieder beleben dann die Ebene, welche der Fluß Kholi in einen See verwandelt, während er jetzt nur die Kniee unserer Thiere bespülte. Am Ende des Thales führte der Engpaß von Garbea uns auf eine rothsandige Hochebene, welche der Araberstamm der Uled Sebaita durchzieht. Weiterhin streckte sich eine weite fruchtbare Ebene, von dichten Stoppelfeldern bedeckt. Hier liefen bienenschwarmweise die schönen berberischen Rebhühner vor uns her und ich konnte mich nicht enthalten, eine Menge derselben zu schießen. Der Hadschi mit blutigem Säbel hinter mir, erwartete jeden Schuß, um sich auf die verwundeten Vögel zu stürzen und ihnen schnell den Hals abzuschneiden, bevor sie den letzten Athem ausgehaucht hatten, während er „bismillah" schrie und den Kopf des Wildes gen Mecca kehrte. Also gebietet es das Gesetz und der Prophet. Die Jagdlust hatte uns weit von

unſerer Richtung abgelockt, ein Schäfer rief uns mit der Höflichkeit ſeines Gleichen in jenen Gegenden aus weiter Ferne zu und zeigte uns den rechten Weg. Die Schäfer der Berberei und des Orients haben eine größere Verantwortlichkeit als die unſrigen. Monate lang irren ſie mit den Heerden durch die faſt öden Gegenden, um die beſten Weiden zu ſuchen, ihre Wachſamkeit haben ſie beſtändig Gelegenheit zu üben. Daher die Anhänglichkeit an jedes ihrer Thiere und dieſer zu ihnen, daher die Bilder und Gleichniſſe in morgenländiſchen Schriften, wie in der Bibel. Noch führt der Schäfer in der Berberei, wie David, eine Schleuder als Waffe und handhabt ſie gewandt gegen den Feind.

Gegen Abend kamen wir durch ein großes Dorf Ammar (d. h. cultivirt), deſſen halbnackte braune Jugend mit Hunden jeder Art vermiſcht uns lange Zeit mit wildem Geſchrei und Geheul verfolgte, und ſahen dann in der Ebene die zahlreichen Zelte des Scheik Hadſchi-Caſſem ſich ausbreiten. Wir ſchickten den Mallem voraus, unſere tiefſten Salems darzubringen und wurden von Seiten des Scheik durch ſeinen Saleb (Schwager) den Caid Alarby begrüßt. Hadſchi-Caſſem iſt Hakkem oder Statthalter eines über 10 Stunden großen Bezirkes unter den Befehlen des Paſchas der nördlichen Provinzen. Er war gerade unwohl, ließ uns aber einladen, unſere Zelte neben dem ſeinigen aufzuſchlagen, und ſchickte uns, als wir eingerichtet waren, die Mona (Gaſtgeſchenk), beſtehend aus einer gewaltigen Menge von Fleiſch und Früchten, zu. Keinem Gaſte, ſelbſt nicht dem elendeſten Judenhunde, wie Caid Alarby ſich ausdrückte, wird dieſe Mona verweigert. Ich machte mirs in meinem Zelte bequem, zog Schlafrock und Pantoffeln an, und ſetzte einen großen Frauenhut mit Gazeſchleier gegen die Musquitos auf. Dieſen Aufzug fanden die Araber nicht ſo lächerlich, als meinen gewöhnlichen, und die einzige Bemerkung über meine komiſche Kopfbedeckung machte ein junger Menſch, welcher nach einigem Nachdenken die Worte murmelte: Das wäre ein ſehr geſchicktes Werkzeug, um die Bienenſchwärme zu ſtehlen!

Die beweglichen Wohnungen der Araber beſtehen in braunen oder ſchwarzen Stoffen, welche aus Faſern der Latanenbäume,

Ziegen- und Kameelhaar dicht gewebt sind, und werden durch zwei spanische Rohre, die oben eine Querstange verbindet, gehalten. Sie sind selten über 7 bis 8 Fuß hoch, aber über 20 bis 30 Fuß lang, und gleichen noch jetzt in ihrer Form einem umgekehrten Schiffe, wie schon Sallust die Wohnungen der Numidier Jugurthas beschreibt. Im Winter werden die Seiten des Zeltes zu ebener Erde mit Pflöcken befestigt, im Sommer läßt man des Luftzuges wegen einen Zwischenraum von über einen Fuß hoch, den man mit einer leichten Hecke von dürren Brombeerstauden oder der prächtigen Distel (Onopordon macranthum) verstopft. Der Boden ist mit einer Schilfmatte, bei Reichen mit einem ziegenhärenen Teppich bedeckt. An einer Seite des Zeltes steht die uralte Handmühle und in der Nähe derselben sind die beiden Ziegel, zwischen welchen die dünnen Kuchen von Weizen-, Gersten-, Dura- oder Maismehl, sämmtlich frisch sehr wohlschmeckend, gebacken werden. Auf der andern Seite steht neben der Spindel der Webestuhl, beide von uralter Gestalt und wahrscheinlich denen zu Abrahams Zeiten ähnlich. Eine ungeheuer große Kiste von seltsamer Form mit grellbunten Arabesken bemalt, einige irdene Wasserkrüge, ein Sattel und eine lange Flinte sind der ganze Hausrath eines arabischen Zeltes, in dessen Hintergrunde die Hühnerbrut von sehr schöner Gattung auffitzt.

Die Weiber und Mädchen gehen hier offenen Antlitzes umher, doch können sie außer ihren schön geschlitzten brennend schwarzen Sperberaugen, durch lange seidenartige Augenwimpern gemildert, keine Schönheiten aufweisen. Sie umringten mich neugierig, und als ich einige Worte auf arabisch zu ihnen sprach, riefen alle freudig: Es ist arby! es ist arby (arabisch)! Tausend Fragen folgten, doch verstummten sie plötzlich im größten Schrecken, als ich meine Handschuh auszog. O, barmherziger Gott, schrieen Einige, schütze uns gegen die Djins, die bösen Geister!" Sie erwarteten nun ängstlich, ich würde einen andern Theil meiner Haut abziehen, und ließen sich nur schwer von der Beschaffenheit der Handschuh überzeugen. Caid Alarby hatte eine besondere Zuneigung zu mir, wenigstens zu meiner Liqueurflasche. Der Hakkem hat mir anbefohlen, sagte er spät

am Abend, ich ſolle Eure Wachen ſorgfältig inſpiciren, und wenn Ihr nicht wollt, daß ich bei dieſem Dienſte den Schnupfen bekomme, ſo gebt mir noch einmal von dieſer ausgezeichneten chriſtlichen Arznei. Seine Wachſamkeit begnügte ſich aber damit, zwiſchen den Pflöcken unſeres Zeltes, über die er hingeſtolpert war, die ganze Nacht zu ſchnarchen.

Früh am andern Morgen ſchlugen wir unſere Zelte ab und nahmen Abſchied vom Hakkem und dem heitern Caid Alarby, deſſen heftiges Kopfweh von der Strapaze und der Bangigkeit ſeiner Nachtwache, wie er ſagte, herrührte. Nach einigen Stunden traten wir in den Wald von Sahel. Die dichtſtehenden Stämme von Korkbäumen, Birken und Dattelbäumen ſtiegen um uns mit einer unendlichen Mannigfaltigkeit von Früchten und Laubwerk empor. Den untern Raum nahmen die Geniſten, Maſtixbäume, Tamariſken, Zwergpalmen und Myrten ein, und noch niedriger, einen Fuß vom Boden, breiteten ſich Blumenbeete von allen Schattirungen und Formen aus. Wir ritten im dichten Schatten mehrere Stunden lang auf einem engen Fußpfad; die dornigte Geniſte zerriß unſere Kleider, die Brombeerſtauden ſchlangen ſich um unſere Kniee, die langen Aeſte der Cactus verſperrten uns den Weg. Endlich kamen wir an ein Hüttendorf in einem wohlbewäſſerten Thale. Neugierig und voll Staunens ſammelte ſich um uns die Bevölkerung, die noch nie ſolche fremde Geſtalten geſehen hatte. Ein Knabe, beherzter als die übrigen, fragte den Hadſchi, was das für Weſen ſeien. Das ſind Djins, antwortete dieſer ernſthaft, böſe Geiſter, welche ich gefangen habe, und nach Laraſch führe. Der kleine Wilde lief heulend davon und verbarg ſich in ſeiner Hütte. Ueberall in dieſen Ländern hält man die Fremden für Zauberer oder im Bunde mit böſen Geiſtern und mehrmals war dieſer Glaube eine Rettung für die Männer, welche ſich unter die wilden Stämme gewagt hatten. So war einmal der unglückliche Davidſon*) gefangen, beraubt und mit den Leben bedroht. Er forderte das Volk auf, ihn in Ruhe zu laſſen, ſonſt würde er

*) Dieſer Engländer ward bei einem Verſuche, durch die Wüſte nach Timbuktu vorzudringen, von den Mauren ermordet.

seine Zauberkraft anwenden. Darauf riß er seine Perrücke ab und warf sie auf den Boden — er war nämlich kahlköpfig. „Da seht, sagte er, mein Haar! Eure Bärte werden ihm folgen!" Die Araber ließen erschrocken ihre Beute zurück und entflohen. — Weiterhin sahen wir eine Anzahl halbnackter, erbärmlich aussehender Leute mit der Rinde des Korkbaumes belastet durch den Wald kommen. Als wir in ihre Nähe kamen, grüßten sie mich mit dem alten gereimten Fluch: Ensara fi Senara; Lehud fi Sefud! (der Christ an den Feuerhaken! der Jude an den Spieß!) worauf unser gewaltiger Mallem seine Mähre in Gallopp setzte und die armen Teufel mit dem langen Riemen seines Zügels (welcher bei den Maroccanern die Peitsche vertritt) durchgepeitscht hätte, wenn ich ihn nicht davon abgehalten hätte. Doch machte er seinen Zorn durch eine Menge von Schmähworten Luft. — Beim Austritt aus dem Walde von Sahel erschlossen sich unserm Blicke die lieblichen Gefilde um den Silberfluß Lukos, dessen Krümmungen wie eine Schlange mit glänzenden Schuppen schimmerten und in den Thaleinschnitten verschwanden.

Nach einer Stunde stiegen wir gegen die Bucht Larasch hinab, wo dem Arsenal gegenüber das kaiserliche Geschwader liegt, ein paar armselige kleine Schiffe, untauglich, in die See zu gehen. Ein ekelhafter Heiliger mit langem Barte und fast nackt, trat uns hier entgegen. Unsere Araber stiegen vom Pferde und küßten ihm demüthig die Hand; ich warf dem Wilden ein Geldstück zu, um ihn los zu werden. Doch er kam gravitätisch mit großen Schritten auf mich zu und spie mir, als Zeichen seines besondern Wohlwollens, in die Augen. „O glückseliger Nazarener", rief unser Mallem, „Du bist für immer gesegnet! Sidi Momoh, der Begeisterte hat auf Dich gespieen! Was Gott gegeben hat, soll kein Mensch verwischen!" und wohl oder übel, ich mußte mein Schnupftuch wieder einstecken und das nasse Zeichen der Zärtlichkeit Sidi Momohs in der Luft trocknen lassen, um den Heiligen nicht zu beleidigen. Alle Wahnsinnige, Blödsinnige und Cretinen sind den Mauren heilig; sie behaupten, Gott halte dort oben die Vernunft dieser Armen gefangen und lasse sie blos in dem Augenblicke frei, wo sie

einige Worte sprechen. Ihre Worte sollen daher als eine fortwährende Offenbarung ehrfurchtsvoll aufgenommen werden.

Eine Fähre führte uns über den Lukos, in dessen Mündung englische, französische und spanische Handelsschiffe lagen um ihre Ladungen von Wolle, Häuten, Rinden, Bohnen und verschiedenen Getreidearten einzunehmen. Wir ritten durch die Thore von Larasch, verfolgt von einem unverschämten Pöbel, welcher uns Kaffirs mit Verwünschungen wie „möge Dein Großvater verbrennen" u. s. w., verfolgte. Im „Palacio" des englischen Consuls, eines Juden, fanden wir unser Unterkommen und erhielten vom Pascha, dem ich in einem Schreiben meine unendlichen Selams entboten hatte, die Zusicherung einer Audienz auf den folgenden Tag. Vor der Neige des Tages machten wir einen Gang auf den Marktplatz, eine breite schöne Straße, umgeben von einem Säulengang und den Ruinen einer portugiesischen Kirche. Die Hauptmoschee ist ein schönes Gebäude mit einem schlanken Minaret, doch sahen wir uns vor, nicht zu neugierig in die offenen Thüren zu schauen. Denn Christen und Juden ist in Marocco der Eintritt in die Moscheen und heiligen Orte bei Todesstrafe verboten. Ein komischer Fall dieser Art fand vor einigen Jahren in Tanger statt. Die Uhr der „Jammah Kebir", der Hauptmoschee, war nämlich in Unordnung gerathen, und keiner der wahren Gläubigen verstand es, sie wieder herzustellen. Vergebens waren unzählige Beschwörungen der Schriftgelehrten und Imams, den bösen Geist oder Djin auszutreiben, die Uhr blieb stumm. Da war nun in Tanger zwar ein geschickter Uhrmacher, aber es war ein verfluchter Nazarener, der das Gotteshaus nicht verunreinigen durfte. Diese Schwierigkeit veranlaßte den Kadi, alle Behörden und Ulemas zu versammeln und Rath zu halten. Es wurde beschlossen, der Theil des Pflasters, welchen der Kaffir betreten würde, sollte entfernt und die Mauern, welche sein Schatten beflecken könnte, sollten geweißt werden. Man ließ nun den Christen kommen und erklärte ihm, was man von ihm wolle; dabei wurde ihm scharf anbefohlen, Strümpfe und Schuhe auszuziehen, bevor er die heilige Jammah betrete. Doch hier fand man unverhofften Widerstand, der wackere Uhrmacher

erklärte, er habe in der Kapelle der unbefleckten Jungfrau noch nie die Schuhe ausgezogen, und wolle solches auch nicht zu Ehren ihres Propheten thun. Neue Schwierigkeiten, neue Berathungen. Endlich trat ein alter Muezzin mit langem weißen Barte auf und nahm das Wort: Verlangt ihr von dem Esel, welcher zum Ausbessern der Moschee Sand und Steine herbeiträgt, er solle seine Hufe ausziehen? — Gewiß nicht! — Glaubt Ihr nun, daß der Esel unsern Glauben theilt, daß nur ein Gott ist und Mohamed sein Prophet? — Nein, in der That! — Folglich kann der Christ seine Schuhe ebenso gut, wie der Esel anbehalten und in derselben Eigenschaft eintreten. — Allah ist groß! jubelten die frommen Herren und waren nun aus aller Noth. Der Uhrmacher behielt die Schuhe an und die Uhr ward reparirt.

Während wir auf dem Platz herumschlenderten, begegneten wir einer Gesellschaft Eisowies oder Schlangenbezauberern, Amazirgen aus der Provinz Sus. Sie waren bereit, uns ihre Künste zu zeigen und richteten zuerst ein Gebet an ihren Patron Sidna Eiser, welchen man nicht mit Sidna Aïssa, „der Herr Jesus", verwechseln darf. Letzteren nennen die Mohamedaner auch Roh Allah, Hauch Gottes, und verehren ihn wie Moses, geben aber Mohamed den Vorzug. Der Oberzauberer tanzte zur Musik der anderen und zog während dessen eine Buska, (eine giftige Schlange der Wüste) aus seinem Binsenkorbe heraus, dann noch zwei andere Giftschlangen El Effah, ließ sie tanzen und sich dann von ihnen beißen, bis das Blut herausfloß. Später verzehrte er noch einen Bu-menakh (Vater der Geschwulst) und ließ sich von Nattern beißen. Ein Huhn, welches er von eines dieser Thiere beißen ließ, starb vor unsern Augen nach einer Minute. Die Eisowie bilden eine Art Brüderschaft, berauschen sich zuweilen mit Haschisch (Hanf) und laufen dann in ihrer Raserei durch die Straßen, Juden und Christen nicht selten tödtlich verwundend.

Am andern Tage begaben wir uns zur festgesetzten Stunde nach der Casbah, worin sich das Dar-al-Kebir (das große Haus), die Residenz des Gouverneurs befindet. Der Pascha empfing uns in der Mechna (Rathssaal) herzlich, drückte uns der Reihe

nach die Hände und legte die ſeinige aufs Herz als Zeichen ſeiner aufrichtigen Zuneigung. Er ſaß auf einem koſtbaren Teppich, umringt von goldgeſtickten dicken Sammetkiſſen, eine Menge theils offener, theils geſiegelter Briefe lag vor ihm. Er zeigte ſich gegen mich ſehr gefällig und verſprach mir allen Schutz angedeihen zu laſſen, gab mir auch einen Caid (Anführer von 100 Mann) von ſeinem Gefolge zur Bedeckung mit. Als wir Abſchied nahmen, erklärte uns Abd-Selam, daß er ſich ſeit mehreren Tagen nicht wohl befinde, und verlangte von mir beharrlich, ihm etwas zu verordnen, denn die Maroccaner halten jeden Nazarener für einen Arzt. Ich mußte verſprechen, ihm einen Trank zu ſchicken und wir trennten uns als die beſten Freunde.

Tags darauf verließen wir Larasch und ritten durch den Wald von Sahel in nordöſtlicher Richtung, begleitet vom Caid des Paſcha. Als wir am Nachmittag den Wald hinter uns hatten, kamen wir durch weite Felder mit Durrahirſe und aus einem nahen Dorfe ſtrömten zahlreich die Einwohner, um den Enſara (den Chriſten) zu ſehen. „Gott ſei gelobt", ſprach der Caid, „vergangenes Jahr waren die Ausſichten für die Ernte ſo ſchlecht, daß, wenn mein Gebieter den Juden — Gott demüthige ihre Race — nicht befohlen hätte, um Regen zu bitten, ich nicht weiß, was aus den armen Geſchöpfen Gottes geworden wäre. Zwanzig Tage und zwanzig Nächte ſchon ſchwebten die Gebete der Gläubigen ohne Unterlaß zum Himmel, aber der Herr hatte an dieſen göttlichen Harmonieen zu großen Gefallen, als daß er ihnen durch Gewährung unſerer Bitten ein Ende machen wollte, während er, um ſich nicht lange von dem mißtönenden Geheul der Juden und der Ungläubigen betäuben zu laſſen, ſie auf der Stelle erhörte."

Eine Stunde hinter dem Dorfe befanden wir uns auf dem Marktplatze von Reyſana, welchen ein prächtiger Palmbaum von ungeheurer Größe beſchattet. Hier ſtrömt an gewiſſen Jahrestagen eine außerordentliche Menge zuſammen, um Waaren und Thiere auszutauſchen. Ein ſonderbarer Markt findet im Bezirk von Benim-Suar im Gebirge ſtatt. Frauen und Mädchen, welche zu heirathen wünſchen, ſetzen ſich hier im

ſchönſten Staate, ein von ihnen ſelbſt gewebtes Stück Leinewand haltend, ohne Schleier auf den Platz. Die Käufer, jung und alt, ſpazieren vor den Damen und muſtern ihre Blicke und Haltung. Gefällt die Frau dem Käufer, ſo fragt dieſer nach dem Preiſe der Leinewand, und dieſer wird hoch oder niedrig angegeben, je nachdem der Käufer ſeinerſeits der Dame gefällt. Sind beide Parteien einig, ſo gehen ſie zu den harrenden Eltern und darauf zu den Behörden, wo der Heirathscontrakt ſofort geſchloſſen wird.

Mit Sonnenuntergang ſchlugen wir unſere Zelte neben denen des Stammes Ibdor an dem Orte Ain el Khador, der grüne Brunnen genannt, auf. Der Scheik lud uns zum Abendeſſen ein. Wir fanden ihn in ſeinem Zelt auf einem Polſter mit Luchspelz überzogen. Dieſer Pelz ſoll die ausgezeichnete Eigenſchaft beſitzen, daß ſich nie ein Floh in ihn ſetzt. „Seid willkommen!“ ſagte der Scheik, und als wir uns auf die bereit gelegten ſchönen Hammelfelle geſetzt hatten, fuhr er fort: „Sind Eure Kiſſen weich? habt Ihr Alles, was Ihr braucht? Seid Ihr zufrieden?“ Als Antwort überſchüttete ich den Hauswirth, ſeine Familie, ſeinen Stamm und beſonders ſeinen Urgroßvater mit Segnungen. Ein hübſcher mauriſcher Tiſch, $^1/_2$ Fuß hoch und 2 Fuß im Durchmeſſer wurde nun vor uns geſtellt, und mit einer großen Schüſſel gepfefferter Nudelſuppe belaſtet. Dann kam Ochſenfleiſch mit Melonenſchnitten, endlich die gewöhnliche Pyramide von Kuskuſſu. Nicht ein Wort wurde während des Mahles geſprochen außer einigen inbrünſtigen Ergießungen, als: Bis millah (im Namen Gottes), Al hamdu billah (Gott ſei Dank), Saffie Allah! (Gott erbarme ſich unſer!) Ich mußte zuletzt alle Angriffe auf den Kuskuſſuberg aufgeben zu großer Ueberraſchung des Scheiks, welcher in Geſellſchaft des Caids ihn immerfort nachdrücklich beſtürmte. Endlich nach Abnahme der Platte brach der Scheik das Stillſchweigen: „Wahrhaftig, Chriſten, Ihr ſeid ſchlecht bewirthet worden! Euch Ungläubigen ſollte man nur mit Schweinefleiſch aufwarten! Ohne Schweinefleiſch könnt Ihr nicht leben! Man verſichert mich auch, daß Ihr Eure Bachen zu melken pfleget. — Es iſt in der That wunbar, wie ſich Geſchöpfe Gottes ſo weit verirren können!“

Geſegnet ſeien alle Haare Eures Bartes! rief ich, aber erlaubt mir einige Worte über das Schweinefleiſch. „Da ſei Gott vor! erwiederte der Araber, es iſt ſchon eine Sünde, nur daran zu denken.“

Eine Sünde! Aber ſagt mir doch, gläubiger Diener des Propheten, wer hat das Schwein erſchaffen?

„Gott der Herr“, erwiederte der Scheik.

Gott hat alſo, nach Eurer Meinung die Sünde erſchaffen?

Der alte Scheik beſann ſich und ſprach zum Mallem:

„Wahrhaftig, Euer junger Nazarener hat mich in ſeiner Schlinge gefangen.“ Er ſtützte ſich nun auf Mohameds Gebot und ich ſetzte ihm die Gründe deſſelben auseinander und warum daſſelbe für Bewohner kälterer Länder nicht gegeben ſei. Zuletzt verſank er in Nachdenken und ſprach nach einem tiefen Seufzer: „Ich habe wohl ſagen gehört, daß unſer Prophet — ſein Name ſei geſegnet! — blos einen Theil vom Schwein verboten hat, aber er vergaß unglücklicherweiſe zu ſagen, welchen. Möge der Herr ſich unſer erbarmen!“ —

Wir kamen durch mehrere Stämme, welche wegen ihrer vorzüglichen Pferdezucht berühmt waren, aber ich ſah nirgends ein ganz ausgezeichnetes Pferd. Die Despotie des Sultans, welche keine Sicherheit des Erwerbes geſtattet, hat auch die Zucht und Pflege der Pferde vernachläſſigen laſſen, und nur tief im Innern, nach der Wüſte zu, wo die ſchwärmenden Araberhorden die Herrſchaft des Sultans nicht anerkennen, findet man das Berberroß in ſeiner edelſten Geſtalt wieder. Wo im Norden ein ſchönes Pferd bemerkt wird, nimmt es der Sultan ohne Schadenerſatz weg und ſtraft jeden Widerſtand mit der unerbittlichſten Härte. Auf gleiche Weiſe werden Leute, bei welchen man Reichthümer vermuthet, auf die ſchauderhafteſte Weiſe gemartert, bis ſie ihren Schatz in die Hände des Kaiſers liefern. So kommt es, daß dieſes Land, eines der geſegnetſten des Erdbodens, in Allem, was Kultur, Handel und Induſtrie betrifft, ſo tief danieder liegt. Jeder arbeitet nur zu des Lebens Nothdurft und bei der fehlenden Gerechtigkeit iſt Jeder ſein eigener Schützer und Rächer. Die Provinz El Guerb, ehedem als Algarbien unter Portugals Herrſchaft, bewahrt aus früher

Zeit noch etwas Sinn für Ordnung, aber nordöstlich davon an der Küste von Tetuan bis zur algierischen Grenze wohnt das wilde Volk der Rifier, deren einziges Gesetz ihr Gewehr ist. Wir trafen unterwegs einen Wanderer, ausgezeichnet durch schönes männliches Aussehen und großen Wuchs, den unser Hadschi als einen Bewohner der Provinz Rif erkannte, welcher vor Kurzem in Folge einer Blutrache das Land verlassen mußte. Ich reichte ihm etwas Brod und Obst und er erzählte mir bereitwillig seine Geschichte. Als er noch ein Knabe war, wurde sein Bruder von zwei Nebenbuhlern ermordet. Er wuchs heran, von seiner Mutter täglich zur Rache angespornt. Endlich hatte er Gelegenheit, den einen seiner Feinde auf offenem Markte zu erschießen. Das Volk legte ihm kein Hinderniß zur Flucht in den Weg, da man seine Geschichte kannte, und seine Rache ganz natürlich fand. Den zweiten Bruder erschoß er rücklings beim Begegnen auf dem Wege und eilte dann in das Heiligthum von Muley Abd' Selam, bis er nach einiger Zeit sich nach Tanger aufzumachen wagte. Nur einmal hatte hier ein von der Familie durch Geld gedungener Mörder es gewagt, ihn anzugreifen, doch war er ihm zuvor gekommen. „Seither", endete er seine Geschichte, „habe ich im Frieden gelebt und besitze jetzt, Gott sei Dank! mehr als ein tapferes Herz, mehr als eine kräftige Hand unter meinem Dache, um meine Sache zu vertheidigen und mich zu rächen, wenn ich falle!"

Das Zawiat oder Heiligthum von Muley Abd' Selam liegt auf dem rauhen Gebirge Beni Hassem, dessen schneegekrönte Spitzen man von der Meerenge Gibraltars aus die niedere Bergkette, welche die Stadt Tetuan umgiebt, beherrschen sieht. Hierhin pilgern in den ersten Frühlingstagen ganze Kaffila's (Karavanen) von Männern, Weibern und Kindern in feierlicher Prozession mit fliegenden Fahnen, während die Mißtöne der Ghaita und Tebel (Pfeife und Trommel) eine höllische Musik machen. Auf dem Berge sind mehrere Proben der Würdigkeit. Ein Stein, der Stein des Sprunges genannt, nur wenige Zoll hoch und leicht zu überschreiten, muß von den Gläubigen übersprungen werden, wenn sie als Gesegnete Gottes angesehen werden wollen. Doch von mehreren hundert Pilgern, die mein

Hadſchi den Sprung wagen ſah, kam nur ein halb Dutzend davon, ohne den Stein mit dem Fuße zu berühren oder darauf hinzufallen. Die große Mehrzahl wagt den Sprung gar nicht. Eben ſo befindet ſich dort eine Felsſpalte, welche dem Gottloſen, und ſei er noch ſo mager, den Durchgang nicht geſtattet, dem Freunde Gottes aber und ſei er der Fetten Geſegnetſter, kein Hinderniß in den Weg legt. Die lebhafte Phantaſie und der unverwüſtliche Glaube des Moslem erträgt auch die größten Aufſchneidereien. Das Allerheiligſte iſt die in Stein gehauene Figur eines Mannes und einer Frau im Hintergrund einer Höhle, in welche man die Andächtigen nur hinein ſehen läßt und ihnen vorſpiegelt, dies ſeien verſteinerte Perſonen, die durch die Macht des Heiligen in dieſem Zuſtande erhalten würden. Gott iſt groß! ſagt der andächtige Zuſchauer, und hat er die Prüfungen glücklich überſtanden, ſo geht er als halber Heiliger in ſeine Heimath zurück.

Wir kamen nun in die Gegend von Tanger zurück und der Hadſchi jubelte ein lautes Allah! als wir zum Sammelplatze unſerer früheren Jagden kamen, wo wir ſo oft „das Wohlgenährte" (Schwein) erlegt und die Schlauheit Taleb Yuſſufs überliſtet und ſelbſt an den falben Sultan uns gewagt hatten. Die Mauren und Araber dieſer Gegend ſind eifrige Schützen und ſind ihres Zieles ziemlich gewiß. Mit ihren alten, zum Theil noch vom berühmten portugieſiſchen Waffenſchmied Joao herrührenden Flinten ſtellen ſie oft Wettſchießen an und ſchießen nach dem Ei, welches ein Sclave zwiſchen den Knöcheln ſeines Fußes hält. Es kommt dann wohl vor, daß nicht das Eigelb die Füße benetzt, ſondern das rothe Blut des Unglücklichen den Boden färbt, doch iſt es nur ein Sclave und — Allah iſt groß!

Wir erreichten Tanger um die Aſr' (Stunde des Abendgebetes). Es war Markttag, das große Suk mit Dorfbewohnern und mit Arabern aus der Ebene und ihren Kameelen gefüllt. Als wir durch die Menge nach unſeren Wohnungen uns begaben, wurden wir mit herzlichem Jubel von mehreren Freunden begrüßt: „Haudulillah Salamah!" (Wir danken Gott, Euch geſund und unverſehrt wieder zu ſehen!)

## Zweites Kapitel.

Nachdem wir „dem Sohne des Engländers" auf der kleinen Reise durch die Provinz El Guerb gefolgt sind und mit den Sitten und Ansichten der Araber und Mauren, deren Bekanntschaft wir schon in Algier und Tunis gemacht hatten, näher vertraut wurden, können wir etwas eilendern Schrittes die übrigen Städte und Länder des Mogrib oder äußersten Westens, wie die Orientalen den Maroccanischen Staat nennen, durchwandern. Als Führer dienen uns Don Badia, ein Spanier, welcher als Muhamedanischer Prinz unter dem Namen Ali Bey el Abassi Marocco durchreiste und vom Sultan wie vom Volke mit großen Ehren aufgenommen wurde, bis seine europäischen*) Hühneraugen in einem Bade die Verkleidung verriethen; ferner Capitain Beauclerk, welcher im Jahre 1826 den Doctor Brown zum kranken Sultan begleitete, und der englische Reisende Sir Arthur Brocke, dessen Reise in das folgende Jahr 1827 fällt.

Um von Tanger nach Mequinez zu gelangen, verfolgt man den von den Kameelen der Karavanen ausgetretenen Pfad nach Süden in der Nähe der Küste des atlantischen Oceans. Man gelangt über die Ebene Reysana und über die Gefilde, wo König Sebastian von Portugal 1578 seinen später bezweifelten Tod fand, während die Mauren ihren Sieg nur durch den Tod zweier Könige erkauften. Rechts am Meeresufer ragen die Ruinen der Casbah von Arzila, welche die Kanonen der österreichischen Flotte 1829 zerstörten. Nachdem man den Sahel-Wald durchschnitten hat, betritt man die blumenreichen Ufer des Lukos und sieht jenseits desselben zwischen mehreren Hügeln die Stadt Alkassar. Zahlreiche Thürme nnd herrliche Palmgruppen neben den Moscheen schmücken die Stadt, deren schräge Ziegeldächer an Spanien erinnern, während die engen schmutzigen Gassen und die fensterlosen kahlen Mauern den üblen Eindruck der maurischen Städte wieder hervorrufen. Die Juden wohnen hier abgesondert in

*) Da die Mohamedaner nur Pantoffeln tragen, leiden sie nie an diesem Uebel, das unsere Schuster zu verantworten haben.

einem Stadttheil und dürfen Nachts bei Todesſtrafe ihre geſperrten Grenzen nicht überſchreiten. Duldſamer iſt gegen ſie Tanger, wo Juden und Mohamedaner durch einander wohnen. Auch ſcheint die geringere Bedrückung hier vortheilhaft auf ihre körperliche Entwickelung eingewirkt zu haben, da keine Stadt in Marocco eine ſolche Fülle von Schönheiten unter den Jüdinnen aufzuweiſen hat, wie Tanger. Sie überſtrahlen in der zarten Miſchung von Roth und Weiß die dunkelfarbige, durch Negerblut vielfach verunreinigte Race der Maurinnen bei weitem. Jenſeits des Lukos dehnt ſich bis zu den wildzerriſſenen Ufern des Sebu eine große Ebene aus, auf der hie und da die braunen Zelte der Araber neben elenden Lehmhütten ausgeſpannt ſind. Der Sebu iſt der mächtigſte Strom an dieſer Küſte und wälzt ſeine reißenden Waſſer von den Hochgebirgen des Atlas durch die ganze Provinz Fez bis Marmora ins atlantiſche Meer. Seine Ufer ſind aber von großem Reiz in dieſer kahlen einförmigen Ebene, ſie ſind mit Gebüſchen und blühenden Sträuchern reich geſchmückt und tragen ſtellenweiſe ſchönen Raſen. Hat man den Sebu überſchritten, ſo wird die Gegend bevölkerter und zu den zahlreichen Zeltdörfern der Ebene geſellen ſich die feſten Anſiedelungen der Berber in den Abhängen des Gebirges. Jetzt ſtarren von allen Seiten ſchroffe Höhen empor, wo nur hie und da eine Fächerpalme ein Bild des Lebens darbietet, während zwiſchen den kahlen Felswänden die Sonne doppelte Gluth verbreitet. Endlich eröffnet ſich ein grünes Thal, von einem mit Oleander reichbekränzten Bach durchſtrömt, in deſſen Hintergrunde auf zwei Hügeln die weißen Häuſer von Sarhoun blinken, überragt vom Felſenberge gleichen Namens. Doch der Fuß des Chriſten darf die heilige Stadt nicht verunreinigen, in der Muley Dris (oder Edris), der Erbauer von Fez, den Schlummer des Friedens ſchläft. Auf einem Hügel nördlich von Sarhoun liegen die Ruinen einer römiſchen Stadt, die eine bedeutende Ausdehnung gehabt haben muß. Ueberſchreitet man neben der Stadt die Abhänge des Dſchebel Sarhoun, ſo gelangt man auf eine Höhe, von der man plötzlich einen überraſchenden Anblick genießt. Eine weite Ebene, in blauer Ferne von den Kuppen und Hörnern des

Atlas begrenzt, öffnet sich vor den Füßen des Reisenden. Mehrere Flüßchen, von grünem Busch eingefaßt, ziehen ein Netz über die leicht gewellte Ebene, Olivenwäldchen wechseln ab mit Palmgruppen und Fruchtfeldern, und reich zerstreut liegen braune Zelte und weiße Marabuts so wie freundliche Landhäuser um die Stadt Mequinez herum, welche wie eine Königin in der Mitte dieser lachenden Gefilde auf einem ausgedehnten Plateau ihren Thron aufgeschlagen hat. Hier residirt der Sultan den größten Theil des Jahres in der Casbah, deren hohe, fast $^2/_3$ deutsche Meilen lange Mauer viele Höfe mit Gebäuden im schönsten maurischen Styl und duftende Gärten umschließt. Hier fehlen nicht die großen Marmorsäle mit dem Bassin in der Mitte, aus welchem der crystallhelle Wasserstrahl sich bis zur Decke erhebt, und deren farbige mit Elfenbein und Perlmutter ausgelegten Arabesken von schlanken, künstlich geschnittenen Säulen getragen werden, nicht die Wälder von süß duftenden Orangen, Gebüsche der heiligen Rose, Lauben von Jasmin und Gaisblatt und die tiefen Schatten der Cypressen und Pinien, zwischen denen die vergoldeten Dächer zierlicher Pavillons, von reichem Blumenflor umgeben, hervorblicken und stolze Palmen ihre langblätterigen Kronen wiegen. In diesen Gärten ergehen sich im glänzenden Elend die Frauen und Odalisken des Herrschers, während ihre Wächter, die verstümmelten Sclaven, alle Pforten bewachen. Gleich diesen lebendigen Schätzen verwahrt die Casbah in einem überaus festen Gebäude mit starken Eisenthoren den todten Schatz des Sultans, der bei der bekannten Habsucht Muley Abderrhamans in den 30 Jahren seiner Regierung zu einer ungeheuren Summe angewachsen sein mag. Denn Maroccos Herrscher, so viel sie auch durch Steuern, Monopole, Tribute und Geschenke erwerben und von Unterthanen, welche im Rufe des Reichthums stehen, auf die willkürlichste und grausamste Weise erpressen, haben fast gar keine Ausgaben, indem sie allein ihren Hofstaat und ihre Leibwache unterhalten. Alle übrigen Beamten müssen für sich selbst sorgen. Die Casbah von Mequinez ist von dem kräftigsten und grausamsten Sultan von Marocco, Muley Ismael, erbaut, welcher nach einer 45jährigen Regierung voll Blut und Mord 1727

als 81jähriger Greis eines natürlichen Todes ſtarb. Er hinterließ allein 800 Söhne und mit ihnen eine reiche Saat zu Kämpfen um die Thronfolge, befeſtigte aber die Macht des Regierenden gegen die Unterthanen durch eine Prätorianergarde von 10,000 Bockhari-Negern. Der jetzige Sultan, Muley Abderrhaman, war als Prinz Director der Hafenzölle, und ſchon damals durch Geiz und Habſucht berüchtigt. Er hat von ſeiner Mutter, einer Negerin aus der Wüſte, die gelbbraune Geſichtsfarbe eines Mulatten und ſchielt etwas mit den Augen, iſt aber groß und ſtark, trägt einen reichen, wohlgepflegten, ſchwarzen Bart und zeichnet ſich durch eine wohllautende Sprache und edle Haltung zu Pferde aus. Mit den früheren Herrſchern verglichen iſt er milde, denn ihn verlangt nicht ſo ſehr nach dem Blute ſeiner Unterthanen, als nach deren Schätzen. Er hat den Thron 1822 beſtiegen und iſt jetzt ungefähr 60 Jahr alt.

Die von gelblichem Sandſtein erbauten Häuſer von Mequinez, von Gärten vielfach durchſetzt und ganz von ihnen umgeben, nehmen einen bedeutenden Raum ein und ſind von dreifacher Mauer umgeben, deren äußerſte jedoch weder Menſchen noch Thieren ein Hinderniß abgiebt. Die Stadt hat etwa 50,000 Einwohner, zahlreiche Moſcheen und einen durch mehrere Gaſſen hindurch überdeckten Bazar (Alkaſſería), wo ein bedeutender Detailhandel betrieben wird. Auf dem äußeren Marktplatz vor den Thoren unterhandeln die Großhändler mit den Karavanen. Eines beſonderen Rufes erfreut ſich der Ort in Bezug auf die Schönheit ſeiner weiblichen Bewohnerinnen. Die Umgebung iſt reizend und maleriſch; die Berge von Sarhoun, auf der andern Seite die Felſenſpitzen des Atlas geben überall die ſchönſten Punkte für die Fernſicht, und ringsum machen die zahlreichen Quellen und Waſſerleitungen, ſo wie der kleine Fluß Misley, der ſich in zahlloſen Windungen durch einen ſchattenreichen Park von Orangen-, Granat- und Erdbeerbäumen ſchlängelt, die Lage der Stadt zu einer der ſchönſten in Marocco. Oeſtlich von Mequinez liegt in einem Thale des Sebu, von Bergen umkränzt, die Hauptſtadt des nördlichen Marocco, das heilige Fez (Fes). Am Ende des 8ten Jahrhunderts von Edris gegründet, hatte ſie ſich im 12ten Jahrhundert zu einer

solchen Größe emporgeschwungen, daß nicht weniger als 500 Moscheen die Gläubigen zum Gebet versammelten. Sie war der Sitz arabischer Gelehrsamkeit, zu ihrer berühmten Hochschule pilgerten aus drei Welttheilen die wißbegierigen Schüler des Islam, und kämpften in poetischen Wettkämpfen um den Preis des Sieges, ein schönes Pferd und eine schöne Sclavin. Handel und Industrie belebten eine ungeheure Menschenmenge. Jetzt hat sie noch gegen 100,000 Einwohner, welche vorzüglich die Bearbeitung des Leders und Teppichwirkerei betreiben, auch ansehnlichen Karavanenhandel mit dem Innern des Landes unterhalten. Doch die Pracht der Moscheen und der Paläste ist größtentheils verfallen, die Schulen wiederholen nur die Weisheit früherer Zeiten aus alten dürftigen Lehrbüchern und lehren fast nur Sternkunde und Sterndeuterei. An der Spitze der Universität steht der Mufti, dessen Gewalt sich nicht allein in theologischen Angelegenheiten, sondern auch in Sachen der Rechtspflege über das ganze Reich erstreckt. Academische Grade sind noch jetzt die Würde eines Taleb (Licentiat, Schreiber), Fkih (Doctor) und eines Alem (Gelehrten). Die Häuser sind meist zweistöckig und fester gebaut als in den andern mauriſchen Städten, die Straßen sind gepflastert, aber eng. Der kleine Fluß Fez theilt die Stadt in Alt- und Neu-Fez, in letzterem wohnen in abgesperrter Vorstadt die Juden, welche nur barfuß die Stadt betreten dürfen. Von den Moscheen zeigt die Hauptmoschee El Karubi in ihren 300 Marmorsäulen noch die Reste früheren Glanzes, die Moschee des heiligen Edris hat einen hohen Thurm und ist eine unverletzbare Freistatt für Verbrecher. Eine Pflegehaus für Wahnsinnige und Kranke dient zugleich als Spital für kranke Störche. Der Sultan hält im Frühjahr und Sommer seine Residenz in Fez und feiert hier den Ramadan und das Osterfest mit großer Pracht. Der Ramadan oder Fastenmonat verpflichtet den gläubigen Moslem, bei Tage weder Speise noch Trank zu sich zu nehmen. Die Nacht wird daher zum Tag gemacht und lärmend durchschwelgt. Zur Erinnerung an den anbrechenden Morgen, gehen Leute mit Knitteln durch die Straßen und schlagen an die Pforten, damit ein jeder noch vor Sonnenaufgang sich für den Tag sättigen könne. In der

letzten Nacht der Fasten wird in allen Moscheen der ganze Koran laut vorgelesen, wobei sich die Vorleser ablösen. Alle Häuser sind dann erleuchtet und die Menge wogt durch die Straßen und die Moscheen. Nicht selten geschieht es, daß während des Ramadan gewissenhafte Strenggläubige durch wirkliches Fasten und ewiges Lesen im Koran wahnsinnig werden. Dem Ramadan folgt das Osterfest, welches vor der Stadt im Freien eine ungeheure Menschenmenge zum Gottesdienst versammelt. So oft der Imam (Geistliche) und der Mudden (Küster) ausrufen: Allahu akbar, wird dieses von allen Geistlichen und Küstern, die unter dem Volk vertheilt sind, wiederholt, und die 2 bis 300,000 Menschen, der Sultan unter ihnen, knieen unter dem großen Dom des Himmel andächtig nieder. Nach dem Gottesdienst mustert der Sultan die verschiedenen Kriegerschaaren aus den Provinzen, und drei Tage hindurch tummeln sich diese Schaaren vor der Stadt und vergnügen sich an Wettrennen und dem Lab-el-Barod oder Pulverspiel. Wollen sie Jemandem eine Aufmerksamkeit beweisen, so schießen sie im Vorbeijagen die Flinte dicht vor dessen Angesicht oder zwischen den Beinen seines Rosses ab, und nicht selten werden Bart oder Kleider versengt.

Der Weg von Fez nach Marocco, der Hauptstadt des eigentlichen Marocco und der Winterresidenz des Sultans führt zuerst nach Westen dem Meere zu. Man passirt einige Salzseen, viele elende Zeltdörfer und tritt am dritten Tage durch einen dichten Wald von Mastixbäumen, Steineichen und wilden Mandelbäumen in eine fruchtbare Gegend, welche sich bis zur Meeresküste hinzieht. Aber es fehlt die betriebsame Hand des Ackerbaues und die geordnete Regierung, welche die Frucht dem Fleiße sichert; über diese Fluren, deren Reichthum zahlreiche Flotten für eine einträgliche Ausfuhr befrachten könnte, sah Beauclerk die bleichenden Gebeine einer Menge von Unglücklichen zerstreut, welche dem Hunger erlegen waren! Am Meere liegen die Städte Salée und Rabat, durch den Fluß Elmynz getrennt, auf dem von hüben und drüben reges Leben sich zeigt. Früher waren diese Städte der altspanischen Mauren gewaltige Raubnester und Spanien mußte an seinen Küsten

oft für die Grausamkeit büßen, mit welcher seine Könige die betriebsamen und ruhigen Andersgläubigen vertrieben hatten. Jetzt sind fast keine Seeschiffe mehr vorhanden, hier wie an der ganzen Küste des Oceans ist mit der Kraft des Reiches auch die Schifffahrt gebrochen, nur der Hafen von Mogador zeigt noch einiges überseeisches Leben. Salée und Rabat haben in den rothen Ziegeldächern und in ihrer spanischen Sprache die Erinnerung an ihr theures Granada erhalten, einzelne Familien sollen noch die Hausschlüssel ihrer spanischen Häuser bewahren.

Die Reise geht nun südlich neben dem Meere, öde Ebenen, von stachligtem Ginster bewachsen, wechseln mit kahlen Sandstrecken und steinigtem Felsboden ab, hie und da zeigen sich bebaute Felder, wo die kleeartige Henna *) gewonnen wird. Weiterhin führt die Straße durch die Festung Monseria, auf deren verfallenen Mauern Störche nisten statt der Schildwachen, während der durchziehende Araber die schlechten Häuser verschmäht und auf den Plätzen und in den Straßen seine Zelte aufschlägt, dann durch das arme Dar el Beda, in Sand vergraben, und durch Azamor, die portugisische Colonie, deren arme amazirghischen Bewohner sich mit dem dicken trüben Wasser des reißenden Morbeaflusses behelfen müssen. Ihr einziger Nahrungszweig ist der Fischfang, denn die Umgegend ist nur reich an Chamäleons, Heuschrecken und Schlangen. Von hier aus verläßt der Reisende die Küste und wandert dem südlichen Atlasgebirge entgegen. Drei Tage lang hat man über unfruchtbaren, steinigen Boden zu reiten, in welchem man nur mit Mühe die Zeltstangen befestigen kann, am vierten gelangt man auf die Vorberge des Atlas und sieht von der Höhe in das ewiggrüne, öl- und dattelreiche, weite Thal Maroccos, vom Flusse Tensif durchströmt und von den hohen, schneebedeckten Gipfeln des Atlas nach Süden geschlossen.

Das Clima der Stadt ist sehr angenehm, die Nähe des hohen Atlasgebirges mildert die Hitze des Sommers und hält die erstickenden Winde der Wüste ab. Nur selten versagen im

*) Diese Pflanze wird von den Orientalen zum Gelbfärben der Hände und Zähne gebraucht.

Sommer die Gebirgsſpitzen das Eis, dieſe angenehmſte Erfriſchung. Zahlreiche Waſſerröhren führen das Gebirgswaſſer zwanzig Fuß unter dem Erdboden in die Gärten und Baſſins der Höfe. Die frühere Zahl von 700,000 Einwohnern iſt jetzt durch eine Reihe von Kriegen, Empörungen und Seuchen bis auf 30,000 geſchmolzen. In einer abgeſonderten Vorſtadt wohnen die verachteten Geſchlechter der Juden, in einer andern die Ausſätzigen. Die Casbah oder kaiſerliche Burg liegt ebenfalls außerhalb der Stadt und nimmt einen großen Raum ein. Verfallene Pracht iſt auch in dieſer Reſidenz, wie im ganzen Reiche der traurige Schmuck der Paläſte und Moſcheen. Aber unvergleichlich ſchmückt ſich die Natur in dieſer fruchtbaren Ebene, und bietet zu allen Jahreszeiten ſo Blüthen, wie Früchte der edelſten Gewächſe dar. Ueber der Niederung erhebt ſich in rieſigen kühnen Formen, ſchroff und felſig, von düſteren Klüften durchfurcht, der Atlas, während ſeine niederen Vorberge die ſchönſten Wälder bedecken.

Marocco iſt der Hauptpunkt des ſüdlichen Handels, hier ſammeln ſich die Karavanen aus allen Gegenden des Reiches und ziehen dann in großen Zügen durch die Wüſte bis zu den Ländern des Sudan.

Was ſüdlich vom Atlas liegt und zum Reiche des Sultans, wenn auch nur dem Namen nach, zählt, iſt den Europäern wenig bekannt, wie das dattelreiche Tafilet am Rande der Wüſte und das Land des Sidi Haſſem, welches in neueſter Zeit ſich ganz von Marocco getrennt hat. Tafilet iſt eine von Mauern und Thürmen umgebene Gruppe von Dörfern in einer zwar mit Salzwaſſer getränkten, aber überaus fruchtbaren Ebene. Süd- und Nordfrüchte, Weizen und Indigo vertragen ſich nachbarlich auf demſelben Felde, die Dattel gedeiht neben der Traube und auf fetten Weiden genährt, geben die Schafe eine feine, leichte Wolle. Von dem Atlas herab ſtrömen die Flüſſe Ziz, Ghir u. a. durch die Landſchaft, ſammeln ſich aber weiterhin in ſtehenden Becken und verſiegen in der Wüſte. Unter der Bevölkerung von Amazirgen, welche Maroquin, Seiden- und Wollenzeuge verfertigen und einen lebhaften Handel mit dem inneren Afrika unterhalten, leben eine große Anzahl von Sche-

riffs, Abkömmlinge Mohameds und Verwandte des Kaisers von Marocco, welche sämmtlich zum Thron berechtigt sind und einen glimmenden Heerd künftiger Erbfolgeunruhen bilden. Sie wohnen in Schlössern (Kasr's) an den Ufern der Flüsse, den traurigen Resten der Burgen und großen Städte, welche zu den Zeiten des großen Khalifats diese Fluren bedeckten. Segelmessa in dieser Wüste war einst eine von Dichtern hoch gepriesene Stadt. In zweifelhafter Abhängigkeit vom Reiche befindet sich die große fruchtbare Provinz Sus, von berberischen Bergvölkern, den Schelluchs, bewohnt, welche strenge Mohamedaner und im Lesen und Schreiben wohl erfahren sind. Doch erschöpfen sie sich in vielen kleinen Fehden der zahlreichen von einander unabhängigen und zu keinem größeren Verbande vereinigten Städte und Flecken, und lieben es mehr, durchziehende Karavanen zu berauben, als die Schätze zu pflegen, welche der fruchtbare Boden der Thäler und die grünen Matten ihrer Berge so reichlich darbieten. Ihre Hafenstadt Agadir, das Sta Crux der Portugiesen, auch Bab el Sudan (Thor des Sudans) genannt, bietet die beste Rhede der ganzen Küste, ist jedoch verödet, da die Factoreien auf Befehl des Sultans nach Mogador verlegt sind. Diese nördlich der Provinz Sus, westlich von der Stadt Marocco gelegene Stadt ist im Jahre 1760 von Sultan Sidi Mahomed regelmäßig erbaut und die größte Handelsstadt am Meere. Sie ist mit größeren Freiheiten für Juden und Christen bedacht und am besten von allen maroccanischen Seestädten befestigt. Doch leisten die Festungen dieses Landes europäischer Kriegskunst nur geringen Widerstand, und Prinz Joinville ward es leicht, sich hier im August 1844 mit Lorbeeren zu schmücken. Er eroberte die befestigte Insel im Hafen und beschoß die Stadt. Vertheidiger und Einwohner verließen dieselbe, und die benachbarten Stämme vollbrachten das Werk des Siegers und plünderten die verlassenen Häuser. Zwischen Mogador und Marocco breitet sich in der Länge von 10—12 Tagereisen ein ungeheurer Wald von Arganbäumen (Elaeodendron Argan Willd.) oder Oelholzbäumen aus, deren Fruchtkerne ein ausgezeichnetes Oel liefern. Die Stadt Mogador ist jedoch ringsum von einer öden Sandfläche umgeben.

Ehe wir von Marocco scheiden, wollen wir noch einen Blick auf seine Nordküste werfen. Hier liegt zwischen den Abhängen des nördlichen Atlas und dem Mittelmeer das moscheenreiche Tetuan, von üppigen Gärten umgeben. Es streitet mit Mogador um den ersten Preis des Handels und steht mit Gibraltar im lebhaften Verkehr. Christliche Consuln dürfen hier nicht residiren, seit im Jahre 1770 ein solcher eine Maurinn erschossen hat. Die Stadt verdankt ihren Ursprung den aus Spanien vertriebenen Mauren und die Sprache ist ein verdorbenes Spanisch. Die größte Zahl der Einwohner sind Juden, deren Stadttheil sich durch Unreinlichkeit auszeichnet. Viele Straßen sind bedeckt und bilden Bazars, andere sind mit Lauben überzogen. Pantoffeln, Haiks, Tabak und glasirte Ziegel sind die Haupterzeugnisse der Industrie.

Die Spanier haben noch vier Punkte an dieser Küste, jetzt von wenig Bedeutung und geringem Handel, Quellen mehr der Ausgabe als der Einnahme: Ceuta, Melilla und die beiden kleinen Inselfestungen Peñon de Velez und P. de Alhuvemas. Diese vier Besitzungen heißen Presidios, stehen unter einem Gouverneur, welcher in Ceuta residirt und dienen auch zur Verwahrung von Staatsgefangenen. Die Maroccaner haben mehrmals versucht, sich dieser Posten zu bemächtigen, auch Ceuta eine kurze Zeit lang in Besitz gehabt, doch aber bald wieder aufgeben müssen.

# D.

## Beechey's Reise zur Erforschung der Nordküste Afrika's, östlich von Tripolis.

Im November des Jahres 1821 fanden sich in Tripolis zwei verschiedene englische Reisegesellschaften zusammen, welche bestimmt waren, die Kenntniß noch unerforschter Theile Afrika's aufzuhellen. Beide haben ihren Zweck erreicht und die Bahn gebrochen, welche bis dahin in das Dunkel führte. An der Spitze der einen Expedition befanden sich Dr. Oudney und Clapperton, denen sich bald darauf Denham zugesellte. Ihren Reiseweg nach Sudan werden wir später verfolgen. Die andere Gesellschaft führte der Lieutenant Beechey; seine europäischen Reisegenossen waren der Arzt Campbell und der junge Tyndal von der Marine. Ihre Aufgabe war, den classischen Boden der Nordküste Afrika's von Tripolis bis zur Grenze Aegyptens zu durchforschen und die mangelhaften Nachrichten zu berichtigen, welche einige Jahre früher der italienische Arzt Della Cella geliefert hatte. Letzterer machte im Jahre 1819 den Kriegszug mit, welchen der Sohn des Paschas von Tripolis, Bey Achmet, gegen seinen älteren Bruder, den aufrührerischen Mahomed Karamalli unternahm, und hatte dabei Gelegenheit, die ganze Nordküste bis zur Grenze Aegyptens kennen zu lernen. Interessant ist nach seinen Berichten die Art der afrikanischen Kriegsführung. Der Bey rückte aus Tripolis nur mit einem Stamme von 500 Mann, größtentheils Stabsofficieren, die Städte, Dörfer und Araberstämme unterwegs mußten das Heer durch Mannschaft, Pferde und Kameele vervollständigen und zugleich alle Lebensmittel liefern. Wer nicht prompt in den Lieferungen war,

erhielt die Baſtonade, ganze Beduinenſtämme ſuchten aber das Weite, ehe der Bey in ihre Nähe kam. Alſo vergrößerte ſich das Heer, je näher es der aufrühreriſchen Provinz rückte, und der Feind zog ſich demgemäß zurück. Zu einer Schlacht kam es nirgends, denn beide Theile hatten gleiche Furcht vor einander; da aber die Macht und das Anſehen der regierenden Gewalt die Anhänger Mahomets bewog, dem Bey ſich zu unterwerfen, ſo blieb dem Haupte der Verſchwörung nichts übrig, als ſich nach Aegypten zu flüchten. Während deſſen wurden ſeine ehemaligen Anhänger nach türkiſcher Sitte beſtraft, das heißt mit Freundſchaftsverſicherungen überhäuft, in das Lager gelockt und ſammt den Geißeln, welche ſie geſtellt hatten, ſchändlich ermordet. Da alſo der Aufruhr erſtickt und zugleich tüchtig Steuern eingetrieben waren, machte das Heer ſeinen Rückzug nach Tripolis und Della Cella mit ihm. Mahomet Karamalli wurde ſpäter von ſeinem Vater wieder zu Gnaden angenommen, und war Gouverneur von Derna, als Beechey auf ſeiner Reiſe dahin gelangte.

Tripolis iſt unter den Staaten der Berberei am weiteſten in der Civiliſation vorgeſchritten. Der lebhafte Handel, ſowohl ins Innere über Ghadames und Fezzan, wie zur See nach Tunis und Aegypten, der Aufenthalt vieler Europäer (2000 unter c. 25,000 Einwohnern der Stadt) und die verhältnißmäßige Duldung, welche ſie genießen, ſo wie der Umſtand, daß die Herrſchaft ſeit einem Jahrhunderte in der Familie der Karamanli erblich geblieben iſt, mögen die Gründe dieſer Erſcheinung ſein. Die Stadt gewährt vom Meere aus einen ſehr ſchönen Anblick. Die weißen Minarets der Moſcheen und die Kuppeln der Bäder ſtechen anmuthig gegen das dunkle Grün der Dattelpalmen ab, welche ſich aus den Gärten der Stadt in maleriſchen Gruppen erheben. Dabei erfreut ſich dieſer Theil der Küſte einer meiſt reinen Atmoſphäre. Die Straßen ſind eng, wie alle afrikaniſchen, aber reinlich gehalten und durch ſtrenge Polizei ſicher. Gute Karavanſereis und 3 europäiſche Gaſthöfe befriedigen die beſcheidenen Anſprüche aller Reiſenden. Von den Gebäuden zeichnet ſich der Palaſt des Bey durch ſeine Größe und theilweiſe Nettigkeit, ſo wie der Sclavenbazar aus.

Ein prachtvoller Triumphbogen zu Ehren Marc Aurels zeigt in seinen Resten noch Malereien, Inschriften und Sculpturen in Marmor, ist aber zur Hälfte in Schutt begraben. Der Bey ist dem Namen nach von Constantinopel abhängig, herrscht aber in der That unumschränkt, und hat jährlich nur einen Tribut zu bezahlen. Lassen wir in Folgendem Beechy selbst reden.

Unsere Gesellschaft, bestehend aus 18 Personen unter der Leitung des Scheich Mohamed el Dubbah, Befehlshabers der Syrte, verließ am 5ten November Tripolis. Die nächste Umgebung der Stadt bis zu den Dörfern des Bezirks von Tadschura ist eine schöne reiche Ebene mit vielen Dattelpalmen, jenseits derselben beginnt eine dürre Wüste.

Vor Lebida wird die Gegend wieder fruchtbar und lieblich und die Alten hatten diese Landschaft mehr zu würdigen gewußt, als die Araber. Hier blühte die alte phönizische Pflanzstadt Leptis magna neben Carthago und Utica, und war noch bis zu den letzten Zeiten der römischen Herrschaft eine schöne Stadt. Der Hafen giebt dem von Tripolis nichts nach, die Gegend ist in größerer Ausbreitung fruchtbar, als dort. Noch sind von früherem Glanze große Trümmerhaufen prachtvoller Gebäude und die Grundmauern ganzer Straßen übrig und Säulenreste von Rosengranit, Ornamente von parischem und pentelischem Marmor ragen aus dem Schutte, der einen Raum von einer Quadratstunde bedeckt. Hinter Lebida kamen wir über den Fluß Khahan, den Cyniphus der Alten. Die Gegend umher hat noch alle die Eigenthümlichkeiten, welche ihr Herodot beilegt. Wir finden hier noch denselben, fruchtbaren Boden und die Fülle von Wasser, deren er gedenkt. Aber unter den trägen Händen der Araber entartet Alles und der heutige Ertrag dieses Landes steht in keinem Verhältniß zu dem, was der alte Geschichtschreiber davon berichtet. Große Strecken des fruchtbarsten Landes werden gar nicht bebaut, nur um die Dorfschaften der Zeliten herum, wo Araber und Juden gemischt wohnen, wird neben etwas Weizen Gerste gebaut und die Dattelpalme und der Oelbaum gepflegt. Diese geben reichliche Erndten, von welchen der Ueberschuß an die beduinischen Handelsleute abgesetzt wird. Die Häuser dieser Dörfer so wie

vieler Städte an der Küſte ſind erbärmliche Lehmhütten, die Dächer beſtehen aus Matten und Palmzweigen mit einer Lage von Erde überzogen. In der Regenzeit fällt eine ſolche Hütte nicht ſelten zuſammen und bleibt ein Schutthaufen, da die Araber ſich dann neue, eben ſo elende Hütten an anderer Stelle wieder aufbauen. Die nächſte Stadt iſt Meſurata, in der Nähe des gleichnamigen Cap (Promontorium Cephalas des Strabo, Triärorum des Ptolomäus). Sie iſt regelmäßig gebaut und von ſchönen Gärten und gut beſtellten Feldern umgeben. Von hier aus ziehen Karavanen nach Fezzan und Waday, und führen außer den Früchten der Gärten und Felder noch die Erzeugniſſe der Induſtrie Meſurata's, Fußdecken von ſchönen farbigen Strohmatten, Säcke von Ziegenhaar und irdene Krüge den Negern zu. Bald nach unſerer Ankunft erhielten wir einen Beſuch von Belcazi, Scheich von Meſurata. Er kam in feierlichem Aufzuge, prächtig bekleidet und beritten und in Geſellſchaft einer Anzahl Araber, welche ebenfalls zu Pferde und mit langen Flinten und Piſtolen bewaffnet waren. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen beſah Belcazi Alles im Zelte aufmerkſam und wurde von uns mit Kaffee und Limonade bewirthet. Am folgenden Abend machten wir ihm unſern Gegenbeſuch, wurden ſehr höflich empfangen und nach Sitte der jetzigen Tripolitaner anſtatt des Kaffee's mit Thee und Scherbet bewirthet. Die Einwohner Meſurata's hatten kaum erfahren, daß ſich ein „Tibib" (Arzt) in unſerer Geſellſchaft befinde, als Leidende und neugierige Geſunde in großer Anzahl herbeiſtrömten. Herr Campbell that ſein Möglichſtes, den armen Leuten zu helfen, deren hauptſächlichſte Leiden in Augenkrankheiten und Ruhren beſtanden. Bei Meſurata fängt die Küſte an ſich ſüdöſtlich zurückzubiegen, um den Buſen der großen Syrte zu bilden. Hier iſt das Küſtenland wüſt, ſo weit das Auge reicht, weder Strauch noch Baum, nicht Haus noch Zelt geben dem Auge einen Ruhepunkt. Ein großer Sumpf zieht ſich an der Küſte hin, der ſeicht und ſtinkend iſt und mit dem Meere in Verbindung ſteht. Dieſer Moorgrund iſt 40 Meilen lang und 15 breit, eine dicke Salzkruſte bedeckt ihn in großen Strecken und bricht oft unter den Hufen des Arabers trügeriſch zuſammen,

ſo daß nicht ſelten Roß und Reiter von ihm verſchlungen werden. An andern Stellen tritt der Sand der Wüſte an das Meer und des Schiffers Auge unterſcheidet mit Noth die Grenze beider Meere. Daher war die große Syrte den alten Seefahrern ein Schrecken, indem ihre Küſtenfahrzeuge nicht ſelten auf Sandbänke geriethen und die herrſchenden Nordwinde die Fahrt noch gefährlicher machten. Doch zeugen die vielen Ruinen im Lande von früherer Cultur und regem Leben. Hier in der Syrte ſtanden auch die Altäre der Philäni, von denen uns die Alten Folgendes berichten: Eine Grenzſtreitigkeit zwiſchen Cyrene und Carthago zu ſchlichten, ſollten von beiden Städten zu gleicher Stunde Männer ausgehen, und die Grenzſteine da ſetzen, wo beide Parteien zuſammenſtoßen würden. Am Rande der großen Syrte trafen nun die Cyrenäer auf die eilenden Brüder Philäni aus Carthago, doch wollten Erſtere ſich nur unter der Bedingung die Grenze gefallen laſſen, wenn die carthagiſchen Jünglinge ſich lebendig an dieſem Orte begraben ließen. Die Brüder brachten der Größe ihres Vaterlandes ihr Leben zum Opfer, und das dankbare Vaterland errichtete ihnen Altäre.

Zwei Tage vor unſerer Abreiſe von Meſurata erhob ſich ein ſtarker Sirocco und brachte Myriaden von Heuſchrecken mit, welche die Luft in buchſtäblichem Sinne verfinſterten. Die Einwohner unterhielten die ganze Nacht hindurch ein fortwährendes Flinten- und Piſtolenfeuer, um die Thiere von den Gärten und Feldern abzuhalten. Große Maſſen ſchlugen ſie todt und ſammelten ſie korbweiſe ein, um ſie zu verzehren. Eine beträchtliche Anzahl Eſel, ſchwer mit ſolchen Körben beladen, bedeckten alle Wege nach der Stadt und den benachbarten Dörfern. Trotzdem war die von dieſen Inſekten hervorgebrachte Verwüſtung unermeßlich.

Nachdem wir den obenerwähnten Moraſt, der zur Regenzeit vom Waſſer bedeckt wird und einzelne inſelartige Erhöhungen, ſelbſt kleine Oaſen einſchließt, paſſirt hatten, trafen wir bei Mahad Haſſan zuerſt auf die Ruinen von kleinen viereckigen Bauwerken, welche man die ganze Küſte bis Derna hin verfolgen kann und eine Art feſter Thürme geweſen zu ſein ſchei-

nen. Ueber Giraff hinaus wurde der Anblick des Landes ein wenig freundlicher, wir ſahen etwas Weideland und Schaaf- und Ziegenheerden, hier und da auch ein arabiſches Zelt. Am willkommenſten aber waren die Süßwaſſerbrunnen bei Zaffran, wo wir uns lagerten und erquickten. Die Umgebungen dieſer Stadt, des alten Asna, ſind, wenn auch nicht mit Bäumen, doch mit Blumen und Futterkräutern geſchmückt, auch wächſt hier einiges Getraide und eine Art Crocus, woher der Name der Stadt (Saffran) wohl entſtanden iſt. Die Bewohner von Zaffran, wie des ganzen Syrtenlandes, ſind Beduinen, gaſtfreie und gutmüthige Leute, welche uns überall herzlich aufnahmen. Anfangs waren ſie wohl etwas ſchüchtern, aber bald näherten ſie ſich uns voll Zutrauen, unterſuchten unſere Kleider, Waffen und Geräthſchaften und forſchten nach dem Gebrauche derſelben. Die wundervollſten Dinge für dieſe Kinder der Wüſte waren der Compaß, das Fernrohr und die Uhr. Trotz ihrer Gaſtfreiheit verſchmähen ſie nicht, Reiſende, mit welchen ſie näher bekannt geworden ſind, zu prellen, und machten wir dieſe Erfahrung mehrmals an unſerm edlen Scheich Mohamed el Dubbah. Als wir uns ſpäter beim Bey von Bengazi, einem Georgier von Geburt und Schwiegerſohn des Paſcha, über unſern Führer beſchwerten, zuckte er die Achſeln und ſprach nach einem langen Schweigen nichts aus als das Wort: „Araber!“

Von Zaffran bis Medinet Sultan, dem ehemaligen Sort oder Sert, wird das Land gebirgiger und hat angebaute Thäler. Man ſieht hier viele Heerden von Kleinvieh und ſtößt überall auf Haſen, Brachvögel, Wachteln und Wildenten; Schakals waren hier wie überall unſere ſteten Begleiter. Hinter Medinet Sultan kamen wir an einen See, der ſalziges Waſſer hat und mit dem Meere in Verbindung ſteht, er war mit zahlreichen Flamingos und anderen Waſſervögeln bedeckt. Der Boden ward nun wieder eben und ſumpfig. Während wir hier unſere Zelte aufſchlugen, machten ſich einige von unſern Pferden los und ſtürmten von allen Seiten auf unſern Scheich Mohamed el Dubbah ein, welcher ſo eben auf ſeiner getreuen Stute uns eingeholt hatte. Er ſchrie aus Leibeskräften um Hülfe und legte zugleich eine ungewöhnliche Reitergeſchicklichkeit an

den Tag, indem er nach allen Seiten schnelle Kreiswendungen machte und von Zeit zu Zeit die Stute ausschlagen ließ. Wir konnten im ersten Augenblicke vor übergroßem Gelächter ihm nicht zu Hülfe kommen, als jedoch die Sache ernsthafter wurde und immer mehr Pferde auf den Dubbah eindrangen, machten wir eine Diversion zu seinen Gunsten und brachten die Thiere in Sicherheit.

Ueber Busaida setzten wir unsern Weg fort und sahen auf einer hohen, weit ins Meer vorspringenden Klippe die Ueberreste eines alten, festen und sehr ansehnlichen Schlosses, Bengerwad genannt, welches aus regelmäßig behauenen Steinen erbaut war. Es ist wahrscheinlich der Thurm Euphrantes des Strabo, die Grenzfeste der Cyrenaeer gegen Carthago, und in dieser Gegend müssen die Altäre der Phyläni gestanden haben. Etwas entfernt hiervon liegen die Brunnen von Hudia (von Hudi, Jude). Die jetzigen Bewohner leiten den Namen vom schlechten Wasser her, das nur für Juden trinkbar sei, doch haben sich hier wahrscheinlich in alten Zeiten die meisten Juden der Pentapolis aufgehalten. Hier hausten noch vor wenigen Jahren die Uled Ali, ein Stamm räuberischer Araber, zum Schrecken der kleinen Karavanen, doch hat der erwähnte Mohamed Bey, ältester Sohn des Pascha, den Stamm durch ein gräßliches Blutbad vertilgt. Della Cella sah noch das Haupt des Scheichs auf einem Pfahl. Bei Hudia ist auch ein merkwürdiger Berg, an welchem überall Gyps zu Tage steht. Den Gipfel bildet eine kegelförmige reine und ebene Masse, die wie Eis aussieht. Sie hat an der Grundfläche an 30 Fuß Durchmesser.

Wir kamen nun über Muktahr nach Sachrin, dem südlichsten Punkte der ganzen Syrtenküste. Bei Muktahr ist die Grenze zwischen den Bezirken Syrt und Barka durch kleine Pfeiler von lockeren Steinen bezeichnet. Das Land gewährt einen so öden und traurigen Anblick, wie gewiß wenige Stellen des Erdbodens. Ueberall nichts als Sand, Sumpf und dürrer Felsen, nirgends eine Spur von Pflanzenleben oder ein menschliches Wesen. Die Stille der Nächte, welche wir in dieser Wüste zubrachten, wurde nicht einmal durch das Geheul unserer

alten Freunde, der Schakals und Hyänen, unterbrochen. Unmittelbar auf das Sumpfland folgte ein fruchtbarer Weideboden und wir gelangten nach Braiga, in deſſen Nähe auf einem flachen Vorgebirge die Ruinen der maritimae Stationes des Ptolomaeus, jetzt Tabilba genannt, liegen. Weiter oſtwärts, bei Ain Agan zeigte ſich eine Inſel im Meere, jetzt Gora, früher Goia genannt. Die Küſte wendet ſich nun nach Norden und wir kamen durch Rhut el Aſſud, Cercora und Ghimines nach Bengazi, wo wir uns der eingetretenen Regenzeit halber eine Zeit lang aufhalten mußten. Wir hatten auf dieſer langen Reiſe durch die Wüſte Gelegenheit, die Dauerhaftigkeit der hieſigen Pferde zu bewundern. Kein europäiſches Pferd hätte alle Anſtrengungen und Strapazen aushalten können. Unglaublich war die geringe Nahrung, mit der ſich dieſe Thiere begnügten. Wie ſehr ſie auch von Durſt gequält werden mochten, ſo verſchmähten ſie doch allzu ſalziges Waſſer, über welches ſelbſt die Menſchen begierig herfielen. Hatten ſie lange Zeit Durſt leiden müſſen, ſo ließen ſie auch das Futter ſtehen und blieben auf dieſe Weiſe oft zweimal 24 Stunden ohne Nahrung. In der Regel werden ſie überhaupt nur ein Mal des Tages ordentlich gefüttert, gewöhnlich des Abends, bei der Ankunft am Raſtplatze. Rührten ſie bei dieſer Gelegenheit nichts an, ſo war es faſt gewiß, daß ſie bis zum nächſtfolgenden Abend aushalten würden. Einige Wochen in Bengazi waren hinreichend, den ermatteten Roſſen ihre Kräfte vollſtändig wieder zu geben.

Von Mitte Januar bis Anfangs März dauerte die Regenzeit bei heftigem Winde aus Nord und Nordweſt. Die Stadt bot einen jammervollen Anblick; die aus Erde und Steinen ſchlecht gebauten Häuſer weichten auf und ſtürzten zuſammen, die Straßen glichen Bächen und Pfützen, der Marktplatz war ohne Vorräthe, da kein Vieh zur Stadt getrieben werden konnte, auch gingen viel Schafe und Ziegen durch die Witterung zu Grunde. Dabei entſtand eine ſolche Menge Mücken und Fliegen, daß die Beſchwerden, welche ſie Menſchen und Thieren verurſachten, kaum auszuſtehen waren.

So wenig hier die Menſchen zur Verſchönerung der Stadt thun, ſo hat Bengazi doch von Natur eine ſehr ſchöne Lage.

Es liegt an der Küste, dicht am Meere, am äußersten Ende einer schönen und fruchtbaren Ebene, die sich von hier bis zum Fuß einer, ungefähr 14 engl. Meilen nach Osten entfernten langen Gebirgskette ausdehnt. Die Stadt hat auch einen für kleine Schiffe sehr guten Hafen, dessen schmale Einfahrt, durch Klippen hinreichend vertheidigt, nur durch Lootsen zu passiren ist. Hier liegt auf alten Trümmern neu errichtet das Schloß des Bey von Bengazi. Doch scheint der hohe Bewohner selbst keine große Zuversicht zur Festigkeit des Schlosses zu hegen, denn er ließ den Capitain eines einlaufenden englischen Schiffes ersuchen, die gewöhnliche Begrüßung durch Kanonenschüsse zu unterlassen, weil das Mauerwerk nicht die heftige Erschütterung ertragen würde!

Die 2000 Einwohner von Bengazi sind fast zur Hälfte Juden, welche den Handel fast ganz in Händen haben und überhaupt fleißiger, reinlicher und gescheiter sind als die Araber. Letztere betrachteten unsere Anwesenheit mit argwöhnischer Aufmerksamkeit, sie sahen uns die Gegend aufzeichnen, alte Mauerwerke untersuchen und abbilden, und glaubten, daß wir nach Schätzen suchten und ihr Land in die Hände der Ungläubigen spielen wollten. Ueberdieß kamen zu jener Zeit böse Nachrichten über den in Griechenland ausgebrochenen Krieg mit der Pforte nach der afrikanischen Küste, und als nun gar einige Wolken am fernen Meereshorizonte vom Pöbel für eine englische oder griechische Flotte angesehen wurden, belagerte man uns förmlich in unserer Wohnung. Schon waren wir zum Kampf auf Leben und Tod gefaßt, da wurde die Täuschung erkannt und wir kamen in besseres Vernehmen mit dem Volke. Unser Arzt Campbell wurde während unsers hiesigen Aufenthaltes von vielen an Ruhr, Leberleiden und Hautkrankheiten Leidenden sehr in Anspruch genommen. Uebrigens war uns die Stadt ein trauriger Aufenthaltsort für die lange Regenzeit; die Kaffeehäuser und Bazars waren zu trostlos. Unsere liebste Gesellschaft war außer dem Consul die unsers Hauswirthes, des Scheich el Belad. Hier fanden sich auch diesem befreundete Araber ein, und wir hatten Gelegenheit, manchen charakteristischen Zug des Volkes kennen zu lernen. So zeigte einmal

einer von uns, als die Rede auf die Schönheit der engliſchen Frauen kam, das Miniaturbild eines ſehr hübſchen Mädchens vor. Aber beim erſten Blicke, den die Araber auf das Bildchen warfen, prallten alle vor Scham und Verwirrung zurück. Einer nach dem Andern verhüllte das Geſicht und rief: W' Allah haram („beim Allah, das iſt ſündlich)!" Des Mädchens Geſicht war nämlich nur von einigen dunkelbraunen Locken beſchattet, und nach mohamedaniſcher Sitte iſt ſchon ein entblößtes Frauenauge anſtößig; ein nacktes Geſicht (wie ſie ſich ausdrückten) war nun vollends abſcheulich. Indeſſen fanden ſie ſich bald in die europäiſche Sitte und Scheich Mohamed nahm das Bild mit nach Hauſe, um es ſeinen Frauen zu zeigen. Er behielt es drei bis vier Tage.

Bengazi iſt höchſt wahrſcheinlich das alte Berenice oder Hesperis, welches mit den Städten Arſinoe, Ptolemais, Apollonia und Cyrene die Pentapolis (Fünfſtadt) bildete. Schon bald nach dem trojaniſchen Kriege ließ ſich ein Haufen Spartaner unter der Anführung des Battus hier in Alt-Cyrenaica nieder und gründete jene 5 Städte, welche durch Ackerbau und Handel ſchnell empor blühten. Ihre Grenzen dehnten ſich bis Aegypten aus und lange kämpften ſie gegen die Pharaonen mit abwechſelndem Glücke. Später kamen ſie zum perſiſchen Reiche, bildeten dann eine Republik, und wurden endlich mit Aegypten vereinigt. Mit dieſem theilten ſie die ſpäteren Schickſale des römiſchen Kaiſerreiches und der übrigen afrikaniſchen Nordküſte. In keinem Lande der Erde findet man ſo viel Trümmer der alten Griechen- und Römerzeit beiſammen, wie in dieſem lieblichen, abgelegenen Theile Afrika's. Wie ein Paradies erhebt es ſich mit ſeinem üppigen Hochlande und dem prangenden Schmuck der Vegetation über die Wüſte der Sahara wie über das Meer, und nur die fleißige Hand des Europäers und eine weiſe Regierung fehlt, um hier die Gärten der Hesperiden in der That hervorzuzaubern, deren Schauplatz die Alten hieher verlegten.

Am 17. April verließen wir endlich Bengazi. Die Bergkette, welche das Hochland von Cyrenaika oder Barca bildet, iſt hier vom Meeresufer noch 14 engliſche Meilen entfernt, ſie

nähert sich aber in nördlicher Richtung allmälig dem Ufer immer mehr, bis bei Ptolemata die Entfernung nur noch 1 oder $1^1/_2$ Meilen beträgt. Die Ebene ist fruchtbar, dicht mit Holz und blumigem Gesträuch bedeckt, auf den Abhängen der Berge wachsen Fichten, Wachholder und andere Holzgattungen. Vom Gebirge herab laufen viele Querthäler zum Meere, gleich reich mit Pflanzenwuchs bedeckt. Zuweilen erblickten wir offene Plätze in den Wäldern als Spuren früheren Anbaues, welche mit allerlei Gräsern und vielem Hafer bedeckt sind.

Am dritten Tage erreichten wir die Ueberreste des alten Teuchira, das unter den Ptolomäern Arsinoe, unter den römischen Kaisern Cleopatris genannt wurde. Der alte Name hat aber die späteren überlebt und der heutige Araber nennt den Ort Teuchira und abgekürzt Tocra. Aus alter Zeit ist noch die das ganze Trümmerfeld umgebende Stadtmauer von ungewöhnlicher Festigkeit und Dicke vorhanden. Viereckige Thürme erheben sich auf ihr von Strecke zu Strecke und zwei festgebaute Thore durchbrechen sie. Außerhalb der Mauern erblickt man weitläuftige Steinbrüche und in diesen viele Spuren ehemaliger Gräber. In den Ueberresten einer schönen Kirche sieht man jetzt noch die Spuren des ehedem hier blühenden Christenthums. Durch eine gleich schöne Ebene, die hier aber besser angebaut ist, führt der Weg nach Ptolemata (jetzt Dolmeita), welches von allen Ortschaften dieser Küste die schönste Lage hat und deren Ruinen die ganze Fläche vom Gebirge bis zum Meeresufer einnimmt. Vor der Stadt liegen die Ueberreste eines großen und hohen, in grandiosem Styl erbauten Grabgebäudes, über die Stadt selbst erhebt sich wie ein Triumphbogen ein einzeln stehendes Thor. Außerdem finden sich ein Amphitheater und zwei andere Theater noch ziemlich erhalten, von einem Palaste erblickt man noch den gepflasterten Hof mit drei stehenden Säulen. Oestlich und westlich ist Ptolometa durch Thäler begrenzt, deren wilder und romantischer Charakter viel Aehnlichkeit mit den Thälern Savoyens und der Schweiz hat.

Am 27. April wanderten wir über die große und fruchtbare Ebene Merge (Merdsch) auf der Höhe des Gebirges. Ein

romantiſches Thal, an beiden Seiten dicht mit Fichten, Oel- und Lorbeerbäumen bewachſen und erfüllt vom Wohlgeruche blühender Roſen, Myrten und des üppig wuchernden Geißblattes, führt auf die Hochebene, den Mittelpunkt des eigentlichen Barca der Alten. Der Boden dieſes Hochthales, — denn von den Seiten ragten höhere Bergſpitzen empor, — war mit Weide bedeckt oder angebaut, unter den Bäumen waren einzelne arabiſche Zelte aufgeſchlagen, deren wild ausſehende Bewohner uns herzlich empfingen und mit vollen Honigſcheiben beſchenkten. Weiterhin ward der Weg felſig und holperig und es zeigten ſich in der künſtlich in den Felſen ausgehauenen Straße viele Spuren von Wagengeleiſen, welche vielleicht ſeit vielen Jahrhunderten nicht befahren ſind. In ſchöne Thäler hinab und dann wieder bergan ging der Weg in mannigfacher Abwechſelung, überall ſahen wir Bäume und Sträucher in voller Blüthe und eine Unzahl von Blumen verbreiteten den herrlichſten Duft. Doch fand ſich auch in großer Zahl eine giftige Doldenpflanze, der wilden Möhre ähnlich, wahrſcheinlich das Sylphium oder Laſerpitium der Alten, welches auf den cyreniſchen Münzen nicht ſelten vorkommt. Bei dieſer ſchönen Wanderung hatten aber die Pferde auf dem felſigen Boden viel zu leiden. Kurz vor Grenna (Cyrene) verliert ſich die Waldung, die Thäler ſind mit fruchtbaren Gerſtenfeldern und die Höhen mit trefflichen Viehweiden bedeckt. Eine unzählbare Menge von alten Grabmälern, theils in den Felſen gehauen, theils über der Erde errichtet, kündigte die Nähe der Stadt an, alle aber waren geöffnet und zerſtört. Viele zeigten im Innern noch Ueberreſte von Wandgemälden, welche ſowohl in Hinſicht der Zeichnung als des Colorits unter das beſte gezählt werden können, was von alter Malerei bis auf uns gekommen iſt. An dieſen Bauwerken wie an den vielen Büſten und Bildſäulen, welche über die Fläche hin zerſtreut liegen, erkennt man leicht das verſchiedene Alter ihrer Entſtehung. Einfach und geſchmackvoll iſt die Bauart der früheren Zeit, kleinliche Verzierungen und andere Spuren eines verderbten Geſchmacks bezeichnen die Arbeit ſpäterer Jahrhunderte; griechiſche und römiſche Bildſäulen unterſcheiden ſich deutlich nach den Geſichtszügen. Als

wir nach einem mühevollen Tage das alte Cyrene betraten, eilten wir zur berühmten, dem Apollo geweihten Quelle, deren Waſſer noch immer friſch und rein, wie vor mehr als zwei tauſend Jahren, aus einer Felſengrotte in reichem Strome hervorbricht. Menſchen und Thiere erquickten ſich an derſelben. Die Grotte ſoll ſich tief in das Gebirge hinein fortſetzen, doch hauſen dort, nach Verſicherung unſerer Araber, Zauberer und Geiſter und hemmen die Schritte des Eindringlings. An dieſer Quelle dichtete Kallimachus ſeine Sinngedichte, Ariſtipp und Karneades hatten in Cyrene ihr Vaterland. Aus den Trümmerhaufen der alten Stadt, welche die Jahrhunderte mit Erde bedeckten und mit Pflanzen ſchmückten, erheben ſich die Reſte einer Waſſerleitung, zweier Theater und eines Amphitheaters, ſo wie eines Dianentempels, auch zeigen ſich noch die Spuren einer Rennbahn. Zahlreiche Statuen von mehr als Lebensgröße, trefflich in weißem Marmor ausgeführt, welche halb unter dem Schutte vergraben umher liegen, mögen zu der Sage der Araber von der verſteinerten Stadt Anlaß gegeben haben, in welcher man Menſchen und Thiere in den verſchiedenen Stellungen, wie es ihre Beſchäftigungen und Verrichtungen mit ſich bringen, verſteinert finden ſoll. Die Unbekanntſchaft des Arabers mit der Bildhauerei und dem edleren Theil der Künſte überhaupt im Verein mit ihrer lebhaften Phantaſie und Märchenliebe läßt für ſolche Sagen immer Gläubige finden. Cyrene hat eine ganz eigenthümliche Lage auf einer Terraſſe des Gebirges. Vom Meere aus ſteigen Berge 1000 Fuß hoch ſchroff in die Höhe, ihre Gipfel verlieren ſich in eine weite Ebene, welche dem Gebirge zu aufs Neue in die Höhe ſteigt. Hier an den Abſätzen des höheren Gebirges, 1800 Fuß über dem Meere, liegt die Stadt, die Terraſſen ſind zu ordentlichen Straßen geſtaltet und durch in den Felſen gehauene Treppen mit einander verbunden. Auch hier ſieht man in den Straßen noch die alten Wagengeleiſe. In den meiſt ſenkrechten Felswänden ſind eine Menge Grabgewölbe ausgehauen, deren Eingang mit ſchönen Portikus geſchmückt ſind.

Durch hügeliges, zum Theil angebautes und mit Trümmern alter Bauwerke bedecktes Land gelangten wir einen ſteilen felſigen

Abhang mit Mühe herabkletternd, zum Städtchen Derna, dem alten Darnis. Von der alten Stadt ſind kaum noch Spuren geblieben, die neue liegt am Ausgange eines breiten Thales auf einer niedrigen Landſpitze und iſt mit obſtreichen Gärten geſchmückt. Ein herrlicher Bergſtrom nimmt ſeinen Lauf herab in die Stadt, verbreitet ſich durch mehrere Straßen und bewäſſert die Gärten und Getreidefelder. Zwei andere Quellen, „das Auge von Derna" und „das Auge von Benſura" tragen außerdem zum unerſchöpflichen Waſſervorrath bei, unter deſſen Nahrung die Datteln, Feigen und Granaten, Orangen und Piſang hier trefflich gedeihen und die Weinrebe dem Muſelmann, trotz des Propheten und ſeiner Verbote, ihr feuriges Blut ſpendet. Auf einem Berge neben der Stadt ſtehen noch die Ueberreſte eines Kaſtells, welches die Nordamerikaner vor einigen Jahren erbaut, jetzt aber wieder verlaſſen haben. Obgleich der Aufenthalt in Derna höchſt angenehm und geſund iſt, ſo hat doch im vorigen Jahre die Peſt aus Aegypten hier fruchtbaren Boden gefunden, und die Seelenzahl der Einwohner von 7000 auf 500 herunter gebracht. Derna iſt der Sitz des Bey Mohamed, des unruhigen und unternehmenden Sohnes des Paſchas, welcher zwar die räuberiſchen Beduinen mit Energie bekämpft und gänzlich gedemüthigt hat, aber ſeiner vielen Grauſamkeit wegen ſo gehaßt, wie gefürchtet iſt. Er war bei unſerer Ankunft in Derna gerade abweſend, um Tribut einzutreiben, hatte uns aber beim brittiſchen Viceconſul, einem Juden, gutes Quartier ausgemacht.

Oeſtlich von Derna liegt an einem großen Meerbuſen, welchen am Weſtende hohe Felſenmaſſen einfaſſen, die Stadt Bomba, nicht weit von der Grenze von Aegypten. Die Gegend iſt unſicher durch räuberiſche Beduinen, und nach Mecca wallfahrende Pilger wurden hier nicht ſelten beraubt. Zwar geht der Pilger, in ein abgetragenes ſchwarzes Gewand gehüllt, mit bloßem Haupt und trägt auf dem Rücken nur einen Schlauch mit Gerſtenmehl, aber die Räuber wiſſen wohl, daß in dieſen ärmlichen Kleidern oft der Goldſtaub Sudans verborgen ſteckt. Selbſt große Karavanen wurden hier von verwegenen Schaaren

ausgeplündert, doch hat Bey Mohamed dem Unweſen in der letzten Zeit ſo ziemlich ein Ende gemacht.

Auf unſerm Rückwege nach Weſten längs der Küſte kamen wir durch El Hyera und das herrliche, fruchtbare und waſſerreiche Thal (Wady) Elthrun, und ſahen ſodann nach Ueberſteigung des Vorgebirges (Ras) el Hillal die weite Bai von Marſa Suza mit den Ruinen des alten Apollonia vor uns liegen. Das Meer hat hier, wie auf der ganzen Nordküſte von Afrika, ſichtlich Eingriffe in das Land gethan, und wälzt ſeine Wogen über eine Menge verfallener Häuſer und Tempelruinen hin. Doch ragen, von den Fluthen umſpült, noch zwei Thürme der alten Mauer faſt unverſehrt hervor. Von den vielen Ruinen Apollonia's macht ein ziemlich gut erhaltenes Theater den ſchönſten Eindruck. Es liegt neben der auf felſiger Anhöhe erbauten Citadelle und lehnt ſich mit den aufſteigenden Zuſchauerſitzen an dieſe Anhöhe, ſo daß es jetzt einer ungeheuern prachtvollen Treppe gleicht. Von großen chriſtlichen Kirchen zeigen ſich gleichfalls noch deutliche Grundmauern und eine Menge koſtbarer Marmorſäulen, aus einem Stück gearbeitet. Da die Art des Marmors, aus welchem die Säulen beſtehen, an dieſem Theile der Küſte nirgends zu finden iſt, ſo müſſen jene ehedem aus großer Entfernung, wahrſcheinlich von den Küſten des rothen Meeres, hierher geſchafft ſein, Zeichen der Munificenz und des Reichthums der Gemeinde oder der Erbauer. Um ſo mehr erfüllt es mit Wehmuth, dieſes ſchöne Land von Völkern bewohnt zu ſehen, welche in Trägheit und Unwiſſenheit dahin leben, unbekannt mit allen Segnungen der Cultur, deren zertrümmerte Reſte ihre Füße berühren. Wird einſt der Nordrand Afrika's dem Chriſtenthum und einem regeren Geſchlechte wieder gewonnen, ſo wird das waldige Hochland Barcas nicht die kleinſte Perle dieſes Erdgürtels bilden.

In Bengazi ſchifften wir am 25. Juli uns ein und gelangten über Malta glücklich in England wieder an.

# E.

# Die Wüſte.

Durch die ganze Breite des nördlichen Afrika, vom atlantiſchen Ocean bis zum Nilthal erſtreckt ſich die große Wüſte in einer Ausdehnung von 600 Meilen und trennt die Europa zugewandten Länder der Nordküſte von der Heimath der Neger.

Einſt, ehe die Wogen des Mittelmeeres die Herkulesſäulen durchbrachen, und die wild durcheinander gethürmten Berge des Atlas von Europa trennten, deckten Meeresfluthen dieſe weiten Räume, und die Ungeheuer der See ſpielten über der Stätte, wo jetzt das Kameel den glühenden Sand durchwandert. Als dann eine mächtige Erderſchütterung die Wäſſer zwang, ihr altes Bett zu verlaſſen, hinterließen ſie nur den ſalzgeſchwängerten Sand und nacktes, der fruchtbaren Dammerde entkleidetes Geſtein. Jener füllt den weſtlichen Theil der Wüſte, die Sahēl, und zieht ſich zwiſchen der Mündung des Senegal und dem Cap Bojador in trügeriſchen Sandbänken tief hinein in den Ocean, dieſes durchſetzt in kahlen Felshöhen und öden Steinebenen die öſtliche Wüſte, die eigentliche Sahara, deren Ausläufer ſich über das rothe Meer nach Arabien und darüber hinaus bis zu den glücklichen Gefilden Perſiens und Hindoſtans erſtrecken.

In der Sahara ſtarren, von tiefen Einſchnitten (Wadi's) durchbrochen, die nackten Klippen ſchroff empor, bald von weißglänzendem Kalkſtein, bald von ſchwarzem Baſalt, wie auch die Völker der weißen und ſchwarzen Farbe ſich hier begegnen. Und als ob Alles zu Stein würde in dieſer Steinwüſte, finden

ſich in ihr ganze Wälder von verſteinertem Holz, deſſen erſtarrte Faſer zum Theil in Agat verwandelt iſt, und die Phantaſie des Arabers findet aus ihnen die Reſte geſcheiterter Schiffe und zerſplitterter Maſtbäume heraus. Grober Kies und Kieſelgeſtein füllt die Vertiefungen, darüber weht der loſe Flugſand und überſchreitet vom Winde gejagt alljährlich weiter den grünen Saum der Wüſte. Schon liegen Aegyptens rieſige Bauwerke halb vergraben im Sande, und das fruchtbare Nilthal ſieht die öden Dünen immer weiter hinabſchreiten in ſeine reichen Fluren, ſchon decket Wüſtenei große Strecken zu den Füßen des Atlas, wo vor tauſend Jahren Städte und Schlöſſer, von Gärten und Felder umgeben, prangten. Brunnen und Quellen, ſelbſt Flüſſe ſind verſchüttet, und mächtige Ströme, wie der Senegal haben vor den andringenden Sandfluthen mit ihrem Bette zurückweichen müſſen. So ſtrebt die „wandernde Wüſte" die benachbarten Länder zu verſchlingen und die Einöde zu vergrößern, welche ſchon jetzt einen Raum faſt von der Größe Europas einnimmt.

Troſtloſe Leere, Dürre und Hitze iſt der vorherrſchende Charakter der Wüſte. Im beweglichen Sande, wie auf dem kahlen Geſtein keimt nicht das Samenkorn, die Thiere fliehen die Stätte des Todes und nur der Menſch durcheilt in großen Zügen die ſchweigenden Räume. Aus der ewigen Bläue des Himmels ſtrahlen in ungebrochener Kraft die Gluthen der Sonne. Heiße Luftſtröme ſteigen vom Boden auf und ſcheuchen die Wolken zurück. Selbſt die tropiſchen Regen beſuchen nur ſelten und unregelmäßig die Einöde, und zuweilen wird in Jahresfriſt der durſtige Boden nicht einmal getränkt.

Aber in dieſem Sandoceane, den der Araber bezeichnend bahr billa ma (Meer ohne Waſſer) nennt, finden ſich zerſtreut, wie die Flecken auf der gelben Haut des Panthers, einzelne grüne Inſeln „Oaſen," wo Palmen ragen und der Menſch ſeine Hütten gebaut hat. Waſſer iſt der Zauber, der in der ödeſten Wüſte das Leben weckt. Unter den Thon- und Mergelſchichten, welche den rothen Sand über ſich tragen, fließt an manchen Orten, vom hydroſtatiſchen Druck geſpannt, ein Reichthum von Waſſer, deſſen Rieſeln zuweilen das Ohr des Lauſchers, an den Boden gedrückt, vernehmen kann. Wo die Oberfläche der Wüſte

ſich dieſem „unterirdiſchen Meere“ (bahr el töht) nähert, — und es finden ſich Senkungen bis unter das Niveau des Mittelländiſchen Meeres — da gelangen die Wurzeln der Pflanzen zu ihrer Nahrung und die Brunnen werden in geringer Tiefe mit Waſſer geſpeiſt. An andern Stellen kommt ein Quell am Fuße der Felſengebirge oder weithingeſtreckter Hochebenen zu Tage und bezeichnet ſeinen kurzen Lauf durch erquickendes Grün. Doch kennen wir im Innern der Wüſte nur wenige dieſer Fruchtinſeln. Zahlreicher ſchmücken ſie die Ufer des Sandmeeres, wo benachbarte Waldgebirge, wie die Kette des Atlas, oder der Ocean des Waſſers Wolken und Dünſte ſammeln und ihnen häufiger zuſenden, wo kleinere Flüſſe zur Wüſte hinabſtrömen, bis ſie im Sande verſiegen, und große Ströme wie der Senegal, Dioliba und Nil an ihrem Saume hinſtreifend, weithin mit dem Grundwaſſer den Sand durchdringen, ſo daß die Kameele ſchon in der Entfernung mehrerer Tagereiſen die Nähe der Fluthen wittern.

Auf die Oaſen beſchränkt ſich faſt Alles, was die Wüſte an lebendigen Weſen beſitzt, und was umherſchweift in der leeren Einöde, kehrt immer wieder zu ihren Brunnen zurück. Hier ragt die Dattelpalme, der eigentliche Lebensbaum der Wüſte, deren Fülle von nahrhaften und wohlſchmeckenden Früchten Thiere und Menſchen ernährt. Oaſe und Dattel ſcheinen unzertrennlich, wie jene nicht bewohnbar wäre, ohne dieſe, ſo gelangt letztere auch nur dort zur vollkommenen Ausbildung. Weder ſüdlich noch nördlich von der Wüſte gedeiht die Frucht, wenn auch der Baum mächtig emporſchießt. Statt der Dattelpalme erſcheint im ſüdlichen Theile der Sahara die ſchöne Dum- oder thebaiſche Palme mit verzweigtem Stamm. Auch der Mannaſtrauch, einſt der Troſt der Israeliten in der arabiſchen Wüſte, findet ſich hier in der afrikaniſchen. Dornen und Diſteln, welche nur die kräftigen Kiefer der Kameele zermalmen können, ſo wie eine Art Gras, welches nach einigen Regentagen ſchnell emporſchießt, erſtrecken ſich über die Fruchtgrenzen der Oaſen in die Wüſte hinein. Um die Quellen der Oaſe ſammeln ſich die wenigen Arten der Thiere, welche hier ihr Leben friſten können, Raben und carthagiſche Hühner, Haſelmäuſe, Springhaſen und wilde Eſel, und Schakal

und Hyäne umkreiſen ſie Nachts mit heiſerem Gebell. Nur den flüchtigſten Thieren, dem Strauß, „der mit den Füßen fliegt und mit den Flügeln rudert," und der zierlichen Gazelle begegnet in der Todtenſtille der Wüſte das Sauſen des Windes und der Karavanenzug.

Hier ſtrebt auch der Menſch im Schweiße ſeines Angeſichts dem Wüſtenboden durch Fleiß und Ausdauer abzuringen, was die Natur nicht freiwillig ſpendet. Wenige von den Oaſen ſind ſo reich mit Feuchtigkeit verſehen, daß Weizen oder Gerſte gebaut werden kann, die meiſten zeigen nur Dattelwälder und kleine Gärten, in welchen einige Südfrüchte und etwas Gemüſe durch fortwährende mühſame Bewäſſerung erzielt werden. Städte mit Mauern und Gräben erheben ſich innerhalb der Dattelwälder, und neben dem Gartenbau herrſcht reger Gewerbefleiß. Im weiteren Umkreiſe aber lagern die Wandervölker mit ihren Heerden, welche von Oaſe zu Oaſe ziehend in der trocknen Jahreszeit die benachbarten Gebirgswaldungen aufſuchen. Andere Wüſtenbewohner leben vom Handel, ſie bringen Gold, Elfenbein und Straußfedern, ſo wie den ſchwarzen Menſchen ſelbſt aus Sudan nach der nördlichen Küſte und tauſchen dafür die Erzeugniſſe europäiſcher Cultur wieder ein. Auch bietet ihnen das Salz ihrer Wüſte, das oft in großen Salzfeldern auf dem Erdboden meilenweit zu Tage liegt, bald aus Salzteichen inſelartig herauskryſtalliſirt, ein vielgeſuchtes Austauſchungsmittel. Noch Andere begleiten die Karavanen als Führer der Sicherheitswache oder leben vom Raube.

Die meiſten der Wüſtenvölker ſtehen ſich feindlich gegenüber. Daher kann der Reiſende, welchen der Drang des Wiſſens oder lockender Gewinn durch die Wüſte treibt, nicht eigener Kraft vertrauen, ſondern iſt gezwungen, der Maſſe ſich anzuſchließen. In ungeheuren Schaaren ſammeln ſich an den Ausgangspunkten der Wüſte die Karavanen (Kaffilahs, Koffles) und ziehen von Nord nach Süd und von Weſt nach Oſt ſeit Beginn des menſchlichen Verkehrs dieſelben, durch Naturnothwendigkeit ihnen vorgeſchriebenen Straßen. Denn in dieſer Oede, wo alles beweglich iſt, gleich den Wogen des Oceans, der Sand wie die räuberiſchen Wandervölker, bilden die Oaſen und die hie und

da zerſtreuten Brunnen und Waſſerplätze die unveränderlichen Hafenplätze. Aber dennoch würde die Wüſte ewig einſam bleiben, wenn nicht das Kameel, das „Schiff der Wüſte," dem Menſchen als treuer Begleiter gegeben wäre. Es vermag viele Tage dem Durſt zu widerſtehen und nimmt vorlieb mit dem ſchlechteſten Futter. Sein Gebiß iſt ſo ſtark, daß es das holzige Geſtrüpp der Wüſte zu zermalmen vermag. Seine ungeſtalten Füße, eigens für die Wüſte geſchaffen, tragen es durch den heißeſten Sand, wie über die ſteilſten Felſenabhänge. Sein Unterhalt koſtet ſechsmal weniger, als der des Maulthieres und es trägt bedeutend größere Laſten, als jenes. Dabei reicht es dem mäßigen Wüſtenbewohner ſeinen ſchönſten Labetrunk, die Milch, welche nebſt Datteln oft wochenlang die einzige Nahrung deſſelben ausmacht und ſelbſt das Pferd der Wüſte allein ernährt. Beladen geht das Kameel langſamer, als das Pferd, aber ohne Gepäck trägt es den Reiter in raſchem Trabe dahin. Es giebt eine Art Dromedare, hoch geſchätzt unter den Völkern der Wüſte, welches zu Courierreiſen gebraucht wird und in einem Trabe 40—60 Stunden zurücklegen kann. Es heißt El Heirie, in Algier Mehari, Eilkameel. Der Araber, welcher darauf reitet, muß Lenden, Bruſt und Ohren umbinden, damit die erhitzte Luft, welche er gleich einem Pfeil durchfliegt, ihn nicht betäubt. Verſehen mit einem Waſſerſchlauch aus Ziegenfell (Bakull), einem Krug von poröſem Thon, einigen Datteln und einer Hand voll Gerſte eilt der Wüſtenreiter in einer Woche von Timbuctu nach Tafileth, während für denſelben Weg eine Karavane 50 Reiſe- und 75 Ruhetage braucht. „Wenn du einem El Heirie begegneſt," ſagt der Araber, „ſo rufe eilends ſeinem Reiter Salem Aleik zu; ehe er dir Aleik Salem geantwortet hat, werden ihn deine Augen nicht mehr ſehen, denn ſein Thier flieht wie der Wind."

In großen Schaaren, mit Kameelen und Maulthieren reichlich verſehen, ſammeln ſich die Kaufleute in den Grenzſtädten der Wüſte. Hier hat jede bedeutendere Stadt ihr Fonduk oder Karavanſerai, ſowohl Herberge, wie Waarenniederlage und Sammelplatz für die abgehenden und ankommenden Karavanen, und die Vorſteher der Maulthier- und Kameeltreiber ſetzen hier den Abgang kleinerer Reiſezüge, je nach dem Bedürfniß

feſt. Nach den wichtigeren Städten gehen regelmäßige Karavanen zu beſtimmten Zeiten ab. Iſt der Tag des Aufbruchs gekommen, ſo ſtellen ſich die erfahrenſten Kameel- und Maulthiertreiber, welche ſchon oft die Reiſe gemacht haben und jedes Fleckchen mit Vegetation, jeden Brunnen genau kennen, an die Spitze, und unter dem Geleite von Arabern, Mauren oder Tuariks, durch deren Land die Kaffilah zieht, betreten die Reiſenden wohlgemuth die Wüſte.

Die Länge einer Tagereiſe richtet ſich nach den Lagerplätzen; gewöhnlich beträgt ſie 4—5 Meilen, dehnt ſich aber auch in waſſerarmen oder durch Räuber unſicher gemachten Gegenden auf 8 Meilen aus. Zuweilen, bei großer Hitze, wird bei Tage geraſtet und in der Nacht die Reiſe nach der Leitung des Polarſterns fortgeſetzt. Gewöhnlich aber bricht die Karavane mit dem Dämmern des Morgens auf und raſtet zur Zeit des 'Asr (Nachmittaggebetes), wenn irgend die Gegend es geſtattet, an einer Anhöhe, am liebſten an einem Brunnen. Geſchäftig bereiten die Reiſenden dann bei dem Feuer des getrockneten Kameelmiſtes ihr Mahl, verrichten ihre Gebete und bedienen ſich bei den vorgeſchriebenen Waſchungen des Sandes ſtatt des Waſſers. Und wenn über die lautloſe Stille der Wüſte die Nacht ſich lagert mit den in der ewig klaren und trockenen Atmoſphäre hell funkelnden Sternen, dann ſammeln ſich die gläubigen Jünger des Propheten und lauſchen den Worten des Märchenerzählers und hören die altbekannten, phantaſiereichen Erzählungen von Sindbad dem Seefahrer und Aladdins Zauberlampe mit immer neuem Vergnügen. Auch ſtimmen ſie abwechſelnd Geſänge an, dreiſtimmig in ſchwermüthigen, aber gefälligen Weiſen. Später legt ſich ein Jeder zum Schlummer in ſeinem Zelte nieder, und in der Todtenſtille ringsum vernimmt das geſchärfte Gehör das Wiederkäuen der Kameele und das Schnarchen der Schlafenden in entfernten Zelten, und hört den geſchäftigen Käfer (Scarabaeus sacer) am Boden die feuchten Kugeln rollen, dem Aegypter einſt ein heiliges Sinnbild des Weltſchöpfers. So verfließt ein Tag, wie der andere, bis einige Raben oder Krähen, die tröſtenden Boten des Propheten, gleich wie auf dem Ocean des Waſſers die Nähe der Inſeln, ſo hier

in dem Sandocean die Quelle verkünden und am Horizont die Wipfel der königlichen Palmen auftauchen. Dann eilt Alles mit raſchem Schritt dem Waſſer zu und Menſchen und Thiere löſchen ihren Durſt in langen Zügen, als ob ſie nimmer aufhören wollten. Am Brunnen wird einige Tage geraſtet, in größeren Oaſen verweilt man wochenlang und handelt und tauſcht mit ſeinen Waaren. Reiſende gehen ab nach anderen Richtungen, neue Geſellſchaften ſtoßen zu, bis Alles zum neuen Aufbruch gerüſtet iſt. So fehlt es auch in der Wüſte nicht an Unterhaltung, und ihre Schrecken ſind zu ertragen, wenn kein Unfall die Reiſe ſtört. Aber um den kleinen, langerſehnten Brunnen lagert vielleicht, ſoeben angelangt, eine andere Karavane, und blutiger Kampf entſpinnt ſich unter den Verſchmachtenden; oder räuberiſche Stämme überfallen die ſchwach beſchützte Kaffilah, morden und plündern. Größer noch ſind die Schrecken der Natur, wenn der Orcan der Wüſte, der feueratmende Samum oder der giftige Chamſim daher fahren. Letzterer iſt elektriſcher Natur und weht meiſt aus Süd oder Südoſt. Er hält nicht lange an, hinterläßt aber eine drückende trockene Schwüle von 38 bis 40° R. im Schatten. Zuerſt erſcheinen am Horizont dichte ſchwarze Wolken, ihnen folgen feuerrothe, wie Brandwolken aus einer Stadt aufſteigend. Ein fahles, röthlichgelbes Licht verbreitet ſich, drückende Hitze folgt. Noch herrſcht Windſtille und ängſtliche Ruhe, Thiere und Menſchen verbergen ſich. Aber bald hört man dumpfes Brauſen und Kniſtern, tief am Boden wälzen ſich die Wolken heran, und im Augenblicke iſt der Sturm da in raſender Wuth mit einem Meere von Sand und Staub. Der Athem wird ſchwer, Thiere und Menſchen taumeln umher, ihre Sinne verwirren ſich und das Blut ſteigt zum Gehirn. Nicht ſelten erfolgt Schlagfluß und Tod.

Der Samum iſt ein gewöhnlicher Orcan, aber durch die Hitze des Wüſtenbodens, über den er hinbrauſt und die Wogen von glühendem Sand, die er mit ſich führt, gefährlich und im höchſten Grade peinigend. Die Thiere werden wild, werfen ihre Ladung ab, der Menſch wird verwirrt, wie bei heftigen Schneeſtürmen auf hohen Bergen, er findet ſich nicht mehr zu-

recht, ermattet und erliegt im Kampfe mit Hitze, Sand und Sturm. Bis auf hundert Meilen ins Meer hinein ist der Samum fühlbar und bedeckt mit dem feinen rothgelben Sand der Wüste die Segel und das Verdeck der Schiffe. Der Boden der Wüste aber gleicht bei heftigem Sturm den Wogen des Meeres; hohe Sandwellen kommen und verschwinden und hängen sich an jeden hervorragenden Gegenstand, und die Karavanen müssen eilig aufbrechen trotz des fürchterlichen Unwetters, um nicht im Sande begraben zu werden. Lange Tage weht oft der Samum, wenn gleich nicht mit derselben Stärke, das Wasser in den getheerten Ziegenschläuchen wird stinkend und versiegt zuletzt ganz, und die verschmachtenden Reisenden bieten dann wohl vergebens Hunderte von Dollars für einen einzigen Trunk faulen Wassers! Kommen sie endlich zu einer der Oasenquellen voller Freude baldiger Erlösung, so finden sie vielleicht den Brunnen versiegt, und sehen dem gräßlichsten Tode entgegen. So fand im Jahre 1805 eine Kaffilah, welche sich von Timbuctu nach Tafileth begab, die Quelle vertrocknet, worauf sie gerechnet hatte, 2000 Menschen und 1800 Kameele starben vor Durst! Daher die Haufen und Reihen bleichender Gebeine und ausgedorrter Leichen von Menschen und Thieren, welche die Wüstenwege bezeichnen, daher die unheimliche Begleitung durch Geier hoch oben in der Luft, welche ihres Schmauses harren.

Zuweilen sehen die verdurstenden Wanderer aus dem röthlichen Dunste des Horizonts plötzlich Wasserspiegel blinken, um welche Palmen sich wiegen und Schlösser ragen. Der frische Anblick bringt neues Leben in die ermatteten Glieder, schon fühlt man die nahe Erlösung. Aber der erfahrene Wüstenpilger seufzt schwermüthig und gedenkt, wie oft das „Wasser des Satans" ihn getäuscht hat. Fort stürmt die Karavane, den Lebensquell zu erreichen, aber er weicht tückisch zurück und endlich zerrinnen See und Palmen und Schlösser spurlos in die leere Oede. So täuscht die Wüste durch trügerische Bilder (fata morgana, mirage) die armen Reisenden und steigert das Grausen, von dem die Seele in ihr erfüllt wird. Mitunter sind es fernliegende Oasen, welche durch eine Brechung der

Lichtſtrahlen dem Auge näher gerückt erſcheinen, oft iſt es nur der flimmernde Dunſt, welcher gleich dem Abendnebel tiefliegender Wieſenſtrecken aus der Ferne einer Waſſerfläche gleicht.

Eine beſondere Art von Karavanen, bei der ſich ein religiöſer Zweck mit dem Handel verbindet, iſt die unter dem Namen Rakeb bekannte große Meccakaravane. Sie führt den gläubigen Moslem zum Grabe des Propheten und bringt ihm, außer dem Erwerb der dabei betriebenen Handelsgeſchäfte, auch den ehrenvollen Titel eines Hadſchi (Pilger, Heiliger) ein, den er nach der Zurückkunft ſeinem Namen vorſetzt. Die Rakeb folgt dem Datum des mohamedaniſchen Kalenders, während die Kaffilahs ſich nach den Jahreszeiten richten. Der mohamedaniſche Kalender kennt bekanntlich nur ein Mondjahr von 354 oder 355 Tagen, und derſelbe Monat fällt daher nach und nach in alle Jahreszeiten. Am zweiten Tage des Monats Redſcheb, des zweiten vor dem Rhamadan oder Faſtenmonat, bricht die Rakeb alljährlich von Fez und von Tafileth abwechſelnd auf und wird von dem Scheich el Rakeb befehligt. Dieſe Würde iſt geſetzlich an die Familie der Scheriffs oder Abkömmlinge Muhameds gebunden, zu der das herrſchende Haus in Marocco gehört, und gewöhnlich wird einer der Verwandten des Kaiſers damit bekleidet. Von zahlreicher Leibwache begleitet ſetzt ſich der Scheich unter kriegeriſcher Muſik und mit fliegenden Fahnen an die Spitze des Zuges und führt die Pilger ihre lange Straße zwiſchen der Wüſte und dem Tell durch die zahlreichen Oaſen des Dſcherid, durch das Küſtenland von Tripolis nach Cairo, wo die Pilger aus Aegypten und den oberen Ländern des Nil ſich anſchließen, und weiter über die Landenge Suez nach Mecca. Unabänderlich ſind ſeit Jahrhunderten die Ortſchaften feſtgeſetzt, welche die Karavane durchzieht, die Plätze, wo ſie raſtet und die Tage ihres Aufenthaltes, ſo daß ſie mit den Meccakaravanen aus Syrien und von Bagdad an ein und demſelben Tage (dem Aïd el Kebir d. h. dem großen Feſte) in Mecca eintrifft. Es iſt dieſes der Tag, an welchem Muhamed von Mecca nach Medina flüchtete und von dem die Anhänger des Propheten ihre Zeitrechnung beginnen. Unterwegs bringt die Rakeb reges Leben in die Gegenden, welche ſie berührt. Da der Tag ihrer

Ankunft an jedem Orte im Voraus bekannt ist, so warten die Bewohner der benachbarten Ortschaften schon mit ihren Früchten und Lebensmitteln und tauschen von den pilgernden Kaufleuten dafür ihre Bedürfnisse ein. Lagert die Karavane in der Wüste, oder in menschenleeren Gegenden, so eröffnen die Pilger unter sich einen Tauschhandel, die Procession wird zum Bazar, die Rakeb zur wandernden Stadt. Nur der Handelsgeist unterhält die fromme Pietät für das Grab des Propheten. Um Ordnung im anschwellenden Zuge zu erhalten, der beim Eintritt in die Algierische Sahara schon gegen 8000 Personen zählt, wird die Gerechtigkeitspflege durch einen Kadi streng geübt, welcher jeden Tag zu Gericht sitzt. Seine Gerichtsbarkeit beschränkt sich aber nicht auf die Pilger, sondern sobald das Lager aufgeschlagen ist, kommen die Bewohner der benachbarten Ortschaften, selbst ganze Stämme und tragen ihm ihre Streitigkeiten vor. Der alte Weg der Meccakaravane geht von Fez oder Tafileth nach El Aruat, Sidi Okba in Algerien, Tozer, Tagius, Gabes im Tunesischen, Tripolis, Mesurata, Bengazi, Cairo. In neuerer Zeit verlassen aber viele Pilger im Tunesischen den Landweg und schiffen sich auf Dampfschiffen nach Alexandrien ein. Sie vermeiden dadurch den gefährlichen Weg von Tripolis nach Aegypten, wo räuberische Araberstämme, die Heiligkeit der Rakeb nicht achtend, nicht selten Verwirrung und Wehklagen in die Reihen der frommen Pilger bringen.

Einer anderen Art von Karavanen ist noch zu gedenken, der Nedscha's, oder der Wanderung ganzer Volksstämme durch die Wüste. Diese bieten das bunteste Leben. Das Gebell der Hunde, das Geschrei der großen und kleinen Kinder, das Blöken der Schafe, das Krähen der Hähne, das Rufen und Schreien der Menschen auf einander, all dieser Lärm im wandernden Dorfe mitten in der schweigenden Wüste gewähren dem Reisenden, welcher sich an eine Nedscha anschließt, die mannigfaltigste Zerstreuung. Aber plötzlich verstummt die geschäftige Menge. Fern am Wüstenhorizont hat man einen andern Stamm erblickt. Die Reihen schließen sich eng an einander, die Männer halten ihre Waffen bereit. Aengstliche Vermuthungen werden laut. Sind es Freunde? Sind es Feinde?

Endlich kommen beide Karavanen einander nahe und halten ſtill. Wer ſeid Ihr? Erkennen ſich befreundete, ſo grüßen ſie Es Salem Aleikum und von drüben Aleikum es Salem, und ſetzen ruhig ihre Reiſe fort. Sind es aber feindliche Stämme — und bei dieſen heißblütigen Kindern der Wüſte vererbt ſich Haß und Verfolgung ſelbſt innerhalb eines Stammes bis ins 5. und 6. Glied — ſo regnet es Schimpfreden und Flintenſchüſſe. Geht dann die Sonne unter, ſo hört nach des Propheten Gebot jeglicher Kampf auf und die ſchwächere Schaar benutzt die Nacht, um das Feld zu räumen. Sind aber die Kräfte und die Kampfluſt gleich, ſo beginnt am Morgen der Kampf aufs Neue, der dann blutig iſt und mit wilder Rohheit geführt wird. Hier giebt es nicht Sclaven zu erbeuten. Hat der Beduine ſich ſeines Feindes lebend bemächtigt, ſo ſchneidet er ihm ohne Barmherzigkeit den Kopf ab und übergiebt denſelben noch blutend ſeinen Weibern, welche ihn mit Schmähungen und Mißhandlungen überhäufen. Nur die Marabuts, die Schmiede und die Juden kommen mit dem Leben davon, erſtere aus Achtung, die beiden letzteren aus Verachtung. Was den Schmieden die bürgerliche Ehre entzogen hat, iſt nicht bekannt; aber wer ſich rettungslos verloren ſieht, hat nur nöthig, die Kapuze ſeines Burnus über den Kopf zu ziehen und mit den Armen die Bewegungen des Schmiedens zu machen. Sein Leben iſt gerettet, aber ſein Name beſchimpft.

Betrachten wir nach dieſen allgemeinen Blicken auf das Leben und Treiben der Wüſte einzelne Theile derſelben näher, welche aus dem größtentheils herrſchenden Dunkel durch Reiſende mehr oder weniger erhellt hervortreten. Der *weſtliche* Theil der Wüſte (*Sahel*) iſt im Allgemeinen waſſerleerer als die eigentliche Sahara. Während in letzterer zahlreiche Quellen ſich finden und wenige Fuß unter der Oberfläche beim Nachgraben das Waſſer ſich ſammelt, tritt es im Sahel nirgends ſprudelnd zu Tage und die Brunnen müſſen oft über hundert Fuß tief hinabgeführt werden. In Ermangelung von Steinen werden ſie mit Kameelknochen ausgemauert und mit Häuten bedeckt, worüber ſich oft mehrere Fuß hoch der Flugſand lagert.

Doch wissen die Karavanenführer sie geschickt wieder aufzufinden und vom Sande zu befreien.

In ihren besten Schmuck kleidet sich die Sahel-Wüste an ihrem Nordrande, wo von den Abhängen des Atlasgebirges herab zahlreiche Flüsse ihr zuströmen und die Wolken, welche sich auf den bewaldeten Bergen sammeln, aus ihrem Schooße zuweilen die Dürre tränken. Hier erstreckt sich in weitem Bogen vom südlichen Marocco bis zum vulkanischen Ghariangebirge in Tripolis ein breiter Gürtel, den die wechselnden Glieder von Wüste und Oasenland bilden. Ein Reichthum von Dattelbäumen schmückt diesen Landstrich und hat ihm den Namen Biled ul Dscherid (Biledulgerid) oder Dattelland gegeben. Der westliche Theil der Oasenkette, welche mit Tafileth beginnt, ist noch zu wenig bekannt, der mittlere, die sogenannte Algierische Sahara, zieht sich weit nördlich in die Provinz Constantine hinein. Hier bildet, nicht weit von den Pässen, welche durch die südlichste Atlaskette aus dem Tell zur Wüste führen, die Oase der Ziban (Mehrheit von Zab) mit den Ortschaften Tolga, Zaatscha, Sidi Ocba und Biscara einen wahren Oasen-Archipel, südlich davon liegt die Oase Wadi-Rir mit Tuggurth, und am weitesten in der Wüste die Oase der Beni Mezab und Wargla. Zu Tunis zählt der Oasenkranz um den Pharonischen See, das eigentliche Dscherid, und das Land Suf südlich davon. Weiterhin schließt die Tripolitanische Oase Ghadames nach Osten das Dattelland. Man unterscheidet von bewohnten und bebauten Landstrecken die Fiafi's, Oasen mit Städten, durch Haine von Palmen und Obstbäumen gegen Sonne und Samum geschützt, und die Kifar's, grüne Weiden, welche wenigstens die Regenzeit in üppiges Grün kleidet. Die ganz wüsten Strecken heißen Falats. In den Fiafi's wohnt ein fleißiges Geschlecht, deren Gärten im Schmucke der Granaten, Pfirsich- und Feigenbäume prangen und von Landhäusern eingefaßt sind. Aber nur die größte Ausdauer hat dem Boden mühsam seinen Tribut abgerungen. So sind im Oasenlande Suf die Gärten tief ausgegraben, um dem Grundwasser näher zu kommen, hohe Wälle umgeben sie, und der Wüstensand, den die Winde über alle Schranken hineinwehen, muß täglich hinaus-

getragen werden. Selbſt die Datteln erfordern anhaltende Pflege. Um ſie zu pflanzen, werden Löcher bis 30 Fuß tief in den Boden gegraben, und die jungen Bäume werden täglich begoſſen. Wo ſich nicht männliche Bäume finden, — denn die Dattelpalmen ſind getrennten Geſchlechtes — wird der Samenſtaub oft aus weiter Ferne herbeigeholt und die weibliche Blüthe künſtlich befruchtet. Die Bewäſſerung geſchieht in den Oaſen nach ſtrenger Ordnung. Aus den Brunnen wird durch Schöpfräder das Waſſer in Baſſins gehoben und durch Gypsrinnen nach den verſchiedenen Gärten geleitet, und damit Niemand einen Vorzug vor dem Anderen erhalte, wird nach der Sand- oder Waſſeruhr die Zeit beſtimmt, wie lange ein Jeder das Waſſer auf ſein Grundſtück leiten darf. Auch ſind den Wüſtenbewohnern ſchon ſeit uralter Zeit die arteſiſchen Brunnen bekannt, um das unterirdiſche Waſſer zu heben. So wie man in den ägyptiſchen Oaſen zahlreiche Spuren von arteſiſchen Bohrlöchern und die Ueberreſte großartiger Reſervoirs und unterirdiſcher Kanäle gefunden hat, ſo berichtet auch von der algieriſchen Oaſe Tuggurth ſchon der Reiſende Schaw im vorigen Jahrhundert, daß man der Natur dort durch Bohrungen entgegenkomme. Neuerdings haben ſorgfältige Unterſuchungen der Franzoſen zwiſchen Biscara und Tuggurth gezeigt, daß ſich durch den Erdbohrer die Zahl der Oaſen in dieſem tiefliegenden Theil der Wüſte, ſelbſt in den „Falats" nach Belieben vermehren laſſe und oft drang nach der Durchbohrung der Thon- oder Mergelſchicht das Waſſer mit ſolcher Gewalt hervor, daß die Arbeiter ſich nur durch die raſcheſte Flucht vor den Fluthen retten konnten. Bekannt iſt der Ausſpruch des kundigen Lamoriciere, daß man die Wüſte durch die Sonde, nicht durch das Schwert erobern müſſe.

Wie ſchwer es in der That iſt, mit gewaffneter Hand als Eroberer in die Oaſen zu dringen, haben die Franzoſen erſt kürzlich (im October 1849) erfahren, als ſie das Oaſendorf Zaatſcha von nicht mehr als 180 bis 200 Einwohnern erobern wollten. Nur durch eine Armee von 11,000 Mann und ſchweres Belagerungsgeſchütz erreichten ſie nach langen Kämpfen ihren Zweck, doch mußten ſie jedes einzelne Haus erobern und

die Vertheidiger fielen bis auf den letzten Mann, indem sie den Tod der Knechtschaft vorzogen. Am südlichsten von den Algierischen Oasen liegt Wargla in einem Walde von Dattelbäumen, am Abhang des Berges Schalet el Mehal. Das Land ist durch den Wad el Mia (Fluß der 100, weil 100 kleine Flüsse ihn bilden) im Winter reich bewässert; im Sommer ist das Flußbett leer, doch findet man beim Nachgraben immer Wasser. Die Stadt ist durch Mauern und 40 Forts gut befestigt und wird von arabischen und berberischen Familien bewohnt. Erstere sind die Aristokraten und nennen sich selbst El Haras (Leute des Stammes). Sie bilden die Dschemman (Versammlung der Notabeln) und setzen den Sultan nach Belieben ein und ab. Letztere Procedur geschieht sehr geräuschlos. Bei dem Apell, welcher alle Tage vor dem Hause des Sultans stattfindet, giebt ein Mitglied der Dschemman den Musikern ein Zeichen, zu schweigen, und erklärt dadurch das Sultanat für erledigt. Gegenwärtig ist kein neuer Sultan eingesetzt, und die Aristokraten regieren allein. Die berberische Bevölkerung gehört zum Stamme der Mozab, in Algier Mozabiten genannt, die in der ganzen Regentschaft als thätige Händler und Arbeiter bekannt sind. Sie werden von den Aristokraten verächtlich El Khelatin (die Verlassenen) genannt. Südwestlich von Tripolis am Abhang des Ghariangebirges liegt die Oase Ghadames, der Knotenpunkt der Karavanenzüge von Tripolis und Tunis nach Marocco, Timbuctu und Fezzan. Die Stadt besteht aus sechs Quartieren der Berberbevölkerung, ein siebentes bildet die Vorstadt und gehört einem arabischen Stamme. Diese sind die Kameeltreiber und Beschützer der Kaufleute der Stadt, welche wenig Muth besitzen. Die Vertheilung des Wassers aus dem Hauptbassin geschieht nach einer Wasseruhr. Ein kupferner Eimer hängt unter der Kuppel, mit welcher das Bassin überbaut ist, und entleert durch ein Loch in einer bestimmten Zeit sein Wasser. Nach diesem Zeitmaß richtet sich die Bewässerung von je 5 Grundstücken aus einem der 5 Hauptkanäle des Bassins.

Auf den Kifars, um die Oasen herum ziehen in der nassen Jahreszeit die Beduinen-Araber mit ihren Heerden und führen

ein patriarchaliſches Nomadenleben, wie zu den Zeiten Abrahams und Hiobs, bis die Sonne des afrikaniſchen Sommers den Boden dürrt und das Gras verſengt. Dann eilen ſie den Schluchten des Atlas zu und ſuchen ihre ſchon lange behaupteten Weiden auf. Stamm drängt ſich dann an Stamm, und keine größere Freude, als wenn Krieg oder Peſt einen dort einheimiſchen Stamm vernichtet hat, und die neuen Ankömmlinge ſich über das verlaſſene Thal ausdehnen können. Daher frohlocken die Araber der Wüſte, wenn ſie die Heuſchreckenſchwärme ihren Weg nach Norden nehmen ſehen, da in deren Gefolge durch die Ausdünſtungen der Milliarden Inſektenleichen nicht ſelten die Peſt ausbricht und ganze Gegenden entvölkert, und ſie nennen in ſelbſtſüchtiger Verblendung dieſe Geißel des Menſchengeſchlechtes Elk-here, den Segen.

Den weſtlichen Rand der Wüſte, wo der Ocean des Sandes und des Waſſers in kaum wahrnehmbarer Grenze ſich vereinigen, bewohnen von der Südgrenze Marocos bis zu den Ufern des Senegal und Dioliba die Mauren und Monſelmins, ein chriſtenfeindliches, fanatiſches Volk, von berberiſcher Abkunft. Inmitten der weißen und ſchwarzen Race bilden ſie den Uebergang beider und haben deren Laſter in ſich aufgenommen, ohne ihre Tugenden zu beſitzen. Aber freiheitsluſtig und herrſchgierig haben ſie dort der Oberherrſchaft des Kaiſers von Marocco ſich entzogen und bedrücken hier die argloſen Kinder von Hams Geſchlecht. Sie bebauen den Boden emſig, ſo weit er Cultur zuläßt, pflegen ihre Heerden und handeln mit dem Salz und dem köſtlichen Gummi ihrer Wälder, welche ſich öſtlich von Portendik am rechten Ufer des Senegal ausdehnen. Nach der Gummiernte ziehen ſie ſich nach Hoden (oder El Waden), Tiſchit, Arauan und anderen uns unbekannten Oaſen zurück, um ihre Datteln zu pflegen und ihre Gerſtenfelder zu bebauen. Doch ihre höchſte Freude iſt, wenn ein Schiff der Ungläubigen, vom Wogenſchlag und der kreiſenden Meeresſtrömung getrieben, an ihre tückiſche Küſte geräth, und die Schiffer, geblendet von der mit Sandtheilchen erfüllten Luft, die weit hinaus in den Ocean wie ein weißer Nebel reicht, ſich plötzlich im wogenden Flugſand gefangen ſehen, während ſie noch auf offener See ſich

zu ſchaukeln wähnen. Dann ſtrömt Groß und Klein herbei und preiſt Allah für ſeine Güte. Was das Schiff birgt von Gütern aller Art, wird als gute Priſe betrachtet, die Mannſchaft aber, ſo fern ſie aus Ungläubigen beſteht, in die Sclaverei geführt. Wenigen gelingt es, dem Tode durch Hunger oder Mißhandlungen zu entkommen, denn die Mauren dieſer Küſte ſind Strenggläubige und wähnen, daß ihr Gott ein beſonderes Gefallen an den Qualen der Ungläubigen habe.

Südlich von den Oaſen der Mauren liegt vom Wüſtenſand umgeben die Negerſtadt Timbuktu, Hauptſtapelplatz allen Verkehrs zwiſchen den Atlasländern und dem weſtlichen Sudan. Das Geheimniß, welches dieſe Stadt ſo lange verhüllt hat, iſt von einem Franzoſen Caillié entſchleiert. Als dieſer, vom Dioliba aus im Jahre 1828 ſie beſuchte, fand er ſeine hochgeſpannten Erwartungen bitter getäuſcht. Die Stadt iſt öde und beſteht aus einer unregelmäßig zerſtreuten Maſſe kleiner Häuſer; die 12,000 Einwohner ernähren ſich allein vom Zwiſchenhandel. Die faſt wöchentlich ankommenden und abgehenden Karavanen lagern vor der Stadt und unterhalten nur dort ein buntes Leben.

Oeſtlich durch die ganze Sahel-Wüſte wohnt der Berberſtamm der Tuariks, ein ausgebreitetes Volk, von weiß bis ſchwarz in alle Farben ſpielend, je nachdem kaukaſiſches oder Negerblut vorherrſcht. Sie ſind Handelsleute und Kameeltreiber, und begleiten oder plündern die Karavanen, wie gerade ſich die Gelegenheit bietet. Sie machen nicht ſelten Einfälle in die Sudanländer, um Sclaven zu eigenem Gebrauch oder zum Verkauf zu gewinnen. Ihre Oaſen Tegazza, Taudeni und Mabruc ſind wenig bekannt, ſollen aber reich an Salz ſein. Ihren Hauptſitz haben ſie im Lande Ahir, vielleicht nicht mehr Oaſe, ſondern ſchon zu Sudan gehörig. Wenigſtens fanden ſich die Reiſenden Dr. Barth und Dr. Overweg, welche ſich gegenwärtig noch in Sudan aufhalten, von einer üppigen Vegetation umgeben, welche ſie nach dem Marſche durch die Wüſte wie eine neue Welt anlachte. Im Norden der Wüſte findet ſich der verwandte Stamm der Tuats in einem weit hin ſich ſtreckenden Oaſen-Archipel anſäſſig. Sie haben Häuſer aus Stein und

Lehm erbaut und mit Mauern umgebene Städte. Ein ausgedehnter Karavanenhandel hat sie reich begütert. In ihrem Lande ist weit berühmt der Ort Ain el Sala (Insula) d. i. die Quelle der Heiligen, wo viele Gräber der ersten mohamedanischen Eroberer sich befinden und deren sämmtliche Einwohner für Marabuts oder Heilige gelten.

Die östliche Wüste, die eigentliche Sahara und nach Aegypten zu libysche Wüste genannt, beginnt mit dem Lande Fezzan, einem großen Oasenlande, welches sich von der Nordküste tief hinein nach Süden erstreckt und die natürliche Brücke nach Sudan bildet. Wir werden die Sudanstraße von Tripolis nach den Ländern des Tschadsees weiter unten mit Denham und Clapperton durchwandern und dabei Fezzan mit seinem Leben und Treiben, so wie die südlich davon wohnenden Tibbu-Völker, die östlichen Nachbarn der Tuariks, näher kennen lernen.

Das Innere der Sahara zwischen Fezzan und den Oasen Aegyptens ist unbekannt, auch scheint die Grenze der Wüste nach Süden gegen Sudan zu nicht scharf begrenzt zu sein, denn die spärlichen Nachrichten, welche wir über die Länder östlich vom Tschadsee besitzen, schildern diese als Gemisch von Wüstenstrecken und fruchtbarem Boden. Ihre Bewohner sind meist Schwarze von Mohamedanischer Religion, doch wohnen in den zahlreichen Bergen, welche Waday und Darfur durchziehen, Heiden, die häufig auf Sclavenjagden eingefangen, auch vielfach zur Zucht und zum Verkauf wie Thiere gehalten werden. Unter den rohen Bergbewohnern, deren Könige ihre eigenen Unterthanen als Sclaven verkaufen, scheint auch das Verspeisen gefangener Feinde üblich zu sein. So erzählt der Tunesische Gelehrte Scheich Zain el âbidin, welcher diese Länder durchwandert hat, daß ihm eines Tages ein Häuptling der Gebirgsvölker einen hübschen Knaben von 12 Jahren mit einer Mulde auf dem Kopfe und einem Messer in der Mulde zugeschickt habe. Der Knabe setzte die Mulde ehrerbietig vor den Scheich nieder und beugte seinen Nacken. Auf Befragen erklärte der Knabe, daß sein Herr ihn schicke, um vom Scheich gegessen zu werden. Natürlich verschmähte der Scheich diese unnatürliche Speise, der Häuptling

aber verwunderte ſich ſehr darüber, da doch der Knabe ein ſo ſchönes zartes Fleiſch habe.

Das Land Fur (Darfur) iſt ſeit 180 Jahren vom Nil aus durch Berber bevölkert, welche die Negeriſchen Ureinwohner zu Unterthanen und Sclaven gemacht haben und die Stadt Cobbe allein bewohnen. Hier iſt der Hauptſammelplatz aller Karavanen zwiſchen Sudan und Kairo „der Mutter der Welt," die bisweilen aus 15,000 beladenen Kameelen und 72,000 Sclaven beſtehen. Ihr Weg nach Norden führt durch die Oaſe Selimeh, wo das ſchönſte Trinkwaſſer die Reiſenden erquickt, und durch die große Oaſe in 45 Tagen bis Siouth am Nil. Die große Oaſe beſteht, wie die nördlich gelegene kleine Oaſe, aus einer Reihe von kleinen Fruchtinſeln mit dazwiſchen liegenden Wüſtenſtrecken (Korallenoaſen), und iſt ſchon ſeit den älteſten Zeiten bekannt. Zu Herodots Zeit beſtand hier eine Colonie der Samier, ſpäter unter römiſcher Herrſchaft ward das Ländchen als Verbannungsort benutzt, und im 4ten und 5ten Jahrhundert wurden die Biſchöfe Athanaſius und Neſtorius von Konſtantinopel hierher ins Exil geſchickt. Im 6ten Jahrhundert war hier der Sitz eines Biſchofs, ſeit 943 gehört ſie dem Islam und führt den arabiſchen Namen El Kargeh. Sie hat ſchöne Palmen und Gärten mit Citronen und Limonienbäumen, Felder mit Gerſte und Reis. Auch ſieht man Ueberreſte von Gebäuden, aegyptiſchen und griechiſchen Styles, darunter einen prachtvollen Tempel und eine große Necropole. 35 Stunden weſtlich von der großen Oaſe liegt die Oaſe Dakel, 1819 von Engländern entdeckt, und bis dahin in einer glücklichen Abgeſchiedenheit von aller Welt und von Niemandem gekannt. Nördlich von Kargeh kommt man zur Oaſe Farafreh, dann zu der kleinen Oaſe (oasis parva), einer herrlichen, reich bewäſſerten und mit Südfrüchten geſchmückten Korallenoaſe. Da durch die kleine Oaſe keine Karavanenſtraße führt, bildet ſie ein gelegenes Verſteck für die Räuber der Wüſte, welche ſich weit und breit gefürchtet machen. Die letzte Oaſe iſt im Norden Siwah, eine kleine grüne, reich bebaute Inſel, ringsum von nackten Felsklippen umgeben, wo in der Nähe des Sonnenquells der altberühmte Tempel des Jupiter Ammon ſtand. Zu ihm ſandte

Kambyſes eine Armee, die in der Wüſte umkam, ihn beſuchte Alexander von Macedonien, und die gefälligen und der Macht allezeit gefügigen Prieſter des Orakels proclamirten ihn als den wirklichen Sohn des Gottes. Gegenwärtig haben ſich noch einige Bruchſtücke des Tempels erhalten, welche unter dem Namen Omm-Beydeh in der Nähe des Dorfes Garmis von Tage zu Tage mehr verwittern.

Der Hauptort der Oaſe, Siwah, liegt auf einem koniſchen von Katakomben durchgrabenen Felſen, und iſt von einer hohen Mauer umgeben. Die Straßen ſind ſteil, treppenartig und ſo dunkel, daß man bei Tage eine Lampe nöthig hat, um ſich zurechtzufinden. Aber bei Ankunft einer Karavane iſt der Felſen voller Bewegung und Getöſe und wird wie ein Bienenſtock umſchwärmt und durchſummt.

Weſtlich von Siwah und ſüdlich von Barca findet ſich die dattelreiche Oaſe Audſchila, von einem tripolitaniſchen Statthalter verwaltet. Sie iſt ſchon ſeit den Zeiten Herodots wegen des vorzüglichen Wohlgeſchmackes ihrer Datteln bekannt, zeigt aber ſonſt faſt gar keine Vegetation. Die Einwohner führen ein Karavanenleben, und viele von ihnen haben ſowohl in Kairo wie in Bengaſi und Tripolis Frauen und Haushaltungen.

Zwiſchen den verſchiedenen Oaſen ziehen wandernde Beduinenaraber umher und ſchlagen dort ihre luftigen Zelte auf, wo ſie Futter für ihre Heerden finden und kein ſtärkeres Volk ſie ſtört.

---

# II.

# Der Sudan, Senegambien und beide Guinea's.

II.

# A.

## Mungo Park's erſte Reiſe zum Niger.

Die „afrikaniſche Geſellſchaft“ in London hatte ihr Hauptaugenmerk vorzüglich auf den großen Strom Sudans gerichtet, von welchem ſeit den Zeiten Herodots die widerſprechendſten Anſichten aufgeſtellt waren. Sie ſtiftete eine Prämie zur Entdeckung des „Niger“ und veranlaßte 1791 den Major Houghton, vom Gambia aus ins Innere Afrikas vorzudringen. Dieſer kam zwar glücklich bis Ludamar, ward aber von den Mauren ausgeplündert und ermordet. Nun erbot ſich der junge ſchottiſche Wundarzt Mungo Park (geb. 1771), welcher durch eine Reiſe nach Oſtindien mit dem heißen Klima ſchon vertraut geworden war, einen neuen Verſuch zu wagen. Wie dieſer Mann glücklich und muthig alle Gefahren überwand, welche das Klima und feindſelige Menſchen ihm entgegenſtellten, und wie er ſeine Aufgabe durch die Entdeckung des Dioliba, des Nigers der Alten, erfüllte, mag der folgende Auszug aus ſeiner erſten Reiſe darthun.

Am 22ſten Mai 1795 ſegelte ich von Portsmouth ab, ſah den 4ten Juni das Atlasgebirge über Mogador und traf den 21ſten d. M. bei Dſchillifrei, am nördlichen Ufer des Gambia, ein. Dieſe engliſche Niederlaſſung liegt im Lande des mächtigen Häuptlings von Barra und wird von den Felupen mit Wachs, Goldſtaub u. a. Artikeln gut verſorgt. Zwiſchenhändler ſind die Mandingos, welche einen Theil des aus den

Waaren der Felupen gelöſten Geldes unter dem Namen „Trug-geld" für ſich behalten. Die Felupen bauen viel Reis, halten Federvieh und Ziegen und gewinnen viel Honig und Wachs. Sie zählen bis 5 einfach, dann in Zuſammenſetzung, z. B. 5 und 1 (6), 5 und 2 (7) u. ſ. w. Der Gambia iſt ſehr fiſch-reich und an ſeiner Mündung trifft man häufig Haifiſche, höher hinauf Flußpferde und Krokodile an.

Am 2ten Juli kam ich nach Dſchonkakonda, einem an-ſehnlichen Handelsplatze und traf hier Dr. Laidley, welcher mir von Piſania entgegengekommen war und mich dahin mitnahm. Piſania iſt eine engliſche Factorei oder Handelsſtation, und wird nur von 3 Europäern und deren zahlreicher ſchwarzer Diener-ſchaft bewohnt. Eingeborne Kaufleute (Slatih's) bringen aus dem Innern Negerſclaven und andere Handelsgegenſtände hieher, um ſie an der Küſte zu verwerthen. Sie gaben mir auf meine Fragen über die Länder im Innern wenig Auskunft, und ſchienen überhaupt meine Reiſe dahin mit eiferſüchtigen Augen zu betrachten. Deſto mehr hatte ich Gelegenheit, die Mandingo-ſprache, welche in dieſen Gegenden am meiſten üblich iſt, zu er-lernen, und hatte am Dr. Laidley einen kundigen Lehrmeiſter. Mein Aufenthalt in Piſania zog ſich durch das Klimafieber, das ich mir durch eine Erkältung endlich doch zuzog, ſo wie durch die eintretende Regenzeit ſehr in die Länge. Während des Regens, der in heftigen Strömen herabſtürzte, war die Hitze höchſt drückend und ermattend; dabei ſcheuchten des Nachts das durchdringende Gequak der Fröſche, das quitſchende Geklaff der Schakals und das heiſere Bellen der Hyänen allen Schlaf. In der großen Ebene des untern Gambia wechſeln dichte Wälder mit vortrefflichen Weiden. Reis, Mais, mehrere Holcus- und Hirſearten, Kürbis und Melonen, Indigo und Baumwolle werden hier fleißig gebaut. Das Korn wird in einem großen hölzernen Mörſer geſtampft und durch Dampf nach mauriſcher Art zu Kuskus gekocht. Gewöhnliches Laſtthier iſt der Eſel, auch die übrigen Hausthiere hält man hier in großer Menge. In den Wäldern leben Antilopen, Schweine, Panther, Hyänen und Ele-phanten, auf den Feldern ſieht man häufig Perlhühner und rothe Rebhühner. Unter den Bewohnern des Gambia-Gebietes, den

Felupen, Jaloffen, Fuhlas und Mandingos, hat mohamedaniſche Bildung und Religion ſchon tiefe Wurzeln geſchlagen, doch giebt es auch noch viele Heiden. Die Männer der Mandingos ſind ſtark, wohlgebildet und fleißig, die Frauen gutmüthig und lebhaft. Beide Geſchlechter kleiden ſich in ſelbſtverfertigte baumwollene Zeuge, die Männer in weiten Rock, Beinkleider und Sandalen, die Weiber in zwei lange Tücher um Hüften und Schultern. Ihre Wohnungen ſind 4 Fuß hohe runde Lehmhütten mit einem kegelförmigen Dache aus Bambusrohr und Gras, im Innern derſelben finden ſich eine erhöhte Lagerſtätte aus Rohr mit einer Matte oder Thierhaut, ein paar niedrige Stühle und die Kochgeräthe. Jeder freie Mann hat mehrere Frauen und jede Frau beſitzt ihre eigene Hütte. Dieſe ſind durch einen gemeinſamen Zaun umgeben und bilden einen Surk. Aus vielen Surks beſteht die Stadt. Jede Stadt hat ihren Bentang (Rathsplatz), beſtehend aus einer von Rohr geflochtenen Bühne, welche ſich gewöhnlich unter einem Baum befindet, um Schutz gegen die Sonne zu haben. Alle Rechts- und Handelsſachen werden dort abgemacht. Drei Viertel aller Einwohner ſind Sclaven, welche alle Arbeiten verrichten. Die einheimiſchen Sclaven dürfen aber vom Beſitzer ohne Palawer (Rathsverſammlung) nicht getödtet oder verkauft werden. Kriegsgefangene ſind unbedingtes Eigenthum. Haupthandelsgegenſtände ſind Sclaven, die aus dem Innern nach der Küſte gebracht werden, und Schie-Butter, aus dem Kerne der Schie-Nuß durch Kochen ausgezogen und ſehr wohlſchmeckend.

Am 2ten December brach ich von Piſania auf, begleitet von einem freigelaſſenen Sclaven, der hier geboren und in Jamaica und England geweſen war, auch engliſch und mandingoiſch ſprach, und von einem Sclaven Dr. Laidley's, der auch die Serawulliſprache redete und dem die Freiheit in Ausſicht geſtellt ward, wenn er mir treu gedient haben würde. Erſterer hieß Johnſon, letzterer Demba. Für jeden kaufte ich einen Eſel, für mich ein Pferd. Als Geldmittel nahm ich Korallen, Bernſtein und Tabak, ſonſt nur wenig Gepäck, als Kleidungsſtücke, phyſicaliſche Inſtrumente und Waffen, ſo wie einige Kleinigkeiten mit. Dr. Laidley begleitete mich noch eine Tagereiſe weit, und

einige Kaufleute und Sclavenhändler, welche nach Bondu wollten, ſchloſſen ſich an mich an. Als ich am andern Tage mich von Dr. Laidley trennte, bemächtigte ſich meiner eine dumpfe Traurigkeit. Vor mir die große Wildniß, hinter mir den letzten Europäer, fühlte ich mich ſehr verlaſſen.

Wir kamen in den erſten Tagen durch ein ſanft gewelltes, fruchtbares Hügelland, mit großen Waldungen und angebauten Ländereien um die zahlreichen Städte. Die Hauptſtadt der Mandingos, Medina (arabiſch, heißt „Stadt"), erreichten wir ohne Unfälle. Sie hat etwa 1000 Häuſer und iſt nach Landesſitte von einer Lehmmauer, Palliſadeneinfaſſung und Dornenhecke umgeben. Der alte gute König Dſchatta lag, als ich ihm vorgeſtellt ward, auf einer Matte vor ſeiner Hütte, umgeben von Männern und Frauen, die in die Hände klatſchten und ſangen. Er ertheilte mir gern die Erlaubniß, durch ſein Land zu reiſen, und wollte auch für mich beten. Nun ſtimmte einer meiner Begleiter ein arabiſches Lied an, in deſſen Zwiſchenpauſen der König und alle Anweſenden mit der Hand die Stirn berührten und andächtig Amen, Amen! riefen. Am andern Tage fand ich den König auf einer Ochſenhaut ſich an einem großen Feuer wärmend, obgleich es nur wenig kühl war. Er bat mich, nicht weiter ins Land vorzudringen, da die öſtlichen Völker, mit den Weißen unbekannt, mich gewiß, wie den Major Houghton, ermorden würden. Doch blieb ich bei meinem Vorhaben und er entließ mich kopfſchüttelnd. In einer Stadt fand ich im Thore ein Maskenkleid aus Baumrinde hängen, das dem ſogenannten Mumbo Jumbo gehörte. Es herrſcht hier nämlich die Sitte, böſe oder ſich ſchlecht betragende Frauen durch einen Maskenſcherz zu beſtrafen. Der Mann oder ein guter Freund ſteckt ſich mit einer Ruthe bewaffnet in ein ſolches Kleid, und verkündet im benachbarten Walde durch Geſchrei ſeine Nähe. Des Abends kommt er, von Allen ungekannt, als Mumbo Jumbo zum Bentang, wo alle Frauen des Orts ſich verſammeln müſſen und bis Mitternacht geſungen und getanzt wird. Dann ergreift der Mumbo Jumbo die Delinquentin und peitſcht ſie, nachdem man ſie ausgezogen und an einen Baum gebunden hat, weidlich durch, während die anderen Frauen lachen und ſpotten. Mit

Sonnenaufgang wird die Frau losgebunden und Mumbo Jumbo geht wieder in den Wald.

Am 11ten December kam ich nach Kudſchar und wurde zum Abend nach dem Bentang eingeladen. Hier vergnügte ſich das Volk durch ein Neobering (Wettringen) der jungen Leute, die mit Schibbutter eingeſalbt ihren Kampf recht gewandt ausführten. Darauf wurde mit Schellen an Armen und Füßen zu dem Schalle einer Trommel getanzt. Zur Erfriſchung erhielt ich ein gutes Bier, welches aus dem gemalzten Korn einer Grasart (Holcus spicatus) gebraut und ſtatt des Hopfens durch eine bittere Wurzel gewürzt war. Eine kleine Wüſte, für welche ich einige Waſſerträger und einen Elephantenjäger als Führer miethen mußte, macht die Grenze zwiſchen Wulli und Bondu. In der Wüſte fanden wir einen Fetiſch-Baum, der nach alter Sitte ganz mit Zeugſtücken behangen war. Auch ich durfte mich dieſem nicht entziehen und knüpfte ein Tuch an den Baum. Die erſte Stadt Bondus, Tallika, wird von mohamedaniſchen Fulahs bewohnt, welche theils durch Ackerbau und Verwerthung ihrer Lebensmittel an die durchreiſenden Kaffl's (Karavanen), theils durch die von den jungen Leuten mit vielem Geſchick betriebene Elephantenjagd ſehr begütert ſind. Die großen Elephantenzähne werden in Netzen, je 2 auf einer Seite, die kleineren in Häute gewickelt und mit Stricken befeſtigt, Eſeln aufgepackt, um nach der Küſte ſpedirt zu werden. Wir kamen über den Neriko, einen beträchtlichen Arm des Gambia, deſſen ſteile Ufer mit Mimoſen bewachſen waren, und verweilten 2 Tage in Kurkurany, einer mohamedaniſchen Stadt mit einer Moſchee. Hier gingen einige von meiner Reiſegeſellſchaft ab, Andere kamen zu. Ueberhaupt ſchloſſen ſich gerne Reiſende an uns an, zumal wenn ich für gute Lebensmittel ſorgte. Dieſe waren glücklicherweiſe nicht theuer, ich kaufte z. B. hinter Kurkurany einen ſchönen Stier für 6 kleine Stückchen Bernſtein. Am 19ten December hatte ich in einem Dorfe viel von den Frauen auszuſtehen; ſie forderten mit Gewalt Bernſtein und Korallen, zerriſſen mir meinen Mantel, ſchnitten meinem Bedienten die Knöpfe vom Rock und verfolgten uns eine Stunde weit. Am folgenden Tage erreichte ich den Falehme und fand die Einwohner mit Fiſchen

beschäftigt. Sie haben lange Reusen aus gespaltenem Rohr und stampfen die kleinen Fische zu Brei, den sie in Klumpen formen, trocknen und nach Norden hin verkaufen. Wir ritten durch das klare Wasser des Flusses, dessen Ufer mit grünen Feldern des Maniokornes (Holcus oleraceus) schön eingefaßt waren, und kamen am 21sten nach Fattaconda, der Hauptstadt von Bondu. Der König traute mir nicht recht und konnte nicht begreifen, daß ich blos um Land und Leute zu sehen, eine so weite Reise unternommen hätte, doch ließ er sich meine Geschenke, besonders einen Sonnenschirm, wohlgefallen, und bat sich noch dazu meinen Staatsrock, blau mit gelben Knöpfen, den ich gerade an hatte, aus. Als Gegengeschenk gab er mir viele Lebensmittel. Seine Frauen spotteten über meine weiße Haut und hervorstehende Nase und meinten, die erste wäre durch Milchbäder und letztere durch Kneifen so geworden. Ich lobte ihre allerliebsten Stumpfnäschen und Honiglippen und ward mit Honig und Fischen von ihnen beschenkt. — Bondu wird von Fulahs bewohnt, welche durch ihre Betriebsamkeit beim Ackerbau und in der Viehzucht durch ganz Senegambien berühmt sind. Mit Ausnahme des Königs sind fast Alle Mohamedaner, und werden die Kinder in den Schulen fleißig zum Lesen des Korans angehalten. Sie besitzen auch gute Pferde.

Am 23sten December verließ ich Bondu und betrat mit der Grenzstadt Dschohy das Königreich Kadschaga. Hier wohnen Serawulli's, schwärzer als die Fulahs und mehr Handelsleute, als Ackerbauer. Ich kam spät Abends zur Stadt und ward am andern Morgen unter dem Vorgeben, ohne Erlaubniß, Geschenke und Zoll gekommen zu sein, der Hälfte meiner Habseligkeiten beraubt. Als ich nun Abends auf dem Markte hungrig saß und Stroh kaute, ging eine alte Sclavin mit einem Korbe auf dem Kopfe vorüber, und da sie mein Elend bemerkte, gab sie mir aus ihrem Korbe Erdnüsse zum Essen. Auch den anwesenden Neffen des Königs von Kasson, der aus Neugierde zu mir kam, rührte meine Lage und er bot mir seinen Schutz an und versprach mich sicher nach Kasson zu geleiten. Am 27sten December brachen wir auf, und Johnson opferte den Waldgeistern ein weißes Huhn, um uns ihre Gunst zur Reise zu er-

wirken. Am folgenden Tage paſſirten wir den Senegal neben einem großen Waſſerfall. Die Ufer waren äußerſt ſteil und unſere Thiere wurden auf einer Art Rutſchbahn ohne weiteres faſt ſenkrecht in den Fluß hinabgeſchoben und mußten ſich dann ſelbſt hinüber helfen. Jenſeits begann das Königreich Kaſſon, und mein Prinz bat ſich zum Willkommen gleich ein Geſchenk aus. Auch in Tiſi, wo deſſen Vater, der Bruder des Königs, Statthalter war, mußte ich abermals die Hälfte meines Gepäckes einbüßen, weil meine Geſchenke nicht genügt hatten. Die Stadt wurde während meines Aufenthaltes wegen des Krieges mit benachbarten Staaten verproviantirt. 400 Landleute trugen auf ihren Köpfen Kürbiſſe voll Korn und Erdnüſſen mit Geſang und Trommelſchlagen in die Stadt. Auch Geſandte von einem König im Weſten kamen an und forderten das Volk von Tiſi auf, mohamedaniſch zu werden, widrigenfalls er ſich mit ihren Feinden verbünden würde. Das Volk folgte ſeiner Aufforderung. Auf dem Wege nach Kuniakary, der Hauptſtadt von Kaſſon, kamen wir durch das Heimathsdorf einer meiner Begleiter von Piſania aus und die Freude der Verwandten war laut und herzlich. Die alte blinde Mutter des Mannes ſtreichelte dem Sohne Hände, Arme und Geſicht, und dieſer erzählte mit lauter Stimme ſeine Reiſeſchickſale, wobei er auch meiner rühmend zu erwähnen nicht vergaß. — Der König von Kaſſon empfing mich in ſeiner Hauptſtadt unter großem Zulauf des Volkes ſehr freundlich und gab mir auf meine einfache Gabe als Gegengeſchenk einen großen, weißen Ochſen, deſſen Farbe von meinen Begleitern als eine beſondere Gnadenbezeigung betrachtet ward. Er erzählte mir, daß er dem Major Houghton ein weißes Pferd geſchenkt habe, und daß derſelbe ſpäter von den Mauren getödtet worden ſei. In Kuniakary erhielt ich eine Anweiſung auf Goldſtaub von einem Kaufmann ausbezahlt und verweilte hier wegen des Krieges einige Zeit. Die Umgebung iſt gut angebaut, und von der Spitze eines naheliegenden Berges ſah ich die Landſchaft mit einer Menge von Ortſchaften und ſchön bebauten Ländereien erfüllt. Am 2ten Februar 1796 brach ich wieder auf und kam durch eine maleriſche und ſtark bevölkerte Gebirgsgegend. Der Weg ging zuweilen über ſteile Höhen, mitunter auch in angeneh-

[illegible] Laubengängen oder Flußbette, [illegible] sich oben berührten. Viele Hunderte von Menschen begegneten uns hier, welche des Krieges wegen von Kuarta flüchteten. Ich mußte hier für starke Bezahlung einen einheimischen Führer nehmen, der zu den Dschaar's oder Trinkern gehörte; so nennt man hier die Mohamedaner, welche ihre heidnischen Gewohnheiten und den Genuß hitziger Getränke beibehalten haben. Mitten im Walde fing er gewaltig zu pfeifen an, um die Waldgötter um eine glückliche Reise zu befragen. Als ich im Walde von meinen Gefährten etwas zurückgeblieben war, begegneten mir zwei Reiter, die bei meinem plötzlichen Anblick entsetzt zurücksprengten, indem sie mich für ein Gespenst hielten. Am 12ten Februar trafen wir in Kemnuh, der Hauptstadt von Kuarta ein. Der König saß bei unserer Vorstellung auf einem Leopardenfell, das auf einer Rasenbank ausgebreitet war. Er rieth mir wohlmeinend, nach Kassen zurückzukehren, da er mit dem Reiche Bambarra im Kriege sei; als er mich jedoch entschlossen sah, vorwärts zu gehen, schlug er mir einen Umweg durch das maurische Reich Ludamar vor, und versprach mir auch ein Geleit nach Dscharra mitzugeben, was ich dankbar annahm. Zum Abend erhielten wir vom König ein fettes Schaf und während wir dasselbe zubereiteten, ward durch Trommelschlag und Blasen auf ausgehöhlten Elephantenzähnen das Abendgebet angekündigt. Am 13ten brach ich auf und reiste meistens in der Nacht, da maurische Räuber diese Gegenden unsicher machten. Auch wurde mir gleich im ersten Nachtquartier aus meiner Hütte ein Bündel Sachen gestohlen. Unterwegs sahen wir einige Leute, welche Tamberongs einsammelten. Dieses sind die mehligen, wohlschmeckenden Beeren von Rhamnus Lotus, welche an der Sonne getrocknet, zerstoßen und zu Brod vom Geschmack des Honigkuchens verbacken werden. Man findet diesen Lotus der Alten in ganz Nord- und Mittel-Afrika und braut in Tunis auch ein gutes Bier daraus. Vor Dscharra fanden wir an einem kleinen Wasser viel wilde Pferde. Sie werden von den Negern gejagt und gegessen. Die Stadt ist groß, hat Häuser aus Stein und Lehm, wird von Negern bewohnt und von den Mauren beherrscht. In diesen Grenzlän-

dern zwiſchen Negern und Mauren ſtehen Letztere in großem Anſehen und ſie mißbrauchen ihre Ueberlegenheit über die armen Neger auf das Abſcheulichſte. Zugleich ſind ſie fanatiſche Mohamedaner und haſſen die Chriſten. Ich ſchickte einen Boten an Ali, den mauriſchen Beherrſcher von Ludamar, und ließ um Erlaubniß bitten, durch ſein Gebiet nach Bambarra reiſen zu dürfen, indem ich die gehörigen Geſchenke meiner Bitte hinzufügte. Es kam auch nach einigen Tagen ein Sclave von Ali, der mich nach Gumba geleiten ſollte. Johnſon erklärte jedoch, nicht weiter mitgehen zu wollen, und ich entließ ihn mit Briefen nach Piſania. Von Demba und einem Sclaven meines Wirthes, ſo wie von Ali's Boten begleitet, verließ ich Dſcharra am 27ſten Februar, und ging nun dem traurigſten Theil meiner Reiſe entgegen. Schon in der Stadt Dina, wo ich bei einem Neger übernachtete, ward ich von den Mauren entſetzlich gequält; ſie ziſchten, lärmten uud ſchimpften, ſpieen mir ins Geſicht und plünderten meine Bündel. Ich mußte mir Alles gefallen laſſen, um nicht noch Aergeres zu erdulden, doch beſchloß ich, allein weiter zu reiſen, um möglichſt unbeachtet mein Ziel zu erreichen. Ich ſchlich mich demgemäß in der hellen Mondſcheinnacht des 2ten März aus meiner Hütte und machte mich allein auf den Weg. Doch kam mir bald mein treuer Demba nach, und vermochte auch den Sclaven aus Dſcharra, mich zu begleiten. Bis Mittag reiſten wir durch ein ſandiges Land, das mit der Rieſen-Seidenpflanze (Asclepias Gigantica) bedeckt war, entgingen mit Noth einem Löwen und kamen auch durch einen Heuſchreckenſchwarm. Am 5ten März begegneten wir zwei großen Heerden von weidenden Kameelen und wohnten in einem Negerdorfe einem luſtigen Feſte bei. In einem andern wurden wir von den guten Schwarzen, deren ſanftes Betragen mit der Rohheit und Bosheit der Mauren einen auffallenden Gegenſatz bildete, gut empfangen und mit Hammelfleiſch und Bier feſtlich bewirthet. Plötzlich aber drang eine Schaar Mauren in die Hütte und erklärte mir, ich müſſe ihr ins Lager bei Benaum folgen, weil Ali's Frau Fatima begierig ſei, einen Chriſten zu ſehen. Von Demba begleitet, denn der Sclave aus Dſcharra war bei dem Anblick der Mauren entſprungen, nahm ich rührenden Abſchied

von meinem Wirthe und folgte der rohen Schaar. Am 10ten März kamen wir nach Dina zurück, wo ich vor einen von Ali's Söhnen geführt wurde. Dieser verlangte sogleich, ich sollte ihm eine Flinte ausbessern oder ihm Scheeren und Messer geben. Als Demba ihm sagte, ich könnte weder das Eine, noch hätte ich das Andere, wollte er sogleich den Sclaven erschießen, und wurde nur von den andern Mauren mit Mühe daran verhindert. Nach 2 Tagen kamen wir in Ali's Lager bei Benaum. Es bestand aus einer Menge schmutziger Zelte, zwischen denen große Heerden von Kameelen, Kühen und Ziegen weidete. König Ali saß in seinem Zelte auf einem ledernen Kissen und stutzte sich mit einer Scheere seinen langen weißen Bart. Seine stolze Miene zeigte arabische Abkunft, sein finstrer Blick den mißtrauischen Tyrannen. Man untersuchte mich hier, wie ein ausländisches Thier, zählte sogar Zähne und Finger und that tausend Fragen an mich. Ein Sclave brachte ein wildes Schwein und Ali gab mir durch Zeichen zu verstehen, ich sollte es schlachten und mir zum Abendbrode zubereiten. Ich folgte jedoch, obschon sehr hungrig, dieser ironischen Aufforderung nicht. Da gab man mir endlich ein wenig Korn mit Salz und Wasser gekocht, und die Nacht mußte ich vor dem Zelte auf einer Matte, umgeben von der neugierigen Menge, zubringen. Ich erlebte nun in Benaum einige Wochen der allergrößten Qualen und der allerschmählichsten Behandlung. Nicht nur, daß den ganzen Tag die boshafte Menge, Groß und Klein, sich in meine Strohhütte drängte, wo man mich mit dem wilden Schwein zusammen eingesperrt hatte, daß sie alles Mögliche von mir verlangten, und ich ihnen wohl hundert mal den Gebrauch meiner Kleider und Knöpfe zeigen mußte, daß sie mich schimpften und beleidigten auf alle Art, man ließ mich auch hungern und dursten und verfolgte mich noch mit den schimpflichsten Neckereien, als mich ein heftiges Fieber ergriffen hatte. In solchem Paroxysmus ging ich einmal aus meiner Hütte und legte mich unter einen Baum, doch da kam eine Schaar auf mich zu und Einer drückte ohne Weiteres seine Pistole auf mich ab, die jedoch zweimal versagte. Ich war völlig vogelfrei. Unterdessen hatte man auch Johnson aufgegriffen und meine Sachen eingebracht. Letztere nahm Ali

in ſein Zelt, um ſie, wie er ſagte, vor Dieben zu ſchützen, und ließ mich bis auf die Haut nach Gold durchſuchen. Einen Kompaß, als gefährliches Zauberding, gab er mir zurück. Auch wurde über mein Schickſal berathen; Einige ſtimmten für Tod, Andere für das Abhauen der rechten Hand, Andere für das Ausſtechen des rechten Auges. Doch ſchien man das langſame Verſchmachten gewählt zu haben. Meine beiden Leute lagen gewöhnlich betäubt auf dem Sande ausgeſtreckt und waren kaum zu wecken, ſelbſt wenn der Kuskus kam. Mir ſelbſt ſchwand öfter die Sehkraft vor Hunger und Durſt, und wollte ich aufrecht ſitzen, ſo wandelten mich Ohnmachten an. Hin und wieder brachten ankommende Karavanen von Valet in der Wüſte und Marocco einige Abwechſelung in mein ödes Leben, indem ich mit den Fremden mich etwas unterhalten konnte. Auch erſuchte ich die Mauren, die mich zu quälen kamen, mir etwas Arabiſch in den Sand zu ſchreiben; ich lernte dadurch einerſeits die Schrift ſelbſt, verhinderte andererſeits ihre Neckereien, da ſie ſich geehrt fühlten. Die Königin Fatima war abweſend und Ali machte ſich endlich auf, ſie zu holen. Er nahm 2 Beutel mit trockenem Kuskus und in der Sonne gedörrtes Rindfleiſch mit auf den Weg. Vor ſeiner Abreiſe ſtellten ſich die Neger aus Benaum vor ihm zur Muſterung auf und überreichten ihm Steuern an Korn und Zeug. Während meines Aufenthaltes in Benaum hatten wir mehrmals heftige Sandwinde aus Oſten, welche die Luft verdunkelten und Wirbelwinde, welche einmal von meiner Hütte eine Wand und mehrere Zelte umriſſen.

Indeſſen näherte ſich der Krieg zwiſchen Bambarra und Kaarta den Grenzen Ludamars und am 20. April wurde das ganze Lager bei Benaum abgebrochen und nach Norden verlegt. Wir brachten eine Nacht bei einem Negerdorf zu, deſſen Vorſteher mich reichlich mit Speiſe und Trank erquickte. Am zweiten Tage kamen wir nach dem großen Lager Ali's bei Bubakehr, wo Ali von Norden her mit ſeiner ſtark beleibten Frau Fatima eintraf. Ich ward ihr ſogleich vorgeſtellt und nach vielen Dingen befragt, auch mit einem Becher Milch bewirthet. Die andern Frauen runzelten die Stirn und ſchauderten zuſammen, als ſie die Weiße meiner Haut betrachteten. Buba-

kehr war von einer großen Sandfläche umgeben, mit wenigen kleinen Bäumen und stacheligen Sträuchern besetzt. Die Brunnen hatten wenig Wasser, um das die brüllenden Heerden sich fast zerstießen. Meine Sclaven, als die Sclaven eines ungläubigen Hundes, durften nur sehr selten ihren Wasserschlauch füllen und wir litten den unsäglichsten Durst. Als ich in Verzweiflung einmal mich zum Brunnen hinschleppte, stießen mich die wasserschöpfenden Mauren überall mit harten Schimpfreden zurück. Endlich erhörte ein alter Mann meine Bitte, goß aber das Wasser in einen Viehtrog, damit meine ungläubigen Lippen den Eimer nicht verunreinigten. Sogleich knieete ich hin und klemmte meinen Kopf zwischen die Köpfe der Kühe in den Trog und schlürfte mit vielem Behagen den Labetrunk.

So verfloß der heiße Maimond, am Himmel sammelten sich Wolken und die Blitze in der Ferne kündigten die herannahende Regenzeit an. Viele Kaartaner baten Ali um Hülfe gegen ihren König und Ali ergriff mit Freuden die Gelegenheit zu plündern. Durch Fatima erhielt ich die Erlaubniß, den Zug mit zu machen und erhielt auch mein Pferd wieder, aber meine Sachen und mein treuer Demba mußten in Ali's Besitz zurückbleiben. Mit 200 Mann zog Ali nach Dscharra, wo ich bei meinem früheren Wirth wieder wohnte, nahm eine Heerde Vieh und einige Mädchen als Sclavinnen weg und zog wieder ab mit der Anweisung an die Einwohner, sich von den Kaartanern bezahlt zu machen, welche ihn gegen ihren König zu Hülfe gerufen hätten. Diese fielen auch in Kaarta ein und plünderten 2 Städte, doch flohen sie eilig, als der König von Kaarta gegen Kasson rückte. Er überfiel 2 Städte in diesem Lande und tödtete alle Einwohner, weshalb man 2 Tage ein Todtengeheul in Dscharra erhob, und am 3. Tage, da der Feind heranzog, die Hälfte der Einwohner mit Sack und Pack aufbrach, um über Dina nach Bambarra zu flüchten. Der Auszug gewährte einen traurigen Anblick, überall war Wehklagen und Geschrei der Weiber und Kinder, alte Leute mußten getragen werden und Vieh und Menschen drängten einander. Ich schloß mich dem Zuge an und machte mich in der Nacht mit einem Bündel Kleider auf meinem Pferde heimlich davon. Doch bald bemerk-

ten mich mauriſche Hirten und warfen mit Steinen nach mir, und kurz darauf holten mich 3 Mauren zu Pferde ein. Schon hatte ich alle Hoffnung auf Rettung aufgegeben, da ſie mich nach Ali zurück zu bringen drohten, als in einem Gebüſch ihre wahre Abſicht deutlich wurde. Sie hatten mich nur plündern wollen, fanden jedoch nur meinen Mantel nehmenswerth und ließen mir mein Bündel und meine Freiheit. Ich ritt nun nach dem Compaß indem ich die Straßen vermied und eilte, ſo viel es ging, um bald ins Reich Bambarra zu kommen. Aber die Gegend war öde und ohne Waſſer, nichts als einförmiges Geſträuch und Sand war zu erblicken. Vor Durſt und Ermattung fiel ich krank und ſchwindelnd in den Sand und glaubte mein letztes Stündlein gekommen. Nach einiger Zeit erwachte ich aus dem bewußtloſen Zuſtand, die Kühle des Abends erquickte mich ein wenig und in der Ferne zuckten Blitze. Aber ein Wirbelwind, der mich mit Wolken von Sand umgab, ließ mich noch einige Stunden auf Regen harren, bis neue heftige Blitze den Himmel aufſchloſſen. Es regnete über eine Stunde, ich löſchte mit innigem Dank gegen den, welcher den Wolken gebeut, meinen Durſt, und wanderte nach der Magnetnadel beim Schein der Blitze bis nach Mitternacht weiter. Gegen Morgen kam ich in die Nähe mauriſcher Zelte, eine Frau bemerkte mich und erhob ein Geſchrei; ich floh das böſe Volk. Am Vormittag erreichte ich ein Negerdorf. Ein altes Mütterchen, das vor ihrer Hütte Baumwolle ſpann, reichte mir eine Schüſſel Kuskus und etwas Korn für mein Pferd, wofür ich ihr ein Taſchentuch gab. Von der Dorfjugend begleitet, wanderte ich, mein Pferd vor mir her treibend, aus dem Dorfe, ruhte ein wenig unter einem Baume und ſchlug am Abend neben einer Regenlache mein Nachtlager auf. Aber Fliegen und Mücken quälten mich, und mein Pferd wurde durch das Geheul wilder Thiere in beſtändiger Unruhe gehalten. Am 4. Juli ſah ich viel Antilopen, wilde Schweine und Strauße und ward um Mittag von einem Fulahhirten eingeladen, in ſein Zelt zu kommen. Ich kroch auf Händen und Füßen in das Zelt und fand mich hier mit dem Fulah, ſeiner Frau und drei Kindern wie Spielzeug in einer Schachtel eingepreßt. Wir aßen geröſtetes Korn und Datteln,

als aber der Hirte zu den Kindern auf mich zeigend sagte: „Nazarener!“ so erhoben sie ein gewaltiges Geschrei und sprangen mit der Mutter aus dem Zelte. Ich dankte dem Hirten herzlich für seine Bewirthung, kaufte für einige metallene Knöpfe etwas Korn für mein Pferd und ritt dann weiter die ganze Nacht hindurch. Am folgenden Tage gelangte ich glücklich zur Stadt Wora, die dem König von Bambarra zinsbar ist. Sie gehörte früher zum Reiche Kaarta, treibt vielen Ackerbau und wird von Mandingo's und Fulahs bewohnt. Der Duti (Ortsvorsteher) empfing mich freundlich und ich fiel auf meiner Rindshaut alsbald in süßen Schlummer. Doch die Neugierde der Einwohner weckte mich bald wieder und viel Volks stritt sich, wer ich sei, ob ein Araber oder maurischer Sultan. Der Duti erkannte mich für einen Weißen, da er früher einmal am Gambia gewesen war, meinte aber, ich müsse sehr arm sein. Als die Frauen hörten, daß ich nach Sego wolle, beauftragten sie mich, den König zu bitten, daß er ihnen ihre Söhne wieder gäbe, welche vor 3 Jahren durch sein Heer mitgenommen wären. Am andern Tage fand ich in einer andern Stadt wiederum gastliche Aufnahme, doch hätte mein Wirth meinen Kopf fast ganz geschoren, als ich ihm erlaubte, sich eine Haarlocke abzuschneiden. Das Haar der Weißen, sagte er, habe Zauberkraft und theile dem Besitzer alle Weisheit dessen mit, von dem es wäre. Am folgenden Tage erreichte ich die Stadt Wassibu, wo ich beim Duti 4 Tage blieb, und mit den Hausgenossen auf die Feldarbeit ging. Aus Furcht vor den Mauren sind die Ackerleute immer bewaffnet. Am 5. setzte ich mit acht flüchtigen Kaartanern meine Reise fort. Als wir am Abend uns einer Stadt näherten, hielt man so viele Reiter für einen Haufen Mauren; man verschloß die Thore und Alles bewaffnete sich. Erst mit Mühe verständigten wir uns und erhielten Einlaß. In den folgenden Tagen kamen wir durch eine schöne fruchtbare Gegend, voller Felsberge mit Schluchten und reich bewässerten Thälern, wo aber oft bei Tage die Mauren und bei Nacht die weniger wilden Thiere lauerten. Die Stadt Murji, welche wir passirten, treibt einen großen Tauschhandel mit Salz und Zeugen und die Einwohner leben einen guten Tag. Sie saßen

zu Zwanzigen in eigenen Bierhäuſern und waren gegen uns Reiſende ſehr freigebig. Wir blieben zwei Tage daſelbſt und brachen dann in Begleitung eines Zuges von 14 Eſeln auf, die, mit Salz beladen, nach Sanſanding getrieben wurden. In der nächſten Nacht erlebten wir einen fürchterlichen Tornado (Orcan mit Regen). Unſer Haus ſtand bald im Waſſer, das Feuer ging aus und wir mußten uns auf Reisbündel lagern. Indem wir allmählig Sego näher kamen, wurden die Straßen belebter, die Leute aber weniger gaſtfrei; mein Pferd war aber ſo entkräftet, daß ich es vor mir hertreiben mußte. Ueberall hielt man mich für einen Mauren und machte ſich über meinen ſchlechten Aufzug luſtig. „Er iſt in Mecca geweſen", ſagte Einer, „man kanns an ſeinen Kleidern ſehen"; ein Anderer fragte mich, ob mein Pferd krank ſei, ein Dritter wollte es kaufen, ſo daß ſelbſt die beiden Neger, welchen ich mich auf dem Marſch nach Sego angeſchloſſen hatte, ſich meiner ſchämten. Doch wurde ich in einem Dorfe, wo jene Freunde hatten, gut aufgenommen. Meinen Begleitern zu Ehre wurde ein kleines Feſt verſtaltet, an der auch die Weiber Theil nahmen. Ein Gericht von ſaurer Milch und Mehl, welches ſie Sincatu nennen, und Bier von ihrem Korn gebraut, wurde mit großer Feierlichkeit ausgetheilt. Sie nickten einander zu, wenn ſie tranken, und ſagten berka (ich danke Euch), wenn ſie die Kalebaſſe nieder ſetzten. Männer und Weiber ſchienen zuletzt ein kleines Räuſchchen zu haben, waren aber anſtändig und friedfertig. Wir begegneten auf der weiteren Reiſe einem Zuge von 70 Sclaven, die je 7 und 7 am Nacken mit Stricken aus Rindshäuten zuſammen gebunden waren; jede Koppel führte ein Mann mit einer Flinte. Sie kamen von Sego und ſollten über Ludamar durch die Wüſte nach Marocco gebracht werden.

Die immer belebter werdende Straße kündigte die Nähe von Sego an, und ſchon ſah ich den Rauch aus der Stadt aufſteigen, als einer meiner Gefährten rief: Geo affili (ſeht das Waſſer)! Und als ich vorwärts blickte, ſah ich mit unausſprechlichem Entzücken den Gegenſtand meiner Sendung, den majeſtätiſchen Niger, von den Strahlen der Morgenſonne verklärt langſam nach Oſten fließen. Die Eingebornen nennen

ihn Dſcholiba d. h. großes Waſſer; er hat hier die Breite der Themſe bei London. Ich eilte dem Ufer zu, trank von dem Waſſer und dankte Gott. Die Stadt Sego liegt auf beiden Seiten des Dſcholiba, iſt von Erdmauern umgeben und hat viereckige, mitunter 2ſtockige, geweißte Lehmhäuſer mit flachen Dächern. Der König reſidirt im Stadttheil auf dem jenſeitigen Ufer, eine Fähre aus zwei ausgehöhlten Baumſtämmen, welche der Länge nach an einander gefügt ſind, vermittelt den Verkehr zwiſchen beiden Stadttheilen und bringt durch das Ueberfahrtsgeld dem König viel ein. Bei der großen Menge Wartender ſetzte ich mich am Ufer nieder, bis die Reihe an mich kommen würde, und Alle ſahen mich voll Verwunderung an, Mauren, wie Neger. Das Gerücht meiner Ankunft gelangte bald zum König Manſong. Mauriſche Rathgeber mochten mich verdächtigt haben, denn bald kam ein Bote vom König und befahl mir, nicht überzufahren, ſondern in einem bezeichneten Dorfe zu warten, bis man wiſſe, warum ich gekommen ſei. Traurig fügte ich mich in mein Loos und ging in das Dorf, wurde aber von Allen gemieden und mußte den ganzen Tag ohne Speiſe unter einem Baum zubringen. Dabei war das Wetter ſtürmiſch und die reißenden Thiere brüllten dazwiſchen. Eine Frau, die von der Feldarbeit zurückkam, erbarmte ſich endlich meiner; ſie ſah mich aufmerkſam an, hörte meine Erzählung mitleidig an und brachte mich in ihre Hütte. Hier zündete ſie eine Lampe an, breitete eine Matte aus, röſtete mir einen Fiſch zur Abendmahlzeit und deutete mir an, daß ich mich ohne alle Beſorgniß ſchlafen legen könne. Ihre Gefährtinnen ſpannen bis tief in die Nacht Baumwolle und ſangen dazu. Ein Lied machten ſie aus dem Stegreif auf mich, eine junge Frau ſang vor, und der Chor fiel ein. Es rührte mich ſehr und lautete etwa: „Die Winde ſauſ'ten, der Regen fiel, der arme Weiße, matt und elend, kam und ſetzte ſich unter unſern Baum. Er hat keine Mutter mehr, die ihm Milch bringt, keine Frau, die ihm Korn ſtampft.“ Chor: „Beklaget den Weißen, keine Mutter hat er“ u. ſ. w. Am andern Tage kamen viel Einwohner zu mir, und ich hörte von ihnen, daß die Mauren und Sclavenhändler meine Feinde wären und den König gegen mich einge-

nommen hätten. Letzterer ſchickte einen Boten mit der Erkundigung, ob ich denn gar Nichts für ihn mitgebracht habe? Ich konnte ihm nur ſagen laſſen, daß ich von den Mauren ganz ausgeplündert ſei. Am 23. erſchien ein neuer Bote vom König und brachte mir 5000 Kauris, um auf 50 Tage mir Lebensmittel kaufen zu können, nebſt dem Befehl, mich aus der Umgegend von Sego zu entfernen. Wolle ich nach Dſchinneh, ſo ſolle mich der Bote bis Sanſanding geleiten. Ich ging nun mit ihm und hatte mich über meinen Begleiter nicht zu beklagen, er war freundlich und geſprächig. Er wunderte ſich, daß ich, um einen großen Fluß zu ſehen, ſo weit gereiſt ſei, und fragte, ob es denn in unſerm Lande keine großen Flüſſe gäbe. Vor Dſchinneh flößte er mir Furcht ein; es ſei eine mauriſche Stadt, obſchon dem Namen nach zum Reiche Bambarra gehörig, wo man es für verdienſtlich halten würde, mich umzubringen. Am folgenden Tage kamen wir zur Stadt Kabba in einer ſchönen und wohl angebauten, parkähnlichen Gegend gelegen. Die Einwohner waren mit dem Einſammeln der Schihnüſſe beſchäftigt, deren Kerne an der Sonne getrocknet und in Waſſer gekocht eine Butter geben, welche dauerhafter und ſchmackhafter iſt, als die beſte Kuhbutter. Der Schihbaum wächſt wild in Bambarra und den benachbarten Ländern und man läßt ihn bei Urbarmachung des Landes unangetaſtet ſtehen. Er ähnelt der amerikaniſchen Eiche und ſeine Frucht der Olive.

Durch viele Fiſcherdörfer kamen wir nach Sanſanding. Dieſe Stadt iſt ein lebhafter Marktplatz für Salz aus der Wüſte und Korallen vom Mittelländiſchen Meere, ſo wie für Goldſtaub und baumwollene Zeuge aus dem Innern. Viel Volks umſtand mich hier und ich mußte auf einen hohen Sitz treten, um Allen ſichtbar zu werden. Die Mauren ſchoben die Neger ſtolz zur Seite um mich zu betrachten. Ein Scherif aus Tuat wollte mich zwingen, mohamedaniſche Gebete nachzuſagen, wie es die Juden thun müſſen; doch deutete mein Wirth ihm an ich ſei des Königs Gaſt und müſſe ordentlich behandelt werden. Endlich verließen mich die Gaffer und mein Wirth, ein gaſtfreier alter Neger, bereitete mir ein gutes Abendbrod. Er bat mich, ihm einen Spruch (Safi) aufzuſchreiben, und meinte,

wenn der Spruch eines Mauren gut sei, müßte doch der eines Weißen noch viel besser sein. Ich schrieb ihm mit einer Feder aus Schilfrohr und mit Tinte aus Kohle und Gummiwasser auf ein dünnes Brettchen das Gebet des Herrn. Am 25. reiste ich mit einem Wegweiser weiter, kam durch mehrere Städte und am 28. durch einen großen Wald. Hier sah ich eine Giraffe von mausegrauer Farbe. Sie trabte mit ihren hohen Vorderbeinen ungeschickt und schläfrig fort, bisweilen den Kopf zur Seite wendend. Weiterhin kamen wir auf eine offene Fläche mit einzelnen Gebüschen. Plötzlich rief mein Begleiter „Gott steh uns bei" und ich sah zu meinem Schrecken einen gewaltigen rothen Löwen neben dem Gebüsch, den Kopf zwischen den Vordertatzen, liegen. Der Sultan der Thiere ließ uns jedoch ruhig vorüberziehen, da er wahrscheinlich nicht hungrig war. Gegen Abend erreichten wir Medibu, ein Dorf am Niger, dessen ausgebreitete Fluthen hier mehrere kleine grüne Inseln umschließen. Auf ihnen weiden, vor den Anfällen der reißenden Thiere gesichert, die Heerden einiger arbeitsamen Fulahs. Im Flusse halten sich Krokodile auf, aber sie beläſtigen die Menschen nicht so, als die Schaaren bissiger Musquitos, unter deren Stichen ich die Nacht ruhelos zubrachte. Am 29. wanderte ich krank zu Fuß weiter und trieb mein ausgemergeltes Pferd vor mir her. Endlich fiel dieses ganz erschöpft nieder und war nicht mehr fortzubringen. Ich sammelte etwas Gras und legte es ihm vor, und verließ dann traurig den Gefährten meiner Leiden, indem ich ein ähnliches Schicksal für mich selbst vor Augen sah. Am Abend kam ich nach Silla, einer großen Stadt am rechten Ufer des Flusses. Bis Mitternacht war ich von hunderten Neugieriger umgeben, endlich erlaubte mir der Duti, in seine Hütte zu kommen, um dem Regen zu entgehen. In der Nacht bekam ich einen heftigen Fieberanfall. Krank und mittellos, ohne Beschützer, ohne Pferd und Waffen, fast nackt sah ich mich in eine Gegend gelangen, wo der Einfluß der Mauren, meiner ärgsten Feinde, unbeschränkt sein sollte. Die Regenzeit stand vor der Thür, den Fluß hinabzuschiffen fehlte mir das Geld. Ueberdies hörte hier die Bambarrasprache, in welcher, als mit der Mandingosprache verwandt, ich mich ver-

ſtändlich zu machen wußte, auf, und an Dolmetſcher war weiterhin nicht zu denken. Alſo beſchloß ich zurückzukehren, obſchon auch die Rückreiſe, mehrere hundert Meilen durch ein unbekanntes Land, nicht ohne große Mühen und Gefahren ſein konnte. Durch Erkundigungen erfuhr ich, daß Dſchinneh 2 Tagereiſen von Silla auf einer Inſel im Niger liegt, und 2 Tagereiſen weiter der Fluß ſich zu einem See, genannt Dibbih oder der ſchwarze See, ausbreitet. Zwölf Tagereiſen hinter Dſchinneh liegt Timbuctu und 11 Tagereiſen davon Hauſſa. Südlich von Silla liegt ein Reich Manianna, deſſen Einwohner ihre Kriegsgefangenen braten und freſſen. Am 30. Juli trat ich meine Rückreiſe an, und ließ mich wieder auf das linke Ufer des Fluſſes überſetzen, da das rechte voller Buchten und Sümpfe ſein ſollte. Ich traf in Medibu mein Pferd wieder an, das ſich ſchon ein wenig erholt hatte, mußte aber viel durch die Regenzeit, welche die Wege unter Waſſer geſetzt und den Boden erweicht hatte, ausſtehen. Die Leute in den Ortſchaften waren weniger freundlich gegen mich, da ſich das Gerücht verbreitet hatte, ich ſei ein Spion. Der König von Bambarra, hieß es, habe Leute nach mir ausgeſandt, mich zu fangen, in manche Orte ließ man mich gar nicht hinein, ſondern wies mich am Thore barſch ab oder führte mein Pferd um die Stadtmauer herum bis zur andern Seite; andere Ortſchaften durchritt ich eiligſt und ward für einen Mauren gehalten. Am 13. Auguſt ritt ich vor Sego vorbei und kam auf meiner Weiterreiſe den Dſcholiba hinauf durch mehrere bedeutende Städte, von denen die eine durch doppelte Gräben, Mauern und Thürme befeſtigt war. Am 15. erhielt ich von einem Landmanne, der mich für einen Scherif hielt, etwas zu eſſen, nachdem ich ſchon 3 Tage von rohem Korn gelebt hatte; als Bezahlung verlangte der Mann nur meinen Segen, den ich ihm von ganzem Herzen gab. Am Abend kam ich zu einer Stadt, wurde aber nicht eingelaſſen. Von einem Löwen geängſtigt, der ſich in der Nähe umhertrieb, bat ich flehentlich, mir das Thor zu öffnen. Doch erſt um Mitternacht wurde es mir aufgethan, da die Leute mich für einen Mauren gehalten hatten. Jetzt aber, meinten ſie, ſeien ſie davon überzeugt, daß

ich kein Maure sei, denn ein solcher warte nie lange am Thore, ohne den Einwohnern zu fluchen. Hinter Yamina, einer durch den König von Kaarta vor 4 Jahren halb zerstörten Stadt, ward die Gegend bergig, war aber noch sehr bevölkert. Am 18. August kam ich zum Flusse Frina und wollte an einer gefährlichen Stelle übersetzen, als mich ein Reisender zurückrief. So wie er mich näher erblickte, rief er: „Gott bewahre mich, wer ist das?" beruhigte sich jedoch, als er mich bambarrisch reden hörte. Er führte mich an eine Fährstelle, von der wir in einem Kahn über den Fluß gelangten. In Taffera war man eben beschäftigt, einen neuen Duti zu wählen und beachtete mich wenig, ließ mir auch nur schlechte, aus den Kornhülsen bereitete Speisen zukommen. Ich hörte hier wieder die Mandingosprache. Ein Sclave ward am folgenden Tage wie das liebe Vieh begraben, indem ein anderer Sclave den nackten Leichnam an einem Bein und einem Arm in eine Grube schleppte. Der Herr des Todten rief mehrere Male aus: „Ach das verlorne Geld!" Die Nacht zum 20. brachte ich in der Stadt Kulikarro zu, welche einen bedeutenden Salzmarkt hat. Ich mußte meinem Wirth einen Zauberspruch gegen böse Menschen schreiben, worauf jener das von oben bis unten auf beiden Seiten beschriebene Brett abwusch und nach einigen Gebeten den schwarzen Zauberspruch hinunterschluckte. Damit nichts verloren ginge, leckte er das Brett noch mit der Zunge ab. Dafür bekam ich denn guten Reis zum Abendbrod, und für einen andern Zauberspruch, der Reichthum verschaffen sollte, vom Sohn des Duti Meth und Milch. Ein so üppiges Mahl war mir seit langer Zeit nicht geboten und ich erfreute mich darauf eines erquickenden Schlummers auf meiner Rindshaut. Am 23. August erreichte ich die Stadt Bammaku, welche von Serawulli-Negern und vielen Mauren bewohnt wird. Letztere waren hier artiger gegen mich, als sie irgendwo gewesen waren. Trotzdem, daß die Einwohner mir die Fortsetzung meiner Reise in dieser Jahreszeit widerriethen, eilte ich doch weiter und kam in ein felsigtes Gebirge, wo einzelne Schäferhütten und kleine Gebirgsdörfer mir Unterhalt verschafften und die gutmüthigen Hirten mir die Wege zeigten. Aber am folgenden Tage ward

ich von Fulah-Räubern überfallen, meines Pferdes und aller meiner Sachen beraubt. Sie zogen mich ganz nackend aus und warfen mir zuletzt nach einiger Ueberlegung nur das ſchlechteſte Hemde und ein paar Ueberhoſen, ſo wie meinen Hut zu, in deſſen Krempe meine Papiere lagen. Entblößt und einſam ſaß ich nun in der Wildniß, umgeben von reißenden Thieren und böſen Menſchen, bloßgeſtellt der ganzen Heftigkeit der Regenzeit und 100 Meilen vom nächſten Europäer entfernt. Ich glaubte, daß mir auf Erden nichts mehr übrig bliebe, als mich hinzulegen und zu ſterben. Doch mein ſittlicher Muth und die Hoffnung auf den Beiſtand des Allgütigen erſtarkten wieder in mir und ich raffte mich auf und ging entſchloſſen vorwärts. Gegen Abend kam ich nach Sibidulu, der Grenzſtadt des Mandingoreiches, in einem fruchtbaren Gebirgsthal gelegen. Den Manſa (ſo heißt hier der Duti) rührte meine Erzählung ſo, daß er einen Boten an den Duti von Bammaku ſchickte und meine Sachen zurückforderte. Ich blieb in Sibidulu 2 Tage, doch da hier großer Mangel an Lebensmitteln herrſchte, machte ich mich wieder auf und kam am zweiten Tage nach Worda, deſſen Manſa Mohamedaner und zugleich Schulmeiſter war. Auch hier herrſchte großer Mangel und man kochte ſich die Blüthen des Maiskorns zur Nahrung. Einige Mütter im Orte hatten ſogar ihre Kinder für Lebensmittel verkauft, und küßten jedesmal, wenn ſie ſich Korn holten, ihre Kinder zärtlich. Am 6. September erhielt ich richtig meine Sachen aus Sibidulu zurück, allein mein Taſchencompaß war zerbrochen — ein unerſetzlicher Verluſt. Mein Pferd, das mir in ſeinem elenden Zuſtande auf den Gebirgsreiſen doch nichts helfen konnte, ſchenkte ich meinem Wirth, Sattel und Zaum dem Manſa von Sibidulu. Am 8. September trat ich meine Reiſe wieder an, von meinem Wirth mit einem Speer und einem ledernen Trageſack beſchenkt. Meine Stiefeln hatte ich in Sandalen verwandelt, was mir den Weg ſehr erleichterte, da meine Knöchel ſtark geſchwollen waren. Ueberall fand ich Hungersnoth und ſchlechte Wege, hatte auch viel von dem Regen zu leiden. In der Stadt Manſia, wo man Gold ſammelt, wollte mir der Manſa nur für Gold Lebensmittel verabreichen. Als ich erklärte, ich beſäße

nichts, meinte er, mein weißes Fell solle mich nicht schützen, wenn ich ihn belöge. Er nahm mir meinen Speer ab, ehe er mir eine Hütte zum Schlafen anwies, und machte in der Nacht sogar einen Versuch, mich zu bestehlen. Ich war aber darauf gefaßt, da ich schon von seiner Unredlichkeit gehört hatte, und hatte einen Einwohner vermocht, in meiner Hütte mir Gesellschaft zu leisten. Am andern Morgen holte mein Gesellschafter meinen Speer aus des Mauren Hause, als dieser noch schlief, und ich wanderte weiter nach Kamalia, einer kleinen Stadt von Felsenhügeln umgeben.

Hier endlich nahm mein Schicksal eine günstigere Wendung. Gleich bei meiner Ankunft ward ich in das Haus eines Sclavenhändlers, Namens Karfa Thara geführt, welcher gerade andern Sclavenhändlern aus einem arabischen Buche etwas vorlas. Er fragte mich, ob ich es verstünde. Als ich nein antwortete, so holte er ein Büchlein hervor, welches, wie er sagte, aus dem Westen hergekommen war. Wie freute ich mich, als ich sah, daß es ein englisches Gebetbuch war. Auch mein Wirth war froh, mich daraus lesen zu hören, da er nun überzeugt war, ich sei kein Maure, sondern ein Europäer. Er eröffnete mir, es sei unmöglich, jetzt durch die Dschallonka-Wildniß zu reisen, da 8 reißende Ströme sie durchschnitten und das Gras erst abgebrannt sein müsse, ehe man durch die Ebenen kommen könne. Wenn ich jedoch die Landeskost vertragen könne, so wolle er mich so lange hier beherbergen und nähren, bis er selbst mit seinen Sclaven nach dem Gambia aufbreche. Mit Freuden nahm ich diesen Vorschlag an, und Karfa Thara war mit dem Preise eines besten Sclaven zufrieden, den ich ihm als Vergütigung bei der Rückkehr am Gambia bezahlen wollte. Meine Hütte wurde eingerichtet und ein Sclave angewiesen, mich regelmäßig mit Brennholz und Wasser zu versorgen; zwei Mal erhielt ich jeden Tag Speisen aus dem Hause meines Wirths. Karfa that alles Mögliche, um mir den langen Aufenthalt erträglich zu machen, und widerstand allen Einflüsterungen der übrigen Sclavenhändler, welche mich bei ihm verdächtigen wollten. Ich blieb in Kamalia bis zum 19. April des folgenden Jahres, war in den ersten 5 Wochen fieberkrank und lebte

meiſtens einſam in meiner Hütte. Zwei Monate war Karfa abweſend, um am Niger ſeinen Sclaveneinkauf zu vollenden und hatte mich für dieſe Zeit der Obhut eines guten Mohamedaners, des Schulmeiſters in Kamalia übergeben. Ich benutzte dieſe Zeit, Erkundigungen über das Land und ſeine Bewohner einzuziehen. In Kamalia wird viel Gold geſammelt, welches ſich in faſt allen Theilen des Mandingogebietes ſo wie in Dſchallonkadu findet. Anfang December, wenn die Ernte vorüber und das Waſſer gefallen iſt, geht man an die Arbeit, nachdem man einen Ochſen geſchlachtet und Zauberſprüche hergeſagt hat. Die Männer graben den Sand, die Weiber waſchen ihn aus. Der größte Theil des Goldes wird zu Schmuckſachen verarbeitet, und manche Negerin trägt für 500 Thlr. Werth an Geſchmeide. Viel Gold geht auch nach der Wüſte für Salz, und man bezahlte in Kamalia eine Scheibe Salz von etwa $^1/_2$ Kubikfuß mit 13 Thlrn. Vier ſolche Scheiben machen eine Eſelsladung, 6 eine Ochſenladung aus. Ein Ochſe ſtand gleich 18 Flintenſteinen, eine Flinte gleich 3 Ochſen. Die Mohamedaner der Stadt wohnen abgeſondert. Sie haben einen mit Baumſtämmen eingefaßten Platz, den ſie Miſſura oder Moſchee nennen, worauf ſie bei gutem Wetter ihre Gebete verrichten.

Im November verkündigten Gewitter das Aufhören der Regenzeit und der austrocknende Harmattan, der von Nordoſt aus der Wüſte weht, gab dem erſchlafften Körper die Spannung wieder. Die Neger verbrannten das während der Regenzeit hoch aufgeſchoſſene Gras, und die Raubvögel umſchwebten die Feuerſtellen, um ſich der fliehenden Schlangen und Eidechſen zu bemächtigen. Ein angenehmes friſches Grün folgte dem Brande. Der unbearbeitete Boden iſt Gemeingut, wer eine Strecke Landes urbar macht, hat ſie als Eigenthum. Aber große Flächen des fruchtbarſten Bodens ſind ganz unbebaut, vorzüglich an der Grenze zweier Reiche.

Unter allen Negerſtämmen, welche ich kennen gelernt habe, zeichnen ſich die Mandingo's durch Herzensgüte, Heiterkeit und Wißbegierde rühmlich aus. Ihre Frauen ſind mildherzig und zärtliche Mütter, die Liebe der Kinder zu ihnen iſt natürliche Folge. Bei der Erziehung ſehen ſie vorzüglich auf Wahrheit

und Treue. Die Mädchen helfen ſpinnen und Korn mahlen, die Knaben verrichten Feldarbeiten. Eine Frau erhält man durch Kauf von den Eltern, gewöhnlich für den Werth von 2 Sclaven. Sie wird wie bei den Mohamedanern nicht für gleichberechtigt mit dem Manne angeſehen, aber gut behandelt. Auch die Hausſclaven, d. h. die, welche im Hauſe des Herrn geboren ſind, werden mild behandelt und dürfen nur bei großer Noth verkauft werden. Die meiſten der im Kriege gefangenen Sclaven, welche man nach Belieben behandeln und verkaufen kann, ſind ſchon geborene Sclaven, da die Freien eher der Gefahr entkommen oder ausgelöſt werden. Unter 900 Gefangenen, welche der König von Bambarra im Kriege gegen Kaarta an einem Tage machte, waren nur 10 freie Männer. Auch kaufen die Sclavenhändler lieber geborene Sclaven, da dieſe an Arbeit ſchon gewöhnt ſind. In Zeiten der Hungersnoth bietet mancher Freie ſich oder ſeine Kinder als Sclaven an, um nur zu eſſen zu haben. Desgleichen bringen Schulden in Sclaverei, um ſo öfter, da alle Handelsgeſchäfte auf Credit betrieben werden, und in ſelteneren Fällen Verbrechen. Die freien Neger frühſtücken mit Tagesanbruch gewöhnlich einen Mehlbrei, aus Mehl und Waſſer mit Tamarinden geſäuert; um 2 Uhr genießen ſie einen Mehlbrei mit Milch und Schihbutter zubereitet. Die Hauptmahlzeit aber iſt kurz vor Mitternacht, und dann giebt es Kuskus mit etwas Fleiſch oder Schihbutter. Die heidniſchen Neger trinken Bier und Meth, die mohamedaniſchen nur Waſſer. Schnupf- und Rauchtabak lieben ſie Alle. Das Salz wird als Leckerei betrachtet; will man ſagen, daß Jemand wohlhabend ſei, ſo heißt es: Er ißt Salz zur Mahlzeit. Außer dem Ackerbau beſchäftigen ſich die Neger mit Fiſcherei und Jagd. Sie bedienen ſich der Bogen und Pfeile mit vielem Geſchick; letztere ſind im Kriege vergiftet. Die Elephantenjäger haben Feuergewehre. Zur Zeit, wo die Elephanten wegen Austrocknung der Waldſeen zum Niger ſich begeben, lauern die Jäger im hohen Graſe und ſchießen auf ein einzelnes Thier, das ſich von der Heerde etwas getrennt hat, auf einmal ſämmtlich ihre Gewehre ab. Der Elephant befühlt mit dem Rüſſel ſeine Wunden und läuft wüthend hin und her, bis er durch mehrere

Salven in Folge des Blutverluſtes entkräftet zu Boden fällt. Die Jäger ziehen dann die Haut ab und ſpannen ſie zum Trocknen aus, ſchneiden das Fleiſch in ſchmale Streifen, welche gedörrt werden und ſchlagen mit kleinen Beilen die Zähne heraus. Kleinere Stücke der Elfenbeinzähne finden ſich auch häufig unterm Gebüſch, da die Elephanten die Wurzeln auszugraben pflegen und dabei oft die Zähne zerbrechen.

Ihre Induſtrie iſt einfach, doch bereiten ſie ſich ihre Bedürfniſſe ſelbſt. Die Weiber ſpinnen die Baumwolle, die Männer weben. Die Zeuge werden mit friſchen Indigoblättern gefärbt. Von Handwerken giebt es nur ſolche, welche in Leder oder Eiſen arbeiten. Die erſtern, Karrankih genannt, gerben und verarbeiten die Felle, die letzteren, Gahngäh, ſchmelzen das Eiſen in kleinen Schmelzöfen und verſtehen ſich auch auf kleine Goldarbeiten.

Die Zeit berechnen ſie nach der Regenzeit und dem Mondswechſel. Die Jahre benennen ſie nach Begebenheiten. So wird das Jahr 1791 an vielen Orten Tabaubo-Tambi-Sang genannt werden, d. h. das Jahr, in welchem der weiße Mann durchwanderte.

Die Neger werden nicht alt, mit 40 Jahren bekommen ſie graue Haare und Runzeln, ſehr wenige erreichen das 60. Jahr. Sie leiden viel an Fiebern und Flüſſen, welche ſie durch Dampfbäder zu vertreiben ſuchen. Die Todten werden unter der Hütte oder einem Baum begraben und, wenn es Freie ſind, in baumwollene Zeuge oder Matten eingewickelt.

Tanz, Muſik und Geſang lieben ſie ſehr. Sie beſitzen eine Menge von Tonwerkzeugen, Zithern, Harfen, Trommeln, Flöten und Glocken. Beim Tanzen klatſchen ſie in die Hände. Sie haben Sänger, welche im Lande umher ziehen und ſehr beliebt ſind, auch die Kriegszüge begleiten und durch ihre Lieder aus dem Stegreife zur Tapferkeit anfeuern. Der Unterricht geſchieht durch mohamedaniſche Lehrer, Morgens früh und Abends ſpät. Die Schüler werden während der Zeit des Unterrichts als des Lehrers Hausſclaven angeſehen und müſſen den Tag für ihn arbeiten. Nach vollbrachtem Curſus wird eine Prüfung ange-

stellt und der Lehrer erhält für jeden Schüler einen Sclaven. Unvermögende müssen ihre Kinder sich frei arbeiten lassen.

Die Zeit der Abreise verzog sich von Monat zu Monat und schon fürchtete ich, würde man die Regenzeit wieder heran kommen lassen und dann die Reise aufgeben, als man endlich nach den Fasten einen Neumond für sehr Glück bringend erfand und den 19. April zur Abreise bestimmte. Unser Zug bestand aus 35 Sclaven zum Verkauf, welche Karfa und 4 andern Händlern gehörten, 14 freien Männern, meist von Frauen und Hausclaven begleitet und dem Schulmeister mit 8 Schülern, im Ganzen aus 73 Seelen. Am 21. April kamen wir in die Wildniß von Dschallonka und setzten über den Kokoro, einen Nebenfluß des Senegal, dessen Wasserstand sichtlich 20 Fuß höher gestanden hatte, als jetzt. In die Stadt Kinitakuro zogen wir in feierlichem Zuge ein und unsere Sänger stimmten ein Loblied auf die Gastfreundschaft der Stadt an und erzählten, als wir auf den Bentang gekommen waren, unsere Reise bis hierher ausführlich. Mehr im Trab als im Schritt wurden die folgenden sehr großen Tagereisen durch die Wildniß fortgesetzt. Das Quellengebiet des obern Senegal ist eine waldige und felsige Gebirgsgegend. Wir überschritten nach und nach die verschiedenen Arme des Senegal, den Worda, Forkuma, Boki und Bafing (dieses ist der Hauptstrom). Ueber letztern ist eine Brücke von Uferbäumen gebildet, für deren Benutzung die naheliegende Stadt Manea einen Zoll erhebt. Die Flüsse waren in dieser Jahreszeit nur seicht, in der Regenzeit sind sie jedoch nicht zu passiren. Der Wald war voller Wild; Rebhühner, Perlhühner und Rehe, sowie Elephanten sahen wir in großen Trupps, die reißenden Thiere hörten wir Nachts um unsere Feuer heulen. Aber ein kleines Thier hätte unsere Kaffle beinahe zu Grunde gerichtet; das war ein ungeheurer Bienenschwarm, welcher uns plötzlich überfiel und uns in wilde Flucht jagte. Eine Sclavin ward so jämmerlich zerstochen, daß sie am Wege zurückgelassen werden mußte. Den Fulahräubern, welche die Wildniß für Reisende sehr gefährlich machen, entgingen wir jedoch glücklich, obgleich wir in einem Orte erfuhren, daß jene in großen Schaaren uns aufgelauert hätten. Mehrere

kleine Dörfer fanden wir von ihnen zerſtört, andere waren verlaſſen und hatten ſich die Einwohner auf Felſen angeſiedelt. Am 3. Mai kamen wir nach Malacotta, der Geburtsſtadt des Schulmeiſters, wo wir 3 Tage blieben und trefflich bewirthet wurden. Die Einwohner dieſes Städtchens wohnen in Hütten, die aus geſpaltenem Rohr geflochten und mit Lehm beworfen ſind. Sie ſind thätig, verfertigen gute Seife aus Erdnüſſen und treffliche Eiſenwaaren, wofür ſie in Bondu Salz eintauſchen. Den 7. kamen wir durch eine goldreiche Gegend, wo das Gold körnerweiſe in Quarz gefunden wird und ſahen an einem Orte einen weißen Neger oder Albino, deſſen Haar und Haut mattweiß war. Hinter Satadu, einer halb verlaſſenen Stadt, da ſie oft von den Fulahs geplündert wird, kamen wir am 12. über den Falemeh, der jetzt nur 2 Fuß tief war. Dahinter war ein Dorf, das einem reichen Mandingokaufmann gehörte, welcher ganz engliſche Lebensweiſe angenommen hatte. Er aß von zinnernen Schüſſeln und ſeine Häuſer waren wie die engliſchen Häuſer am Gambia gebaut. Am 16. zogen wir, durch eine andere Kaffle verſtärkt, in die große Stadt Kirwani ein. Hier düngen die fleißigen Bewohner den Acker, was ich nirgends ſonſt wo in Afrika fand. Nicht weit von der Stadt ſtanden mehrere Eiſenſchmelzöfen. Am 20. kamen wir in die Tenda-Wildniß, die Waſſerſcheide zwiſchen den Nebenflüſſen des Senegal und Gambia, und reiſten einige Tage lang ſchnell und wegen der Hitze meiſt des Nachts, wählten auch unſere Ruhepunkte meiſt außerhalb der Städte, da die Einwohner nicht im beſten Rufe ſtanden. Die Wälder von Tenda waren ſehr dicht, viele große Strecken ganz mit Bambusrohr bewachſen. Hinter dem Neola-Koba, einem bedeutenden Arme des Gambia, kamen wir in eine wohl angebaute Gegend, deren Städte alle den Namen Tenda führen, dann paſſirten wir die Simbani-Wälder, kamen durch die große Stadt Sallacotta und ſetzten über den Neriko. Kaum waren wir hinüber, ſo brüllten unſere Sänger ein Lied, durch welches ſie ihre Freude ausdrückten, das Land der untergehenden Sonne erreicht zu haben. Ohne weitere Anfechtungen, als einige heftige Regen, welche wir, durch die großen Blätter des

Eiboabaumes geschützt, abwarteten, gelangten wir am 14. nach Medina, der Hauptstadt von Wulli, wo ich den alten guten König leider krank fand und ihn nicht persönlich besuchen konnte. In Dschindi ließ Karfa seine Sclaven, von denen ich wehmüthig Abschied nahm, da sie mir auf der Reise manchen freundschaftlichen Dienst geleistet hatten und reiste mit mir nach Pisania.

Wie ein vom Tode Auferstandener ward ich hier von meinen Freunden begrüßt, da das Gerücht gekommen war, ich sei in Ludamar von den Mauren getödtet. Ich konnte nun wieder europäische Kleider anlegen und mich von allen Strapazen erholen. Karfa war sehr verwundert über die englische Sprache, über die Einrichtungen und Geräthschaften des Hauses, vor Allem über ein kleines Handelsschiff, welches hier vor Anker lag. Ich bezahlte dem redlichen Manne den doppelten Betrag der ausbedungenen Summe und gab auch dem guten Schulmeister ein Geschenk mit, so daß Karfa oft sagte: „Meine Reise ist wahrlich glücklich gewesen! Wir Neger sind nichts gegen Euch!" Nur daß ich meinen langen Bart abgeschnitten hatte, gefiel ihm nicht und er meinte, ich hätte mich in einen Knaben verwandelt. Am 15. Juni kam ein amerikanisches Schiff und nahm die Sclaven ein. Ich schiffte mich auf diesem am folgenden Tage ein. In Goru ward die Ladung vervollständigt, die aus 130 Sclaven bestand. Drei starben auf dem Gambia, 6 bis 8 in Goru und 11 auf der See. Weil der Schiffsarzt gestorben war, übernahm ich dessen Stelle auf dem Schiffe und alle Sclaven hatten großes Vertrauen zu mir, da ich ihre Sprache reden konnte und mehrere mich schon früher gesehen hatten. Anfang October waren wir von Goru abgesegelt, in 35 Tagen durchschifften wir das Meer bis zur westindischen Insel Antigua. Hier ging ich am 24. November wieder unter Segel und erreichte den 22. December glücklich mein englisches Vaterland.

---

Mungo Park ward bei seiner Rückkehr nach London von allen Freunden der Wissenschaft mit großem Jubel empfangen, und

die Geographen ſuchten durch ihre Hypotheſen das Ende des Fluſſes, für deſſen Anfang ſie nun beſtimmte Angaben hatten. Um hierüber Gewißheit zu erlangen, beſchloß die engliſche Regierung eine neue Expedition zum Dſcholiba zu veranſtalten, und gewann Park zur Leitung derſelben. Doch dieſes mal war das Glück nicht mit ihm. Schon auf der Reiſe nach dem Niger, welchen er bei Bammaku am 19ten Auguſt 1805 wieder erblickte, waren von den 44 Europäern des Zuges durch die Ungunſt des Klimas 39 geſtorben. Park ſelbſt ſchiffte ſich mit dem Ueberreſte ſeiner Mannſchaft bei Sauſanding auf dem Niger ein, und ſchickte von hier aus ſeine letzten Briefe nach Europa. Von nun an hörten alle Nachrichten von ihm auf, doch verbreitete ſich ein Jahr darauf die Sage von ſeinem Tode. Spätere Nachforſchungen haben es außer Zweifel geſtellt, daß er bei Yaourie oder Buſſa ſammt ſeinen Gefährten unter den Pfeilen der Eingebornen den Tod gefunden hat.

---

# B.

## Denham's und Clapperton's Reise durch Fezzan und die Wüste nach dem Sudan.

---

Dr. Oudney und Lieutenant Clapperton hatten von der englischen Regierung den Auftrag erhalten, von Tripolis aus Sudan zu bereisen. Ihnen wurde auf seine Bitte Major Denham beigesellt, und da Dr. Oudney, das gelehrteste Mitglied der Expedition, in Sudan starb, so übernahm später Denham die Herausgabe der Beschreibung ihrer Reise.

Am 21sten November 1821 traf ich von Malta in Tripolis ein, und fand meine Gefährten schon meiner harrend an. An einem dazu bestimmten Tage machten wir dem Pascha unsere Aufwartung und wurden zu einer Falkenjagd eingeladen, wobei der Pascha auf einem milchweißen Araber mit kostbarem Geschirr und mit einem zahlreichen glänzenden Gefolge erschien.

Am 1sten März 1822 brach ich von Tripolis auf. Hat man die nächste fruchtbare Umgebung dieser Stadt verlassen, so betritt man eine sandige Ebene, in welcher sich hin und wieder Dörfer mit Datteln und Gärten finden. Wandernde Araber bilden jedoch den größten Theil der Bevölkerung. Zwei und eine halbe Tagereise südlich vom Meeresufer zieht sich eine Bergkette parallel mit der Küste hin und scheidet das Uferland von der Hochfläche Dhar el Dschebbel (Rücken des Berges). Der westliche Theil dieser Gebirgskette, welcher von der Straße nach Ghadames durchschnitten wird, heißt Dschefran, besteht aus Sandstein und Kalkstein und zeigt keine Spur von vulkanischer Formation. Dagegen ist der mittlere Theil, das Ghariangebirge,

rein vulkaniſch. Baſaltmaſſen haben hier, oft in ſchöne Säulen geformt, die weißen Kalkſteinberge durchbrochen, und der mächtige Berg Tekut, nahe am Gharianpaſſe, iſt ein ſchöner erloſchener Krater. Dieſe Berge liegen gerade ſüdlich von Tripolis, und tragen auf ihrer Oberfläche von fruchtbarem rothen Lehm üppige Olivenpflanzungen und Safranfelder. Die Einwohner wohnen in unterirdiſchen Wohnungen, welche ſie wie die Kaſematten einer Feſtung, in den Felſen eingehauen haben. Im Südoſten von Tripolis liegen die Tarrhonaberge, gleichfalls ohne vulkaniſche Formation. Sie zeichnen ſich durch Kornbau und römiſche Ruinen aller Art aus. Die ganze Gebirgskette bildet den Abfall einer Hochebene, welche im Weſten eine durchſchnittliche Erhebung von 2000 Fuß, im Oſten von 1000 Fuß hat. Sie iſt dürr und ſteinig, nur in den Wadis (Thalſenkungen) gedeihen Datteln, Oliven und Feigen, nach Süden ſenkt ſie ſich in kaum merklicher Abdachung.

Wir durchſchnitten die Tarrhona-Berge auf dem Paß Melghra und kamen am 5ten März nach dem Flecken Beniolid, in einem blumenreichen Thale gelegen. Einen ſo erfriſchenden Anblick hatten wir nicht wieder, bis wir Sudan erreichten. Von Beniolid bis Sockna brachten wir 14 Tage auf unſerer recht einförmigen Reiſe zu. Sockna hat etwa 200,000 verſteuerte Dattelbäume, und etwa ebenſoviel unverſteuerte. Ihre Datteln ſollen die beſten in Afrika ſein. In der Nachbarſchaft liegen die Städte Hoon und Wadan, deren Begräbnißplätze und Moſcheen vielfach mit Straußeneiern geſchmückt ſind. Die Einwohner ziehen auch junge Strauße in Ställen auf und ziehen ihnen, wenn ſie ausgewachſen ſind, die Federn aus.

Gleich hinter Sockna beginnt das Gebirge Dſchebbel Aſſud (ſchwarzes Gebirge), eine Baſaltkette mit ſchwarzen überhängenden Zacken und wildzerriſſenen Schluchten. Wir paſſirten es auf beſchwerlichem Pfade und kamen dann in eine traurige öde Wüſte, wo wir tagelang gar kein Waſſer fanden und uns dann mit ſchlammigem, ſalzigem und bitterm Trunk begnügen mußten. Auch plagten uns ſchreckliche Stürme aus Oſt und Süd, welche uns große Maſſen Sandes entgegentrieben. Am 7ten April gelangten wir nach Murzuk, der Hauptſtadt von

Fezzan und dem Sitz des Sultans. Es ist eine gut gebaute, von 20 Fuß hohen Lehmmauern umgebene Stadt. Eine 300 Schritt lange, mit Häusern besetzte Straße führt auf einen offenen Platz, wo sich das feste, 80 Fuß hohe Schloß erhebt. Die Mauern desselben sind aus Lehmsteinen gebaut, unten 50 Fuß, oben 5 Fuß dick. Der Sultan, ein Vasall des Pascha von Tripolis, empfing uns gut, machte uns aber keine Hoffnung auf eine gedeihliche Weiterreise, so daß wir schon alle unsere Pläne zerrinnen sahen. Ein reicher Kaufmann jedoch mit Namen Bu-Khalum hob wieder unsern Muth, indem er uns an den Pascha von Tripolis uns zu wenden rieth und versicherte, daß er selbst mit einer großen Karavane nach Sudan gehen wolle und uns hinreichenden Schutz gewähren könne. Ich reiste deshalb mit ihm nach Tripolis zurück, stellte dem Pascha die Hindernisse vor, die uns unerwartet trotz seiner Versprechungen in den Weg gelegt wurden, und drohte nach England zurückzugehen, und daß die englische Regierung alle freundschaftlichen Verhältnisse mit ihm abbrechen würde, wenn er uns nicht Mittel zur Reise verschaffen würde. Nach vielem Hinhalten machte ich zuletzt Ernst und ging nach Marseille ab, erhielt jedoch hier ein Schreiben vom Pascha, welches mit Zusicherung seines Schutzes mich wieder zurückrief. Ich erhielt nun ein Geleit von 70 Arabern aus dem Stamme der M'Garrhain in der Syrte, welche vor kurzem dem Pascha bei Vernichtung des Stammes der Waled Suleyman die größten Dienste geleistet hatte. Ihr Häuptling, Scheik Abdi Smud ben Erhoma rühmte sich, schon 40 Feinde eigenhändig zu Boden gestreckt zu haben und hoffte es, weiter als sein Vater zu bringen, welcher 100 Mann in Schlachten getödtet habe. Uebrigens gewährten uns diese Araber nicht nur den nöthigen Schutz, sondern erheiterten uns auch nicht wenig den traurigen Weg durch die Wüste durch ihren unendlichen Witz und Scharfsinn, so wie durch die Gedichte, welche sie entweder aus dem Stegreif oder aus dem Gedächtniß hersagten. Einer, aus dem Stamme der „Begabten," sang wohl eine Stunde hinter einander und beschrieb unsere Reise bis auf den kleinsten Umstand mit großem Humor und in recht leidlichen Versen.

Am 30sten October langte ich endlich mit Bu-Khalum in

Murzuk wieder an und fand meine zurückgelaſſenen Gefährten krank und elend wieder. Fezzan ſcheint überhaupt ein ungeſundes Land zu ſein, wir ſahen wenig Menſchen von geſundem Ausſehen. Die Weiber tragen dunkle, mit Silber geſtickte Beinkleider, weiße oder blaue baumwollene Hemden mit Schleifen und große Strohhüte. Sie ölen ihr Haar ſtark ein und flechten es in Zöpfe, woran ſie ſilberne Zierrathen oder Korallen befeſtigen. An Armen und Füßen tragen ſie viel Schmuckſachen, ich ſah eine, welche 128 Unzen Gold an den Füßen hatte und ganz wund davon gerieben war. Männer und Frauen ſtopfen die Naſenlöcher mit Zwiebelſchalen zu und kauen Tabak, nur die Reicheren rauchen. Die kleinen grauen polniſchen Kopfthiere ſind hier ſehr gemein, und der Werth einer Sclavinn richtet ſich ſehr nach ihrer Geſchicklichkeit in der Jagd dieſer Thiere. Ameiſen, Wanzen und eine Unmaſſe Fliegen tragen das Ihrige dazu bei, den Aufenthalt in dieſem übrigens armen Lande bei einer Hitze von 97° F. unerträglich zu machen. Unter vielen andern vornehmeren Einwohnern beſuchte uns in Murzuk auch der Tuarikhäuptling Hatita,*) welchem ich im Auftrage Lyons, dem er gute Dienſte geleiſtet hatte, einen Säbel als Geſchenk überreichte. Sein Entzücken über dieſes Geſchenk war unbeſchreiblich. Am 29ſten November brach unſere, durch viele Kaufleute vergrößerte Karavane von Murzuck auf und durchſchritt am erſten Tage ein ungeheures Salzfeld. Der Weg, von Sand und Salz gemiſcht, erſchien wie Eis, große Riſſe in der Oberfläche zeigten an den Seiten Kryſtalle vom reinſten weißen Salz. Die Stadt Traghan iſt die beſte unter den 109 Städten, deren Fezzan ſich rühmen ſoll, war früher Hauptſtadt und Reſidenz des Sultans, der den öſtlichen Theil von Fezzan beherrſchte, und beſitzt in den Gärten einige Quellen von gutem Waſſer, die einzigen in Fezzan, mit Ausnahme einiger warmen Quellen bei Sockna. Am folgenden Tage kamen wir durch eine Wüſte von feinem rothen Sand, in der auch nicht ein Vogel oder ein Inſect zu erblicken war, nach Gatrone oder Katroun. Die Stadt liegt

*) Derſelbe Hatita, jetzt alt und gebrechlich, hat jüngſt die Reiſenden Richardſon, Overweg und Barth escortirt (im Sommer 1850.)

einigermaßen freundlich zwiſchen Sandhügeln, welche mit kleinen Bäumen bedeckt ſind; rings herum haben die Tibbu's ihre Zelte oder kleinen Hütten aufgeſchlagen. Der wichtigſte Mann in Gatrone iſt Hadſchi el Raſchid, ein reicher Marabut und Heiliger. Er iſt zwar ein Betrüger, wie alle Heilige, doch wendet er ſeinen Einfluß auf das abergläubiſche Volk mit Weisheit und Menſchenliebe an. Bei unſerer Abreiſe zeichnete er mit impoſanter Würde Zauberfiguren in den Sand und lud uns ſingend ein, zu unſerm Heil hindurchzureiten. Nach einigen Tagen gelangten wir nach Tegerrhy, einer Stadt von angenehmer Lage. Salzteiche liegen in der Nähe, welche durch Waſſervögel belebt ſind, nach Oſten erheben ſich einige niedrige Berge, und rings um die Stadt ſtehen in großer Zahl Dattelbäume mit köſtlicher Frucht. Wir hielten uns hier einige Tage auf, um unſere Vorräthe zu vervollſtändigen. Die Eingebornen ſind ganz ſchwarz, haben aber kein Negergeſicht. Sie kauen Tabak und Soda, ſelbſt den Schnupftabak ſtecken ſie in den Mund. Da hier das Land der Tibbu's beginnt, ſo feierten unſere Leute mit Geſang und Tanz den Eintritt in das neue Land und wir gaben zu ihrem Feſte einige Kameele heraus. Vom Kameelfleiſch wird das Herz am meiſten geſchätzt; es ſagte mir jedoch nicht ſehr zu, da es hart und zäh war, und ich hatte am nächſten Morgen Magendrücken von dieſer Speiſe. Am 13ten December verließen wir Tegerrhy und betraten die Wüſte. Von nun an hatten wir einen ſehr beſchwerlichen Marſch durch ſteinige Einöden, und kamen häufig durch ſteile Sandſteingebirge, Zweige des Tibeſtygebirges. Sie ſind nicht eben ſehr hoch, das höchſte, Hormut-el-Wahr, erhebt ſich bis 600 Fuß. Doch liegt weiter öſtlich ein Berg, der Irthſcherdat-Irner, deſſen Höhe an 10,000 Fuß betragen mag. Die Ebenen zwiſchen den Bergen waren mit grobem Kies und vielfarbigen Steinen bedeckt. Unſere Kameele wurden zuſehends ſchwächer, ſie hatten 8 Tage lang nicht getrunken und ihre Füße wurden wund von den ſteinigen Wegen. Manche fielen in dieſen Tagen. Sah bei ſolchen Gelegenheiten der Eigenthümer des Thieres, daß es ſich nicht wieder erheben würde, ſo gab er den lauernden Arabern ein Zeichen, und dieſe ſtürzten herbei, ſtießen ein Meſſer dem Kameele

in das Herz, indem ſie deſſen Kopf nach Oſten wandten, und ſchnitten ſogleich beliebige Stücke zur Abendmahlzeit aus dem noch zuckenden Thiere ſich heraus. Auch die Menſchen litten unausſprechlich durch die Hitze bei Tage und die Kälte bei Nacht, ſo wie durch die heftigen Sandſtürme aus Nordoſt, wobei unſere Zelte faſt im Sande vergraben wurden. Täglich fanden wir auf unſerm Wege eine große Zahl menſchlicher Gerippe, die Spuren der großen Sclavenzüge, welche aus Sudan nach Tripolis gehen. Endlich am 1ſten Januar 1823 fanden wir wieder einige grüne Bäume in der Oaſe Ikbar, und kamen in den folgenden Tagen durch mehrere ärmliche Städte der Tibbu's, von denen Kisbi ein Hauptſammelplatz der Karavanen iſt. Dirki liegt in einer Oaſe mit zwei Salzſeen, in deren Mitte ſich eine Inſel von reinem Salzſtein befindet. Wegen der häufigen Raubzüge der Tuariks liegen die meiſten Städtchen dieſer Gegend auf ſteilen Sandſteinfelſen, welche ſelbſt von Weibern und Kindern leicht zu vertheidigen ſind. Denn die Männer ſind meiſt auf Karavanenzügen abweſend. Der Sultan der Tibbus, welcher in Bilma reſidirt, kam uns in Kisbi entgegen, um den Tribut für die Erlaubniß, durch ſein Land zu reiſen, entgegenzunehmen. Er ſah weder ſehr majeſtätiſch, noch ſehr reinlich aus, und die 6 oder 7 Tibbu-Herren ſeines Gefolges waren Muſter von Häßlichkeit. Sie nahmen eine Menge Schnupftabak ſowohl in den Mund, als in die ungemein ausgeweiteten Naſenlöcher, ihre Zähne waren dunkelgelb und ihre Naſe gleich einem ungeheuren Ballen Fleiſch. Dabei intereſſirte ſie meine Uhr und mein Compas nur in ſofern, als ſie darin das Abbild ihres lieblichen Geſichtes erblicken konnten. Die Weiber der Ortſchaften kamen uns entgegen, fielen auf die Kniee und bewillkommneten uns dann mit Geſang und Tanz. Bu-Khalum vervollſtändigte hier ſeine Kameelheerde auf die wohlfeilſte Weiſe, indem er Streifzüge nach den umliegenden Dörfern veranſtaltete und alle Kameele, deren er habhaft werden konnte, für ſich in Beſchlag nahm. Der Sultan billigte nicht nur dieſes Verfahren, ſondern gab ihm auch Anweiſung, wo der beſte Fang zu machen war. Am 12ten gelangten wir zur Hauptſtadt Bilma, welche nur ärmliche Hütten aufzuweiſen hat. Auch hier ſind

Salzseen mit reinem crystallisirten Salz, welches sich die Tuariks von Zeit zu Zeit nach Bu-Khalums Methode holen. Eine Meile hinter Bilma begrüßten wir eine Quelle mit hellem schönen Wasser, von da an aber ging 13 Tage lang unser Marsch durch eine öde Wüste. Tiefer lockerer Sand wechselte mit steilen Sandklippen, von denen die Kameele förmlich herabrutschen mußten, indem sich die Führer an den Schweif hingen. Die Oase Aghadem mit gutem Wasser und vortrefflicher Viehweide unterbrach diese Einöde ein wenig, auch sahen wir hier eine Heerde Gazellen und die Spuren von Hyänen. Doch Freibeuter aller Art machen diesen Sammelplatz für kleinere Karavanen sehr gefährlich. Uns begegneten hier zwei Couriere auf Eilkameelen welche vom Scheik El Kanemi nach Murzuck geschickt wurden. Mit einem Beutel voll Zumita (gedörrtes Korn), ein paar Schläuchen mit Wasser, einigen Streifen von gedörrtem Fleisch und hölzernen Schaalen zum Essen und Trinken ausgerüstet, machen sie die Reise von Bornu nach Murzuck in nicht mehr als 30 Tagen. Ende Januar erblickten wir wieder einige Spuren von Vegetation, und je weiter wir nach Süden kamen, desto fruchtbarer ward das Land. Wir hatten in diesen Tagen jedoch viel von heftigen Sandwinden auszustehen, welche auf der Haut einen unerträglichen Schmerz verursachten. Einreibungen von Oel oder Fett waren das einzige Linderungsmittel. Am Buri-Kaschiferi, einem tiefen Brunnen für Karavanen, besuchte uns Mina Tahr, der Scheik der Gunda-Tibbu's, die hier herum hausen. Sie sind heller, als die Tibbos der Städte und von mehr kupferrother als schwarzer Farbe, auch zierlicher gebaut als jene. Sie besitzen zahlreiche Kameelheerden und leben die eine Hälfte des Jahres von Hirse, die andere von Kameelmilch. Mit letzterer werden auch die Pferde genährt. Sie sind nicht ungeschickt im Gebrauche der Waffen, haben aber einen gewaltigen Respect vor Flinten. Sie naheten sich diesen nur auf den Zehen und flüsterten dabei leise, als könnte die Flinte sie verstehen. In den ersten Tagen des Februar kamen wir in das Land der Traita-Tibbus, welche zahlreiche Heerden Rindvieh besitzen. Wir sahen hier wieder dichte Waldungen und hohes Gras, athmeten frischen Blumenduft ein und erfreuten uns am

Gezwitſcher der Vögel. Die Lagerplätze der Traita-Tibbus zeigen regelmäßig im Viereck zuſammengeſtellte Hütten, welche ganz aus Matten beſtehen und luftig und reinlich ſind. Am 5ten Februar erreichten wir Lari im Lande der Kanembus, welche vor unſerer großen Karavane nach allen Seiten flohen. Jenſeits der Stadt glänzte uns der große See Tſchad, vom Strahl der Sonne vergoldet, entgegen. Mein Herz ſchlug hoch bei dieſem Anblick und ich flehte den Himmel, der uns bis hieher geleitet, um ferneren Schutz bei unſerm Unternehmen an.

Die Stadt Lari liegt auf einer Höhe und hat etwa 2000 Einwohner. Die Häuſer ſind aus Binſen kegelförmig geflochten und mit zierlichen Gehegen umgeben, in welchen Ziegen, Hühner und Kühe gehalten werden. Die Frauen ſpinnen die Baumwolle, welche hier wild wächſt, die Männer faullenzen, da der üppige Boden, der Wald und der See ihnen Nahrungsmittel im Ueberfluß liefern. Der Tſchadſee bildet eine unabſehbare Waſſerfläche und iſt von üppigem Walde umgeben. Zahlreiche Heerden von Elephanten, Büffeln und Antilopen weideten im fetten Graſe, auch viele Arten von Affen und große Schlangen von 18 Fuß Länge ſahen wir im Walde. Am Ufer giebt es Waſſervögel in ungeheuren Schaaren, Schnepfen, Gänſe, Enten, Pelikane und Kraniche 4—5 Fuß hoch. Sie waren nicht ſcheu und ließen uns bis auf wenige Schritt heran kommen. Das ſüße, wohlſchmeckende Waſſer des Sees iſt der Aufenthalt vieler Fiſche. In der naſſen Jahreszeit überſchwemmt der See das umliegende Land und die Elephanten richten dann in den Feldern große Verwüſtungen an.

Im Verfolg unſerer Reiſe kamen wir nach Burwha, der erſten Negerſtadt, und ſetzten über den Fluß Ye-u, der 150 Fuß breit zwiſchen ſteilen Ufern oſtwärts in den See fließt. Die Stadt Ye-u liegt am Fluſſe. Sie iſt, wie Burwha, wohlbefeſtigt gegen die Einfälle der Tuariks, aber kleiner. Vor Kuka kam uns ein Theil der Reiterei des Scheik unter dem Befehl des erſten Generals Barca Gana zur Bewillkommnung entgegen. Die Reiter waren mit Spießen bewaffnet, nur eine auserleſene Truppe trug Panzerhemden und Helme. Unter ſolchem Geleite und mit unſern wohlaufgeputzten Arabern im Ge-

folge rückten wir nach Kuka, und wurden vom Scheik El Kanemy wohl aufgenommen. Dieser merkwürdige Mann war früher Schulmeister in Fezzan gewesen, später Kaufmann in Bornu und dort zu Vermögen und Ansehn gelangt. Als die Fellatahs das Reich Bornu erobert hatten, gelang es ihm, sie nach und nach wieder daraus zu vertreiben und die Herrschaft des Landes an sich zu bringen. Doch begnügt er sich weislich mit der Macht und läßt den Schein dem Titularsultan, welcher in Birnie residirt. Wir machten auch diesem unsere Aufwartung. Er empfing uns, vor seinem Lehmschlosse hinter einem Gitterwerk sitzend, umgeben von ein paar hundert Hofleuten. Etwas Abgeschmackteres und Groteskeres, als die Gestalten dieses Hofes, kann man sich aber nicht denken. Dicke Bäuche und Köpfe bildeten die hervorragendsten Eigenschaften dieser Herren, dabei hatten sie 8—10 Röcke von verschiedener Farbe übereinander an, um noch dicker zu erscheinen, die Köpfe in ungeheure Turbane gewickelt und den ganzen Körper mit Zaubersprüchen in rothledernen Futteralen überhangen. Ein patriotischer Sänger brüllte das Lob des unvergleichlichen Herrschers. Der Sultan wird vom Scheik mit Ehrenbezeugungen und Geschenken überhäuft und muß ihn auf allen Kriegszügen begleiten, hat aber durchaus kein Wort in Staats- und Kriegsangelegenheiten mitzusprechen. Nicht weit von Birnie liegt Angornu, die größte Stadt in Bornu, mit etwa 30,000 Einwohnern. Sie hat keine Mauern wie Birnie und Kuka, aber große und bequeme Hütten. Zum Markt, der hier gehalten wurde, kamen die Frauen aus der Umgegend auf Ochsen geritten, denen man einen Riemen durch den Nasenknorpel gezogen und einen Sattel von Matten aufgelegt hatte. Meine weiße Farbe erregte unter den Einwohnern Staunen, ja Widerwillen.

Um Beute und Sclaven zu gewinnen, machten unsere Araber mit einer Abtheilung bornuscher Truppen einen Kriegszug gegen die Fellatahs von Mandara. Ich schloß mich der Expedition an trotz aller Hindernisse, welche mir der Scheik in den Weg legte. Wir kamen durch dichte Akazienwälder und mehrere ansehnliche Städte. Das platte Land wird von den Schua-Arabern durchzogen. Diese wandern mit ihren Zelten

in der Umgegend des Tſchadſees umher, ſind kupferfarbig und hübſch gebaut und ſprechen das egyptiſche Arabiſch. Einige Stämme von dieſen begleiteten uns auf unſerem Zuge. Nach einigen Tagen betraten wir das ſchöne Gebirgsland Mandara, mit ſteilen waldigen Abhängen. Es war früher ganz von den Fellatahs erobert, doch hatte ſich der Sultan von Mora wieder frei gemacht und mit dem Scheik von Bornu verbündet. Der Sultan kam uns mit ſchön ausgerüſteter Reiterei entgegen und war von ſeinen 30 Söhnen als Leibwache umgeben. Dieſe ritten prächtige Pferde mit Schabracken von Leoparden- und Pantherfellen. Am andern Tage machten wir dem Sultan in ſeiner Hauptſtadt Mora einen Beſuch. Die Art der Begrüßung in dieſem Lande iſt ſonderbar. Man tritt mit niedergeſchlagenen Augen vor, ſetzt ſich dann, den Rücken nach dem Sultan gewendet, nieder und wünſcht, indem man die Hände zuſammenſchlägt, dem Sultan Glück und Segen. Dieſelben Worte wiederholt dann der Sultan und der ganze Hof ſingt ſie nach. Die 8 Städte von Mandara liegen im Thale, auf den Bergen hauſen die Kirdie's, ein armes Heidenvolk, auf welches von den Mohamedanern eifrig Jagd gemacht wird. Unſere Araber hatten darauf gerechnet, daß der Sultan ihnen erlauben würde, ſich hier beliebig mit Sclaven zu verſehen, doch kauften ſich die armen Kirdie's durch Geſchenke für den Sultan los. Ihre Abgeſandten waren faſt nur mit einem Leopardenfell bekleidet, aber mit rothen Flecken häßlich bemalt und mit Schnüren von Zähnen und Knochen erſchlagener Feinde behangen; auf ihren Köpfen mit borſtenähnlichen Haaren trugen ſie Mützen von Ziegen- oder Fuchshaut. Es wurde nun auf den Vorſchlag des Sultans beſchloſſen, die ſüdlich von Mandara wohnenden Fellatahs anzugreifen, und es ſchien mir, als ob die Prahlereien unſerer Araber mit ihren Feuergewehren beim Scheik von Bornu wie beim Sultan von Mandara den Wunſch erweckt hatten, ihnen eine derbe Lehre zu geben. Wir zogen alſo ſüdlich durch die Berge und kamen durch ſehr maleriſche Gegenden. Die Höhen um Mora ſind etwa 2000 Fuß hoch, nach Süden ſtiegen wir aber ſtets aufwärts, und hier erhoben ſich höhere Berge, von denen der Horza neben dem Paß noch 2500 Fuß ſchroff

ſich erhob. Die erſten Städte der Fellatahs wurden raſch eingenommen und zerſtört, vor Musfeia jedoch erwartete uns ein heftiger Kampf. Unſere Araber hielten ſich brav, wurden aber von den Bornueſen und den Mandarern gar nicht unterſtützt, ſo daß ſie vor der Ueberzahl zurückweichen mußten. Jetzt löſte ſich das ganze Heer in wilde Flucht auf, ich ſelbſt wurde in den Strudel verwickelt und kam durch Sturz meines Pferdes in die Hände der Feinde. Schon plünderten ſie mich aus und hatten mir mehrere Wunden beigebracht, als ich in raſchem Entſchluß zum nahen Walde floh. Meine Verfolger auf den Ferſen kam ich an einen Waldbach und ergriff einen Baumzweig, um mich vom ſchroffen Ufer hinabzulaſſen. Da rollte ſich dicht neben meiner Hand eine giftige Schlange auf und ſchickte ſich an mich zu beißen. Voller Schrecken ließ ich den Zweig fahren und fiel in den Strom. Doch ich kam glücklich hinüber und ward von den Unſeren auf der weiteren Flucht mitgenommen.

Der Kriegszug hatte ein trauriges Ende genommen, unſere Araber waren zur Hälfte gefallen, zur Hälfte verwundet, Bu-Khalum ſelbſt ſtarb ſchon auf der Flucht an einer vergifteten Pfeilwunde. Ich ſelbſt hatte mein Gepäck und meine Piſtolen verloren und lag ein paar Wochen, krank an Körper und an Geiſt, in meiner Hütte zu Kuka. Doch bezeigte ſich der Scheik gütig gegen mich, ſchenkte mir Kleider und lud mich nach meiner Wiederherſtellung ein, ihm auf einem Kriegszuge nach Weſten zu folgen. Dieſer ging gegen die Munga's, welche zwei Boten des Scheiks umgebracht und erklärt hatten, der Sultan von Bornu ſei ihr König, nicht der Scheik. Sie ſollen Kaffirs (Heiden) ſein und nie beten. Am 22. Mai verließen wir Kuka. Die Umgegend dieſer Stadt iſt flach, der Boden ohne irgend einen Stein, mit Akazien dicht bewachſen. Nach 2 Tagen gelangten wir zum Fluſſe Ye-u, der jetzt ſeicht war und faſt ſtille ſtand, nach der Regenzeit aber mit ſtarker Gewalt nach Oſten ſtrömen ſoll. Die Ufer ſind mit Gras und Gehölz dicht bewachſen, die ganze Gegend überhaupt war meiſtens dichter Wald von Tamarinden und Mimoſen, voller Affen, Elephanten und reißender Thiere. Dazwiſchen waren viel Seen, worin Krokodile und Nilpferde ſich aufhielten. Der Boden iſt äußerſt

fruchtbar. Neben dem großen See Muggaby fanden wir die Trümmer von Alt-Birnie, der ehemaligen Hauptſtadt von Bornu, welche 200,000 Einwohner gehabt haben ſoll. Auch die Ruinen von Gambarra, der Reſidenz des vorigen Sultans, zeigten Spuren wahrhaft fürſtlicher Gebäude und Moſcheen, und dieſe Gegend war nach den Verſicherungen meiner Begleiter früher ſehr angebaut geweſen, ehe Kuka vorhanden und Angornu eine große Stadt geworden ſei. Die Munga's hatten eine benachbarte Stadt Kabſchery verbrannt und wurden durch das Zögern des Scheiks immer kühner. Doch wußte dieſer durch kluge Märſche und ſeine ſchlaue Politik es dahin zu bringen, daß jene ihre Unterwerfung anboten. Der kluge Scheik zog es vor, auf friedliche Weiſe ſich die kriegeriſchen und muthigen Munga's zu erhalten, deren Land, den Angriffen der Fellatahs wie der Tuariks ausgeſetzt, die beſte Vormauer gegen dieſe Nationen bildet. Das Heer des Scheik ging demgemäß nach Kuka zurück und wurde größtentheils entlaſſen. Der beſte Theil des Fußvolks beſtand aus Kanembus, welche das nördliche Ufer des Tſchadſees bewohnen, die Reiterei in der Mehrzahl aus Schua-Arabern. Außerdem hatte der Scheik noch Tuariks, Tibbus, Araber und Begharmis in ſeinem Heere.

Im Auguſt trat die Regenzeit ein und die Bewohner hielten ſich in ihren Häuſern, da die wilden Thiere aus den Wäldern des Sees durch Ueberſchwemmungen nach den bewohnten Gegenden getrieben wurden. Sclavinnen, welche die Feldarbeiten verrichten, wurden mehrmals von Löwen fortgeſchleppt, Schaaren von Hyänen umlagerten Nachts die Städte und drangen hinein, wenn ein Thor nicht feſt verſchloſſen war. Wir Fremde fühlten uns ſämmtlich krank, gegen das Ende der Regenzeit ſtarben auch viele Einwohner. Außer Fliegen und Musquitos plagten uns auch weiße und ſchwarze Ameiſen; jene freſſen Alles, was aus Holz oder Zeug beſteht, dieſe greifen die Menſchen ſelbſt an und ihr Biß iſt faſt ſo ſchlimm, wie der des Skorpions. Ende September ließ der Regen allmählig nach, die Tamarindenbäume, die zu Anfang der Regenzeit ihr Laub verlieren, trieben wieder ſchöne rothe Knospen und es kamen heitere Tage mit trocknenden Winden. Ich befand mich

wohl und kräftig, beſuchte oft den Scheik, der ſich ſehr wohlwollend gegen uns benahm, machte kleine Jagdzüge und beſchäftigte mich damit, dem Scheik Patronen für ſeine Kanonen und einige Raketen zu verfertigen. Die Einwohner hatten in dieſer Zeit mehrere Feſte, das Hauptfeſt war der Geburtstag Mohameds und wurde am 16. November gefeiert. Die Frauen aus Kuka führten Tänze auf, wobei ſie mit dem Theil ihres Körpers, welcher in der Jugend Züchtigungen unterworfen zu ſein pflegt, auf einander ſtießen. Siegerin war diejenige, welche ihre Gegnerin in den Sand ſtreckte. Zierlicher waren die Tänze der Frauen aus Bornu und Begharmi, ihre Bewegungen waren nicht ohne Grazie. Auch Ringkämpfe der Sclaven wurden von deren Herren veranſtaltet, wobei ſie oft vor Anſtrengungen aus Naſe und Mund bluteten. Am ſtärkſten zeigten ſich dabei die Muſgowys und Begharmis, am ſchwächſten die Sclaven aus Sudan. Ein Lieblingsvergnügen der Schuas iſt die Büffeljagd, welche ich mehrmals mitmachte. Sie jagen dicht an den fliehenden Büffel heran und ſuchen ihm mehrere Speere gleich hinter dem Schulterblatt beizubringen. Das Thier kann dann nicht mehr weit laufen und ſtürzt zu Boden, nicht ſelten aber werden Roß und Reiter umgerennt. Löwen werden in Gruben mit ſpitzen Pfählen gefangen, über welchen ein Strohmann befeſtigt und durch eine Schnur in Bewegung geſetzt wird, wenn der Löwe in der Nähe iſt. Aehnliche Gruben, mit Sträuchern verdeckt, werden auch im Kriege gegen die Feinde benutzt. Wir mußten uns bei unſern Jagden in der Nähe des Sees aber ſehr vorſehen, den Biddumahs nicht in die Hände zu fallen. Dieſes räuberiſche Volk bewohnt die Inſeln im ſüdlichen Theil des Tſchadſees und beſucht alle Ufer des Sees, um Menſchen zu rauben. Bedeutende oder reiche Perſonen müſſen ein ſtarkes Löſegeld zahlen, oft 2—3000 Ochſen, oder eine verhältnißmäßige Anzahl von Sclaven. Sie ſind nicht Muſelmänner und haben ihre eigene Sprache. Oft kommen ſie bis dicht vor Kuka und der Scheik kann ſie nicht beſtrafen, da er keine Schiffe hat. Die Bornueſen tröſten ſich mit den Worten: Die Waſſer gehören ihnen, was können wir dagegen thun! Am 21. December kam mit einer Karavane aus Murzuck Herr Toole von

Tripolis und brachte uns Geld und verſchiedene Sachen. In Geſellſchaft mit dieſem liebenswürdigen und kräftigen jungen Mann machte ich einen Ausflug nach dem ſüdlichen Ufer des Tſchad, wo der einſtrömende große Fluß Schary die Grenze zwiſchen Bornu und den feindlichen Begharmis bildet. Wir kamen über Angala, deſſen Sultan der erſte Freund des Scheik iſt und ihm vor 26 Jahren, als dieſer noch Kaufmann war, ſeine Tochter Miram zur Frau gab, nach Schowy am Schary. Wir ſchifften den Fluß hinunter, der hier eine halbe (engliſche) Meile breit und an den hohen Ufern mit ſchönen Bäumen und blüthenreichen Schlingpflanzen bekränzt iſt. Eine purpurne Windenart nahm ſich vorzüglich prachtvoll aus. Mehrere große Inſeln liegen zwiſchen den Armen des Schary bis zum See, wo hohe Wellen unſern Kahn mit Waſſer füllten und uns zum Umkehren nöthigten. Die nächſten Inſeln der Biddumahs ſollen von hier aus 3 Tagereiſen weit liegen, wir ſahen aber nichts als eine endloſe Waſſerfläche. Mit Mühe fuhren wir nun den Fluß hinauf und kamen vor vielen Inſeln und ſchönen blumenreichen Wäldern vorüber nach Schowy zurück. Die Ufer wurden aber höher hinauf flach und ſumpfig; die Fliegen, Bienen, Musquitos und eine Art ſchwarzer Kröten mehrten ſich in großer Zahl. Die Stadt Kuſſery zeigt der Inſekten wegen eine merkwürdige Bauart ihrer Häuſer; ſie beſtehen nämlich aus 6fach in einander geſchobenen Zellen. Küchlein und Kinder werden von den Fliegen zuweilen todt geſtochen. Salz kennt man hier gar nicht, man hält es für Luxus und ſaugt an Stückchen Salz, wie an Zucker. Weiter hinauf kamen wir nach Kernuk, der Hauptſtadt des Königreiches Loggun, einer großen volkreichen Stadt, von hohen Mauern geſchützt. Der Sultan empfing uns in der Mitte ſeiner mit Keulen bewaffneten Leibwache. Er ſaß hinter einem Rohrgitterwerk und war ſo in Seidenzeug gehüllt, daß nur ein Auge von ihm ſichtbar war. Er ſprach ſehr leiſe, denn es iſt in Loggun nicht fein, laut zu ſprechen. Meine Geſchenke gefielen ihm und ich ward in Gnaden entlaſſen. Doch hörte ich zu meinem Erſtaunen, daß noch ein Sultan in Loggun ſei, der Vater jenes, und daß ich dieſem gleichfalls Geſchenke geben

müsse. Ich suchte deshalb noch Einiges zusammen und überreichte es ihm. Am Abend erfuhr ich, wie sehr sich beide Sultane, Vater und Sohn, liebten, denn jeder ließ mich insgeheim um Gift ersuchen, um den andern aus dem Wege zu räumen! Rings um Loggun wohnen viele Stämme der Schuas mit reichlicher Viehzucht, welches sie gegen Baumwollenzeug nach der Stadt verhandeln. In Loggun sah ich zuerst in Sudan eine Art Münze. Sie ist von Eisen in Hufeisenform und wird an Faden aufgereiht. Herr Toole war in diesen Tagen bedenklich krank geworden, als bei der Nachricht vom Anrücken der Begharmis gegen den Scheik der Sultan uns anbefahl, auf der Stelle nach Bornu zurückzureisen. Alle Bitten halfen nichts und wir mußten uns traurig auf den Weg machen. Ueberall flohen die Einwohner der kleineren Städte. Nach vielen Strapazen kamen wir nach Angala, wo wir in unserer früheren Wohnung freundlich aufgenommen wurden. Hier starb Toole am 26. Februar und ward von mir in einem Haine von Mimosen begraben. Am 2. März kehrte ich über Angornu nach Kuka zurück. Während dessen drangen die Begharmis bis Angala vor, wurden aber hier vom Scheik, vorzüglich durch den Schrecken, welchen die 2 Kanonen erregten, geschlagen. Darüber war großer Jubel in Kuka, die Männer gingen in neuen Kleidern herum, die Frauen tanzten und trommelten die ganze Nacht und der Scheik beschloß einen neuen Kriegszug, schob ihn jedoch des Rhamadanfestes wegen einen Monat auf. Am 17. Mai brach das Heer von Angornu auf und ging am 24. über den Schary, der jetzt eben so viel Wasser hatte, als vor einem halben Jahre. Ich begleitete die Truppen das südliche sumpfige Ufer des Tschadsees entlang bis Tangalia am südöstlichen Winkel des Sees. Hier wohnen die Duggenahs, ein Stamm der Schuas, welcher früher in Waday wohnte, jetzt aber dem Schutze des Scheik sich unterworfen hat. Der Häuptling Tahr war ein hübscher Mann mit langem, buschigen Bart und würdevollem Benehmen. Er erzählte mir, daß der Tschad früher durch das Thal Bahr el Ghazel einen Abfluß in den Fittresee gehabt habe, daß das alte Wasserbett noch vorhanden, aber mit starken Bäumen gefüllt sei und jetzt als Weide diene. Der Fittresee versumpfe

zuſehends, habe aber einen Abfluß. Er ſei 3 Tagereiſen von hier und viel kleiner, als der Tſchadſee. Von Tangalia aus ging das Heer unter Barca Gana weiter, um eine feindliche Stadt zu erobern; ich mußte im Lager zurückbleiben. Nach einiger Zeit kam der Zug aber wieder zurück, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Ueberdieß fügte eine Abtheilung der Feinde, welche ſich auf einer benachbarten Inſel verſchanzt hatte, uns empfindlichen Schäden zu, und als Barca Gana die Inſel einzunehmen ſuchte, erlitt er eine Niederlage. Auf ſeinen Rath ging ich nach Kuka zurück, da mein Zweck, den Tſchadſee zu umgehen, nun doch nicht erreicht werden konnte. Als ich nach Kuka zurückkehrte, fand ich Clapperton von ſeiner Reiſe nach Weſten wieder angekommen, zu welcher er am 14. December mit Dr. Oudney aufgebrochen war. Unſer Wiederſehen war traurig; er hatte ſeinen Gefährten begraben, wie ich die Augen des armen Toole zugedrückt hatte.

Am 13. Auguſt kam eine lange erwartete Karavane aus Sudan, mit welcher wir nach Murzuck zurück zu kehren gedachten. Der Scheik beſchenkte uns bei unſerm Abſchiede mit ſchönen Kleidern und einem trefflichen Pferde, Papageien u. a. für den König von England und gab uns auch einen Brief an dieſen mit. Später ſandte er mir noch die Haut einer Giraffe.

Ich ging der Karavane voraus, um womöglich auf der nördlichen Seite des Tſchadſees bis Tangalia im Oſten deſſelben zu gelangen. Viele Einwohner begleiteten mich eine Strecke, und ich ſah mit Rührung, mit wie großer Liebe ſie mir zugethan waren. Im Anfang unſeres Aufenthaltes zu Kuka hatten ſie uns als Kaffirs mit Abneigung, ja Abſcheu betrachtet. Meine glückliche Rettung bei dem Kriegszuge gegen die Fellatahs in Mandara hatte ihnen jedoch den Glauben erregt, daß ich von Allah vorzugsweiſe in Schutz genommen ſei, und den üblen Eindruck verwiſcht, den mein falſcher Glaube zuerſt gemacht hatte.

Am 23. erreichten wir den Ye-u, der jetzt eine große Waſſermenge mit ſich führte und als reißender Strom in den Tſchadſee ſich ergoß. Ich ſah hier die Eingebornen fiſchen, wobei ſie ſich ſonderbarer Fahrzeuge bedienten. Zwei große Kürbiſſe werden nämlich auf beiden Enden einer langen Stange

von Bambus befestigt und in den Fluß geworfen. Der Fischer reitet nun auf der Mitte dieser Stange und zieht sein Netz nach sich, indem er mit dem Flusse fortschwimmt. Von Zeit zu Zeit zieht er das Netz heraus, betäubt die Fische durch einen Schlag und wirft sie in die oben offenen Kürbisse. Am 25. traf ich in Wudie ein und fand hier Barca Gana mit dem Rest seines Heeres, kaum 30 Reitern. Sie hatten sich rings um den See herum schlagen müssen und waren oft von den Feinden angegriffen worden. Die Dugganahs waren wieder nach Waday übergegangen, die Kanembus waren aufsätzig geworden. Am 28. erreichten wir Lari und machten von hieraus noch einen Streifzug nach dem nördlichsten Ufer des Sees, wo das Land Kanem sich zwischen Waday und dem Gebiete des Scheik hinzieht. Es ist dieses das unglückseligste aller Negerländer und wird täglich armseliger und leerer. Die Einwohner schweben beständig zwischen Waday und Bornu, ohne daß sie von einem beider Staaten hinreichend beschützt werden könnten, und werden wechselweise von diesen beiden, den Tuariks und den Bewohnern von Fezzan ausgeplündert. Auch die Biddumahs kommen auf ihren Kähnen hin und wieder und rauben was sie können. Das nördliche Ufer des Tschadsees ist größtentheils sumpfig, Rohr und hohes Gras reichte uns über den Kopf und die Pferde versanken bis an den Bauch im Wasser. Da nun meine Begleitung durchaus nicht weiter gehen wollte, kehrte ich vor der Stadt Mabah nach Lari zurück.

Am 14. September brach von hier die Karavane auf und wir zogen unter vielen Beschwerden abermals durch die Wüste. Am 21. November erreichten wir Murzuck und ruhten hier bis zum 13. December. Nach der Hitze in Sudan hatten wir von der Kälte in Fezzan viel zu leiden (42° F.) und litten sämmtlich an Katarrhen und Rheumatismen. Doch kam es zu keiner bedeutenden Erkrankung und am 26. Januar 1825 rückten wir in Tripolis wieder ein.

Unsere lange Entfernung von civilisirter Gesellschaft schien auf unsere Art zu sprechen Einfluß gehabt zu haben. Selbst im gewöhnlichen Gespräch war der Ton unserer Stimme so laut, daß er fast die erschreckte, welche wir anredeten, und es

dauerte einige Wochen, ehe wir uns wieder den Uebrigen anpaſſen konnten.

---

Clapperton brach am 13. December 1823 mit einer Karavane von arabiſchen Kaufleuten und Bornueſen von Kuka nach Weſten auf. Sie gingen den Fluß Ye-u bis über Alt-Birnie hinauf und kamen durch fruchtbare, mit Städten und Dörfern bedeckte Gegenden. Bedikarfi war die letzte Stadt von Bornu, deren Umgegend größtentheils von Schua-Arabern bewohnt wird. Die Frauen dieſer Araber ſind ſehr ſchön und tragen ihr Haar in Form eines Helmes geflochten. Jenſeits Bedikarfi wohnen zwiſchen Bornu und Hauſſa die Bediten, ein Stamm eingeborner Bornueſen, welcher den Islam nicht angenommen hat. Die benachbarten mohamedaniſchen Staaten machen daher fleißig Raubzüge in ihr Land, um ſie als Sclaven fortzuſchleppen, doch ſchützen undurchdringliche Wälder und Sümpfe das kleine Volk, das ſich ſeinerſeits an den vorüberziehenden Karavanen zu rächen ſucht. Die einheimiſchen Kaufleute erwarten deshalb die arabiſchen Karavanen, um ſich ihnen während des gefährlichen Theils ihrer Reiſe anzuſchließen. Ueberhaupt haben die Neger eine große Meinung von der Tapferkeit des Arabers, die wohl einzig ihren Feuergewehren beizumeſſen iſt. Auch dem Zuge Clappertons ſchloſſen ſich gegen 500 Eingeborene an. Schwerere Waaren hatten ſie auf Ochſen geladen, leichtere bis 30 Pfund trugen die Männer auf den Köpfen. Sie hielten dabei durch Stricke von beiden Seiten die Ballen im Gleichgewicht, und erſparten ſich dadurch das ermüdende Aufheben der Arme. Die Reiſe ging nun längs dem Rande eines großen Sees Tumbum hin, der nach Süden in einen großen Sumpf übergeht und in deſſen Nachbarſchaft die erſte Stadt Bellos, Bedeguna liegt. Dieſe gehörte früher zu Bornu, bis die Fellatahs ſie eroberten.

Die Fellatahs, vielleicht mit den Fuhlas in Senegambien eines Stammes und wie dieſe ein Uebergangsvolk vom Neger zum Araber, ſind weit verbreitet in Sudan, ſämmtlich Mohamedaner und ausgezeichnete Hirten. Im Anfang dieſes Jahr-

hunderts drangen sie unter ihrem Feldherrn und Propheten Danfodio als Eroberer in die Lande zwischen dem Niger und dem Tschadsee und zertrümmerten das mächtige Reich Haussa, dessen Hauptstadt Kaschna war. Sie eroberten auch das Reich Bornu, wurden jedoch aus dem größten Theil desselben durch den Scheik El Kanemi wieder vertrieben. Danfodio gründete im Norden seines Reiches die Hauptstadt Sackatu und hinterließ seinem Sohne, dem jetzigen Sultan Bello, seine ausgebreitete Herrschaft. Doch hat derselbe Mühe, sie nach allen Seiten und im Innern selbst zu sichern, da der rechtmäßige Herrscher Haussa's noch lebt und im Lande viele Anhänger zählt.

Die Witterung war zu dieser Zeit sehr rauh, eines Morgens hatte es sogar dünnes Eis gefroren und Dr. Oudney, welcher schon länger gekränkelt hatte, litt sehr. Trotzdem wurde er fortwährend von den Eingebornen belästigt, welche Mittel gegen alle mögliche Uebel, sogar für zukünftige, von ihm begehrten. In der Stadt Sansan war gerade Markttag, und Clapperton sah hier Messer, Scheeren, Nadeln, Glascorallen, seidene Schnuren, Kleidungsstücke und Lebensmittel in Buden ausgestellt, während Musikchöre mit Trommeln, Flöten und Guitarren von Bude zu Bude musicirten und die Käufer anlockten. Am 1. Januar 1824 kamen sie wieder über den Ye-u und bald darauf nach Katagun, der festesten Stadt, seitdem sie Tripolis verlassen hatten. Die Häuser sind von Lehm, meist zwei Stockwerke hoch, mit platten Dächern. Katagun ist die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, welche sich nach Süden 5 Tagereisen bis zu den unabhängigen Kurry-Kurrys erstreckt. Der Statthalter schickte den Reisenden eine Ehrenwache und als Geschenk ein Körbchen mit Gurunüssen*) entgegen und empfing sie sehr wohlwollend. Nur konnte er nicht begreifen, daß sie gekommen waren blos um die Welt zu sehen und weder Sclaven noch Pferde kaufen wollten. In Katagun sahen sie zuerst den Ge-

*) Die Nüsse der Sterculia acuminata, an der Guineaküste heimisch, stimmen durch ihren aromatischen Stoff den Gaumen so, daß die darauf genossene Flüssigkeit wie weißer Wein schmeckt. Sie werden durch ganz Sudan gebaut, um das in vielen Gegenden schlechte Trinkwasser wohlschmeckend zu machen.

brauch der Kaurimuſcheln ſtatt des Geldes, an allen anderen Orten hatten ſie ſtets Zeug oder eine andere Waare als Mittel des Austauſches gefunden. Südlich von Katagun liegt das Land Jacoba, auch Buſchy oder das Land der Ungläubigen benannt. Es iſt ſehr bergig und die Quellen des Ye-u ſollen zwiſchen ihm und Adamova entſpringen. Die Einwohner ſtehen im Geruche des Kannibalismus.

Am 10. brachen die Reiſenden wieder auf, doch verſchlimmerte ſich Dr. Oudney's Krankheit zuſehends, und am 12. verſchied er im Städtchen Murmur. Clapperton ließ ſeinen armen Gefährten unter einem alten Mimoſenbaum beſtatten und ſetzte allein die Reiſe fort. Das Land ward nun beim Eintritt in das eigentliche Königreich Hauſſa bergig, und zeigte eine Menge ſchroffer Felſen aus Sandſtein, während in Kano nicht einmal Kieſelſteine in den Flußbetten vorkommen. Das Land war übrigens ſehr angebaut, die Anpflanzungen waren auf das Netteſte eingezäunt und die Straßen von Reiſenden belebt. An den Straßen ſaßen hie und da Frauen, ſpannen Baumwolle und boten den vorüberziehenden Karavanen gebratenes Fleiſch, Bataten u. A. zum Verkauf an; auch beſahen ſie ſich von Zeit zu Zeit mit Wohlgefallen in kleinen Taſchenſpiegeln. Viele Ruinen von großen Städten zeigen aber, daß vor der Eroberung durch die Fellatahs das Land noch volkreicher geweſen iſt.

Am 20. betrat Clapperton die große Handelsſtadt Kano, fand ſeine Erwartungen beim erſten Anblick aber ſehr wenig erfüllt. Große Sümpfe umgeben die Stadt und ziehen ſich zwiſchen den weit von einander ſtehenden Häuſern hin, der Marktplatz ſelbſt iſt in der naſſen Jahreszeit ein Sumpf, und kann daher nur in der trockenen Zeit benutzt werden. Dann iſt aber Kano auch der Sammelplatz einer Menge von Kaufleuten und Karavanen, welche vorzüglich aus Ghadames und Tripolis eine Menge Artikel herbeiführen. Die Aufſicht beim Handel ſteht dem Scheik des Marktes zu und dieſer beſtimmt den Preis der Waaren, erhält auch von allen Sachen, welche verkauft werden, eine beſtimmte Abgabe. Die Buden werden vermiethet, beim Handel und Wandel herrſcht Ordnung und Rechtlichkeit. Die Frauen in Kano färben ſich die Haare, Hände und Füße blau,

die Zähne und Lippen roth. Der Statthalter befand sich einige Meilen von der Stadt in einem Lager, und wollte gegen einen aufrührerischen Vasallen des Sultans zu Felde ziehen. Er freute sich sehr über die Geschenke, welche Clapperton ihm machte, und versprach, ihn sicher zum Sultan Bello bringen zu lassen. Die Reiterei war mit Malteserschwerdtern, Speeren und Schilden ausgerüstet, beim Angriff oder bei der Deckung des Rückzuges trägt sie dick wattirte Panzer, welche von Kameelen auf dem Marsche transportirt werden. Die Einwohner von Kano verstehen sich gut auf das Färben mit Indigo und bereiten auch lederne Krüge zur Aufbewahrung von Fett, Honig und Wachs. Tabak wird allgemein geraucht, der Schnupftabak aber nicht geschnupft, sondern gekaut, wie die Gurunüsse. Ein besonderer Theil der Stadt ist für Blinde bestimmt, deren es hier eine große Zahl giebt.

Am 23. Februar verließ Clapperton Kano und kam durch schön bewaldete Berge, wo das große, grauweiße, mit einem Höcker versehene Rindvieh der zahlreichen Felatahdörfer weidete. Hinter Kadania kam er über den Höhenzug, von dem nach Südost die Flüsse sich in den Ye-u, nach Nordwest in den Quorra ergießen. Die Berge sind sehr malerisch, von angenehmen, wohlbewässerten Thälern durchschnitten. Zahlreiche Ortschaften liegen in den Ebenen und Thälern. Ueberall ward Clapperton als Gast des Sultans mit Trommeln und Trompetenschall empfangen. Vor Sackatu, der Hauptstadt der Felatahs und Residenz des Sultan Bello ward er von 150 Reitern feierlich eingeholt und in die Stadt mit rauschender Musik eingeführt. Er ward beim Gadadu (Ortsvorsteher) einquartirt und am folgenden Tage vom Sultan empfangen. Sultan Bello*) war in seinen besten Mannesjahren, etwa 44 Jahr alt, er hatte einen kurzen krausen Bart, kleinen Mund, eine schöne Stirn und griechische Nase. Er kannte alle Zeichen des

*) Nach den neuesten Nachrichten durch die Dr. Dr. Overweg und Barth sind Sultan Bello, so wie Scheich El Kanemi von Bornu beide noch am Leben und die Fellatahs und Bornuesen gegenwärtig im tiefsten Frieden. Karavanen aus Haussa gehen ungestört nach Waday und Darfur.

Thierkreiſes und zeigte in ſeiner Unterhaltung ſogar Kenntniß der früheren chriſtlichen Sekten. Er fragte Clapperton, ob die Engländer Neſtorianer oder Socinianer ſeien und brachte den tapfern Lieutenant dadurch in nicht geringe Verlegenheit, da ihm dieſe Sekten fremd waren. Doch antwortete er, ſie ſeien Proteſtanten und erklärte dem Sultan dieſen Ausdruck. Ueber den Zug Bu-Khalums gegen die Fellatahs in Mandara äußerte ſich Bello mit großer Bitterkeit und fragte, warum Denham dieſen Krieg mitgemacht habe. Clapperton erwiederte, Denham habe nur das Land kennen lernen wollen, und der Sultan zeigte ſich mit dieſer Entſchuldigung zufrieden, gab ſogar mehrere Sachen, welche Denham auf jenem Kriegszuge abgenommen waren, edelmüthig zurück. Er freute ſich ſehr über die Geſchenke, welche ihm Clapperton mitgebracht hatte und erkundigte ſich viel nach den geſellſchaftlichen Einrichtungen der Engländer. Zuletzt rief er erſtaunt aus: „Gott iſt groß, ihr ſeid ein herrliches Volk!“ Trotz ſeiner Kränklichkeit mußte Clapperton viele Beſuche Neugieriger und Vornehmer annehmen und auch oft beim Sultan erſcheinen. Doch erlaubte ihm derſelbe nicht, ſeine Reiſe nach Weſten fortzuſetzen und ſchützte ſtets unüberwindliche Schwierigkeiten vor. Vor der Abreiſe übergab er Clapperton noch einen Brief an den König von England und bat darin um einen Arzt und einen Conſul. Sackatu iſt die volkreichſte Stadt im Innern Afrika's, ſie iſt regelmäßig gebaut, hat Mauern von 20 bis 30 Fuß Höhe, 12 Thore und 2 Moſcheen. Der Palaſt des Sultans enthält einen Thurm mit einem ſchön gewölbten und verzierten Zimmer. Der Handel beſchäftigt ſich vorzüglich mit der Ausfuhr von Zibeth und blauen Kleidern, ſo wie mit der Einfuhr von Gurunüſſen, Geſchirr und Gewürzen. Während der Anweſenheit von Clapperton ward eine neue Moſchee gebaut. Die Form war ein Quadrat, jede Seite hatte eine Länge von 800 Fuß. Das Dach war platt und ruhte auf Bögen von 7 Reihen Säulen getragen.

Am 3. Mai brach Clapperton mit einer Escorte von Sackatu wieder auf. Die erſte Tagereiſe ging durch einen dichten Wald mit Dornengeſtrüpp bewachſen, in deſſen Nähe Kalewawa, die Hauptſtadt des mit den Felatahs häufig im

Kriege befindlichen Landes Guber liegt. Am 13. gelangte der Zug nach Kaschna, einer bedeutenden Handelsstadt, welche mit den Tuariks, und mit den Kaufleuten aus Ghadames und Tuat in vielfachem Verkehr steht. Am 23. kam Clapperton nach Kano zurück und gelangte auf demselben Wege, welchen er auf der Hinreise eingeschlagen hatte, glücklich, aber sehr angegriffen, am 8. Juli in Kuka wieder an.

---

Die wichtigen Aufklärungen über ein bis dahin unbekanntes Land, welche die Expedition gebracht hatte, veranlaßte die englische Regierung, Clapperton mit einer zweiten Entdeckungsreise zu beauftragen. Er nahm 1826 seinen Weg von Badagry an der Küste von Guinea nach Nordosten, gelangte bei Bussa über den Niger und kam glücklich in Sackatu wieder an. Doch König Bello zeigte sich dieses Mal weniger freundlich und litt nicht, daß Clapperton seine Reise nach Bornu zum Scheik fortsetzte. Mißmuthig über fehlgeschlagene Hoffnungen und vom Klima geschwächt starb Clapperton in Sackatu. Von seinen Gefährten kam nur sein Diener Lander mit den Tagebüchern seines Herrn nach Europa zurück.

---

# C.

# Reiſe der Gebrüder Richard und John Lander in Afrika, zur Erforſchung des Nigers bis zu ſeiner Mündung.

Richard Lander hatte ſich bei der Rückreiſe von Clappertons zweitem Zuge nach Hauſſa mit ſolcher Umſicht und Entſchloſſenheit benommen, daß er bei ſeiner Kenntniß der Völker und Sitten der engliſchen Regierung als der geeignetſte Mann erſchien, einen neuen Zug zu unternehmen, um womöglich das Problem der Nigermündung zu löſen. Wiſſenſchaftliche Unterſuchungen blieben bei dieſer Unternehmung außer dem Spiel, denn ohne außerordentliche Talente zu beſitzen, hatte Lander auch nicht einmal den Vortheil einer guten Erziehung genoſſen. Und doch war es dem beſcheidenen Manne vorbehalten, die Aufgabe glücklich zu löſen, welche lange Zeit hindurch ſo viele gelehrte Häupter beſchäftigt hatte.

In Begleitung ſeines jüngeren Bruders Johann ſegelte Richard Lander am 9ten Januar 1830 von England ab.

## Erſtes Kapitel.

Nach einer raſchen, aber ſtürmiſchen Fahrt von 42 Tagen langten wir am 22ſten Februar 1830 in Cap Coast Caſtle an und hatten das Glück, zwei Neger welche die engliſche und Hauſſaſprache verſtanden und bei der Expedition des Capitain Clapperton gedient hatten, den alten Pascoe nebſt Frau und Jowdie aus Bornu in Dienſt zu bekommen.

Wir verlebten hier und im benachbarten englischen Fort Anamabu ein paar Wochen höchst angenehm und segelten dann über englisch Accra, das in einer sehr hübschen und gesunden Gegend liegt, nach Badagry. Am 19ten März gingen wir auf der Rhede dieser Stadt vor Anker.

Die Brandung an der Küste ist entsetzlich und es bedarf der Geschicklichkeit der Küstenbewohner, um in deren kleinen Kanoes glücklich über sie hinweg zu kommen. Wir wurden wohl durchnäßt auf den brennenden Sand geworfen und überschritten den Dünenstreifen, welcher das Meer von dem Lagunen-Fluß (hier Badagryfluß genannt) trennt. Dieser schöne Strom fließt an 50 deutsche Meilen von Westen nach Osten die Meeresküste entlang und führt eine imposante Wassermasse mit sich. Seine Oberfläche ist so eben und durchsichtig, wie ein Spiegel, und die malerischen Ufer sind von lebhaft grünen Bäumen beschattet. Auf dem andern Ufer angelangt, nahmen wir unsern Weg über eine herrliche Ebene, auf welcher Hirsche, Antilopen und Büffel weideten. Viele Leute folgten uns nach zur Stadt und machten ein schreckliches Getöse, indem sie durch unsere Kleidung zu heftigem Lachen gereizt wurden. Die Frauen aber drehten sich um, ihr Kichern zu verbergen. Unsere Kleidung war allerdings ungewöhnlich, wir trugen einen Strohhut, größer als ein Sonnenschirm, ein scharlachenes mohamedanisches Oberkleid (ähnlich einem Fuhrmannskittel) und Gürtel, Stiefeln und weite türkische Beinkleider. Viele Verkäufer von Lebensmitteln und inländischen Zeugen saßen am Wege unter weithingehenden Aesten majestätischer Bäume, und bewiesen uns ihre Achtung durch Aufstehen und Verbeugen. Andere fielen vor uns auf die Knie. Nachmittags 3 Uhr bezogen wir unsere bereitgehaltene Wohnung und kündigten dem König auf den folgenden Tag unsern Besuch an.

Am 23sten März gingen wir zum König Aduley. Er saß bei unserm Eintreten auf einer Kiste in einem kleinen Gemach von Bambusrohr, an dessen Seiten eine Menge Flinten und Säbel und einige schmutzige Sonnenschirme, so wie ein paar Pferdeschweife aufgehangen waren. Zu seinen Füßen kauerte einer seiner ältesten Unterthanen und rauchte eine ungeheuer

lange Pfeife, an der Seite kniete ſein Sohn und Thronfolger, denn die Sitte erlaubt dem Jüngling nicht, in Gegenwart des Vaters zu ſitzen. Der König empfing uns lautlos und mit betrübter Miene, ohne Gruß und Gegengruß, ſelbſt die Geſchenke wurden ohne Zeichen von Freude oder Zufriedenheit empfangen und von der Dienerſchaft fortgetragen. Endlich verließ uns Aduley ungeſtüm und ließ uns lange warten, bis wir ihm melden ließen, wir wünſchten das Palaver baldmöglichſt zu enden. Nun kam er eiligſt zurück, gehüllt in eine Tabakswolke, ſetzte ſich zwiſchen uns und erklärte uns den Grund ſeiner Betrübniß. Sein Kriegesheer war von dem Lagosvolke geſchlagen, ſeine beiden Generale Bombanie und Poſer waren umgekommen. Dem General Bombanie hatte man nach ſeiner Gefangennehmung die rechte Hand auf den Kopf genagelt und ihn darauf durch die Stadt geführt und enthauptet. Sein Kopf, in der Sonne getrocknet und zu Pulver verrieben, war dem König Aduley zugeſchickt. Zu dieſem Unglück war noch eine Feuersbrunſt gekommen, welche des Königs Haus mit allen Koſtbarkeiten — Geſchenken von Clapperton, europäiſchen Kaufleuten und Sclavenhändlern — und den größten Theil der Stadt in Aſche gelegt hatte.

Nach der Rückkehr in unſere Wohnung hatten wir den Beſuch einer Menge „angeſehener Leute“ auszuhalten, dickköpfiger, ſchmeerbäuchiger Männer und alter hagerer, langohriger Weiber. Sie kamen hauptſächlich, um etwas Rum zu erhalten, aber wir mußten mit ihnen lachen, Hände ſchütteln, Finger knacken, Kopf und Körper verbeugen, die Hände feierlich an Haupt und Bruſt legen, Geſchenke machen, heucheln, ſchmeicheln und artig ſein bis ſpät in die Nacht. Solch afrikaniſches Palaver mit dem ewigen Lachen iſt die allerſchrecklichſte Plage. Die Nacht war auch nicht beſſer, das Getöſe ſchreiender Kinder, das Abſchießen von Gewehren, die widrigen Töne der Trommeln und Hörner hinderten uns, die Süßigkeit des Schlafes zu genießen. Dabei hatten wir bewaffnete Leute um das Haus ſtellen müſſen, um nicht beſtohlen zu werden. Unter den Beſuchenden war auch des Königs Sohn geweſen. Faſt noch ein Knabe, hatte er doch ſchon drei Weiber und war Vater von zwei Kindern. Seine

Vorderzähne waren, wie bei dem Lagosvolke, ſpitz gefeilt, doch zeigte er milde Geſichtszüge und hatte ein beſcheidenes und gefälliges Benehmen. Wir fragten ihn, ob er uns oder andern Europäern, wenn es in ſeiner Macht ſtände, Böſes thun würde? Da antwortete er nicht, aber kam ſchweigend zu unſerm Sitze und fiel zu unſern Füßen auf ſeine Knie und drückte mich heftig an ſeine weiche nackte Bruſt und küßte zärtlich meine Hand.

Unſer Aufenthalt in Badagry dauerte bis zum 31ſten März, und es koſtete uns den größten Theil unſerer Waaren. Man hatte nämlich ausgeſprengt, wir ſeien engliſche Spione, auch mochten wohl die Kaufleute nicht gern ſehen, daß Fremde mit dem Innern unmittelbar in Verbindung treten wollten, genug wir konnten nur durch viel Rum und viele Geſchenke die Großen und Rathgeber des Königs auf unſere Seite bringen. Vor Allem mußten zwei Mulatten, Miniſter und Dolmetſcher des Königs und ausgemachte Säufer, reichlich getränkt und beſchenkt werden, ſodann die Oberhäupter der vier Stadtviertel, der ſpaniſchen, portugieſiſchen, engliſchen und franzöſiſchen Stadt, welche ſich auch Könige nennen, und andere ſogenannte „vornehme Leute“. Bei vielen von dieſen machten wir Beſuche und erhielten Gegenbeſuche, wobei es dann poſſirlich anzuſchauen war, wenn dieſe vornehmen Herren mit ihrem Gefolge nach tüchtigem Pokuliren heraustanzten und ſtolperten. Auch der „König der Könige, der furchtbare Aduley“ beſuchte uns, geruhte unmäßig den ſtärkſten Branntwein zu trinken und rauchte fortwährend. Wir mußten ihm alle unſere Kiſten zeigen, und was ihm gefiel, eignete er ſich zu. Alles gefiel ihm und von Allem ließ er ſich geben, ſelbſt Kinderpfennigpfeifen behielt er, „um in der Einſamkeit ſich zu unterhalten.“ Die unverſchämte Majeſtät hatte ſchon an Flinten, Schießbedarf u. ſ. w. für faſt 600 Pfund Sterling von uns erhalten. Dazu mußten wir vor unſerer Abreiſe dem Könige noch Anweiſung auf eine Menge Effecten geben, „wegen unſeres Schutzes und weil er Clapperton erlaubt habe, ins Innere zu reiſen!“ Bei einem Beſuche, den wir dem Könige machten, um unſere Abreiſe zu betreiben, fanden wir Se. Majeſtät auf einem Tiſche ſitzend und mit den Beinen ſchlenkernd, dabei verzehrte er mit vielem Behagen rohe Zwiebeln, und ver-

theilte mit vieler Huld den Reſt unter die Vornehmen. Zur Unterhaltung waren in dem Gemach drei Kätzchen, an deren Schwänzen mit einem langen Faden Glöckchen befeſtigt waren, auch drehte ein kleiner Junge eine Orgel, um die Muſik vollſtändig zu machen.

Der Boden von Badagry iſt ganz flach und eben und beſteht aus einer Lage von feinem weißen Sand über Lehm, Thon und Humus, iſt aber außerordentlich fruchtbar. Yams und indianiſches Korn, Pomeranzen, Citronen, Cocusnüſſe, Piſangs und Bananen werden viel gebaut, der Fiſchfang wird eifrig betrieben und die Wohlhabenderen beſitzen Rinder, Schafe, Ziegen und Geflügel. Der König ſelbſt iſt Viehhändler und Fleiſcher. Die Häuſer ſind hübſch aus Bambus gebaut und mit Palmblättern gedeckt, einige rund (Coozie's), andere länglich viereckig, mit mehreren Gemächern zu ebener Erde. Alle haben ſchöne und gut bepflanzte Höfe und Gärten. Die Einwohner ſind ſelbſtſüchtig und habſüchtig, doch hegen die jungen Leute eine tiefe Ehrfurcht vor ihren Eltern. Die Religion iſt Fetiſchdienſt, doch breitet ſich der Mohamedanismus aus, und die zu ihm Gehörenden zeigen beſſere Sitten. Wir wohnten einem Feſt der Mohamedaner bei, und ergötzten uns ſehr an der ungekünſtelten Fröhlichkeit der bunt aufgeputzten Menge von Kindern und Alten. Auch hatten wir mehrmals Beſuch von Hauſſa Mallams (mohamedaniſche Gelehrten aus Hauſſa). Sie ſind Sclaven des Königs, werden aber blos im Kriege mit dem Verkauf der gefangenen Sclaven beſchäftigt. Uns zu Ehren kamen ſie ſtark mit Moſchus durchräuchert, einige kauten eine Guru-Nuß, andere hatten ihre Lippen, Zähne und Nägel roth gefärbt, jeder hatte einen hübſch gekleideten Pagen bei ſich. Sie ſelbſt trugen ein anſtändiges Obergewand, arabiſche rothe Käppchen und Hauſſa-Pantoffeln. Es war eine unterhaltende Geſellſchaft und ſie wußten viel von fernen Gegenden zu erzählen. Ein anderer anziehender Beſuch war uns ein junges Weib aus Dſchenna. Ihre ganze Perſon war äußerſt zierlich, Geſicht und Geſtalt edel, ihre Kleidung nett und anſchmiegend, dabei war ſie ſchüchtern, beſcheiden und ihr Benehmen natürlich. Ihre Augenlieder waren bläulich gefärbt, ihr Haar mit außerordentlicher Nettigkeit geflochten.

Doch mußten wir unſere Neugier, das Flechtwerk näher zu unterſuchen, mit 200 Kauries bezahlen, denn „dies ſei im Innern der Preis, wenn ein Mann eines Mädchens Haar unterſuche," ſagte die Begleiterin aus Hauſſa.

König Aduley iſt der jüngere Bruder des verſtorbenen Herrſchers von Lagos. Badagry war früher eine Provinz von Lagos. Doch bei einem Aufſtande Aduleys gegen ſeinen Bruder floh jener, gänzlich geſchlagen, mit dem ausgegrabenen Schädel ſeines Vaters und mit ſeiner betagten Mutter nach Badagry und ward dort wegen ſeiner kindlichen Liebe zum König erwählt. Seitdem hat er ſich unabhängig behauptet, und verſuchte ſogar nach dem Tode ſeines Bruders 1829 Lagos zu erobern. Doch ward ſein Heer geſchlagen und ſeine Generale, wie oben erzählt, kamen dabei um. Lagos ſelbſt iſt dem mächtigen Königreiche Benin zinsbar.

Am 31ſten März nahmen wir Abſchied von König Aduley und ſchifften in der Nacht den Badagryfluß hinauf. Es war eine ſilberhelle Mondnacht, der Sternenhimmel ſpiegelte ſich auf der wellenloſen Oberfläche des Stromes, doch machten Myriaden großer Fröſche ein ärgeres Geſchrei, als je aus einem Krähengehölz der Chriſtenheit kam. Gegen Morgen ward der Fluß enger und von Waſſerpflanzen bedeckt. Sumpfdünſte ſtiegen von den Ufern wie Wolken auf. Bald kamen wir an eine Bucht und das Kanoe ward in einen tiefen, aber engen Bach gezogen, der ſich bald erweiterte und von den Aeſten ſchöner Bäume wie mit einer gewölbten Decke überſchattet war. Der Strom und dieſer kleine Fluß enthalten in Menge Krokodile und Flußpferde, wilde Enten und andere Waſſervögel ſammeln ſich hier in großer Zahl, Affen und Papageien bewohnen die Bäume und machen den ganzen Tag ein abſcheuliches Geſchrei und Geſchnatter. Wir landeten im Angeſicht einer großen Volksmenge, da eben Jahrmarkt gehalten wurde und kamen zur Stadt Wow, reizend in einem Thale gelegen. Verfolgt vom Geſchrei und Lachen des Volkes, welches einem Pferdewiehern ähnlicher iſt als jedem andern mir bekannten Ton, und einer ſchrecklichen Hörnermuſik, flüchteten wir in das Haus des Häuptlings, in welchem zur Zierde eine Menge menſchlicher Kinnbacken wie Zwiebelreihen

aufgehängt waren. Nach den Vorſchriften des Fetiſch darf in Wow kein Weißer und kein Pferd ſchlafen, wir mußten deshalb nach dem nahegelegenen Dorfe Sagbu wandern. Wohldurchnäßt legten wir uns in der mit getrockneten, klappernden Menſchengebeinen geſchmückten Hütte des Häuptlings nieder, doch hinderten Muskitos und ſchwarze Ameiſen unſern Schlaf.

Am 2ten April gelangten wir durch Wald und offene Flächen zum Rande eines Thales, welches von hohen Bäumen umſchloſſen und überwölbt, ſtill und feierlich in tiefem Schatten ruhte. Aber eine bunte Welt von Schmetterlingen wogte in ihm mit leiſem Flug. Die Flügel einiger ſchimmerten grün, mit Gold beſprengt, andere waren himmelblau mit Silber; Gold und Purpur miſchten ſich bei dieſen, dort glichen ſie ſchwarzem Sammt mit Silber eingefaßt und geſtickt. In der Tiefe des Thales war ein Sumpf, worüber Aeſte gelegt waren, welche von den Eingebornen geſchickt überſchritten wurden. Mich trug ein ſtarker Mann unſeres gemietheten Geleites von Badagry auf ſeinen Schultern hinüber. Den letzten Theil unſeres Weges machten wir am Abend, von unſern Leuten in Hängematten getragen, und wurden vor der Stadt Bidſchie von einem Kuhhorntonkünſtler, dem zwei Leute mit Sonnenſchirmen von farbiger Seide folgten, empfangen. Auf dem Marktplatz in Bidſchie ſchüttelten wir dem Häuptling des Ortes die Hände und das viele Volk umher zeigte durch ein brüllendes Gelächter ſeine Zufriedenheit.

Am folgenden Morgen machten wir unſern Beſuch beim König. Er empfing uns in einem ſeiner Höfe, auf einer Leopardenhaut ſitzend, und geleitete uns durch eine Menge niedriger Hütten bis ins innere Gemach, wo er uns einlud, Rum zu trinken. Auf dem Rückwege in unſere Wohnung kam der alte, gutmüthige und fette König uns nach gekeucht und deutete uns an, unſere Schritte ſeien zu weit und gemein, Könige gingen immer gemeſſen und langſam. Seine Kleidung beſtand in einem Mantel von grünſeidenem Damaſt, und einem ſcharlachenen Sammtkäppchen, ſein Arm war mit ein paar Reihen weißer Glasperlen geſchmückt. Seiner Frauen Stirne und Wangen waren aufgeſchlitzt und entſtellt, in den ungeheuer ausgedehnten

Ohrläppchen staken Stückchen Elfenbein und Holz. Da es ein Sonntag war, lasen wir die Liturgie unserer Kirche, wobei die Zuhörer sich des ewigen Lachens ehrfurchtsvoll enthielten und der Ceremonie überhaupt stille Achtung widmeten. Der gute Häuptling begleitete uns eine Strecke Weges bis zu den Ufern des Yau, und rief bei dem herzlichen Abschiede den „großen Gott" um Segen für uns an. Durch fruchtbare Gegenden und einsames feierliches Waldesdunkel, am Abend von hellleuchtenden Glühwürmern durchstrahlt, wo die Blumen gewürzhaften Duft aushauchten und das Geschrei der Nachtvögel mit dem Zirpen der Insekten wetteiferte, gelangten wir spät Abends nach Latu, einer ansehnlichen und schönen Stadt, zum Königreiche Yarriba gehörig. Ungastlich empfangen, eilten wir früh Morgens weiter und kamen in die Stadt Larro. Der Häuptling bewirthete uns mit Gurunüssen in einer zinnernen Schüssel und war sehr freundlich gegen uns. Die Einwohner sind hier anständiger, reinlicher und netter in der Kleidung als an der Küste, sie besitzen Pferde, Esel und Maulthiere, viel Schafe und Ziegen, auch wird der Ackerbau besser betrieben. Zudringliche Bettler, wie früher, belästigten uns hier gar nicht. Auf dem Marktplatz steht zwar ein großer Fetisch in Gestalt eines Kanoes mit hölzernen Figuren, welche Ruder führen, doch läßt der König den Kindern mohamedanischen Religionsunterricht ertheilen und jeden Abend von einem Priester sich ein Kapitel aus dem Koran vorlesen.

Am 6ten April gelangten wir nach Dschenna, einer großen Stadt von einem Wassergraben umgeben. In einer offenen Hütte, ringsum von schwarzen Wollköpfen neugierig angestaunt, mußten wir lange auf den Statthalter warten. — Je länger man warten muß, desto größer ist hier die Ehre! Endlich wurden wir zu ihm gerufen. Er saß in einem großen Hof unter einer Laube, bekleidet mit einem rothsammtenen Mantel und Käppchen, beide von goldenen Tressen eingefaßt. Trommeln, Pfeifen, Trompeten und Hörner begleiteten in schauerlicher Musik den gleich schönen Gesang der Frauen, welche das Loblied ihres Herrn sangen. Als wir dem Häuptling alles mögliche Glück der Erde wünschten, warfen sich Alle in seiner

Nähe zur Erde und klatſchten in die Hände. Gurunüſſe und Waſſer wurden uns zur Erfriſchung gereicht, Complimente von beiden Seiten im Ueberfluß geſagt. Allein der Statthalter, erſt kürzlich von Katunga aus in ſeine neue Würde eingeſetzt, war ſchüchtern und verſchämt gleich einem Mädchen. Er iſt aus Hauſſa und des Königs von Yarriba Sclave, der ihn zum Statthalter dieſer entlegenen Provinz gemacht hat, um derſelben gewiß zu ſein. Als Sclave muß er nach Landesſitte ſeinem Herrn folgen, wenn dieſer ſtirbt. Eben ſo hatte auch der Häuptling von Latu, welcher ein Sclave des ehemaligen Statthalters von Dſchenna war, den Giftbecher trinken müſſen, als ſein Herr mit Tode abgegangen war. Außer den Sclaven werden auch zwei Weiber bei dem Tode eines Fürſten geſchlachtet, damit es demſelben jenſeits weder an Bedienung, noch an Unterhaltung fehle. Während unſerer Anweſenheit wurde die eine Frau des verſtorbenen Statthalters aufgefunden, welche ſich bei dem Tode ihres Mannes verſteckt und bis jetzt verborgen gehalten hatte. Sie hing ſehr am Leben und verſchob den todbringenden Trank von einem Tage bis zum andern, während eine Schaar von Weibern vom Morgen bis zum Abend herzzerreißende Klagelieder ſang. Ehe ein neuer Fürſt ernannt iſt, herrſcht nach dem Tode des alten das Fauſtrecht in der Stadt, und oft geht dadurch ein Ort zu Grunde. Auch beſtehen fortwährend Kriege zwiſchen den verſchiedenen Städten und Ländern, doch ſind ſie meiſt unblutig und ſind nur auf Gefangennehmen berechnet. Oft laufen die Sclaven zu Hauſe weg, wenn die Herren ausgezogen ſind, um neue zu machen. Die Häuptlinge an der Küſte beſorgen den Verkauf der Sclaven für den halben Antheil. Die Weiber in Dſchenna bauen Mais und ſpinnen Baumwolle, welche hier in großer Menge wächſt, aber nicht beſonders cultivirt wird. Seide wird von Tripolis eingeführt, iſt aber ſehr theuer. Hausthiere giebt es im Ueberfluß, doch leben die Einwohner faſt nur von Yams, Mais und Waſſer. Trotzdem ſind ſie ſehr ſtark, und tragen oft Laſten, welche die volle Ladung eines Maulthieres ausmachen. Alle Laſten werden hier auf dem Kopfe fortgeſchafft, daher der würdevolle Gang der Frauen. Die meiſten Einwohner tragen Haupthaar und Augenbrauen

kurz geschoren, Minister und Diener des Statthalters aber in Hufeisenform mit breiten Indigostreifen umgeben.

Nachdem wir in der Nacht vor unserer Abreise noch die Schrecken eines „Tornado" erlebt hatten, welcher das Dach unserer Hütte abdeckte und uns mit einer Fluth von Wasser, Ratten und Mäusen übergoß, auch die Plagen der feuchten Erde, die Eidechsen, Ameisen, Vielfüße und anderes Gethier in neues Leben brachte, ungerechnet einer Schaar Muskitos, nahmen wir Abschied vom Statthalter, der uns zu Ehren ein Trommelconcert aufführen ließ. Wir durchreisten angenehme Gegenden und kamen durch mehrere Dörfer bis zur großen Stadt Egga, Hauptmarktplatz für die ganze Umgegend. Auf unserm Wege schlossen sich viele Reisende uns an, um dadurch das Wegegeld zu sparen, welches hier überall gegeben werden muß. Fürstliche Personen und solche, welche unter des Königs Schutz reisen, sind frei davon. Es begegneten uns auch viele Weiber, welche hölzerne Figuren von Kindern als Zeichen der Trauer über ihren Verlust trugen. Sie boten, wenn sie aßen, Speisen den Lippen dieser leblosen Hölzer dar. Hinter Egga führte unser Weg fast nur durch Anpflanzungen von Yams, Gurken, Kürbissen und Getreide bis zur Stadt Dschadu. Hier war großer Wirrwar, denn der Häuptling war schon seit einem Jahre verstorben. Wir sahen hier 100 Weiber des Königs von Katunga mit Trona (ein Salz, vielleicht Natron) und andern Sachen Handel treiben, um dafür europäische Manufacturwaaren und Salz einzutauschen. Die Königsweiber müssen sich nämlich selbst ihren Unterhalt verdienen und machen oft weite Handelsreisen. Sie sind aber von Wegegeldern frei und haben im ganzen Lande freien Unterhalt. Zum Zeichen ihrer Würde haben sie ein besonderes Tuch um die Waaren geschlungen. Am folgenden Tage führte unser Weg uns durch eine Gegend gleich einem herrlichen Obstgarten, und es begegneten uns viele Menschen mit Waaren. Sie brachten Indigo nach der Küste, und holten von dort, vorzüglich von Dahomy, Badagry und Lagos europäische Waaren. Später wurde der Boden trocken und unfruchtbar, voll Eisengestein, und es traten mit Hebung des Bodens Granitmassen auf; rechts sahen wir bewaldete Berge,

deren Gipfel ſich bis über die Wolken erheben. Bei dem hübſchen Dorfe Schaka ſetzten wir über den Fluß Akini, der ſich in den Lagos ergießt und voller Granitmaſſen iſt. Wir kamen nun in das Kong-Gebirge und fanden in Aſſinara die erſte ummauerte Stadt. Die Mauer war freilich zum Ueberſpringen, und der Graben wurde durch darüber gelegte Bretter gangbar. Hier wurde mein Bruder krank und mußte in einer Hängematte weiter getragen werden, doch beſſerte er ſich in einigen Tagen.

Schauerliche Granitfelſen, welche oft drohend über unſern Weg ragten, und öde Felſengegenden wechſelten im Verfolg unſerer Reiſe mit den lieblichſten Thälern und wohlangebauten, reich bewäſſerten Ebenen, mit Blumendüften erfüllt und von buntbefiederten Vögeln belebt. Weſtlich von uns ſahen wir eine Menge einzelnſtehender Tafelberge mit weiten Thälern dazwiſchen, oft ragte einer hinter dem andern hervor bis die fernſten finſtern Wolken glichen. Vor der Stadt Schaddu liegt ein kleines Fellatahdorf mit kegelförmigen Hütten, welches blos Rindviehzucht treibt. Vier junge Fellatah-Schäferinnen beſuchten uns, unſchuldige und ſittſame Mädchen mit anſtändigem und klugem Benehmen, hübſchen, ovalen Geſichtern und niedlich aufgeputztem Haupthaar. Mein Bruder ſchoß bei Schaddu einen Kranich, da entſtand großer Streit, wer Kopf und Füße haben ſolle, denn ſolches gilt hier als Fetiſch. Endlich requirirte der Fürſt von Schaddu die koſtbaren Amulete. Als Koſt erhielten wir vom Fürſten Bananen, Yams und einen Korb voll Kaffa's, eine Art Klöße von Mais, welche, wenn ſie in Gährung gerathen ſind, leidlich ſchmecken. Als beſonderes Geſchenk erhielten wir noch einen Topf Honig, da es in der Nacht geregnet hatte, und man uns dieſe Wohlthat zuſchrieb. Die Leute in der Stadt waren uns wohlgeſinnt, den ganzen Tag grüßte man uns auf der Straße: „Ich wünſche glückliche Reiſe, — Gott ſegne des Königs Werk! — Gott ſegne Euch, weißer Mann! Glückliche Heimkehr!“ — An den folgenden Tagen gelangten wir durch Scheki, einer Stadt auf einem ſehr hohen und ſteilen Berge, wo wir mit Furahgetreide (ſchmeckt wie Hafergrütze) und Honig bewirthet wurden, und durch die Stadt Cuſu, wo wir eine Gafflie (Kaffilah, Koffle, kleine Karavane) aus Kano antrafen,

welche nach Accra handelten. Der Marktplatz war Abends durch Lampen hübsch erleuchtet. Die Weiber aber waren sehr zudringlich und belästigten uns durch ihr Plappern sehr, so daß wir zuletzt zu einer Spritze griffen und sie glücklich durch Wasserstrahlen verscheuchten. Wir passirten noch mehrere Fellatahdörfer, alle zeichneten sich durch Nettigkeit aus und hatten herrliches Rindvieh, weiß und gefleckt. Die Felder waren gut angebaut und hübsch eingehegt. Am 4ten Mai gelangten wir nach Bohu, der ehemaligen Hauptstadt von Yarriba. Sie liegt in einem hübschen, von bewaldeten Bergen umgebenen Thale und ist durch 3 Mauern befestigt, die eine Länge von 4 deutschen Meilen haben, aber viel Wiesen einschließen. Fellatahs wohnen um die Stadt und versorgen dieselbe mit Milch, Butter und Käse. In Bohu ward ich krank und ward durch Nichts so gequält, als durch den ewigen Lärmen, welchen Tauben, Schafe, Ziegen, Hunde, Bienen, Wespen, Fliegen, Kinder, vor Allem aber die Weiber verursachten. Doch besserte sich mein Zustand bald wieder. In Dschaguta sah ich Nuffie-Kaufleute aus Kulfu, jenseit des Quorra, welche nach Gondscha*) handelten, und erblickte zuerst Esel als Lastthiere. Ein paar Räuber in der Nähe ängstigten die ganze Stadt, so schüchtern sind hier die Bewohner. In Itscho herrscht die ungalante Sitte, daß auf dem Markt jedes Weib beim Verkauf 10 Kauri's an den Statthalter geben muß, die Männer sind frei davon. — In Itscholi kam unser Gefolge von Katunga uns entgegen. Als ich zufällig mein Jagdhorn ertönen ließ, bot mir der schwarze Trompeter des Zuges einen Wettstreit an, der mit gänzlicher Niederlage des Letzteren endete. Er wurde ausgelacht und ward sehr kleinlaut.

Am Fuße schwarzer, nackter Granitberge liegt Katunga, Hauptstadt des Reiches Yarriba. Der erste Verschnittene Ebo, ein großer Fettwanst, empfing uns sehr freundlich und führte uns zum König Mansola. Wir grüßten ihn nach europäischer Sitte und er suchte es uns darin gleich zu thun. Zwar gelang

*) Der Negername für irgend eine europäische Niederlassung an der Küste, in der Nähe von Accra.

es ihm ſehr ſchlecht, doch ſtimmte er über unſere Ungeſchicklichkeit im Grüßen ein herzliches und anhaltendes Gelächter an. Seine Weiber, Verſchnittenen und Würdenträger ſtimmten ſo gutgeſinnt und mit ſo voller Lungenkraft bei, daß auch wir zuletzt unſere Stimmen mit ihrem Gelächter vereinten. Manſolah's Kopfputz war eine Art Biſchofsmütze, mit Korallenſchnüren geſchmückt, ſein Mantel beſtand aus zuſammengenähten Stücken von grauer Seide, rothſeidenem Damaſt und grünſeidenem Sammet. Er trug baumwollene engliſche Strümpfe und hübſche lederne Sandalen von einheimiſcher Arbeit. Seine Unterthanen warfen ſich in einiger Entfernung vor ihm auf die Erde und rieben ſich die Köpfe zweimal mit Erde ein, dann rutſchten ſie näher und blieben wieder mit dem Geſichte im Staube liegen. Sie küßten auch den Boden in der Nähe ſeines Sitzes und legten jede Backe darauf. Wenn dann Kopf, Geſicht, Lippen und Bruſt mit der feuchten rothen Erde gehörig beſudelt waren, erhielten ſie die Erlaubniß, ſich neben ihren Monarchen zu ſetzen und an der Unterhaltung Theil zu nehmen. Mehrere der niederen Beamten und Verſchnittenen thaten ſich aber in ihrer Loyalität noch mehr hervor, indem ſie ſich auf der Erde herumwälzten und kollerten. Da ſie aber meiſt mächtige Fleiſchklumpen waren, ſo geſchah dieſe Ehrfurchtsbezeugung unter entſetzlichem Keuchen und Stöhnen. Manſolah iſt ein Bruder vom König von Benin, doch ſcheint man eine Art Eiferſucht oder Furcht vor dieſem Reiche zu hegen, denn man wich allen Fragen darnach aus. Ueberhaupt durften wir nicht viel Erkundigungen über die benachbarten Länder, den großen Fluß u. ſ. w. anſtellen, Ebo fertigte uns immer kurz ab mit Kopfſchütteln und der Mahnung: „ſprecht nicht ſo viel" oder „thut keine Fragen". Unſere Wohnung erhielten wir in Ebo's Gehöft, und wir wurden hier durch die Neugier des Volkes gar nicht beläſtigt, da nach des Königs Befehl Ebo einem jeden uns läſtigen den Kopf abzuſchlagen die Ermächtigung hatte. Katunga iſt ſtiller im Handel als Bohu, auch die Umgegend, obſchon eine hübſche Ebene, nicht ſo fruchtbar und maleriſch. Die Einwohner ſind ehrlich und arglos, aber ſchwach und furchtſam, wie die Regierung ſelbſt. Die Fellatahs mehren ſich von Jahr zu Jahr und werden bei der In-

dolenz des Volkes und Königs bald die Oberhand im Reiche haben. Schon iſt Raka, eine Tagereiſe nördlich von Katunga, ganz von ihnen bevölkert, ſtark befeſtigt und ſo gut wie unabhängig. Außerdem iſt ſeit etwa 40 Jahren 3 Tagereiſen ſüdlich von Katunga die Stadt Alorie durch Fellatahs gegründet, durch entlaufene Sclaven allerlei Volks und andere Anſiedler vergrößert, jetzt volkreicher, mächtiger und reicher als Katunga und ganz unabhängig. Die Regierung daſelbſt iſt in den Händen von zwölf Häuptern, jeder von einem andern Volk. Die Stadt hat zahlreiche Heerden und gegen 3000 Pferde. Mansolah herrſcht patriarchaliſch, er bekümmert ſich um alle Privatangelegenheiten ſeiner Unterthanen, und theilt ihnen die ſeinigen mit. Die Geſchenke, welche wir ihm brachten, zeigte er öffentlich ſeinem Volke, duldete aber nicht, daß ſeiner Unterthanen Einer ihm ein Geſchenk verheimlicht, welches er von einem Fremden erhalten hat. Das Volk nährt ſich von Pflanzennahrung. Fleiſch iſt ausnehmend theuer, ſo daß, mit Ausnahme widriger Inſecten, Gewürme und Reptilien, die niedrigen Volksklaſſen faſt gar nicht wiſſen, wie Fleiſch ſchmeckt. Bei unſerer Abſchieds-Audienz brachten des Königs Weiber 2000 Kauris (1 thlr. 4 gr.) für unſere 4 Leute von Badagry und Dſchenna, welche von hier aus zurückgingen, zuſammen, denn der Herr und König war nicht in freigebiger Stimmung, und hatte nun auch ſchon überhaupt genug Weiße geſehen.

Am 21. Mai brachen wir wieder auf und reiſten auf demſelben Wege, welchen wir gekommen waren, zurück bis Atupa, wo wir ein Weib mit einer ganz ſcharlachrothen Haut an der Straße ſitzen ſahen. Bei Bumbum iſt die Umgegend reich mit Yams und Getreide angebaut. Dieſer Ort iſt eine Station für Kaufleute aus Hauſſa, Borgu und andern Ländern, welche nach Gondſcha handeln. Bald hinter Bumbum kamen wir nach der feſten Stadt Kiſchi, in deren Mitte ſich ein ſteiler Felſen erhebt, dicht mit Gebüſch bewachſen. Er iſt ein Zufluchtsort der Einwohner bei drohender Gefahr und man glaubt hier die Sage, daß der Berg bis über die Wolken erhoben und dort ſo lange gehalten werde, bis die Gefahr vorüber ſei. Es ſind hier viel Auswanderer aus Borgu, Nuffie, Bornu, in der Nähe

liegen Fellatah-Dörfer mit ihren reinlichen Bewohnern und angenehmen, niedlichen Frauen und Mädchen. Die Frauen von Kiſchi ſind hübſcher, als wir ſie je bisher angetroffen hatten, doch ſahen wir in der Stadt viele Einäugige und mit Kröpfen Behaftete, auch eine Zwergin von 30 Zoll Höhe. Ein Sclave des Häuptlings bat uns, ſeines Herrn böſe Füße zu heilen, er ſei alt und ſchwach und wenn er ſterbe, müſſe er auch ſelbſt ihm folgen. Am 26. Mai brachen wir in Geſellſchaft einer Borgu-Fatakie (kleine Gafflie oder Kaufmannsgeſellſchaft) auf und kamen unter Trommeln durch einen Wald an den Bach Muſſa, die Grenze von Yarriba und Kiama. Im Walde traten plötzlich einige zwanzig, verdächtig ausſehende, bewaffnete Männer dem Zuge entgegen, und ſchon wollten die Laſtträger ihr Gepäck abwerfen, als ich mit der geladenen Flinte die Räuber bald ins Gebüſch zurückſcheuchte.

Nachts lagerten wir im Dörfchen Muſſa an den reizenden Ufern des gleichnamigen Fluſſes, in einer neuen Hütte, hier zu Lande Catamba genannt, (in Hauſſa Zowlei, in Bornu Cuzie). Ein großer Baumſtamm in der Mitte ſtützte das Dach, an der Wand hingen arabiſche Sprüche auf Papier, das Haus gegen Feuer zu ſchützen. Unſere Diener und Reiſegefährten lagerten auf Matten und Häuten in den Winkeln der Hütte; Bogen und Pfeile und Köcher, mit Kuhſchwänzen geziert, Flinten, Piſtolen, Säbel und Lanzen hingen und lehnten an den Wänden. Draußen aber ſchliefen unter Regen und Blitzen die Männer, Weiber und Kinder der Fatakie ruhig um große Feuer. Ihr einziges Gewand hatten ſie über den halbnackten Körper geworfen, die Waffen lagen zur Seite, die Pferde graſten neben ihnen. Faſt Alle hatten ſich ohne Speiſe niedergelegt, doch ſchienen ſie nach des Tages Laſt und Hitze glücklich zu ruhen und ſchlummerten feſt. — Am andern Morgen ritten wir vor einer früher von Räubern bewohnten, jetzt zerſtörten Stadt vorüber durch ein reiches, mit üppigen Weiden und ſchönen Bäumen bedecktes Land; im Walde ſollen ſich Hirſche und Antilopen, aber auch Löwen, Leoparden, Elephanten und wilde Eſel in Menge aufhalten, doch hörten wir nur das einſame Brüllen eines Büffels. Am 28. Mai kamen uns berittene Bo-

ten und Träger, vom König von Kiama abgesandt, entgegen und zeigten durch viele Reiterkünste ihre Geschicklichkeit. Spät Abends rückten wir in Kiama ein.

Der alte König Yarro, fast zahnlos und mit einem Barte, wie Wolle, kam uns vor seinem Hause entgegen und bewillkommnete uns freundlich, schickte uns auch durch seine Weiber saure Milch, frische Pfannkuchen und Rindfleisch mit Reis in unsere Hütte. Er ist Mohamedaner, doch traute er auch noch den Fetischen und hatte selbst einen solchen in seinem Gemach. Dieses ist die Figur eines Flußpferdes, in einen Stuhl geschnitzt, mit einem Reiter darauf und einem bewaffneten Soldaten daneben. Sie dient zum Schutze gegen Gefahren bei Wasserfahrten. Des Königs Zimmer war mit guten Bildnissen König Georgs, Wellingtons und anderer Personen geschmückt, an den Wänden hingen Pferdegeschirre und Papierstreifen mit Stellen aus dem Koran beschrieben. Waffen aller Art lagen ohne Ordnung auf der Erde neben einem großen Granitstein, der zum Pfefferstoßen gebraucht wird. Des Königs Weiber blickten aus den benachbarten Hütten neugierig auf uns, zankten aber am Abend den König gehörig aus, weil er ihnen von dem Rum, welchen wir ihm verehrt hatten, nichts abgegeben hatte. Mit dem König von Wowau war Yarro gespannt und wiederrieth uns die Reise dahin. Yarro's Vater hatte nämlich mit einem Araber der Wüste eine innige und aufrichtige Freundschaft geschlossen. Er gab ihm seine Tochter zur Frau und konnte keinen Tag ohne ihn leben, so daß er, als der Araber starb, sich selbst entleibte, um ihm in die andere Welt folgen zu können. Tochter des Arabers und Yarro's Nichte war die Wittwe Zuma, welche aus Wowau vor der Verfolgung des Königs nach Bussa entflohen war. Yarro liebte die Zuma sehr und zürnte dem König von Wowau.

Am 2. Juni nahmen wir Theil am „Bebun Salah" oder großen Gebettag. Es wurden arabische Gebete vorgelesen und ein Schaf geschlachtet, mit dessen Blute sich der König und die Vornehmen die Hände benetzten. Nachmittags war großes Pferderennen. Es war ein heiteres Fest. Die bunte, aufgeputzte Menge, die schön gezäumten, mit Messingschellen, Bän-

dern, ſeidenen und baumwollenen Troddeln und Goldflinkern geſchmückten Pferde, die Reiter mit Käppchen, weiten Obergewändern und Beinkleidern von allen Farben, Stiefeln von rothem Maroquin, Turbanen von blauem und weißem Kattun, ihre glänzenden Speere, das kriegeriſche Aeußere und der feurige Blick der Renner, dazu in weitem Kreiſe die mohamedaniſchen Prieſter mit reinlichen ſchneeweißen Gewändern, die lebhafte Freude der Theilnehmer und Zuſchauer — das Alles bildete ein höchſt anziehendes, phantaſtiſches Bild. Zwiſchen den Bewohnern von Yarriba und Kiama findet ein großer Unterſchied ſtatt, jene ſind geſchäftig, von Stadt zu Stadt handelnd, aber feig und kleinmüthig, dabei ſtill, demüthig, ehrlich und ohne Leidenſchaft, dieſe ganz das Gegentheil, kühn und muthig, am liebſten mit kriegeriſchen Unternehmungen beſchäftigt, ſtolz und anmaßend, eitel, liſtig, doch heiß in Liebe und Haß.

Am 5. Juni verließen wir Kiama und reiſten durch einen dick verwachſenen Wald längs einer hübſchen Bergkette bis Kakafungi, einer anſehnlichen Stadt mit reinlichen, zuthulichen Bewohnern, welche ſich Abends bei Mondſchein am Tanz und Geſang mit Begleitung einer großen Trommel ergötzten. In den folgenden Tagen kamen wir durch eine Wildniß, von Schakals, Hyänen, Büffeln und Antilopen bevölkert. Mein Bruder wurde ſehr krank und wir hatten durch Mangel an Lebensmitteln und ſchreckliche Gewitterſtürme viel zu leiden. Wir ſetzten über den Fluß Oli, welcher aus dem Aſchantielande kommt, hielten uns einige Tage in Cubly, einer Bergſtadt, welche Tribut an König Bello giebt, auf, und gelangten am 17. Mai glücklich nach Buſſa.

---

## Zweites Kapitel.

Vom König von Buſſa und ſeiner Midiki (vornehmſten Gemahlin oder Königin) wurden wir recht herzlich aufgenommen und erhielten unſere Wohnung bei der Frau des königlichen Tambours, einer wichtigen Perſon am Hofe. Unſere ſchwarze

Wirthin brachte mehrere Stunden des Tages bei ihrer Toilette und vor dem Spiegel zu. Der König und die Midiki beſuchten uns öfter und zeigten ſich wohlwollend und im Aeußern ſehr einfach. Sie waren mit unſern Geſchenken zufrieden, vorzüglich mit einem Spiegel und einer Tabakspfeife, kamen jedoch wegen einiger blanken Knöpfe in Streit, der ſich zu Gunſten des Königs entſchied, und gaben uns reichlich Gegengeſchenke. Um Nähnadeln und Zwirn ließ uns der König durch einen Expreſſen erſuchen, „da er ein Schneider ſei". Er herrſcht unumſchränkt und entſcheidet alle Privatſtreitigkeiten, ſtraft nach augenblicklichem Ermeſſen, doch mit Nachſicht und Milde. Sein Anſehen bei den benachbarten Staaten iſt groß, mehr wegen ſeiner Abſtammung von der älteſten Königsfamilie, als wegen ſeiner wirklichen Macht. So wurde ſeine Hauptſtadt vor wenigen Jahren von den Fellatahs erobert, obgleich ſie von der einen Seite durch den Niger (hier Quorra genannt), auf den übrigen Seiten durch Mauern und Thürme geſchützt iſt. Die Einwohner flohen auf eine Nigerinſel, wurden aber durch die verbündeten Truppen von Niki, Wowau und Kiama bald befreit.

Buſſa beſteht aus einer Maſſe von Hüttengruppen. Die Umgegend iſt fruchtbar, Reis, Mais, Yams und Durrahgetreide wird viel gebaut, Guineahühner, Faſanen, Rebhühner und Waſſervögel aller Arten finden ſich reichlich, der Strom bietet eine Unmaſſe Fiſche, und Ziegen und Schafe beſitzen die Einwohner in Menge. Rindvieh hält nur der König und die Midiki, und ſie beſitzen große Heerden der ſchönſten Art, welche ſie durch Fellatahſclaven beſorgen laſſen. Butter vom Schibutterbaum iſt billig, Palmöl aber ſehr theuer. Der Quorra iſt bei Buſſa ſchmal, voller ſchwarzer Felſen und Strudel. Wir ſahen die Stelle, wo Mungo Park umgekommen ſein ſoll, und erhielten einen Rock Parks vom König zum Geſchenk. Er war von rothem Damaſt mit ſchwerer goldener Stickerei. Der König hatte ihn aber nie getragen, um nicht „die Habſucht der benachbarten Mächte zu erregen". Auch ein Buch aus Parks Nachlaß wurde uns gezeigt, ein altes Schiffsbuch mit logarithmiſchen Tabellen. In dieſem lag noch eine Einladungskarte

zum Mittagseſſen an Park, datirt London 1804. Ein intereſſanter Beſuch in Buſſa war uns der der Wittwe Zuma, welche trotz ihrer vielen Leiden eines ſolchen Umfangs ſich erfreute, daß ſie ſich kaum durch die ziemlich große Thüre winden konnte. Mit dem Verſprechen des Königs, uns auf unſerer Reiſe Schutz angedeihen zu laſſen, reiſten wir am 23ſten Juni nach Yaourie ab und ſchifften uns in Kagogie in einem plumpen Kanoe auf den Niger ein. Er iſt hier ein herrlicher Strom, 2 Stunden breit, ſein Waſſer glatt wie ein See, ſein Ufer grün wie ein Park, mit Dörfern und Weilern bedeckt. Einige Stunden weiter hinauf wurde ſein Bett felſig, von ſchwarzen Klippen bedeckt, in der Nähe von Yaourie aber wieder eben, und kleine grüne Inſeln ragten lieblich über die glatte Oberfläche empor. Nach Oſten zeigten ſich hohe ſteile Bergesketten, zum Lande Engarski gehörig, welches Yaourie unterworfen iſt. Die Anwohner des Niger ſind hier die Cumbrie's, ein gutmüthiges aber einfältiges Völkchen, von den mächtigen Nachbarn unterdrückt und zur Sclaverei auserſehen. Ihre Hütten ſtehen zum Schutz gegen die Krokodile auf Pfeilern, der Eingang iſt klein, oben, ſchwer zu erklimmen. Ihre Weiber reiben ſich das Haar mit rother Erde ein und ſtoßen ſich als beſonderen Putz einen Krokodilzahn durch beide Lippen bis tief in die Naſe. Sie treiben Ackerbau und Fiſchfang, tödten die Krokodile durch Harpunen und brauchen ſtatt des Salzes Aſche.

Wir landeten am öſtlichen Ufer des Stromes und kamen durch dorniges Gebüſch auf einem ſchmalen Pfade, der nur für einen Mann Platz bot, vor die Thore des wohlbefeſtigten Yaourie. Der Sultan, ein alter dickköpfiger, dickbäuchiger, ſchmutzig gekleideter Mann empfing uns ziemlich unfreundlich, und machte mir Vorwürfe, daß weder Clapperton noch ich ſelbſt ihm unſere Aufwartung gemacht hätten. Er verlangte große Ehrerbietung vor ſeiner Perſon und ſchien es übel zu nehmen, daß wir ihn nicht auf unſern Knieen anredeten. Die Frage nach Parks Papieren beantwortete er ausweichend, und legte immer einen beſonderen Nachdruck darauf, daß jener in Buſſa umgekommen ſei. Er iſt habſüchtig und undankbar und hat ſchon manchen Kaufmann um das Seinige betrogen. Wir

verkauften ihm für 25,000 Kauris Pulver, Meſſer und rothes Tuch, ſo wie eine Portion Knöpfe, das Stück zu 200 Kauris, doch waren wir froh, endlich ſtatt der Kauris eine Sclavin zu erhalten, welche Pascoe zur Frau nahm. Er gab uns auch eine Portion nichtsnutziger Straußfedern als Geſchenk für den König von England mit, welche er einem lebenden Strauß abgerupft hatte. Dabei machte er uns aber einen Abzug von 2000 Kauris für Butter, welche dem Strauße eingerieben werden ſollte, damit die Federn wieder wüchſen! Genug, es war ein alter ſchmutziger und habſüchtiger König, der wahrſcheinlich nicht ohne Schuld an Mungo Parks Tode iſt. Des Sultans Töchter, eine ziemliche Anzahl und unter ihnen manche recht alte Jungfrauen, beſuchten uns täglich zu unſerer größten Beſchwerde. Sie brachten häufig eine Art Bier (Buza) mit und berauſchten ſich damit ſelbſt. Wurden die Damen uns zu läſtig, ſo verſcheuchten wir ſie mit unſern Piſtolen. Von einem alten Araber erhielten wir in Yaourie eine Flinte, welche Park gehört hatte, durch Tauſch mit einer von den unſrigen. Die Stadt iſt ſehr groß, die Mauer hat einen Umkreis von 4 bis 5 deutſchen Meilen. Es wird hier viel Reis und Weizen, ſowie Indigo und Tabak gebaut, ſchlechtes Schießpulver bereitet und gutes Sattelzeug und baumwollenes Zeug gefertigt. Die vornehmen Frauen kämmen ihr Haar ſehr ſorgfältig und färben es mit Indigo, die Lippen färben ſie gelb und blau, die Augenlieder mit Spießglanz ſchwarz, Zähne und Nägel mit Hennah gelb. So ſehen ſie bunt und wunderlich genug aus. Die Häuſer ſind zum Theil zwei Stockwerke hoch, in Coozie- (Kegel-) Form, der Fußboden wird überall mit Kuhmiſt und Waſſer täglich zwei bis drei Mal befeuchtet. Citron-, Palm- und Micadaniabäume, auch Dattelpalmen ſtehen in der Stadt, doch tragen letztere hier keine Früchte. Yaourie liegt ſchon ſeit 4 Monaten mit dem abtrünnigen Engareki im Kriege. Da jedoch der ganze Verluſt an Menſchenleben nur 6 Mann beträgt, ſo müſſen die Kriege hier zu Lande wohl nicht ſehr blutig ſein. Vor unſerer Abreiſe verſahen wir noch das ganze königliche Haus mit tüchtigen Portionen der Purgirwurzel, da wir beſtändig um Arzenei gegen alle mögliche Uebel gequält wurden,

und ſchifften darauf am 2ten Auguſt durch den Cubliefluß in den Niger.

Während unſerer langen Anweſenheit in Yaourie hatte es viel geregnet, und wir ſahen jetzt Wieſen und Felder mit 12 Fuß hohem Graſe und Getreide bedeckt. Zum Schutze des Getreides ſtanden auf den Feldern häufig Tritte, worauf Mädchen, Frauen und Kinder als lebendige Vogelſcheuchen manövrirten. Wir landeten in Warri, einer bedeutenden Handelsſtadt, zu Engarski gehörig, und fuhren darauf nach Garnicaſſa auf der andern Seite des Stromes. Hier wohnten wir einem Tanze der Frauen und Mädchen bei Mondſchein bei, was uns viel Vergnügen machte. In Buſſa wieder angelangt, gab uns die Midiki ein anderes Quartier, denn ſie war eiferſüchtig auf unſere Trommelſchlägerin, welche am Halſe einen kleinen vergoldeten Knopf trug, den wir ihr geſchenkt hatten. Uebrigens war ſie freundlich gegen uns und weinte, als ſie unſere, durch die Sonnenhitze angeſchwollene Haut an Geſicht und Händen ſah. Der König äußerte einmal zu Pascoe, er habe lange kein Fleiſch gegeſſen, und der Fiſche ſei ſeine Zunge überdrüſſig. Wir ſchoſſen eine Guineahenne und ſchickten ſie ihm, doch war ſein Zartgefühl ſo verletzt, daß er ſich den ganzen Tag darauf ſchämte, uns zu beſuchen. Betreffs unſerer Abreiſe den Niger hinab baten wir ihn um ein Kanoe und er verſprach uns ein ſolches, befragte jedoch zuvor eines Morgens das Becken rouah (ſchwarze Waſſer, wie der Niger hier genannt wird) ob wir ſicher reiſen könnten. Die Antwort fiel günſtig für uns aus, doch rieth uns der König, die Herrſcher von Wowau und Nuffie um Schutz zu erſuchen. In der letzten Zeit wurden uns die Nahrungsmittel knapp und eben ſo die Mittel, welche zu kaufen. Endlich fanden wir noch einige alte leere Blechbüchſen mit der Etiquette „concentrirte Fleiſchbrühe". Dieſe wurden begierig gekauft und auch von einem vornehmen Mann mit großer Selbſtgefälligkeit als Kopfputz getragen.

Am 14ten Auguſt verließen wir Buſſa und kamen auf ſchrecklichen Wegen durch eine Gegend, welche von Löwen und Elephanten wimmelte, am folgenden Tage nach Wowau. Der alte König freute ſich, daß die „weißen Männer ihn nicht ver-

achteten sondern zu ihm kämen, er hätte die Welt nicht in Frieden verlassen können, wenn wir aus dem Lande gegangen wären, ohne den alten König von Wowau zu besuchen." Er war verwundert und entzückt, als wir ihm von der Größe und dem Glanze Englands erzählten, und meinte „die weißen Männer des Westens sind doch sehr von den Arabern unterschieden, so viel freundlicher, so viel besser, so sehr in jeder Art überlegen!" Der König verwendet viel auf Verbesserung der Wege, damit, wenn der Feind es bemerke, er sich vor der Macht und der Volkszahl seines Reiches und seiner Wachsamkeit fürchte und umkehre. Die Religion ist hier ein Gemisch von Mohamedanismus und der alten Fetischreligion, doch hat letztere mehr Ansehen. Ein großer Zug von Frauen, mit einer alten Priesterin, welche von andern Weibern auf den Schultern getragen wurde, feierte die Mysterien der alten Landesreligion. Es war ein grotesker Zug. In die wildschreienden Stimmen von 100 Frauen mischten sich greller Pfeifenklang und Trommelwirbel. Der Sabbath der Mohamedaner wurde durch recht hübsche Musik und ein Pferderennen gefeiert. Bei Wowau werden sehr viel Yams gebaut, und begegnet ein Einwohner auf der Straße einem Fremden, so ist die gewöhnliche Frage: „Was, kommst Du nach Wowau, Yams zu essen?" Ich wurde hier von den Vorboten des einheimischen Fiebers befallen, und da meine Arzeneien in Bussa zurückgeblieben waren, eilte ich zu Pferde dahin zurück. Mein Bruder blieb noch mehrere Tage in Wowau und kam am 21sten August zu mir nach Bussa zurück.

Wowau und Bussa gehören eigentlich nicht mehr zum Reiche Borgu, obgleich die Sprache der beiden ersteren die Borgusprache fast schon verdrängt hat. Auch giebt der König von Niki, welcher den Titel eines Sultans von Borgu führt, einen kleinen Tribut an Bussa, eben so wie der König von Wowau, doch werden beide lau in ihrer Verpflichtung und der König von Bussa besitzt nicht die Macht, sie zu zwingen. Zu dem Reiche Borgu gehören 7 Föderativstaaten, Niki, Buoy, Kiama, Sandero, Kinzka, Lugu sind die mächtigsten. Von Niki sind 70 bedeutende Städte abhängig, welche als Tribut jede ein hübsches Mädchen dem Könige zum Weibe schicken, ähn-

lich verhält es ſich mit Buoy. Der Häuptling von Lugu iſt der reichſte durch Handelsleute, welche durch ſein Land nach der Küſte ziehen, die übrigen ſind arm. Kiama zahlte ſonſt Tribut an den König von Niki, hat jetzt aber den Fellatahs Gehorſam geſchworen. Dieſes Volk ſcheint in neueſter Zeit ſeiner Eroberungen nach und nach wieder verluſtig zu gehen, welche es unter dem Propheten Danfodio gemacht hat. Von den 8 Staaten Hauſſa's gehören dem Sultan Bello jetzt nur noch Kano ganz und ein paar kleine zum Theil. Auch das Ländchen Zegzeg mit der Hauptſtadt Zaria hat ſich vor kurzem frei gemacht, und Doncaſſa, der rechtmäßige Herrſcher von Hauſſa hat in dieſen Tagen die Einladung erhalten, ſeinen alten Königsſitz in Kaſchna wieder einzunehmen, welches ſo eben von den Fellatahs geſäubert iſt. Dagegen macht Bello in Nuffie Fortſchritte, indem er die einheimiſchen Kriege zwiſchen den Brüdern Magia und Ederesa begünſtigt und nach Umſtänden bald den einen, bald den andern auf den Thron erhebt, in Wahrheit aber ſelbſt das Land beherrſcht. Auch ſcheint Bello Eroberungspläne gegen Yaourie zu hegen und er verſtärkt ſein Anſehen in Yarriba durch einwandernde Fellatahs zuſehends.

Die Midiki unterhandelte mit ihrem Bruder, dem König von Wowau über den Preis eines Kanoe für uns, und wir erhielten ein ſolches für unſere beiden Pferde, große ſtarke Thiere, an 60 Pfund Sterling werth. Doch es war viel zu klein und wir hatten viele neue Umſtände und neuen Aufenthalt. Am 1ten September war in Buſſa großes mohamedaniſches Feſt mit Pferderennen; letzteres fiel zwar nicht ſo hübſch aus, wie in Kiama und Wowau, doch that ſich der König, welcher von hoher und edler Geſtalt iſt, in ſeiner ſtattlichen Kleidung auf dem prächtig aufgezäumten Grauſchimmel, ſehr hervor und das Volk leiſtete in Muſikmachen, Flintenabfeuern, Lärmen und Tanzen mit dem Kuhſchwanz ſtatt des Fächers, ſein Möglichſtes. Zu Ende des Tages hielt der König an ſein Volk eine Rede, welche, gleich den conſtitutionellen Thronreden europäiſcher Könige, mit der Verſicherung innerer Ruhe in ſeinem Reiche und den freundlichen Geſinnungen der fremden Mächte gegen daſſelbe begann. Darauf ermahnte er ſein Volk zur Arbeit und

Mäßigkeit, und schloß mit der Mahnung, nicht zu viel Bier zu trinken. Er sprach mit vieler Beredtsamkeit und handhabte statt des Scepters einen Löwenschweif. Der andere Tag sah die Fortsetzung des Festes und war überall dem Tanze und ungetrübter Fröhlichkeit gewidmet. Am Nachmittag trat auch der König aus seiner Wohnung und nahm Theil an den Vergnügungen. Ein altes Weib tanzte mit so außerordentlicher Beweglichkeit und lächelte so verschmitzt und liebäugelnd nach dem König hin, daß dieser, einer so dringenden Aufforderung nachgebend, auch in den Kreis trat, seine künstlerischen Fertigkeiten zu zeigen. Alles stand auf und es ward ein großes Gedränge. Seiner Majestät imposante Größe und würdige Haltung paßten nicht ganz gut zu den flüchtigen Bewegungen des Tanzes, zumal sein Fuß an Größe dem eines Dromedars nahe kam. Als der erste Tanz zu Ende war, begann er einen zweiten, der den kurzen Gallop eines ins Feld ziehenden Pferdes nachahmte. Es war zu lächerlich für uns, zumal als der Tänzer zuletzt in seine Hütte trabte, vom Rauschen der Bewunderung und Beifallrufen aller Anwesenden verfolgt. Nach einiger Zeit kam der König wieder ins Freie und vertheilte zwei Kalebassen voll Kauris an die Musiker, Sänger und Tänzer, warf auch eine Menge Kauris unter das Volk, wodurch eine sehr lebhafte und belustigende Scene entstand, und tanzte zuletzt noch, um seine Liebe zu seinem Volke zu zeigen, die Rennbahn hinauf und hinunter bis in seine Wohnung. Es war dieß wirklich eine königliche Leistung; das Volk ward von Patriotismus beseelt, die Midiki lächelte, von Wonne erfüllt, einen solchen Gemahl zu besitzen. Der König hatte sein Möglichstes aufgeboten um seinen Schwager, den König von Wowau auszustechen, der trotz seines Alters der beste Tänzer aller hier bekannten Länder sein soll. —

In der Nacht wurden wir durch einen fürchterlichen Lärm erweckt. Es war eine Mondfinsterniß, das Volk sammt seinem König gerieth in die größte Angst, den mildglänzenden Freund ihrer Nächte zu verlieren, und suchte durch das entsetzlichste Schreien und den Gebrauch aller, irgend Lärm hervorbringenden Instrumente die Sonne wegzuscheuchen, welche ihrer Mei-

nung nach den Mond verfolgt. Der König zitterte und bebte und ließ Niemanden aus ſeiner Nähe, der zu ihm kam. Wir beruhigten ihn mit der genauen Angabe der Zeit, in welcher der Mond wieder ſein Licht erhalten würde, und gewannen hierdurch nicht wenig an Anſehen. Später war Alles wieder ruhig, doch hatte die nächtliche Störung auf den König und uns nachtheilig gewirkt, und eine Erkältung verurſacht. —

Wir ſehnten uns nach gerade nach unſerer Weiterreiſe, die Lebensmittel wurden uns immer knapper zugemeſſen und das Intereſſe des Königs und ſeiner Midiki für uns ſchien ſehr nachzulaſſen. Unſere Nahrung beſtand zuweilen aus Elephanten- und Flußpferdfleiſch; beides ſchmeckt ranzig, letzteres ähnlich dem Schweinefleiſch.

Während unſerer Anweſenheit kam eine Geſandtſchaft von Niki zur Beilegung einiger Streitigkeiten mit Buſſa, desgleichen eine Fatakie Borgukaufleute, welche von Gondſcha Gurunüſſe nach dem Oſten brachte. Die Borguleute aus Niki waren ziemlich ſo gekleidet, wie die Buſſaer, aber ſehr furchtſam und zeigten eine ſclaviſche Unterwürfigkeit. Die Einwohner von Niki und Kiama gelten aber für tapfer und räuberiſch, die Bewohner von Buſſa und Wowau für ſanft und ängſtlich. Karavanen werden in Borgu zuweilen geplündert und theilen ſich Räuber und Könige in die Beute. Vier Fünftel aller Menſchen in dieſen Ländern ſind Sclaven, doch iſt ihr Loos nicht ſchlimm. Sie müſſen ſich ſelbſt ihre Nahrung erwerben und die Hälfte ihres Verdienſtes gehört ihnen. Körperliche Züchtigung erleiden ſie höchſt ſelten. Entläuft ein Sclave und wird er nachher eingefangen, ſo legt man ihn ein paar Tage in Ketten und verkauft ihn bei der erſten Gelegenheit. Der Hexenglaube herrſcht auch unter dieſen Wilden, ſo gut wie unter den aufgeklärten Europäern der früheren Jahrhunderte. Man glaubt von den verdächtigen Perſonen, daß ſie die Geiſter anderer Menſchen eſſen, und beſtraft die Männer, indem man ſie gebunden in den Niger wirft; die Weiber werden zu ewiger Sclaverei verurtheilt. Die heuchleriſchſten Creaturen ſind hier, wie anderwärts, die frommen Prieſter. Ein ſolcher kam zu uns, von Milde und Salbung glänzte ſein fettes Geſicht. Er bat uns

dringend um eine Portion schnell tödtendes Gift, und eröffnete uns im Vertrauen, dasselbe sei für seinen Nachbarn bestimmt, welcher ihm einmal ein Unrecht zugefügt habe. Wir jagten den grauen Schurken mit Vorwürfen zur Thür hinaus.

Endlich kamen die Boten von Rabba mit Mohamed, dem Sohne des Königs von Nuffie und noch einem Gesandten zu unserm Geleite, und brachten uns das Versprechen des Häuptlings von Rabba und des Königs von Nuffie, uns schützen zu wollen, so wie die Versicherung ihrer besonderen Freude über unseren bevorstehenden Besuch. Der gute König von Bussa schrie vor Freude wie ein Kind, daß wir sicher weiter geleitet würden und er sein möglichstes zu unserem Schutze gethan habe. Am 20sten September nahmen wir einen herzlichen und wirklich rührenden Abschied von dem Königspaar und allen Nachbarn und Bekannten, welche weinten und auf uns des Höchsten Segen herabflehten. Wir schifften uns auf zwei Kanoes ein, doch waren beide schlecht und leck. Der Niger war durch die Regenzeit sehr angeschwollen und überall leicht zu passiren; er strömte 2 bis $2^1/_2$ Stunden Weges in der Stunde und hatte fruchtbare Ufer. An der Grenze Nuffies kamen wir zu einer hübschen Insel, welche von wilden Pferden, aber nicht von Menschen bewohnt wird und „Jedermannsinsel" benannt wird. Wir blieben diese Nacht in Pataschie, einer großen schönen Insel, mit mannigfachen Palmengruppen und andern herrlichen Bäumen geschmückt. Der Häuptling, ein kohlschwarzer Mann mit hellen blauen Augen, gutmüthig und herzlich, war mit mehreren seiner Leute den ganzen Tag bei uns, Palmwein zechend und unsinnige Geschichten erzählend. Auch vom alten Häuptling von Teah, einer benachbarten, gleich freundlichen und gleich fruchtbaren Insel, erhielten wir einen Besuch, und der ehrwürdige Herr von ausnehmendem Umfange äußerte die lebhafteste Freude, noch vor seinem Tode weiße Männer zu sehen, ein Genuß, den weder sein Vater, noch seine Mutter, noch sein Onkel gehabt habe. Teah gehört zu Nuffie, Pataschie zu Wowau. Beide Inseln sind gut angebaut, die Bewohner gutmüthig und äußerst schüchtern. Wir erhielten Lebensmittel im Ueberfluß, und verlebten hier einige recht fröhliche Tage.

In Pataſchie ſteht eine Hütte, mit rohen irdenen Nachbildungen eines Weibes und Krokodils verziert, in welche alle Weiber, die ſich irgend etwas zu Schulden kommen laſſen, zur Strafe eingeſperrt werden. Wir ſahen hier einen Fetiſchprieſter, wunderlicher als Knecht Ruprecht gekleidet in geflochtenes Heu, mit einer Art geflochtener Hütte über Kopf und Oberleib, mit Franzen und Troddeln geziert. Er bückte ſich mit dieſem ungeheuren Hute über mehrere Leute, die auf dem Graſe ſaßen, ſchüttelte ihn recht tüchtig, was ein wunderliches Geräuſch machte, ſchrie teufelmäßig und ging weiter, andere zu beglücken auf gleiche Art.

Ein Abſtecher nach Wowau, deſſen König es ſehr übel genommen hatte, daß wir zum Feſte nicht gekommen waren, um ſeine Virtuoſität im Tanzen zu bewundern, brachte mir zwar einen leidlichen Empfang und einen herzlichen Abſchied vom wunderlichen Alten, doch nicht das verſprochene Boot. Der König behielt unſere Pferde und vertröſtete uns in Betreff des Bootes auf Lever. Als wir aber nun nach einem herzlichen Lebewohl von Pataſchie am 30ſten September nach Lever (auch Layaba genannt) kamen, ſahen wir, daß wir von allen dieſen Königen hintergangen waren, denn Lever iſt eine Stadt von Nuffieleuten, den Fellatahs in Rabba zinsbar, und von Wowau nicht abhängig, auch hatte der König von letzterer Stadt hier nirgends ein Kanoe zu ſeiner Verfügung. Wir ſahen uns daher aus Noth zu dem allerdings nicht ganz redlichen Mittel gezwungen, die Kanoes des guten Häuptlings von Teah, auf welchen wir von Pataſchie gekommen waren, zu behalten, und die Bezahlung dem fürſtlichen Worte des Königs von Wowau zu überlaſſen, obſchon wir wußten, daß auf ſolches nicht viel zu geben iſt. Wir ſchämten uns aber doch ſehr, als der Häuptling von Teah uns durch einige Boten unſer undankbares Benehmen vorhalten und die Boote zurückfordern ließ. Wir entſchuldigten uns gut oder übel und bewachten Nachts die Fahrzeuge. Ein Prieſter mit Namen Ducu, aus Bornu gebürtig und in Anſehen bei den Fellatahs, hatte ſich ſeit unſerer Ankunft mit erſtaunlicher Beweglichkeit und Geſprächigkeit an uns herangemacht; dieſer brachte die Leute aus

Freunde, und veranlaßte ihn, den Vorschlag Magia's, uns gehörig auszusaugen, mit Entrüstung von sich zu weisen. Er nannte sich gegen Besucher aus Haussa selbst einen Weißen, eine Lächerlichkeit, welche sich die Schwarzen öfter erlauben. So zankten sich in Yaourie ein paar Leute; „Wie?" rief der eine, „Du erbärmlicher Sohn einer schwarzen Ameise, willst Du Dir anmaßen, zu sagen, daß mein Vater ein Pferd war? Sieh einmal die Christen hier an! Was sie sind, bin ich auch, und meine Eltern waren solche Leute! Antworte nicht, sag' ich Dir, denn ich bin ein weißer Mann!" Der Sprecher war kohlschwarz. Rabba ist durch Milch, Oel und Honig berühmt, Roggen, Reis und Platanen werden daselbst gebaut, Matten und Sandalen gefertigt und vor allen Thieren wird das Pferd in Ehren gehalten. Wie auf Zagoschie für sein Kanoe, sorgt hier jeder Mann für sein Pferd vor allem. Der Markt ist sehr belebt, Haupthandelsartikel sind Sclaven. Ein starker Bursche kostet 40,000 Kauris (50 Thlr.), ein Mädchen 50,000 und darüber, je nachdem es hübsch ist. Große Elephantenzähne werden mit 1000 Kauris bezahlt.

Am 16ten October verließen wir den „König des schwarzen Wassers", der zuletzt noch ein Profitchen von uns durch Austausch unserer Kanoes gegen ein größeres gezogen hatte, entließen unsere sämmtlichen Führer und Begleiter aus Nuffie, Wowau und Bussa und stachen zum ersten Male allein unter uns und durch Führer unbelästigt in den Fluß. Die Ruder, welche die Einwohner uns zu geben auf keine Art zu bereden waren, hatten unsere Leute gestohlen, so daß wir auch fremder Ruderer nicht bedurften. Der Strom war sehr angeschwollen und hatte die Dorfschaften und Reisfelder der niedrigen Ufergegenden überschwemmt. Wir hielten nirgends an, und konnten auch am Nachmittage bei der größten Sonnenhitze, der vielen Moräste wegen nirgends landen. Abends kam ein Gewitter und mit der Dunkelheit wurde unsere Lage gefährlich. Oftmals tanzten die Lichter benachbarter Dörfer und Inseln vor unseren Augen vorüber, doch überall waren unsere Versuche, sie zu erreichen, vergeblich. Endlich beschlossen wir, alle diese Anstrengungen zu lassen und ruhig mit der Strömung fort zu rudern.

Doch das Unwetter wurde immer ärger, durch die Finſterniß zuckten feurige, entſetzlich zackige Blitze, das Rollen des Donners tönte unaufhörlich, und um unſere Noth voll zu machen, geriethen wir unter eine Schaar Flußpferde, hier Waſſerelephanten, Gewau Noua genannt, welche den ganzen Strom zu erfüllen ſchien. Unſere Leute ſchrieen vor Angſt, jeder hielt ſein letztes Stündlein gekommen, denn dieſe Unthiere werfen nicht ſelten die leichten Kanoes um. Ich ſchoß nach den Thieren, da verfolgten ſie uns, ſo daß wir alle Kräfte anſtrengen mußten, ihnen zu entkommen. Nach einem zweiten Schuß erhob ſich ein furchtbares Brüllen und wir gewannen ſichtlich an Vorſprung. Endlich hörte die Verfolgung auf. Um Mitternacht erhob ſich ein wüthender Orkan, der uns an eine kleine Sandbank trieb, doch hatten wir das Glück einen Dornſtrauch zu faſſen, an welchem wir unſern Nachen leidlich befeſtigen konnten. Alle meine Leute waren ſo ermüdet, daß ſie hier während des Aufruhrs der Elemente, halb im Waſſer liegend und vom Regen oben durchnäßt, ruhig ſchliefen; ſelbſt mein Bruder ſchlief feſt. Um 3 Uhr Morgens ward es heller und es gelang uns, bei einem Fiſcherdorfe zu landen. Der Ort hieß Dacannie, war von Nuffieleuten bewohnt und wir fanden eine gute Aufnahme durch Fellatah-Mallams, welche von Rabba ausgeſandt, den mohamedaniſchen Glauben hier lehrten.

Bei unſerer Weiterfahrt ſahen wir hohe Berge von Zuckerhut-, Kegel- und Tafelform. Wir kamen vor zwei großen, am Fluſſe gegenüber liegenden Städten vorbei, doch landeten wir nicht, um nicht einen gezwungenen Aufenthalt zu finden und um unſere Geſchenke zu ſchonen. Die Ufer wurden nun höher, ſie waren gut bebaut, mit Städten, Dörfern und Palmbäumen beſetzt. Der Strom trug viele Kanoes mit Hütten, die Männer ruderten, die Weiber und Mädchen ſangen zur Guitarre, und äußerten lebhaft ihre Verwunderung, wenn ſie uns ſahen. Wir übernachteten auf einer Inſel, genannt Gungo, deren Einwohner ſich nur vom Fiſchfang nähren. Unter Anführung des Häuptlings kamen ſie ſämmtlich am Abend vor unſere Hütte, ſetzten ſich im Kreiſe um uns herum, bis ſie uns ſattſam geſehen hatten. Sie waren gutmüthig und beſcheiden und bewirtheten

uns mit Fleisch vom Flußpferde. Wir hatten am folgenden Tage mit Sturm und Regen zu kämpfen, und als wir das fast sinkende Kanoe ins Schilf steuerten, tauchte neben uns ein ungeheures Krokodil nieder, welches unser Kanoe leicht hätte umwerfen konnen. Der Niger war gewaltig angeschwollen und seine Strömung riß uns einmal über eine halb überschwemmte Insel und warf unser Kanoe gegen ein Haus. Wir brachten eine Nacht auf der Insel Fofo zu, wo wir zuerst einen Kokosbaum sahen. Es hielten sich hier ein paar Leute aus Rabba auf, welche vom Häuptling der Insel den jährlichen Tribut einziehen wollten. Der Häuptling war sehr betrübt, denn er hatte das Geld noch nicht zusammen, und die Fellatahs pflegen in Ermangelung des vollständigen Tributs ein paar Einwohner mitzuschleppen und in Rabba als Sclaven zu verkaufen. Am 19ten October kamen wir vor dem Ausflusse des Kudunia vorbei und gelangten nach Egga, einer großen, schönen Stadt hinter einem tiefen Morast, durch welchen Kanäle zur Stadt führen. Diese ist $^3/_4$ Stunden lang, $^5/_4$ Stunden vom Flusse entlegen und treibt lebhaften Handel. Ihre Straßen sind sehr eng, „damit die Fellatahs nicht leicht hindurch reiten können", die Umgegend ist fruchtbar und alle Lebensmittel sind sehr billig, vorzüglich die Fische. In der Nähe halten sich in den Wäldern sehr viele Hyänen auf und haben, nach der Versicherung der Einwohner, sämmtliche Schafe von Egga vertilgt. Der alte Fürst saß in seiner Zollahe oder Audienzhütte auf einer Kuhhaut und betrachtete uns lange mit Staunen, äußerte dann: wir seien recht wunderliche Leute, aber sehenswerth. Er ist ein alter, wohl hundertjähriger Mann mit einem langen Barte, aber von fröhlichem Wesen. Den ganzen Tag sitzt er in seiner Hütte mit seinen Freunden, lauter alten Graubärten, und alle rauchen und schwatzen und lachen herzlich, und wer vorbeigeht, stimmt aus Höflichkeit in das Lachen mit ein, so daß vom Morgen bis zum Abend ewiges Gelächter dort tönt. Er zeigte uns auch seine Tanzkunst und sein Sängertalent, und obgleich er bald seine Krücken zur Hülfe nehmen mußte, und seine Stimme so schwach war, daß nur ein mühevolles Piepen zu hören war, so erschallte doch von seinen getreuen Unterthanen

gewaltiger Beifall. Wir wurden hier durch Beſucher, vorzüglich durch die Schönen von Egga ſehr beläſtigt, und obſchon ſie meiſtentheils Geſchenke brachten, mußten wir doch unſere Hütte zuletzt förmlich verpalliſadiren und Wachen ausſtellen. Faſt alle Beſucher forderten von uns Talismane und Zauberſprüche, denn allgemein gilt hier der Weiße für ein übernatürliches Weſen, und der Glaube an Zauberſprüche iſt unter den Negern überall zu Hauſe. Die Kanoes von Egga ſind mit Blut beſtrichen und mit Federn beſteckt, was als Schutz gegen die Räuber gilt. Wir erhielten in Egga ſo troſtloſe Schilderungen von den Völkerſchaften ſtromabwärts, daß unſere Leute nur mit unſäglicher Noth und durch heftige Drohungen zu bewegen waren, weiter zu fahren. Endlich entſchloſſen ſie ſich und am 22ſten October verließen wir den luſtigen alten Häuptling.

Seemöven und Pelikane begrüßten uns, als Zeichen der Annäherung an die See. In Kakunda wurden wir von einem mohamedaniſchen Lehrer in ſeiner Schulſtube bewirthet. Das Volk iſt hier von ſehr ſtarkem Körperbau, aber ſanft und fleißig, trägt wenig Zierrath und Kleidung, auch färben ſich die Weiber nicht. Aber als Zeichen der Stämme fanden wir von jetzt an überall verſchiedene Tättowirungen. Der Kakundaſtamm hat 3 Einſchnitte im Geſicht vom Schlafe nach dem Kinn. Auch hier wurden wir zu großer Vorſicht gemahnt und man rieth uns, die nächſte Strecke wenigſtens in der Nacht zu fahren. Die Städte unterhalb Egga haben jede ihren unabhängigen König, die Sprachen ſind verſchieden und wurden uns unverſtändlich, doch fanden wir in großen Städten unter den Vornehmen und den Mallams meiſt Leute, welche die Hauſſaſprache verſtanden. Die Furcht vor den Fellatahs war auch in Kakunda ſehr groß.

Unſere Abfahrt von Kakunda geſchah in Befolgung des Rathes bei Abend, und wir kamen vor mehreren Städten und hohen Bergen in der Nacht vorüber. Am Morgen ſahen wir den großen Fluß Tſchadda in den Niger münden; er iſt faſt ſo groß, wie der Hauptſtrom. Nach einigen Stunden fuhren wir vor einem nackten, weißen Felſen vorüber, auf welchem eine unzählbare Menge Vögel niſteten. Bald hinter dieſem fanden

wir einen Landungsplatz und daneben einen großen Raum, der offenbar als Marktplatz gebraucht wurde. Wir nahmen von einer Hütte Besitz und achteten nicht auf einzelne Leute, welche voller Schrecken vor uns flohen. Doch bald sahen wir Einwohner in großen Haufen und wohlbewaffnet mit Bogen und Pfeilen und Musqueten herannahen. Die Lage war gefahrvoll, denn wir verstanden die Sprache nicht und galten für Räuber. Ich sammelte meine Leute, ließ sie die Waffen laden und ging dem Anführer der Feinde unbewaffnet entgegen. Schon stand dieser mit wilden Blicken mir gegenüber und hatte den Pfeil auf gespanntem Bogen gegen meine Brust gerichtet, auf unserer Seite stand der alte Pascoe im Anschlag auf den Häuptling. Ich streckte meine wehrlose Hand dem Feinde entgegen — schon zog dieser die Sehnen des Bogens straffer — da fiel ihm einer seiner Leute in den Arm — Alle zitterten wie Espenblätter und standen wie angewurzelt. Der Häuptling sah mir mit großen Augen ins Gesicht, endlich sank er auf die Knie, ein Blitz schien seinen schwarzen, rollenden Augen zu entströmen, sein ganzer Körper zuckte krampfhaft zusammen; er ließ das Haupt herabsinken, ergriff unsere dargebotenen Hände und zerfloß in Thränen. Fortan war Friede und Freundschaft unter uns, und wir wurden herzlich bewirthet. Auch fand sich bald ein willkommener Dolmetscher, ein Mallam aus Funda. Wir befanden uns auf dem Bocqua-Markt, wo alle 9 Tage Markt gehalten wird. Kaufleute von oberhalb und unterhalb des Niger sammeln sich hier und vertauschen ihre Waaren und kaufen und verkaufen Sclaven; von allen Handelsartikeln erhält der Häuptling einen Zoll.

Am andern Tage fuhren wir weiter und kamen vor der Stadt Atta vorüber, welche auf einer schönen grünen, mit Bäumen geschmückten Ebene liegt. Der Niger strömt hier noch zwischen Bergen von ansehnlicher Höhe dahin, später werden die Ufer niedrig und morastig, von dickem Gesträuch bedeckt. Wir sahen einen Arm des Stromes nach Südosten sich abzweigen, und landeten unter Kokosbäumen bei einem Dorfe, Namens Abba-Zacca. Der Häuptling war finster und unfreundlich, unsere Geschenke schienen ihm nicht zu genügen. Als er

aber unverſchämt wurde und gar alles haben wollte, nahmen wir eine entſchloſſene Haltung an und bedeuteten ihm, er würde nichts bekommen, wenn er ſich ſo betrage. Das half, und er erbot ſich, uns den Fluß hinunter zu einer großen Stadt zu bringen, wo ſein Bruder Häuptling ſei. Die Uferbewohner, welche der Häuptling am andern Morgen, unſerm Kanoe vorausfahrend, von der Ankunft der Weißen benachrichtigte, kamen in großen Schaaren in den Strom, uns näher zu betrachten, und brachten uns häufig Eier als willkommenes Geſchenk.

Als wir vor einem Dorfe Namens Damuggu vorüberſchifften, rief uns ein kleiner ſchielender Burſche in einer engliſchen Soldatenjacke an: „Holla, ihr Engländer, kommt hieher!“ Wir wollten jedoch weiter und fuhren vorüber; doch bald kam uns ein Dutzend Kanoes nach mit der Aufforderung, ihrem Häuptling unſern Beſuch abzuſtatten. Wir kehrten demnach zurück und landeten unter dem Jauchzen und Huſſarufen einer Menge Menſchen. Der kleine Burſche war ein wichtiger Mann und Geſandter des Königs von Bonnei und hier um Sclaven zu kaufen. Wir ſahen hier noch mehrere Perſonen mit Stücken europäiſcher Kleidung und ſich brüſtend mit Brocken der engliſchen Sprache, welche ſie von Liverpooler Schiffern aufgeſchnappt hatten. Letztere kommen häufig in den Bonneifluß, um Palmöl einzunehmen. Der Häuptling empfing uns ſehr gut und bezeigte uns viel Wohlwollen, vorzüglich bewogen durch einen guten Mallam aus Nuffie, welcher ſehr zu unſern Gunſten redete. Er war ſo erfreut, daß er am folgenden Tage uns zu Ehren ein großes Feſt veranſtaltete. Da war den ganzen Tag über Lärm und Freude, es wurde ſcharf getanzt und unaufhörlich aus einer Maſſe Flinten und kleinen Kanonen geſchoſſen. Die Einwohner ſind Heiden, wie in Yarriba. Ihre Neugier beläſtigte uns ſehr, ſie umſtanden uns ſo dicht, daß uns die friſche Luft fehlte, ſo daß wir beim König Vorſtellungen dagegen machten. Dieſer gab uns Vollmacht, ſo viele der Zudringlichen todtzuſchießen und zu köpfen, als uns beliebe. Natürlich machten wir von dieſer Erlaubniß nicht Gebrauch, und erlangten Ruhe durch minder barbariſche Mittel. Die Stadt iſt groß, aber ſchmutzig, die Einwohner ſind hier weniger cultivirt, als

im Innern. Reis wird nicht gebaut, Yams und indianisches Korn, sowie Fische sind die Hauptnahrungsmittel. Pferde sieht man nicht. Der König ist der jüngere Bruder des Königs von Atta. Beider Vater war sehr reich, bei seinem Tode wurden nach Landessitte die Schätze mit ihm begraben. Reichthum und Einfluß auf die benachbarten Völker hielt der Nachfolger für wichtiger, als die Befolgung alter Gebräuche; er ließ daher die Schätze wieder ausgraben und den Leichnam des Vaters enthaupten, als Strafe für die bewiesene Habsucht. Natürlich entstand im ganzen Attalande darüber große Gährung, und der jüngere Bruder hielt den Augenblick für geeignet, durch eine Empörung sich an die Stelle seines Bruders zu setzen. Doch sein Aufstand mißlang und er mußte fliehen. Das Glück entschädigte ihn zwar später durch den Thron von Damuggu, aber er hatte seine Absichten auf den väterlichen Sitz noch nicht aufgegeben, und hoffte von uns einen mächtigen Zauber zu erhalten, mittelst dessen er seinen Bruder entthronen könnte. Uebrigens behandelte er uns sehr freundlich, gab sich viel Mühe, durch verschiedene Fetisch-Ceremonien uns Glück zur Reise zu verschaffen, beschenkte uns in der Hoffnung, daß wir von England aus ihn reichlich entschädigen würden. Er gab uns auch Gesandte an den König von Bonnei mit, welche diesem als Geschenke 6 Sclaven (meist freie Neger, wegen geringer Verbrechen zur Sclaverei verdammt), einen Pagen, Ziegen und Elephantenzähne überbringen sollten.

## Drittes Kapitel.

Am 4ten November Abends reisten wir fröhlich von Damuggu ab, ohne Ahnung des schlimmen Schicksals, welches unserer wartete. Am folgenden Tage kamen wir dem Handelsplatz Kirri gegenüber und sahen einen Arm des Niger nach West, wie man uns hier sagte, nach Benin abgehen. Wir trafen hier auf etwa 50 Kriegskanoes, größer wie wir sie bisher gesehen, mit langen Bambusröhren und großen Fahnen mit englischen und andern europäischen Wappen bemalt, aber auch mit Stühlen, Flaschen, Gläsern und dergleichen, jedes Schiff

bewaffnet mit 40 Mann und einer Drehbasse, für 6pfündige Kugeln eingerichtet. Voller Verwunderung betrachtete ich das Schauspiel — mein Bruder war auf dem Kanoe des Königs von Damuggu noch weiter zurück — als uns ein wilder Kerl auf einem der Kriegskanoe anrief, beizulegen. Wir mußten der Uebermacht gehorchen und wurden auf unglaublich rasche Weise unseres ganzen Gepäckes, so wie unserer Kleider beraubt. Als die Räuber aber Pascoes Weib ergriffen, um auch diese wegzuführen, trieben wir sie mit Ruderstangen aus dem Boote und fuhren den Räubern nach. Einige Leute auf einem großem Kanoe, welches vom neuen Calabar kam, riefen uns an: „Holla, weißer Mann, bist Du Engländer, bist Du Franzos?" „Ja, Engländer," antwortete ich, — „Komm her in unser Kanoe," riefen jene, und ich ging zu ihnen. Meinen Bruder sah ich später auf seinem Kanoe gleichfalls kommen. Die Kriegskanoes machten einen Angriff, und sein Kanoe ward in den Grund gestoßen, der Sachen aber, bevor es sank, von den Räubern mit gewaltiger Schnelligkeit und Geschicklichkeit beraubt. Mein Bruder hielt sich durch Schwimmen oben, bis er von einem Kanoe, in welchem sich mitleidige Frauen und Mädchen befanden, aufgenommen wurde. Es entstand nun ein unsäglicher Wirrwarr, viele Kanoes waren zusammengestoßen, einzelne schlugen um, Kinder und Weiber stürzten in die Fluthen, Alles ging durch einander. Endlich kam einige Ordnung ins Geschwader, man brachte uns und unsere Leute, sowie die Leute aus Damuggu und die Abgeordneten von Bonnei nach einer kleinen Insel und die Kriegskanoes rückten in geschlossener Linie nach Kirrie. Hier sollte ein Palaver wegen des Vorfalls mit uns gehalten werden. Unsere Räuber gehörten zum Ebuvolke, und waren unter der Maske des Handels vielleicht in räuberischer Absicht gekommen. Das Kirrivolk wurde uns, vorzüglich durch die Bemühungen einiger mohamedanischer Priester, wohlgeneigt, und im Palaver erhielten sie die Majorität, so daß derjenige Befehlshaber, welcher uns zuerst angegriffen hatte, zur Enthauptung verurtheilt wurde, und die Sachen uns zurückgegeben werden sollten. Zur weiteren Entscheidung sollten wir dann zu Obie, König vom Ebulande gebracht werden. Zwar machte das Ebu-

volk noch einen Angriff, es wurde jedoch zurückgetrieben, mußte sich auch eine Durchsuchung der Schiffe gefallen lassen, und wir erhielten unsern Medizinkasten und eine Kiste mit Büchern zurück. Das war Alles, was aus dem Wasser herausgefischt sein sollte! —

Kirri's Bewohner sind sehr stark, wohlgebaut und von wilden Zügen. Ihre einzige Kleidung ist eine Leopardenhaut um die Hüften. Die Haare tragen sie geflochten, mit rother Erde eingerieben, das Gesicht ist voller Einschnitte und tiefer Furchen, welche mit Indigo gefärbt eine schreckliche Entstellung verursachen. Die Frauen haben als Putz schwere, $^1/_4$ Fuß dicke und $^1/_2$ Fuß breite Elfenbein-Ringe an Beinen und Armen, Korallen- und Glasperlenschnüren um Nacken und Busen, als Bekleidung nur ein Schnupftuch um die Hüfte. Die Frauen des Ebuvolkes sind sehr hübsch und die garstigen Männer verdienen solche schöne Frauen nicht. Zeichen des Ebuvolkes ist die Spitze eines Pfeils auf jeden Schlaf, mit der Spitze dicht ans Auge tättowirt.

Wir setzten unsere Reise betrübt in einem Ebukanoe fort. Unterwegs wurde angelegt, um Yams zu kaufen. Der Handel ist eigenthümlich. Bewaffnet kommen die Bewohner und legen die Früchte in verschiedene Haufen zusammen, ziehen sich dann bis zu einiger Entfernung zurück und lassen bei den Früchten ein altes Weib als Vermittlerin. Schweigend legt nun der Käufer neben einen Haufen Yams die Gegenstände, welche er dafür geben will; ist dem Weibe der Preis genehm, so überläßt sie den Haufen, im Gegentheil wird er von dem Eigenthümer zurückgenommen, und nun erst zu dem folgenden Haufen geschritten. Die alte Frau schien uns ihrem Amte mit großer Geschäftskenntniß und Unparteiligkeit vorzustehen.

Die Ufer wurden nun allmälig seicht und der fasrige Mangelbaum vorherrschend. Wir gelangten zu einer großen Ausbuchtung des Niger, wo sich derselbe in 3 Arme theilt; die beiden äußeren sind wahrscheinlich der Beninfluß und der alte Calabar. Die Ufer waren mit Palmbäumen bedeckt. Nicht weit davon liegt Ebu hinter Moräſten. Vor der Stadt kamen wir vor einer Menge Kanoes vorbei, einige waren sehr groß

und führten Hütten und Zelte. Einige herkuliſche Kerle riefen uns aus einem der Kanoes an und fragten mit einer wahren Stentorſtimme in gebrochenem Engliſch, wie es uns gehe. Sie kamen zu uns, ſchüttelten uns die Hand ſo kräftig, daß wir ſie heftig gequetſcht glaubten, und ſtellten ſich uns vor. Der Vornehmſte bedeutete uns, er ſei ein wichtiger Mann, ſein Bruder ſei König Boy, ſein Vater König Forday, welcher mit König Jacquet das ganze Braßland regiere, er ſelbſt aber ſei Flinte, der „kleine Kriegskönig.“ Er gab uns Nachricht, daß ein ſpaniſches und ein engliſches Schiff (Thomas von Liverpool) im erſten Braßſtrom ſich aufhielten um Palmöl zu kaufen, und dieſe Nachricht that unſerm Herzen ſehr wohl. In einem hübſchen Hauſe von gelber Erde gebaut, angeputzt und mit Palmblättern gedeckt, umgeben von ſauber eingehegten Höfen, wo Platanen, Bananen und Cocosbäume ſtanden, fanden wir ein Unterkommen und wurden nach einiger Raſt zum König Obie geführt. Bevor dieſer erſchien, unterhielt uns Flinte ſehr redſelig, klopfte uns mit ſeiner ſchweren Fauſt nach jedem Satze auf die Lende, ſtemmte ſeine ſchweren Arme auf unſere Schultern, lachte übermäßig laut bei jedem Worte und applicirte häufig zum Zeichen ſeiner Zufriedenheit ſeine flache Hand mit der fühlbarſten Kraft auf unſere Backen. Alle Fragen erwiederte er mit „Ei ja freilich“ mit ganz eigenthümlichem Nachdruck und einem unwiderſtehlich komiſchen Lächeln. König Obie erſchien endlich, ein ſchlanker junger Mann mit ſanften, offenen Zügen, und begrüßte uns feierlich mit »Yes!« Das war ſein einziges engliſches Wort. Ein Diener mit einem kupfernen Götzenbilde folgte ihm und ſetzte es ihm auf die rechte Hand. Er ſelbſt nahm Platz auf einem Erdaufwurf als Thron. Seine Kleidung war ähnlich der Prachtkleidung des Königs von Yarriba und mit Korallen und Meſſingſchellen verſchwenderiſch bedeckt. Sein kurzer ſpaniſcher Rock von rothem Tuch mit goldenen Epauletts und goldenen Treſſen war ihm aber viel zu eng, überdies waren die Aermel vorn abgeſchnitten, um die Armringe ſehen zu laſſen. Desgleichen ſaßen die Beinkleider höchſt preß, gingen auch nur bis zur Mitte der Beine. In einer wohlgeſetzten Rede von zwei Stunden erzählte der Abgeordnete von Bonnei unſere

Schicksale, worauf wir mit Yams in ranzigem Oel bewirthet wurden. Obgleich wir davon zu genießen nicht im Stande waren, genoß doch der Königssohn Flinte mit vielem Behagen dreifache Portionen, und versicherte, „das sei das beste Liverpooler Rindsfett.“ Das Palaver am andern Tage hatte kein Resultat zur Folge, Leute aus Bonnei und von Braß stritten sich darüber, mit welchem von beiden wir gehen sollten. Am dritten Tage endlich wurde ich zum König abermals gerufen. Da ich Fieber hatte, bat ich meinen Bruder, statt meiner hinzugehen. Beim König Obie war König Boy, Bruder von Flinte, mit vielen Dienern. Er trug eine Weste, einen Rock, ein hübsches gestreiftes Hemde, viele Korallen und Perlen und ein großes seidenes Taschentuch, welches bis an die Kniee herabhing, aber keine Beinkleider, denn diese darf hier nur König Obie tragen. Letzterer erschien in einem weiten Seidengewande und verkündete uns als Beschluß: Wir sollten so lange in Ebu zurückgehalten werden, bis wir gegen einen Werth von 20 Sclaven ausgelöst wären. Das war ein Donnerschlag für uns, doch brachte es König Boy bei Obie dahin, daß er selbst die Garantie unseres Lösegeldes übernahm und uns gleich nach Braß mitnehmen durfte; freilich mußten wir eine Anweisung auf den Werth von 15 Sclaven und auf ein Faß Rum als Vergütung für seine Mühen geben. König Boy that sich viel zu Gute auf seine Macht und Herrlichkeit, und zeigte uns auch Atteste von europäischen Schiffern. Eins derselben besagte: die Einwohner von Braß seien die größten Schurken der Welt, König Jacquet der allererste, König Forday sei auch nicht besser; Boy, dessen Sohn, jedoch ehrlicher und rechtlicher, als die andern. Wir waren jetzt froh, daß wir unsere baldige Abreise von Ebu erwarten konnten, denn wir litten unsäglich durch Hunger und Verachtung der Einwohner. Wir sahen uns sogar öfter genöthigt, um Lebensmittel zu betteln und wurden durch die Hartherzigkeit der Menschen meist bitter gedemüthigt. Nur wenn wir die Weiber oder Kinder des Königs bei kleinen Diebstählen in des Königs Magazine ertappten, erhielten wir Erfrischungen als Preis des Stillschweigens. König Obie und unsere alte kleine dicke Wirthin waren die Einzigen, welche uns einiges Wohl-

wollen bewieſen. Letztere gab ſich viel Mühe, unſere trüben Stunden zu verkürzen, und unterhielt uns in Geſellſchaft einiger ihrer Freundinnen manchen langen Abend wirklich recht angenehm durch ihre fröhliche Munterkeit, gewürzt und erhalten durch das Kreiſen der Palmwein-Calebaſſe.

Endlich fuhren wir auf König Boys Kanoe nach Braß ab. Das Kanoe enthielt eine Menge Waaren und Leute und war ſehr überladen, ſo daß wir armſelige Perſonen ſehr eingeengt waren. Als wir in der Nacht, um ein wenig zu ſchlafen, uns ausſtreckten, lagerten ſich bald die ſchweren, durch die dicken Elfenbeinringe noch gewichtigeren Beine des Königs Boy und ſeiner Gemahlin Addizetta, Obies Tochter, über uns, und ich mußte beide Majeſtäten in die Beine kneifen, bis ſie im Schlafe ſich eine andere Lage gaben. In der zweiten Nacht legten wir an einem kleinen Dorfe an, und ich eilte ans Ufer, um mich einmal ausſtrecken zu können. Aber wie eine Schaar hungriger Wölfe fiel ein Haufen ſchwarzer Ameiſen über mich her und zwang mich wieder aufzuſtehen. Meine Leute zündeten nun ein Feuer rings um mein Lager an, und nun ſchlief ich ein paar Stunden recht ſüß. Am folgenden Tage kamen uns mehrere Kanoes von Braßtown entgegen, voran König Forday, Boys und Flintes Vater, welcher ſich Monarch aller umliegenden Länder nennt und ein eingefleiſchter Säufer iſt. Die Flotte rückte nun auf Braßtown zu und wurde mit Kanonendonner von einer großen Menſchenmenge empfangen. Ehe aber Boy die Stadt betrat, wurde er von Fetiſchprieſtern mit Kreide über und über beſtrichen und bekam einen Kopfputz von Heu und langen Federn auf, landete dann auf einer kleinen Inſel, wo der Schu-Schu (Oberfetiſchprieſter) wohnt und wurde von dieſem unſertwegen, da noch kein Weißer den Strom herabgekommen war, geweiht. Braßtown beſteht aus zwei Städten, welche am Fluſſe gegenüberliegen; die eine beherrſcht König Forday, die andere König Jacquet, ein ausgemachter Schurke. Nirgends ſah ich eine ſo ſchmutzige, häßliche Stadt, und da ſie niedrig liegt und vom Meerwaſſer häufig überſchwemmt wird, ſind ſämmtliche Wohnungen feucht. Unſer Quartier erhielten wir in einem Hauſe Boy's, ziemlich europäiſch eingerichtet und vom Beſitzer

„das engliſche Haus“ benannt. Die Einwohner bauen Platanen und leben außerdem nur noch von Fiſchen. Die Wohlhabenden beziehen Yams von Ebu und benutzen als Tauſchmittel das Salz, welches hier gewonnen wird. Kauries gelten nur bis Bocqua. Boy bewirthete uns ziemlich ſpärlich, doch erbarmten ſich unſer zwei ſeiner Weiber, und brachten uns in Boys Abweſenheit Rum und Yams auf ihre eigene Gefahr, denn hätte Boy den Diebſtahl entdeckt, ſo würden ſie tüchtig durchgehauen und verkauft worden ſein. König Forday ließ uns rufen, und preßte uns auch für ſich Anweiſungen auf Lieferungen von engliſchen Schiffern ab. Er war halb betrunken und befand ſich mit einer Menge von Weibern und Hunden in einem ſchmutzigen Gemach.

Am 17ten November fuhr ich nach des Königs Befehl allein mit Boy und ſeinen Leuten in einem Kanoe ab, um die im erſten Braßſtrom liegende engliſche Brigg Thomas aufzuſuchen und von dem Capitain die verſprochenen Waaren zu holen. Erſt wenn letztere angekommen wären, ſollten mein Bruder und die anderen Leute freigegeben werden. Unterwegs rief der Befehlshaber des Kanoes an mehreren Stellen laut nach ſeinem Fetiſch; antwortete dann an irgend einer Stelle das Echo, ſo wurde ein halbes Glas Rum, ein Stück Yam und Fiſch ins Waſſer geworfen, um den Fetiſch zu füttern, deſſen Stimme ihrem Glauben nach vernehmbar geworden war. Am Abend gelangten wir in den zweiten Braßſtrom, einen Arm des Quorra, und am folgenden Tage in den erſten Braßſtrom, den Hauptſtrom, von Europäern „Nun“ genannt. Hier ſahen wir bald zu unſerer unausſprechlichen Freude zwei Schiffe vor Anker liegen. Das erſte war ein Schooner, ein ſpaniſches Sclavenſchiff, deſſen Mannſchaft theils ſchon todt war, theils im kläglichſten Zuſtand ſich befand. Auf dem engliſchen Schiffe ſah es faſt noch kläglicher aus, und der Capitain Lake ſelbſt lag an einem Rückfalle des böſen Fiebers darnieder. Auf meine Bitten, die Forderungen des Königs Boy zu befriedigen, indem er der prompteſten Wiedererſtattung von Seiten der engliſchen Regierung gewiß ſein könnte, ſchlug er mir dies Anſinnen unter den ärgerlichſten Flüchen rund ab; „nicht einen lumpigen Flintenſtein geb' ich für eure Anweiſungen, nicht einen Quark geb' ich dafür!“ Ich war

ganz verſteinert vor Ueberraſchung und über ſolches Verfahren halb todt vor Abſcheu und vor Schaam, auch konnte ich nicht hoffen, daß der Capitain ſeinen Sinn ändern würde, da er ſelbſt ſeinen Lieutenant, welchen die Uferleute als Pfand für das Lootſengeld gefangen genommen hatten, nicht einmal durch Entrichtung des letzteren auslöſen wollte. Mit Noth brachte ich Boy dahin, zurückzukehren und meinen Bruder und die Begleiter nach dem engliſchen Schiffe zu bringen, indem ich ihm vorſtellte, daß der Capitain nichts herausrücken würde, bevor nicht meine ſämmtlichen Leute übergeben wären. Aergerlich kehrte Boy nach Braßtown zurück und trat, wie mir mein Bruder ſpäter erzählte, mit einer ſolchen Wuth in ſeine Wohnung, daß meines Bruders Leben in der höchſten Gefahr ſchwebte. Doch beruhigte ſich König Boy bald und die folgenden Tage gaben ihm Beſchäftigung, da der alte König Forday feierlich abdankte und ſeinen Sohn Boy zum König einſetzte. Es wurde in der ganzen Stadt zu Ehren Sr. Majeſtät tüchtig getrunken, und Boy ſelbſt war ſo aufgeräumt, daß meines Bruders Bitten bei ihm Eingang fanden, und er das Verſprechen erhielt, am folgenden Tage mit unſeren Leuten zum „Thomas" gebracht zu werden. Sie kamen am 24ſten November, von Boy geleitet, auch glücklich an. Als aber Boy den Capitain nun um die Erfüllung meiner Verſprechungen anging, fuhr ihn dieſer mit einer Donnerſtimme an: „Ich will nicht. Nicht einen Flintenſtein geb' ich dir! Schaff mir meinen Lieutenant, du ſchwarzer Spitzbube, oder in ein paar Tagen bring ich tauſend Kriegsſchiffe her, die eure Neſter verbrennen und euch alle mit einander tödten!" König Boy fuhr erſchrocken zurück, und als er ſah, daß die Leute bewaffnet waren und ſich anſchickten, die Segel loszubinden, verſchwand er plötzlich vom Verdeck und fuhr im Kanoe zum Ufer. In kurzer Zeit kam auch der Lieutenant, ſo ſehr fürchteten die Bewohner von Braß, daß Lake die Drohungen wahr machen könnte. Faſt wäre aber dem Capitain und uns dieſes Benehmen theuer zu ſtehen gekommen. Denn als wir die Anker gelichtet hatten, und den Strom hinunterfuhren, hörte der Landwind auf und nöthigte uns, den Anker auszuwerfen, um nicht gegen die Sandbank getrieben zu werden,

welche die Mündung des Flusses im Halbmond umgiebt. Drei Tage brachten wir also zu in steter Angst vor dem Scheitern des Schiffes und der dann unfehlbar erfolgenden grausamen Behandlung einer feindlichen, auf unser Verderben lauernden Bevölkerung. Die Grundwellen warfen das Schiff entsetzlich hin und her, das Ankertau riß und wir mußten den schwachen Nothanker auswerfen. Endlich am dritten Tage erhob sich ein leichter Wind und wir kamen glücklich über die Sandbank.

Am 1ten December kam Capitain Lake auf seinem Wege nach dem Cameronflusse vor der Insel Fernando-Po vorüber und setzte uns auf unsere Bitten hier ans Land. Die Insel wird durch einen hohen Bergrücken mit zwei Gipfeln gebildet, welche bis 10,000 Fuß über das Meer emporsteigen. Schöne Waldbäume ziehen sich vom Meere aus bis drei Viertheile die Berge hinauf, dazwischen liegen die Hütten der Eingebornen und grüne Felder, weiter hinauf folgt niedriges Buschwerk und dürres Gras. Tiefe Schluchten und Spalten in schwarzer Finsterniß wechseln mit der Helle der kahlen Felsen, die höchsten Gipfel verbergen oft Nebelwolken. In der Entfernung von nur 10 Stunden von der Insel breitet sich die flache Küste des Festlandes aus, und majestätisch steigt aus ihr der Gipfel der Cameronsberge 13,000 Fuß hoch empor. Vor Kurzem (1827) ist auf Fernando-Po eine englische Niederlassung, Clarence in der Bucht gleichen Namens gegründet, und um das wohlbefestigte Gouvernementshaus haben sich schon eine Menge freier Neger und Krumänner angesiedelt. Letztere sind ein ganz besonderer Negerstamm aus Setta Kru an der Küste, nahe dem Palmenvorgebirge, in Sprache und Lebensweise von den Nachbarn durchaus verschieden. Sie sind Seemänner und verrichten überall an der Küste von Guinea Seemanns- und Lootsendienste. Haben sie dann im Verlauf mehrerer Jahre sich einiges Vermögen erworben, so gehen sie in ihre Heimath zurück. Die Eingebornen von Fernando-Po sind ein kräftiger und gesunder Menschenschlag, dabei gutmüthig, aber schmutzig im höchsten Grade. Das lange Haupthaar und der ganze Körper ist mit rother Erde und Palmöl so beschmiert und verkleistert, daß man nicht einmal die ursprüngliche Hautfarbe erkennen kann, eine

Grasmütze auf dem Kopf und bei älteren Personen etwas Gras um den mittleren Theil des Körpers ist die einzige Bekleidung. Als Schmuck tragen sie Knochen von Schlangen, Vögeln und Schafen, zerbrochene Muscheln, Glasperlen und Kokosschalen um die Hüften. In Sprache und Sitten haben sie nichts mit den benachbarten Völkerschaften des Festlandes und der anderen Inseln gemein, nur in der Neigung zum Diebstahl gleichen sie allen Negern. Yams und Fische sind die Hauptnahrungsmittel, und sind sie so glücklich, einen Affen oder Papagei zu erlegen, oder eine Schildkröte zu fangen, so verzehren sie solche als Leckerbissen. Der erste Häuptling hat von den Engländern den Namen „Gurgelabschneider" bekommen, und dieser Name bezeichnet ihn hinlänglich. Er verschmäht alle europäische Kleidung. Für Europäer ist die Luft der Insel sehr ungesund, vorzüglich in der Gegend von Clarence; die Georgenbai, welche nach Westen liegt, und von dem Seewinde bestrichen wird, eignet sich in dieser Hinsicht besser zu einer Ansiedlung.

Gouverneur der Insel war Capitain Becroft, welcher alles that, uns den Aufenthalt angenehm zu machen. Er hatte die Gefälligkeit, mich auf einer Reise nach dem Calabar mitzunehmen. Dieser Fluß mündet 24 Stunden von Fernando-Po. An seinem östlichen Ufer liegt 20 Stunden aufwärts Ephraimstadt, auch Herzogsstadt (Dukes Town) genannt, wo Herzog Ephraim residirt. Da er reichlich von den Reisenden beschenkt wird, empfängt er sie zuvorkommend und nennt sich einen Freund der Weißen. Als wir sein Haus betraten, fanden wir ihn schreibend, bekleidet mit einem Tressenhut und einem Stück Seidenzeug um die Hüften. Er sprach auch gebrochen Englisch und zeigte uns sein Staatszimmer, eine Treppe hoch, angefüllt mit einer Masse europäischer Geräthe, kostbaren Sophas, Spiegeln, Kupferstichen in goldenen Rahmen und andern Dingen, welche er meistentheils von Liverpooler Schiffern erhalten hatte. Eine hübsche Drehorgel und ein großer solider Armsessel mit Bronze waren die Hauptgegenstände, aber Alles war mit dickem Staube bedeckt, da der Herzog nicht erlaubt, daß Jemand die Sachen berührt. In der Nähe des Palastes, welcher aus mehreren Höfen mit Laubengängen besteht, befindet sich ein Fetisch-

baum, mit Menschenschädeln und Gebeinen behangen, nicht weit davon das Priesterhaus. Die Fetischgeistlichkeit dieses Landes ist die abscheulichste der Erde. Der Priester trägt einen Menschenschädel als Larve vor dem Gesicht, so daß er aus den leeren Augenhöhlen herausstieht, darüber entweder Ochsenhörner, oder einen dreieckigen Hut, einen Affen- oder Hundeschädel; ein Netz von trocknem Grase geflochten ziert seinen Leib, hinten hängt ein großer Ochsenschweif heraus. Die Priester lehren das Dasein von guten und bösen Geistern; letztere wohnen in Bäumen, durch Behänge derselben mit Menschenschädeln und Menschengebeinen werden sie unschädlich gemacht. Die bösen Geister des Flusses werden durch Menschenopfer beschwichtigt. Man nimmt gewöhnlich einen ausgedienten Sclaven und befestigt ihn um die Mitte des Leibes mit einem Strick an einen Baumast über dem Flusse, so daß Arme und Beine in das Wasser tauchen, der Leib darüber schwebt. Der Unglückliche muß in der Hitze langsam verschmachten, wenn nicht ein Krokodil rascher seinem Leben ein Ende macht. Bei unserer Ankunft sahen wir einen Leichnam also über dem Wasser hängen. Die Einwohner bezeichnen ihre Trauer durch Bestreuen mit Asche und tragen ein schlechtes Stück Zeug um die Hüften. Also angethan kam der erste Beamte des Herzogs zu uns, dessen eifersüchtige Weiber so eben seine Lieblingsfrau vergiftet hatten. Er war sehr betrübt und vergoß reichliche Thränen. Der Calabar macht viel Krümmungen, und steht mit den Nigermündungen durch viele Kanäle in Verbindung, hat aber keine Communation mit dem östlich liegenden Cameronsflusse. Die Ufer sind mit Mangelbäumen besetzt, das Wasser wird durch zahlreiche und große Krokodile bewohnt. Lebensmittel sind theuer, doch sind die hiesigen Yams die schönsten und zartesten in ganz Afrika.

Mit Herrn Becroft machte ich noch zweimal die Reise nach dem Calabar, und blieb im Ganzen 7 Wochen auf der Insel. Capitain Lake kam auf seiner Brigg Thomas bei Fernando-Po vorbei und wollte uns nach England mit zurücknehmen. Wir dankten jedoch, da wir seine Gastfreundschaft und Höflichkeit sattsam kennen gelernt hatten. Und wir konnten uns glücklich preisen für die Abweisung seines Anerbietens, denn im

Angeſicht der Inſel wurde die Brigg von einem Seeräuber gekapert und die Mannſchaft nebſt dem Capitain iſt entweder ermordet, oder hat „über die Planke" gehen müſſen. Man hat von ihnen und dem Schiffe niemals wieder etwas gehört.

Am 20ſten Januar ſchifften wir uns nach Rio Janeiro ein. Auf dieſer Reiſe erkrankte die ganze weiße Mannſchaft nebſt den Officieren, mehrere ſtarben, und die Leitung des Schiffes ward längere Zeit hindurch nur von mir, meinem Bruder und zwei freien Negern beſorgt. Am 16ten März landeten wir in Rio Janeiro, betraten ein Transportſchiff der engliſchen Regierung und ſahen am 9ten Juni unſer heimiſches Altengland wieder.

---

Der Hauptſtrom Sudans war nun dem größten Theil ſeines Laufes nach bekannt, es galt jetzt, die Entdeckung für Handel und Schifffahrt zu benutzen. Liverpooler Kaufleute veranſtalteten 1832 eine Expedition mit 2 Dampfſchiffen, wobei auch Richard Lander ſich befand. Sie gelangte bis Rabba, doch das ungeſunde Klima raffte faſt ſämmtliche Weiße hin, und zuletzt ward Lander 1834 in der Nähe von Ebu mit ſeinen wenigen Begleitern aus einem Hinterhalt, den wahrſcheinlich portugieſiſche Sclavenhändler gelegt hatten, erſchoſſen. Gleiche Ungunſt des verderblichen Klimas erfuhr die große brittiſche Nigerexpedition im Jahre 1843. Von 300 Europäern der drei Dampfſchiffe entkamen nur 5 Mann, unter ihnen der ſchottiſche Exerciermeiſter Duncan, deſſen Reiſe nach Dohomey wir unten geben werden. Die einzige Frucht der letzten Unternehmung war die Anlegung einer kleinen Meierei am rechten Quorraufer, dem Einfluß des Tſchadda gegenüber, doch iſt auch dieſe ſpäter eingegangen. Noch einmal verſuchte Cap. Becroft 1844 den Niger hinaufzufahren, aber auch dieſe Expedition brachte keine Reſultate. Kriege unter den Einwohnern an den Ufern des Fluſſes hemmten jeden Handel und Rabba lag in Ruinen.

---

# D.

## John Duncan's

## Reiſen in Weſtafrika,

nebſt Laings Reiſe zu den Sulimas und Bowdich's Geſandſchaftsreiſe nach Aſhanti.

---

Der folgenden Reiſe des ehemaligen Exerciermeiſters bei der Nigerexpedition 1841, jetzigen engliſchen Conſuls in Abomey, haben wir einige andere Reiſen in Nord-Guinea eingeſchaltet, um unſere Leſer mit den Hauptpunkten des Landes bekannt zu machen. Es ſind die Reiſenotizen einer Dame über Freetown, dann die Reiſe von Cap. Laing zu den Sulimas und Bowdich's Geſandſchaftsfahrt nach Aſhanti (beide letztere nach Harniſch), welchen wir auf dieſen Ausflügen gefolgt ſind.

---

### Erſtes Kapitel.

Am 17ten Junius 1841 verließ ich Spithead auf dem königlichen Dampfer Prometheus. Nach einem kurzen Aufenthalt zu Tanger und Gibraltar erreichten wir bei trefflichem Wetter am 6ten Juli den Gambia und warfen um 8 Uhr Abends vor der Stadt Bathurſt die Anker aus. Dieſe engliſche Niederlaſſung ward 1816 gegründet, hat hübſche feſte Häuſer und befindet ſich in gedeihlichem Handelszuſtande. Sie hat circa 2000 Einwohner, welche den Gambia weit hinauf beſchiffen und in den Negerdörfern Gaſthäuſer finden, deren Beſitzer zugleich als

Dolmetſcher dienen. Um die Häuſer der Europäer herum ſtehen dichtgedrängt die kegelförmigen Hütten der Neger, deren größter Theil aus freigelaſſenen Sclaven beſteht. Außerdem kommen hieher viele Mandingo's, die Hauptvermittler des Handels mit dem Innern. Auch die ſchlanken, ebenholzſchwarzen Jo-loffen, beweglich und gewandt, ſind hier häufige Gäſte. Sie rechnen ſich komiſcher Weiſe zu den Weißen und betrachten den Namen eines Negers als Schimpf.

Am 8ten Juli gelangten wir nach Sierra Leone und warfen vor der Stadt Freetown den Anker aus. Die Stadt liegt maleriſch am Fuße hoher Berge, der Ausläufer des Kong-gebirges, welche faſt ſenkrecht vom Ufer aufſteigen und nach der einen Seite hin in ein ſchroffes Vorgebirge auslaufen. Süd-lich von der Stadt liegen die kleinen grünen Bananasinſeln. Die dunkelrothe Erde des Ufers und der Wege wechſelt bunt mit den phantaſtiſch bemalten Häuſern der Stadt und dem ſaf-tigen Grün der Bergesabhänge. Die Colonie iſt 1787 von der afrikaniſchen Geſellſchaft gegründet, um die befreiten Neger-ſclaven, welche ſich nach dem amerikaniſchen Kriege in London ſtark angeſammelt hatten und dort läſtig fielen, anzuſiedeln, hat manche kritiſche Zeit, in welcher ſie dem Untergange nahe war, überſtanden und beſteht jetzt aus einer Menge von Ortſchaften, welche ſich circa 23 Meilen weit an der Küſte ausdehnen. Die Einwohner ſind Neger aller Stämme, denn alle aus genomme-nen Sclavenſchiffen befreite Neger werden nach dieſer Nieder-laſſung gebracht und auch freiwillig kommen viele Neger, um ſich hier anzuſiedeln. Von Weißen ſieht man nur Beamte, Gar-niſonmilitair und einzelne Kaufleute.

Die Stadt Freetown iſt hübſch gebaut, von Gärten um-geben, die Straßen ſind breit und gerade. Sie ſind mit Gras dicht bewachſen, welches die kleinen hieſigen Kühe, Ziegen und Schafe abweiden. Trocknes Straßenpflaſter würde hier von dem unerträglichſten Staube begleitet ſein. Die Häuſer, mit grellen Farben roth, gelb, grün und blau bemalt, ſind mehrere Stock hoch, die Familie wohnt im oberen Stock, weil es hier luftiger und durch die Höhe geſunder iſt, als im Unterhauſe. Alle Zimmer ſind, des Luftzuges wegen, mit Thüren und Fenſtern

reichlich versehen. Das Klima ist zwar heiß, aber bei richtiger Lebensart nicht übel zu ertragen. Am schönsten ist es des Morgens von 5 bis 8 Uhr, dann spürt man schon die gewaltige Hitze, durch den Landwind, welcher Vormittags weht, noch vermehrt. Allmählig tritt dann der Seewind ein, im Anfange kaum bemerkbar, dann stärker bis 6 Uhr Abends, wo er am heftigsten weht. Dieser Wind ist so weich und balsamisch, daß es mir immer einen großen Genuß gewährte, am offenen Fenster der Seeseite zu sitzen. Vor dem Hause breitet sich der Garten mit Rasenplätzen und Blumenbeeten aus, Orangen und Citronenbäume vereinen mit dem Duft ihrer Blüthen den Goldschmuck ihrer Früchte, und aus dem dichten dunkelgrünen Laubwerk des Rosenapfels (Eugenia jambosa) fließen wie seidene Quasten die herrlichen weißen Blüthen herab. Weiterhin schauen die strohbedeckten Hütten der Neger hervor aus dem Dickicht von Orangen, Citronen, Bananen und Pisang, und Gruppen von Palmen werfen hie und da ihre langen Schatten. Nach Untergang der Sonne bricht das Dunkel rasch ein. Durch das Laub blinken wie Sterne Tausende von Lichtern, Gesang der Neger erschallt aus jedem Hause zum Ton des Tamtam und der Musik von Flöten und Waldhörnern auf den Straßen, und von dem Flusse herauf tönt die schwermüthige Weise der Ruderer. Jetzt erhebt sich auch ein tausendstimmiges Gesumme der Insekten, feurige Käfer flimmern wie Sternschnuppen und große Nachtschmetterlinge schnurren über die Blüthen hin. Ein Hornsignal von der hochgelegenen Caserne erschallt und in demselben Augenblick erhellt ein Blitz die Landschaft, welchem das dumpfe Echo eines Kanonenschusses folgt. Es ist 8 Uhr und Zeit die Fenster zu schließen. In der Nacht dreht sich der Wind langsam und wird am Morgen Landwind.

Am Tage nach meiner Ankunft besuchte ich den Rennplatz auf einer kleinen abgelegenen Halbinsel unter hohen, wüsten Bergen. Hier läßt sich Abends die Elite der Colonie sehen, um freie Luft und Bewegung zu genießen. Die Europäer, vorzüglich die Damen, sehen kränklich aus, hinschmachtend und melancholisch. Die Einzigen, welche sich hier zu ergötzen schienen, waren die Reiter von Othellos Farbe, alle mit Schnurr-

bart und in netter blauer Jacke. Sie ſprengten auf halbwilden Pferden in vollem Prunk ihrer ſcharlachrothen Schabracken und mit klirrenden Zügeln einher.

Die Hütten der Neger beſtehen aus Flechtwerk, ihre Gärtchen ſind mit einfachen Zäunen umgeben, an denen die ſchönſten Schlingpflanzen emporranken. Die Bewohner ſaßen am Abend gruppenweiſe zuſammen vor der niedrigen Thür ihrer Hütte. Die Männer rauchten, ſchwatzten und lachten, die Frauen bereiteten das Abendeſſen in glänzenden Schalen, die aus der Rinde der Calebaſſe verfertigt ſind. Andere kehrten heim mit ſchweren Laſten auf dem Kopfe, während die kleinen wollhaarigen Kinder zwiſchen Hunden, Ziegen und Schafen umherſprangen und lärmten.

Der Markt von Freetown iſt mit Früchten aller Art, der Hauptnahrung der Neger, reichlich beſetzt; ſo herrliche Ananas, wie hier, ſieht man in Europa nicht, und ſie koſten nur $^1/_2$ bis 1 Kreuzer das Stück, eben ſo viel ein Bündel von 3 bis 6 Bananen; ein Dutzend große ſchöne Orangen nur 3 Kreuzer. Aber das Brod iſt ſchlecht und die Milch ſehr theuer. Butter wird aus Amerika eingeführt. Außer Nahrungsmitteln wird Töpfergeſchirr, Baumwollenzeug, Liqueur und Palmwein verkauft. Die Verkäufer ſind meiſt Negerinnen, oft nur halb bekleidet, und außer einem ſchwerbeladenen Korbe auf dem Kopfe ſchleppen ſie noch ihre Kinder auf dem Rücken mit ſich fort. Die meiſten ſchwarzen Frauen tragen einen Rock von grobem blauen baumwollenen Zeuge oder von dünnem Kattun, der blau und weiß mit Sternen und Streifen bedruckt, der amerikaniſchen Flagge ähnlich iſt; die Wohlhabenden haben Röcke von beſſerer Qualität und ſeidene Shawls. Sonntags wird aller Putz hervorgeſucht und mit rothen Bändern reichlich ausſtaffirt. Schuhe tragen die Negerinnen nicht, und alle watſcheln wie die Gänſe. Die hübſcheſten Frauen ſind die der Dſcholoffs; ſie tragen ein großes, gewöhnlich weißes Tuch, welches über den Kopf geworfen wird und nach Art der ſpaniſchen Mantilla in breiten Falten über die ganze Figur herabfällt. Die Kleidung der Männer iſt ſehr verſchieden. Die ſchwarzen Anſiedler und die hier freigelaſſenen Neger gehen in der Tracht der Europäer.

Die Mandingos machen sich am hübschesten in ihrem langen fliegenden Mantel mit herabhängenden Aermeln, vom Gürtel zusammen gehalten, den sehr weiten, um die Knöchel zusammen gebundenen Beinkleidern, ihrer hohen spitzen Mütze von blauem, rothem oder weißem Zeuge, ihrem Grigri (Amulet) um den Hals und dem Rosenkranze von Glaskorallen. Die Timannis tragen eine Art Hemde ohne Aermel und starke wasserdichte Hüte von Gras geflochten und mit schwarzer Oelfarbe bestrichen. Weniger platte Nasen und nicht so wolliges Haar, auch hellere Haut als die übrigen Neger haben die Fulahs; sie sind durchgängig sehr groß, obschon für ihre Größe nicht breit und muskelkräftig genug, und tragen ihr Haar geflochten oder in langen Locken. Die Krus finden sich auch hier sehr zahlreich, sie sind kühne und arbeitsame Neger, ehrlich und treu, als Dienstboten, Kahnführer und Piloten, auch als Matrosen sehr beliebt. Sie sind noch niemals zu Sclaven gemacht, auch hat noch Niemand von ihnen sich zum Christenthum bekehrt. Die Mandingos und Fulahs sind Mohamedaner, die Dscholoffs meist Katholiken, durch die Portugiesen bekehrt, die in Freetown ansässigen Neger größtentheils Protestanten.

Die Colonie Sierra Leone, liegt im Gebiete der Timannis, welche die früher an der Küste herrschenden Bullomneger verdrängt haben. Sie sind durch den hier früher stark florirenden Sclavenhandel sehr verderbt, betrügerisch, schelmisch und habsüchtig. Nördlicher an der Küste wohnen Susuneger, weiter hinauf im Innern Fulahs, Kurankos und am Ursprung des Sierra Leoneflusses Sulimas. Eine eigenthümliche Erscheinung bei diesen Völkern ist die Purrah, eine Art Vehme, deren Mitglieder sich in Thierfellen und Masken vermummt im Dunkel des Waldes versammeln, durch Eidschwur gebunden und durch Unterricht und Prüfungen förmlich eingeweiht sind. Sie treffen mit sicherer Hand, aber im Dunkel der Nacht die vervehmten Verbrecher oder Feinde, bestrafen oft ganze Städte durch Raub und Plünderung und sind der Schrecken aller Völker rings herum. Wer ihren Versammlungsorten an den heiligen Orten der Wälder naht, erscheint nie wieder, oder als Purrah. Jeder Volksstamm hat seine Purrah, Abgeordnete

aller Purrahs bilden die große Purrah. Will man durch dieſe Gegenden unangefochten reiſen, ſo muß man einen Purrah zur Sicherheit bei ſich haben. Ihre Kennzeichen ſind zwei gleichlaufende eingeätzte Striche um die Mitte des Körpers, die nach der Stirn aufwärts und nach der Bruſt hinunter laufen. Die Kuranko's ſind beſſer, auch geſchickter als die Timanni's und den Mandingo's ſehr ähnlich, doch nicht ſo klug und noch Heiden. Sie bewohnen ein Gebirgsland, an den Abhängen ſchön wie ein Garten; hin und wieder ſind öde Waldſtrecken, wo Leoparden hauſen. Jedes Haus hat ſeinen eingezäunten Garten und als Hauptnahrungsmittel wird die Kaſſave (Iatropha manihot) gebaut, deren knollige Wurzel gutes Mehl giebt. Wie mit dem Namen des Weißen der Neger die Vorſtellung „Geld" verbindet, ſo ſind die Namen Timanni mit Reis, Fulah mit Milch, Kuranko mit Kaſſave verknüpft.

Nördlich von den Kuranko's wohnen die Sulima's mit der Hauptſtadt Falaba, welche Major Laing im Jahre 1822 beſuchte. Der Rokelle oder Sierra Leoneſluß ſcheidet hier beide Staaten, und Laing überſchritt den 150′ breiten Fluß auf einer ſogenannten Nyankata. Dieſes iſt ein ſinnreiches Brückengeflecht zwiſchen zwei hohen Bäumen, beſtehend aus drei Hauptſeilen, wovon das untere zum Gehen, die beiden anderen zum Anhalten dienen. Die Seile ſind mit Stäben verbunden und mit Zweigen durchflochten. An den Bäumen ſteigt man auf einer Leiter 40—50′ hinan, auf dem Fluſſe hängt die Brücke faſt bis zur Oberfläche des Waſſers. In Falaba ward Laing mit militäriſchem Pomp zu Pferde und zu Fuß empfangen, auch ſang ihm zu Ehren ein zierlicher Sänger mit Glocken an den Ellenbogen und Handgelenken, allein und in Abwechſelung mit 10 wunderlich gekleideten Frauen von entſetzlich ſtarker Lungenkraft. Der Bruder des Königs und Generaliſſimus führte darauf einen Schwerterkampf gegen 12 Musquetire auf, welche er ſämmtlich überwand, und hielt eine Rede an den König, worin er den Tag pries, an dem ein weißer Mann zu den Sulimas gekommen ſei, und den König aufforderte, Gott zu danken, denn er ſei dadurch ein größerer König geworden, als ſein Vater und Großvater geweſen. Zuletzt zeigte noch ein

Schlangenbeschwörer seine Kunststücke. Die Bewohner von Falaba sind verpflichtet, drei Tage im Jahre für den König zu arbeiten, an dem einen wird gesät, am andern gejätet und am dritten geerndtet. Laing war an einem Säetage gegenwärtig, Trommeln, Pfeifen und Gesang begleiteten die Arbeit der 500 Leute, welche den Samen ausstreuten und der 2000, welche ihn einhackten. Die Arbeit glich einem Zauberwerk, 3 fette Stiere wurden nachher verzehrt.

Die mohamedanische Religion und der Fetischdienst bestehen hier in wunderlichem Gemisch. Dreimal des Jahres erscheint bei den großen Festen der König als Muselmann, sonst immer als Heide. Als Laing den König einmal besuchte, fand er ihn still betend, doch bat der König, seinem Volke solches nicht zu sagen, da es wider die Sitte sei.

Die Sulima's sind groß, 5 Fuß 7 Zoll durchschnittlich, und sehr kriegerisch. Eigenthümlich ist die Theilung der Arbeit zwischen Männern und Frauen. Während letztere mit Ausnahme des Säens und Erndtens alle Landarbeiten besorgen, auch Häuser bauen, selbst Bartscheerer und Wundärzte abgeben, melken die Männer die Kühe und besorgen die Milchkammer, nähen und waschen die Kleider. Sie grüßen sehr gefällig, indem sie die rechten Hände flach an einander legen, dann an die Stirn und an das Herz, der Niedere zieht vorher vor dem Höheren die Schuhe aus, den König grüßt man durch Neigen der linken Schulter. Es werden hier geschickte Sattelarbeiten geliefert und als Handelsartikel Sclaven und Elfenbein ausgeführt. Der König ist der einzige Kaufmann im Lande. Aus Sangara am Niger kommen schön gewebte Zeuge, Pferde und Geld, die Mandingo's bringen europäische Waaren. Die Quellen des Niger, welche mehrere Tagereisen von Falaba entfernt liegen sollten, konnte Laing nicht aufsuchen, da die wilden Kissi's mit den Sulima's im Kriege waren, doch sah er von einem Berge aus den Berg Loma am Ursprung des Niger und nach der andern Seite die Stadt Timbo im Fulahlande. Nach Timbo, etwa 160 Stunden nordöstlich von Freetown, gelangte im Jahre 1841 eine Gesandtschaft mit Thomson, Missionär der englischen kirchlichen Gesellschaft, und wurde vom König Omar gut auf-

genommen. Er erhielt ſogar eine Einladung vom König von Bambarra, ſeine Reiſe bis zu deſſen Hauptſtadt Sego am Niger auszudehnen, ſtarb aber ſchon 1843 zu Darah bei Timbo. Doch iſt nun nach dieſer Seite, wie nach Falaba die Straße geöffnet, und mit dem völkerverbindenden Handel wird auch die Cultur der Länder und unſere Kenntniß von denſelben bald lichter werden.

Am 17. Juli ſegelten wir von Sierra Leone ab. Wir ſchifften vor dem Cap Meſurato vorüber, wo ſeit 1821 die Nordamerikaner die Colonie Liberia von freien Negern gegründet haben. Mit Ausnahme der wenigen Oberbeamten und Aerzte ſind ſämmtliche Anſiedler Neger, die bei ihrer freien, auf Selbſtregierung berechneten Verfaſſung allen umliegenden Völkern ein leuchtendes Beiſpiel der Geſittung und des Fleißes aufſtellen. Von hieraus wird wahrſcheinlich wahre Civiliſation unter die Schwarzen verbreitet werden und ſchon gewöhnen ſich die umwohnenden Negerſtämme, die Einwohner Liberias als ihre Lehrer in Ackerbau, Künſten und Religion anzuſehen. Die Colonie mit der Hauptſtadt Monrovia erweitert ihr Gebiet durch Kauf von Jahr zu Jahr.

Am 21. Juli erreichten wir Cape Coaſt Caſtle, den Mittelpunkt britiſcher Macht auf der Goldküſte. Das ſtarke Fort wurde 1652 von den Schweden angelegt, kam dann an die Dänen, Holländer und endlich an England. Es liegt im Lande der Fanti's, welche gleich den Amanahi's, Ahanti's und Aquapims an derſelben Küſte, ſo wie den Aſſims im Innern durch mehrfache Kriege den Aſhanti's zinsbar geworden ſind. Dieſes kriegeriſche Volk zeigte ſich in größerer Macht zuerſt im Anfange des vorigen Jahrhunderts und breitete von dem Innern her ſeine Herrſchaft allmälig über die ganze Küſte aus. Auch haben die Engländer in dieſem Jahrhundert mehrmals ihre Macht gefühlt und die Exiſtenz von Cape Coaſt ſtand mehr als einmal in Frage. So ward im Jahre 1823 der britiſche General Macartey aufs Haupt geſchlagen und mit vielen ſeiner Officiere gefangen genommen. Noch lebend ſchnitt man ihnen die Kinnbacken aus zur Verzierung der Trommeln, und ihre Herzen wurden zur Anſpornung des Muthes von den jungen Kriegern

verzehrt. Im folgenden Jahre belagerten die Ashanti's das Fort Coast Castle und wurden nur durch die heftig ausbrechenden Blattern zum Rückzuge bewogen. Endlich im Jahre 1825 kam es bei Dudwah zu einem heftigen Kampfe, aus welchem zuletzt, schon fast geschlagen, die Engländer durch den panischen Schrecken, welchen das Werfen der congrevschen Raketen hervorbrachte, als Sieger hervorgingen. Seitdem ist Friede zwischen Engländern und Ashanti's und haben selbst christliche Missionäre in Cumassi Eingang gefunden. Die ersten ausführlichen Nachrichten über die Ashanti's hat uns Bowdich geliefert, welcher im Jahre 1817 eine englische Gesandtschaft nach Cumassi, der Ashantihauptstadt, begleitete.

---

Am 22. April brach der Zug von Cape Coast auf und ging über Annamaboe durch das Land der Fanti's. Die Gegend hinter Annamaboe war herrlich, Aloen, Palmen, Guajavabäume, Pisangfeigen und Platanen bildeten liebliche Haine, am Grunde dufteten große Lilien. In Paintri, 3 Meilen von Annamaboe, verweilten die Reisenden im gastlichen Hause des Fantihäuptlings einen Tag, fanden hier gute Feldwirthschaft und bequeme, reinliche Wohnungen. Hinter Paintri kamen sie durch große Waldungen. Hier ragten mächtige Seidenbaumwollenbäume oft 150 Fuß hoch, und der colossale Baobab oder Affenbrotbaum bildete ungeheure halbkugelige Massen von 120 bis 150 Fuß Durchmesser. Der Stamm dieses Ungeheuers war bei einer Länge von nur 15 Fuß zuweilen 80 Fuß im Umfang stark, seine gewaltigen Aeste glichen großen Bäumen. Dazwischen suchten Tamarinden, Akazien und Mimosen ihren Platz zu behaupten, dichtes Gestrüpp wucherte zu den Füßen der Baumriesen, und taudicke Schlingpflanzen rankten von Baum zu Baum und verflochten Stämme und Zweige zu einem undurchdringlichen Gehege. Oft konnte in diesem Labyrinth nur die Art den Weg lichten, Sümpfe und fließende Wasser erhöhten die Beschwerden der Reisenden und das Geheul der wilden Thiere tönte schauerlich durch die Nacht. Die eingebornen Gepäckträger und Führer fürchteten sich vor den Waldgeistern und

suchten sich gegenseitig Muth einzuflößen. Hin und wieder trafen sie in den Wäldern leere Plätze, wo einst Dörfer gestanden hatten, und einige elende Hütten bezeichneten die Stellen, wo einst volkreiche Städte blühten. Hinter dem Fantilande kamen sie durch das der Assim's, sie fanden bessere Straßen und freundliche Leute in regelmäßig gebauten Oertern, der dichte Wald dauerte jedoch fort und hemmte jede Fernsicht.

Im ersten Orte der Ashanti's sahen sie ein Beispiel von der Orthodoxie des Heidenthums. Ein alter ehrwürdiger Mann nahm sie freundlich auf und bewirthete sie mit Palmwein und Früchten, unterhielt seine Gäste ganz heiter und wünschte sich Glück, vor seinem Tode noch weiße Männer gesehen zu haben. Und doch war dieser liebenswürdige Greis schon ein zum Tode Verurtheilter, weil er es gewagt hatte, das höchste Wesen auf seine Art anzubeten, nicht wie die Fetischpriester es verlangt hatten. Er hatte den König bitten lassen, ihn seines Alters wegen im eigenen Hause hinrichten zu lassen, damit er nicht nöthig habe, sich den Beschwerlichkeiten der Reise zu unterziehen. Die Gnade des Königs erließ ihm auch die Reise, und an demselben Tage, an welchem die Reisenden in Kumassi einrückten, langte auch der Kopf des alten Freidenkers an.

Bei Dumpassie fanden die Reisenden das erste größere Kornfeld seit ihrer Abreise von der Küste, auch sahen sie hier Töpfer, Weber und Schmiede arbeiten. Der Weg wurde nun besser, je mehr sie sich der Hauptstadt näherten, reiche Dörfer und Städte lagen in der Landschaft und die ganze Gegend war voller Leben. Eine Stunde vor Kumassi benachrichtigten sie den König von ihrer Ankunft und ruhten in einem Krum (Dorf) ein wenig aus. Um 2 Uhr Nachmittags den 16. Mai hielten sie ihren Einzug in die Hauptstadt unter Vorauftragung eines in rothe Seide gehüllten und zwischen zwei hohen Stangen aufgehangenen todten Schaafes als eines Fetisches und Opfers. Ueber 5000 Menschen, größtentheils Krieger, kamen ihnen mit einer fürchterlichen Musik aus vielerlei bunt durcheinander wirbelnden Instrumenten entgegen. Dabei wurden sie durch unaufhörliches Flintenfeuer in eine Rauchwolke gehüllt, während dessen englische, dänische und holländische Flaggen ge-

schwenkt wurden. Die Gesandten mußten nun Halt machen, um einen Kriegestanz der Hauptleute mit anzusehen. Diese trugen große Kriegshüte mit Widderhörnern und Adlerfedern und waren mit Schellen, Leopardenschwänzen, Muscheln und Amuleten dicht behangen. Ein Köcher mit vergifteten Pfeilen und ein rothüberzogener, mit seidenen Troddeln geschmückter Speer bildeten ihre Waffen. Nach einer halben Stunde bewegte sich der Zug im schrecklichsten Gedränge langsam weiter fort und mußte noch einmal halten, um die Einladung des Königs abzuwarten. Während dieser Zeit hatten die Gesandten ein häßliches Schauspiel, indem ein zum Opfer bestimmter Mann im Prunke vor ihnen vorübergeführt wurde. Seine Hände hatte man auf den Rücken gebunden, durch Wangen und Lippen ein Messer gesteckt, ein Ohr war abgeschnitten und wurde vor ihm hergetragen, das andere hing mit einem Stück Haut vom Kopf herab. Mehrere Wunden hatte er in seinem Rücken und unter jedem Schulterblatt stak ein Messer. An einem durch die Nase gezogenen Strick ward er von Männern mit großen schwarzen Zottelmützen unter Trommelschlag weiter gezogen.

Endlich gelangten sie zur Audienz und fanden den König in der Mitte seiner Vornehmen und Hauptleute, von wohl 30000 Kriegern und einer unzählbaren Volksmenge umgeben. Es war ein glänzendes, unerwartetes Schauspiel, und das Gold war so verschwenderisch an Kleidung, Waffen und andern Dingen angebracht, daß das Ganze einem Feenmährchen glich. Hunderte von Spielleuten ließen auf einmal ihre Kriegslieder hören, wechselnd mit Trommeln, Hörnern und lieblich tönenden Flöten. Wenigstens hundert sehr große Thronhimmel oder Sonnenschirme wurden fortwährend auf und nieder gezogen. Sie waren aus Seidenzeug, scharlach, gelb oder hellfarbig und auf der Spitze mit Halbmonden, allerlei Thieren und Waffen aus Gold, an den Seiten mit allerlei Klingelwerk, kleinen Spiegeln, ausgestopften Thieren, kleinen Elephantenzähnen und Leopardenfellen verziert. Nicht weniger glänzten die Staatssänften, deren Sitz und Kopfkissen mit karmoisinrothem Sammet überzogen waren. Alle Großen des Reichs umgaben mit ihren glänzend gekleideten Dienern den König. Sie trugen ein nach

Art der römischen Toga über die Schulter geworfenes, großes schweres Seidengewand. Ihre Schläfen umgab ein kleines seidenes Netz, ihren Hals ein künstlich gearbeitetes Halsband von massivem Golde, von beiden hingen maurische Zaubersprüche in goldenen, silbernen und seltsam gestickten Kapseln herab. Manche trugen so schwere Armbänder, daß sie die Hand auf einen Knaben stützen mußten. Die großen Trommeln waren mit den Schenkelknochen und Schädeln der Erschlagenen besetzt. Die Stühle, worauf die Großen saßen, waren von schwarzem Holz, mit Elfenbein und Gold ausgelegt. Dahinter standen dienende Knaben, mit reichem Putz geziert, hinter manchen aber hübsche Mädchen mit silbernen Becken. Die Krieger saßen auf der Erde und so dicht, daß die Gesandten nicht durchkonnten, ohne auf ihre Füße zu treten, was ihnen indessen völlig gleichgiltig zu sein schien. Ihre Mützen waren von Leopardshaut mit hinten hinabhängenden Schwänzen. Die Seiten ihrer Gesichter waren mit weißen Strichen seltsam bemalt und die Arme so gestreift, daß es wie Rüstung aussah. An einer Stelle saßen siebenzehn vornehme Mauren, reich in weiße Seide mit Stickerei und edlen Steinen gekleidet, von Dienern in dunkelblauem Zeuge umgeben. Je näher man dem König kam, desto betäubender wurde die Musik. In der Nähe des Königs saßen seine obersten Beamten, der Kammerherr, der Hauptmann der Boten, der Hauptmann über Kauf und Verkauf, der Aufseher über den königlichen Begräbnißplatz, der Oberste der Spielleute, der Scharfrichter, vier Dolmetscher und der Schatzmeister, jeder umgeben mit Gefolge und den Zeichen seiner Würde. Hinter dem Mundkoch standen viele kleine Geräthe, mit Leopardenfell zugedeckt, und eine große Menge massiven Silbergeschirrs war vor ihm aufgestellt. Der Scharfrichter, ein Mensch von gewaltiger Größe, trug ein goldenes Beil auf seiner Brust, vor ihm stand der Armesünderstuhl, mit Blutflecken überdeckt. Die Dollmetscher trugen goldene Bambusstäbe, vor dem Schatzmeister strahlten Schüsseln, Wagschalen, Büchsen und Gewichte von gediegenem Golde.

Die Gesandten nahten sich einzeln dem König, um seine Hand zu fassen. Er trug um seine Stirn ein rothes Korallen-

band, um seinen Leib ein dunkelgrünes seidenes Gewand, um Arme, Knie und Knöchel Bänder von Gold und Korallen, Ringe auf allen Fingern. Er saß auf einem niedrigen, goldverzierten Stuhle auf fast goldbedecktem Throne, über ihm breitete sich ein glänzender Thronhimmel aus. Mit großem Erstaunen, aber ohne seine majestätische Haltung zu verlieren, betrachtete er die Weißen, deren Anblick er zum ersten Male genoß, und reichte einem Jeden die Hand. Darauf ließ er sie unter einen Baum führen, um den Gegengruß von seinem Hofstaat zu empfangen. Alle Beamten und Hofleute zogen mit ihrem Gefolge vorüber. Manche Oberbefehlshaber wurden von Sclaven in Sänften getragen, während ihre Hauptleute ihre Kriegsthaten verkündigten. Alte schwache Hauptleute saßen auf den Schultern starker Sclaven. Auch Kinder vornehmer Eltern wurden mit Schmuck belastet unter einem Thronhimmel vorübergetragen. Die Priester tanzten im Vorübergehen. Zuletzt zog auch der König vorüber, begleitet von Fackeln, da es schon Nacht geworden war. Er hielt bei den Gesandten an, fragte nach ihren Namen und wünschte ihnen gute Nacht.

Bei den in den folgenden Tagen stattfindenden Verhandlungen und Berathungen zeigte der König vielen Verstand und ehrlichen Willen, und es kam auch ein den Engländern günstiger Tractat zu Stande. Auch bewirthete der König die Gesandtschaft auf seinem Landgute außerhalb der Stadt, in einer schönen Landschaft gelegen. Das Mittagsmahl ward auf silbernen Schüsseln unter großen scharlachtuchenen Schirmen servirt und war köstlich. Suppen wechselten mit Gemüsen, allerlei Braten mit Gedämpftem und Mehlspeisen, die herrlichsten Früchte mit dem schönsten Backwerk, so wie die besten Weine mit den feinsten gebrannten Wassern. Der König war überhaupt ein liebenswürdiger Mann, zärtlich gegen die Seinigen, großmüthig gegen Viele, wohlwollend gegen Alle, obschon bisweilen heftig und eigensinnig. Gegen die Engländer bewies er einigemal eine auffallende Ehrlichkeit, indem er einmal ihnen sagen ließ, er könne ihren Besuch nicht annehmen, obschon er sie hätte rufen lassen, weil er gerade ungewöhnlich erzürnt sei, und ein anderes Mal, weil ihn eine unangenehme Nachricht verleitet

hätte, über Gebühr zu trinken. Er war ein Freund der Wahrheit und beſtrafte die Lüge hart. Als einſt ein Ortsvorſteher von beſtochenen Richtern ungerechterweiſe verdammt werden ſollte, nahm ein junger Dienſtburſche deſſelben, da ſein Herr vor Beſtürzung nicht reden konnte, beherzt das Wort und ſprach: „König, du haſt Leute, die dich waſchen, die dich ſpeiſen und tränken und dich bedienen, aber du haſt keine Leute, die dir die Wahrheit ſagen und dich warnen, wenn deine Sache Gott nicht gefällt.“ Die Verſammlung rief darauf einſtimmig, man müſſe dem jungen Menſchen den Kopf vor die Füße legen; aber der König ließ ihn ausreden, worauf die Sache ſo klar wurde, daß der Angeklagte freigeſprochen wurde. Der muthige Diener ward vom König reich beſchenkt und allmälig zu hohen Aemtern befördert.

Der König hat über 3000 Frauen, von denen er häufig einige an andere verſchenkt. Sie wohnen in verſchiedenen Straßen und auf benachbarten Landſitzen, wenige im Palaſt. Gehen ſie aus, ſo werden ſie von einer Menge kleiner Jungen begleitet, welche jeden mit Riemen aus Elephantenhaut peitſchen, der nicht ſogleich davonläuft, wenn dieſer Zug kommt. Des Königs Schweſtern können ſich mit jedem verheirathen, er ſei ſo niedrig, wie er wolle; ſtirbt aber eine ſo verheirathete Frau, ſo erwartet man von ihrem Manne, falls er nicht von ganz hohem Range iſt, daß er ſich ſelbſt tödte. Im Gefolge des Königs befinden ſich auch eine Anzahl Leute (Okra's genannt), welche ihr Leben ganz dem Könige geweiht haben und bei deſſen Tode geopfert werden. Auch eine Art Pagen, kleine diebiſche Jungen, werden zum Hofſtaat gerechnet. Sie dürfen ſtehlen, ſo viel ſie wollen, doch darf ſie jedermann bei Ertappung auf friſcher That nach Herzensluſt durchprügeln, nur nicht tödten. Im Palaſt wird täglich offene Tafel gehalten; die Hauptleute im Dienſt werden mit Palmwein bewirthet. Wird ein Oberbefehlshaber ernannt, ſo überreicht der König ihm eigenhändig ein Schwert mit goldenem Griff, nachdem er ihm drei mal einen ſanften Ritterſchlag auf den Kopf damit gegeben hat. Das Hauptgeſchäft der Oberbefehlshaber beſteht darin, im Rücken des Heeres die Schaaren vorwärts zu treiben und die Aus-

reißer niederzustoßen. Daher heißt der Refrain in einem aschanti'schen Liede: „Wenn ich kämpfe, so sterbe ich, wenn ich fortlaufe, so sterbe ich auch: besser also, ich rücke vor und sterbe." Die Kriegshörner haben ihre besondern Signale, so z. B. in Worte ausgedrückt: „Ich übertreffe alle Könige der Welt" — „betragt ihr euch gut, Ashanti's?" u. s. w. Um Mitternacht blasen die Hörner des Königs auf dem Marktplatz: „König Sai dankt seinem ganzen Volke und allen Häuptlingen für heute." Die Regierung in Ashanti ist monarchisch-aristokratisch, bei allen wichtigen Verträgen mit fremden Staaten müssen der König von Dagwumba, einem nördlich gelegenen Vasallenstaate, und die Cabozirs (Häuptlinge, Generale) zu Rathe gezogen werden, und alle den Tractat beschwören. Die Thronfolge ist die Africa eigenthümliche, sie geht immer in der weiblichen Linie fort, und die Kinder der Schwester folgen.

Die Religion ist Fetischreligion, Dagwumba und die nördlicher liegenden Vasallenstaaten sind jedoch schon mohamedanisch. Sie haben ein dunkles Gefühl vom höchsten Wesen und seiner Gerechtigkeit, so wie von der Fortdauer nach dem Tode, glauben aber an Götzen oder Geister in Flüssen, Wäldern und Bergen und suchen sich durch Opfer, vorzüglich Menschenopfer, dieselben geneigt zu machen. Kein großes Fest wird ohne Menschenopfer gefeiert, je vornehmer und reicher der Opferer ist, desto mehr Menschenblut muß fließen. Beim Tode vermögender Leute werden Sclaven getödtet, damit es jenen im künftigen Leben an Bedienung nicht fehle, beim Tode des Königs werden alle Leichenfeste seiner Regierung wiederholt, allenthalben fließt Blut. Die Priester wohnen theils in Fetischhäusern, in einiger Entfernung von den Städten, oder in tiefen Gruben, oft 50 beisammen, oder zerstreut unter den Städtern. Sie treiben Beschwörungen, werden als Orakel und bei Krankheiten benutzt und sind schlau genug, den Fetischglauben zu ihrem Vortheil auszubeuten. Das größte Vertrauen jedoch setzen die Ashantis in die Zaubersprüche der Mauren, meistentheils Stellen aus dem Koran, welche in Kapseln als Amulete getragen werden. Das wichtigste Fest ist die Yamsfeier, welche jährlich im September stattfindet und wobei viel Pulver verschossen und viel

Palmwein vertrunken wird, leider auch unzählige Menschen geopfert werden. Die Rechtspflege ist ziemlich patriarchalisch, in zweifelhaften Fällen wird aus einer Baumrinde ein Gifttrank bereitet, von welchem beide Parteien trinken müssen. Wer mit Erbrechen davon kommt, ist unschuldig, wer stirbt, hat's verdient! Die Einwohner sind reinlich, höflich, gastfrei und bescheiden, in Bearbeitung der Zeuge, Metalle und des Leders den andern Negervölkern weit voraus, selbst Bildschnitzerei findet sich unter ihnen. Der Handel ist blühend, in den Städten täglich Markt.

Die Stellung, welche die Schwarzen sich selbst den Weißen gegenüber geben, bezeichnen die Sagen, welche sie erzählen. Nach der einen schuf Gott im Anfange 3 weiße und 3 schwarze Männer mit eben so viel Frauen. Er legte einen Kürbis und ein verschlossenes Papier neben sie, und ließ ihnen die Wahl frei. Die Schwarzen griffen nach dem Kürbis und fanden darin Gold, Eisen und allerlei Metall, die Weißen öffneten das Papier und fanden darin Weisheit. Nach einer andern, wahrscheinlich jüngeren Sage waren von Noah's Söhnen einer schwarz, der andere braun, der dritte weiß. Als Noah und sein Weib gestorben waren, sammelten die Söhne die ganze Erbschaft, Gold, Silber, Edelsteine, Vieh und Waffen, besonders aber Pfeifen und Tabak, schmausten, zechten und rauchten und legten sich zur Ruhe, um am nächsten Tage die Theilung vorzunehmen. Der Weiße erwachte zuerst, nahm das Beste der Erbschaft und ging ins Land der Weißen. Nach ihm erwachte der Braune, nahm, was von Werthvollem noch übrig war, und ging damit ins Land der Mauren. Endlich erhebt sich der Schwarze und findet nur noch einige Pfeifen, Tabak, etwas Hirse und Baumwolle. Aergerlich stopft er sich eine Pfeife, überlegt, und überlegt noch, was er thun soll. Die Sprache der Ashanti's besitzt auffallenden Wohlklang und ist in der Ausbildung den übrigen Negersprachen voran geeilt. Selbst gewöhnliche Redensarten werden zierlich und bilderreich ausgedrückt. Statt „gute Nacht" sagt man: „schlafe bis die Welt wieder erleuchtet ist," statt: „er betrügt jenen": „er steckt ihm den Hinterkopf in den Mund."

Die Stadt Kumassi liegt am Abhange eines Berges, der Eisenerze enthält und ist auf der andern Seite von einem Sumpfe umgeben. Sie ist $^3/_4$ Meilen im Umfange groß, und hat breite und lange Straßen. Hinter dem Marktplatze ist ein kleiner Hain, Sammengomer, d. h. Geisteraufenthalt, genannt, wohin die Leichname aller geopferten Menschen gebracht werden. Obschon auf den Bäumen Schaaren von Geiern lauern, Panther und Hyänen hier ihre nächtlichen Mahlzeiten halten, ist doch oft die Menge der Geopferten so groß, daß sich entsetzlicher Gestank von dort über die Stadt ausbreitet.

---

Lassen wir nach dieser Abschweifung ins Land und in die Sitten der Ashanti's unsern schottischen Exerciermeister weiter erzählen:

Meine Wohnung in Cape Coast fand ich im schön eingerichteten Hause des Kaufmanns Hutton, ward aber bald vom Klimafieber ergriffen und lag während der gefährlichen Periode der Krankheit in beständigem Schlafe. Mein Diener, ebenfalls davon ergriffen, erlag trotz aller Pflege. Nach meiner Genesung hielt ich mich noch ein paar Monate in Cape Coast auf und gewöhnte mich recht gut an das Klima. Obgleich noch im November die Hitze sehr groß war, im Schlafzimmer 88°, in der Sonne 115° Fahr., so hielt ich mich doch fast immer im Freien auf und beschäftigte mich mit der Einrichtung von Herrn Hutton's Landgut. Land ist hier umsonst zu haben, aber der Ackerbau liegt sehr im Argen. Die Eingebornen sind über alle Begriffe faul, ein englischer Bauer arbeitet mehr als ein Dutzend Fanti's. Hutton beschäftigte gegen 100 Leute beim Bauen, aber sie schaffen wenig. Sie gehen eine Meile weit nach dem Steinbruch und kommen zurück, jeder mit einem Stein von nicht mehr als 9 Pfund Schwere auf dem Kopfe. Die Schiebekarren, welche Hutton anfertigen ließ, setzten sie auf ihren Kopf, und erklärten, es sei eine schwerere Arbeit, sie zu schieben, als zu tragen. Da sie fast umsonst leben können, so arbeiten sie nur, um sich Luxusartikel zu erschwingen, wie Rum, Tabak oder ein „Aatum", das Stück Zeug, welches sie um ihren Leib binden.

Für einen Penny Yamswurzeln oder Fische reichen den Tag über zu ihrer Nahrung hin, und dieses wird von ihren Frauen verdient, während sie selbst rauchend vor ihren Hütten liegen. Sie sind sehr abergläubisch, fast täglich hält der eine oder der andere Haufen einen Fetischdienst, um entweder irgend einer Angelegenheit ein günstiges Gedeihen zu sichern, oder um jemanden mit einem Fluche zu belegen. Hat z. B. ein Fetischpriester bei der Anfrage, ob ein Kranker genesen werde, erklärt, der Fetisch habe es verneint, und gelingt es dann einem Arzte, den Kranken zu retten, so wird der Arzt feierlich mit einem Fluche belegt, weil er „den Fetisch zum Lügen veranlaßt habe". Ihre Fetische bestehen zuweilen in Lumpenbündeln, wie Kinderpuppen, oder in Thonbildern, die einige entfernte Aehnlichkeit mit einer Menschengestalt haben, und an Wegen oder auf den Straßen aufgestellt, oft Wochen lang auf derselben Stelle bleiben. Im Walde bilden lange Grotten von dichten Schlingpflanzen eine Art Fetischtempel, an deren unterem Ende zuweilen ein Granitblock zu bemerken ist. Dieß ist nach ihrem Glauben der Fetisch, der mit andern, nicht weit entfernten Fetischen in verwandtschaftlicher Beziehung steht und zu früher Morgenstunde in menschlicher Gestalt diesen seine Besuche macht. Die vielen Festtage werden mit furchtbarem Lärm gefeiert; die „Tenti" oder „Kinkasi", eine große Trommel von 4' Länge und 1' Durchmesser, welche von dem einen auf dem Kopf getragen wird, während ein anderer sie mit aller Kraft und ganz ohne Takt bearbeitet, Hörner und lange hölzerne Pfeifen erschallen den ganzen Tag, dabei wird aus alten Flinten fortwährend geschossen und unendlich viel Rum getrunken. Bei den Begräbnissen wird ein Hund geschlachtet, da die früher hier üblichen Menschenopfer verboten sind. Dem Todten, der auf einen plumpen Armstuhl gebunden sitzt, wünscht man eine glückliche Reise und in der andern Welt eine reichliche Anzahl von Dienern, und senkt ihn dann in das Grab, welches sich in der Wohnung selbst unter dem Fußboden befindet. Auch giebt man dem Todten seinen Goldschmuck und ein gewisses Maaß Rum mit, doch wird ersterer häufig wieder herausgeholt, letzterer bedeutend verdünnt.

Meine Absicht war, durch das Ashantiland nach dem Innern vorzudringen, und ich ließ durch Boten den König bitten, mir dazu behülflich zu sein.

Während ich die Antwort von Kumassi erwartete, machte ich mit Herrn Hutton und andern Kaufleuten kleinere und größere Abstecher nach den verschiedenen europäischen Niederlassungen an dieser Küste. Sie liegen ziemlich bunt durch einander zerstreut, und haben ziemlich dasselbe Aussehen. Ein meist verfallenes Fort mit unbrauchbaren Kanonen und geringer Besatzung, eine Negerstadt zu den Füßen des Forts und hier und da europäische Häuser und Waarenniederlagen findet man bei fast allen. Wie für die Engländer Cape Coast, ist für die Niederländer Elmina, für die Dänen Christiansborg der Hauptort und Sitz des Gouverneurs. Die Europäer führen ein ziemlich lockeres Leben und die schwarzen Einwohner nehmen sich an ihnen ein erbauliches Beispiel. Die Cabozir's oder Häuptlinge betrinken sich täglich gewöhnlich zwei Mal in Palmwein, Peto (einer Art Bier aus Mais) und Rum. Trotz der Missionshäuser blüht der Fetischdienst überall und seine Priester stehen sich wohl dabei. Das Land ist sehr fruchtbar und gleicht an vielen Orten einem englischen Park, wo blumige Auen mit Wäldern abwechseln. Der Handel mit dem Innern ist lebhaft, seit Abschaffung des Sclavenhandels sind Gold, Elfenbein und Palmöl die Hauptartikel für die Ausfuhr. Durch den Handel kommen fast von allen Negervölkern, so wie von Arabern und Mauren Kaufleute nach der Küste, auch finden sich viele Mulatten durch Vermischung der Europäer mit Negerinnen. Ich besuchte nach einander Annamabu, einen bedeutenden Handelsplatz, das auf hohem Felsen romantisch thronende Cormantine, das lebhafte Winnebah mit den schönen Frauen und athletischen Männern und das dreitheilige Accra, aus der englischen, holländischen und dänischen Stadt bestehend. Die Dänen haben das Verdienst, nicht nur zuerst die Sclaverei abgeschafft, sondern auch das meiste zur Bebauung des Bodens und zur Civilisirung der Neger gethan zu haben.

Endlich erhielt ich Bescheid vom Könige von Ashanti. Er wünschte sehr, mich in Kumassi zu sehen, verweigerte mir aber

die Durchreise in das Innere. Unter solchen Umständen veränderte ich meinen Plan und beschloß beim König von Dahomey mein Glück zu versuchen.

Auf einem Küstenfahrzeuge gelangte ich am 11ten Februar nach Ahguay, einem berüchtigten Sclavenmarkt, wo Herr Hutton eine Faktorei besaß. Der Cabozir, ein alter Trunkenbold, kam uns mit seinen Vornehmen — lauter ekelhaftem Gesindel — unter Musquetenfeuer entgegen, begleitet von der ersten Fetischfrau. Diese war am ganzen Leibe mit Weiß von Austerschalen angestrichen, trug einen großen Hut aus Gras und einen Rock von demselben Stoff, einen Schaf- oder Ziegenschädel an der Stirn und in jeder Hand einen plumpen Stab. Indem sie diese an einander schlug, begleitete sie mit dieser Musik ihren Tanz, und bewegte sich dabei ungefähr eben so anmuthig, wie ein Heuhaufen, den der Mäher auf seiner Gabel schüttelt. Hinter der Stadt fließt der schöne Lagunenfluß, fischreich und auch Krokodile enthaltend, von Westen nach Osten parallel mit dem Meere. Auf einem Kanoe fuhren wir am 15ten Februar nach Popoe, 8 Meilen von Ahguay am Meere gelegen, zum Besuch bei einem Fantikaufmanne, Herrn Lawson. Dieses war ein 70 Jahr alter Neger, wie ein Affe von Aussehen, verschmitzt und von großem Ansehen in der Stadt, so daß sein Ausspruch mehr gilt, als der des Dutang (Cabozir). Er ließ sich herab, uns zwei ungeheure Fleischberge mit plumpen, pfundschweren, massiv silbernen Armbändern als seine Frauen vorzustellen. Popoe zählt etwa 5000 Einwohner, verfertigt viel Baumwollenwaaren und irdene Töpfe. Die Hauptnahrung des Volkes sind die Kaukie's, (Klöße von gemahlenem Mais), Maniok und Fische. Am 16ten fuhren wir die Lagune hinan nach der berühmten Marktstadt Grejapojee, gewöhnlich Greejee (i) genannt. Die Stadt ist zwar nur klein aber hat einen bedeutenden Markt, welcher zwei Mal wöchentlich alle am Lagunenfluß und weiter im Lande wohnenden Kaufleute versammelt. Weiter hinauf an der Lagune liegt Porto Seguro, eine große Stadt, doch wenig von Handel belebt. Die Lagune von Greejee bis hierher führte uns vor mehreren kleinen Städten vorbei, wo wir Zoll entrichten mußten. Der Landstreifen, wel-

cher den Fluß vom Meere trennt, ist hübsch mit Kokospalmen, weiter hinauf mit der schönen Kohlpalme, so wie mit andern großen Bäumen, Sträuchern und Schlingpflanzen bewachsen und gewährt einen herrlichen Anblick. Bunte, schön gefiederte Vögel belebten die Büsche und Schaaren flinker Affen hüpften den Vögeln gleich von Baum zu Baum. Aber das Concert im afrikanischen Walde, das sich gegen Abend erhebt, ist ohne Melodie. Wohl hört man das lärmende Geschrei der Papageien und die schnalzende Stimme der Glanzstaare und ein Durcheinander von Pfeifen, Zirpen und Schnattern, aber Europa's liebliche Sänger fehlen.

Ich machte von hier aus mit 8 gemietheten Leuten auf einem Kanoe einen Abstecher die Lagune hinauf nach Podefo, einer Marktstadt am Ausfluß des Flusses Hayo in die Lagune. Die Schwarzen kamen hier schaarenweise ins Wasser, mich zu sehen, da ihnen der Anblick eines Weißen noch neu sein mochte. Es werden viel Sclaven aus dieser Gegend weggeführt. Die Lagune breitet sich hier seeartig aus, und auf der Nordseite des Sees liegt Akwoay, eine Stadt von 7 bis 8000 Einwohnern. Der Cabozir oder Gadadu (Herrscher und König) lud mich freundlich ein, mit ihm Peto zu trinken und zeigte sich überhaupt sehr wohlwollend und gastfrei. Obgleich ich ihm kein Geschenk gab, bat er mich doch um Wiederholung meines Besuchs — das einzige Beispiel von Uneigennützigkeit, welches mir bisher an dieser Küste vorgekommen ist. Die Häuptlinge von den größeren Lagunenstädten, wie von Akwoay, Porto Seguro, Greejee, Popoe und Abguay sind ganz unabhängig. Den Fluß Hayo verfolgte ich eine Strecke aufwärts. Hohe, bewaldete Ufer, von Jasmin und Lilien durchduftet, engten den Fluß je höher wir kamen, desto mehr ein, Kraniche und Pelikane suchten sich ihre Nahrung, Flußpferde und Krokodile stürzten sich rauschend ins Wasser. Die Leute wollten nicht weiter und es brach eine förmliche Meuterei aus. Ich warf den einen ins Wasser, drohte den andern mit der Musquete und brachte es endlich dahin, daß sie mir gehorchten. Doch trug ich den Umständen Rechnung und kehrte um. — Auf meinem Rückwege nach Porto Seguro schoß ich einen Affen, dessen Fleisch

delicat schmeckte. Auch ein Krokodil erlegte ich und überzeugte mich, daß die Haut des Unthiers nicht kugelfest ist. Nach Landessitte mußte ich dem Cabozir anzeigen, daß ich ein Krokodil erlegt habe, da unter seiner Aufsicht die für giftig gehaltene Galle dem Thiere ausgenommen wird.

Auf einem Boot schifften wir nach Whydah, und hatten auf dem Lagunenfluß ein Zollhaus mit einer Verschanzung zu passiren, welche zugleich zum Fischfang dient. Der Zoll wird in Rum bezahlt, man erhält dafür eine Calebasse voll reinen frischen Wassers. Die Ufer sind mit mangroveartigen Bäumen bewachsen; ich sah hier, wovon ich schon früher gehört, Austern auf Bäumen. Da nämlich die Wurzeln mancher Bäume hoch über den Boden sich erheben, zur Zeit der Fluth aber vom Wasser bedeckt werden, so hinterlassen sie eine unzählige Menge von Austern, mitunter von gewaltiger Größe. Die Umgegend von Whydah ist gut und hübsch bebaut. Aus Brasilien zurückgekommene Negersclaven, meist Fulahs und Leute aus Eyo (Katunga) haben sich hier angesiedelt und oft hübsche Meiereien errichtet. Auch besteht in der Umgegend eine Colonie emancipirter Sclaven aus Sierra Leone, doch sind sie träge und lassen ihre Weiber durch Sammeln der Palmnüsse, deren Oel guten Absatz findet, für sich arbeiten. Die Stadt liegt 3 Meilen von der Lagune, der Weg führt durch Sümpfe und kleine Seen zu ihr. Sie besteht aus drei Theilen, der portugiesischen, französischen und englischen Stadt, doch ist erstere die bedeutenste. Der Cabozir oder Avoga heißt Dagbwa (große Kalebasse), ein Ehrenname, vom König von Dahomey ihm verliehen, wodurch angedeutet werden sollte, daß der König mit diesem Statthalter trinken oder sich hinsichtlich der Vollziehung seiner Befehle fest auf ihn verlassen könne. Er bewirthete uns mit Wasser (überall in Afrika der erste Willkommen), brasilianischem Rosenwein und Anis, sein Lieblingsgetränk ist aber amerikanischer Rum von der schlechtesten Sorte. Für Herrn Hutton und mich waren Stühle aufgestellt, er selbst saß auf der Erde und streckte sich bald in den Staub der Länge nach behaglich nieder. Der Avoga hat auch ein Pferd und einen Esel, doch reitet er selten aus und wird dann von zwei Männern gehalten. Gewöhnlich

reist er in einer Hängematte, welche von zwei Sclaven an einem langen Bambusrohr auf dem Kopfe getragen wird. Der Markt von Whydah übertrifft jeden andern uns bekannten an der Küste. Die niedrigen Buden stehen dicht neben einander und bilden mehrere Straßen, der Fußboden derselben ist aus Lehm gut gearbeitet, hart und glatt, ein Fuß über dem Erdboden und daher trocken, und wird täglich mit Kuhmist gescheuert. Man findet hier alle heimischen Bedürfnisse und Eßwaaren, Arzneipflanzen und viele europäische Manufacturwaaren. Von allem aber wird eine Abgabe an den König von Dahomey erhoben, von manchen Gegenständen z. B. Elfenbein so viel, daß der Handel mit demselben fast ganz aufgehört hat. Außerdem wird noch eine Kopfsteuer und eine Art Einkommensteuer erhoben, und diese ist so hoch, daß z. B. einer von de Suza's Sclaven jährlich 2500, ein anderer 1500 Dollars zu bezahlen hat. Auch die Sclaven, welche ausgeführt werden, sind einer hohen Steuer unterworfen. Bevor die Sclaven zu Schiffe gebracht werden, wird ihnen mit einem Glüheisen der Stempel ihres Herren aufgedrückt. Uebrigens gehen sie mit leichtem Muthe in die Fremde, denn im Grunde haben sie weder Gefühl für die Familie noch für ihr Vaterland. Die Fetischreligion florirt hier noch sehr und die Priester erhalten für den Fetisch reichliche Geschenke. Hauptfetisch ist in Whydah die Schlange, und es giebt in verschiedenen Stadttheilen Häuser, in welchen Schlangen aufbewahrt und regelmäßig gefüttert werden. Kriecht ein solches Thier einmal aus dem Hause heraus, so wird es feierlich wieder eingeholt, und das Volk wirft sich zu Boden und streut Staub auf das Haupt, wenn es vorüber getragen wird. Außer vielen Schlangen giebt es bei Whydah auch viele Eidechsen, Heuschrecken von $8^1/_2$ Zoll Länge und eine große Vampyrfledermaus, 33 — 36 Zoll von einer Flügelspitze zur andern. Viehzucht wird wenig getrieben, Schweine, wilde Ochsen, Rothwild, Patakus (Hyänen), Panther, wilde Katzen und kleine Wölfe treiben sich in großer Anzahl umher. Salz wird in Whydah in Menge bereitet, indem man das Salzwasser an der Sonne verdunsten läßt.

## Zweites Kapitel.

Der Aufenthalt in Whydah ward mir sehr angenehm durch die zuvorkommende Gastfreundschaft des Herrn de Suza, des ersten Sclavenhändlers weit und breit, aber eines rechtschaffenen, dienstfertigen Mannes. Er erwirkte mir auch vom Könige von Dahomey die Erlaubniß zu einer Reise in seine Residenz und weiter hinauf zum Kong-Gebirge aus und versah mich sehr freigebig mit allem Nöthigen, so wie mit Geschenken für den König. Wir brachen am 6ten Junius demgemäß mit zwanzig Packträgern von Whydah auf, von denen mehrere Mann nur mit Gelde beladen waren. Die Kauris sind nämlich eine sehr unbequeme Münze, es ist ein Mann dazu nöthig, um einen Werth von circa 2 Pfund Sterling zu tragen. Wir kamen an diesem und den folgenden Tagen durch mehrere kleine Dörfer und die Stadt Aladda mit einem königlichen Hause zur Beherbergung der weißen Reisenden. Der König hält an diesem Orte mehrere Frauen, die oberste derselben sandte mir Wasser und etwas Geflügel. Die Stadt Whybu, von circa 600 Einwohnern ist besser gebaut als die meisten übrigen Städte, die Einwohner sind auch betriebsamer als die näher der Küste wohnenden. Jedes Haus bedeckt ein Quadrat von 70 Fuß und besteht aus mehreren Gebäuden, deren Thüren sich mit Ausnahme einer einzigen, die als Eingang dient, sämmtlich innerhalb des Vierecks öffnen. Vor dem Hauptgebäude zieht sich ein Säulengang mit einer Lehmbank hin. Wenn hier der Herr mit seinen Hausscläven der Ruhe pflegt, und ihm ein Glas Rum oder eine andere Stärkung gereicht wird, so theilt er den Genuß jederzeit mit seinen Leuten; doch giebt er das Trinkgeschirr nicht aus der Hand, sondern gießt dem vor ihm auf den Knieen liegenden Sclaven so viel in den geöffneten Mund, als er ihm zugedacht hat. Die Häuser sind von Lehm erbaut, und man findet von der Küste bis Whybu auf dem im Ganzen recht fruchtbaren Lehmboden nicht den kleinsten Stein. Wir kamen durch offene Gegenden, mit großen Bäumen reichlich bewachsen, und belebt durch eine ungeheure Anzahl der buntfarbigsten Schmetterlinge. Bei der kleinen Stadt Akpway trafen

wir den ersten Sandstein, darauf durchzogen wir einen 10 Meilen langen Sumpf mit mächtigen Bäumen; dazwischen standen verschiedene kleine Fruchtbäume, namentlich eine Art kleiner Zwetschen von lieblichem Geschmack. Hinter der Marktstadt Trogbado wird der Boden unfruchtbarer, und man findet 3 Fuß unter der Oberfläche Eisenstein in geschmolzenem Zustande. Wir zogen hier eine Meile weit durch einen Schwarm von Heuschrecken, welche ein Geräusch wie das Sausen des Windes im Walde oder wie ein tüchtiges Hagelwetter machten. Nachdem wir in der großen Stadt Canamina mit circa 10,000 Einwohnern die Nacht zugebracht hatten, hielten wir am 12ten Juni Mittags unsern Einzug in Abomey.

Der Mayho, Premierminister des Königs, ein ausgezeichneter alter Mann, frei von Habgier und Eigennutz, führte mich in das große Haus, welches für mich eingerichtet war, trank meine Gesundheit in Branntwein und erkundigte sich angelegentlich, warum der Missionär Herr Freemann so lange sich in Abomey nicht habe sehen lassen. Am Abend brachte mir Mayho des Königs Botschaft, daß letzterer mich am nächsten Morgen in früher Stunde empfangen wolle. Es war dieses eine besondere Ehre für mich, da Fremde oft mehrere Tage warten müssen. Während Mayho die Botschaft des Königs berichtete, lagen so wohl er selbst, wie alle Anwesenden auf den Knieen. — Am andern Morgen ritt ich in vollständigem Waffenschmuck und von einigen Vornehmen geleitet, nach dem Platze vor dem königlichen Schlosse. Die Mauern desselben, aus rothem Lehm erbaut und in Zwischenräumen von 30 Fuß mit menschlichen Schädeln verziert, bedeckten einen ungeheuren Flächenraum. Unterwegs sahen wir mehrere Menschenleichen an Stangen hängen, die sich zum Theil schon mehrere Monate dort befunden hatten und deren Haut von der Sonne gebleicht und zu Pergament verdorrt war.

Unter einem großen Sonnenschirm in der Mitte eines von 20 andern Schirmen dieser Art gebildeten Halbmonds stand für den König ein hoher Stuhl mit einem Schemel bereit. Als er aus dem Palast kam, salutirte ich vor ihm nach militärischer Art, und er erwiederte den Gruß mit vielem Anstand. Hierauf

erſuchte er mich, abzuſteigen und zu ihm zu kommen. Mayho und vier andere Vornehme, welche mich der Majeſtät vorführten, ſchritten vor mir her und warfen ſich vor dem Könige der Länge nach nieder, rieben beide Seiten ihres Geſichts auf dem Boden herum und küßten ihn dann; hierauf erhoben ſie ſich in knieende Stellung und verweilten in dieſer, bis ſie ſich völlig mit Staub bedeckt und über und über beſudelt hatten. Darauf trat ich näher. Der König ſtieg von ſeinem Throne herab, ſchüttelte mir herzlich die Hand und äußerte ſeine aufrichtige Freude über die Ankunft eines Engländers in ſeinem Lande. Er ſchlug vor, meine Geſundheit zu trinken, fragte mich aber, ob es bei uns nicht üblich ſei, die Geſundheit unſerer Königin zuerſt zu trinken. Ich bejahte es, erklärte mich aber der Billigung meiner Königin gewiß, wenn ich als ſein Gaſt ſeine Geſundheit zuerſt ausbrächte, und that ſolches zum großen Wohlgefallen des Königs in trefflichem Kirſchbranntwein. Dann folgte die Geſundheit der Königin von England und ihrer ganzen Familie, hierauf die meinige. So oft der König trinkt, wird ſein Geſicht durch vorgehaltene Tücher verdeckt und es erſchallen Musquetenſchüſſe, Hurrahs und Gonggongtöne. Nach Muſterung meines Pferdes und der Ausrüſtung machte ich auf den Wunſch des Königs mehrere Evolutionen zu Pferde. Der König war ganz entzückt und klatſchte in die Hände, worauf zum Entſetzen meines Pferdes die ganze zahlloſe Verſammlung ſich gleichfalls händeklatſchend erhob. Dann erſuchte er mich an ſeine Seite zu kommen, und ward ich von Mayho und den Vornehmen mit denſelben Ceremonieen wieder vorgeführt. Der König iſt groß und athletiſch gebaut, 43 Jahr alt, von angenehmer Geſichtsbildung, ſchöner Stimme und gutem Anſtand. Gefolge und Leibwache ſaßen mit gekreuzten Beinen auf der Erde, die Musqueten aufrecht zwiſchen den Beinen haltend. Es zogen nun Schaaren weiblicher Soldaten heran mit barbariſcher Muſik. In einiger Entfernung lagerten ſie ſich und ihre Anführer wurden nach einander vorgeführt, und diejenigen, welche ſich hervorgethan hatten, belobt und belohnt. Nach Zurücktreten der Officiere erfolgte ein Geſang zu Ehren des Königs, worauf jede einzelne Kriegerin vortreten durfte, um dem Könige ihre Treue

zu erklären. Die langweilige Ceremonie wurde damit beschlossen, daß das ganze Regiment auf die Knie sank und sich mit dem hellrothen Staube überschüttete. Dann sprangen alle plötzlich unter lautem Hurrah empor, warfen die Musquete heftig in die eine Hand und stimmten, sie hoch in die Luft haltend, ein zweites Hurrah an. Dann ward geschultert und jede lief so schnell sie konnte, davon, so daß es ein Wettrennen von 600 Weibern war. Die Amazonen hatten als Kleidung einen Unterrock von weiß und blau gestreiftem Baumwollenzeug, darunter kurze Hosen. Der Gürtel ist zugleich Patrontasche, die Arme sind unbekleidet. Sie sind sehr behende und können in Folge beständiger Körperübung große Beschwerden ertragen. Nach dem ersten Regimente wurden auf gleiche Art noch viele andere Regimenter vorgeführt, so daß an die 6000 Amazonen die Revue passirten. Der König erklärte mir alles, ließ mir auch aus seinem Palaste Papier holen, damit ich mir Notizen machen könnte, und stellte mir die bedeutensten Weiber-Officiere vor. Unter diesen war die Befehlshaberin aller seiner 600 Frauen, ein kräftiges Weib von edlem Ansehen und hellbrauner Gesichtsfarbe. Er stellte sie mir als „meine Mutter" vor, denn sie war beauftragt, alle Weiße oder Engländer während ihres hiesigen Aufenthalts mit Lebensmitteln zu versorgen. Uebrigens wird der Name Mutter durchgängig statt Frau gebraucht, und nur der König nennt seine Weiber „Frauen", die andern nennen sie „Mutter".

Mittlerweile war die Dunkelheit eingebrochen, der König trank noch zum Abschiede mit mir und ich begab mich in meine Wohnung. Hier empfing ich den Besuch vieler Vornehmen, von andern trafen Rohrstöcke (eine Art Visitenkarten) ein. Wenn der König einen Stock schickt, werfen sich alle Anwesenden vor dem Rohre des Königs aufs Angesicht und küssen den Boden. Am folgenden Tage war vor dem Throne des Königs wiederum Musterung der Truppen, heute zuerst der männlichen. Etwa 4000 Mann zogen ohne militärische Ordnung vorüber, der Befehlshaber jedes Regiments ritt in der Mitte desselben auf einem Klepper von zwei Mann gehalten, oder wurde in einer Hängematte getragen. Dann kamen wieder circa 8000 Weiber

in verschiedenen Regimentern, die Trommeln und Fahnen mit Menschenschädeln ausgeschmückt, mit Proviant in Kalebassen auf den Köpfen. Sie führten ein merkwürdiges Manöver aus, indem sie große 70 Fuß breite und 8 Fuß hohe Verschanzungen von Dornensträuchern mit den gefährlichsten spitzen Stacheln in vollem Laufe erstürmten und die in einer Einfriedigung dahinter befindlichen Sclaven gefangen nahmen. Dann zogen sie, jede mit 4 Sclaven an einer Schnur und mit getrockneten Schädelhäuten früher getödteter Menschen geschmückt, vor dem Könige vorüber, die Officiere hielten feierliche Anreden an den König und wünschten ihm Glück zur Rückkehr seines siegreichen Heeres und zur Erbeutung zahlreicher Sclaven. Zuletzt erschien noch ein Regiment von 300 Frauen aus Ginoa, welche im Kriege keine Gefangenen machen, sondern alle tödten. Die berühmtesten weiblichen Anführer wurden mir vom Könige vorgestellt, und ihnen die Ehre auseinander gesetzt, von einem Officier der mächtigsten Königin der Erde in sein Buch verzeichnet zu werden. Zuletzt hielt der König auch an mich eine Rede, in welcher er seine Freude ausdrückte, mich zu sehen, und nur bedauerte, so selten von Engländern besucht zu werden. Zugleich rühmte er sich, in Afrika so mächtig zu sein, als England gegenüber Spanien und Portugal, und rief die anwesenden Ashantis zu Zeugen auf, daß seine Macht die ihrige jetzt so sehr übertreffe, wie sie ihm früher überlegen gewesen wären.

In der Umgebung des Königs befand sich ein Ashantiprinz, nicht ohne Schlauheit und Scharfsinn, aber eingebildet und eifersüchtig auf mich. Er prahlte viel und suchte die Engländer herabzusetzen, bis der König ihm zornig Schweigen anbefahl, da er es nicht dulden wolle, daß ein Engländer in seinem Lande beleidigt werde. Als darauf bei der Speisung nur ich allein einen Tisch erhielt, auch mir nur Gläser gereicht wurden, während anwesende Spanier und Portugiesen, so wie der Prinz von Ashanti nur Kalebassen erhielten, verlangte letzterer auch ein Glas, ward aber vom König bedeutet, er als Schwarzer habe die Wahl, aus der Kalebasse zu trinken, oder ohne Labung heim zu gehen. Zuletzt trank ich noch mit dem Könige die Gesundheit der Königin von England aus einem Menschenschädel.

Am 13ten Juli besuchte ich den König in seinem Palaste und ward durch 2 Vorhöfe in den Haupthof geführt, überall waren Bewaffnete. Der König saß auf einem rothen Teppich mit Goldborten vor der Thür unter dem Säulengange, er erhob sich bei meiner Annäherung und fragte mich freundlich, wie mir das gestrige lange Sitzen bekommen sei. Dann ließ er einen großen Sonnenschirm aufstellen, darunter einen Tisch mit Speisen und Getränken, und es wurde abermals gegessen, getrunken und Gesundheiten ausgebracht. Darauf traten die obersten Beamten in mannigfacher Kleidung, mit silbernen Panzerhandschuhen und einer Masse Schmuckkügelchen und Knöchelbändern, aus kleinen eisernen Ketten verfertigt, vor. Viele hatten Masken von Bären- und Affenköpfen, silberne Hörner an der Stirn und Hanswurstkleider. Jedem Vornehmen folgte sein „Zweiter" in militärischer Kleidung. Funfzehn Schritt vor dem König waren im Dreieck drei Schädel aufgestellt, nicht weit davon stand eine Kalebasse mit Schädeln, und 7 Standarten mit lächerlichen Figuren trugen gleichfalls Schädel auf der Spitze. Es waren dieß Andenken an den Sieg der Dahomeys über die Mahis, welche durch die Amazonenschaaren des Königs überwunden waren. Innerhalb dreier Tage hatten die Dahomeys 126 Städte erobert sammt der Hauptstadt, welche durch ähnliche Dornverschanzungen gedeckt war, wie die Amazonen beim Manövre überstiegen hatten. Die Schädel hatten den höchsten Personen und den Cabozirs der Mahis gehört.

Unter großem Jubel der Versammlung erklärte jetzt der König seinen Wunsch zu tanzen, trat auf den freien Platz heraus und begann eine elephantenartige Hüften- und Schulterbewegung, ergriff dann einen Stab mit einem Schädel unter dem Handgriff, und tanzte zwischen den Schädeln herum. Drauf ließ er sich eine Cigarre geben und rauchte, auf den Schädelstab gelehnt, trat dann zu mir und gab mir eine Cigarre und bat mich, seine Gesundheit zu trinken. Er fragte mich bei dieser Gelegenheit, ob ich am folgenden Tage einer Hinrichtung von 4 Verräthern beiwohnen und das Ehrenamt des Scharfrichters übernehmen wolle. Natürlich lehnte ich diese Ehre ab. Später zog sich der König zurück und ließ neue Speisen heranbringen.

Als ich bei der schrecklichen Hitze im Menschengedränge schläfrig zu werden begann, ließ er mir in einer sehr schönen silbernen Dose eine Prise Tabak reichen. Ich hielt anstandshalber so lange wie möglich aus, da das Fest meinethalben bereitet war. Am Abend schickte der König einen Boten mit dem Stab in meine Wohnung und ließ fragen, wie mir das lange Sitzen bekommen sei. —

Am nächsten Tage begab ich mich abermals in den Palast und die vorigen Scenen wiederholten sich, bis zuletzt die vier Verräther vom Mahivolke vorgeführt wurden. Mit einem Knebel im Munde, der sie am Sprechen verhindern sollte, mußten sie vor dem König knien, der Obergonggongmann schlug viermal auf seine Gonggong und sprach zu ihnen von der Abscheulichkeit ihres Verbrechens. Darauf wurden sie eine Strecke hinter den König geführt und der alte Mayho mußte den Scharfrichter machen. Dem ersten schlug er mit einem Streiche den Kopf ab, der zweite wurde gräßlich verstümmelt, worauf ein anderer Hofmann vortrat, und dem dritten Verbrecher den Kopf glatt abhieb, den vierten aber ebenfalls schrecklich verstümmelte. Ich wurde mit Blut bespritzt. Ein alter scheußlicher Kerl fing in einer kleinen Kalebasse das Blut auf und ließ es gierig in seine Gurgel laufen, bot mir auch das Blut mit etwas Rum gemischt zum Trinken an. Ich hätte ihm eine Kugel durch den Kopf jagen mögen. Nach der Hinrichtung wurden die Leichen an den Füßen vor die Stadt in eine große Grube geschleppt und von Geiern und Wölfen augenblicklich verzehrt.

Am 15ten Juni machte ich in einem andern Theile des Palastes, wo die Wände mit eingemauerten Menschenschädeln verziert waren, meine Aufwartung und die Feste nahmen ihren Fortgang. Vier große Männer mit langen Ochsenschwänzen tanzten vor dem König und fanden vielen Beifall. Darauf erschien die Mutter des Königs, 80 Jahr alt, in einer prächtigen Tunika von hochrothem Seidensammet, mit einer großen von zwei Frauen getragenen Schleppe; ihren Kopf bedeckte ein ungeheurer Kastorhut mit goldbordirtem Rande. Vor ihr her gingen 9 Frauen mit Pfannen und Krügen voller Menschenschädel und Schenkelknochen. Sie warf sich vor ihrem Sohne

auf den Boden und überschüttete ihr graues Haupt mit Staub und Erde. Auch die Großmutter des Königs, die wohl 100 Jahr alt war, aber noch Fülle und Ebenmaß besaß, erschien vor dem König und beide alte Frauen tanzten nun vor ihm mit großer Leichtigkeit. Darauf krochen sie auf den Knieen zum Throne und vertheilten dann nach einem kurzen Gespräch mit Sr. Majestät eine große Menge von Kauri's unter ihr Gefolge. Nachdem der König mit mir abermals die beliebten drei Gesundheiten getrunken hatte, ersuchte er mich, die Maultrommel zu spielen, und als er darauf mit großer Herablassung mit mir zu tanzen begann, während ich zugleich dabei die Maultrommel spielte, erhob sich ein betäubender Jubel der ganzen Versammlung; nur der Ashantiprinz und die Portugiesen ärgerten sich über die Fülle der Ehren, welche mir zu Theil wurde. Zu guter Letzt mußte ich noch mit des Königs Favoritfrauen tanzen. Diese tragen, wie die Frauen der ersten Minister, kleine silberne Kronen auf dem Kopfe.

In den folgenden Tagen ging ich wenig aus, da des Königs Frauen oft auf den Straßen umhergehen und Jedermann ihnen ausweichen und von seinem Wege ablenken muß. Auch giebt es viele Stellen in der Stadt, wo man aus der Hängematte oder vom Pferde steigen und zu Fuße gehen muß. Außerhalb der Stadt sind wieder viele Zollhäuser, wo man seinen Paß vorzuzeigen hat. Solche störenden Gebräuche verleideten mir das Ausgehen. —

Der König hat während seiner Regierung schon manche schlechten Einrichtungen verbessert, unter andern die Sclavenopfer bei Leichenbegängnissen abgeschafft und befohlen, daß alle Todesurtheile der Verbrecher seiner Bestätigung unterliegen sollen. Auch verkauft er seine eigenen Unterthanen nicht mehr als Sclaven, sondern verschafft sich letztere durch Kriege und Sclavenjagden unter den benachbarten Völkern. Es ist freilich grausam, wenn Familienglieder bei solchen Gelegenheiten von einander gerissen werden, doch sind im allgemeinen unter den Negern die Familienbande sehr locker. Mein schwarzer Dolmetscher aus Sierra Leone fand zufällig seine Mutter als Sclavin hier wieder. Die Freude schien Anfangs sehr groß, und er wollte seine

Mutter loskaufen und nach Whydah mitnehmen, doch bedachte er sich bei Berechnung der Kosten anders und meinte, sie hätte es hier ja doch auch ganz gut.

Am 9ten Juli endlich schickte mir der König nach manchem Hinhalten eine Schutzwache von 100 Mann als Geleit zum Konggebirge. Einige der Officiere hatten eigenthümliche Verpflichtungen. So war ein Cabozir aus dem Mahilande dazu verpflichtet, einige Schritt vor meinem Pferde zu gehen und mir über Alles Auskunft zu geben, zugleich mit einem Stabe mich auf schlechte Stellen des Weges (der fast immer ein schmaler, sehr tief ausgetretener Fußsteig ist) aufmerksam zu machen. Ein Anderer mit dem Titel und Rang eines „Königsweibes," obgleich ein hübscher junger Mann, war eine Art königlicher Bevollmächtigter, und sollte jede Beschwerde von mir über den Anführer des Geleites oder irgend einen Stadt-Cabozir durch einen Boten an den König befördern. Mit Kauri's und Rum vom Könige reich beschenkt, ward ich von Mayho und andern Vornehmen aus der Stadt geleitet, während 21 Kanonenschüsse und Gewehrfeuer uns nachdonnerten. Wir kamen durch eine gut bebaute, fruchtbare Gegend, wo das Getreide 6 Fuß hoch stand und in 12 Monaten 4 mal geerndtet wird. Wir sahen auch einzelne verkrüppelte Exemplare des Schihbutterbaumes. Die aus den taubeneigroßen Nüssen voller eigelblicher fetter Substanz durch Auskochen gewonnene Schihbutter war ehedem ein großer Handelsartikel, doch haben die Sclavenhändler den König vermocht, den größten Theil der Bäume ausrotten zu lassen. Auch hübsche Tamarindenbäume, Quassien und Mimosen, so wie Aloe und Kletterpflanzen wachsen hier reichlich. Rings um in der Ferne breiteten sich hohe Gebirge amphitheatralisch aus. Vor der Stadt Setta (mit circa 9000 Einw.) ward ich vom Cabozir mit 200 gut bewaffneten Soldaten unter königlichen Ehren als Gast des Königs empfangen, und da es Abend geworden war, von den Einwohnern der Stadt mit Fackeln hineingeleitet. Am andern Morgen schickte der Cabozir reichlich Lebensmittel, erschien darauf selbst und warf sich auf die Knie vor mir; ein gleiches that der Anführer meines Geleites. Darauf hielt der Cabozir eine hübsche Rede über die

Ehre, die ihm zu Theil geworden, der Anführer meines Geleites beantwortete sie im Namen des Königs und beide warfen sich dann der Länge nach auf den Boden, küßten ihn und begannen die gewöhnlichen Staubwaschungen. Mit Essen und Trinken, Soldatentänzen und Manövern, so wie Besuchen der Vornehmen bei mir wurde der Tag verbracht. — Die Cabozirs der verschiedenen Städte haben das Monopol des Handels in ihrem Kreise und geben dafür dem Könige eine Abgabe. Sie werden aus der Zahl Vornehmer oder Günstlinge des Königs ernannt; großer, starker Körperbau und ein stattlicher Bart sind die Haupterfordernisse zu dieser Würde. Eroberte Städte erhalten die Heerführer, welche sie erobert haben, oft werden auch die alten Cabozirs in ihrem Amte belassen. Hin und wieder am Wege fanden wir Zollhäuser, wo Abgaben von den Waaren entrichtet werden. Diese sind ebenfalls Belohnungen für Leute von Verdiensten, und wir passirten zwei solcher Zollhäuser, welche dem Mayho gehörten.

Am 11ten Juli verließen wir Setta und erblickten in nordöstlicher Richtung das Hochland. Wir gingen über einen Bach mit einem schönen Wasserfall, passirten mehrere Krums (Dörfer), in welchen ich als Gast des Königs sehr zuvorkommend aufgenommen wurde, und gelangten zum Flusse Zoa, welcher nach Südost geht und an der Küste den Namen Lagos führt. Seine Ufer sind hoch und mit riesenhaften Bäumen bewaldet, deren ungeheure Wurzeln wie ein Flechtwerk sich über den Fluß spannen. Große Granitblöcke ragten aus dem Wasser hervor, das Flußbett bestand aus dunkelfarbigem Sande. Wir wurden auf einem Kanoe zu je 10 Mann auf einmal übergesetzt. Als ich zuletzt an die Reihe kam, bat mich der Anführer dringend, mein Gesicht dem Hintertheil des Bootes zuzukehren, denn es sei ein „böser Fetisch," wenn ein vornehmer Mann bei der Ueberfahrt über ein Wasser nach der Richtung sehe, welcher das Kanoe zusteuere. Hinter dem Flusse führte der Weg uns durch ein dichtes Gestrüpp, dann vor einem Sumpfe vorüber mit schönen Wasserlilien, den europäischen vollkommen ähnlich, ferner durch mehrere tiefe Thäler bis zum hohen steilen Berg Gbowelly, der das westliche Ende einer Gebirgskette bildet. Indem wir uns

am Fuße desselben westlich wandten, befanden wir uns plötzlich in einem Halbmond romantischer Berge vor einem Dörfchen. Der alte Cabozir that sein Möglichstes von Gastfreundschaft, hatte auch die Güte, mich bei Besteigung des steilen Gbowelly zu begleiten. Dieser und die andern benachbarten, ebenfalls schroff aus der Ebene aufsteigenden, mit tiefen Felsspalten versehenen Kuppelberge bildeten im Kriege mit den Mahis natürliche Festungen, wo letztere sich 7 Monate gegen die Angriffe der Dahomeys hielten. Aber Hunger und die überlegene Kriegskunde der Feinde lichteten ihre Reihen, entsetzliches Elend folgte, und als die Sieger die Berge besetzten, sahen sie Haufen von Leichen mit Thieren und lebenden Menschen untermischt. Ich sah in einer Art Senkung neben dem Gipfel des Berges die Ueberreste einer zerstörten Stadt mit hunderten von Menschenschädeln und Thiergebeinen.

Auf der Ebene am Fuße der Berge, denen an vielen Stellen eisenhaltige Mineralquellen entsprudelten, und über mehrere Bäche unsere Reise verfolgend, erreichten wir die große Stadt Pawia. Diese liegt hübsch auf einer Anhöhe mit einer weiten Aussicht über die Umgegend, enthält reinliche viereckige Häuschen und mehrere Marktplätze, und besitzt eine betriebsame, wie es scheint glückliche Bevölkerung von circa 3000 Seelen. Sie treiben Viehzucht und benutzen sogar den Dünger zum Ackerbau, verfertigen gute Eisensachen und Zeuge. Der Cabozir machte mir alle die Komplimente, welche dem Gaste des Königs gebührten, und es fehlte nicht an Schmäusen und Trinkgelagen, militärischen Evolutionen, an Tänzen und Musik. Am 13ten Juli nahm ich Abschied und schrieb auf die Bitte des Cabozir die Namen seiner Vornehmsten und seinen eigenen in mein „Fetischbuch," was überall im Lande als die höchste Ehre angesehen wird. Wir gelangten an diesem Tage über mehrere kleine Flüsse an den Fuß des Zoglogbo, eines imposanten Berges, obgleich an dieser Seite nur 1800 Fuß hoch. Oben auf demselben liegt in einer Art Krater oder Kessel die Stadt gleichen Namens, in welcher die drei Könige von Yarriba, Annagu und Mahi drei Monate lang von den Dahomeys belagert wurden, bis sie der Hunger zur Uebergabe zwang und ihre Köpfe fielen.

Der Cabozir, genannt Kpatschie, empfing mich am Fuße des Berges und führte mich in einer engen, fast perpendiculären Spalte an der Hand den Berg hinauf, während ein anderer Mann bei den gefährlichen Stellen hinten nachschob. Die Felswände zur Seite der Spalte erhoben sich oft über unsere Köpfe und waren weiter hinauf mit Baumwollenbäumen besetzt in welchen viele Arten Affen ihr Wesen trieben. Durch ein Thor aus dicken Planken mit starken eisernen Riegeln gelangten wir in die Stadt, welche auf der Höhe des Berges ziemlich hübsch gebaut ist. Der Rand des Kessels wird durch mächtige Felsblöcke gebildet, unter welchen sich viele Häuser befinden. Der glatte Boden, mit Eisenschlacken und sehr grobkörnigem Gestein bedeckt, deutet auf einen ausgebrannten Vulkan. Von der höchsten Zinne der Felsen hat man eine herrliche Aussicht auf die fernen Berge und die Gelände zu ihren Füßen. Mehrere Versenkungen auf der Höhe bilden natürliche Cisternen, in welchen sich das Regenwasser ansammelt. Man hat auf dem Berge auch Rindvieh, Abkömmlinge eines Paares, welches vor langer Zeit mit großer Mühe hinauf geschafft worden ist. Es nährt sich von den Blättern und Zweigen verschiedener Sträucher und ist sehr klein. Soll ein Stück Rindvieh transportirt werden, so wird es von 2 Mann an einem Stock, der durch die zusammmengebundenen Füße gesteckt wird, auf dem Kopfe getragen.

Ein gleich beschwerlicher und steiler Fußsteig in einer Felsenspalte führte uns auf der andern Seite des Berges hinab nach einem Städtchen, welches sich durch großen Gewerbsfleiß auszeichnet. Weiterhin kamen wir zur Stadt Baffo, gleichfalls am Fuße des Berges und von Felsen überragt. Der Cabozir kam uns mit seinen Frauen und Vornehmen entgegen und alle waren mit Kauris an rothen und blauen ziegenledernen Riemen aufgeputzt wie Husarenpferde. Der Fuß des Berges war mit riesenhaften Bäumen, Seidenbaumwollenbäumen, Sycomoren und Akazien mit vollen Blüthentrauben eingefaßt, von Aesten und Felsen hingen viel prächtige Schlingpflanzen herab, Clematis und Jasmin verbreiteten lieblichen Duft, und der leise Bergwind, welcher die Blätter anmuthig bewegte, ließ die Er-

innerung an meine Heimath lebhaft in mir aufkommen. Denn gewöhnlich herrscht in der Gluthluft Afrikas eine erstickende Windstille, und wird die Luft bewegt, so sind es rasende Tornados und Gewitterstürme. Der Cabozir so wie seine Frauen besuchten mich oft und suchten meine Unterhaltung, mehr noch war ihnen an einem Glase Rum gelegen.

Am 18ten Juli machte ich mit großem Schutzgeleit einen Ausflug nach der Stadt Whagba, 20 Meilen nordwärts. Unser Weg ging zwischen gewaltigen Granitfelsen hindurch, rechts und links erhoben sich Bergkuppen, zum Theil mit Städten auf ihrer Höhe. Viele Bäche durchkreuzten unsern Pfad, auch vor einer warmen Quelle mit klarem Wasser kamen wir vorüber. Einen eigenthümlichen Anblick gewährte der Berg Kpaloko, dessen Wände fast senkrecht aus dem Thale aufsteigen, und dessen Spitze einen scharfen Bogen bildet. Er besteht aus gewölbten Granitlagen, deren einige sich abgetrennt hatten und heruntergerutscht förmliche Gewölbe bildeten. An seinem Fuße stand einst die blühende Stadt Kpaloko, die größte Manufacturstadt im Mahilande, welche von den Dahomeys zerstört worden ist. Westlich sahen wir auch den Berg Kuglo, 1800′ hoch, mit der Stadt gleichen Namens auf der Spitze. Der Cabozir war aber trotzig, und statt gleich den übrigen dem Gaste des Königs seine Aufwartung zu machen, hatte er einen bösen Fetisch in unsern Weg gestellt, ein irdenes Gefäß mit Palmöl und den Federn eines weißen Vogels. Es ging sogleich ein Bote zurück nach Abomey, um dem König dieß böse Betragen zu melden. Die Stadt Whagba ist mit Dornverschanzungen und doppelter Mauer befestigt und der Cabozir hat eine ausgedehnte Macht über alle Orte 20 Meilen im Umkreise. Er empfing uns mit allen üblichen Ehrenbezeugungen. Wir kehrten auf einem andern Wege durch die romantischen Felsenberge nach Baffo zurück.

Hier überkam mich die Lust, auf eigene Hand eine Reise weiter nördlich hin zu unternehmen, zumal ich in Abomey von einem mohamedanischen Priester gehört hatte, daß in einer Stadt an dem Dababab-Gebirge sich ein Kaufmann Namens Terrassowia aufhalte, welcher bei dem Tode Mungo Parks in Yaourie gegenwärtig gewesen sei. Auch hatte mir jener Priester ein

Schreiben an Terrasso-wia mitgegeben, welches ich im Falle des Zusammentreffens überreichen möchte. Eine Bergmasse, welche ich in nördlicher Richtung gesehen hatte, schien mir allen Anzeichen nach das Dabadab-Gebirge zu sein, obgleich ich von Niemandem über den Namen Auskunft erlangen konnte. Ich richtete es demgemäß so ein, daß ich mit meinen beiden Dienern und nur drei Soldaten auf einem Ausfluge, in die Umgegend allein war und sie dann meinem Plan geneigt machte. Ich brachte sie mit Noth dahin, auf der Stelle mitzureisen, und nach einem langen Tagemarsch durch wenig bebaute Gegenden erreichten wir die Stadt Zafura. Es wurde uns hier bald klar, daß wir das Gebiet des Königs von Abomey verlassen hatten, wir wurden nicht mit freudigem Willkommen und demüthigem Niederwerfen empfangen, sondern mit Mißtrauen. Auf meine Frage nach Terrasso-wia ward der Cabozir zwar freundlicher, denn jener Mann ist im ganzen Lande bekannt und beliebt, gab mir aber die unwillkommene Nachricht, daß jener nach einer Stadt im Innern, 7—9 Tagereisen von hier, gezogen sei. Trotzdem beschloß ich, ihn auch dort aufzusuchen und schickte den schwächsten der Soldaten nach Baffo zurück, um dem Anführer meines Geleites zu melden, daß ich meinen Freund Terrasso-wia noch etwas weiter verfolgen werde. Ich erfuhr in Zafura, daß die benachbarten Berge allerdings die Dabadab-Berge seien, daß aber wegen eines unglücklichen Kriegszugs der Dahomeys in diese Gegend der König der letzteren verboten habe, den Namen auszusprechen. Die wenigen Lebensmittel, welche wir hier erhielten, mußten wir sehr theuer bezahlen. Wir wanderten nun 8 Tage lang unter vielen Mühseligkeiten und starken Märschen durch das Land der Fellatahs, wurden von den Häuptlingen der Ortschaften, hier Gadadu's, später auch Scheiks genannt, mitunter mit Freundlichkeit und Gastfreiheit, öfter mit Mißtrauen aufgenommen und hatten oft nichts zur Nahrung als den Mais, den wir auf den Feldern einsammelten, denn unsere Kauris waren uns ausgegangen, und an Geschenken hatte ich nur einige Nadeln, Scheeren, Taschenmesser und Maultrommeln mitgenommen. Mehrmals brachten wir die Nacht im Freien an einem großen Feuer zu. Bei jedem Gadadu hatte

ich ein Examen über den Zweck meiner Reise zu bestehen, und der Name Terrasso-wia's war überall der Zauber, der das erste Mißtrauen beseitigte. Andere gewann ich durch die Aussicht, künftig Handelsverbindungen anzuknüpfen, alle jedoch wunderten sich, daß ich nicht Sclaven aufkaufen wollte, denn überall besteht in Sclaven der größte Handel, selbst Eltern brachten ihre Kinder auf den Markt zum Verkauf. Die herrschende Religion ist hier der Islam, und wo die Häuptlinge mit Gefolge uns aus den Städten entgegenkamen, befanden sich bei ihnen mohamedanische Priester, welche Stellen aus dem Koran sangen. Lederarbeiten, Eisenzeug und baumwollene Zeuge waren die hauptsächlichsten Manufacturgegenstände, das Land war in der Umgegend der Städte gut bebaut, und wir sahen zahlreiche Heerden des kleinen Rindviehs und kleiner Pferde. Wir kamen auch über mehrere Flüsse, welche nach Osten und Südosten fließen. Die Städte, welche wir durchreisten, waren Akwaba, Koma, wo der König Chosee uns mit Achtung und Güte behandelte, die große Stadt Babakunda, welche Chosee gehört, Seka mit einem großen Sclavenmarkt, Assofudah, Quampanissa, Bidassoa, hinter welcher Stadt wir einen großen sumpfigen Wald passirten, wo köstliche wilde Trauben mundgerecht von den Bäumen herabhingen und sich viel Elephanten zeigten. Weiterhin passirten wir Zabakano mit 9000 Einw. in einer schönen hügligen Gegend gelegen, Sagbo, wo wir Dromedare und gezähmte Elephanten sahen, Soku mit guten Färbereien, Kallakandi und Guba mit 7000 Einw. Als wir hinter dieser Stadt durch einen Wald kamen, sahen wir eine große Boa von einem Baum herabhängen; ich schoß sie mit Posten in den Hals und hieb ihr darauf den Kopf ab. Sie maß 31 Fuß, doch sollen sie oft noch viel größer sein. In Guba werden Töpferwaaren und Pfeifenköpfe aus einem guten Thon mit schwarzer Politur verfertigt, welche bis Badagry gehen. Bei der Stadt Ongo sahen wir in der Ferne mehrere Tafelberge. Vor dem Ziel unserer Reise trafen wir in einer kleinen Stadt ein mahomedanisches Kloster, worin Neubekehrte zum Unterrichte 13 Monate lang sich aufhalten müssen. Handelsreisende zahlen hier eine Abgabe und die Vorübergehenden müssen die Sandalen oder

Schuhe abziehen, vom Pferde oder aus der Hängematte steigen, bis sie vorüber sind, auch dürfen sie sich nicht umsehen.

Endlich am 1ten August gelangten wir nach Adofudia, einer Stadt in einer trocknen gesunden Ebene mit fruchtbarem guten Boden gelegen, und wurden vom König und den Vornehmen am Thore empfangen. Der König führte mich auf meine Bitte sogleich auf den Marktplatz, wo Terrasso-wia seine Waaren ausgestellt hatte und ließ ihn herausrufen. Es war ein ehrwürdiger freundlicher Mann, der seine Freude äußerte, zum 2ten Mal in seinem Leben einen Weißen begrüßen zu können. Der König hatte die Aufmerksamkeit, sich zurückzuziehen, und Terrasso-wia führte mich in seine Wohnung und empfing mit großer Freude den Brief des mohamedanischen Priesters in Abomey. Er erzählte mir nun den Hergang bei Mungo Parks Tode. Dieser war in einem großen Kanoe mit Mattenzelt den Dscholiba herabgekommen und hatte in Yaourie einen Diener, der aus dieser Stadt gebürtig war, ausgelohnt und entlassen. Bei der Abfahrt kam jedoch ein Diener des Königs mit dem Befehl, Park vor ihn zu führen, da jener entlassene Diener über Zurückhaltung seines Lohnes Klage geführt habe. Alle Versicherungen Parks und seiner Leute halfen nichts, und als Park trotzdem vom Ufer stoßen wollte, legte der Beamte Hand an das Deck. Park hieb ihm mit dem Säbel die Hand ab, es entstand ein Tumult und das Volk warf Steine in das Kanoe. Noch konnte Park entrinnen, aber er schoß unter das Volk, ließ seine Leute laden und schoß mehrere Leute todt. Dadurch ward der Kampf heftig und Park ward mit Wunden bedeckt zum König geführt, wo er seinen Geist aushauchte. Terrasso-wia war als dritter Mallam oder Priester bei der Katastrophe gegenwärtig gewesen, und vermuthete, daß der König von Yaourie, ein habsüchtiger boshafter Mann, die ganze Geschichte veranlaßt habe. Er floh auch später selbst aus dem Lande des Despoten, ging erst als Priester nach Bornu, später kam er als Kaufmann hieher und handelte jetzt mit Schmucksachen aus Bornu, Scheermessern, Zeugen, Bogen und Pfeilen, so wie europäischen Metallarbeiten, mitunter mit Sclaven.

Bei dem Kaufmann traf ich noch einen alten Bekannten

von der verunglückten Nigererpedition her, einen Kaufmann aus Tripolis, der sich zu jener Zeit in Rabba aufhielt, und jetzt von Terrasso-wia beschäftigt wurde. Als er mich erkannte, sprang er mit ausgestreckten Armen auf mich zu und umschlang mich. Während wir uns unterhielten, näherte sich ein großer hübscher Mann mit einnehmenden Gesichtszügen, verbeugte sich und sprach mich zu meiner großen und freudigen Ueberraschung erst spanisch, dann englisch an. Er stammte aus Bornu, war im Kriege gefangen genommen und als Sclave von Ort zu Ort verkauft, bis er von Whydah nach Bahia gebracht wurde, wo er 21 Jahr als Sclave, und von diesen zehn Jahre lang bei einem Kaufmann aus Liverpool als oberster Koch in Diensten war. In Folge der Emancipation der im Dienste brittischer Unterthanen befindlichen Sclaven, ward auch er in Freiheit gesetzt und ging in das Land seiner Kindheit zurück. Doch seine Vaterstadt war vom Feinde zweimal niedergebrannt worden und jetzt größtentheils von Fremden bewohnt, er selbst war ein Fremder an der Stätte seiner Geburt. Vereinsamten Herzens zog er nach der Küste, um nach Bahia zurückzukehren, traf in einer Stadt mit Terrasso-wia zusammen und schloß sich diesem auf seinen Handelsreisen an. Er erklärte die Zeit der Sclaverei in Bahia für die glücklichste seines Lebens, sprach von dem englischen Kaufmann mit der größten Achtung und wünschte sich zurück in die civilisirte Welt. Er ließ es sich nicht nehmen, die Speisen, welche der König uns lieferte, selbst zuzubereiten und er zeigte sich als Meister in seiner Kunst.

Wir wurden vom König eingeladen und fanden ihn auf einem türkischen Teppich mit gekreuzten Beinen sitzen. Er stand auf, um mir die Hand zu schütteln, und setzte sich dann auf einen niedrigen, reichgeschnitzten Stuhl, während seine beiden ersten Mallams jeder eines der königlichen Beine in seinen Schoß nahm. Wir unterhielten uns bei Fackelschein und der König war unermüdlich in Fragen über England und sein Oberhaupt. Er schien bestürzt zu sein, als er hörte, daß dieses eine Frau sei, und zuckte mitleidig die Achseln, als ich ihm auf Frage nach der Anzahl ihrer Männer sagte, daß sie n einzigen besitze. In Terrasso-wia's gastlichem Hau

vortrefflich, und trat am andern Tage meine Rückreise nach dem Konggebirge an.

Adofudia ist so groß wie Abomey, im Handel und Gewerbfleiß dieser Stadt ähnlich. Zehn starke Tagereisen davon liegt Timbuctu, welches nach Terrasso-wia's Bemerkung kleiner als Adofudia, und nur als Marktplatz durch Austausch von Waaren belebt ist.

Ohne besondere Ereignisse erlebt zu haben, trafen wir am 13ten August in Baffo ein, wo mich mein Schutzgeleit und dessen Anführer fast verzweifelnd erwartet hatten. Er hatte mehrere Tage nach meiner heimlichen Abreise nichts essen wollen, da er fest überzeugt war, daß es ihm den Kopf kosten würde, wenn er ohne mich nach Abomey zurückkäme. Der König von Abomey hatte sich täglich erkundigen lassen, ob man irgend etwas von mir erfahren habe. Es wurde sogleich ein Eilbote an ihn abgesandt, und durch reichliche Spenden von Rum an meine Leute der Trübsinn in allgemeine Heiterkeit verwandelt. Der folgende Tag wurde mit Trinken und Tanzen zugebracht, am 15ten August aber brach ich mit meinem Geleit, durch 100 Mann meines Freundes Kpatschie und eben so viele des Cabozir von Baffo verstärkt, nordwestwärts nach der Stadt Logozohy im Lande der Annagu's auf. Hinter einer reich bewässerten mit bunten Schwertlilien geschmückten Ebene, welche als neutrales Gebiet zwischen den Mahis und Annagus angesehen wird, zieht sich halbmondförmig die Kette des Dassa-Gebirges hin, welches von unabhängigen Berg-Annagus bewohnt wird. Dieses ist ein eigenthümliches Volk mit eigener Sprache. Es versteht sich gut auf Landbau und Viehzucht, bereitet sich alle Werkzeuge selbst und unterhält keinen Verkehr mit den umwohnenden Völkern. Durch ihre Vorsicht und die feste Lage ihrer Bergstädte, so wie durch ihre Kenntniß in Bereitung der Gifte, sind die Einwohner schon seit vielen Menschenaltern in freiem Besitz ihrer Berge geblieben. Als man vor drei Jahren eine ihrer Städte mit einem Angriffe bedrohte, vergifteten sie alle Gewässer, aus welchen die belagernden Dahomeys ihren Bedarf nahmen, so daß Tausende der letztern einen martervollen Tod fanden und die Belagerung aufgehoben werden mußte. Sie

ſind eiferſüchtig auf Alles, was ihnen gehört, und leiden nicht, daß man ihnen einen Stein entwendet. Als ich neben ihren Bergwänden entlang reitend, einen mir auffallenden Stein aufheben ließ, erhoben ſie, in großen Schaaren neben uns auf den Bergen mitziehend, ein ſo drohendes Geſchrei, legten ihre vergifteten Pfeile auf ihre geſpannten Bogen und brachen in ſolche Verwünſchungen aus, daß der Stein eilig wieder hingeworfen werden mußte. Ihr Gift bereiten ſie aus einer Art Cactus oder Euphorbium, deſſen milchartiger Saft mit dem Auge in Berührung gebracht, gänzliche Blindheit, und dem Blute vermiſcht, augenblicklichen Tod zur Folge haben ſoll. Als ich neugierig nach einem jener weichen, ſtachelloſen, graugrünlichen Gewächſe griff und einen Theil des äußerſt ſpröden Stengels abbrach, wurde dieſer mir von den Soldaten unter lautem Geſchrei aus der Hand geriſſen und weit hinweg geſchleudert. Ich ſah in einigen benachbarten Krums auch in der That eine ungewöhnlich große Anzahl blinder Menſchen und Hunde, ohne daß Spuren von Blattern an ihnen zu bemerken geweſen wären. Das Daſſagebirge iſt ſehr romantiſch und beſteht an manchen Stellen aus ungeheuren, wild durch einander geworfenen Granitblöcken. Es erhebt ſich bis zur Höhe von 2500 Fuß. Wir überſchritten es auf einem maleriſchen Paſſe zwiſchen überhängenden Granitblöcken, welche jeden Augenblick auf uns herabzuſtürzen drohten, ringsum toſten und ſchäumten wild herabſtürzende Gebirgswaſſer und der blaue Adler ſchwebte über der Scene von wilder Erhabenheit. Löwen, Panther und Hyänen haben hier ihre dunklen Schlupfwinkel und ſtellen der ſchlanken Antilope nach, die zu den Bächen kommt, um ihren Durſt zu löſchen.

Nachdem wir das Daſſagebirge hinter uns hatten, kamen wir durch eine Ebene, dünn mit Palm- und Schihbutterbäumen bewachſen, und überſchritten darauf ein zweites halbmondförmiges Gebirge aus Kalkſteinen und ſchön geflammtem bunten Marmor beſtehend und bis zum Gipfel ſchön bewaldet. Auf der nördlichen Seite des Berges liegt die Mahi-Stadt Logozohy, welche wir bei vollem Regenwetter, wohldurchnäßt erreichten. Am andern Tage zog ich nach der Weiſung des Königs von

Dahomey, welcher überall in größeren Städten den solennen Einzug befohlen hatte, mit meinem ganzen Gefolge eine halbe Meile aus der Stadt heraus denselben Weg, auf welchem ich gekommen war, und wurde nun vom Cabozir mit allen Feierlichkeiten so empfangen, als ob ich soeben erst angelangt wäre. Die Stadt zählt 8—9000 Einwohner und ist sehr regelmäßig gebaut. Ich mußte hier am Cabozir, der an einem lästigen Husten litt, und an einem jungen Menschen, der mit dem Aussatz behaftet war, meine ärztliche Kunst probiren, und hoffe, daß die Laxans, die ich beiden verordnete, nicht geschadet haben möge. Im Verfolg unserer Reise kamen wir an einen kleinen reißenden Fluß mit hohen bewaldeten Ufern. Hier waren die Leute von Dahomey sehr erfreut, ihre Pioniergeschicklichkeit zu entwickeln, und hatten in kurzer Zeit eine Hängebrücke fertig. Jenseit des Flusses kamen wir ins Land der Annagu's. Der Cabozir von Savalu, einer der mächtigsten Statthalter des Königs, kam uns hier in einer prächtigen Sänfte getragen entgegen, ließ sich um uns herumtragen und stieg dann aus, mich zu begrüßen. Es fehlte auch hier nicht das übliche Niederwerfen vor dem Gaste des Königs und das Bewerfen mit Staub, desgleichen eine lange Anrede, welche der Cabozir mit der Bemerkung schloß, ich sei einem Manne zu vergleichen, der schon viele Monate lang im Walde vergebens einen Holzblock für sein Feuer gesucht habe, endlich aber einen ganz eigenthümlichen Baum auffinde, der wie eine Lampe brenne. Auf gleiche Weise, sagte er, sei ich durch das Mahi- und Fellatahland gereist, hätte aber nirgends eine so großartige Stadt gesehen, wie Savalu, wo ich eben einziehen wolle. Der Weg zur Stadt ist großartig und malerisch. Wir erstiegen nach und nach sechs Plattformen, zu welchen natürliche Treppen von einer ganz eigenthümlichen, perpendiculär geschichteten Steinart führten, die fast wie versteinertes Holz aussah. Diese Treppen erstrecken sich ziemlich eine Meile weit, die Plattformen selbst sind mit zahlreichen Dörfern besetzt. Hinter der Stadt ragt bis zum Gipfel schön bewaldet der Berg Savalu empor und bildet mit seinen kühn aufstrebenden, grauen Felsen und Abhängen einen anmuthigen Hintergrund der Stadt, die größer, geschmackvoller und gleich-

förmiger gebaut ist, als irgend eine Stadt im Mahilande. Das Haus des Cabozir liegt auf einer Plattform über dem Marktplatz, ist von einer 10—12 Fuß hohen Mauer eingefaßt und zwei Stock hoch, so daß die Frauen des Cabozirs aus den Lichtlöchern der oberen Etage den ganzen Marktplatz überschauen können. Sie sahen auch, als mir auf dem Platze die soldatischen Ehren mit Tanz, Gewehrfeuer und Rumtrinken gebracht wurden, verstohlen aus den Fenstern, verschwanden aber sogleich, sobald sie bemerkt wurden. Savalu ist die Grenzstadt von Annagu, dessen Bewohner als ein gesetzloses, raubsüchtiges und grausames Volk bekannt sind. In der Stadt werden ziemlich feine, seidenartige Gewebe verfertigt, auch strickt man hier Nachtmützen und andere Sachen. Unter dem Zudrang einer ungeheuren Menschenmenge, welche durch Ochsenziemer etwas in Zucht gehalten wurde, erneuerte sich am folgenden Tage der ganze feierliche Empfang, und wurden mir an diesem Tage auch die Fetischfrauen vorgeführt, welche ihr Jahresfest feierten. Sie schienen die artigsten und hübschesten Frauen der Stadt zu sein und waren mit Korallen- und Erzarmbändern geschmückt. Jede von ihnen trug außer dem heimischen Gewande ein großes seidenes Tuch europäischer Manufactur. Sie warfen sich in den Staub vor mir nieder, sprachen ein kurzes Gebet und begannen dann einen Tanz und einen eigenthümlichen Gesang, zu welchem sie tactmäßig einander in die Hände schlugen.

Am 19ten August verließen wir Savalu und gingen über das Savalugebirge, kamen dann durch eine Ebene mit Schibutterbäumen, Gesträuch aus wildem Wein und setzten zweimal über den Fluß Zoa, der hier sehr reißend ist. Spät am Abend erreichten wir die Stadt Jallaku, die erste im eigentlichen Dahomeylande. Bei Fackelschein mußte ich alle üblichen Begrüßungen annehmen, obgleich ich schon seit mehreren Tagen ein Fieber mit mir herumtrug. Die Stadt liegt auf einem flachen Felsen am Fuße des durch übereinander liegende ungeheure Felsblöcke malerischen Berges Jallaku, des letzten Berges, den wir auf der Rückreise nach Abomey berührten. Das Thermometer wechselte zwischen 71°—80° F., das Klima war also bedeutend kälter als an der Küste während der kältesten Jahres-

zeit. In den folgenden Tagen reisten wir auf schlechten Wegen durch eine dicht bewaldete Ebene, übernachteten im Freien mit militairischen Vorsichtsmaßregeln gegen einen etwaigen Ueberfall durch die Annagu's, und erreichten am Abend des zweiten Tages die ziemlich bedeutende Stadt Gijah, am folgenden Mittag Doko, wo ich zu meiner Freude den Cabozir von Whydah erblickte, welcher Avoga oder Hauptmann der Weißen genannt wird, und mir vom König von Abomey aus entgegengeschickt war. Er ist der Bruder des Cabozirs von Doko.

Am folgenden Mittage rückten wir in Abomey wieder ein, am Thore durch meinen alten Mayho freundlich empfangen. Der König freute sich sehr, mich gesund wieder zu sehen, machte mir einige gelinde Vorwürfe über meine abenteuerliche Reise ins Fellatah-Land, und unterhielt sich lange mit mir über den Sclavenhandel, so wie über die Hebung des Handels und des Ackerbaues. Er erklärte, ersteren nicht plötzlich abschaffen zu können, überließ jedoch durch einen besondern Vertrag Whydah mit einem gewissen Umkreise von Ländereien an England, damit ein Beispiel für seine Unterthanen in Bezug auf Handel und Ackerbau gegeben würde. Dahomey war früher abhängig von Ashanti, der jetzige König erklärte sich jedoch unabhängig und erbaute zum Zeichen seiner Souverainität einen Palast eine Meile von der Stadt, den er nach der Hauptstadt von Ashanti Kumassie benannte. Ich wurde hier mit vielen Leckereien bewirthet und hatte Gelegenheit, eine Menge von Kriegszelten zu bewundern, welche die vieler europäischen Völker an Geschmack und Zierlichkeit übertreffen. Auch die Schädelsammlung des Königs wurde mir gezeigt, über 4000 Stück; die Schädel der Könige lagen in großen kupfernen Kesseln, die der Cabozirs in Kalebassen. An den Schädel einer jeden bedeutenderen Person ward ein ausführlicher Bericht von dessen Umständen und Schicksalen geknüpft, und ich erstaunte über die Gedächtnißkraft, welche so viele Einzelheiten bewahrt hatte. Viele Schädel hatten gar keine Scheitelnaht, die der Mahis wichen vom Nasenbeine bis zum Scheitel am weitesten zurück und verlängerten sich sehr nach hinten, die der Annagus und der Dahomeys waren am dicksten, die der Fellatahs am dünnsten, und unterschie-

den sich durch mehr europäische Form und sehr niedrige Stirnknochen von den übrigen bedeutend. Von den königlichen Schädeln waren einzelne der wichtigsten mit Messing verziert und mit Eisen umnietet.

Ich genoß mehrere Tage die ausgezeichnete Gastwirthschaft des Königs und war frei von allen Zudringlichkeiten und Betteleien, welche in andern Gegenden so unangenehm sind. Auch ist mir nicht das Geringste vom Volke entwendet, so lange ich in Dahomey war. Aber ich litt unaussprechlich durch ein Fieber und durch die Wunde meines Fußes, in welcher sich der Brand einzustellen drohte, so daß ich ein paar Tage lang das Bett hüten mußte. Mein einziger weißer Diener erlag dem Fieber und ich fühlte mich sehr verlassen.

Unter solchen Umständen ward mir der Rückweg nach Whydah, welches ich ohne Gefährde erreichte, sehr beschwerlich. Herrn de Suza, der mich so edelmüthig zu meiner Reise ausgerüstet hatte, fand ich sehr krank und ich nahm einen wehmüthigen Abschied von diesem Portugiesen, der trotz seines Sclavenhandels auf der ganzen afrikanischen Küste als ein Mann von sehr edlem Charakter berühmt ist.

In Cape Coast hielt ich mich bis zum Februar 1846 auf, lag viele Wochen lang fast hoffnungslos am Fieber danieder und hatte mein Leben nur der aufopfernsten Gastfreundschaft und Pflege zu danken. Auf einem kleinen Schooner machte ich dann die Rückreise nach England, auf welcher mein Gesundheitszustand trotz der langweiligen und unbehaglichen Fahrt von drei Monaten sich bedeutend besserte.

# E.

## Die Portugiesischen Besitzungen in Südwestafrika.

Ein Reisebericht von **G. Tams**, Dr. med. et chir.

---

Im Jahre 1841 unternahm der portugiesische Generalconsul zu Altona, Herr Ribeiro dos Santos, in eigener Person eine Handelsreise nach der Küste Angola, von deren Handelsverhältnissen er zuvor sich aufs Genaueste unterrichtet hatte, indem zu diesem Zwecke einige Jahre früher ein junger Kaufmann ihm dahin voraufgegangen war. Man hatte die Absicht alle von Europäern bewohnten Plätze behufs des Tauschhandels zu besuchen und demgemäß mit allen möglichen Handelsartikeln sich versehen, welche nur irgendwie dem Bedürfnisse der verschiedenen Negerstämme oder der dort ansässigen Europäer entsprechen möchten. Schießpulver, Blei und Waffen aller Art bildeten nebst leichten Zeugen aller Farben, wobei die blaue Farbe, als des Negers Lieblingsfarbe, leider nicht genug bevorzugt war, die Hauptladung unserer Schiffe; dazu fehlte es nicht an allerlei Schmucksachen und jeder Art des Hausgeräths. Doch ergab sichs später, daß wir mancherlei Ueberflüssiges geladen und Anderes zu wenig berücksichtigt hatten. So z. B. fanden Lampen fast gar keinen Absatz, da man überall Wachslichter brennte, welche durch Glascylinder gegen Zugwind oder Mücken und Fliegen geschützt werden; und eben so ging es mit den meisten unserer Perlen, mochten sie auch die schönsten Farben haben, da man weiße oder hellblaue massive Porzellanperlen allen andern vorzog. Dagegen machte weißes Porzellangeschirr bei den entlegeneren Negerstämmen großes Glück, obwohl der

eigentliche Zweck desselben nicht begriffen wurde, und Maultrommeln und Harmonika's waren kaum genug mitgenommen, während die Nachfrage nach Tabak und Cigarren vollends nicht befriedigt werden konnte. Die Ausrüstung von sechs Schiffen, von denen eins ganz nur mit portugiesischen Weinen beladen erst später zu uns stieß, erschien auf Kosten eines Mannes fast zu viel, und Jeder glaubte, daß es nur dem Sclavenhandel gelten könne. Allein dem war nicht also. Es wollte Herr dos Santos nur dem Handel und der Wissenschaft den besten Dienst erweisen, wenn ihm der Zweck der Reise wohl gelungen wäre. Aus diesem Grunde hatte er das Hauptschiff, der Vasco da Gama, mit allen Genüssen und Bequemlichkeiten des höheren Lebens versehen, es fehlte nicht an einer gewählten Bibliothek, an feiner Küche und gebildeter Gesellschaft; es war ein junger Portugiese, vieler Sprachen mächtig, auf dem Schiff als Secretär, dazu zwei junge Freunde der Wissenschaft, Herr Großbender aus Hamburg und Herr Wrede aus Hannover als Naturforscher, dann noch ein italienischer Künstler, der mit bewundernswerther Fertigkeit die Glasharmonika zu spielen wußte und noch ein Corps von sechs gewählten Musikern. Dazu nun hatte Herr dos Santos eigends eine Zeichensprache erfunden, durch welche die kleine Handelsflotte stets in lebendigem Verkehr erhalten werden möchte, indem durch verschiedene Flaggen und Ballons oder durch nächtliche Laternensignale zum Vergnügen der Reisenden Mittheilungen der verschiedensten Art von Schiff zu Schiff versucht wurden. Es schien als ob man nur zu einer großen Lustfahrt auf dem weiten Meere ginge, und daher konnte auch ich, obwohl unsere Ankunft in der ungesundesten Jahreszeit zu erwarten stand, doch der Versuchung nicht widerstehen als Schiffsarzt an der Reise Theil zu nehmen. Leider aber sollte der Ausgang unserer Hoffnungen nicht entsprechen; denn jenen oben erwähnten jungen Kaufmann, auf dessen Rath und Einsicht man so sehr vertraut hatte, trafen wir nicht mehr am Leben, die beiden Naturforscher und Herr dos Santos selbst wurden Opfer des mörderischen Klima's, der junge Portugiese mußte noch auf der Rückreise dem Küstenfieber unterliegen und mir selbst ward dann elf Monate später mit nur wenig Andern das sichere Loos zu

Theil der Unglücksbote all der schönen Hoffnungen zu sein, welche in dieser kurzen Zeit so ganz gescheitert und zertrümmert waren. — Inzwischen mag der Leser, der am Bilde unserer Reise sich vielleicht erfreuen mag, zugleich im Geiste auf dem Friedhofe zu Benguela weilen, wo Herrn dos Santos Leiche ruht, der diese Freude ihm erstorben hat.

---

## Erstes Kapitel.

Es war der 28ste Juni 1841 nun einmal bestimmt zu unserer Abreise und daher lichteten wir trotz des widrigen Westwindes an diesem Tage die Anker, um mit dem Strom der Elbe wenigstens ein Stück weiter abwärts zu gelangen. Allein drei Mal mußten wir liegen bleiben ehe wir am 30sten Curhafen erreichen konnten und tiefe Betrübniß brachten wir mit über den Tod eines lieben Altonaer Freundes, der Herrn dos Santos bis Glückstadt begleitet hatte und nun beim Transport an das passirende Dampfboot durch das Umschlagen der Jolle plötzlich sein Ende fand. Erst am 3ten Juli früh um 5 Uhr sagten wir Curhaven unter Kanonendonner Lebewohl, um uns aufs Neue den wilden Wogen der unruhigen Nordsee anzuvertrauen und bekamen trotz des nicht eben günstigen Windes doch schon nach drei Tagen die südöstliche Spitze Englands in dicken Nebel gehüllt in Sicht, mußten aber an der schroffen kreidigen Küste Schutz suchen gegen einen heftigen Westwind im Angesichte der Stadt Deal. Zahllose Bettler umlagerten hier zwei Tage lang mit unendlicher Frechheit unsere Schiffe, indem sie meist Genèver oder Tabak erbaten oder zu kaufen bereit waren, und kleinmüthig ließen alle unsere Capitäne sich solches gefallen, in jedem Bettler gleichsam die ganze mächtige Nation der Engländer respectirend. Am 10ten Juli ward der Wind uns günstig und zwei volle Tage hindurch auf einer Fahrt von neunzig Meilen Länge hatten wir bei gutem Wetter beständig die englische Küste des Kanals mit all den Forts und Festungen, den niedlichen Städten und zierlichen Landsitzen deutlich im Auge, während Schiffe von allen Welttheilen und Flaggen aller Nationen rund

umher im Zuge sich drängten. Dann aber begann mit dem letzten Blick auf Englands Westende das hellgrüne Wasser plötzlich dunkler zu werden, weil hier das Senkblei keinen Grund mehr findet wie bisher, die Menge der Seevögel wurde sparsamer und verschwand endlich fast gänzlich bis auf die kleinen Seeschwalben, von denen einzelne die täglichen Gefährten auf der ganzen Reise blieben, und bald ward nach dem reichbewegten Leben der Meereswüste ewiges Einerlei nun um so mehr von Allen tief empfunden. Eines unserer Schiffe, welches seit acht und vierzig Stunden nicht mehr gesehen war, fand hier zur allgemeinen Freude sich wieder zu uns und trotz häufiger Stürme und nächtlicher Finsterniß geschah zu meiner größten Verwunderung fortan nie solche Trennung wieder auf der ganzen weiten Reise. Interessant war hier auch das Erscheinen einer ungeheuren Schaar von Delphinen, welche, so weit das Auge reichte, mit großer Hast von Nordwest her dem Winde und den Wellen folgend immer paarweise hoch über die Wasserfläche emporsprangen, indem sie, wie es schien, bemüht waren von einer schäumenden Wogenspitze zur andern hinüber zu springen. Hiermit zugleich aber begann die Seereise, wie immer für Alle die, welche nicht Gefallen finden am unterhaltenden Fange zahlloser Medusen und Clionen (Strahlen- und Weichthiere) viel Langweiliges zu haben; daher wir uns sehr glücklich schätzten, als wir an der nördlichen Spitze von Spanien in den sogenannten portugiesischen Nordost-Passat gelangten, der sonst gewöhnlich erst am Südende der pyrenäischen Halbinsel beginnt. Durch seine Hülfe erreichten wir in wenig Tagen das kleine, hohe, felsige Porto Santo, ohne jedoch auf den sechs bis acht geographischen Meilen der Ostküste, die dem Auge sichtbar wurden, auch nur eine einzige menschliche Wohnung oder Spuren von Kultur auf dem verbrannten Lavaboden zu gewahren, indem das einzige kleine Städtchen an der Südwestküste unserm Auge verborgen blieb. Herr dos Santos trennte sich hier von den übrigen Schiffen, um in Madeira bei der Stadt Funchal einige Tage anzulaufen, wir andern aber passirten dies reizende Eiland mit seinen kleinen Nachbarn, den nördlichen und südlichen Desertas erst gegen Abend, da es schon dunkelte,

da von hier bis zu den Capverden ewig derselbe Passat weht, schon am Abend des zweiten Tages nachher die Insel Palmas. An verschiedenen Stellen brannten helle Feuer auf den aus grauer Lava bestehenden Höhen und friedliche Gruppen lagerten daneben; aber mit dem anbrechenden Morgen waren die oberen Umrisse auch dieses Eilandes schon wieder im Horizont, und wenige Meilen zur Linken gewahrten wir einen sehr hohen Bergrücken dunkelgrauer Lava, der hin und wieder mit dunkelm Gestrüpp bedeckt und an einzelnen Stellen von weißen Streifen, anscheinend Kreide, durchzogen war. Das war die Insel Ferro. Der hohe Pik von Teneriffa, der nicht selten über fünf und zwanzig geographische Meilen weit sichtbar ist, ward meinem Blicke durch dichte Nebel verborgen. Dagegen sah ich wenige Meilen südlich von hier die ersten fliegenden Häringe, welche an Zahl bald so sehr zunahmen, daß schon am nächsten Tage oft viele Tausende zugleich sich aus dem Wasser erhoben. Viele hatten das harte Geschick, indem sie der Gefräßigkeit des Haifisches entgehen wollten, auf unser Verdeck zu fallen und oft bestand nun unser Frühstück zum größten Theil aus diesen schmackhaften Fischen. Den ersten Haifisch erblickten wir zwei Tage späterhin; allein er folgte uns nur kurze Zeit, da dieses träge Unthier nie sich abmüht einem Schiffe nach zu schwimmen, welches mehr als zwei Meilen segelt in vierstündiger Wacht und unsere Schiffe legten deren wohl sieben bis acht zurück in gleicher Zeit. Kaum war derselbe wieder unsichtbar geworden als wenige Schritte neben uns eine große Riesenschildkröte (Testudo midas), pflegmatisch den Hals aus der Schale steckte um ihn eben so ruhig wieder einzuziehen ohne furchtsam unterzutauchen. Wind und Wellen gaben ihr jetzt die Richtung nach den noch 80 Meilen entfernten Capverdischen Inseln und etwa hundert Meilen mochten wir von den Canaren sein. Erstere erreichten wir schon am dritten Tage nachher, indem wir früh am Morgen des 5ten August hoch in den Wolken die Spitzen der Insel St. Antonio vor uns sahen, aufgebaut aus grauer Lava bald zuckerhutähnlich zugespitzt, bald zackig und zerrissen, dann wieder fortlaufend mit gleichmäßigem Rücken oder von tiefen Schluchten durchzogen mit sanft zum Meere absteigenden

Thälern. Die trübe Nebelluft hatte dem heiteren Himmel Raum gegeben und schönes Grün, Gebüsch und tiefer hinein selbst dichte Wälder gewahrte das Auge an den scheinbar nackten Felsen, an deren schroffen Abfällen oder losgetrennten Trümmern die hochschäumende Brandung Schaaren von Seevögeln aufscheuchte. Wir ankerten hier vor dem Negerdörfchen Ponto do Sal, wo Herr Fonseca, ein Agent unseres Hauses, wohnte, um Herrn dos Santos abzuwarten. So wurde mir Gelegenheit die ganze Insel zu durchstreifen; doch gelang mir weder der Weg am Meere, weil hier die Wellen oft unmittelbar ans steile Ufer schlagen, noch das Erklimmen einer Höhe, von der aus gleich die ganze Insel hätte übersehen werden können, weil alle Sträucher an den höheren steilen Wänden, meist Baumwollensträucher, nur so wenig Erde hatten, daß sie beim Klimmen keinen rechten Anhalt bieten konnten. Bevor ich nun aber eine zweite Ausflucht versuchte, lernte ich an der Tafel eines jungen Portugiesen, der zu Straßburg erzogen war und jahrelang in Paris gelebt hatte, jetzt aber neben Herrn Fonseca der einzige europäische Kaufmann auf der Insel war, noch erst zum ersten Male die Produkte der heißen Zone kennen, welche unter den Namen Gojavas, Papaias und Mamaias neben Bananen und Ananas zum Nachtisch stets herumgegeben werden und die ich späterhin noch oftmals schmecken sollte. Draußen waren aber die Trauben zur Reife gediehen, schöne Apfelsinen und eine Art kleine Citronen hingen überall in reichem Maaße an den Bäumen, als ich darnach zu der etwa zwei Stunden entfernten Hauptstadt Grande Ribeira mich aufmachte. Hie und da kletterten wilde Ziegen und Esel an den Bergen; einzelne Negerhütten hatten Kaffee, Zucker und Mais zum eigenen Bedarfe in nächster Umgebung am grünen Ufer eines Baches, deren mehrere mit raschem Fall ins Meer plätschern; ringsum wucherte die Indigopflanze in Folge früher Seitens der Regierung damit gemachter Culturversuche; Neger und Negerinnen, welche Früchte und Gemüse zum Verkauf hinabtrugen nach Ponto do Sal grüßten mit dem üblichen Gruße: „Lauvado seja nosso Senhor Jesu Christo“ (gelobt sei unser Herr Jesus Christus), worauf die übliche Antwort lautet: „Para sempre“

(in Ewigkeit, Amen.) — Da standen wir nach zweistündigem, ermüdendem Marsche plötzlich auf einer freien Höhe und übersahen zu unsern Füßen ein reizendes Gebirgsthal von schroffen Felsabhängen rund begrenzt, alle Wände bedeckt von Weinbergen und mitten innen in paradiesischen Gärten neben hochstämmigen Palmen und großblätterigen Pisangs die Wohnungen der Menschen. Dahin stiegen wir jetzt hinab zur Hauptstadt der Insel. Da aber jedes Haus am Ende eines Gartens liegt, so bilden die Straßen nur schmale Gänge zwischen hohen Steinmauern, welche alsbald von Neugierigen so erfüllt waren, daß wir nur mit Mühe zu einer Art Weinschenke vordringen konnten, um dort ein wenig auszuruhen. Allein auch hier waren wir vor dem Eindringen der Neugier kaum geschützt; es war vielmehr als ob in uns die ersten Europäer dort erschienen wären, obwohl doch ein portugiesischer Offizier als Gouverneur in der Stadt residirt. Sehr bald erschien indeß ein dicker wohlgekleideter Neger und ergriff mich ohne Umstände freundlichst bei der Hand, um mich in sein Haus zu führen, welches durch eine dicke Gartenmauer verdeckt war. Durch eine Thür, welche einer der wenig Sclaven, die man auf der Insel findet, öffnete, traten wir in den sauber gehaltenen Garten und gerade gegenüber lag das Haus. Vor demselben war eine schöne alte Allee, welche abwechselnd durch Kokus, Dattelpalmen und Pisang gebildet ward, Alles reichlich mit Früchten behangen, während die übrigen Anpflanzungen meist aus Maniok, Apfelsinen und Gojavas bestanden. Für meinen Wirth aber schien das Alles wenig Bedeutung zu haben; denn er führte mich zunächst vor eine alte Nürnberger Wanduhr, welche mit jeder abgelaufenen Stunde „Kukuk" rief, mit der Versicherung, daß dies das einzige Exemplar auf der ganzen Insel sei. Seine Ehrenbezeugung galt meinem ärztlichen Berufe; alsbald aber wurden auch meine Begleiter, die beiden Naturforscher und der Schlachter zu einem Frühstücke herbeigeholt, bei welchem europäische Butter und brasilianischer Zwieback statt des Brodes verabreicht wurde, während alle Arten eingemachter Südfrüchte aus Amerika daneben circulirten. Eine Menge mit herbeigeströmter Neugieriger nahm unbefangen an dem Mahle Theil, bei welchem der Wirth

es sich angelegen sein ließ, schnell eine Gesundheit nach der andern auszubringen, und jeder Gast durch wiederholtes Klopfen mit dem leeren Glase zu verstehen gab, daß er der Trinkerpflicht gehörig nachgekommen sei. Trotz des reichlich genossenen Weines blieb Alles in der Grenze des Anstandes, und nach aufgehobener Tafel führte mich der Wirth zu den abgelegenen Theil des Hauses, wo seine Frau und Töchter wohnten. Denn auch hier hat sich die Sitte der Sonderung beider Geschlechter verbreitet, nur mit dem Unterschiede, daß bei Geringeren diese Trennung sich blos auf die Mahlzeit bezieht, wo immer zuerst die Männer und dann die Frauen speisen. Ich hatte große Noth die ängstliche Schüchternheit der Frauen zu überwinden um mich vom Zustande ihrer Leiden gehörig zu unterrichten, wurde aber nach allen Seiten hin den ganzen Tag hindurch so sehr in Anspruch genommen, daß ich erst spät am Abend mit meinen Freunden wieder zusammen traf, welche inzwischen die Umgebung der Stadt näher durchforscht hatten. Man rieth uns wegen der schnell hereinbrechenden Dunkelheit den Mondschein abzuwarten, und so geschah es, daß wir Zeugen und Theilnehmer eines heiteren Tanzes wurden, der wie von selbst zu Stande kam, indem ein Mulatte von der Insel Boavista schlecht genug dazu aufstrich. An den Nationaltänzen, einem beständigen Suchen und Fliehen unter lautem Händeklatschen oder wieder einem stundenlangen Singen und Fingerklatschen, einer Art Ecossaise worin zwei Reihen von Tänzern ohne Musik, wie eine wenig unterbrochene Frage und Antwort, sich verhielten, konnten wir selbst, zum Bedauern der Tanzenden, nicht Theil nehmen; als aber endlich zwei Damen sich fanden, welche auf Boavista von englischen Matrosen Walzer und Gallopade gelernt hatten, mußten wir oft damit aufwarten, während Andere, die es noch zu thun versuchten, herzlich verlacht wurden.

Erst am folgenden Morgen kehrten wir nach Ponto do Sal zurück und noch am Abend dieses Tages erquickte ich mich an der so ganz dazu einladenden Küste an einem erfrischenden Seebade. Natürliche dicht geschlossene Becken von Lavablöcken nahmen hier nämlich das Meerwasser in sich auf und sichern

den Badenden vor dem gefräßigen Hai und andern Meerungeheuern, so daß man ohne jede Furcht dem Spiel der Wellen sich ergeben kann. Allein zwei andere Feinde sind trotzdem sehr zu beachten; einmal der heiße Sonnenstrahl, dem meine Freunde, wenig Stunden früher badend, den nackten nassen Rücken ausgesetzt hatten, in Folge dessen sie selbst von heftigem Fieber befallen wurden und mehrere Tage lang den Rücken wund fühlten wie von spanischen Fliegenpflastern, und dann die scharfen Spitzen der überall das Gestein überziehenden Serpula lumbricalis, welche auch mir den Ballen des einen Fußes dermaßen verletzten, daß die darnach erfolgende Entzündung und Geschwulst für einige Tage mir das Gehen unmöglich machte. Die Neger kennen dieses Uebel sehr wohl und der nach ihrem Rathe angewandte Umschlag von gebackenen Bananen befreite mich denn auch wieder von diesen Leiden.

Erst am 8ten August in Begleitung des Herrn Fonseca, den Goldgier zum Gewerbe des Sclavenhandels nach Benguela oder Loanda trieb, setzten wir unsere Reise wieder fort. Wir hätten St. Vincent in einem Tage erreichen können, aber der Passat hatte fast gänzlich aufgehört und so fuhren wir denn langsam an St. Antonio dahin, indem dies hohe Eiland mit seinen zerstreut liegenden freundlichen Dörfern oder einzelnen Wohnsitzen und den bis in die Wolken ragenden Spitzen an unserm Auge still vorüberzog. Gegen Süden hin dacht das Gebirge langsam sich ein wenig ab und statt der schroffen, kahlen und durchaus unfruchtbaren Felsparthieen erscheint eine überaus fruchtbare ebene Ausflachung, in welcher eine Menge kleiner Zucker- und Kaffeepflanzungen sich befinden und wo einst auch die Indigofabrik gelegen war. Häufig herabrieselnde Bäche geben jedem Flecke eine solche Fruchtbarkeit, daß ein grüner Teppich das Ganze zu überdecken scheint und hier liegt denn auch Santa Cruz, ein kleines Städtchen an der Südküste, dessen freundliche Häuserchen im dicken Schatten von Kokuspalmen, Wein und Pisang sich befinden. Der hier gebauete Kaffee hat selbst in Europa einen guten Namen; doch läßt der Handel alles Andere gänzlich unbenutzt, obschon die schönsten

Trauben, Zucker und dergl. m. in der höchst fruchtbaren Umgebung überall gedeihen.

Nur drei englische Meilen von hier entfernt liegt die sonnenverbrannte Insel St. Vincent, deren Hafen wir erst am folgenden Tage erreichten. Kaum glaublich ist der grelle Gegensatz derselben zu St. Anton. Dort hängt die feuchte Wolke fast beständig an den hohen Gipfeln, und hier seit drittehalb Jahren schon kein Tröpflein Regen und ewig heiterer Himmel über dem fast ganz schwarzen Gestein mit wellenförmig abgerundeten Höhen. Nur jene farbegebenden Flechtenarten, die unter dem Namen der Roxellen bekannt sind, bekleiden dem Auge aus der Ferne unerkennbar diese nackten Gipfel und nur das Meer allein kann hier den Menschen ärmlich noch ernähren. Trotzdem aber ist St. Vincent manchem Schiffer wohl bekannt. Denn in der Mitte der Nordwestküste findet sich eine halbkreisförmige Einbuchtung rings von steilen Felswänden umgeben, und nur im tiefsten Innersten vom Seesand ausgefüllt, der so vertrocknet ist, daß nicht ein Hälmchen darauf wächst, und eben dort nun liegt das Negerstädtchen Porto Grande mit seinen schlechten Bretterbaracken, aber am rings geschützten schönen Hafenbecken. Gleich einem Leuchtthurme steht ihm gerade gegenüber am Eingange des Hafens mitten im Wasser ein gewaltiger Lavablock, „der Vogelfels" genannt, mehr als hundert Fuß über der Meeresfläche erhaben und von Tausenden von Seevögeln bewohnt, die ihn mit ihrem Kothe überkalkt haben. Zu beiden Seiten fährt man ein und aus und eben lag seit vierzehn Tagen hier ein Apenrader Schiff, um seine Steinkohlenladung abzugeben an ein Londoner Dampfboot, welches über hier den Weg nach China machen sollte. Hinter dem Hause des portugiesischen Gouverneurs, der hier zum Schutz des Hafens ein zehn Neger befehligen mag, liegt die einzige Quelle der Insel und daneben ist ein Brunnen gegraben, wohin in ganzen Reihen singend oft die Schönen ziehen, um das zum Kochen der Fische nothwendige Wasser in Kalebassen auf dem Haupte herbeizutragen. Sonst aber ist die Insel so dürr und wasserlos, daß sie höchstens etwas Futter für Ziegen hervorbringt, und doch fand ich auf einem Wege durch dieselbe wohl

an dreißig Gerippe dieser armen Thiere, welche bei der jetzigen Dürre verschmachtet waren. Daher besteht denn auch die ganze Beschäftigung der höchst armseligen Bevölkerung fast einzig und allein nur im Fischfange, und dazu üben nackte Knaben am Ufer durch Schwimmen und Tauchen sich ein, während das weibliche Geschlecht mit dem Trocknen der Fische daselbst beschäftigt ist. Einzelne Nachbarinseln, namentlich Sal, betreiben bedeutenden Handel mit Seesalz, und auch hier könnte dasselbe wohl gewonnen werden, da sich die Küste an vielen Orten dazu eignet; allein man lebt lieber armselig in alten Baracken als unter Anstrengung in schönen Häusern, und seitdem der Schulmeister alt geworden und der Pater von St. Anton aus dem gewichtigen Grunde nicht mehr herüber kommen will, weil sein Vorgänger auf einer geistlichen Reise hierher seinen Tod gefunden habe, so denkt man kaum daran die sonst nicht üble Kirche zu erhalten, in der schon lange nicht mehr die ewige Lampe unterhalten wird. Nur als die Negerknaben um die Wette untertauchten, um ein ins Meer gefallenes Bund Schlüssel wieder aufzusuchen, bemerkte ich an dem jedesmaligen eifrigen Kreuzschlagen, wodurch sie vor dem Haifisch sich zu sichern glaubten, daß sie trotzdem doch gute Katholiken seien. Vier Tage lang hatten wir hier geharrt; der liebenswürdige portugiesische Officier, dessen Kinder, gleich allen übrigen, mit bloßem Hemdchen angethan im Sande spielten, hatte mir die von Herrn dos Santos versuchte, aber gänzlich verunglückte, Anpflanzung zur Erzielung von Bauholz gezeigt und seine alten drei Kanonen auf dem Vorsprunge eines Felsens, zu deren Gebrauch jedoch gar oft das Pulver fehlte; der Capitän des dänischen Schiffes hatte mir seine Klagen ausgeschüttet über den Mangel an Lebensmitteln, und daß er schon einmal mit einem Boote nach St. Antonio gewesen sei, um einige Hühner und Schweine einzukaufen; die Betteleien der Einwohner um Tabak und Cigarren begannen schon lästig und unerträglich zu werden und dazu waren wir in Folge unserer Badeleiden fast allein auf die Beschäftigung mit Schaalthieren, Fischen, Korallen und Korallenmoosen angewiesen, von denen überall die Küste wimmelte; da erschien endlich der Vasco da Gama und noch ein anderes

unserer Schiffe und wir verließen am Morgen des 13ten August unter dem Gruße des üblichen Kanonendonners den Hafen von Porto Grande, um nun während voller acht Wochen den erquickenden Anblick einer benachbarten Küste zu entbehren. Denn nach dem der wenig ostwärts liegende kahle Lavafelsen Santa Luzia, der etwa eine gute viertel Meile sich hindehnt, und an der südlichen Spitze die Ruinen eines früheren Städtchens zeigt, jetzt aber nur der Ruheplatz von Vögeln und von vielen Seeschildkröten ist, uns bald im Rücken war und auch die hohen Gebirge von St. Vincent und St. Antonio dem Auge endlich ganz verschwanden, drängten sich alle Erlebnisse dahin zusammen, daß wir kreuz und quer auf spiegelglatter Fläche oder über himmelanstürmenden Wogen dahin fuhren, bald an dem Schaumspritzen eines mächtigen Wallfisches, ganz in der Nähe unseres Schiffes uns erfreuend, bald wieder von dem Farbenspiel der großen blasenförmigen, in Blau und Roth spielenden Physalia megalista entzückt, welche zum Geschlecht der Holothurien oder der an das Gewächsreich grenzenden Thierwelt gehörig, in zahllosen Mengen über die unabsehbare Fläche verbreitet waren. Den geraden Lauf auf Benguela konnten wir nicht einhalten, wie wir wollten, nachdem wir unter 5° 44′ W. L. bei wenig Wärme mitten am Tage die Linie passirt und die ziemlich rohe Sitte der Neptunstaufe an einigen zur Mannschaft gehörenden Personen hatten vollziehen sehen. Daher gingen wir unter eben dieser Länge und 29° 28′ S. Br. bei nächtlicher Weile am 27sten September südlich an St. Helena vorüber, und wurden hier von sehr vielen Kapschen Tauben, Albatrossen und Seeschwalben umschwärmt; dann aber wurden diese uns oft lange begleitenden Thiere der hohen See wieder seltener bis ihre wieder zunehmende Menge die Nähe der afrikanischen Küste uns verkündete, die wir am 10ten October unter dem Jubelrufe: „Land, Land" zum ersten Male erblickten. Wir waren wenig südlich von der Stadt Benguela und durften hoffen sie noch heute zu erreichen, indem wir ganz nahe am Lande dahin fuhren. Denn so bedeutend ist hierselbst die Meerestiefe, daß selbst die größten Schiffe bis auf ein oder zwei englische Meilen mit Sicherheit sich nahen dürfen. Ueberraschend ist die

Aehnlichkeit dieser schroffen bis hart ans Meer reichenden Bergabhänge mit denen einiger dänischen Inseln, wie Möhn und Stevensklint, mehr überraschend aber war für mich das liebliche Grün, was Thäler und Höhen bedeckte, da ich vielmehr die afrikanische Küste dieser Zone, als nackt und sonnenverbrannt mir vorgestellt hatte. Hohe Palmen und mächtige Andansonien in den Thälern, mastenhohe Cactus, aus der Ferne verwitterten Baumstämmen vergleichbar, und niedriges Gesträuch auf den Höhen geben der Landschaft überall das Ansehen üppiger Schönheit; nirgends aber ist die Hand des Menschen darin zu sehen, da selbst die rohen Negerstämme nur einzeln diese Einöden durchziehen, wenn Handelsgeschäfte sie aus dem Innern an die Küste locken.

Da uns die Meeresströmung und ein schwacher Seewind langsam nur dem Ziele näher führten, so mußten wir wegen der eintretenden Dunkelheit und wegen der Brandung, die mit dem Geräusche eines entfernten Donners an der Küste sich brach, für heute noch die Landung verschieben und erst am Morgen des 11ten Octobers liefen wir ein in den herrlichen Hafen, der gegen alle Winde schützt und an dieser Küste wenigstens zu den besten gehört. Noch blieb die Stadt uns halb verborgen, da nur erst einzelne Dächer unter dem dicken Grün hervorsahen, welches diesen sumpfigen Bergkessel zwischen den zum Theil sandigen Bergen der ersten Küstenterrasse wie mit einem Teppich überzogen hat; der größte Theil der Häuser ward von hohen Kokuspalmen ganz verdeckt, und nur die halb verfallene Festungsmauer, das Gouvernementsgebäude und wenige Privathäuser wurden sichtbar. Aber schon ehe wir noch in der nöthigen Ferne vom Lande Anker geworfen hatten, kam ein schlecht uniformirter weißer Zollbeamter von vier fast nackten Negern gerudert an Bord, um seine Schuldigkeit zu erfüllen, und ein Schwarm anderer ganz oder halb nackter Neger kam bald mit wildem Lärmen, tanzend und jauchzend, einander schlagend und fortstoßend, bis an die Brust im Wasser watend uns entgegen, um den geringen Lohn fürs Tragen durch die Brandung zu verdienen; denn trotz der geschützten Lage des Hafens fehlt diese hier nie ganz, so daß bei lebhafterem Seewind das Landen

oft unmöglich wird. Mit wahrem Widerwillen nur bestieg auch ich den Rücken eines solchen mit röthlicher Erde im Gesicht bestrichenen Schwarzen, an seinen ekelhaft schmierigen Haaren mich festhaltend, und setzte so den ersten Fuß ans Land im Reich der Portugiesen und der Sclavenkäufer zu Benguela.

Unser erster Gang war zum Gouverneur, vor dessen Palast ein Mulatte Wache hielt. Mit weißer leinener Jacke angethan und gleichen Beinkleidern, eine abgetragene schirmlose Militärmütze auf dem Kopfe, im linken Arme unbehülflich ein plumpes Gewehr haltend, ging dieser im brennenden Sande hier auf und ab; einige Neger, vielleicht aus weiter Ferne hergekommen, lagen in demüthiger Stellung daneben, des Augenblicks gewärtig, wo es Sr. Excellenz gefallen würde ihr kleines Anliegen zu vernehmen. Der Palast selbst, mit seinen dicken Wänden, ohne Fußboden und überall entsetzlich schmutzig, würde bei uns für einen Wagenschuppen gelten können, sein Bewohner aber, der Gouverneur, früher Offizier in Portugal, der irgend eines Verbrechens wegen an diese Küste geschickt war und jetzt Frau und Kinder in Loanda zurückgelassen hatte, um durch heimliche Begünstigung des Sclavenhandels zu Benguela schneller reich zu werden, war gegen uns so freundlich und zuvorkommend, daß er mir und den beiden Naturforschern sogleich von vorn herein die Erlaubniß ertheilte zu jagen, wo es uns nur belieben würde. Hierauf ließ meine Neugier mir nicht weiter Ruhe und ich beeilte mich einen Weg durch die Stadt zu machen, welche, nach der Aussage des Gouverneurs, von etwa 3000 Seelen bewohnt sein sollte. Dieselbe hat einen weit größeren Umfang als ich mir darnach vorgestellt hatte; denn an den breiten, geraden und regelmäßig geordneten Straßen stehen fast mehr Ruinen als Häuser, welche in Folge eines vor fünf bis sechs Jahren durch eine Negerhorde gemachten Ueberfalls entstanden sind. Sonst aber hat Alles mehr oder minder eine europäische Form, obwohl die Wohnungen der Neger nur aus Lehm und Palmzweigen bereitet sind. Eigentliche Negerhütten aus Palmblättern oder Binsen, in Form spitz zulaufender Bienenkörbe, finden sich nur an den Enden der Stadt; einen äußerst traurigen Anblick in der Stadt selbst aber gewähren diejenigen

Straßen, welche zu beiden Seiten allein von zehn Fuß hohen Steinmauern begleitet werden, zumal wenn man bedenkt, was der eigentliche Zweck derselben ist. Diese Mauern sind nämlich nichts anderes als die Umfassungswände der Sclavenspeicher d. h. etwa sechzig Fuß langer Höfe von ziemlich gleicher Breite, von denen immer zwei oder drei neben und hinter den Wohnhäusern der Europäer sich befinden, welche selbst dann der andern Straße zugekehrt sind. Je ein solcher Hof faßt etwa 150 bis 200 Neger, die hier ohne jegliches Obdach der Sonnengluth, dem Thau und Regen ausgesetzt bleiben bis zu ihrer Einschiffung, während doch selbst für Schweine und Ziegen und was sonst noch in diesen Höfen sich aufhält ein Wetterdach errichtet ist. Die Herren dieser Speicherräume sind, mit Ausnahme von zwei oder drei Italienern, nur Portugiesen. Sie kennen allein das Gefühl für den Reichthum, daher die Sclaven für sie nur als Waare, nicht als Menschen gelten. Kein weißes Weib hat je hierher den Weg gefunden um menschlichere Gefühle in der Brust des harten Mannes anzuregen. Mulatten sind die Diener dieser Herren und Schwarze ihre Dienerinnen. Was Tagelöhner sonst verrichten, das Reinigen des Unkrauts im Gemüsegarten oder das Herbeitragen des Trinkwassers aus dem zwei bis drei Legoas (18 Legoas gleich 15 geogr. M.) fernen Flüßchen Catumbella, das thuen Sclaven in der Kette zur Zeit der höchsten Sonnengluth, wenn ihr Gebieter nicht das Haus verlassen darf. Denn diese Weißen sind am Tage selber wie Gefangene Gottes; sie dürfen ungestraft nicht an das Licht der Sonne kommen. Nur früh am Morgen von halb sechs bis gegen acht, wo dann die Sonne mehr die Nebel zu durchbrechen pflegt, die täglich über diesem Pflanzensumpfe lagern, sieht man ihre traurigen Gestalten behufs der Geschäfte in den Straßen, aber wie aus dem Grabe gekommen, — die Stimme ist schwach, der Athem wie zwischen den Zähnen, der Bauch stark aufgedunsen vom mehrfach überstandenen Küstenfieber — so schleichen sie gespensterhaft dahin. Einer von ihnen, ein Portugiese, der seit 23 Jahren hier war, gab mir die Versicherung, daß er am meisten für sein Leben fürchte, wenn er so ganz einmal sich ohne jedes Leiden fühlte; denn Alle leiden fortwährend an Vergröße-

rung der Milz und fühlen nur beim sogenannten „kleinen Regen" sich so leidlich wohl, den „großen Regen" aber und die Sonnengluth des Tages scheuen sie wie eine Pest. Muß daher der Weiße einmal hinaus am vollen Tage, so trägt er einen breitgerandeten Strohhut, der selbst die Schultern noch beschattet, oder er läßt auf kleineren Touren in der Stadt in einer Sänfte, der sogenannten Tipeua, sich tragen, der Länge nach ausgestreckt unter dem Dach von Seide oder Leinewand. In solcher Tipeua allein macht er auch seine größeren Reisen, oft fünf bis sechs Legoas und darüber des Tages nur auf den Schultern der Neger. In seinem Hause sind für gewöhnlich die Fensterläden nach allen Seiten hin geöffnet, um den Luftzug frei durchströmen zu lassen und dabei trägt er dünne, leichte, in der Regel weiße Beinkleider, nebst Hemd und Jacke von feiner Leinewand als eigentliches Hauskleid. Als Gesellschaftstracht gilt auch hier der schwarze Frack; allein dem Gaste wird alsbald zu größerer Bequemlichkeit eine leichte Jacke oder Blouse gereicht, weil er sonst kaum die Hitze würde ertragen können. Denn die Temperatur dieses noch tiefer als das Meer liegenden Kessels beträgt im Schatten gewöhnlich 27 bis 28° R. und steigt nicht selten selbst bis 32°. Dabei ist die Sonne nie ganz frei und ihre Umrisse bleiben stets durch Nebel verdeckt; aber die Luft ist in so flimmernder Bewegung, daß das Auge höchst ungern nur den Schein des Lichtes erträgt. Selbst das Raubthier macht sich bei solcher Hitze nicht hervor aus dem Versteck, Alles ist stumm, der kleine Papagei und der afrikanische Colibri sind im dichsten Laube verborgen, die Pflanzen lassen matt die Blätter hängen und kaum ein Lüftchen fächelt Leben in die Todtenstille. Dann hört man draußen nur den Tritt der Sclaven, welche Wasser holen aus dem höher gelegenen Catumbella oder Waaren zum Meeresufer hinabtragen, je 8, 10 oder 15 zu einer Kette verbunden, drinnen aber wandeln Sclavinnen mit großen Fächern um den Tisch, die Fliegen- oder Mückenschwärme abzuwehren und ihrem Herren Kühlung zuzufächeln. Diesem aber ist dann kaum der Genuß des weit herbeigeholten Trinkwassers erlaubt. Seine Sclaven freilich und die wenig schönen Kühe, mit den vier bis fünf langen Hörnern,

welche in der Nähe der Stadt geweidet werden, trinken ohne Nachtheil aus den nur wenige Fuß tief eingegrabenen Wassergruben, die sich in jedem Hofe finden; er selbst aber muß das filtrirte Wasser noch mit Branntwein erst vermischen und darf von all den schönen Früchten seines Klima's stets mit Vorsicht nur genießen. Selbst die Producte des Meeres werden mit wenig Ausnahmen gemieden, weil jeder von Vergiftungen durch Fische zu erzählen weiß, und weil nun Rindfleisch selten ist, so muß man sich mit Huhn und Schwein und Ziege für gewöhnlich hier genügen lassen. Hat endlich der späte Nachmittag wieder eine behaglichere Natur gebracht, so darf man endlich behufs des Spazierganges wieder das Haus verlassen, doch nicht einmal ein Pferd ist hier zu haben. Denn man behauptet, daß die aus Brasilien übergeführten kaum ein Jahr hindurch das hiesige Klima zu ertragen fähig wären, daher kaum zwei oder drei Pferde in der ganzen Stadt vorhanden sind. Mit der schnell hereinbrechenden Dunkelheit eilt Alles dann wieder heim und mit ihr tritt oft solche Kühle ein, daß mir wenigstens der Luftstrom durch die Laden öfters höchst empfindlich war. Kattun und Gazeumzüge bewahren den Schläfer dann endlich vor den Stichen der Muskitos; nur zu oft aber ist der Herr des Hauses über Nacht mit der Sorge um den Verkauf seiner Sclaven beschäftigt, da das wachsame Auge der englischen Kreuzer zur Einschiffung an einem unbekannten Orte der Küste zwingt, daher gar oft in nächtlichen Eilmärschen große Sclaventransporte nach der erst neuerlich angelegten, 20 Meilen südwärts liegenden, portugiesischen Colonie Mossamedes geschafft werden müssen, was immerhin mit großen Gefahren verbunden bleibt.

Gegen dies traurige Leben und Treiben der Weißen, welche den Ankömmling vollends mit ihren Rathschlägen und Warnungen, auch in Betreff der Speisen und Getränke, oft nur zu ängstlich machen, bietet das Leben der Eingeborenen einen eigenthümlichen Gegensatz. Schon ihre zum Theil recht niedlichen Wohnungen, freilich nur von Lehm und Palmzweigen, aber doch im europäischen Styl erbaut, verrathen, daß sie aufgehört haben so ganz nur im Naturzustande fort zu leben. Allein ihre Cultur ist doch nur eine äußere ohne jeden tieferen inneren

Grund. Denn wie es mit dem Innern der Kirche steht, welche äußerlich dem Fremden in die Augen fällt, mit vielem Schnitzwerk und den Heiligenbildern daran, während im Innern schon seit Jahren kein Priester mehr das Sacrament verwaltet, nachdem drei von Loanda gesandte Priester in einem Jahre nach einander schnell des Klima's Beute wurden, so steht es auch mit dem Heiligthum des Glaubens dieser Schwarzen, die sich Christen nennen; ihr Glaube ist der alte Aberglaube noch, der in dem Kreuz nur eine andere Form des Fetischdienstes hat. An Unterricht ist kaum zu denken; er war nie mehr als bloßes Einprägen der Ceremonien der katholischen Kirche und hat seit dem Verfall der Kirche gänzlich aufgehört. Schreiben und Lesen lernen war aus dem Grunde schon nicht nöthig, als ihre Sprache nur einer der unzähligen Dialekte der Bundasprache oder der Sprache der Congoneger ist, welche aller Schriftzeichen entbehrt. Trotzdem aber ist die portugiesische Sprache den Negern der Stadt fast allgemein bekannt, denn alle Neger lernen mit großer Leichtigkeit Englisch und Portugiesisch, wo sie mit diesen Nationen verkehren, und rechnet man dazu die Kenntniß einiger Zaubermittel zu medicinischem Gebrauch und einiger Formen, die sie Europäern glücklich abgesehen haben, so ist das ihre ganze Wissenschaft. Heiter von Natur, lieben sie Musik, Gesang und Tanz; doch ist der Inhalt ihrer melancholischen Weisen, mit denen sie die unsittlichsten Tänze stundenlang begleiten, nichts mehr als der ewig wiederkehrende Gedanke: „Benguela ist eine schöne Stadt, und hat sehr schöne Frauen.“ Und in der That ist die Körperform und Gesichtsbildung dieser Schwarzen gar nicht häßlich, oft sogar schön zu nennen. Allein die kindischen Verzierungen oder Verunzierungen jeglichen Körpertheils, das Anstreichen des Gesichts mit rother oder weißer Erde, das Tätowiren, wunderliche Haarfrisuren und das Behängen mit Glasperlen, Thiergebissen, Federn und Thierhäuten giebt ihnen in unsern Augen oft ein sehr unbehagliches Aussehen. Früh Morgens sieht man hie und da, doch freilich seltner nur, den Einen oder Andern seinen Mais oder „Tapiok“ (Maniok) besorgen, während Andere zum Fischfang nach dem Meere eilen. Denn Fische bilden hier nicht nur die einzige Nahrung der Verkaufs-

neger, ſondern auch die Hauptnahrung der Freien. Noch Andre tragen Tauben zum Verkauf umher, die rings herum in den Gebüſchen girren. Dann, wenn die Hitze kommt, ruht Alles ohne Sang und Klang, ſich ſonnend oder Tabak rauchend vor der Hütte. Eine Hand voll „Farinha“ oder Bohnenmehl, hier zu Lande die pulveriſirte Wurzel der Maniokknolle, genügt zum einfachen Mittagsmahle. Dies wird im Schatten verzehrt und ohne jegliche Zuthat mit den Fingern aus der linken Hand zum Munde geführt, und ſeltner nur giebt man ſich noch die Mühe, daſſelbe mit Waſſer beſpritzt in irdenen Gefäßen über dem Feuer zu röſten. Zuweilen ſah ich ſpannenlange Stückchen Zuckerrohr vertheilen, die als Nachtiſch vernaſcht wurden; nicht daß das Zuckerrohr hier ſelten wäre, aber man muß es erſt vom Catumbella holen, wo es in großer Menge wächſt. Und eben ſo iſt es mit der Maniokwurzel, welche überall herum wuchert und mit leichter Mühe aus der Erde geſcharrt wird; aber nur einzelne Mehlhändler geben ſich die Mühe in ganzen Feldern ſie zu bauen*). In ſeltenen Fällen bereitet man aus Mais in Form dicker Pfannenkuchen ein wenig ſchmackhaftes Brod, da dieſe Pflanze ſonſt nur als Viehfutter verbraucht wird, indem Ziege und Schwein in keiner Negerhütte fehlen. Was mich vor allem aber Wunder nahm, das war die ſo geringe Menge, die überall zur Sättigung genügend war; indeß ſpäter ſah ich immer Aehnliches ſogar bei ſolchen Negern, die zu ſtarken Arbeiten benutzt werden. Der Nachmittag dient dem Neger wie dem Weißen zur eigentlichen Freudenzeit, wenn nicht das Wechſelfieber auch ihn, wie oft zur Zeit des kleinen Regens, in die Hütte bannt. Die Nacht aber darf Keinen ohne Obdach finden und wäre es auch nur das rund oder ſpitz zulaufende

*) Die Maniokwurzel wird wie unſere Kartoffel zur Stärkebereitung über großen Gefäßen gerieben, mit Waſſer ausgelaugt und an der Sonne getrocknet. Ich ſah zu Loanda die Neger vielfach damit beſchäftigt vor ihren Hütten; denn wie vor der Hütte das Feuer brennt, ſo wird auch jede Arbeit für gewöhnlich dort verrichtet. Uebrigens wächſt dort auch, namentlich am Bengoſluſſe, eine ſehr ſchmackhafte Bohne, unter dem Namen Mandanabohne, daher das eigentliche Farinha oder Bohnenmehl an der hieſigen Küſte nicht unbekannt iſt.

Dach aus Schilf und Palmzweigen, die Hütte des Aermsten. Denn jetzt kommen die Raubthiere aus ihren Schlupfwinkeln bis in die Stadt hinab und nur bei hochbrennendem Feuer oder mit der Fackel in der Hand darf man noch draußen weilen. War doch erst acht Tage vor unserer Ankunft eine Sclavin hart neben der Stadt, mitten am Tage von einem Löwen gefressen, und wurde doch während unserer Anwesenheit, um fünf Uhr Nachmittags, eine Hyäne inmitten der Stadt selbst niedergeschossen! Und freilich macht Gewohnheit bald die Furcht verschwinden, indeß dem Fremden kommt es gar entsetzlich vor, wenn nächtlich in den Straßen das Geheul des Raubthiers sich vernehmen läßt oder wenn das Verkriechen und Heulen der Hunde als Zeichen gedeutet wird, daß die Hyäne eben in der Nähe sei.

Gegen das laute, geräuschvolle, gesellige Leben dieser Neger, welche auch sonst noch in der Stadt verkehren, durch Umtragen mannigfacher Waaren und dergleichen, bieten vor allen zwei große regelmäßige Stadtplätze einen Gegensatz, die nur von den oben beschriebenen Mauern und von den wenigen Wohnungen der Europäer begrenzt sind, indem sie meistens todt und leer erscheinen. Ein ganz besonderes Gepräge aber wird ihnen und der ganzen Stadt zu Theil durch das häufige Eintreffen von Sclavenzügen aus dem Innern des Landes, deren Größe man ermessen kann, wenn man erfährt, daß noch im Jahre 1838 von hier allein sind zwanzig Tausend Sclaven ausgeführt, und sicherlich möchte diese Zahl sich heute kaum verringert haben. Für diese Sclavenzüge allein wird der Vorrath von Fischen bereitet, die man in großer Menge auf dem Meeressande dörrt, um sie an diese Karavanen zu verhandeln, zugleich der einzige Erwerbszweig dieser freien Neger, von denen Niemand sich mit irgend einem Handwerk befaßt, so daß man Bauten und dergleichen nur durch Schiffshandwerker kann besorgen lassen. Und dieser Handel ist zugleich der Grund, weshalb die freien Neger Benguelas wie aller andern portugiesischen Städte von dem überall gebräuchlichen Menschenraube verschont bleiben, obwohl es sonst ein Leichtes wäre für die zu Tausenden erscheinenden Neger des Innern, sich dieser nach der Landseite zu ganz unbe-

festigten Städte zu bemächtigen. Denn jener oben erwähnte Ueberfall vor fünf bis sechs Jahren, war nur durch eine weit und breit herumplündernde Horde ausgeführt, welche nicht daran dachte behufs des Sclavenhandels Gefangene zu machen, und wahrscheinlich tief aus dem Innern oder gar vom fernen Osten her herbeigezogen war, um darnach spurlos wieder zu verschwinden. Aus gleichem Grunde sind auch jene deportirten Europäer sicher, welche des ungesunden Klimas wegen Benguela gleich verlassen und oft ganz allein zerstreut umher wohnen an den Karavanenstraßen, da auch sie es verstehen, durch willkommene Handelsartikel den Schwarzen sich unentbehrlich zu machen, wenn sie nicht eben selbst zum Ankauf der geraubten Sclaven sich verstehn. Ein Neger im Innern aber ist seiner selbst nie gewiß; es bedarf nur des geringsten Zwistes zwischen Leuten seines Stammes und denen eines andern Stammes, und er wird, ehe ers noch weiß, als Opfer der Vergeltung ausersehen, oder aber er wird vom Zauberpriester als Grund des Mißlingens irgend eines Vorhabens bezeichnet, die Blutrache zwingt zur Vergeltung, eine nicht bezahlte Schuld soll durch ihn als den Verwandten oder Befreundeten des eigentlichen Schuldners gedeckt werden, ein Häuptling hält ihn für gefährlich, wenn er sich einmal zu frei im Rathe äußerte, und was dergleichen mehr ist, kurz immer schwebt das Netz des Feindes über seiner Freiheit oder das Schwert desselben über seinem Haupte. Aus diesem Grunde sieht man nicht nur die Sclaven führenden Karavanenzüge, sondern auch jeden einzelnen Neger des Innern oft bis zur Uebertreibung stark bewaffnet, und die verschiedene Art der Bewaffnung verleiht denselben dann in unsern Augen ein gar wunderbares Aussehen. Feuergewehre sieht man sehr selten bei ihnen, denn diese finden sich nur in den Händen der Wenigen, welche in der Nähe der europäischen Colonien aus der Elephantenjagd ein Geschäft machen, indem sie ohne allen Mundvorrath, den Dolch im Gürtel und die Patronen mit der Kugel in der Tasche, weit hinausziehen in die Wildniß und ihre Beute an die Karavanenstraßen tragen, um sie mit dieser Post der Heimath zuzusenden. Fast alle tragen vielmehr meist selbstgefertigte Waffen, Keulen und Messer im Gürtel und dann noch

Lanze, Bogen und Pfeile, welches Alles nicht selten bei einer Person zugleich getroffen wird. Zuweilen sah ich einen Parirstock von 5 bis 6 Fuß Länge, in dessen Mitte ein Stück vom Fell des Rhinoceros oder Elephanten befestigt war zum Schutz für die Hand, nie aber einen eigentlichen Schild. Auch europäische Säbel findet man selten; denn die afrikanischen selbstgefertigten Säbel sind von ganz gleicher Güte, und man zeigt nach Südosten hin, um dort ein metallreiches Land zu bezeichnen, in welchem die schönsten Klingen bereitet würden. Am schönsten aber pflegen die Wurfspieße gearbeitet zu sein, mit denen der Neger selbst gegen größere Thiere kühn den Angriff wagt. Diese bilden oft die einzige Waffe eines Mannes, sind ganz aus Eisen, fünf Fuß lang und von der Mitte bis nahe an das hintere Ende mit langhaarigem Ziegenfell überzogen, während dagegen die Lanzen nichts weiter sind, als harte, sechs Fuß lange Holzstiele, an deren Ende ein spannenlanger zweischneidiger Dolch befestigt ist. Schwer aber begreift sich's, wie der Neger die leichten Rohrpfeile, ein feines hartes Stückchen Holz mit widerhakiger Eisenspitze, eingeschoben in leichtes Rohr, dessen unteres Ende mit Vogelfedern versehen ist, vermöge seines einfachen Bogens mit solcher Kraft und Sicherheit fortzuschnellen weiß; denn der Ungeübte schießt mit diesem fast geraden zähen Bügel, den eine Sehne aus Schweinsleder zusammenhält, kaum auch nur halb so weit, geschweige daß er sicher schießen sollte. Auch von der Keule dieser Schwarzen hatte ich mir eine ganz falsche Vorstellung gemacht und konnte die nur etwa zwei Fuß langen, zollstarken Hölzer mit doppelt starken, oft länglichrunden, ausgezackten Endknollen kaum dafür erkennen. Und doch ist gerade diese unscheinbare Waffe bei der Leichtigkeit ihrer Handhabung eine der gefährlichsten, daher bei fernher kommenden Karavanen dies oft die einzige Waffe ist, nur daß man hie und da daneben auch noch den Parirstock sieht. Für gewöhnlich aber gewahrt man alle diese Waffen in mannigfaltigster Zusammenstellung bunt durcheinander, und bunter und mannigfaltiger noch die wunderlichen Ausschmückungen des Körpers, da jeder Neger sich nach seiner Laune schmückt und nur in seltnen Fällen eine gewisse Gleichartigkeit der Sitte zu ent-

decken ist. Daher finden sich schon zu Benguela selbst die verschiedensten Trachten, wiewohl für gewöhnlich jenes zwei bis drei Ellen lange Stückchen Kattun von blauer Farbe, um die Hüften geschlagen und durch einen Strick oder Knoten in sich selbst zusammengehalten, die ganze Kleidung dieser städtischen Neger bildet. Allein in den meisten Fällen hängt darüber vom oberen Rande des Schurzes nach vorn hin noch irgend ein Thierfell herab und möglicherweise so, daß das Kopfende mit der rauhen Seite nach außen gekehrt ist. Denn in diesen Fellen trägt der Neger seinen Heiligen, seinen Gott oder Fetisch bei sich, und oft versieht die Haut des Tiegers oder gar des Löwen diesen Dienst, meist aber ists ein bloßes Affenfell. Schon Männer lassen in ihrer Eitelkeit bisweilen einen Theil dieser Häute hinten nachschleppen, besonders aber reiche Frauen fügen dem einfachen Schurze stets noch eine große schwarze Umhüllung hinzu, welche von der Stirne anfangend, über Kopf und Schulter so herabhängt, daß die ganze Figur davon umhüllt wird, indem allein das Gesicht nur noch frei bleibt, und gilt es dann vollends bei festlichen Gelegenheiten zu prangen, so tragen sie drei bis vier solcher Laken über einander, deren verschiedene Farben dann auf der Brust oder doch in der Schleppe sichtbar werden müssen. Zu diesem Schmucke kommen dann noch die wunderbarsten Verzierungen an andern Körpertheilen, namentlich am Haupte und am Halse, oder an Armen und Füßen, wobei Glas- oder Porzellanperlen immer eine Hauptrolle spielen. Vor allen Dingen umgeben zahllose Perlschnüre den Hals, außerdem aber Oberarm, Unterarm und Handgelenk. Bei kleinen Kindern sind in gleicher Weise auch die Beine so umschnürt, während Erwachsene dergleichen Bänder aus geflochtenen Elephantenhaaren oft an gleicher Stelle tragen.

In der Nähe von Benguela deuten kupferne oder eiserne fingerdicke Ringe um Fuß und Handgelenk, welche nicht zusammenhängen und bei jeder Bewegung Geräusch machen, den Rang und Stand des Inhabers an, überall aber sind die drei bis achtfachen spiralförmigen Ringe ausschließliches Vorrecht der Könige. In den Ohren dürfen natürlich goldene oder messingene Ringe nicht fehlen; aber zu dem Allen kommt dann noch

insonderheit die Behandlung des Haupthaares. Sehr viele Männer tragen das Haupt glatt, rasirt und eben so die Frauen, welche mit langem Gewande ganz verhüllt gehen. Bei den Frauen aber, welche das Haar in natürlicher Form tragen, darf ein hölzerner Kamm von eigener Hand, ein zierlicher Stecken oder die Nadel vom Stachelschwein nie fehlen. Andere zertheilen das Haar in mehrere Tausend kleine Flechten und ziehen auf jeden Strang eine Perle oder mehr dergleichen von verschiedenen Farben, so daß bei jeder Bewegung wieder Geräusch entstehen muß, welches dann von dem Auf- und Niederwiegen einer Vogelfeder begleitet wird, die noch zum Ueberfluß am Ohre oder mitten auf dem Kopfe prangt, eine Tracht, die mehr den inneren Stämmen anzugehören scheint, aber täglich zu Benguela gesehen wird. Für gewöhnlicher begnügt man sich damit, eine Art Gartenanlage auf dem Haupte nachzubilden, indem man einzelne Stellen mit der Schur verschont, und dann bleibt entweder bloß ein Büschel Haare mitten auf dem Scheitel stehen, oder ein schmaler Streifen von der Stirn zum Nacken, oder vom rechten zum linken Ohre, oder eine Hälfte des Ganzen und wie es sonst beliebt. Dazu kommt dann noch das Bemalen mit röthlicher Thonerde, einmal der Fußsohlen, wodurch die Füße wie mit Sandalen bekleidet erscheinen, bei beiden Geschlechtern; dann aber insonderheit bei allen Frauen, die noch irgendwie gefallen wollen, der Anstrich des Gesichts, drei weiße Striche wagrecht über die Stirn hin, ein senkrechter desgleichen längs dem ganzen Rücken der Nase, zwei rothe Flecken auf den Wangen und noch ein weißer wieder auf der Spitze des Kinnes. Finden dagegen solche roth bemalte Stirnen oder Backen sich bei Männern vor, so darf man sicher schließen, daß sie Kopfschmerz oder Zahnweh haben, da jener rothe Thon zugleich als Heilmittel gegen dergleichen gebraucht wird, und nie sieht man Karavanen, bei denen nicht einzelne Mitglieder so bestrichen wären. In Betreff der Haut- und Zahnverzierungen bemerke ich, daß diese in dem Grade abnehmen, als die Neger mit Europäern in nähere Verbindung treten und zu Benguela gehört oft schon ein aufmerksames Auge dazu, um die fein geschnitzten Kreise auf den Wangen oder auf der Stirn eines dortigen Negers

einer Negerin zu erkennen, oder zu bemerken, daß der Oberkiefer durch das Ausfeilen seiner Vorderzähne bis zur Mitte wie in zwei Hälften gespalten erscheinen soll. Man behauptet, daß jeder Stamm darin seine eigenthümliche Weise habe, daß schon den Kindern das Volkswappen vom Vater auf den Schulterblättern eingeprägt werde, und daß selbst an der Zahnfeilung nur schon mancher Stamm erkennbar sei. Und allerdings habe ich Gelegenheit gehabt, die ausgebreitete Kenntniß eines Negers zu bewundern, der daran allein die verschiedenen Stämme aus dem Innern zu erkennen wußte. Zugespitzte Eckzähne sah ich sehr häufig und ebenso zwei- oder dreitheilig gefeilte Zähne, jedoch mit Erhaltung der Politur. Das Abbrechen der Zähne aber in der Form, daß je einer Lücke gegenüber ein Zahn stehen bleibt, soll nur von einzelnen menschenfressenden Horden geschehen, doch greifen darum noch nicht, wie man gefabelt hat, die Zahnreihen in einander, da dies nur an den Vorderzähnen geschieht und die Backzahnreihen aufeinander fassen.

Man sollte meinen, daß man zu Benguela die bestimmtesten Nachrichten über das Innere des Landes erfahren müßte, zumal da viele Deportirte unternehmend genug waren über dreißig Tagereisen weit von der Küste sich anzusiedeln. Indeß diese Menschen haben nur Sinn für ihren Sclavenhandel, und wenn das Geschäft sie einmal auf wenig Stunden oder Tage hierher zurückführt, so wissen sie nur im allgemeinen die Schönheiten der höheren inneren Gegenden und deren gesundes Klima zu rühmen. Aus diesem Grunde erfährt man weder hier noch zu Loanda irgendwie mehr, als das schon längst Bekannte, was halb wie Fabel, halb wie Wahrheit klingt, indem es zur Unmöglichkeit wird, die unbestimmten Angaben über herrliche Ströme, hohe schneebedeckte Berge, (wovon die aus Nordost herbeiziehenden Karavanen in Loanda wenigstens nichts wissen wollten) die nur auf schmalen Pfaden überstiegen werden können, oder wieder Erzählungen von einer herrlichen Strombrücke, mächtigen Wäldern, großen Seen und reichen Goldländern, in denen es von Menschen wimmele und was dergleichen mehr ist, zu einem der Wirklichkeit in der That entsprechenden Bilde zusammenzufassen. Seitdem der Engländer Tuckey im Jahre 1816 bei der Befah-

rung des Zaire- oder Congoflusses mit fast allen seinen Leuten umgekommen ist, sind keine derartigen Versuche wieder gemacht worden, und Niemand ist im Stande, die überall höchst zweifelhaften Berichte des Franzosen Douville zu prüfen, der im Jahre 1828 bis 1830 eine Reise durch Congo, Angola, Benguela bis zum Cuffua-See und Bomba will gemacht haben. Wie weit es daher Wahrheit oder Uebertreibung ist, wenn z. B. der Cuffua-See dargestellt wird als ein See von zwanzig Stunden Länge und zehn Stunden Breite, in dessen Umgebung zwei Stunden weit alles Pflanzenleben fehle, umringt von einem Gürtel wild zerklüfteter Berge und selbst bedeckt mit einer dicken Schicht Erdpech, welche kein Sonnenstrahl durchdringen könne, so daß das Wasser kalt darunter sei und jedes Leben darin fehle, das wird vielleicht noch lange unentschieden bleiben müssen; denn unsre Karten tragen diesen See wie vieles Andere nur vermuthungsweise auf, so daß in Wahrheit von Benguela bis Mozambique das ganze Innere gleich dem ganzen Süden bis zum Orangestrom mit sehr wenig Ausnahmen so gut wie noch mit Nacht bedeckt zu denken ist. Nur in Betreff der Sicherheit im Innern erfuhr ich aus dem Munde solcher europäischen Deportirten, daß sie dort unbesorgt und ruhig leben könnten, und daß ein solcher Ueberfall, wie ihn Benguela jüngst erfahren habe, von dem für gewöhnlich ganz tief im Innern nomadisch herumstreifenden Stamme der Jaggas ausgegangen sei, welcher die Gefangenen lieber fresse als verkaufe. Ebenso ward aber allgemein das zwischen hier und Loanda liegende, an Steinsalz reiche Land Quissama, mir als von einem rohen Volke bewohnt geschildert, welches sich an keine Verträge binde, daher die Landverbindung dorthin stets gefahrvoll bleibe. Vielleicht daß es gelingt, durch den zur Zeit zu Mossamedes stationirten portugiesischen Gouverneur bald näheren Aufschluß über das eigentliche Leben solcher Völker zu erhalten. Denn dieser ritterliche Officier, der auf verschiedenen Forts des Innern schon befehligt hat, ist mit der Tochter eines etwa zehn Tagereisen weiter ostwärts wohnenden Negerkönigs verheirathet und war so
funfzig Tagereisen weit ins Innere vorgedr
auf das Ansehen seines königlichen Schwi

traut mit den Sprachen und Sitten der Negerstämme, beabsichtigt derselbe nun eine weitere Entdeckungsreise noch quer durch Afrika bis an die Küste Mozambique, woher schon Sclaven nach Loanda sind zu Markt gebracht. Sollte dieselbe ausgeführt werden, und sollte sich überhaupt Mossamedes an Stelle des zwanzig Meilen nordwärts liegenden Benguelas zur Hauptstadt dieser Küste erheben, wie das fast zu erwarten ist, da hier ein guter Hafen neben so gesundem Klima sich findet, daß von hundert Soldaten, welche zur Anlage des Forts hierher geschickt wurden, bei angestrengter Arbeit in drei Monaten auch nicht Einer erkrankte, so würde in Zukunft vielleicht gerade von diesem Orte aus auch eine mehr wissenschaftliche Erforschung dieses unbekannten Landes zu erwarten sein. Für jetzt aber fand ich in ganz Benguela nur einen einzigen Europäer, der überhaupt noch einigen Sinn für die Erforschung der Landesproducte hatte und dem es Freude machte, des Morgens mit der Flinte im Arm die nächste Umgebung der Stadt zu durchstreifen. Er hatte hier zuerst die Ipecacuanha, Erbrechen erregende Wurzel des Veilchenstrauchs (Viola Ipecacuanha aus Brasilien) entdeckt, Proben von Aloe gesammelt, die sogenannte japanische Erde oder den aus Ostindien eingeführten verdickten Saft einer Mimose, Mimosa Catechu, auch hier gefunden und war der Einzige, der Ichtyocolla (Fischleimen) in ziemlicher Menge wirklich ausführte. Auf meine Frage aber, warum er nicht alle diese Producte mehr zum Gegenstand eines bedeutenderen Handels mache, erwiderte er, daß jeder Productenhandel nicht der Mühe lohnen würde, so lange der weit einträglichere Sclavenhandel noch betrieben werden könne, und eben darin liegt denn auch der Grund, weshalb die reiche Pflanzenwelt dieses Erdtheils noch so ganz unbeachtet blieb, und Benguela nur dem Magen durch seine weit gepriesenen schönen Kohlarten und Salate bekannt geworden ist.

Herr dos Santos hatte die Absicht, durch seine oben erwähnten jungen Freunde während eines längeren Aufenthaltes zu Benguela die Natur der nächsten Umgebung näher erforschen zu lassen; denn diese ist so überreich und üppig, daß ganze Schaaren von Elephanten, bei eintretender Dürre auf den weiten

Höhen, zu ihr wie zu einer nie versiegenden Vorrathskammer herabsteigen, und daß dem Löwen und der Tigerkatze nie die Beute mangelt aus dem Hirschgeschlechte der Antilopen oder ein Zebra, Affe und dergleichen. Allein da wir für jetzt nur kurze Zeit hierselbst verweilten, und später bei der Rückkehr von Loanda Herr dos Santos noch im Hafen auf dem Schiffe das Leben verhauchte, und Tod oder Krankheit Alles schnell ergriffen hatte, so blieb auch dieser schöne Zweck der Reise gänzlich unerfüllt, und ich kann statt vom Leben, nur vom Tode zu Benguela noch Bericht erstatten. Es liegt aber etwa fünf Minuten außerhalb der Stadt auf einer kleinen Erhöhung ein etwa hundert und funfzig Schritt breiter, quadratischer Platz, welcher zur Abwehr der Hyänen von einer starken Mauer umgeben ist. Dies ist der Begräbnißplatz der Europäer, Kalundo genannt. Eine Gitterthür führt zu ihm ein und ein Schutzdach gegen die Sonne ist für die Leidtragenden am südlichen Ende desselben errichtet, um dort die letzten Ceremonien an den Todten zu vollziehen, darin bestehend, daß zur Beförderung einer schnelleren Verwesung die Leiche mit ungelöschtem Kalk überschüttet und mit einigen Flaschen Essig übergossen wird. Nur mit großer Wehmuth sieht man hier die vielen Denkmäler, welche von Freunden und Verwandten aus der fernen Heimath lieben Todten sind geweihet worden, meist einfache Kreuze mit Angabe des Namens und Geburtsortes; insonderheit ausgezeichnet aber ist nur das schöne eiserne Denkmal eines früheren Gouverneurs. Dorthin nun trugen auch wir unseren Freund und Gebieter. Aber es war uns nicht vergönnt, diesen letzten stillen Gang allein zu machen. Denn schon am Ufer empfing uns ungebeten eine Schaar von schwarzen Klageweibern, welche weinend und klagend den Zug begleiteten, indem sie sich es angelegen sein ließen, von Zeit zu Zeit in übertriebenen Ausdrücken die hohen Tugenden des Verstorbenen zu rühmen. Gleich neben diesem Orte außerhalb der Mauer ist der Ort, wohin die Schwarzen ihre Todten bringen, die sie bei Sonnenuntergang nach ihrer Sitte zu verbrennen pflegen. Ein eigends dazu bestimmter Neger hat dies Geschäft allein zu besorgen. Mehrmals sah ich ihm zu, wie er zu diesem Zweck die mit den

Füßen gegen die See auf flacher Erde gelagerten Leichen dürftig mit trocknem Grase und Reisern überdeckte, vom Fußende her dieselben anzündete und eiligst davon ging, wahrscheinlich aus Furcht vor wilden Bestien, welche um diese Zeit ihre Schlupfwinkel zu verlassen pflegen. Denn ganz in der Nähe des Ortes und überall auf den Wegen sieht man die Höhlen der Hyäne eingegraben in Form eines etwa drei oder viermal vergrößerten Fuchsbaues, ein zehn bis funfzehn Fuß unter der Erde fortlaufend und dann umgebogen; zerbissene und zerbrochene Knochen oder Schädel liegen überall herum, selbst in den Straßen der Stadt, und diese Leichtfertigkeit des Todtenverbrennens ist vielleicht eben der Grund, warum dies häßliche Thier hier so häufig ist, daß oft am Morgen halbvollendete Gruben desselben inmitten der Straßen gefunden werden. Am Tage vermag kein Geräusch, kein Steinwurf oder sonst etwas sie aus der Höhle aufzuschrecken, die sie mit großer Kraft in dem von der Sonnengluth erhärteten Boden in wenig Stunden aufzuwühlen weiß; doch mit der Dämmerung ist sie schnell da und keine Nacht vergeht, wo man nicht in der Stadt ihr häßliches Geheul vernehme. Der Ort nun, wo ein reicherer Neger verbrannt ist, pflegt durch Aufsteckung trockener Büsche bezeichnet zu werden, an denen sein Schmuck aufgehängt wird, und als ein solcher eben jetzt verstorben war, sah ich eine doppelte Reihe dieser Büsche aufgesteckt, welche mit langen Perlschnüren, beschnitzten Kalebassen, Kuhhörnern und einem mit Perlen verzierten Kuhschwanze behangen waren. Von solchen Gegenständen wagt kein Neger trotz sonstigen Diebesgelüstes etwas anzurühren, weil es des Todten Fetisch rächen könnte, und daher liegen denn auch überall dergleichen Gegenstände auf der Erde hier herum. Denn der alte Aberglaube ist auch hier trotz der Bemühungen katholischer Missionen, deren verlassene Stationsorte an den entlegensten Punkten Süd-Guineas herumliegen bis auf den heutigen Tag noch immer derselbe geblieben. Selbst in der Nähe der europäischen Niederlassungen erzählt man davon wahrhaft fabelhafte Dinge; wahrhaft grausame Sitten aber sollen dadurch namentlich im Innern von Benguela bedingt sein. Denn nach dem Bericht eines portugiesischen Beamten soll unter andern

bei den östlichen Grenznachbarn des Districts Bailundo (150 Meilen östlich von Benguela) noch heutigen Tages die Sitte herrschen, daß beim Regierungsantritt eines neuen Sobas oder Königs das Fleisch eines geschlachteten fetten alten Negers mit dem einer Kuh oder eines Schweines innig vermischt, von dem Könige und seinen Vasallen festlich verspeist wird, zum Zeichen, daß der König ein Recht habe, mit allen Unterthanen ein Gleiches zu thun. Und ebenso herrscht dort besonders auch der Glaube, daß der Fetisch eines Lebenden die Seele eines Verstorbenen gemordet habe; daher denn namentlich die Leichen der Reicheren von dem Zauberpriester so lange im Orte herumgetragen werden, bis dessen Mörder aufgefunden ist, indem gewöhnlich ein Feind des Hauses oder ein lange beneideter Reicher als Opfer der Rache auserlesen wird, welcher sich dann durch Verschluckung von Gift von dem Verdacht zu reinigen hat. Uebrigens herrscht auch an dieser Küste noch überall die Sitte der Beschneidung, was ich deshalb bemerken will, weil man in neuerer Zeit das Gegentheil behauptet hat. — Von Benguela aus, welches von etwa 2000 Schwarzen, 300 Weißen und etwa doppelt so viel Mulatten bewohnt wird, sieht man täglich den Nachbarort Catumbella vor Augen, der deshalb von großer Wichtigkeit ist, weil dort allein die von den Europäern erzeugten Kinder ohne Gefahr erwachsen und dann vom siebenten Jahre ab das Klima der Stadt selbst zu ertragen fähig sind. Ich selbst hatte nicht Gelegenheit den Ort näher zu betreten; aber wunderbar ist es immer, daß so gesunde Luft in solcher Nähe schon gefunden wird, da doch der Ort mit Benguela in gleicher Höhe und in gleicher Meeresnähe liegt. Könnte Benguela dorthin seinen Sitz verlegen, so möchte es noch länger hier bestehen können; allein schon jetzt bleiben die verfallenen Festungswerke unangerührt, ein paar halb eingestürzte Ziegelbrennereien arbeiten nicht mehr und Niemand denkt daran das vor sechs Jahren zerstörte Fort nach dem Innern zu wieder herzustellen; kein Arzt der Seele ist mehr hier; die Apotheke und das Krankenhaus verdienen kaum den Namen, da nur Betrüger oder Pfuscher darin walten; kurz Alles deutet darauf, daß man damit umgehet, das Gouvernement von hier

zu entfernen und mit der Zeit nach Mossamedes zu verlegen. Inzwischen ist für jetzt noch Benguela, mit einem sogenannten Präsidium des Fort Caconda im Innern verbunden, die Hauptstadt dieser Küste und wird von hieraus die Herrschaft geübt über die Districte: Bailundo, Dombe grande da Quimzamba, Hambe, Galangue, Quilengues e Sambos, Quilengues e Huita und Bihé. Ein Bataillon Linientruppen und eine Compagnie Artillerie sind zu dem Zwecke bestimmt; allein zwei Drittel der weißen Soldaten werden in der sogenannten Carneirade, der Zeit des großen Regens, gewöhnlich Opfer des Klima's, daher Mulatten unentbehrlich sind als eigentlicher Stamm der Heeresmacht. Schon vor langer Zeit einmal lag ein Benguela zehn bis zwölf Meilen nördlich von hier unter dem Namen Altbenguela, vielleicht, daß wir den Ort in Zukunft weiter südlich suchen müssen. Für jetzt aber verlassen wir Benguela, um von 12° 34′ S. Br. nordwärts segelnd zunächst nach Novo Redondo aufzubrechen.

## Zweites Kapitel.

Schon waren die übrigen Schiffe voraus nach Loanda, als auch wir am 28sten October Abends sechs Uhr die Anker lichteten, um unserer Bestimmung gemäß auf dem Wege dahin erst noch Redondo anzulaufen. In einem Tage macht man bei der fast immer günstigen Windrichtung aus Südwest den Weg dahin. Weil aber unser Capitän den Ort allein nach der Landcharte bestimmen wollte und jede Erkundigung nach der wahren Lage des Ortes stolz abgewiesen hatte, da seine Charte ihn noch nie getäuscht haben mochte, so wurde schon früh Morgens beigedreht und als der anbrechende Tag uns dicken Rauch gewahren ließ, der aus einem Palmenwalde aufstieg, so näherten wir uns der Küste und erkannten neben einer Menge von Negerbaracken zwei Häuser von europäischem Schnitt. Das mußte Novo Redondo sein, und sogleich war ich mit den Naturforschern in dem Boote, welches die Landung versuchen sollte. Allein das überall schroffe, theils sandig, theils felsig erscheinende Ufer,

an welchem einige Klippen kaum über die Meeresfläche hervorragten, schien bei der hochspritzenden Brandung das Landen unmöglich zu machen und da auch die Anstrengungen der Neger, uns zur Hülfe zu kommen, vergeblich blieben, indem sie nie über die erste Welle hinaus kamen und stets kopfüber zurückgeworfen wurden, so wurde für heute die Landung aufgegeben, um sie am folgenden Tage, ehe der Seewind wehen würde, früh am Morgen nochmals zu versuchen. Schon früh halb vier Uhr waren wir wieder am Werke; aber auch heute blieb nur immer in gleicher Entfernung vor uns das anscheinend kleine Flüßchen, welches die schroffen Küstenfelsen durchbricht, und neben ihm der schmale, üppig grüne Ufersaum, auf dem wie Bienenkörbe unter Kokuspalmen in geraden Reihen die Hütten der Neger standen, indem an jegliche ein Boot gelehnet war. Endlich gelang es einem Neger uns mit seinem Boote zu erreichen, welches aus sechs armstarken Knütteln gezimmert war, auf denen zu beiden Seiten und nach vorn zu drei andere Knüttel als Brüstungen und zur Befestigung der Ruder aufgebunden waren, während nach hinten zu das Fahrzeug offen blieb zum etwaigen Nachschleppen der Beine, da seine ganze Länge nur fünf Fuß betrug*). Ein Tuch um seinen Kopf gebunden enthielt einen Zettel mit allerlei Fragen in portugiesischer Sprache, von den beiden Europäern geschrieben, die unter der Menge am Ufer sichtbar wurden. Uns aber war es genug von diesem Neger, der selbst des Portugiesischen nicht kundig war, durch Kopfschütteln zu erfahren, daß dies nicht Novo Redondo sei, und spätere Nachforschungen ergaben, daß wir vor Inandanha waren, einem Orte, den die meisten Charten tiefer im Lande angeben, der aber 9 bis 10 Meilen nördlich von Benguela an der Mündung des gleichnamigen Flüßchens zu suchen ist. Die

*) In den nördlicheren Gegenden hat man statt dieser sogenannten Bimbas ausgehöhlte Baumstämme, welche aus dem starken Stamme eines Baumes gemacht werden, der ganz mit langen scharfen Dornen besetzt ist und deshalb unersteigbar ist. Dies ist der Masumeirobaum, dessen Holz so weich ist, daß ein Arbeiter, je nach der Größe des [illegible] bis zwei Monaten die Arbeit des Aushöhlens vol[lendet] Stämme finden sich aber nur an den Ufern der bed[eutenden]

beiden Weißen waren nur behufs des Sclavenhandels hier, von Novo Redondo aus beauftragt, wohin wir bald nach Mittag die Fahrt fortsetzten. Da aus der Bildung des Ufers, welches weiterhin wieder langsamer gegen das Meer sich abdacht, auf eine geringere Meerestiefe zu schließen war, so legten wir am Abend in ziemlicher Entfernung von der Küste bei, als wir aufs neue Rauch aufsteigen sahen und bald darauf ein europäisches Haus erblickten. Noch ehe es tagte war unser Boot am Lande, indem die Brandung hier nicht hinderte und fast ganz fehlte. Aber auch dies war Novo Redondo nicht, sondern die kleine Negerstadt Quicumbo, ganz im Walde von Kokuspalmen versteckt an einem gleichnamigen Flusse, den hohe Bäume begleiten so weit das Auge reicht. Zu ihr gehörte das europäische Haus, ebenfalls wieder als Factorei eines Herrn Nicolao von Novo Redondo, welches selbst noch zwei Legoas weiter nordwärts lag. Endlich zwei Stunden später hatten wir Novo Redondo rudernd erreicht und hinter einem Vorsprunge lag das freundliche Städtchen auf dem Scheitel eines Berges, etwa 150 Fuß über dem Meere, an einem Flüßchen gleiches Namens, rings herum von lachender Flur und Waldung umgeben. Auf der Charte war es um zwei und dreißig Minuten tiefer südlich angegeben, da es in Wahrheit 11° 13′ S. Br. zu suchen ist. Den schlangenförmigen Lauf des Flusses verfolgt das Auge bis gegen die zweite Kette des bis zu den Capcolonien hinablaufenden Trigebirges, welches etwa zwei bis drei Legoas entfernt, sich hier so hoch erhebt, daß trotz der Höhe der Küstenberge das Auge nicht darüber hinaus sehen kann. An den etwas kahlen Abhängen dieser Kette sieht man deutlich fünf Negerstädte liegen, welche von Süden nach Norden folgende Namen tragen: Tetè, Quipemba, Andelle, Chingo und Ganfa. Ihre Bewohner verkehren täglich mit Novo Redondo, von ihnen Quifala genannt, ohne von der Sitte und Herrschaft der Portugiesen irgend berührt zu werden. Sie bringen einzeln oder in ganzen Gesellschaften Hühner und Tauben hierher, wogegen sie Branntwein erhalten, den sie tanzend und singend sogleich an Ort und Stelle zu sich nehmen. Alle sind stark bewaffnet, und weniger tättowirt und entstellt am Haupthaar als

die Neger zu Benguela, schienen sie mir auch schöner und stärker wie diese. Auffallend war mir die Kleidung einiger Reichen, von denen einer, wahrscheinlich als Zeichen seines Reichthums, ein paar Kuhhörner an seinem Kopf befestigt hatte. Jenseits des Flusses, der bei schwacher Strömung doch gutes, klares Trinkwasser enthält und unfern des Ortes Tetè seine Hauptquelle hat, liegt ein Palmenwald und die Gärten der Neger, die neben den neun oder zehn Europäern in etwa hundert Baracken hier wohnen. Von dem Palmenwalde hat Herr Nicolao Tabana, der Krösus dieses Ortes, ein Italiener, der nebst drei oder vier und zwanzig Landsleuten im Jahre 1818 als Deportirter an die hiesige Küste kam, einen Theil an sich gekauft behufs der für den dortigen Handel sehr wichtigen Fabrikation des Palmweins; zugleich aber weiden auch seine zahlreichen Viehheerden darin neben einer Menge kleiner Gärten und Plantagen. Der Fluß selbst, obgleich nur knietief, ist doch an seiner Mündung sehr breit und mit baumhohen Schilfe dick bewachsen, und da er hier mit dem sumpfigen Ufer eines andern Flüßchens zusammen hängt, welches eine halbe Meile nordwärts mündet, so ist diese Gegend der Aufenthaltsort sehr vieler Nilpferde, deren Zähne täglich im Orte zum Verkauf gebracht werden. Auch Alligatoren in dem Schilfsumpfe und Löwen, Unzen und Elephanten an den Bergen sind hier gewöhnliche Erscheinungen.

Die eigentlichen Herren dieses Ortes, Herr Nicolao und fünf seiner Landsleute, waren nun freilich gegen uns sehr freundlich; allein mir war trotzdem in ihrer Nähe nicht ganz wohl. Denn was von Einem derselben erzählt wird, er habe als Vatermörder die Heimath verlassen müssen, schien mir auf Alle zu passen. Alle sind natürlich Sclavenkäufer und zur Besorgung dieses Geschäfts bedient man sich hier nicht, wie zu Benguela, der Hülfe der Weißen, sondern der Neger selber, die ihre Rechnung vermittelst kleiner Bohnen verständlich machen. Ihre Treue in diesen Geschäften ist nur der zu vergleichen, mit der sie als Soldaten bis zum Tode selbst gegen ihre eigenen Brüder kämpfen. Als da nun aber einmal die Rechnung eines solchen Schwarzen nicht gleich stimmen wollte, wurde derselbe

vor meinen Augen alsbald in den Sclavenhof geführt, gepeitscht und an die Kette gelegt, um selbst mit erster Gelegenheit übers Meer geschickt zu werden. Zu ähnlichen Zwecken sind in Herrn Nicolao's Sclavenhöfen hin und wieder Ringe und Ketten angebracht, obwohl er selbst von solchen Dingen nichts zu wissen schien. Denn so eben gab er der Menge ein großes Volksfest, wobei diese abwechselnd in die Kirche strömte, die er dicht neben seinem Wohnhause hat errichten lassen und mit einer ewigen Lampe versieht, und dann wieder zu den reich besetzten Tischen vor derselben. Er selbst erschien von Zeit zu Zeit dann vor der Thür, um auf die Vivats gnädig seinen Dank dem Volke zuzuwinken. Die portugiesische Regierung hat zwar an diesem Orte seit einigen Jahren ein klägliches Fort nach der Seeseite zu errichten lassen und einen verwachsenen kränklichen Offizier als Commandanten hingeschickt, der etwa sechs Schwarze unter sich hat, die abwechselnd Wache stehen und Abends um 9 Uhr die Trommel rühren müssen; allein da zur Zeit des Palmweins Räuberhorden aus dem Innern kommen, so hat Herr Nicolao unter dem Vorwande des nothwendigen Palmenschutzes stets fünf und zwanzig wohlgeübte Schwarze unter Waffen und bauet jetzt an einem Fort auf eigene Hand nach der Landseite zu. Im Besitz von zwanzig Millionen Piaster, mit einer Mulattin ehelich verbunden und Vater vieler Kinder und Enkel, dürfte sein Streben wohl weiter gehen als nur auf Schutz der Palmen. Denn jene armen Neger, die in den Gärten sich ein wenig Maniok und Mais erbauen und außer Schwein und Hühnern Nichts besitzen, sind schon in Wahrheit seine Unterthanen und arbeiten für ihn allein, zumal zur Zeit des Palmweins, wo ohne viele Hände nicht gut fertig werden ist. Von seiner Klugheit wenigstens läßt sich sehr wohl einmal ein kleiner Negerfürst erwarten, der leicht der Schwäche einer portugiesischen Oberherrschaft spotten dürfte, und um so mehr, da dieser Ort nicht einmal einen Hafen hat.

Vermöge eines oben beschriebenen Bootes oder einer großen „Bimba" kamen wir ziemlich durchnäßt von der Brandung zu unserm Schiffe zurück, wo wir zunächst den gefährlichen Folgen solcher Durchnässungen, durch den Gebrauch von Spirituosen,

vorzubeugen suchten, um dann am Morgen des 1sten Novembers den weiteren Lauf auf Loanda zu richten. Da die ungeheure Brandung an dieser Küste nirgends Klippen oder Sandbänke duldet, so konnten wir dem Lande immer so nahe bleiben, daß die hochbewaldeten Thäler und Höhen der ersten Terrasse, die überall bis über hundert Fuß erhaben ist, ganz deutlich vor dem Auge lagen. Vergebens aber späheten wir aus nach den Ruinen von Alt-Benguela, dessen Zerstörung durch wilde Stämme des Innern einst den Aufbau von Benguela in der Bahia dos Vaccas, der Kuybai, veranlaßt hat; nirgends war an der ganzen Küste eine Spur von Menschen zu entdecken. Dann endlich wenige Meilen südlich, der Mündung des Coanza, zieht sich die Hügelreihe bis über den Gesichtskreis zurück und das Thal dieses Stromes erscheint dem Auge gleich einem unabsehbar weitem Sumpfe; nordwärts aber treten die Hügelreihen früher an die Küste zurück, diese selbst wird wieder schroff aber kahler als zuvor, wie von der Sonne versengt und nur von einzelnen Euphorbien, gleichwie von eingerammten Pfählen besetzt, vom Meere her als röthliche, ocherhaltige Erde erscheinend. Dort an dem ersten hervorragenden Berabhange, drei Legoas jenseits des Stromes, erblickt man schon aus weiter Ferne rothe Dächer, helle, hochgethürmte Mauern, Kirchen, Thürme und dergleichen, — das ist Loanda, die Hauptstadt der portugiesischen Macht im ganzen Afrika, gegründet durch Paulo Dias de Novaes, daher St. Paulo genannt, dann von den Holländern eingenommen vom Jahre 1641 bis 1648 und wieder erobert am Tage der Empfängniß Maria's, daher mit dem Zunamen da Assumpcao, kurzweg Loanda genannt, nach der den Hafen bildenden Insel. Je näher man kommt, um so mehr wächst das Erstaunen hier eine so ganz europäische Stadt zu finden. Denn inmitten der halbkreisförmig zu den Bergen aufsteigenden Häuserreihen, zwischen blauen oder rothen Ziegeldächern und gelb und weiß getünchtem Mauerwerk, sieht man von Kirchen und vom Hospital verschiedene Thürme sich erheben und auf der Höhe selbst, noch über diesem Allen, thront das Schloß des Gouverneurs, ein stattlicher „Palast", wie man ihn hier zu Lande nennt. Dazu nun in

der Nähe gleich das feste Fort St. Miguel, mit seinem schönen Mauerwerk von Backstein und Granit, fast senkrecht über einer dunklen, scheinbar verbrannten Felsparthie, und um so drohender erscheinend, als die Umgebung rings herum im Gegensatz aus bloßem Sand besteht. Dann wieder andere Festungswerke unmittelbar am Hafen, wohin man unter Führung eines schwarzen Lootsen von Norden her eintritt, nachdem die Spitze der vorliegenden flachen Insel Loanda umfahren ist. Zunächst St. Pedro oder „Felsenfort", gleich einem Schwalbenneste ein hundert und funfzig Fuß hoch, an dem Felsabhange klebend, eine englische Meile weit bis zur gegenüber liegenden Insel den Eingang zum Hafen bestreichend und jedem Schiffe Halt gebietend, das den Besuch des Guardamors nicht abzuwarten Willens ist; dann eine viertel Meile weiter hin das Klippenfort, Pennedo oder St. Franzisco de Pennedo, auf einem künstlich angelegten Vorsprunge mitten in den Hafen hineingebaut und von drei Seiten vom Wasser umspült, das traurige Gefängniß aller Hochverräther oder solcher, die unter diesem Namen Neid und Rache dorthin senden; und endlich noch zuletzt im Hafen selbst der Anblick eines Kriegsschiffes mit acht Kanonen und überall nur Weiße als Besatzung und Bemannung — dies Alles überrascht den Europäer dergestalt, daß er den Augenblick der Landung kaum erwarten kann, weil er in solcher Stadt nun auch die Sitten, Sprachen und Genüsse seines Heimathlandes wieder anzutreffen glaubt. Ich wenigstens beeilte mich in solchem Gefühle alsbald den übrigen Schiffen, die unsere Ankunft mit wehenden Flaggen begrüßt hatten, meine ärztliche Visite zu machen und war dann bald im Landungsboote, welches von vier Schwarzen aus Cabinda mit kräftigen Schlägen, in Zeit von etwa zwanzig Minuten, ans Ufer gerudert ward. Diese freien, wohlgebildeten starken Neger aus der Nachbarschaft sind nämlich hier die eigentlichen Hafenarbeiter, indem sie sich für geringen Lohn zu diesen und andern schweren Arbeiten freiwillig vermiethen und das Erworbene zu Weib und Kind nach Hause tragen. Sie arbeiten nur immer wenige Monate, um für ihr Weib oder sich selbst einen kleinen Schmuck zu erwerben und tragen ihren Manipancha als Schutzgott stets

bei sich, um ihn wie ein Orakel nach dem Ergehen ihres Weibes zu befragen, wobei es interessant ist zu sehen, wie sie dieses Püppchen zunächst mit einem Schluck Wassers oder Branntweins bespritzen, dann lange leise Gebete murmeln und endlich, wenn der Götze einen bestimmten Geruch von sich giebt, was durch öfteres Annähern der Nase erspürt wird, denselben unter wilden Zuckungen zum Ohre führen, um seine Offenbarung zu vernehmen, die stets nur auf ihre eigenen Verhältnisse Bezug hat. Es werden aber diese Fetische, welche meist die Gestalt eines wohlgebildeten Mannes haben von eigends dazu bestimmten Personen unter Aufsicht eines Priesters gefertigt, denen verboten ist irgend ein anderes Geschäft zu treiben und welche fern von allen Verwandten und Bekannten wohnen müssen. Eine Glasperle, ein Stückchen Tuch, ein Ring und vor allen ein Stückchen Harz ist jedesmal in dem Innern des Götzen angebracht und zuweilen sieht man dergleichen Fetische in Gestalt der Hottentottischen Race, wo dann ein Spiegel diese Oeffnung schließt, der die Kraft hat in Folge einer, dem Götzen dargebrachten Libation (Trankopfer) dem Neger in weitester Entfernung das Bild seines Weibes und dergleichen vorzuführen; und in der That, wenn man sie so erzählen hört, was der Spiegel im Augenblicke ihnen gesagt habe, so möchte man glauben, sie sehen wirklich Weib und Kind und ihre ganze Heimath in dem Zauberspiegel, da sie mit großer Lebendigkeit auch von den kleinsten Dingen zu berichten wissen, z. B. ob das Weib eben Baumwolle spinne, Mais hacke u. dergl. m.

Da mit Ausnahme einer steinernen Treppe an der Alfandenga, dem Zollhause oder der Börse, für die Bequemlichkeit des Landens nirgends gesorgt ist, so wurde das Boot aufs Land gezogen, um es unter einem Dach von Stroh gegen die Sonne zu schützen. Man wird versucht darüber sich zu wundern, da doch Loanda ein so bedeutender Handelsort ist; allein wenn man bedenkt, daß der Wellenschlag wegen der vorliegenden flachen Insel nie bedeutend ist und daß an diesem Orte wegen der großen Entfernung der Stadt das Löschen und Einnehmen einer Ladung sehr beschwerlich ist und Sclavenausfuhr eigentlich allein betrieben wird, so muß man das erklärlich fin-

den, und da nun heut zu Tage selbst die Sclaven meist an andern Punkten der Küste eingeschifft werden müssen, wegen der strengen Wache der Engländer, so geschieht vollends nichts zur Verbesserung der Anlandeplätze und man begnügt sich mit dem weißen Quadernpflaster zwischen der Steintreppe und der Alfandenga, dem eigentlichen Sammelplatze der hiesigen Kaufleute. Alle Wege zur Stadt hinauf sind sandig aber eben, wenn nicht ein starker Regen sie etwa tief durchfurcht hat, wo sie dann immer alsbald wieder geebnet werden. Auch die Straßen der Stadt sind nur solche Wege mit Ausnahme von zwei derselben, welche aus der niedrigeren Stadt zur höheren aufführen. Diese sind gepflastert, und außerdem findet man vor einigen Häusern kleine Wegstrecken mit einer Muschelart, der Arca senilis, zierlich ausgelegt. Lastwagen kennt man nicht; es mögen nächst dem Gouverneur etwa zwei oder drei Privatleute überhaupt noch im Besitze eines Wagens sein; selbst Reiter sind sehr seltene Erscheinungen und daher ist die Staubaufregung in den Straßen nie bedeutend, zumal der täglich wehende Seewind nur so leise weht, daß er den Sand nicht von der Stelle hebt. Gleich in der Nähe der Alfandenga ist der Fruchtmarkt, wo jeden Tag von fünf bis acht Uhr früh die Bedürfnisse an Früchten und Gartengemüsen zu sehr billigen Preisen eingekauft werden. Außer der Kartoffel, die durch Yamswurzeln ersetzt wird, findet man alle Arten europäischer Gemüse dort vertreten und selbst die Vornehmsten pflegen den Einkauf selbst zu besorgen, indem sie einen Sclaven hinter sich haben. Zwei andere Plätze sind eigentlich nur Erweiterungen der Hauptstraße. Dort sind lange Reihen kleiner Matten- oder Leinewandszelte aufgeschlagen, in denen schöne Negerinnen Decken, Körbe, Messer, Scheeren, Kattune, Negerpfeifen u. dergl. m. verkaufen; aber auch hier liegen allerlei Früchte mit aus und in Kokusnußschalen wird den Vorübergehenden zur Erquickung eine Art rother Suppe von angenehm säuerlichem Geschmack geboten, welche aus Tomatos oder Liebesäpfeln (pommes d'amour) bereitet wird. Salzverkäufer fehlen auch hier nicht, da auf allen Märkten der Küste das im Innern als Münze geltende Steinsalz täglich feil geboten wird, welches im Lande Quissama und sonst wo leichter

als Seesalz gewonnen wird. Noch immer aber findet man ganz beträchtliche Theile der Stadt nur aus Negerhütten bestehend, welche aus Bambus oder Palmzweigen, rund oder viereckt, mit einfachem Schilfdach darüber ohne jede Zuthat von Stein und Kalk errichtet sind, obwohl ein früherer Gouverneur die Forträumung solcher Hütten einmal geboten hat. Viele derselben werden bei großen Regen ganz mit fortgespült; indeß das ganze Hausgeräth besteht gewöhnlich nur in einigen Kalebassen und einem irdenen Gefäße zum Kochen, zu welchem Zweck das Feuer vor der Hütte brennt; selten findet sich noch einiges Geräth zum Fischen oder gar eine Hacke zur Bearbeitung des Fleckchen Landes nahe an der Wohnung oder man sieht noch hie und da den Einen und den Andern mit flechten von Körben beschäftigt, die aus den groben Blättern der Fächerpalme verfertigt werden, feiner und künstlicher geflochten aber aus Cabinda oder von den Stämmen des Innern zur Stadt gebracht werden. Mit Ausnahme dieser Stadttheile hat Loanda durchgehends vollkommen gut eingerichtete Häuser, die gewöhnlich zwei Stockwerke hoch, aber mit Ausnahme des Schlosses und einiger anderer Krongebäude durchgehends ohne Fenster sind. Denn diese werden durch gewöhnliche Fensterladen vollkommen ersetzt, da Zugluft selbst nach Erhitzung beim Tanze nicht gefürchtet wird, wohl aber Sonne und Regen. Die Höfe dagegen haben statt der Ringmauern hier überall nur hohe Einfriedigungen. In diesen ist nun außer einzelnen kleinen Negerzelten regelmäßig auch die Küche, weshalb denn auch die Schornsteine auf allen Häusern fehlen können.

Eigentliche Vergnügungsorte giebt es nicht, da die nächste Umgebung überall sehr einförmig ist. Denn außer einigen Fruchtbäumen erblickt man nur drei Andonsonien, einige Kokuspalmen, kleine Fächerpalmen und eine häufig vorkommende Ricinusart, welche nebst Indigo und wenigen Euphorbien und Kaktusarten den ganzen Pflanzenschmuck der Gegend ausmachen. Nur auf der Insel Loanda, welche in verschiedenen Dörfern vor Zeiten 2000 Einwohner gehabt haben soll, jetzt aber fast um die Hälfte fortgespült ist, wodurch zugleich die südliche Einfahrt des Hafens mit Untiefen erfüllt und unmöglich geworden ist, besitzen

die reichern Loandaner noch heute ihre Landhäuser. Diese aber sind eigentlich nur behufs des Sclavenhandels da, wenn es einmal gilt zur günstigen Stunde gleich an der Westseite der Insel die Einschiffung zu bewerkstelligen. Daher sind solche auch nur von einzelnen Negern bewohnt, die für gewöhnlich mit dem Sammeln der kleinen Muscheln beschäftigt sind, welche zur Auslegung der Straßen verwandt werden; die Umgebung aber ist um so dürftiger als überhaupt dieser Theil der Insel so unfruchtbar ist, daß er kaum Nahrung für einige Ziegen hervorbringt. Dagegen finden sich am Südende der etwa drei Legoas weit sich erstreckenden Insel an einzelnen recht fruchtbaren Stellen Gärten und Kokuspalmen, und dort ist auch ein kleines Fischerdorf vorhanden. Von der Stadt hinaus zum Fort Pennedo führt jedoch eine aus verschiedenen Bäumen bestehende ganz hübsche Allee, in deren Nähe durch einen Italiener eine Villa angelegt ist. Dorthin allein lockt die Gastlichkeit des Besitzers oftmals die lustwandelnden Loandaner. Sonst aber wird das Vergnügen nur in geselligen Kreisen in der Stadt selbst gesucht. So hat man ein kleines Liebhabertheater auf welchem die Vornehmern die Rollen selbst übernehmen, indem jedoch nur drei oder vier Mal jährlich gespielt wird. Dann hält der Gouverneur jeden Sonntag Abend förmlich Hof, zu welchem Ende ein allgemeines Tanzvergnügen angeordnet ist. Weiße, Mulatten und Schwarze, Alles wird geladen, was nicht das Unglück hatte Sr. Excellenz zu mißfallen; allein der Neuling wird es nie vergessen, daß er hier unter lauter Sclavenhändlern und Menschen sich befindet, welche vor keinem Verbrechen zurückschaudern, was ihren Zwecken dienlich ist. Nach der Landessitte wird Thee und Limonade nebst Kuchen aus Weizenmehl herum gereicht, der von dort ansässigen portugiesischen Bäckern gebacken wird; dann trennt man sich unter lächerlichen Complimenten um elf Uhr Nachts und geht nach Hause, wenn man nicht unter Begleitung von Fackelträgern prunkend in der Tipoia sich kann tragen lassen.

Weit anziehender für mich war das Schauspiel der vielen vorüberziehenden Karavanen, welche besonders in der Morgenstunde unmittelbar an meinem Fenster vorbei kamen. Mein

Wirth, die höchste Medicinalbehörde von Laonda, pflegte alsbald nach fünf Uhr früh seine Krankenbesuche zu machen und sein tyrannisches Weib war dann mit der Beaufsichtigung ihrer Sclavinnen beschäftigt, so daß ich stundenlang ungestört den langen Zügen nachsehen konnte, welche schwer belastet mit Waaren aus weiter Ferne hier eintrafen um durch unbedeutende Kleinigkeiten bereichert wieder heimzuziehen. Einige trockene Fische, ein wenig Branntwein, ein Schmuck, ein Spiegel u. dergl., zuweilen auch ein wenig Schießpulver ist für gewöhnlich der ganze Gewinn der langen weiten Reise. Züge von zwei Tausend und darüber, mit den ewig wechselnden Trachten und aufs verschiedenste bewaffnet, sah ich nicht selten hier vorüberziehen; aber nur selten waren bei einer und derselben Karavane viele Sclaven zum Verkauf, und dies hat darin seinen Grund, daß die meisten Großhändler ihre zwei bis drei Cacheiros (Geschäftsreisende) in das Innere senden um die Aufkäufe zu machen und den Transport dann auf besondern Wegen zu besorgen. Was diesen Großhändlern entgangen ist kommt für den ärmeren Kaufmann mit zur Stadt, wohin sonst größtentheils nur Elephantenzähne gebracht werden, oft so groß, daß kaum zwei Neger einen Zahn zu tragen fähig sind. Im übrigen folgt bei diesen Zügen, mögen sie noch so groß sein, immer nur ein Mann den andern, wie das theils durch die engen Wege im Hochgebirge, theils durch die Vorsicht geboten ist. Einige Schellenträger beginnen und schließen immer den Zug, um wilde Thiere auf- oder abzuschrecken und die Verkaufssclaven gehen gleich den Uebrigen mit Waaren beladen in der Reihe. Selten nur folgen sie dem Zuge die Hände auf den Rücken gebunden oder ein Tau um den Hals befestigt. Werden aber viel Sclaven von wenig Treibern geführt, so gebietet die eigene Sicherheit dieselben durch Ketten oder Stricke um den Hals zu verbinden und den Händen die freie Bewegung zu rauben. Dergleichen Züge kommen aber nur bei nächtlicher Weile in die Stadt und erst wenn sie glücklich fortgeschafft sind, erfährt man, daß wieder so und so viel Sclaven in der Stadt gewesen seien. Mein Wirth pflegte zu solchen Zeiten immer im freundschaftlichsten Umgange mit den Offizieren der englischen Kreuzer

zu leben, um so die rechte Stunde zum Geschäft zu ersehen, oder er kehrte erst in der Morgenfrühe vom weiten nächtlichen Ritte zurück, wenn anderweitige Anordnungen nöthig geworden waren. Denn die Engländer, ob sie es nicht verschmähen sich in den angesehensten Häusern festlich bewirthen zu lassen, üben doch stets eine unbestechliche Wachsamkeit aus und haben manches Eigners Schiff gefangen in dessen Hause sie noch eben erst beim frohen Mahle saßen; eine große Seltenheit aber ist es, daß auch ein portugiesisches Kriegsschiff einen Sclavenführer aufbringt. Zum Verkauf von einzelnen Sclaven wählte mein Wirth gewöhnlich die Zeit des Nachtisches, wo dieselben dann herein befohlen und rücksichtslos im Angesichte der Gäste gelobt wurden. Insonderheit gern aber kaufte man die weiblichen Sclaven, welche von meiner Wirthin erzogen waren; denn diese verstand es meisterhaft grausam, die armen Geschöpfe mit dem üblichen Strafinstrumente zu behandeln. An einem etwa zwei Fuß langen Stiele von Guajakholz ist nämlich eine runde handgroße Platte befestigt, etwa einen halben Zoll stark, welche vielfach durchbohrt ist um weniger laut zu klatschen und damit wurden nun beim geringsten Versehen die Hände der armen Nähterinnen oft blutig geschlagen, während die größte Grausamkeit dann aber noch darin bestand, daß sie sogleich zur Arbeit wieder herangezogen wurden. Kein Tag verging während der sieben Wochen meines Aufenthalts, daß nicht diese „Palmetadas" (Schläge in die flache Hand) zu Dutzenden wären ausgetheilt worden; doch gab es glücklicherweise auch andere Herrinnen, welche Belehrung und Gehorsam auf eine menschlichere Weise herbeizuführen wußten.

Die männlichen Sclaven in der Stadt selbst werden namentlich zum Tragen der Tipoia benutzt, da man nichts so sehr fürchtet als das Gehen auf dem bloßen Sande. Aus diesem Grunde pflegte mein Wirth seine Krankenbesuche stets zu Pferde abzumachen und immer folgte dann dem kleinen muthigen Thiere, von der brasilianischen Race, ein Schwarzer zu Fuße, mit der Weisung sich bei schnellem Reiten an den Schweif des Pferdes zu klammern um augenblicklich zur Stelle zu sein, wenn ihm beim Absteigen die Zügel zugeworfen würden. Nie hörte ich,

daß dieser seines Herrn Unzufriedenheit erregt hätte; allein zu solchen Diensten wurden schon Kinder eingeübt von meiner Wirthin, welche aufs unbarmherzigste zu züchtigen wußte, wenn die armen Kleinen nicht augenblicklich von der Erde aufgehoben hatten, was zufällig oder absichtlich ihren Händen entfallen war. Zum Militärdienste dagegen werden Sclaven von der Regierung hierselbst nicht verwandt. Nur ein kleiner Theil von Eingeborenen aus dem Innern bildet unter dem Namen der Empacaceiros eine eigene unentbehrliche Compagnie von Schwarzen. Sie sind als gute Schützen und verwegene Jäger bekannt und werden gebraucht, wenn militärische Hülfe im Innern nothwendig ist, weil Europäer einem angestrengten Marsche alsbald unterliegen würden. Namentlich kann man ihrer nicht entrathen bei Beförderung von Nachrichten an die entlegenen Forts, von denen Bihé 300, S. José 150 Legoas entfernt ist, während andere zwölf Forts in geringeren Entfernungen von neunzig bis zu fünf Meilen heranwärts zerstreut liegen. Mit einem Dutzend Kugelpatronen, mit Dolch und Fetisch ausgerüstet, ohne jegliche andere Verproviantirung machen sie diese Gesandtschaftsreisen mitten durch die Wildniß und man erzählt sich, daß ein solcher Empacaceiro einmal bewußtlos unter den Tatzen eines auf ihm liegenden todten Löwen hervor gezogen sei, auf den er im Augenblick des Ansprungs Feuer gegeben hatte, dann aber wenige Tage später freudig gestorben sei, in dem Bewußtsein an dem Feinde Rache geübt zu haben. In dem Fellstreifen eines selbst erlegten Thieres besteht ihr einziger Stolz und mit solchen Fellstreifen um den Kopf und dem gewöhnlichen Schurz versehen, sieht man sie in der Stadt vor den Wohnungen der hohen Beamten einzeln auf Posten stehen. Dieser Wachtdienst ist aber mehr eine Art Botendienst zu nennen, da sie acht Tage lang ohne Ablösung vor demselben Hause bleiben, aus welchem sie zugleich beköstigt werden, nach Belieben das Gewehr fortstellend und in der Sonne schlafend bis etwa eine Botschaft aufgetragen wird. Zur Nachtzeit, wenn vielleicht die Nähe eines wilden Thiers vermuthet wird, ziehen sie wohl in eben dieses Haus sich zurück, sonst aber bleiben sie im Freien ohne jedes Obdach. Das Bewußtsein aber so eng den Weißen anzugehören,

macht sie treu bis zum Tode und wären diese Helden nicht vorhanden, so möchte es oft schlecht um die Sicherheit der Stadt bestellt sein bei der Anwesenheit so zahlreicher stark bewaffneter Karavanenzüge, wiewohl in Wahrheit der Branntwein ein weit sichereres Schutzmittel dagegen bietet.

Das Leben im Hause meines Wirths pflegte sich täglich in folgender Weise zu wiederholen: um acht Uhr früh versammelten wir uns zum Frühstück, wo es gebackene Kalbsfüße gab oder unreife Schoten vom Cayennepfeffer in Bouillon gesotten und seltener auch wohl gekochte Schnecken; dazu ward Lissabonwein getrunken so viel der Durst verlangte. Dann folgte Schlaf bis gegen Mittag hin, wo Porterbier zu englischem Käse getrunken wurde und wieder Schlaf bis gegen vier Uhr Nachmittags. Jetzt erst begann nach einem kräftigen Mittagsmahle das eigentliche Leben. Gleich nach dem Essen ward Kaffee gegeben und nun ein kleiner Spaziergang gemacht, dem dann bis in die Nacht hinein gewöhnlich bis ein Uhr das Kartenspiel nachfolgte. Dabei ward immer nur Limonade gereicht, aber unmittelbar vor dem Schlafengehen empfahl mein Wirth aus Gesundheitsrücksichten stets ein Glas Wasser mit Genèvre gemischt. Ausflüge zu den benachbarten Felsparthieen machte ich seltner nur; Nichts von Bedeutung lockte mich dazu. Nur einmal auf einem Morgenspaziergange traf ich auf einen Heuschreckenschwarm, der von Nordwest her kam. Alles lief sogleich mit Büschen ihn abzuwehren, da er sich noch nicht ganz gesenkt hatte. Doch waren eben genug herunter gefallen um alle Bäume kahl zu fressen, wiewohl zugleich die ganze Bevölkerung dadurch auf acht Tage lang mit Speise versehen wurde, indem Groß und Klein sie sammelte, um sie zu rösten.

Mehr fesselte mich die Erscheinung eines Negerfürsten, eines schon bejahrten Sobas, der mit einem Gefolge von über tausend Mann zu Loanda eintraf, um dem Gouverneur seine Aufwartung zu machen. Getragen auf einer großen platten Sänfte, saß er auf einer stuhlähnlichen Erhöhung von einer Bastmatte überschattet, welche vier andere Neger an langen Stöcken über seinem Haupte hielten. Zwei Schwarze hoben ihn von seinem Sitze und von dem Gouverneur in der Thür empfangen ward

er nun in den Audienzsaal eingeführt. So lange die Berathung dauerte strengte die Musikbande, welche er mitgebracht hatte, alle Kräfte an mit Hörnern und Trommeln draußen sich hören zu lassen. Dann wurden ihm selbst auf einige Tage im Palast Zimmer angewiesen und die Bewirthung nach Wunsch veranstaltet; sein größtentheils bewaffnetes Gefolge aber zerstreuete sich in der Stadt herum und die Musikbande zog nun täglich durch die Gassen und brachte Alles auf die Beine. Diese bestand aus fünf Hornbläsern und drei Tambours. Zwei kleinere Trommeln, welche an Riemen um den Hals gehangen beim Schlagen mit dem kleinen Holzstab unterm linken Arm gehalten wurden, waren etwa zwei bis drei Fuß lange Hölzer, an beiden Enden mit Ziegenleder überzogen, die dritte aber war wohl fünf Fuß lang, nur auf einer Seite beschlagen und mußte beim Gebrauch zwischen den Beinen gehalten werden. Die Hörner waren Elephantenzähne mit ziemlich weiter Aushöhlung von ungleicher Länge, das kleinste etwa anderthalb, das größte reichlich vier Fuß lang. Aeußerlich zierlich mit Thierbildern beschnitten und sonst noch durch schwarze Ringe und viel rothe und gelbe Zeichnungen geschmückt, schien jedes nur einen Ton anzugeben, so daß durch Pausiren und Einfallen die eigentliche Musik zu Stande gebracht wurde, welche jedoch in angemessener Entfernung mein Ohr nicht gerade unangenehm berührte. Jedenfalls bildete sicher die halbe schwarze Einwohnerschaft der ganzen Stadt in den drei Tagen ihres Dortseins die beständige Begleitung dieser Bande. Ein zarteres Instrument der Neger sowohl an der Küste wie auch im tieferen Binnenlande, welches ich zuerst zu Novo Redondo kennen lernte, ist die Marimba, aus neunzehn eisernen Tonstäben bestehend, welche auf einem fein geschnitzten Brette über zwei Querstäben so aufliegen, daß die in die Höhe gerichteten längeren Enden derselben mit dem Daumen in schwirrende Bewegung gesetzt werden ähnlich der Zunge einer Maultrommel, wodurch eine angenehme Musik im Umfange von zwei und einer halben Tonleiter hervorgebracht werden kann. Einen sehr schwachen und unbedeutenden aber ebenfalls angenehmen Ton giebt ein anderes unvollkommneres Instrument, welches in Form eines Violinbogens einen Metall-

draht oder eine Pflanzenfaser angespannt erhält, und vermöge eines Stäbchens von Holz oder Eisen berührt einen verschiedenen Ton angiebt, je nachdem der Daumen der linken Hand die Seite mehr oder weniger frei läßt oder verkürzt. Immer aber ist bei dem Neger der Inhalt seiner Musik allein nur der Liebesgedanke und selbst jene scheinbar kriegerische Lärmmusik in den Straßen hatte doch nur allein diesen Inhalt, wie an den Tänzen, dem Fingerknipsen und dem mit einfallenden wilden Geschrei der Schwarzen offenbar zu ersehen war. Der Soba wurde darnach entlassen wie er empfangen war. Seine Erscheinung aber rief in mir eine andere Gestalt wieder wach, die ich zur Zeit meiner Ankunft im dunklen Kerker des Forts Pennedo gesehen hatte. Dort nämlich schmachtet seit drei Jahren schon ein unglücklicher Negerprinz, der eine nordöstliche Provinz, vermuthlich Sogno beherrscht und die portugiesischen Gesandten, welche den versprochenen Tribut von ihm forderten, hatte ermorden lassen. Eigene Verwegenheit hatte ihn in die Hände der listigen Portugiesen gebracht und jetzt wurde er der Form wegen jeden Monat einmal zum Schlosse hinauf ins Verhör geführt, welches denn jedesmal mit der Hoffnung auf baldige Freiheit ihn erfüllen mußte, während man doch entschlossen war ihn den langsamen Tod der feuchten Kerkerluft sterben zu lassen. Weit und breit mußte sein Name bekannt sein, da fernher kommende Karavanen bei seiner Erscheinung sich eiligst auf die Knie warfen, um so mit niedergesenktem Blicke dem seinigen nicht zu begegnen; aber sie ahneten nicht, daß die Generalsuniform, in der ihm gestattet war auf dem Schlosse zu erscheinen, während die Wachen nur von weitem ihm folgten, bald wieder mit den schweren Ketten vertauscht wurde, welche ihm kaum das Gehen erlaubten. Er glaubte sich im guten Recht, als Herr dos Santos ihn fragte warum er sich gegen die Königin von Portugal empört habe, indem er antwortete, daß diese nie in seinem Reiche geherrscht habe und er allein mit seinem Bruder dem Könige von Sogno um die Herrschaft streitig gewesen sei und fragte uns in gutem Portugiesisch zu wiederholten Malen, ob seine Freilassung noch fern sei, die ja nicht ausbleiben könne, da er kein Verbrechen begangen und

nur sein Recht behauptet habe. Als Antwort schlossen sich die dicken Thüren seines engen Gefängnisses aufs neue gleich Grabesriegeln über der Gruft eines lebendig Begrabenen.

Ists doch als ob ein Fluch auf Allem ruhete, was diese Sclavenhändler nur erbauet haben, und ob nach außen hin dem Namen nach das Reich auch wachsen mag durch klüglich abgeschlossene Verträge oder durch Ungerechtigkeit, die unterm Schein des Rechts vollzogen wird, so deutet doch im Innern Alles auf den nahenden Verfall der Herrschaft dieser Portugiesen. Aber wie alles Böse des Scheins des Guten bedarf, so wird neben dem Schein der Gerechtigkeit auch der Schein der Religion noch heute hier erhalten, obwohl auch dies von Vielen kaum noch für nöthig erachtet wird. Einzelne Kapellen der Stadt sind bereits ganz verfallen, aber dem Schlosse gegenüber prangt noch die Domkirche mit einem hübschen Thurm versehen und innen reichlich mit Bildern und Heiligen geschmückt; dann brennt die ewige Lampe noch in der zweiten Kirche am Markt, ohne daß Andächtige, so viel ich sah, dieselbe je besuchen. Die dritte Kirche endlich, Nazareo genannt, am nördlichen Ende der Stadt war am Abend des Weihnachtstages allein erleuchtet und Neger und Negerinnen in ihrem besten Schmuck, erfüllten sie der Art, daß der Boden wie von Knieenden übersäet war. Es ward uns schwer hindurch zu kommen zu dem versteckten Stuhl der Geistlichkeit; welche durch einen Mulatten und einen Neger im kirchlichen Ornat vertreten war. Hier fanden wir einen Tisch mit Wein und brasilianischem Naschwerk besetzt und wurden aufgefordert zuzulangen, während die Wirthe selbst das beste Beispiel gaben. Da nun die Gäste nach einander immer durch neue ersetzt wurden, so war es natürlich, daß die Vertreter des göttlichen Amtes endlich taumelnd nach Hause gingen und man am andern Morgen als eine lächerliche Geschichte erzählte, daß Einer derselben auf der Straße noch in eine kleine Schlägerei verwickelt sei, wobei sein priesterlicher Ueberwurf ihm sei zerrissen worden; Niemand aber fand darin etwas sehr Auffallendes! Das sind die letzten Ueberbleibsel der einst so herrlichen katholischen Kirche; dies ist der wahre Inhalt jenes hochklingenden Titels eines Bischofs von Congo und Angola,

den Einer dieser beiden Herren noch heute führt, früher der Titel des Bischofs von St. Salvador in dem weit gesunderen Innern, welches trotz seines herrlichen Klimas immer wieder von Portugiesen verlassen ist, weil es dem Sclavenhandel nicht bequem gelegen ist. Längst verfallen ist auch das alte Jesuitencollegium, keine Spur ist mehr von den früheren drei Conventen der italienischen Capuziner, vom dritten Franziskanerorden und den hosenlosen Karmelitern. Und wie nun fehlt das lebendige Wasser, wornach den Menschen nie wieder dürsten soll, so fehlt dieser traurigen Bevölkerung von Sclavenhändlern selbst heute noch das gewöhnliche Trinkwasser, nach dem das Werk eines Canals aus dem Cuenza nicht gelungen und wieder aufgehoben ist wegen verschüttender Versandungen. Den Versuch der Holländer zur Zeit ihres Besitzes, aus den höher gelegenen Theilen des Flusses einen Canal herzuleiten, hat man nicht wieder aufgenommen. Ein eigends dazu berufener Deutscher arbeitet, wahrscheinlich erfolglos, nun seit drei Jahren schon an einem artesischen Brunnen. Inzwischen läßt der Gouverneur das Trinkwasser für sich und andere hohe Staatsbeamte eine gute deutsche Meile weit aus einer Quelle beim Fort S. Pedro durch sechs Kameele täglich herbeischaffen; die übrigen Einwohner, denen das schlechte Cisternenwasser oder das todte Wasser der flach gegrabenen Gruben der Insel Loanda nicht zusagt, müssen es kaufen von den Negern, die ein Geschäft daraus machen täglich ganze Bootsladungen aus dem entlegenen Bengofluſſe herbei zu schaffen, doch ist auch dieses dann noch zu filtriren durch die in allen Häusern dazu bereit stehenden Steine.

Uns aber sollte dieser Fluß Veranlassung zum Tode werden. Es pflegt nämlich dorthin alljährlich in der gesundesten Jahreszeit, im März und April, eine Jagdfahrt gemacht zu werden, welche die Erlegung des Krokodils durch Kartätschen zum Zwecke hat. Herrn dos Santos zu Ehren, der nach Benguela wieder abreisen wollte, sollte dieselbe schon jetzt unternommen werden, obschon es seit vierzehn Tagen doch täglich des Morgens und Abends heftig geregnet hatte und die Zahl der europäischen Kranken bereits sich zu mehren begann. Auf unsern Schiffen war noch Alles gesund, das Wetter war noch ziemlich

heiter, obwohl der Himmel etwas mehr bedeckt war, die See- und Landwinde weheten kräftiger als früher und versprachen die Hitze des Tages zu mäßigen, kurzum man wagte die Fahrt, zu der schon alle Vorbereitungen seitens des Gouverneurs gemacht worden waren. Uns trug ein Boot dahin, Andere machten die vier bis fünf Legoas zum Schießhause schneller zu Lande. In wenig Stunden hatten wir nordwärts fahrend die schmale Mündung des Bengo erreicht, welche kaum einige zwanzig Schritt breit die Küstenterrasse durchbricht und jetzt noch mehr durch Anhäufung von Pflanzen und Baumstämmen verengt war. Zahlreiche Haifische schwimmen mit träger Bewegung hier auf und ab und neun derselben zählten wir in einem Augenblick. Die bedeutende Brandung hätte uns fast gefährlich werden können, zumal ein Baumstamm dem Auge verborgen vor der Mündung aufgehalten war; indeß für diesmal rettete uns die Geschicklichkeit der Ruderer. Langsam stromaufwärts fahrend zwischen dem mannigfaltigsten Pflanzenwuchs und dichter Waldung, die rechts und links den Fluß begleitet, erreichten wir erst nach viertehalb Stunden unser Ziel. Nur der unendliche Reichthum rings herum, herrlich blühende Schlingpflanzen, hohe reich behangene Fruchtbäume und allerlei Gesträuch wie zu einer einzigen Pflanzendecke verbunden, darin das Leben der Affen, des Perokits (Papagey), des wilden Perlhuhns oder wieder des Löffelreihers am Ufer des plätschernden Flußes, ließ mich die unerträgliche Hitze vergessen, die über uns lastete. Jeden Augenblick fuhren Negerboote vorüber, reich mit Früchten beladen, die sie in wenig Stunden hier gesammelt hatten, Orangen, Ananas, Citronen, Bananen, Mangos, Gujavas u. dgl. m. Wo Schilf und Rohr die sumpfigen Ufer bedeckt, sieht man scheinbar künstlich gebildete Wege, indem das Schilf dort niedergedrückt ist; das sind die Gänge des Krokodils, was mit Nilpferden und Rhinoceros hier hauset. Letztere werden jedoch häufiger im benachbarten Dande und Cuenza angetroffen und auch den Alligator sahen wir jetzt nicht. Zwei Negerdörfer lagen am rechten Ufer des Flusses, hin und wieder eine vereinzelte Baracke, wo vom Flusse aus die Waldung vermöge der Art eben erst zugänglich gemacht war. Einige derselben waren

auf Pfählen gebaut und wenige lagen so hoch, daß für Mais, Bananen und Maniokwurzel, welche schwer im feuchten Boden gedeiht, ein kleines Gärtchen übrig blieb. Erst um zwei Uhr Nachmittags waren wir am Ziele. Kanonensalven begrüßten uns, ein Bretterhaus mit einem Binsendach nahm uns in seinen Schatten auf. Dies gehört einem Portugiesen, der als ein weit und breit berühmter Löwenschütze neben den dreißig Negerhütten von Quifangondo angesiedelt ist, und im Besitze großer Heerden ist. Von ihm erfuhr ich, daß der Löwe erst noch vor acht Tagen in seinen Viehkraal eingebrochen sei und, obschon die Mauer neun Fuß Höhe hatte, dennoch mit einem Stück Jungvieh darüber entkommen sei; auch versicherte er, daß derselbe, wenn er bei Tage in die Heerden breche, oft zehn bis funfzehn Stück mit der Tatze im Genick erschlage, und daß an diesen kaum die Spur des mörderischen Schlages wahr zu nehmen sei; nur einem Thiere reiße er gewöhnlich den Bauch auf, um sich an seinen Eingeweiden zu sättigen. Da über dem Essen und Trinken der eigentliche Zweck der Jagdfahrt ganz vergessen schien und bald ein feiner Regen einfiel, der mit kleinen Unterbrechungen bis zur Dunkelheit fortdauerte, so sahen wir uns genöthigt ohne jede Bequemlichkeit eine traurige Nacht hierselbst zuzubringen. Vergeblich hatte ich Schutz gesucht gegen die Plage der Muskitos, als der heiter anbrechende Morgen mir einen kleinen Ausflug weiter stromaufwärts gestattete. Aber Alles war so öde und still, vielleicht in Folge des anhaltenden Kanonirens, daß ein Perlhuhn und drei andere kleine Vögel die ganze Ausbeute waren. Eben waren wir aus dem Boote gestiegen um zu Fuß weiter vorzudringen, als wir auf eine Hütte stießen, die mir noch heut ein Räthsel ist. Zwei Schritt vom Ufer auf feuchtem Boden mitten im Schilfe künstlich in Form eines Bienenkorbes geflochten, hatte sie bei fünf Fuß Höhe nur drei Fuß Durchmesser. Ein Fußtritt gegen das von innen angedrückte Brett, welches als Thür diente, weckte den Bewohner, der ängstlich herausah. Ich habe vergebens mich umgefragt zu welchem Zwecke dieser Einsiedler gerade hier sich eine Hütte und solche Hütte mag gebauet haben. Aber es wurde mir hierdurch vollends unheimlich zu Muthe in der pfadlosen

Wildniß, und der eben wieder einfallende Regen wurde als willkommener Vorwand zur Rückkehr von mir begrüßt.

Nur zwei Legoas von Quifangondo liegt noch auf der Höhe der ersten Küstenterrasse das Kloster St. Antonio, dessen hohe Gartenbäume von hier gesehen werden. Es soll noch heute eine wohleingerichtetete Kapelle haben; allein von Geistlichen seit langem schon verlassen sein. Ich konnte es nicht aufsuchen, da Herr dos Santos in meiner Gesellschaft um zwölf Uhr wieder aufzubrechen wünschte auch ohne der Jagd beigewohnt zu haben, um derentwillen die übrige Gesellschaft noch einige Tage dort blieb. In einer Viertelstunde hatte der reißende Strom uns wieder bis zu seiner Mündung hinabgeführt und so gewannen wir Zeit noch hier dem Fange eines Krokodiles beizuwohnen, zu dem ein hier wohnender kühner Fischer sich von selbst erbot, als wir bezweifelten, daß Krokodile hier so häufig wären. Schnell hatte er ein Ferkel getödtet und einen mäßig starken Knüttel der Länge lang hindurchgeschoben, an dessen Mitte eine Kette befestigt war, welche durch einen Strick verlängert wurde. Die so bereitete Lockspeise wurde nun aufs Gerathewohl in den Strom geworfen und der Strick im Boote befestigt. Kaum eine Minute mochte verflossen sein, so erhob sich ein ungeheurer Rachen und verschwand mit dem Ferkel. Schnell war der Fischer im Boote, in welchem zwei starke eiserne Lanzen mit Widerhaken an langen Stricken zum Harpuniren bereit waren. Lange suchte das Thier die Tiefe des Wassers, indem das Boot ihm folgte bald zur Rechten bald zur Linken hin, bis es endlich ganz in der Nähe desselben mit großer Heftigkeit emporschnellte. Dabei aber unterließ der Fischer nicht ihm die Lanzen kräftig aufs Haupt zu schleudern, und nun trat eine lange Pause ein. Nach einer halben Stunde endlich erschien das Unthier aufs neue und immer häufiger, zuletzt mit weit aufgesperrtem Rachen. Da fiel der Neger plötzlich aus dem Boote! Allein eben so schnell befand er sich wieder in demselben um das Harpuniren unermüdlich fortzusetzen, bis endlich nach anderthalbstündigem Kampfe das erschöpfte Thier sich willig seiner Führung hingab und auf den Strand gezogen ward, wo es nur halb mit Wasser bedeckt ohne Gefahr

die letzten Streiche empfangen konnte. Seine Länge betrug über zwanzig Fuß und der Fischer meinte, daß Alligatoren von fünf und zwanzig Fuß Länge gar keine Seltenheiten seien. Leider war inzwischen der Regen wieder eingefallen und begleitete uns auf dem ganzen Heimwege, den wir um 6 Uhr Abends zurückgelegt hatten. Mich entschädigte ein erquickender Schlaf für alle Mühseligkeiten der Reise, obwohl ich wegen meines durch Muskitostiche entstellten Aussehens noch einige Tage lang mich mußte auslachen lassen; für meine Freunde aber hatte jene Jagdfahrt die traurigsten Folgen. Selbst die Theilnehmer aus Loanda wurden etwa vierzehn Tage nachher ohne Ausnahme vom Klimafieber befallen und Viele wurden schon am fünften oder neunten Tage Opfer des Todes, Andere erst bei späteren Rückfällen. Nur zwei an der Küste geborene Weiße blieben mit mir verschont, die übrigen acht und zwanzig Weißen, welche von der Parthie waren, erkrankten oder starben insgesammt.

Neun Tage später verließen wir den Hafen um nach Benguela zurückzugehen, wohin unsere Naturforscher schon voraus waren. Vier Tage in See wurden wie vom giftigen Hauche angeweht auf einmal vier Matrosen krank, die mit zum Bengo gewesen waren; am folgenden Tage folgten die fünf übrigen. Zugleich begann auch Herr dos Santos sich über Unwohlsein zu beklagen und sieben Tage später war er todt. Herr Wrede aus Hannover war in Folge einer Durchnässung von Thau und Regen zu Novo Redondo gestorben und Herr Großbender aus Hamburg lag zu Benguela an der Seite eines jungen Altonaer Kaufmanns, des Hauptagenten unsres Hauses, schwer darnieder. Die ganze Stadt war jetzt wie ausgestorben, da alle Weißen im traurigsten Zustande in ihren Häusern eingekerkert das Ende der großen Carneirade bis Ende März erwarten mußten. Unter so traurigen Umständen traten wir möglichst bald die Rückreise nach Loanda an um hier, nachdem unser Schutzpatron nicht mehr zu fürchten war, die schnöden Bedrückungen der portugiesischen Behörden noch recht gehörig kennen zu lernen, welche jetzt möglicherweise noch das Letzte von uns zu erpressen suchten. Ein voller Monat ging darüber unnütz hin, bis wir am 25sten Februar endlich den Hafen verlassen konnten.

## Drittes Kapitel.

Wegen fast fehlenden Windes gebrauchten wir zu der kleinen Reise nach Ambriz volle vier und zwanzig Stunden und darüber. Aber ehe wir noch ankern konnten, erblickten wir ein Boot mit dunkelbraunem Segel, auf welchem wir alsbald die englische Flagge entdeckten. Es war eins von den großen Kreuzbooten, welche zur Brigg Waterwich vor Loanda gehören. Unter der Besatzung von nur sechszehn Mann, befanden sich vier Schwarze, ein Arzt und ein Officier; aber eine große Kanone auf der vordersten Bank hieß uns die stolze Visite desselben ohne weiteres respectiren. Denn diese Kreuzboote, welche oft zur Hälfte mit Schwarzen bemannt sind, werden überall an der Küste gar sehr gefürchtet, nicht nur weil sie bei der Leichtigkeit ihrer Bewegung und der geringen Höhe über Wasser selbst stark bewaffneten Sclavenschiffen vollkommen gewachsen sind, sondern auch deshalb vor allem, weil die Besatzung derselben, dem Regen und der nächtlichen Kälte und allen Gefahren des Klimas preis gegeben, gewissermaßen ein Recht zu haben glaubt, alle Küstenbewohner und angehaltenen Schiffe auf Tabak und Genèvre zu brandschatzen. Freundlicherweise gab der Officier uns einen ortskundigen Matrosen mit, unter dessen Beistande wir die hier zerstreut liegenden Klippen vermieden und noch am Tage den hinter einem kleinen Vorsprunge des steilen Ufers liegenden sicheren Landungsplatz glücklich erreichten. Noch diesen Abend gingen wir zu dem Handelshause, welches Herr dos Santos vor einigen Monaten hier errichtet hatte. Der Vorsteher desselben saß mit einem kürzlich erst zurückgebliebenen spanischen Matrosen hinter einem schlechten Tische bei einem Glase Genèvre, auf der Erde herum schliefen und lungerten zahlreich die Schwarzen, und von der Decke herab hing eine Lampe, welche kärglich die Gruppe beleuchtete. Mich hatte seit Kurzem erst die so überaus lästige Pickelhitze am Bord ergriffen, welche die Neuangekommenen alles Schlafes zu berauben pflegt, daher ich mich nach einer kühlen Nacht am Lande sehnte. Allein das laute Schreien, Trommeln und Klatschen der nächtlichen Wächter, welche die Runde machen, um Löwen

und Unzen vom Ueberspringen der bis zu sieben Fuß hohen Rohrmauer abzuhalten, raubte mir alle Ruhe, und endlich zog ich es vor, mit meinen von Muskitos zerstochenen Leidensgefährten in den Hof zu gehen, wo kleine schlafende Neger fast meinen Neid erregten, welche wie unbewußt klatschend die Hand zu den gestochenen Körpertheilen führten, ohne dabei der Süßigkeit des Schlafes zu entbehren. Erst gegen Morgen fand ich einige Stunden Ruhe, und als ich um sieben Uhr erwachte, fand ich schon Alles lebendig. Neger mit verschiedenen Handelswaaren lagen schon vor dem Hause herum, und fortwährend zogen Karavanen aus dem Innern noch herbei. Auch hier kamen Zähne von Elephanten und Nilpferden reichlich zu Markte, dazu wie überall viel Wachs, welches nur leider oft mit schweren Gegenständen von den Negern vermischt wird, so daß der Kaufmann glühender Stangen bedarf, um es zuvor zu untersuchen; dann aber insonderheit Harze sah ich an keinem Orte so viel als hier zu Markte gebracht. Hühner, Eier, Lachtauben, Früchte und Gemüse brachte die Nachbarschaft; auf der öden Sandfläche aber, worauf Ambriz am linken Ufer des gleichnamigen Flusses hundert Fuß über dem Meere gelegen ist, war auch nicht eine Pflanze angebauet. Drei portugiesische Baracken, eben so viel amerikanische und eine brasilianische mit den zugehörigen Kraals (Viehhöfen), zu denen nahe an zwei hundert Seelen gehören, meist freie Arbeiter, welche Behufs des Geschäftes erfordert werden, sind alle Wohnungen dieses Orts. Keine Negerhütte ist vorhanden, aber mit Loanda, woher die Vorräthe bezogen werden, ist ununterbrochener Verkehr und Tausende von Sclaven werden ausgeführt, da dieser Handel hier, so weit die Engländer nicht hemmen, frei und offen betrieben werden darf: denn Ambriz liegt auf freiem Negergebiete.

Der Weg zur Hauptstadt Quibanza, drei Legoas weit, führt über die etwa zwei hundert Fuß hohe erste Terrasse. Man geht beständig durch mannshohes Gras und dorniges Gebüsch; an vielen Stellen ist der Boden buchstäblich mit Blumen bedeckt; Sträucher mit mannigfachen Blüthen und Samen stehen neben eben so verschiedenen größeren Bäumen, von denen einer reich mit kürbisgroßen Früchten behangen, den Einwohnern Trink-

geschirre liefert. Eine unglaubliche Menge von Nestern des Webervogels hingen an den Zweigspitzen der Tamarinden und große Schwärme afrikanischer Colibris verließen aufgeschreckt ihre schattigen Wohnungen. Schlingpflanzen bedeckten einzelne Bäume bis zur höchsten Spitze, von Schmetterlingen umflattert; wo Blumen fehlten, stand das Gras in ganzer Manneshöhe. Wir machten diesen Weg halb im Trabe von drei bis fünf Uhr Nachmittags, in Sänften getragen; denn der König harrete unser in halber Ungeduld. Ich muß aber gestehen, daß bei dem athemlosen Schweigen der Natur alle diese Schönheit fast unheimlich ängstlich auf mir lastete; es war das Bild einer verzauberten Gegend, und als einmal der helle Ton der Turteltaube sich vernehmen ließ, war mir als würde dadurch von mir selbst der Zauberbann genommen. Endlich verriethen große Tabakspflanzungen und kleine uneingefriedigte Felder mit Bohnen, Mais und Maniok die Nähe der Stadt. Durch eine sechs Fuß hohe Ringmauer von schwachem Rohr traten wir in dieselbe ein. Da aber hier allein dem Könige das Recht zusteht, sich tragen zu lassen, so mußten wir absteigen und wurden von dem Volksschwarm zum anderen Ende des Ortes geleitet. Ganz im Schatten mächtiger Andansonien gelegen, bilden die zwei hundert Negerhütten, aus welchen derselbe besteht, drei gerade Reihen ganz nach den Stämmen der Bäume geordnet, und da dieselben in Form einfacher Dachschuppen gebaut sind, sechs Fuß hoch, vier Fuß breit, an einer Seite offen und etwa sieben Fuß tief, ohne jede weitere Umzäunung, so glaubt man fast, man wandle zwischen lauter Gartenhäuschen. Unter einer der größten Andansonien, auf einem altmodischen europäischen Lehnstuhl von gepreßtem Leder, harrete unser der König. Ein kurzer seidener Mantel von hochrother Farbe mit abgetragenen Hermelin verbrämt, bunt benähete russische Stiefel aus Hamburg und ein einfacher blauer Kattunschurz bildeten seinen Anzug. Als Scepter war ein sechs Fuß langer, bis zur Hälfte mit blanken Messingnägeln beschlagener Rohrstock in seiner Hand; die Krone ward durch eine nur oben aufliegende Bastkappe vertreten, Mafukmütze genannt, welche in jedem Augenblick herab zu fallen drohete. Acht bis zehn Männer mit der

Bastkappe auf dem Kopfe, lagen mit untergeschlagenen Beinen unbewaffnet und nur mit blauem Schurze angethan, als seine Mafuks oder Minister zur Linken; zur Rechten aber bildeten drei Reihen eben so liegender Männer ohne Kappen den Adel des Reichs, während das Volk im Halbkreis hinter beiden sich gesammelt hatte. Freundlich streckte der König sitzenbleibend seine Hand uns zum Willkommen entgegen und gab durch eine Bewegung zu verstehen, daß wir auf vier bereit stehenden Stühlen vor ihm Platz nehmen möchten. Unser Dolmetscher kniete zur Rechten neben uns; dann gab der König das Zeichen, daß er das Wort haben wolle, indem er in die Hände klatschte, und ebenso klatschte der Dolmetscher jedes mal bevor er Antwort gab. Die Unterhaltung ward nun dahin geführt, daß wir um Schutz für unser Handelshaus baten und der Agent unseres Hauses nochmals Verzeihung wegen der Züchtigung eines freien Negers bis aufs Blut erbat, wofür er früher schon ein Faß Branntwein hatte bezahlen müssen, weil solches nach den Landesgesetzen streng verboten ist. Beides wurde gern gewährt, obwohl man fast verwundert darüber schien, daß wir nicht des Sclavenhandels halber hierhergekommen sein wollten. Denn das Sclavenmachen hält man auch hier so ganz für in der Ordnung, daß Don André noch mit Vergnügen der Zeit gedachte, wo er als Jüngling weiter nordwärts große Sclavenzüge zum Meere begleitet habe. „Jetzt aber als König," fügte er ernst hinzu, „kann ich des Meeres Anblick nicht ertragen, ohne davon sogleich den Tod zu nehmen." Was das bedeuten sollte, blieb mir räthselhaft; doch staunte ich, aus Don Andrés Munde bei Erwähnung von Herrn dos Santos Tode den Gedanken zu vernehmen, „daß dies unser Aller Loos sei," da jeder Neger sonst vom Tode nur wie von einem Morde durch des Feindes Fetisch redet. Als wir nun endlich unsern Korb mit Genèvre öffneten, gab der bisherige Ernst auf einmal einer freudigen Verklärung Raum auf Aller Angesicht, und wie eifersüchtig man auch die Freiheit gegen die weltliche und geistliche Macht Loandas bisher vertheitigt hat, so daß der Fuß des Missionars noch nie hierhergekommen ist, und jeder schwarze Katholik im Lande ein Gegenstand der Verachtung ist, ich glaube dennoch, mit die-

sem Korbe voll Genèvre wären wir selbst als Missionaire überall ganz willkommen gewesen. Vergeblich jedoch blieb der Versuch, Erlaubniß zum Betreten des Inneren der königlichen Ringmauern zu erwirken, welche durch Cactus und Akazien so dicht geschlossen sind, daß selbst ein Durchblick nicht gestattet ist; denn mit dem Tode büßt man diesen Eintritt, da hundert königliche Frauen darin in besonderen kleinen Hütten wohnen sollen. Nur eine der Töchter durfte ich sehen auf meine Bitte, und diese trug neben dem einfach blauen Schurze und einer Schnur von Elephantenhaaren um den Hals durchaus kein königliches Abzeichen, schien aber über das Geschenk eines Perlhalsbandes höchst erfreut zu sein.

An ein nächtliches Bleiben war unter diesen Verhältnissen gar nicht zu denken, daher wir unter zahlreicher Begleitung von Fackelträgern und unter lautem beständigen Schreien zur Verscheuchung der wilden Bestien den Weg noch diesen Abend zurücklegten. Einige gingen noch in der Nacht wieder heim, Andere warteten in unserem Hof den Morgen ab. Von diesen letzteren versuchte ich käuflich einen Fetisch zu erwerben, der dem Besitzer als Schelle diente und gut gearbeitet aus Kupfer eine menschliche Figur der weißen Race darstellte. Allein alle Bemühungen blieben erfolglos, da der Schwarze lieber sein Leben als seinen Schutzgott verlieren wollte, von dem das Glück der ganzen Familie abhängig sei in Gegenwart und Zukunft. So treu und fest hängt dieses Volk an seinen Götzen, vielleicht nur eine andere Art des Glaubens, der sich verbirgt im äußerlichen Aberglauben. Jedenfalls ist es merkwürdig, daß dieses kleine Negerreich, welches mit Einbegriff der Hauptstadt nur siebenzehn Negerdörfer zählt, so lange schon gegen die Rohheit seiner östlichen Nachbarn sich behauptet hat. Vielleicht liegt darin mit der Grund, daß der durchaus unumschränkt herrschende König aus der Zahl der Mafuks alle fünf Jahre neu oder auch wieder gewählt wird, wenn seine letzten Regierungsjahre glücklich waren. Don André war schon öfter wieder gewählt und jetzt einige funfzig Jahr alt. Zufrieden mit den beliebigen Geschenken der wenigen Europäer zu Ambriz gewährt er diesen alle Bitten gern; nur haben sie es dahin noch nicht bringen können, daß ihnen

Erlaubniß gegeben ward zum Halten von Kühen oder Pferden, wahrscheinlich weil der König für seine Würde fürchtet, wenn ein Europäer reiten dürfte.

Zu meiner großen Freude hatte ich zu Ambriz einen deutschen Landsmann gefunden, einen Stettiner Namens Schulz, der für ein amerikanisches Haus hier Tauschhandel betrieb. Er zeichnete sich aus durch Menschlichkeit, mit der er seine Neger zu behandeln wußte, und war der dritte Deutsche, den ich auf der Küste bisher angetroffen hatte, indem zwei Andere zu Loanda lebten. Nur mit Wehmuth trennte ich mich von ihm und sah noch lange zu den Flaggen auf, die von den Bretterhäusern hoch im Winde wehend aufgerichtet sind, obwohl das Schiff zur Heimath steuerte. War aber nun schon die frühere Reise von Loanda nach Benguela entsetzlich langweilig gewesen, weil die aus Süden kommende Strömung mit Hülfe der Landwinde stets überwunden werden muß, daher denn auch die Verbindung beider Städte oft lange unterbrochen bleibt, so war doch diese Reise mir fast Höllenqual. Denn abgesehen von der Abwesenheit aller interessanten Gegenstände ging die Fahrt fortan wie immer in diesen Meeres-Gegenden unendlich langsam von Statten. Oft war das Meer geglättet wie die Spiegelfläche ganze Tage nacheinander, dann plötzlich ein schrecklicher Stoßwind und wenige Minuten nachher dieselbe Ruhe wieder wie zuvor. Noch glücklich genug, daß wir keinen Mast verloren und mit ein wenig zerrissenen Tauwerks und einigen Segeln davon kamen, die plötzlich verloren gingen. Dazu nun der Gedanke eines eintretenden Wassermangels, da Niemand berechnen kann, wie lange die Fahrt dauern werde, noch auch wohin der Wind vielleicht sie zwingen werde, indem man zufrieden ist dem Grabe der Windstillen um jeden Preis zu entkommen, und man kann sich vorstellen, wie dankbar wir waren der Insel Annabon so nahe zu kommen, daß wir beschlossen, dort das Trinkwasser zu erneuen.

Es war am 10ten März, als wir dies hohe felsige Eiland in der Morgenfrühe bis über die Wolken vor uns aufgethürmt sahen. Südwärts desselben ragen wie Schildwachen einige größere und kleinere Klippen mitten aus dem Wasser hervor und dort brach sich bei kräftigem Westwinde die schäumende Bran-

dung. Als wir jedoch längs der Oſtküſte eine Meile weiter nördlich fahren wollten, verwandelte ſich das Meer hinter dem ſchützenden Bergwalle zu einer glatten blanken Fläche, auf der das Schiff kaum merklich nur ſich fortbewegte. Noch meilenweit hin ſchützte der ſcheinbar gleichmäßig fortlaufende Hochrücken gegen den Wind, aber einen herrlichen Anblick gewährte die überall bewachſene Bergwand, die felſig und ſchroff zum Meere herabfiel. Nirgend ließ ſich ein Haus oder ein Dörfchen erſchauen; bald aber kamen wohl an hundert Böte von je zwei Ruderern geführt ſchnell nach einander auf uns zugefahren, um uns in ſchlechtem Engliſch zu begrüßen. Portugieſiſch ſprach Niemand, obwohl die Inſel bis 1778 Portugal und darnach Spanien angehört hat und erſt ſeit einem Jahre jetzt von England angekauft war. Endlich erſchien der Gouverneur von Annabon, eine kleine ſchwarze Figur mit Lumpen jeder Art umhangen, um uns in ſchlechtem Portugieſiſch von der Größe ſeiner Macht zu erzählen, obwohl er nicht einmal wußte, ob er Portugal oder Spanien zu vertreten habe, und ſein kindiſches Benehmen auf allerlei Geſchenke und Genèvre allein abzielte. Da mir darum zu thun war, möglicherweiſe das Innere der Inſel näher zu durchforſchen, ſo beredete ich den Schlachter und Einen unſrer Muſici auf einem Boot der Eingebornen ans Land zu gehen, welches freilich nur je Einen von uns landen konnte. Lebhaft ward ich bei der Annäherung durch die wunderbare Zerriſſenheit der Inſel an die ſächſiſche Schweiz erinnert, nur daß die Höhen hier etwa doppelt ſo groß und nirgend unbewachſen waren. Einzelne Klippen deuten auf eine ähnliche Beſchaffenheit des Meeresgrundes, daher ein Anlanden größerer Fahrzeuge hier unmöglich wird. Das Ganze ſchien durch einen einzigen Citronenwald von lichtem Grün bedeckt zu ſein, nur hie und da traten größere Bäume, Palmen und Tamarinden oder hoher Piſang aus dem Dickicht hervor. Abgerollte Steine, Korallentrümmer und Stücke von Lava, dem Hauptbeſtandtheile der Inſel, lagen am ſchmalen Ufer; nirgend war Sand oder Feuerſtein, ſelbſt wenig Schneckenreſte nur. Eine abgebrochene große Felsſpitze, am Bruche noch ſich ſtützend, bildete mit der ſteilen Uferwand einen Bogen, unter welchem Boote dahinfuhren.

Für uns aber ward es bald unmöglich längs dem Meere weiter nordwärts vorzudringen und so beschlossen wir denn frisch landeinwärts aufzuklimmen. Ein kleiner Bach, der plätschernd herabkam, mußte uns als Führer dienen, und bald waren wir durch mannshohes Gras und brombeerartiges Gestrüpp von Stein zu Stein schreitend ein paar hundert Schritt aufwärts in den dichten Schatten seiner Umgebung gelangt. Hier trafen wir Ueberreste einer quadratischen Mauer aus Lavastücken und unter Schlingpflanzen wuchernd Pisang und Ananas; dann aber hundert Schritt weiter einen betretenen Fußpfad, an welchem eine freundliche Kapelle stand, darinnen ein schlechter Tisch mit Bast überdeckt und zwei geschnitzte Heilige darauf, davor noch mehre hohe Kreuze aus Holz errichtet. Den Fußweg verlassend stiegen wir weiter und immer steiler auf, bis wir mit letzter Kraftanstrengung bald nach Sonnenuntergang die Höhe des Berges erreichten. Wir beschlossen die Nacht hier abzuwarten, den gegen die Sonne mitgenommenen Regenschirm als Schutz gegen den frischen Wind gebrauchend. Allein schon nach wenig Stunden erwachten wir vom Thau durchnäßt, der kalt wie feiner Regen niederfiel, und erwarteten nun steif an den Gliedern und vom Frost geschüttelt ungeduldig den Morgen. Aber eine herrliche Aussicht sollte uns lohnen. Wir mochten etwa tausend Fuß hoch stehen; rund um uns her bis in unabsehbare Ferne das herrliche Meer, an den schroffen Felsufern der Westseite mit Macht sich brechend, im Osten dagegen in ruhigem Spiegel die Küste bespülend; in nächster Nähe überall ein schöner Frucht- und Blumengarten, die kleinen Citronenbäumchen zum Theil wie übersäet mit Früchten, die schroffen Klippen bis zum Gipfel verziert mit prächtigen Blüthen, im Grase die wilde Ananas und hoch darüber einzelne hochstämmige Kokuspalmen. Am nördlichen Ende lag unser Schiff der Vasco de Gama ruhig vor Anker in einer kleinen Bucht, und hinter ihm erblickten wir die kleine Negerstadt von hohen Kokuspalmen eingeschlossen und von Pisangpflanzen beschattet. Dorthin führte der schlängelnde Pfad von der Kapelle her, und da in kurzer Zeit das thauige Gebüsch von der Sonne betrocknet war, so beeilten wir uns jetzt dieselbe baldigst zu erreichen. Schon kamen drei Neger

uns entgegen, welche uns aufzuſuchen ausgeſchickt worden waren. Mit lautem Händeklatſchen begrüßten ſie uns und holten dann einige Kokusnüſſe herab, deren Milch uns köſtlich mundete. Laut begrüßt von der ſchreienden Jugend traten wir ein, aber die Schönen mieden uns ängſtlich, obgleich ihre Blicke neugierig auf uns gerichtet waren. Die Stadt ſelbſt wird durch zwei lange große Straßen gebildet, welche ſich in der Mitte in Kreuzesform treffen und an den vier Enden ganz niedliche Kapellen tragen; die kleinen Häuſerchen aber ſind mit einem dicht geflochtenen Dach aus Palmenblättern oder Binſen bedeckt, aus Bambus oder Brettern erbaut oft nicht einmal mit einer Thür verſehen und alle ohne Fenſteröffnungen. Zuweilen iſt noch ein kleiner Hof daneben zur Herberge für Schweine und Hühner, allein man ſieht die Straßen und den Palmenwald von dieſen Thieren überall belebt. In einer der Kapellen hing eine Glocke die uns zu Ehren tüchtig geläutet wurde, einen Prieſter aber ſah ich nicht, nur daß ein ſolcher, der ſich dafür ausgab, mit einem Ferkel zu unſerm Schiffe kam, um dafür ein Paar weißer Beinkleider einzutauſchen und mißmuthig davon ging, als ihm dies nicht gelang. Unbeſchuhet wie Alle trug er einen halb wie prieſterliche Kleidung ausſehenden Umhang, unterſchied ſich aber von den Uebrigen nur durch ſein unverſchämtes mürriſches Weſen. Die Frau des Gouverneurs, welche in der kleinen Hütte ihres noch am Bord verweilenden Gemahls uns ein Frühſtück aus Eiern und getrockneten Fiſchen bereitete, war ihres Gemahls durchaus würdig; ſie hockte ſchweigend auf der Erde, während wir von Neugierigen umgafft das fade Maisbrod zu genießen ſuchten. In eigner Weiſe aber ſuchten die guten Inſulaner uns ihrer Freundſchaft dadurch zu verſichern, daß ſie nach einer mir ſonſt nirgend bekannt gewordenen Sitte mit uns die Namen austauſchten, indem ſie uns nach den eigenen Namen benannten, ſo daß wir in der Unterhaltung als Miguel, Pedro, Manoel, Antonio u. ſ. w. figurirten. Die ſchöne ſchwarze Hautfarbe derſelben, welche durch Nichts verunziert iſt, verbunden mit der Körperform des Kongonegers und einer einfach natürlichen Haartracht, gefällt ſelbſt in den Augen eines gebildeten Europäers. Nur der Schmuck am Ohrläppchen, beſtehend in

sechs bis acht goldenen oder messingenen Ringen, fehlt auch diesen Negern nicht; vor allen Dingen aber sind sie bemüht sich als gute Katholiken zu zeigen, indem ein Kreuz nie fehlen darf, welches an einem Halsbande von Holzperlen auf die Brust herabhängt. Ein Portugiese, der vor etwa zwei hundert Jahren behufs des Sclavenhandels sich hier aufhielt, hat diese Insulaner als kriegerisch geschildert, allein davon ist keine Spur im Augenblick geblieben; eher möchten sie als diebisch gelten, da gleich im ersten Andrang eine Bleiplatte von einer unsrer Kanonen entwendet wurde, allein auch dies kam dann nicht wieder vor. Auffallend nur war mir die fast lächerliche große Schüchternheit des weiblichen Geschlechts, welche so weit ging, daß es nicht wagte selbst aus meiner Hand die Gegengabe in Empfang zu nehmen für mancherlei Früchte, die ich hier einzutauschen suchte. Pinienäpfel, Kokusnüsse und Citronen sind wohl die Hauptproducte der Insel, obwohl auch Indigo überall wuchert, und auch eine nicht übel schmeckende grünlich aussehende Kartoffel von mir eingetauscht wurde. Jedenfalls aber wird England diese Insel bald der Vergessenheit entreißen; denn wiewohl sie zum Sclavenhandel wegen der widrigen Winde dieser Meeresgegenden nicht taugte, so gehört sie doch bei einer Länge von sieben geographischen Meilen und einem Flächeninhalte von sechs und vierzig Quadratmeilen zu den fruchtbarsten Inseln der afrikanischen Küste. Sie hat seit ihrer Entdeckung Portugiesen, Holländern (1641) und wieder Portugiesen und Spaniern (seit 1778) nach einander angehört und ist von England kürzlich angekauft.

Mir blieb die Erinnerung daran ein freundlicher Gedanke auf der weiteren langweiligen Seefahrt, da wir in funfzig Tagen auch nicht einmal ein Schiff zu sehen bekamen, und immer nur wieder durch Windstillen, Stoßwinde und heftige Gewitter aufgehalten wurden. Selbst die so gern gesehenen Seevögel kamen nur einmal wieder zu uns in der Nähe der Sierra Leona; aber erst nachdem wir von der entgegengesetzten Strömung und von dem Nordostpasset weit westwärts in den Ocean hinausgetrieben waren, zwei volle Monat nach der Abreise von Annabon, befanden wir uns wieder unter Menschen. Denn hier erst begrüßten wir täglich wieder andere Schiffe und fuhren nun

mit frischerem Muthe weiter heimathwärts. Welch eine Freude aber als wir endlich Anker warfen an der Azoreninsel Feyal auf der Rhede des Städtchens Hortan! Ich konnte mich nicht satt sehen an den europäischen Booten, den weißen Leuten und den so modisch gekleideten Herren und lief wohl zehnmal in den Straßen auf und ab die ganze Stadt hindurch. Zwei unserer Schiffe waren vor Kurzem ebenfalls von Loanda aus hier passirt, aber nicht so glücklich wie wir; denn eines derselben mußte nach London aufgebracht werden, da nur zwei Matrosen am Leben darauf waren und der Capitain noch in der Themse versenkt werden mußte. Daher begrüßten wir denn mit innigem Dank gegen Gott nach wenig Tagen den Kanal, ankerten am 29sten Mai in Curhafen und lagen am 31sten Mai wieder im Hafen von Altona. Wir waren Andere geworden, auch Hamburg war das alte nicht mehr; der Brand von Hamburg machte eben noch halb Europa von sich reden. —

# III.

# Das Gebiet des Südens.

# A.

# Das Capland.

## Vorbemerkungen.

Das Land, welches wir jetzt beſuchen und im Verhältniß zu ſeiner nächſten Umgebung näher kennen lernen wollen, die Colonie am Cap der guten Hoffnung, liegt um den drei und dreißigſten Breitengrad in einer Ausdehnung von zehn Meridiangraden oder etwa 120 deutſchen Meilen ſo ausgebreitet, daß die Entfernung von dieſer Längsaxe bis zum ſüdlichen Meere durchſchnittlich nur funfzehn Meilen beträgt, während die Anſiedlungen der holländiſchen und engliſchen Coloniſten nordwärts nach dem Innern zu auch meiſt nur in gleicher Entfernung von dieſer Linie angetroffen werden. Nur gegen die Mündung und gegen die Quellen des großen Fluſſes, des Orange oder Gariep, ſind dieſe Anſiedlungen im Lande der alten Hottentotten mehr nach Norden vorgeſchoben; doch bezeichnet man kurzweg das Capland auch wohl als das Land im Süden des Orangeſtroms. Die angegebene Längsaxe durchſchneidet weſtlich des in die Algoabai mündende Sunday oder Sonntagsfluſſes die ſogenannten Karroos, dürre Thonſteppen, welche der Regen im Juni, Juli und Auguſt zu gartenähnlichen Blumenweiden umwandelt, und die dann Sammelplatz der Heerden werden. Sie liegen 3000 Fuß über dem Meere und nehmen weſtwärts eine nordweſtliche Richtung an. In einer Breite von etwa zwanzig Meilen ſind ſie 60 Meilen weit zwiſchen zwei Bergreihen ausgebreitet, von denen die niedrigere ſüdliche der Reihe nach die

Namen Cederberge, Kalt und Warm Bokkeveldgebirge und Zwarte (Schwarze) Berge führt, und ihnen gegenüber liegen in der höheren nördlichen Bergreihe die Roggevelds-, Nieuwevelds- und Winterberge. Alle Bergmassen, welche südlich und westwärts dieser Karroos liegen, sind nur wenige tausend Fuß über dieselben erhaben und bilden bis zur heißen sandigen Küste hin ein Gewirr von Trümmern und Bergplatten, durch welche die zur Regenzeit von der Karroo abfließenden Wasser sich ihren Weg gebahnt haben. Gebüsch und Blumenpracht bekleidet ihre Schluchten und die engen Thäler, wo die Menschen wohnen; Bäume finden sich nur gruppen- oder saumartig längs der Rinnsale und in den engen Klüften oder halb verborgen in den tiefen Schluchten. Nur theilsweis von den Cederbergen und dem südlichen Küstengebirge kann es gestattet sein, dieselben als mit Wald bedeckt zu bezeichnen. Die höhere Bergreihe im Norden der Karroo, welche in den Nieuwevelds-Bergen die Höhe von 10,000 Fuß erreicht, bildet den Uebergang zur Hochebene des Orangestroms. Diese liegt 5000 Fuß über dem Meere und erstreckt sich wie eine weite Grassteppe oder wie eine steinige Wüste, in der Akaziendorn und ähnliches Gestrüpp weit und breit gruppenweis oder längs der trockenen Strombetten seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat, bis an den Großen Fluß, aber auch weit noch darüber hinaus. Einzelne Berggruppen erheben sich über die Ebene oder das wellenförmige Gelände und sind aus weiter Ferne dann schon sichtbar; Wasserlachen, zeitweise versiegende Quellen, oft von Akazienarten umgeben, welche bald kraut- und zwergartig, bald busch- und baumartig angetroffen werden, sind die Zielpunkte der wandernden Menschen und Thiere dieser Wüsten, aber sehr selten gestattet ein bleibender Quell oder ein nie versiegender Bach den Aufbau bleibender Hütten.

Der östliche Theil dieser weit nach Norden zum unbekannten Innern aufsteigenden Hochebene jenseits des großen Stromes zeigte dem Auge der früheren Reisenden, welche zu Anfange dieses Jahrhunderts dorthin zuerst ihre Schritte lenkten, nur wogende Grasfelder oder wasserlose Wüsten. Wie über Steinpflaster oder wie durch Getreidefelder fuhr man meilenweit ohne Abwechselung dahin auf dem Wege von Klaar-

water oder Griqua-Town, dem damals neugegründeten Sitze freier chriſtlicher Hottentotten, bis Littakoo zur Stadt des erſten Bitſchuanenſtammes, welche zehn Meilen nördlich vom Krumanfluſſe gelegen war und dann mit ihren 10,000 Einwohnern ums Jahr 1821 zum Fluß zurückwanderte, theils aus Mangel an Waſſer, theils um dem Schutze der befreundeten Griquas näher zu ſein, deren Miſſionaire ſeit langem dort thätig waren. Ihre nördlichen Nachbarn die Wanketzen hatten eben damals einen friedlichen Reiſenden aus Habgier erſchlagen; andere nordweſtliche Nachbarn trieb der Hunger wie Heuſchreckenſchwärme ſpäter zu einem glücklich abgeſchlagenen Ueberfall, noch Andere kamen von Oſten, um gleich den Moabitern das neue Judäa der Griquahottentotten zu plündern. Alle aber gehörten durch Farbe und Geſtalt zum großen Kaffer- oder Bitſchuanenſtamme.

Um Littakoo herum ſah man hie und da einige Bohnen-, Melonen- oder Hirſefelder, Alles allein durch den Regen und Regenmacher bedingt; ſelbſt das Wild fehlte wenn der Regen fehlte. Auch den erwarteten Reichthum der Heerden fand man nicht, als Behufs des Ankaufs von Vieh die erſte Reiſe von der Capſtadt hierher unternommen ward und Burchell mußte im Jahre 1820 Milch und Schlachtvieh ſtets theuer bezahlen, da es ſo ſelten war; er zog nur darum einige Tagereiſen weiter nordöſtlich hinauf, um durch die Jagd ſich wieder Fleiſch zu ſchaffen. So armſelig ſind dieſe Länder hier; nur die Noth zwingt dieſe friedlichen Bitſchuanenſtämme ſich zu ſo großen Gemeinſchaften zu vereinen, mit den Nachbarn Friedensbündniſſe zu ſchließen und tapfer unter ihren Häuptlingen zu ſtreiten, weil ſie die Heerden ſchützen müſſen, durch deren Hülfe ſie allein beſtehen können. Uebrigens ſcheint weiter oſtwärts hin und nach dem Norden zu von hier aus das Gelände ſich zu heben und namentlich nach der Küſte zu in fruchtbarere und reich bewohnte Länder überzugehen, in denen Waſſeradern und Waldreichthum den Fiſchfang und die Jagd zu unverſiegbaren Nahrungsquellen machen. Nach Weſten zu aber verwandelt ſich das Land nördlich vom Gariep allmählig geradezu in eine Wüſte, welche am Meere ſelbſt die Mündung des großen Stromes noch umfaßt.

Hier kann daher allein der Buſchmann nur noch leben, der aus den einzelnen Bergen oder Felſen ſeine Warten macht dem Feinde und dem Wilde aufzulauern; der in den Klüften Honig ſucht und Wurzeln, die in Felſen nur gedeihen, der alles Fleiſch genießt, was jeder Andere nur mit Ekel berühren würde, der ſich der Heuſchrecken erfreut und an den Larven der Termiten noch ſeine Leckerbiſſen hat. Selbſt die Raubthiere können nur zeitweiſe in dieſen weiten Wüſten wohnen; ſie folgen den wandernden Antilopenheerden, welche zur Regenzeit hierher zurückkehren. Trotzdem aber hat der Geiſt des Chriſtenthums auch hierher ſeinen Weg gefunden und aus der Stadt der Griquahottentotten, welche von zwei Häuptlingen freier Hottentotten aus dem Süden des Orange gegründet ward, denen die Regierung einige hundert Gewehre anvertraute zur Abwehr räuberiſcher Ueberfälle, hat ſich das Evangelium und mit ihm Handel und Cultur ſchon weit nach Norden und nach Oſten hin verbreitet, und ſelbſt im Weſten längs des großen Stromes wandelt ſchon der Fuß der chriſtlichen Apoſtel. Allein die näheren Veränderungen, welche ſeit den Reiſen eines Burchell und Campbell ums Jahr 1820 in dieſen Gegenden vorgegangen ſind, hat in neuerer Zeit keine Feder in ihrem Zuſammenhange aufgezeichnet und wir bemerken daher in Betreff dieſes Landes gleich hier nur noch Folgendes. Jenſeits des Gariep hört die einförmige Tafelform der Berge gänzlich auf, zugleich aber nimmt die Mannigfaltigkeit der Thierwelt ab; bis drei Fuß hohe grannenartige Gräſer nehmen oft meilengroße Flächen ein, während vereinzelte Hügelketten zuweilen lieblichere Thäler umſchließen. Reif, Schnee und Eis kommt in der Regenzeit nicht ſelten vor und doch brennt immer wieder heiß die Sonne nieder. Vom Regen allein hängt das Gedeihen der Weidegräſer und Ernten ab; der Menſch ſelbſt aber iſt an den Strahl der Sonne ſo gewöhnt, daß er für ſeinen Körper nichts mehr ſcheut als den Regen. Darauf iſt denn auch der künſtlich geflochtene Bau ſeiner Hütte, weniger ſeiner Kleidung von Leder und Thierfellen mit berechnet. Ein großer Reißbleihügel in der Nähe des Krumanfluſſes lockt die Stämme der Bitſchuanen aus weiter Ferne herbei, damit ſie ſich daſelbſt mit rother Schminke verſehen zum Bemalen der braunen

Hautfarbe, die ſie mit den eigentlichen Kaffern gemein haben. Dieſen gleichen ſie überhaupt an Größe und Geſtalt, weniger in der Sprache; beſtimmt unterſchieden aber ſind ſie von den Hottentotten und Buſchmännern, denen zarte kleine Hände und Füße eigen ſind, durch große faſt plumpe Füße und größere Hände. Im übrigen entſprechen auch dieſe Naturkinder des ſüdlichen Afrikas in Kleidung und Sitten wie in körperlichen und religiöſen Einrichtungen ſo ganz den dunkler gefärbten Brüdern der uns bekannten Weſtküſte, daß ein längeres Verweilen bei ihren kindiſchen Launen und Eitelkeiten, bei ihren Einfällen und angeerbtem Aberglauben ſchon aus dem Grunde allein uns Langeweile machen müßte, weil in dem Allen nirgend ein Geſetz ſich offenbart, was mehr von ihnen ahnen ließe, als daß ſie eben bloße Kinder ſind. Zwei weiße Handelsleute vom Cap kamen zuerſt im Jahre 1801 hierher um Vieh einzukaufen, dieſen folgte im Jahre 1805 Profeſſor Lichtenſtein und von der Graaf, und dann im Jahre 1812 bis 1821 die engliſchen Reiſenden Burchell und Campbell, denen wir dieſe Nachrichten verdanken.

Längs des großen Fluſſes zu beiden Seiten wohnen die Stämme der Korannas und Griquas vom Geſchlechte der Hottentotten, deren Lebensweiſe gleicherweiſe wie die der Bitſchuanen oder Bootchuanen durch die Natur des Landes bedingt wird. Sie haben einen guten Wuchs, wenig oder gar keine Barthaare, wolliges ſchwarzes Haupthaar, kleine Köpfe mit hervorſtehenden Backenknochen und zugeſpitztem Kinne. Von ihnen ſtehen die Korannas in der Bildung am tiefſten, da ſie jede körperliche und geiſtige Anſtrengung ſcheuen und lieber vier bis fünf Tage hungern als für den nächſten Morgen Sorge tragen. Ihren Namen tragen ſie davon, daß ſie nicht wie die übrigen Völker des Caplandes Sandalen ſondern Schuhe tragen; denn Koraqua, verſtümmelt in Koranna heißt ein Schuhmann. Zufrieden mit dem was der Zufall ihnen zuführt leben ſie mit wenig Ziegen und Kühen oder Ochſen, die ſie ſehr gut zu reiten wiſſen, in ihren kleinen Dörfern oder Kraals mit bienenkorbähnlichen Hütten, welche ſie nach Bedürfniß von einem Ort zum andern verſetzen ohne den Anbau des Bodens zu ver-

ſuchen. Die Griquas dagegen, welche unter dem Namen von Baſtardhottentotten im Süden des Gariep am Zackfluſſe ihre Wohnſitze hatten, gehören zu den freien Hottentotten, welche im Dienſte der Coloniſten ſtehen. Sie wanderten auf Antrieb der Regierung, welche ihre große Anhäufung in der Nähe der Coloniſten zu gefährlich fand, über den Strom und nahmen chriſtliche Glieder anderer Stämme bei ſich auf, ſo daß die Gegend um Griquatown rings herum von neuen kleinen Dörfern beſetzt ward. Der Prediger Campbell, der im Jahre 1813 zum erſten Male bei ihnen war, führte Geſetze über Mord und Diebſtahl bei ihnen ein und ſtiftete Bündniſſe mit den umwohnenden Korannas, ſo daß zu der Zeit etwa 1300 Griquas, mit eben ſo vielen Korannas in Verbindung ſtanden. Ein Ueberfall dieſer jungen Hottentottencolonie ſeitens der öſtlichen Kaffern und Bitſchuanen im Jahre 1824 und 1827 wurde glücklich abgeſchlagen. Wie weit die Colonie ſelbſt aber heut zu Tage ſich entwickelt hat, vermögen wir nicht mit Beſtimmtheit anzugeben. Nur wiſſen wir aus den Miſſionsberichten, daß das Evangelium nach allen Seiten hin von hieraus ſeinen ſiegreichen Fortgang hat und daß die Miſſionäre auch von der Oſtküſte, von Port Natal aus, unter den wilden Stämmen wirkſam ſind. Campbell wagte von hieraus den Weg nach dem Weſten zum Lande der Namaquahottentotten, den zwei Andere vergeblich vor ihn verſucht hatten. Ueber die Asbeſtberge, wo der Asbeſt von blauer Farbe überall in den Thonlagen ſich eingeſprengt findet, und über einige Korannadörfer ging der mühſame Zug durch einen Theil der großen Wüſte zum Großen Fluß, deſſen ſteiles Ufer man abflachen mußte, um den Uebergang zu bewerkſtelligen, während das andere ſteile Ufer wegen des dichten Gehölzes auch nur ſchwer zu erſteigen war. Weite Flächen von Haidekräutern und völlige Wüſteneien wurden längs des linken Stromufers angetroffen und an den wenigen freundlichern Stellen fand man einige Dörfer von Korannas oder Griquas bewohnt. In einer dürren Felsparthie, welche der Strom in Waſſerfällen durchbricht, von Buſchmännern überfallen, welche ein Glied der Geſellſchaft durch Giftpfeile tödteten, erreichte man endlich die Miſſion Pella, welche dem Kraale eines aus der Capſtadt

entflohenen Hottentotten Namens Afrikaner gegenüber liegt, der damals durch das Feuergewehr ſich zum Herrn dieſer Gegenden aufgeworfen hatte und ſpäter Chriſt ward in der Griquaſtadt. Pella ſelbſt iſt die erſte chriſtliche Niederlaſſung unter den Namaquas, welche damals noch durch Dolmetſcher mußten unterrichtet werden. Es lehnt ſich im Nordoſten an eine hohe Bergkette, und liegt auf einer ſandigen unfruchtbaren Erdſcholle, die nur hie und da von Gebüſchen bewachſen iſt. Man hatte behufs anderer Niederlaſſungen im Lande der nördlich des Fluſſes wohnenden Damaras ſo wie auch zum Meere hin im Gebiet der ärmlich lebenden Namaquahottentotten Unterſuchungen angeſtellt, überall aber und namentlich am Meere faſt nur unwirthbare Wüſteneien gefunden, die nur für herumſtreifende Nomaden, nicht für den Ackerbau geeignet waren. Aermlichkeit der Nahrung macht auch den Stamm der Namaquas in jeder Beziehung nur zu einem ſchwachen Abkömmling der großen Hottentottenrace, die wir in ihrer größten Ausbildung in der Colonie ſelbſt antreffen, zu der wir jetzt zurückkehren.

Die wüſten Bergreihen der Kupfer-, Kamies- und Karriberge trennen das Mündungsland des großen Stromes von den wirthlicheren Cederbergen, von deren Nordende das niedrigere Bergland des Hantams als Verbindungsglied zu den Roggeveldbergen hinüberzieht. Alle dieſe Berge ſind kahl und mehr zur Weide als zum Anbau geeignet, daher die Coloniſten dieſer Gegenden wie die des hohen Roggevelds und ſeiner öſtlichen Nachbarn zur Sommerszeit mit ihren Heerden in die Gegend des Zackrivers nach Oſten wandern, wo häufige Gewitter ſich entladen. Die Buſchmanns Karroo bildet die Grenze gegen Nordoſt, der wüſte Meeresſaum aber, in welchem der franzöſiſche Reiſende Le Vaillbat im Jahre 1782 auf ſeinen Jagdzügen faſt verſchmachtet wäre, begrenzt nach Weſten dieſe Berge. — Ganz verſchieden von dieſem wüſten Küſtenſtriche und von den bisher beſchriebenen Landſtrichen überhaupt iſt nun aber der Theil des Caplandes, welcher von dem ſüdlichen Quellfluſſe des Gariep zwiſchen dem Sonntagsfluſſe und der Kafferngrenze längs des Kaiflusſes zum ſüdlichen Meere hinabzieht. Dies iſt das eigentliche alte Kaffernland, welches den Engländ-

der fast an seine Heimath erinnert. Hier finden sich bewaldete Höhen und schöne Wiesengründe in den Thälern neben schroffen hohen Felsen; daher hat hier der Britte und der Schotte seine Colonieen gegründet. Die bis zu 10,000 Fuß aufsteigenden Schneeberge und Rhinosterberge bilden die Wasserscheide zwischen dem Meere und der Hochebene des Gariep; durch reiche Waldungen steigt man meerwärts zu parkartigen Geländen hinab, welche denen ähnlich sind, welche noch heute weiter ostwärts von den Bitschuanenstämmen der Amatombös, Amapondös und Amakosös bewohnt werden. Diese letzteren waren noch vor wenigen Jahrzehnden fast alleinige Herren dieses schönen Berglandes. Nur im Norden theilte es mit ihm theilweise der holländische Boor (Bauer), der Süden gehörte noch ihm allein nur an. Groß und wohlgestaltet und von brauner Hautfarbe erinnert der Amakosö als der eigentliche Kaffer nur noch durch krauses Wollhaar und die dicken Lippen an die Negerrace. Er ists der noch bis heute dies Land der Colonie beansprucht hat und jetzt aus seinen Wohnsitzen an der Meeresküste zwischen dem Keiskamma bis zum Umtata um den Kaifluß herum gegen seine alten Dränger wieder aufgebrochen ist.

Uebrigens bemerken wir noch, daß auch die besten Karten für eine Uebersicht des ganzen Landes nur einen sehr unvollkommenen Leitfaden darbieten; denn in dem eigentlichen Capgebiete ist überall auch nicht ein Punkt zu finden wo nicht der Horizont von Bergen begrenzt wäre, hinter denen wieder andere Berge sich aufthürmen. Selbst in der weiten Karroo, erheben sich überall niedrige Schieferberge und hinter ihnen höhere Bergreihen von zwei bis fünf Tausend Fuß Höhe, welche nach allen Seiten hin in Verbindung stehen. Von steilem schwierigen Aufgange, bilden die Gipfel dieser Berge überall Platten von höherem oder geringerem Umfange. Granit herrscht vor an der Küste, Sandstein und Schiefer mehr im Innern; ohne daß Grünstein, Serpentin, Basalt, Eisenstein und anderes Gestein ausgeschlossen wäre. Die Thäler sind nie von großem Umfange und haben gewöhnlich Thonboden mit Schiefer vermengt, liefern aber ohne künstliche Bewässerung keine Ernten, da es in acht bis neun Monaten kaum einen Tropfen Regen giebt. Nur an

den Küsten gedeihen Kornernten auch ohne Bewässerung; doch sind dieselben meist sandiger Natur oder aus Mangel an Trinkwasser gar nicht bewohnbar, wie denn z. B. aus diesem Grunde allein auch die sonst so sichere Saldanhabai (33° S. Br.) gar nicht benutzt werden kann. Flüsse wie der Elephantenfluß, der sein Mündungsland (33½° S. Br.) alljährlich überschwemmt und deshalb der Nil der Colonie genannt wird, oder auch solche nur, welche das ganze Jahr hindurch reichlich Wasser haben, sind große Seltenheiten. Ueberall findet man trockene Strombetten, von weitem schon erkennbar in der Karroo an den Mimosenbäumen, welche längs derselben ihre großen weißen Dornen sehen lassen, aber immer fließende Flüsse sind außer dem Elephantenflusse nur noch der Bergfluß an der Westküste zur St. Helena-Bai und an der Südküste der Breede oder breite Fluß, der Zonder-Ende (bei Genadenthal), der Gauritz-Zondags- (Sonntags), Groote Visch-Fluß und Kaiskamma. Salzseen finden sich an den Quellflüssen des Gariep von so starker Kruste, daß man wie über feste Eisflächen darauf hingehen kann; Süßwasserseen sind fast gar nicht vorhanden; der Verkeerde Valley im Süden des kalten Bokkevelds ist der einzige von einiger Bedeutung. — Von den Buchten des Landes bemerken wir außer der Tafelbai eine westliche Einbuchtung der falschen Bai, Simonsbai genannt, wo die Kriegsflotte liegt zur Regenzeit während der Nordweststürme vom Mai bis September. Gegen den Südostwind, der in den übrigen Monaten, aber meist nur bei Tage weht zur Kühlung der unerträglichen stillen Morgenhitze, bietet die Bai keinen Schutz, wenn er in Sturm ausartet. Denn wenn Gewitter kommen, die sich in diesem Lande mit furchtbarer Gewalt entladen, wobei der Blitz in Wellenstrichen fahren soll, so wird man hier noch heute stets daran erinnert, daß man am alten „Cap der Stürme" sich befindet. Die übrigen kleinen Buchten haben fast nur Bedeutung für die Küstenfahrt, da größere Fahrzeuge die Küste wie die südlich liegende Nadelbank zu meiden pflegen, welche die von Nordost nach Süden und Westen herumgehende Meeresströmung hier angehäuft hat. Wir erwähnen jedoch an der Mündung des Breede den Hafen von Beaufort,

welchen Küstenfahrer aus der Tafelbai regelmäßig besuchen, dann die Muschel- oder Mosselbai, östlich vom Gauritzflusse, nächst Simonsbai der sicherste Hafen dieser Küste, die für die Zukunft um so mehr der Mittelpunkt lebhaften Handels zu werden verspricht als gerade hier die unschätzbaren Waldungen sich finden, deren Schätze auch aus dem sicheren Hafen von Keysna ausgeführt werden. Dies wenig östlich gelegene kleine Hafenbecken ist freilich durch ein Felsenriff gesperrt und nicht ohne Gefahr zugänglich, aber die Ufer des gleichnamigen Flüßchens sind wegen ihrer ausnehmenden Schönheit in der ganzen Colonie berühmt. Die Plettenbergsbai ist wie die Algoabay nur eine unsichere Rheede; in der letzteren aber ist Port Elizabeth als guter Seehafen und Freihafen fast zur Nebenbuhlerin der Kapstadt empor geblüht in wenigen Jahrzehenden. Port Frances endlich ist der Seehafen zu der im Jahre 1812 gegründeten blühenden Stadt Grahamstown, dem Hauptquartier der britischen Grenztruppen. Dagegen ist Port Natal unter 30° S. Br. weit nordöstlich hinauf zu suchen und in neuerer Zeit dadurch bekannt geworden, daß ein großer Theil der alten holländischen Colonisten mit dem Schießgewehre in der Hand sich dorthin einen Weg gebahnt hat mitten durch das Kaffernland hindurch, um nicht länger das ihnen verhaßte Regiment der Engländer ertragen zu dürfen. Die Engländer schienen aber auch über diese neue Colonie die Herrschaft beanspruchen zu wollen, und ist es nicht unwahrscheinlich, daß die jetzt hinlänglich mit Schießgewehren versehenen Kaffern von dorther Unterstützung empfangen zum gegenwärtigen Kriege.

In Betreff des Klimas mag es genügen zu bemerken, daß trotz der Gegensätze von glühender Tageshitze und eisiger Nachtkälte eine Lebensdauer von neunzig Jahren in diesem Lande gar nichts seltenes ist, obwohl hin und wieder je nach der Oertlichkeit bestimmte Krankheiten als Gliederreißen auf dem hohen Roggewald, Steinbeschwerden im Hantam, Blattern und Masern in der Capstadt und dem ganzen Innern bleibend oder vorübergehend auch hier vorkommen. Plötzlich hereinbrechende Stürme, welche durch eine weiße Wolke am Tafelberge sich ankündigen und dann gewöhnlich drei Tage lang durch die Straßen

zur Tafelbai hinabrasen sind eine besondere Geißel dieser Stadt; doch sind im Innern furchtbare schneller vorübergehende Wirbelwinde nichts Seltenes und diese Stürme scheinen dem Fortkommen unserer höheren Bäume besonders hinderlich zu sein. Erdbeben fanden statt namentlich zu Anfange dieses Jahrhunderts; doch lassen die wenig heißen Quellen am oberen Breede bei Worcester und nördlich der Plettenbergsbai nicht darauf schließen, daß die vorhandenen Bergformen auf frühere Erderschütterungen zurückzuführen wären, obwohl in der Karroo und selbst auf der höheren Bergreihe nördlich derselben Fisch- und Muschelabdrücke in dem Gestein gefunden werden. Unsere Waldbäume gedeihen hier schlecht, selbst unsere Obstsorten wollen nicht überall fort, und die Kirsche gedeihet allein nur auf dem kalten Bokkewald. Sonst aber vereint das Kapland die Culturen aller Zonen; alle Getreidearten Europa's gedeihen aufs beste; mitten im Kartoffelfelde steht die arabische Dattelpalme und ganze Haufen von Bananen stehen neben den Weizenfeldern. Kaffee- und Theestrauch, Maulbeer- und Feigenbaum, Tabak, Reis, die Baumwollenstaude, Orangen, Apfelsinen, Mandeln, Feigen, Wallnüsse und Kastanien, Alles gedeiht, des schönen Weinstocks gar nicht zu gedenken.

Vor allem aber ist die Viehzucht hier zu Hause, da die unter der heißen Sonne gewachsenen Gräser eine außerordentliche Fettigkeit und Nahrungskraft besitzen. Der eigentliche Hottentott kennt kaum eine andere Speise als Fleisch und in der Capstadt werden täglich Ochsen zu Hunderten und Schafe zu Tausenden geschlachtet. Ohne Ochsen ist eine Reise hier kaum denkbar und Fettschwanzschafe wandern mit als Proviant. Daher sind überall von Seiten der Regierung Weideplätze frei gelassen an den Wegen, zumal an den Wasserstellen; daher weiß jeder Reisende hundert Geschichtchen zu erzählen vom Verlaufen der Ochsen oder Schafe.

Für den Jäger finden sich hier die vielen Antilopenarten, welche in neun und zwanzig Gattungen von der Größe eines vierzehntägigen Ziegenlammes bis zur Größe eines mittelgroßen Pferdes angetroffen werden, bald einzeln bald in Heerden zu Tausenden, bald in der Ebene im Gebüsch und in dem hohen

Grase, bald wieder auf den steilen hohen Felsen nur. Von ihnen bildet das Gnu den Uebergang zum mächtigen afrikanischen Büffel; Zebra und Quagga gehören zum Pferdegeschlecht, das Pferd selbst aber ist hierher eingeführt und wird zu Tausenden gezogen, obwohl eine eigenthümliche Seuche oft Tausende dahin rafft. Giraffe, Elephant, Rhinoceros und Hippopotamos (Nilpferd) sind nebst dem Büffel schon zu Seltenheiten geworden, und eben so ist es mit dem Löwen in der Nähe der Menschen. Die kleineren Katzenarten nebst Schakal und Hyänen sind weniger ausgerottet, der Hase ist überall, das Wildschwein mit dem Pavian nur in den Felsen und bewachsenen Schluchten, die Höhlen des Ameisenbärs und Stachelschweins aber sind oft tief eingegraben mitten auf den Wegen. — Vögel finden sich zahlreich vom größten bis zum kleinsten. Die feinen Zuckervögel (Nectarinen) beleben als afrikanische Colibris die reiche Blumenwelt, Strauße die dürren Ebenen des Innern. Andere wie der Gold- und Kupferkukuk, der scharlachrothe Webervogel, zwei Papageienarten und der Lori (Corithaix persa) erfreuen durch ein glänzendes Gefieder; Flamingo, Pelikan, Reiher, Gänse und Enten und der seltene Anhinga suchen die wenigen Sümpfe und Seen auf, und Turteltauben girren in den Thälern. Mit der Vertilgung giftigen Gewürms beschäftigt sich der Schlangenbändiger, der wohlbekannte Sekretär mit der Feder auf dem Kopfe, und eine Art Würger, den man deshalb „Fiscal" genannt hat; der graue Honigkukuk aber verräth mit gellendem „Tscherr-tscherr" das wohlversteckte Bienenloch. Dazu nun finden sich überall die verschiedenen Hühnerarten für das Jagdgewehr nebst Tarppe, Puter, Schnepfen und Fasanen. — Für den Fischer giebt nur das Meer den reichsten Vorrath her; im Lande selbst wird nur der Aal doch oft armstark im Breedefluß gefangen, und selbst am Gariep betreibt der träge Wilde seltner nur den Fischfang. — Der Pflanzenkenner aber findet hier kein Ende; mit jedem Schritt und Tritt fast eine neue Blume. Was aber dem Lande seinen besonderen Charakter giebt, das sind die vielen Haidekräuter, welche in fünf hundert Arten über einen sehr großen Theil desselben verbreitet sind, und dann die zwei hundert Arten von Proteabäumen, welche an vielen Orten

allein die Waldbäume vertreten, zapfentragende bis dreißig Fuß hohe Bäume mit großen langen Blättern statt der Nadeln und sonst in Quirlform gewachsen wie die Tannen. Dazu besonders auf der Karroo die tausend Zwiebelgewächse, welche zerstäuben sobald die Sonne wieder heiß herunter brennt, die verschiedenen Euphorbien oder Wolfsmilcharten, welche in Afrika die Geschlechter des Cactus vertreten, und endlich noch die zahlreichen Aloearten, Pelargonien und Fettpflanzen mit all der wunderbaren Farbenpracht — daraus hat sich der Herr der Welt in diesem Lande seinen Schmuck gewebt.

Hottentotten bewohnten das Land, als Vasco de Gama im Jahre 1497 zuerst das Cap umschiffte, welches Bartholomäus Diaz vier Jahr früher erreicht und Kap der Stürme getauft hatte. Erst im folgenden Jahre ward eine Landung und zugleich eine Ansiedelung versucht, allein die Portugiesen fürchteten die giftigen Pfeile der Eingeborenen, durch welche 1509 der Vicekönig von Brasilien getödtet ward und nahmen nur vorübergehend hinterlistige Rache. Im Jahre 1650 aber beauftragten die Holländer einen Wundarzt Namens Riebeck oder Röbeck, mit der Gründung einer Niederlassung und dieser kaufte für allerlei Tand, Branntwein und Tabak ein bedeutendes Stück Landes, welches feierlich übergeben ward, und gründete eiligst die Capstadt, indem er sogleich einen einträglichen Handel mit den Eingeborenen eröffnete. Feindliche Angriffe vom Jahre 1659 bis 1661 endigten damit, daß die Hottentotten alles Land innerhalb drei Stunden Entfernung von der Capstadt abtreten mußten. Viele Franzosen, welche des Glaubens wegen ihr Vaterland verlassen mußten, wandten sich hierher ums Jahr 1685 und zu gleicher Zeit legte ein tüchtiger Befehlshaber der Stadt, Simon van der Stel, die berühmten Weinberge von Constantia an, welche den Namen seiner Gattin tragen. Erst später entdeckte man, daß das Land zum Korn- und Weinbau wie zur Viehzucht sehr geeignet sei, und mit Recht oder Unrecht drang der Fuß des weißen Mannes immer weiter ein, indem die Regierung nicht einmal die Macht hatte der Willkür dieser ersten Colonisten Schranken zu setzen. Der Vortheil sprach bei dem kaufmännischen Holländer in der Sache mit, und im Verlauf

von wenig mehr als hundert Jahren war alles Land von Colonisten überzogen, nicht nur die Heerden der Hottentotten auch diese selbst kamen in die Hände der sogenannten Boers oder Bauern, denen der Veldwagtmeester gleich stundenweit das Land als Eigenthum zuertheilte. Als die Bewohner des Caplandes nach dem Vorbilde der französischen Revolution, welche Frankreich und Holland zu Republiken umgeschaffen hatte, hier ein Gleiches thun wollten, nahmen die Engländer Veranlassung im Jahre 1795 sich des Landes zu bemächtigen und stellten sich auf die Seite der geknechteten Hottentottenrace, so daß sie diese mehr und mehr für sich gewannen. Ein Friedensschluß im Jahre 1803 bestimmte die Herausgabe des Landes an seine alten Herren. Allein als 1806 der Krieg zwischen Holland und England neu entbrannte, schickten diese 5000 Mann zum Cap und nahmen nach einer kleinen Schlacht am Fuß des Tafelberges Stadt und Gebiet in Besitz. Seitdem hat die Reise der englischen Statthalter oder Gouverneure bald mehr für die Boers bald mehr für das Recht und die Freiheit der Hottentotten sich entschieden; die Kaffern sind für die räuberischen Einfälle nicht nur gestraft, sondern selbst gelegentlich beraubt und immer weiter zurückgetrieben unter dem Vorwande, daß man die Colonisten schützen wolle; andererseits aber hat man Missionäre unter den Hottentotten wirken lassen und Sendgerichte eingeführt, um die Willkür der Boers zu beschränken. Von beiden Seiten fand man dafür nicht die rechte Anerkennung, bis endlich die im Jahre 1828 ausgesprochene Gleichstellung der Farbigen vor dem Gesetz die Ursache der größten Unzufriedenheit Seitens der holländischen Colonisten geworden ist, welche dadurch vielfach zur Auswanderung nach Port Natal sich veranlaßt gefunden haben. Andererseits aber ist durch die Ansiedelungen der Engländer, die jetzt überall ihre Beamten, Soldaten und Prediger im Lande haben, seit 1820 ein neues Element in die ganze Bevölkerung hineingetragen worden und nur durch eine nähere Anschauung dieser Verhältnisse wird es möglich werden die gegenwärtigen Zustände der Colonie recht zu begreifen und zu würdigen.

Wir geben daher zunächst die geschichtliche Entstehung dieser

Niederlaſſungen nach Thomas Pringle „Südafrikaniſche Skizzen", welche im Jahre 1836 in den „Reiſen und Länderbeſchreibungen der älteren und neueſten Zeit" von Widemann und Hauff zu Stuttgart und Tübingen im Verlag der Cottaiſchen Buchhandlung erſchienen, und ſchließen dann die „Reiſen in Südafrika während der Jahre 1840 und 1841" an, welche von W. v. Mayer im Jahre 1843 zu Hamburg bei J. P. Erie herausgekommen ſind, indem wir hoffen, daß dieſe Reiſen ſelbſt erklären werden, was hier jetzt übergangen werden muß.

# 1.

## Pringle's Reise zur Grenze des Kaffernlandes und durch die Karroo zur Capstadt.

---

### Erstes Kapitel.

Am 20sten April 1820 kam ich mit einem Theile der schottischen Auswanderer, deren zeitiger Führer ich war, nach Simonsbai. Wir bildeten einen Theil der 5000 britischen Ansiedler, welche das unbesetzte Gebiet an der Grenze des Kaffernlandes unter dem Schutze der Regierung colonisiren sollten und auf Kosten des Parlaments dahin übergeführt wurden. Erst am Morgen des folgenden Tages erblickten wir die Umgebung des Ankerplatzes und sahen mit ernstem Antlitz auf die schwarzen Hügel und dürren Sandflächen, welche die falsche Bai umgeben. Einer von uns gab den Gefühlen der meisten unter uns Ausdruck in den Worten: „Hm, ihr Herren, das ist ja ein düsteres nicht heimlisch aussehendes Land. Ich will hoffen, daß diese hochländischen Gebirge und Meere uns nicht etwa ein getreues Bild der Gegend geben wollen, die wir bewohnen werden!" —

Da unser Schiff hier einige Tage verweilen mußte, um frische Vorräthe einzunehmen, so eilte ich alsbald zu der etwa 5 deutsche Meilen von dem kleinen Hafen Simons-Town entlegenen Capstadt, um wegen der Ansiedelung meiner Gesellschaft mit dem ersten Secretär der Regierung in Unterhandlung zu treten und ihn von meinen persönlichen Absichten in Kenntniß zu setzen. Denn meine Erziehung war eine gelehrte gewesen und hatte mich in nicht unbedeutende literarische Verbindungen

gebracht, die ich nicht ganz aufzugeben dachte; nur die Rücksicht auf meine fünf Brüder, welche sämmtlich vom Vater für seinen Stand als Pächter erzogen waren, hatte mich bewogen sie hierher zu geleiten, um ihnen Helfer und Rathgeber zu sein. Nach dem Plane der Regierung mußte jede Gesellschaft mindestens zehn erwachsene männliche Mitglieder haben, und da nun eine verwandte Familie und zwei andere achtbare Personen sich uns angeschlossen hatten, so war ich der natürliche Vertreter einer Gesellschaft von zwölf Männern, (mit Einschluß von 3 Bauerknechten) sechs Frauen und sechs Kindern. Gelang die Ansiedelung, so hoffte ich selbst mit der Zeit eine Anstellung in der Colonie zu finden, die meinen Fähigkeiten angemessen war, zumal da die Empfehlung meines geachteten Freundes Sir Walter Scotts mich begleitete, welche es eben erwirkt hatte, daß wir zu den 5000 gehörten, welche die Regierung unter den 80,000 Bittstellern für die Ueberfahrt erlesen hatte. Während meines achttägigen Aufenthaltes in der Capstadt lernte ich dort den Dr. Philipp, Oberaufseher der Missionen der Londoner Missionsgesellschaft und andere Männer von Bedeutung kennen, die später mit meinem Geschick näher verflochten wurden, und kehrte bereichert durch ihren Rath zu meiner Brigg zurück, um am 10ten Mai zur Algoabai aufzubrechen. Mit großer Schnelligkeit umsegelten wir bei frischem Nordwest das Nadelcap, standen aber am 12ten fast ohne alle Bewegung vor der Einfahrt in den Keysna, einer schönen Lagune, die einen guten geräumigen Hafen bildet, der leider von etwas schwieriger Anfahrt ist, sich aber bis in die Tiefe der prächtigen Wälder hinaufzieht, welche diesen Theil der Küste bedecken. Da wir drei Tage hindurch jetzt alles Windes fast entbehren mußten, so lavirten wir wenige Meilen von der Küste und hatten die herrlichste Gelegenheit die schönen Küsten von Anteniqualand und Zitzikamma zu betrachten. Das Land erhebt sich plötzlich von der Küste zu festen waldbedeckten Gebirgeketten, die im Hintergrunde in hohe, abgerissene, nackte Felsspitzen auslaufen; indem man aber Vorgebirg auf Vorgebirg umschifft öffnen waldige Gründe der Buchten und Gebirge immer neue Bilder, in denen das Liebliche und Furchtbare, das Eintönige und Malerische sich sonderbar vereinigt

findet. Das Ganze ist überraschend, doch düster in seiner wilden ungeregelten Schönheit; die Größe und Anmuth der Natur ist hier in ihrer ganzen Majestät und ungebeugten Kraft zu sehen. Allein diese furchtbare Wildheit ohne Spuren menschlichen Fleißes oder menschlichen Aufenthaltes machte uns ernst und schweigend, erfüllte fast mit Schrecken bei dem Gedanken es bewohnen zu sollen. Nur von den Schotten wurden Einige zu ausgelassener Fröhlichkeit, Andere zu stillen Thränen bewegt, indem die Felsenspitzen und rauhen Abhänge dieser wilden Küste lebendige Erinnerungen an ihr Vaterland erweckten. — So an der Küste hinfahrend umschifften wir endlich am 15ten das Cap Receef an der Algoabai, welches seiner vielen Schiffbrüche wegen berüchtigt ist, und ankerten spät am Nachmittage in der Bai selbst an deren Westseite. Zehn bis zwölf große Schiffe mit Auswanderern lagen hier schon vor Anker, und an dem Ufer wenige hundert Schritt hinauf auf einer kleinen Erhöhung stand die kleine befestigte Caserne, das Fort Friedrich genannt, umgeben von den Zelten und Wohnungen der Offiziere auf den Höfen umher. Am Fuße dieser Höhen näher der Küste lagen die Wohnungen der Regierungsbeamten, welche die Ausschiffung zu leiten hatten, drei Strohhütten und ein paar hölzerne Häuser, die man aus England hierher gebracht hatte. Große Vorräthe von Ackergeräth, Schmied- und Zimmermannswerkzeuge, Eisenwaaren u. dergl. m. lagen hier aufgehäuft, um für den Einkaufspreis überlassen zu werden. In geringer Entfernung davon, zwischen den Sandhügeln der Küste und den felsigen Höhen dahinter, standen die Zelte der Auswanderer, von denen täglich einzelne Gesellschaften in langen Zügen von Packwagen an ihren Bestimmungsort abgingen.

Bis tief in die Dämmerung hinein ruheten unsere Augen auf dem belebten Gemälde, zu welchem die haidbewachsenen Höhen über dem Zwartkopsfluß, die malerischen Felsspitzen des Winterhoek und dunkle Massen des Zuurebergs fern im Norden, welche deutlich gegen das reine Blau des Himmels abgezeichnet waren, einen passenden Hintergrund bildeten. Erst am Morgen des folgenden Tages ging ich ans Land, um für die Ausschiffung unserer Gesellschaft Vorkehrungen zu treffen. Leben und Fröh-

lichkeit war überall, das Wetter war günstig; Matrosen der Kriegsschaluppe führten schnell die einzelnen Gesellschaften durch die Brandung, und Landsoldaten trugen die Einzelnen trockenen Fußes ans Ufer. Ich wußte, daß ein erwachender Südost uns lange an der Landung hindern oder wohl gar am Ende noch gefährlich werden könne; denn in der Bai ist überall nur offene Küste, und wenn der Wind nur etwas heftig aus Südosten weht, so hebt die Brandung jede Verbindung mit dem Lande gänzlich auf. Indeß meine Bemühungen blieben für jetzt umsonst, es waren zunächst ältere Ansprüche zu befriedigen, bevor an uns die Reihe kam, und nur mir selbst blieb es gestattet schon jetzt zu bleiben. So strich ich denn in der Umgebung umher, um die verschiedenen Auswanderergruppen mehr in der Nähe zu betrachten. Einzelne hatten mehr von dem allgemeinen Lager sich abgesondert und unter immergrünen Büschen die Zelte aufgeschlagen, welche auf der ausgebreiteten wellenförmigen dürftig mit Kräutern besetzten Ebene zerstreut sich finden; die hübschen Wagen in der Nähe, die Nettigkeit der Umgebung, der feine Anzug und die Bücher in den Händen der Damen und Herren verriethen leicht den höheren Rang dieser Gruppen. Andere lagerten bunt durch einander als achtbare Handwerker, fröhliche Pachter, bleiche Künstler oder verwitterte Seeleute von der Themse; noch Andere aber und ein weit größerer Theil war schmutzig in seinem Aeußeren, liederlich im Anzuge, mißvergnügt und unhöflich in seinem Betragen. Diesen Letzteren ähnlich waren auch meistens jene armen Landbauern, welche auf Kosten ihrer Kirchspiele hierher geschickt wurden, so daß man annehmen darf, es waren gut zwei Drittel solcher Menschen darunter, welche nur locker mit der Gesellschaft zusammen hingen und in sittlicher Beziehung auf der untersten Stufe standen, während ein Drittel nur aus wahrhaft achtbaren und vermögenden Personen bestand. — Große holländische Boers mit breitgekrämpten weißen Hüten und ungeheuren Tabakspfeifen im Munde und halbnackte Hottentotten, welche die langen Reihen der Zugochsen führten indem sie schreiend vor denselben herliefen, sie winkend mit den langen schmächtigen schwarzbraunen Armen, bildeten den ersten afrikanischen Gegensatz zu diesen Fremdlingen

und auch zu mir. Stärker aber sollte ich denselben erst empfinden, als ich Tags darauf zu dem etwa zwei deutsche Meilen entfernten Bethelsdorp kam. Schon der Weg dorthin, den keine Wohnungen der Menschen belebten, über niedrige unfruchtbare Berge mit fremdartigen Pflanzen und weiterhin an einigen kleinen Salzseen vorüberführend, hat etwas eigenthümlich Eintöniges und wird nur nahe an Bethelsdorp freundlicher, wo die wellenförmigen Dünen mehr durch wildes Gebüsch von mannigfachem Immergrün verschönert werden. Die Schatten der westlichen Berge fielen eben über die Ebene, der Rauch vom Abendheerde stieg in die Höhe und heimisches Brüllen und Blöken der heimkehrenden Heerden ließ mich beim Anblick des Missionsdorfs schon an meine Heimath denken; allein wie war es doch so anders, als ich nun wirklich eintrat! Die schwarzbraunen Gesichter, das wollige Haar, der Mantel von Schafpelz (Caroß genannt), halbnackte Kinder, runde Lehm- oder Rohrhütten, dazu der fremde Gruß des „Goeden Avond" von Alt und Jung, die schnalzenden Töne der Hottentottensprache — Alles, selbst die Thiere, die dickschwänzigen Schafe mit Haaren statt der Wolle und breitgehörnte hochbeinige Rinder erinnerten auf einmal einzig und allein nur an das Land der Hottentotten, mit denen sich der Niederländer hier vereinigt hat, um unter einer strohgedeckten Kirche auch hier den Gott der Christen zu verehren. Der Missionär, der mich empfing, wohnte in einem anständigen Hause von Backsteinen, wurde aber eben in Anspruch genommen auf Befehl des Drosten von Uitenhage ein Kaffernweib einige Meilen weiter westwärts zu einem Colonisten zu schaffen, weil es die Grenze überschritten hatte. Das Weib trug ein Kindlein auf dem Rücken, welches sie in einen Mantel von gegerbtem Rindsleder gebunden hatte, und hatte ein Mägdlein von 10 Jahren zur Seite. Es kannte sein Schicksal, versuchte aber dennoch durch eine Anrede an den Missionär dasselbe abzuwenden, und ich muß gestehen, obwohl ich kein Wort des Amakosadialects verstehe, der volle kräftige Klang der musikalischen Sprache setzte mich eben so in Erstaunen als die ausdrucksvollen Gebehrden, bald drohend bald bittend, welche das beredte Feuer des dunklen Auges im schönen bronzefarbenen

Angesicht begleiteten. Es war wie eine Anklage vor dem Gott der Rache ihres Stammes, und mich ergriff ein tiefes Mitleid mit dem armen Weibe, deren Rede von einigen Dörflern, welche halb Kaffern waren, dem Missionär vergeblich gedeutet wurde. Sie blieb getrennt vielleicht auf ewig von den Ihren. — Noch diesen Abend wohnte ich darnach dem Abendgottesdienste bei, der namentlich von Weibern zahlreich besucht war. Mochte der Gedanke mitwirken, mich hier unter den Ueberresten des Urgeschlechts zu finden, welchem diese ferne Gegend einst allein gehört hatte, genug ich fühlte von den sanften weichen Stimmen der Weiber und von den ernsten schwarzbraunen Gesichtern der älteren umstehenden Männer mich wunderbar ergriffen hier in dem niedrigen Kirchlein des alten Dr. Vanderkemp und freute mich des heiligen Ernstes, der das Leben dieser Wilden schon so tief durchdrungen hatte.

Bei meiner Rückkehr zur Algoabai fand ich daselbst den Gouverneur der Colonie, welcher soeben aus Albany zurückkehrte. Er eröffnete mir, daß es im Plane der Regierung liege, die schottischen Ansiedler jenseits des Großen Fischflusses an die Grenze des Kaffernlandes zu verpflanzen, und dorthin ward denn auch unsre Gesellschaft angewiesen. Bevor wir jedoch dahin aufbrachen, wohnten wir noch am 6sten Juni der Gründung des ersten Hauses der neuen Stadt Elisabethhafen bei, vom Gouverneur so genannt zum Andenken an seine verstorbene Gattin, der er später noch einen Obelisk auf einer der umliegenden Höhen errichtete. Diese Stadt ward im Laufe von 14 Jahren bereits die zweite der Colonie in Bezug auf Handel und Bevölkerung, und noch immer ist sie im Wachsen begriffen. — Unser Bestimmungsort am Bavianssluß lag etwa 34 deutsche Meilen landeinwärts und dorthin brachen wir am 13ten Juni d. h. um die Mitte des Winters auf mit unsern Wagen und Geräthen. Die Nächte waren kalt, die Tage wie unsere schönen Septembertage. Je 10 bis 12 Ochsen, begleitet von dem holländischen Colonisten, dem sie zugehörten, und von Sclaven geführt, zogen einen Wagen, deren wir sieben hatten. Die Wagen, selbst sind der Natur der bergigen, unebenen Gegend angemessen und stets durch eine Leinewanddecke geschützt. Vorn sitzt der

Treiber mit einer Peitsche von ungeheurer Länge; die Ochsen aber sind paarweis vermittelst hölzerner Joche an ein starkes Tau befestigt, Trecktow genannt, welches aus Rinds- oder Büffelriemen geflochten ist; ein junger Hottentott läuft dem Gespann voraus, indem er das erste Ochsenpaar an einem Riemen führt, der an den Hörnern desselben befestigt ist. Noch am Abend des ersten Tages erreichten wir den merkwürdigen Salzsee, den ich aus Barrows Erzählung kannte, in beträchtlicher Höhe über dem Meeresspiegel gelegen vom Umfang einer guten Stunde. Nur von einer Seite neigt sich ein sanfter Rasenrand, sonst sind die Ufer steiler und rings von baumartigem Dickicht und saftreichen Pflanzen umgeben. Ein großer Theil der Oberfläche und rings herum der Rand des oval geformten Sees war von einer dicken Salzrinde bedeckt und mit kleinen schneeweißen Krystallen überstreut, so daß das Ganze einem theilweis zugefrornen Becken glich, welches mit Reif oder Schneeflocken bedeckt ist. Die Salzkruste soll über den ganzen Grund des Sees ausgedehnt sein, und schreibt man die Entstehung dieser sogenannten Salzpfannen unterirdischen Salzquellen zu. Nachdem wir Vorrath auf ein Jahr voraus entnommen hatten, setzten wir unsere Reise durch die Wildniß des Gebüsches wieder fort, welches die Ufer dieses Sees überall umgiebt und aus Wäldern von Immergrün und herrlichen Akazien, verschiedenen Aloearten, riesenhaften Euphorbien, welche die blattlosen Zweige weithin über das Dickicht erstrecken, und andern fremdartigen blühenden Gesträuchen und Pflanzen zusamengesetzt ist, von denen ich nur die Portulacaria afra, (des Elephanten Lieblingsspeise) den scharlachrothen Cotyledon und den Crassulabaum bemerken will. In der Dämmerung erst machten wir Halt auf einem offenen Platze in dem Gebüsch. Unsre Boers (Bauern) trafen Vorkehrungen gegen einen etwaigen Ueberfall von Löwen oder Elephanten, welche freilich nur seltner noch hier angetroffen werden, während sie früher sehr zahlreich in diesem Theil des Landes waren; die Feuer wurden angezündet, die ungeheuren Flinten (Rohre roers) von den Wagen gebunden und an einen Immergrün-Busch gestellt, in dessen Schutz sie lagerten, die Ochsen aber zu größrer Sicherheit mit den Hörnern an die Wagenräder befestigt. Dar-

nach genossen sie ihr Abendessen, welches vorzüglich aus getrocknetem Rindfleisch bestand, indem sie einen mäßigen Schluck Branntwein dazu tranken aus einem ungeheuren Horn, das jeder in seinem Wagen neben dem Pulverbeutel liegen hatte, und rauchten dann in vornehmer Zurückgezogenheit selbstzufrieden ihre ungeheuren Pfeifen. In einiger Entfernung sammelten sich um eins der großen Wachtfeuer die Sclaven und die Hottentotten, um fröhlich, obwohl ohne Branntwein, das mäßige Mahl zu bereiten, während Einige von uns Zelte aufgeschlagen oder Matratzen ausgebreitet hatten, aus Furcht vor Schlangen, Scorpionen und dergleichen, und Andre die Bratpfannen und Theekessel in Thätigkeit setzten. Wunderbar klangen die fremden Sprachen in dieser Umgebung zusammen; und wunderbar verband das freigebig von uns vertheilte Theewasser den riesigen Boer und den winzigen Buschmann, den starken Schotten und den schmächtigen Hottentotten zu einer heiter angeregten Gemeinschaft, welche unter manchem Gelächter sich auch in Worten zu verständigen strebte, während ein pfiffiger Buschmann (denn 3 von solchen waren unter den Führern der Wagen) sich selbst vergnügte, jedes Glied der Gesellschaft der Reihe nach aufs sprechendste nachzuäffen. Endlich zogen die Ansiedler sich zurück in ihre Zelte, die Boers steckten ihre Pfeifen in die Bänder ihrer breitgekrempten Hüte und hüllten sich in ihre weiten Mäntel; das rohe schnalzende Geschwätz der Hottentotten und Buschmänner verstummte, und unter dem schafledernen Caroß zusammengekrümmt, die Füße gegen das Feuer, das Gesicht zur Erde gewandt, lagen sie da wie eben so viel wilde Thiere. Alles war still, der mitternächtliche Mond ruhte über dem Ganzen; nur das schwere Aufathmen der Ochsen und das ferne melancholische Geheul der Hyäne ließ noch von Zeit zu Zeit sich vernehmen. Ich aber fühlte es jetzt erst, daß wir als Pilgrimme in den Wildnissen Afrikas uns befanden.

Von dem was in den nächsten 8 Tagen unsrer Reise uns begegnete, will ich nur bemerken, daß wir sehr bald mit der nächtlichen Musik des Schakals und der Hyänen näher vertraut wurden und täglich Gelegenheit fanden, uns von den Mühseligkeiten einer afrikanischen Reise näher zu überzeugen. Wir pas-

sirten nach und nach den Kuga-, Sonntags-, Buschmann-, Neujahrs- und den kleinen Fischfluß, deren Betten sämmtlich nur geringes Wasser hatten oder sumpfigt und fast trocken waren. Allein die Steilheit der Ufer machte für unsre schwerbeladenen Wagen oft die größte Schwierigkeit, und ein Gebirgsstrich vom Zuureberg erforderte oft 20 bis 24 Ochsen vor einem Wagen, wobei denn noch unter furchtbarem Schreien barbarisch auf die armen Thiere losgeschlagen werden mußte. Wohnungen sahen wir auf dem ganzen Wege von 24 deutschen Meilen und darüber zum großen Fischflusse nur sehr wenige und von den Thiergeschlechten meist nur Antilopen oder Quaggas in der Ferne. Des Landes Anblick selbst bot dem Auge abwechselnd bald dunkles Gestrüpp, bald reiche parkähnliche Landschaften, verschönt durch anmuthige Massen Immergrün; dann wieder trostlose Dürre wilder Gebirge oder ausgedörrte wüste Flächen mit großen Ameisenhaufen und Heerden wilder Ziegen darauf. War auch hie und da ein einsames Landhaus an einer Quelle oder an einem mit Weiden besetzten Flusse, so folgte doch bald wieder eine Wildniß, nur hie und da mit Weideplätzen bedeckt, welche auf mehr als vier Meilen keinen Tropfen Wasser hatte.

Mit großer Freude begrüßten wir daher am 21sten Juni den Militairposten Roodewal am großen Fischflusse, wo wir mit herzlichster Gastfreundschaft von unsern Landsleuten empfangen wurden, nachdem wir seit unserm Aufbruche von der Algoabai kein Haus betreten und kaum zwölf Landhäuser gesehen hatten, da unser Weg durch eine der wildesten und unbewohntesten Strecken des Grenzdistricts geführt hatte. Wir blieben einige Tage, da wir mit neuen Wagen versehen werden sollten für die letzten acht Meilen unserer Reise jenseits des Flusses, und erhielten am folgenden Tage aus der Nachbarschaft einen Besuch von einem seit 25 Jahren hier angesiedelten Schotten, welcher ein wirthschaftliches Etablissement am Fuße des Boschberges Namens Sommersethof für die Regierung beaufsichtigte. Er war ein Mann von kaltem Blick und starkem Bau; allein als er nach langen Jahren jetzt zum erstenmale wieder den breiten Accent seiner Muttersprache vernahm, von den sanften Stimmen der Frauen geredet, ward er, vom Heimweh angewandelt,

überrascht und tief ergriffen. Wir verdankten ihm manchen trefflichen Wink in Betreff unserer Ansiedelung und brachen dorthin auf unter der Führung anderer Boers aus dem Unterdistrict von Cradock am 23sten Juni. Noch am Abend dieses Tages kamen wir zum Wohnort des Feldcornets Oppermann, nachdem wir den großen Fischfluß überschritten hatten und erhielten nun ein Geleit bewaffneter Boers zum Schutz gegen etwaige Ueberfälle seitens der Kaffern, deren neue Grenze bis an den Chumi- und Keisifluß zurückgeschoben war, etwa 10 bis 15 Meilen ostwärts von hier, nachdem ein Jahr zuvor die Eingebornen (Kaffern und Ghonaquas) gewaltsam von hier verdrängt waren, so daß dies ganze Land jetzt nur von wilden Bestien und zuweilen von herumziehenden Buschmännern durchzogen wurde, welche uns grausamer als die Raubthiere selbst geschildert wurden. — Das obere Thal des Baviansrivers oder Baboonflusses, eines kleinen Astes des Großen Fischflusses, welches früher von einigen der schlechtesten und rohesten Boers bewohnt war, die vor etwa fünf Jahren von hier vertrieben waren, sollte uns als Wohnsitz angewiesen werden. In dem unteren Thale wohnten noch die Verwandten dieser alten Rebellen und an der sogenannten Poort oder Gebirgspforte, aus welcher das Flüßchen in die Niederung heraustritt, kamen wir an der Wohnung des allbekannten Groot Willem vorbei, eines riesenmäßigen Burschen von 6 Fuß und 4 Zoll, der uns als seine neuen Bekannten begrüßte, indem er aus seiner Flasche selbstgefertigten Branntweins uns zutrank. Neben seiner Wohnung erhoben sich rings herum furchtbare Abgründe nackter Felsen, und kaum blieb noch am Ufer des Flusses Platz für die Häuser und Viehheerden nebst dem wohlumzäunten Garten, der mit Quitten und Granatäpfelhecken umschlossen war. Ein Stündchen weiter hinauf schaute der Blick in ein fruchtbares ostwärts gewandtes Thal, in dessen Hintergrunde Umrisse herrlicher Wälder sichtbar wurden, welche demselben fortdauernd reines Wasser zuführen. Wir aber mußten noch nahe an vier Meilen weiter aufwärts im Thale des Baviansrivers oder Lynden, wie jetzt sein Name ist, und hatten fortan einen Weg, der über alle Beschreibung schlecht war. Nur afrikanische Boers konnten dergleichen Hindernisse überwinden, doch

brachen auch diesen zwei Wagen zusammen, bevor wir ans Ziel kamen. Das Thal selbst erweiterte sich zuweilen in der Art, daß es Wiesen zur Seite liegen ließ, welche freundlich mit Mimosen und Büschen von Immergrün geschmückt waren, und öfters gingen die Ochsen bis an den Leib im Grase; dann aber traten die schroffen Felsen wieder wie hohe Mauern dicht zusammen und ließen für die Wagen nur das Bett des Stromes selbst als einzigen Weg übrig. Der Strom selbst war jetzt nur ein sanft murmelnder Bach, der seine Wasser hie und da in größeren Becken, sogenannten Zeekoegats (Seekuhlachen) sammelte; oben hoch an den Felsen aber in den Gipfeln der Weidenbäume, welche an manchen Stellen die Ufer begränzen, zeigten sich die Merkzeichen der Gewalt, zu der er sich erheben könne. Die steilen Anhöhen an beiden Seiten nehmen oft merkwürdige Formen an; sie scheinen befestigt mit natürlichen Wällen und sind besetzt von einer Menge großer Paviane, daher der holländische Name dieses Flusses. Die Blüthen verschiedener Schlingpflanzen und der Aloe hingen an den steilen hereinhangenden Felsstirnen; Immergrün und Akazien waren über die geringeren Abhänge zerstreut, welche gute Weideplätze darboten.

Erst nach fünf Tagen hatten wir den letzten Poort des Thales überwunden und fanden uns nun auf dem Gipfel einer hohen Gebirgskette, von der aus wir das ganze Thal übersehen konnten. Nordwärts zu unsern Füßen lag das Land, welches der holländische Feldcornet mit den Worten uns anwies: „End nu, Mynheer, daar leg uwe veld.“ (Und nun, mein Herr, da liegt ihr Land!) Steile dürre Gebirge, die sich im Hintergrund in scharfe kegelförmige Spitzen zu beträchtlicher Höhe erhoben, und deren 4 bis 5000 Fuß hohe Gipfel jetzt mit Schnee bedeckt waren, umgaben von allen Seiten ein freundliches grünes Becken, welches von einem kleinen Fluß durchschlängelt wird. Etwa eine gute Meile lang, wechselte es in der Breite von einer Viertel Meile bis zum doppelten und ließ auf seinen durch Mimosenhainen geschützten grünenden Wiesen in einiger Ferne Heerden von Antilopen und Quaggas sehen, die hier in ungestörter Ruhe weideten. — Das war nun unser Land, in welchem

wir unſre Zelte am 29ſten Juni des Jahres 1820 zum erſtenmal errichteten.

Unſre Wagen gingen von hier zurück, und ohne allen Beiſtand als den unſrer Hände, begannen wir nun unſere Hütten zu bauen, um zunächſt nur vor dem Wetter geſchützt zu ſein, welches, bisher immer heiter, ſchon am 3ten Juli einen kalten feuchten Abend brachte, dem eine außerordentlich finſtere Nacht und ſtarker Regen folgte. Gleich am Tage nach unſerer Ankunft waren wir durch den Vice-Landdroſt von Cradock, welcher in Begleitung eines Feldmeſſers zu uns kam, in unſer Gebiet eingewieſen, zugleich aber auf die Gefahren unſerer bloßgeſtellten Lage ernſtlich aufmerkſam gemacht worden. Erſt ſpäter konnten die zu unſrem Schutz beſtimmten Hottentotten, welche die Regierung aus den Sclaven der umwohnenden Boers aushob und welche von Monat zu Monat durch andere erſetzt wurden, bei uns eintreffen, und ſo mußten wir für jetzt noch ſelbſt die nächtliche Bewachung übernehmen, ein harter Dienſt, der faſt zur Auflehnung unſrer drei Knechte geführt hätte, obwohl wir ſelbſt doch alle Mühen redlich mit ihnen theilten. Mit der uns umgebenden Thierwelt wurden wir bald vertraut; ein paar Heerden von Quaggas eilten über die dürftig mit Gras und Gebüſch bewachſenen niedrigen Abhänge der Gebirge mit dem Gange des wilden Eſels dahin; kleinere Antilopen ſprangen anmuthig in den Hainen und Dickichten herum; der Rietbock (Antilope eleotragus) brach aus dem Rohrverſteck, was hie und da den Strom begrenzte, plötzlich hervor, wenn wir das Rohr für unſre Hütten ſuchten; eine ſchöne Hirſchantilope von der Größe eines mäßigen Pferdes und flink wie ein Hirſch ward vor meinen Augen von dem Rietſchweine (riet-vark) getödtet, welches aus dem Rohre brechend pfeilſchnell darauf zuſchoß, und auch der Löwe ließ nicht lange darauf warten ſich bei uns anzukündigen. Denn eben ſchon in jener erſten dunklen Regennacht ſchreckte um Mitternacht das Brüllen ſeiner Donnerſtimme uns Alle aus dem Schlafe. Ich glaubte für den erſten Augenblick der Donner rolle wirklich über uns; allein der eigenthümliche Ton darin, die Stimme der Wuth und Macht, enttäuſchte mich ſogleich. Glücklicherweiſe hatten wir uns mit Vorrath trocknen

Holzes versehen, um ein lebhaftes Wachtfeuer auch bei diesem Regen unterhalten zu können, und warfen nun in der Angst unsres Herzens noch Feuerbrände unter die nächsten Bäume und Büsche, nachdem wir unsere Flinten blindlings abgefeuert hatten. Einige Tage später trat er plötzlich am hellen lichten Tage aus dem Rohre, blickte die armen Sichelmänner einige Minuten fest und ruhig an und ging dann langsam und darnach schneller seinen Weg; sein Brüllen aber, welches wie der Ton der Brandung über die Erde dahinläuft, weil das Thier dabei das Maul dicht an die Erde hält, erschreckte uns noch öfter, doch dauerte es viele Monate lang, ehe wir wirklich mit ihm uns messen konnten. — Mir war vor allem darum zu thun, in dieser Abgeschiedenheit den Tag des Herrn nicht zu versäumen, der von unsern benachbarten Boers gewöhnlich mit Jagen zugebracht ward, wie wir das an den fernen Schießen am Tarka vernahmen. Einen Prediger hatten wir nicht, aber einen Band Predigten führte ich bei mir als Geschenk eines meiner Verwandten, und so vertrat ich denn getrost den Dienst am Worte Gottes. Wir sangen unsere Psalmen, lasen die passendsten Gebete der englischen Liturgie und Abschnitte aus der Schrift, und fühlten jetzt erst was die herrlichen Bilder derselben sagen wollten, wenn sie redet von der „unfruchtbaren dornigen Wüste — dem rauhen steinigten Gebirge — den trocknen Betten der Gebirgsströme — den grünen Weiden am stillen Wasser — den Löwengruben — Bergen der Leoparden — von Schatten des großen Felsen in dem beschwerlichen Lande — oder wieder von Rehen und jungen Hirschen, die unter Lilien weilen — dem Kaninchen der Felsen, oder dem Strauß der Wildniß." Durch solche Gottesverehrung erhoben wir einmal uns selbst, zugleich aber flößten wir den bald durch ihre Besuche uns lästig werdenden Nachbarn eine gewisse Achtung ein; unsere Hottentotten, welche daran Theil nehmen mußten, indem ich für sie eigends der holländischen Sprache mich bediente, welche alle Hottentotten wohl verstehen, schienen dafür dankbar zu sein, da sie treu und redlich uns bewachten und jederzeit zu unserm Dienste gern bereit waren. Ich will mir aber damit kein Urtheil erlauben über diese Sclaven im Allgemeinen, welche unter dem Namen

von Mulatten oder Bastardhottentotten neben gezähmten Buschmannskindern bei den holländischen weißen Boers überall in Dienst stehen, bin aber der Meinung, daß diese sonst sehr umgänglichen und gegen uns freundlich und gefällig gesinnten Bauern an diesen Sclaven oft weit bessere Diener haben würden, wenn sie in wahrer aufrichtiger Gottesverehrung selbst mehr den Tag des Herrn als seinen Tag allein bewahren und nicht an solchem Tage ihre Jagden treiben möchten. Davon, wie wir uns durch die erste Noth der Colonie „hindurchgedrängt" haben, und jeden Schatz des Lebens, den wir sonst besaßen erst durch Entbehrung kennen lernen mußten, um desto schöner die Freude auch der geringsten Befriedigung wieder zu fühlen — davon mag hier jetzt weiter nicht die Rede sein. Ich bemerke nur, daß das Wetter so bös ward, daß wir am 7ten Juli fast drei Zoll hoch Schnee im Thale liegend hatten, während er sonst nur auf den Gebirgen liegen blieb; doch mochten wir vielleicht in diesem Thale selbst gegen 4000 Fuß über dem Meere uns befinden. Alles Uebrige ging seinen Gang; wir schafften Wagen, Proviant und Vieh heran, begannen mit Anfang September zu pflügen und zu säen, gruben und pflanzten an, und steckten allerlei Gesäm und Wurzeln in die Erde, um bald und noch in späten Tagen von solchen Früchten allen zu genießen. Da durfte kein Gewächs der Heimath fehlen im Gemüsegarten, da wurden Aepfel, Birnen, Pfirsich, Aprikose, Orange, Mandel, Wallnußbaum und Feige eingesetzt, und Pflaumenbaum und Rebe fehlten vollends nicht. Und so entstand das Thal, was wir „Glen-Lynden" nannten und welches darnach über das ganze Flußthal und den ganzen District seinen Namen erweitert hat. Dieses Thal selbst aber war ürsprünglich das Erbe ähnlicher Boers gewesen, wie sie noch jetzt in unserer Nachbarschaft wohnten, und hat es damit folgende Bewandtniß. Unter der holländischen Regierung war es Brauch und Sitte geworden, daß die Boers ihre Hottentotten meist wie Leibeigene behandelten, indem sie deren Kinder bis zum 25sten Jahre unter dem Namen der Lehrzeit bei sich behielten und dann durch andere Contracte sie bis ans Ende ihrer Tage fest an sich zu binden wußten. Darauf hatte die englische Regierung schon im Jahre 1809 den

Grundsatz der Gleichstellung auch dieser Menschenklasse vor dem Gesetze ausgesprochen, ohne daß derselbe jedoch zur Ausführung gekommen wäre, da die Beamten zugleich den Auftrag erhielten, die Verhältnisse schonend zu berücksichtigen, und im Jahre 1812 wurde auch darin wieder nachgegeben, daß die Lehrzeit der hottentottischen Kinder wieder als zu Recht bestehend angesehen werden solle. Dazu kam daß vollends die Grenzviehmäster, die Vee-Boers, selten die Gewalt irgend eines Gesetzes über sich durch Erfahrung hatten kennen gelernt und sich als vollkommen freie „Burghers" betrachteten. Nun geschah es im Jahre 1815, daß ein Hottentott, nachdem sein Contract abgelaufen war bei einem Fredrick Beduizenhout in der Baviaanskloof, von diesem freien Abzug verlangte, und als dieser verweigert wurde, bei dem Beamten von Cradock Klage führte. Die Sache ward untersucht und dem Feldcornet am Baviaansfluß aufgetragen das Verhältniß persönlich zu ordnen. Der Boer aber beleidigte in seiner Gegenwart den klagenden Hottentotten thätlich und fügte hinzu, daß es Jedem so ergehen werde, der sich in seine Hausangelegenheiten mischen wolle. Demnach ward er vor den Gerichtshof des Kreises geladen ohne Folge zu leisten, und drohete sogar Hand an die Gerichtsboten zu legen. Man trug die Sache vor die Kreisrichter in Graaf-Reynet und verurtheilte den hartnäckig Widerstrebenden endlich zum Gefängniß. Eine Militairbegleitung wurde den mit der Gefangennehmung Beauftragten mitgegeben. Man fand den kühnen Burgher in einer Felsenhöhle, wohin zwei seiner Leute ihn hatten begleiten müssen, hinlänglich mit Proviant und Schießbedarf versorgt, schießend auf Jeden, der in die Schußweite seines langen Elephantenrohres kam. So ward er denn umzingelt und ein Musketenfeuer gegen ihn eröffnet. Als er nun aber zu weit sich herauslehnte, um seine Opfer aufs Korn zu nehmen, traf ihn von jenseits des Flusses eine Kugel, die auf der Stelle tödtete. Seine beiden Mitstreiter ergaben sich und wurden nach Graaf-Reynett abgeführt. In der Baviaanskloof aber versammelten sich alle Boers der Umgegend vom Tarka und den anliegenden Unterdistricten zum Begräbniß des kühnen Burghers und schwuren Rache der Regierung. Der Kaffernhäuptling Gaika,

den sie mit ins Spiel ziehen wollten, indem sie ihm den Zuurewald (Albany) und andere Besitzungen im Westen des großen Fischflusses versprachen, woraus er erst vor kurzem durch britische Truppen war vertrieben worden, lehnte seine Unterstützung geradezu ab; ein Brief an die Boers der Rhinosterberge ward von den Boten zu dem Regierungsbeamten getragen, der Hauptanführer, ehe er es ahnete, zu Sommerset festgenommen, und die übrigen Verschwornen, welche auf etwa 60 zusammen geschmolzen waren, ergaben sich auf die Vorstellung der militärischen Führer. Nur fünf der nächsten Verwandten entflohen, um sich bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen; aber auch diese wurden später umzingelt und ergriffen. Eine besondere Gerichtscommission zu Uitenhage verurtheilte sechs zum Tode, Andere zu Geldbußen oder Gefängniß, noch Andere zum Verlust ihrer Güter und zur Verbannung aus den Grenzdistricten, und setzte die Regierung dadurch in den Besitz eben der Ländereien, welche uns jetzt angewiesen waren. Unsere Nachbarn aber waren meist selbst Theilnehmer der Verschwörung gewesen oder doch Verwandte derselben und waren scheinbar jetzt sehr ergebene Unterthanen der Regierung.

Obwohl sie nun uns Fremdlinge mit gehässigen Blicken hätten ansehen können, so waren sie doch stets sehr freundlich und gefällig gegen mich, und unterließ ich nicht dem Einen und dem Andern gelegentlich einen Gegenbesuch abzustatten. Ich hatte bald begriffen, daß Ackerbau auf den je hundert Morgen, die jedem Manne zugewiesen waren, uns hier unmöglich nähren könnte, wenn nicht noch weite Weidegründe uns hinzugethan würden. Denn ohne Düngung konnte nichts gedeihen und zum Bewässern all des Landes reichte lange nicht das Wasser aus. So entschloß ich mich denn mitten durch die Berge unter der Führung eines Hottentottenknabens einen Ritt nach Cradock zu machen, um meine Bitte vorzutragen. Am 15. September in der Frühe des Morgens gelangten wir bald auf den steilen und felsigen Gipfel der Gebirgskette, welche Glen-Lynden vom Thale des Tarka trennt. Hinter uns lag das unfruchtbare felsige Gebirg, nur hin und wieder dürftig mit Gras bedeckt, mitten darin unser liebliches Thal mit seinen Akazienhainen und den

grünen Wiesen wie ein kleines Gosen; vor uns gegen Westen in dunkler Ferne öffnete sich das Tarkathal mit seinen wilden unbebauten Schluchten, die sich durch Reihen düsterer Berge hindurchwanden und an dem Hauptthale in felsige Spitzen und seltsame Kegelgestalten ausliefen. Dennoch war Alles eintönig, da außer dem Saum von Weiden und dornigen Mimosen an den Rinnen der Bergwasser nur wenig Strauchholz an den niederen Abhängen, aber kein Baum und kaum ein wenig Gras sich zeigte in der trostlosen Wüste, in welcher selbst das angeschwemmte Land längs dem Flußufer nur wie ein brauner Haidegrund erschien. Auf einem steilen steinigten Pfade, den Quaggas und anderes Hochwild gebildet hatten, stiegen wir abwärts und folgten dann dem rauhen Bette eines Gebirgswassers, bis wir nach einem Ritt von drei Stunden die Wohnung eines alten holländischen Boers erreichten, welche den Namen Elands-Drift führte d. h. Furth der Elenthiere. Drei oder vier mit Stroh gedeckte Häuser und einige Rohrhütten (harte-beest-huisges) für die Sclaven bildeten den Hof, der ein treues Abbild aller Höfe der Umgegend war und als solcher hier näher mag beschrieben werden. Ein dreißig Hunde sprangen mit entsetzlichen Lärmen auf uns zu und möchten zur Nachtzeit uns schwer zugesetzt haben, während sie jetzt schnell von dem Sohne unseres Wirthes mit Heftigkeit aus einander getrieben wurden. „Will Mynheer afzadel?" (Will der Herr nicht absatteln) war die erste Frage, und ich entschloß mich zum Bleiben, obschon es noch früh war. Der alte Herr war noch nicht von seinem Mittagsschläfchen erwacht, eine Gewohnheit, die in der Colonie durchgängig herrschend ist, erschien aber bald, langte die Flasche vom Sims und trank mir ein zoopje (Schlückchen) daraus zu, mit der Versicherung es sei ein guter selbst gezogener Pfirsischschnaps. Ich zog es jedoch vor das Theewasser der huisvrouw (Hausfrau) zu wählen, welches jedem Gaste, der im Laufe der Hitze des Tages zufällig eintreffen mag, ohne Zucker und Milch regelmäßig angeboten wird, indem nur zuweilen eine kleine Zinnbüchse mit Zuckerkand beigegeben wird, aus der man ein Stückchen nimmt, um es während des Trinkens im Munde zu behalten und so das Getränk mäßig zu versüßen. Unser Ge-

spräch drehte sich um die neuesten Nachrichten aus Europa und ging dann in ein Ausfragen über, welches bis ins Innerste meiner Verhältnisse einzudringen suchte, wogegen ich denn auch erfuhr, daß mein alter Wirth noch acht oder zehn Brüder habe, alle tüchtige Grenzviehmäster wie er, daß er sechs Söhne und eben so viel Töchter habe, von denen einige in der Nachbarschaft verheirathet wären, daß seine Frau noch von den Hugenotten stamme und zwei der Söhne jetzt mit ihren Frauen bei ihm wohnten in den Häusern, die neben seinem Hause standen. Diese Häuser glichen sämmtlich nur altmodischen schottischen Scheunen; die starken Mauern aus sonnegetrockneten Ziegeln, waren innen und außen mit einer Mischung von Sand und Kuhmist abgerappt und mit Muschelkalk geweißt und trugen in der Höhe von neun Fuß ein zierlich gedecktes Binsendach, zu welchem man durch die Querbalken ohne weiteres aufblickte, nur daß von diesen letzteren allerlei Werkzeug, Häute, Fleischvorräthe und was zur Vorrathskammer sonst gehören mag, bunt durch einander herabhing. Selbst ein frisch geschlachtetes Schaf, fast die einzige Speise der Hottentotten und ihrer Herren selbst, hing zur Vertheilung bereit unter Aufsicht der Hausfrau, die man statt „Brodgeberin" hier besser „Fleischvertheilerin" nennen könnte. Große Peitschen von Rhinoceros- und Hippopotamosleder (sjamboks genannt), Leoparden- und Löwenhäute, Straußeier und Federn, Tabakrollen, Bambus für Peitschenstöcke, Flaschenkürbisse, Zwiebelreihen und getrocknetes Obst, ein Stoß selbstgemachter schöner Seife, ein großes Butterfaß und eine einfache Kornmühle vergegenwärtigten den ganzen Kreis, in welchem das Leben dieser Menschen sich bewegte. Das Voorhuis (Vorhaus), in welchem wir saßen, führt unmittelbar ins Freie und hat einen Fußboden vom Lehm der Ameisenhaufen, der, fest und hart wie eine Scheuntenne, jeden Morgen sorgfältig mit Wasser gewaschen wird, worin frischer Kuhmist aufgelöst ist, damit das Ungeziefer und namentlich die lästigen Fliegen abgehalten werden. Zwei Fenster zu den Seiten der Thür, die nur des Nachts geschlossen zu werden schien, ließen das Licht herein; zwei andere Gemächer zur Seite des Vorhauses bildeten die sogenannten slaapkamers (Schlafkammern) und wurden durch je

ein Fenster ebenfalls von vorn erhellt. Die Fenster selbst aber waren ohne Glas und wurden Nachts durch ungegerbte Quaggafelle verschlossen; die Thür aus Rohrstäben, die durch Weidengeflecht verbunden waren, wurde durch Riemen mit den Thürpfosten vereinigt. Elastische Flechten aus Rindslederriemen trugen auch in den Schlafkammern die guten Federbetten, die darauf wie auf Rohrstühlen ausgebreitet waren. Einige hölzerne Tische, Stühle und Schemel, ein großer eiserner Topf zum Seifekochen, einige hölzerne Krüge mit blank gescheuerten kupfernen Reifen, hölzerne Teller und zinnerne Schüsseln, Kohlenbecken und Theekessel und endlich eine holländische Bibel mit großen kupfernen Klappen vervollständigten das Bild dieser ächt holländischen Viehzüchterwirthschaft. Und doch fehlte noch der eigentliche Nerv des Ganzen, das Vieh selbst. Man zeigte mir inzwischen die Gärten des Hauses, welche durch Quittenhecken umschlossen waren, und ich fand neben Zwiebeln, Gurken, Kürbissen und Wassermelonen selbst unsere liebe Kartoffel auch hier, erfreute mich an dem kleinen gut gehaltenen Weinberge, bewunderte ein schönes Citronenwäldchen neben ganzen Alleen von Feigen und Granatäpfeln und war erstaunt zu erfahren, daß für die Bedürfnisse dieser zahlreichen Familie nur etwa zwanzig Morgen künstlich bewässerten Getreidelandes wirklich bebaut werden konnten, obwohl sechs tausend Morgen Flächenraums zu diesem Hof gehörten — da aber rief der Alte, indem wir eben zu den Kraals oder Viehställen gehen wollten, in froher Stimmung aus: „maar daar koomt myn vee!“ (doch da kommt mein Vieh!) und von drei Seiten her stiegen die Staubwolken auf. Ein seit Jahren aufgehäufter 15 bis 20 Fuß hoher Damm von Dung bildete eine feste harte Masse, auf welcher die Rinderheerden eingestallt wurden, und minder hohe Dungwälle trugen auf ihrer Spitze die Hürden für die Schafe und Ziegen. Hecken von Zweigen der dornigen Mimosen waren sorgfältig mit den Dornen nach außen um die Ränder gelegt zum Schutz gegen die nächtlichen Raubthiere, welche trotz der zahlreichen Wachthunde doch oft verderblich werden, indem namentlich der listige Schakal sich manches Lämmlein fortzustehlen weiß. Nicht lange, so erschienen zunächst die Widder, welche

von den Fleiſcherknechten oft bis zur Capſtadt, 140 Meilen weit getrieben werden; dann kamen die Heerden der Mutterſchafe und Ziegen mit ihren Lämmern von denen die ſchwächſten ſorgfältig ausgeſondert und allein geſtellt wurden und endlich die Heerde von etwa 700 Rindern, aus welchen etwa 30 Kühe abgeſondert wurden, deren Kälber zu Haus behalten waren, um gemolken zu werden. Denn keine dieſer Kühe, verſicherte man, würde ſich melken laſſen, wenn nicht zuvor ihr Kalb geſogen hätte. Die ganze Familie ſah dem Einzuge der Heerde zu; es war als ob ein Jeder jedes der 5000 Stück Kleinvieh kenne, da man auch ohne nur zu zählen, was ja kaum möglich war, verſicherte, daß Alles wohl in Ordnung ſei. Und warum ſollte das nicht möglich werden, wenn man bedenkt, daß jedem Kinde ſchon die lebhafteſte Theilnahme für die Heerden dadurch eingeflößt wird, daß ihm eine Anzahl Jungvieh ausgeſetzt wird, welches mit den Jahren des Kindes zunimmt und ſpäter oft eine Mitgift bildet, die allein einen jungen Mann in den Stand ſetzt, in der Welt als ein ehrenwerther Vee-Boer aufzutreten. —

Nachdem wir nun noch die einfach zuſammengeſetzte Mühle beſehen hatten, welche das Waſſer des kleinen Bewäſſerungscanals ganz in der Nähe des Hauſes in Bewegung ſetzte, und welche in etwa 8 Stunden einen Scheffel Weizenmehl ſchaffte, gingen wir zum Abendeſſen wieder ins Haus zurück. Eine alte Sclavin wuſch uns der Reihe nach die Füße, indem ſie bei dem alten Herrn und ſeiner Frau begann und wir ſetzten uns nieder zum ſogenannten Avond-ſtuck, der eigentlichen Hauptmahlzeit in der ganzen Colonie, neben welcher nur noch das Frühſtück Morgens um 8 Uhr als die einzige regelmäßige Mahlzeit beſteht. Eine der jüngeren Töchter ſprach das Tiſchgebet, dann ließen wir Hammelfleiſch und treffliches Weizenbrod, Butter, Milch und einige Schalen Gemüſe und getrockneter Früchte uns ganz wohl ſchmecken. Wieder wurde gebetet und Vorbereitung zur Nachtruhe getroffen, indem mein Bette für diesmal hier im Voorhuis aufgeſchlagen wurde, dem gewöhnlichen Schlafzimmer für Fremde. Doch wurde mir ſpäter bei ähnlichen Beſuchen mit meiner Frau die Schlafkammer ſelbſt mit

eingeräumt, wie denn auch Groot Willem in unserem Thale und Andere für uns stets ein besonderes Zimmer bereit hatten.

Der Weg nach Cradock, den wir in vier Stunden zurücklegten, führte durch eine ebenere Gegend, welche meist mit einer dem braunen Haidekraute ähnlichen Pflanze bedeckt und durch einige Strauße und Springböcke (Antilope euchore) belebt war. Der Ort selbst bewässerte seine Gärten durch einen Canal aus dem großen Fischflusse, hatte etwa 30 Häuser und eine anständige Kirche, deren Geistlicher, ein Engländer, auch uns später besuchte. Eine halbe Stunde jenseits bei den drei Brunnen (Drie Fonteinen) wohnte der englische Beamte, dem mein Besuch galt und hier fand ich denn auch die feine Gastfreiheit und häusliche Bequemlichkeit einer englischen Wohnung durchaus wieder. Einige Tage später führte mich mein Dickop Oray durch den Paß des Bangbergs über die südlichen Gebirge am Schwagers-Winkel (Zwagerchoek) den Quellen des kleinen Fischflusses vorüber zum Feldcornet unseres Districtes, wo wir übernachteten. Bevor wir zu dem Thale hinabstiegen, in welchem sein Haus gelegen war von steilen Bergen beschirmt, hatten wir einige Stunden hindurch eine ganz holzlose Gegend passirt, welche von drei bis vier Fuß hohen Ameisenhaufen dicht besäet war, eine Erscheinung, die auch weiter im Süden im District Albany und sonst noch öfter von mir wahrgenommen wurde. Er trieb die Pferdezucht hier im Großen, da in diesen Gegenden die Pferdeseuche nicht vorkommt, welche in der Nähe der Capstadt oft so verderblich ist; doch klagte er, daß die Hyänenschaaren aus den benachbarten Gebirgen ihm in einem einzigen Jahre nicht weniger als siebenzig Füllen geraubt hätten.

Längs dem kleinen Fischfluß weiterreisend, kam ich an vielen wohlhabenden Höfen vorüber und erfreute mich am Anblick der mannigfachen europäischen Anpflanzungen, an Eichen und Pappeln zumal, welche die Kornfelder umgaben. In einem derselben nahm ich ein Frühstück ein; denn Gasthöfe giebt es hier nicht, und trifft man nur vor Essenszeit ein, so findet auch der ganz Fremde stets einen Platz bei Tische. Nur für die Pferde ist gebräuchlich eine Futterrechnung zu machen; für schändlich aber gilt es sonst irgend etwas zu nehmen. Ich fand die häus-

lichen Einrichtungen hier freundlicher als am Tarka; aber das Land ist hier auch länger bewohnt als dort und das Eigenthum sicherer als an der Grenze. Das Ziel meiner Reise, Sommerset, damals eine Wirthschaft der Regierung, jetzt Dorf und Sitz des Beamten vom neuen District Sommerset, erreichte ich noch an demselben Tage. Gleich hinter dem Orte am südlichen Fuße der Boschbergkette thürmt das Gebirge sich bis zu 2000 Fuß auf, indem es auf der Vorderseite waldiges Gehölz, rauhe Felsen und steile Gelände von grünem Rasen abwechselnd sehen läßt, ein um so schönerer Anblick, wenn nach heftigen Regengüssen zahlreiche Wasserfälle über die Bergfronte ins Thal des kleinen Fischflusses hinabstürzen. Unser alter schottischer Landsmann hatte hier 600 Morgen meist sogenannten Sumpflandes oder Valei unterm Pfluge und freuete sich, mir von den Schwierigkeiten zu erzählen, mit denen die Urbarmachung hier war verbunden gewesen. Mehl und Saatkorn wurden auf meine Bitte durch ihn uns zugeführt und anderer Same später ergänzt als uns ein scharfer Nachtfrost am 4ten October unsere frühen Kartoffeln, Kürbisse, Bohnen und Melonen vernichtet hatte. Auch würde ohne seinen Beistand unsere junge Colonie schwerlich haben gedeihen können, da in diesem Jahre und auch später der Brand unsere Weizenernten zerstörte und mancherlei andere Noth wie eine dreimonatliche Dürre vom December ab, welche selbst die Weiden am Bach versengte, das Ausbleiben der 500 Schotten, die nach der Grenze zu neben uns angesiedelt werden sollten, und Anderes uns leicht entmuthigt haben würde, wenn nicht die Regierung durch ihn uns väterlich stets hätte versorgen lassen. In 10 Stunden war der Weg von Glen-Lynden hierher zu Pferde zurückzulegen, da die Entfernung nur etwa eben so viel gute Meilen betrug und so trat ich denn immer enger mit meinem Freunde, Herrn Hart, in Verbindung und bereisete mit ihm im folgenden Jahre (1821) den südlichen District von Albany, wovon ich kürzlich folgendes berichten will.

unwirthbarer; wir waren genöthigt oftmals abzusteigen und unsere Pferde durch die engen Schluchten zu führen. Eine Strecke weit versuchten wir es den Windungen eines rauschenden Bachs zu folgen, sahen uns aber bald gezwungen das Gebirge wieder zu besteigen und hatten nun eine Aussicht, die alle Beschreibung hinter sich läßt. Im Vordergrund zur Linken ein wogendes Durcheinander nackter Gebirge in tausend Felsen und Abgründe zerspalten und zerrissen, und in den Abgründen und an den Abhängen ein dunkler undurchdringlicher Wald. Vor uns und zu beiden Seiten, so weit das Auge reichte, ein ungeheurer Rohrwald (forest jungle) bis zur Seeküste am Ausflusse des Buschmannsflusses; im Binsengrunde zur Rechten, an den hellgrünen babylonischen Weiden erkennbar, der gewundene Lauf des Sonntagsflusses und weiter südlich der Ocean und die Küste der Algoabai. Gegen Westen und rechter Hand erhoben sich die Nietberge und wunderlichen Spitzen des Winterhoek; näher herzu, aber tief unter uns in den niedrigeren Bergen verborgen und von dichter Waldung umgeben, lag die Niederlassung der mährischen Brüder, Enon, die wir suchten. Der Abfall war hier zum Meere hin weit tiefer als gegen die nördliche Ebene, der Wald mit seinen Schlingkräutern und saftreichen Pflanzen noch heute der Aufenthalt von Büffeln und Elephanten. Diese hatten für uns den Weg gebahnt, sechs Fuß weit und oben wie eine Sommerlaube, und ehe noch die Nacht einbrach, befanden wir uns an den grasreichen Ufern des weißen Flusses an unserem Ziele. Dies Thal liegt ganz im Schooße der Zuureberge, welche sich bis zu 2500 Fuß darüber erheben, und an ihren Abdachungen überall mit Schlingpflanzenwaldung überzogen sind. Am Flusse selbst finden sich üppige Weideplätze und das eigentlich bewohnbare Thal bis zur Mündung in den Sonntagsfluß mag etwa zwei gute deutsche Meilen betragen. Kleine Gruppen von Immergrün, Weiden und Akazien stehen auf den Wiesen oder am Ufer, und hie und da Haine höherer Waldbäume (meist Capcedern oder Gelbholz); zur Rechten bekleidet Immergrün die hohe Bergwand, in welche Seitenklüfte (Kloofs) voll großer Waldbäume eindringen; zur Linken sehen lebhaft gefärbte Felsklippen aus den mit Strauchholz bedeckten

niedrigeren Bergen hervor und das Ganze, bald enger bald weiter, erscheint in seinen Windungen immer wieder neu und überraschend, ächt afrikanisch aber durch die bis 45 Fuß hohen nackten Euphorbien, welche das Buschholz des Immergrüns überragen, durch die lilafarbenen Blüthen des Speckbooms mit seinen hellgrünen Blättern, die gelben Blüthenbüschel der Mimosen und all die Schlingpflanzen, welche durch Blüthen von Jasmin und Geranium guirlandenförmig zur Pracht der Aloe hinaufziehen oder wie die heimische wilde Rebe und das Pavianstau die Gipfel der höchsten Bäume ersteigen und rankend verbinden. In dieser Umgebung lag mitten im Thale das Dorf in Form einer langen Straße; doch waren die Brüder erst vor wenig Monaten hierher zurückgekehrt, nachdem sie im Jahre 1819 von den Kaffern bedroht nach Uitenhage geflüchtet waren. Diese hatten nämlich nach längerem Drohen endlich die Wache der besten Hottentotten am hellen lichten Tage beschlichen und übermannt, ein Tausend Rinder fortgetrieben und nun der Niederlassung selbst verderbendrohend wieder sich genähert.

Unter der Führung eines Hottentotten, deren jetzt etwa 200 in der Mission sich befanden, besuchte ich alsbald die Umgegend. Thautropfen funkelten an jeder Blume, der Wohlgeruch des weißen Jasmins erfüllte die Luft, der schwache Triller eines Vögleins und das freundliche, obwohl eintönige Gurren der Turteltaube ließ aus den Wäldern sich vernehmen, als wir in der Morgenfrühe ein Stündchen Weges thalabwärts zu dem Binsenwalde, dem sogenannten Bosche ritten, der zur Linken jener waldigen Höhen beginnt, welche nach Süden hin den weißen Fluß begrenzen. Eine fortgesetzte Reihe grasbewachsener Savannen (Wiesengründe) führte zwischen Immergrün und Buschholz ins Innere dieser trefflichen Weidegründe, welche oft in bedeutender Ausdehnung in diesem unabsehbaren Dickicht sich öffnen, aber an Wassermangel leiden. Wir sahen den Ort, wo einst die Hirten waren gemordet worden. Den frischen Spuren der Elephanten folgend wurden wir nach einigen Stunden zum oberen Thale des Flusses zurückgeführt, in welches von dieser Seite her nur ein einziger enger Paß einmündet, der Slag-boom oder die Toll-bar der Kaffern, so genannt, weil vor langen Jah-

ren hier viele Boers dadurch den Tod fanden, daß man durch Vorlegung eines Schlagbaumes den zu weit Vorgedrungenen den Rückweg abgeschnitten hatte.

Als ich am andern Tage wieder eine Ausflucht machte um den eigentlichen Wald zu besuchen, der die Colonie mit Bauholz versah, und welcher in einer abgesonderten Kluft des Zuureberges sich findet, auf einem einzigen engen Wege nur zugänglich, nahm ich Gelegenheit eine der stärksten sogenannten Cedern (taxus elongata) zu messen und fand sie zwei und zwanzig Fuß im Umfange. Die Colonisten nennen diese Bäume, die nur in der äußern Gestalt der Ceder gleichen, Gelbholzbäume; neben diesen aber finden sich noch viele andere nützliche Hölzer, von denen ich nur erwähnen will ein saffrangelbes Bauholz, Nießholz genannt, wegen des scharfen Geruchs sobald es frisch geschnitten wird, Stinkholz (laurus bullata), Eisenholz (olea undulata), den wilden Oelbaum und die rothe Esche (oliva und cunonia capensis), indem ich bemerke, daß die meisten dieser Bäume immer grün sind, von herrlicher Größe und schöner Gestalt. Gruppenweis finden diese Waldbäume sich überall in den tiefen südlichen Schluchten des Zuureberges, wo die Wurzeln eben Feuchtigkeit genug behalten können; eine Eigenthümlichkeit jeder afrikanischen Waldung aber ist es, daß üppig aufgeschossenes Unterholz und allerlei Kriechpflanzen dieselben ohne Art fast unzugänglich machen. Das Pavianstau und der wilde Weinstock, auch eine Art des Affenseils, der kleine Trauben von je zwei oder drei kirschgroßen schwarzen Beeren trägt, von zartem halbsauren Geschmack, die unter den immergrünen epheuartigen Blättern verführerisch hervorsehen, verbinden überall die Gipfel dieser Bäume und machen sie geschickt zu Wohnungen der Affen, welche hier überall zu Hause sind. Auch in diesen waldigen Schluchten zeigt man einen Ort, wo im Jahre 1811, als man die Kaffern über den großen Fischfluß zurücktreiben wollte, ein biederer Landdrost von Graaf Reynett, Stockenström, nebst vierzehn Andern verrätherisch erschlagen ward, indem er eben vertrauensvoll zu einer Unterredung unter sie getreten war; doch bleibt es zweifelhaft, ob nicht ein Mißverständniß diesen Mord veran-

laßt hat, da in demselben Augenblick ein Offizier der Colonie die Kaffern angegriffen haben soll.

Einige Monate später begleitete ich meinen Freund auf einem Ausflug nach Albany, wobei wir Grahamstown, Bathurst, Port Frances, Salem, Theopolis und alle Hauptorte der englischen Niederlassung in diesem Landestheile besuchten. Von dem Gipfel der steilen Gebirge, welche das Thal von Grahamstown im Süden begrenzen überschaut man den ganzen ausgedehnten District zwischen den Mündungen des Buschmann- und großen Fischflusses bis zum Meere. Das Ganze sonst Zuureveld genannt, kann als eine einzige große Ebene betrachtet werden, welche größtentheils ein wellenförmiges Ansehen hat, an der Küste aber einen mannigfaltigeren Wechsel von kleinen Bergen und sanften Anhöhen darbietet. Die Flüsse, welche von der Gebirgskette abfließen, auf welcher wir standen, haben sie an vielen Stellen in tiefen und breiten Schluchten durchschnitten, deren Seiten fast überall mit undurchdringlichen Wäldern und Schlingkraut bekleidet sind, daher es schwer wird das Land von West nach Ost mit Wagen zu befahren. Längs der Flußufer zu reisen ist aber noch weit weniger möglich wegen der unzähligen Kloofs, welche mit Unterholz erfüllt zu beiden Seiten tief herabgehen. Es bleibt daher nur übrig auf dem Rücken des Tafellandes entfernt von den Flüssen zu reisen, und diese selbst an den bequemeren Stellen zu überschreiten und dann hat man besonders zu Pferde eine leichte und angenehme Reise. Die Flüsse selbst haben oft kaum so viel Wasser, daß der Huf des Pferdes beim Durchgange benetzt wird; es sind meist nur periodisch fließende Bergströme, welche vom plötzlichen übermäßigen Regen zu reißenden Strömen anschwellen. Allein trotzdem erfordert es oft eine Stunde Zeit und mehr, um nur von einem Ufer zum andern herab und wieder aufzusteigen. — Während wir nun über die offenen Ebenen und Savannen unsere Reise fortsetzten, welche früher durch zahllose Heerden afrikanischen Hochwilds so herrlich belebt waren, trafen wir jetzt nur noch einige Heerden von Springböcken, alles Andere war verschwunden. Selbst der Büffel und der Elephant hatte seit der Ankunft der Ansiedler sich mehr den undurchdringlichen Wäldern

am Buschmann- und großen Fischflusse zugewandt. Wohl sah das Land im Allgemeinen frisch und anmuthig aus, ein dichterer grüner Rasen, als ich ihn irgend sonst wo in der Colonie gesehen hatte, bekleidete viele Stellen und wechselte mit dem drathförmigen sauren Grase, welches in Massen dahin wogte; allein der Boden von grauer, gelber oder schwärzlicher Farbe auf thonigem Grunde war doch nur leicht und sandig, die Gräser waren sämmtlich von der sauren Art, und unzählige Maulwürfe und Feldmäuse hatten die Wurzeln des hohen Grases überall gelockert, so daß für ausgedehnteren Ackerbau und selbst für Schafzucht wenig hier zu hoffen war, und dieser vielgerühmte Landstrich nur für Rindvieh und für Pferde brauchbar schien. Zerstreute Gruppen oder Dickichte von Immergrün, die mit Hainen hoher Bäume wechselten, unter denen der oft einzeln stehende Kaffernboom der Colonisten (Erythrina caffra oder Corallodendrum) durch eine blendende Fülle scharlachrother Blüthen sich auszeichnet, geben der wellenförmigen Oberfläche des Ackerlandes oft ein parkähnliches Aussehen, doch standen die Hütten der Ansiedler überall in den tieferen Gründen, wo irgend nur ein Bach oder eine Quelle zu entdecken war, Alles noch mit den ersten Anlagen der Gärten, Zäune und Hütten eifrig beschäftigt, ohne Ahnung des Unglücks, was später noch über sie hereinbrechen sollte. Es verdarben nämlich 6 Jahre hinter einander die Weizenernten durch den Brand oder Rust, furchtbare Ueberschwemmungen im October 1823 zerstörten die Hälfte der Hütten und Gärten, und was das schlimmste war, die Regierung vernachlässigte die neue Colonie dermaßen, daß nur rechtzeitig gesammelte Liebesgaben aus der Capstadt sie in der schlimmsten Zeit erhalten konnte, bis sie durch eigene Kraft sich wieder hob und unter einer besseren Leitung mehr und mehr erblühete. — Für die damalige Regierung war damals nämlich nichts so sehr verhaßt als ein freier, zugleich für das Wohl seiner Mitbürger begeisterter Mann. Daher standen nicht nur die englischen Missionen, welche christliche Bildung zu den Kaffern tragen wollten, sondern auch Alle, welche gegen das harte Sclavenjoch der Hottentotten sprachen und Gleichstellung vor dem Gesetze verlangten auf der Liste der „gefährlichen Menschen"

und unter diesen eben sehr viele der Einwanderer aus den höheren Ständen. Später erst wurden ihre Klagen in England gehört und königliche Kommissare gesandt, welche das Treiben des zeitigen Gouverneurs untersuchen sollten. Dadurch geschah es, daß der letztere sein Amt im Jahre 1826 niederlegte und einer seiner Nachfolger im Jahre 1828 die Freiheit der Hottentotten aussprach, welche am 15ten Januar 1829 durch königlichen Befehl bestätigt wurde. Man hielt dadurch die Colonie vernichtet; allein die besseren Herren wurden von ihren Dienern nicht verlassen und selbst die schlechteren fanden doch bald wieder neue Diener. Von den Hottentotten wandten viele sich den Missionsdörfern zu, in die sie früher nur mit Erlaubniß der Regierung hatten eintreten dürfen. Andere wurden angesiedelt am Katfluß nördlich von Grahamstown bei Fort Beaufort. Hier ist ein unregelmäßiges Becken zwischen hohen majestätischen Gebirgen, in welches sich sechs bis sieben schöne Ströme ergießen. Sie tragen noch die wohllautenden Kaffernnamen Camalu, Zebenzi, Umtoka, Mankazana, Umtuarra und Quonci und erinnern dadurch an ihre eigentlichen Herren, die noch nicht lange von da vertrieben waren. Vereinigt bilden sie den Kat-River, der wenig oberhalb Beaufort durch einen furchtbaren Poort sich Bahn gebrochen hat. In diesem Gebirgsbecken, welches durch seine großen Hülfsmittel zur Bewässerung sich vorzugsweise für eine starke Bevölkerung eignet, vertheilte man Ackerloose zu je vier bis sechs Morgen an je eine Familie, indem größere Theile Landes einstweilen zur Belohnung für diejenigen aufbewahrt wurden, welche vor andern sich auszeichnen würden. Von allen Seiten strömten die Hottentotten herbei; selbst schlechteren Männern vertraute man Land und das Vertrauen ward in einem hohen Maaße gerechtfertigt. Trotz aller bösen Prophezeihungen erblühete die neue Colonie; man durfte sie bewaffnen gegen die Kaffern und schuf sich so ein festeres Bollwerk an der Grenze, als dies durch alle sogenannten Commandos hatte geschehen können. Gegen 4000 Seelen waren laut Nachrichten vom Jahre 1833 in diesem Thale angesiedelt und Missionäre besorgten in dem Kirchspiele, welches als 12 Meilen lang und 5 bis 6 Meilen breit bezeichnet wird, die Ueberwachung der

religiösen Sitten und die Erziehung der Kinder, während zugleich das Verhältniß zu den Kaffern aufs freundlichste sich gestaltet hatte. So ward erst jetzt die alte Schuld gegen dies unglückliche Volk gesühnt, die unter englischer Herrschaft gegen den einzigen und letzten Hottentottenkraal im Kreise Uitenhage war begangen worden, wo seit dem Jahre 1803 der letzte Häuptling derselben Klaas Stuurmann mit Erlaubniß der Regierung angesiedelt war, nachdem er durch Beruhigung seines Volkes in schwerer Zeit sich hatte verdient gemacht. Sein Bruder David war ihm nach seinem Tode auf den einstimmigen Willen der kleinen Gemeinde gefolgt. Zwei seiner Unterthanen hatten sich bei benachbarten Boers vermiethet und waren nach Ablauf des Contracts zu ihrem Kraal zurückgekehrt. Da beanspruchen die Boers die Herausgabe derselben. David Stuurmann verweigert dies. Man will Gewalt gebrauchen und er drohet sich zu wehren. Das war genug, um seiner auf die hinterlistigste Weise sich zu bemächtigen, ihn selbst zu schwerer Arbeit und Gefängniß zu verdammen und Land und Leute an die Boers zu vertheilen, wie das im Jahre 1810 geschah mit vollem Wissen und Wollen der englischen Regierung.

Von unserer eigenen Colonie, zu der ich noch auf einige Wochen jetzt zurückkehrte, will ich nur kürzlich noch bemerken, daß hier von Zeit zu Zeit sich räuberische Buschmänner durch Viehdiebstahl bemerklich gemacht hatten, ohne daß wir ihrer habhaft wurden. Auch kehrten Kaffern friedlich bei uns ein, um unsere Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen; aber auch Heuschreckenschwärme kehrten mehrere Jahre nach einander wieder. Durch Zuzug mehrerer Bastards oder Mulatten, welche nach dem Tode eines braven holländischen Boers bei uns Dienste nahmen, um nicht in die Hände der bösen Erben zu fallen, wurden wir um zwölf gute Schützen und treue Diener verstärkt und konnten mit Einschluß der sechs Hottentottensoldaten, die man aus der Capstadt zu unserm Schutze gesandt hatte, jetzt dreißig Mann ins Feld stellen. So ward es möglich ohne Gefahr auch in das Gebiet weiter vorzudringen, welches als das sogenannte „abgetretene Gebiet" unbewohnt zwischen dem großen Fischflusse und unserm Thale einerseits und dem

Keiss- und Chumisflusse andrerseits bis zum Meere sich ausdehnt. Der ganze obere Theil dieses Landes ist eine von tiefen Thälern durchschnittene Gebirgsgegend, reich an Wasser, Holz und Weideplätzen. Besteigt man den Winterberg, (zwischen den Quellen des Tarka und Tschumi) dessen abgeplatteter Gipfel nur von der westlichen Seite her erklettert werden kann, weil er nach allen übrigen Seiten hin von einem Wall senkrechter Basaltmauern umgeben ist, so befindet man sich etwa 6000 Fuß über dem Meere und 1800 Fuß über der nächsten Umgebung und überschaut von hier ein weites Gebiet des Amakosagebietes mit dem Ocean im Hintergrunde. Nach allen Seiten reicht der Blick weit in die Ferne, daher der Buschmann mit seinem außerordentlich scharfen Auge von hier aus die Gelegenheit auf Raub erspähet. Drei Monate hindurch bedeckt der Schnee den Gipfel, den Fuß umgiebt ein Gürtel von Zwergbambus, der in der untern Gegend nicht gefunden wird. Weiter südlich führten mich unsere Jagdausflüge in jene offnen hochliegenden Weideplätze zwischen reich bewaldeten Thälern, wo neben dem Reichthum an großen Antilopen, Büffeln, Elephanten und Rhinoceros zahlreiche Ueberreste von Kafferndörfern in jedem grasreichen Winkel zerstreut lagen. Die fröhliche Geschwätzigkeit der Affen und der Papageien belebte diese Wälder und nächtlich ließ das seltsam wilde Geschrei der Elephanten sich vernehmen, das wie Trompeten klang; doch Menschen trafen wir nicht an. Mich aber zog es wieder mächtiger zu Menschen hin, ich war für Jagd und Ackerbau für immer nicht geschaffen und folgte gern dem Rufe nach der Capstadt, wo eine anderweitige Beschäftigung mir zu Theil werden sollte.

---

## Drittes Kapitel.

Nachdem ich einen meiner Brüder in Sommeri
bewohl gesagt hatte, brach ich am 17ten Aua
Reynet auf, welches etwa sechszehn Meilen
drittehalb Tagen von uns erreicht ward, d

unsre Ochsen noch frisch waren. Die Stadt sieht aus wie eine Oase in der Wüste, da sie durch einen Kanal aus dem Sonntagsflusse wohl bewässert ist und ihre Straßen mit Citronenbäumen besetzt sind. Am südlichen Fuße der Sneeuwberge gelegen, inmitten der dürren braunen Wüste, ist sie durch die Bemühungen der beiden Stockenströms, Vater und Sohn, zu ihrem Wohlstande und ihrer Schönheit gelangt und zählt gegen 2000 Einwohner. Mangel an Wasser und Weide in der Karroo zwang uns den nördlichen Weg an der Höhe der Gebirge zu nehmen, deren höhere Punkte überall mit Schnee bedeckt waren; wir stiegen daher den steilen Sneeuwberg mühsam heran, dessen höchste Spitze (der Compaßberg) auf 6500 Fuß geschätzt wird, und befanden uns endlich auf dem hohen Tafellande, welches in ungeheuren Pfeilern nackter Felsen jäh aus den Ebenen des Camdeboo (die östliche Fortsetzung der Karrooebene, welche keinen eigentlichen Gebirgsrand nach Osten zu als Grenze hat) und der Karroo sich erhebt. Der Grund dieser in regelmäßigen Quadern aufgeschichteten Pfeiler ist Schiefer, die oberste Lage Sandstein mit Quarz vermischt. Der Boden auf dem Gipfel ist harter Lehm, dick mit losem Gestein bestreut, für Weizen und Gerste geeignet, wenn er bewässert werden kann; aber kein Bauholz, kaum ein Dickicht von Buschholz ist über den ganzen Sneeuwberg hin; daher man sich gezwungen sieht, den wie Torf getrockneten Mist des Viehes und ganz kleine Sträucher (Stoebe rhinocerotis) zur Feuerung zu gebrauchen, während das Bauholz von der Küste oder aus Glen-Lynden herbeigeschafft werden muß. In der Wohnung eines wohlhabenden Viehzüchters fanden wir am folgenden Abend nicht weniger als achtundzwanzig afrikanische Reisende oder Nachbarn mit Frau und Kindern, und doch wurden auch wir noch in Betten untergebracht. Denn die große feste Wohnung war sehr gut eingerichtet und gleichsam auf gastliche Aufnahme berechnet, wodurch die Landleute des Sneeuwberges vor allen einen guten Namen haben. Am Morgen zum Frühstück fanden mehr Gäste noch sich ein, um an dem gemeinsamen Gottesdienste Theil zu nehmen, da eben Sonntag war. Wir sangen einige Lieder, einige Abschnitte aus der Schrift wurden vorgelesen, Alle, auch Sclaven und Hottentotten saßen

schweigend rund herum, während der Wirth eine passende Ansprache hielt, welche mit frommer Aufmerksamkeit vernommen wurde. Beim fröhlichen Mahle, welches darauf folgte, erschienen silberne Löffel, Zinnterrinen und Teller von Porzellan oder Steingut. Einfacher Landwein ward von den Männern sehr mäßig getrunken; aber Pasteten, Obst, Salat und Eingemachtes ward zum gedämpften Fleische in Ueberfluß herumgegeben. In Allem war eine gewisse anständige Behaglichkeit ausgeprägt, kein Mangel ließ sich irgendwie verspüren, obwohl die Weizenernte dieses Jahr durch Rust verdorben war, man fühlte sich an Jacob oder Hiob erinnert, und in der That befanden wir uns, wie ich später erfuhr, bei einem Manne, der eilf Plaatzen oder Höfe, 13000 Schafe, 3000 Rinder, Pferde und dergl. besaß. Sein Grundsatz war: „mehr Gewinn, seinen Freunden helfen, als Geld durch Wucher häufen," und diesen befolgte er auch darin, daß er am Nachmittage den einzigen Sohn mit der Führung unseres Wagens beauftragte, indem er auf dem beschwerlichen Wege uns seine eignen Ochsen bis zum nächsten Anhaltsorte gab. Meiner Person allein konnte diese Gastfreundschaft nicht gelten; denn auch in den andern Höfen des Sneeuwberges fand ich dasselbe Wesen; man gab sogar Geschenke, Brod und Obst mit auf den Weg, wo wir durchaus nur Fremde waren. Ein Mißverständniß ließ uns auf einem entsetzlichen Wege von dem Gebirge herabsteigen, und wir beabsichtigten nun die Karroo längs dem Flußbette des Karriga zu durchschneiden, um an den südlichen Gebirgen weiter zu reisen. Allein wir fanden in dem Bette zwei Tage lang kein Wasser und sahen uns nun gezwungen wieder nördlich auf Beaufort zu den Weg zu nehmen. Es hatte, was öfter vorkommen soll, jetzt seit zwölf Monaten in der Karroo nicht geregnet, daher dieselbe in der traurigsten Gestalt sich zeigte. Die dünne, thonartige, stark eisenhaltige Erddecke war fast zur Härte von Backsteinen ausgetrocknet, die niedrigen, haidekrautähnlichen Sträucher standen anscheinend saftlos wie abgenutzte Besen da und waren das Einzige, was unsre Ochsen benagen konnten; kein Wild, nicht einmal ein Strauß oder Raubvogel belebte jetzt das weite wüste Tafelland; selbst die wenigen

welche dem Wilde noch zur letzten Tränke dienen, waren verſchwunden. Unſere armen Thiere hatten 8 Meilen in 14 Stunden auf feſtem Wege zurückgelegt, als wir endlich die erſte ſalzige Quelle fanden und einige Strauße in der Nähe. Am folgenden Abend blieben wir in der Wohnung eines Boers am Zout-River (Salzfluß,) deſſen Waſſer kaum trinkbar und deſſen Ufer weiß waren von Salpeter, als wären ſie vom Raubreif überzogen. Der Boer ſelbſt, ein offener geſprächiger Mann, erzählte uns von ſeinen Kriegen mit den wilden Thieren, ſeinen einzigen Nachbarn, und die Häute von fünf bis ſechs erſt vor kurzem geſchoſſenen Sträußen lagen bereit zum Verkauf nach der Capſtadt, wo ſie mit je 5 bis 8 Thalern bezahlt werden, während die einzelnen ſchönen Federn noch je zu etwa zehn Silbergroſchen das Stück zu ſtehen kommen. Er meinte, daß es nicht leicht ſei einen Strauß auf Schußweite zu bekommen, da ſelbſt das ſchnellſte Pferd ihn nicht einholen könne; doch wenn er von verſchiedenen Seiten zu gleicher Zeit angegriffen würde, ſo könne durch Rück- und Vorwärts-Jagen ſeine Kraft erſchöpft und überwältigt werden. Schon mancher Jäger aber habe durch einen einzigen Flügelſchlag des Vogels einen Schenkelbruch erlitten, wenn er zu eifrig ihn verfolgte. Uebrigens beſtätigte derſelbe, daß in der Brütezeit ein Männchen ſich meiſtentheils zwei bis ſechs Weibchen zugeſelle, wovon jedes 12 bis 16 Eier lege in daſſelbe Neſt. Zur Zeit der kälteren Nacht brüte das Männchen, am Tage wechſelnd die Weibchen, am hohen Mittage nur die Sonne; doch würden höchſtens dreißig dieſer Eier wirklich ausgebrütet und zwar in Zeit von fünf bis ſechs Wochen. In einiger Entfernung ſoll das Geſchrei des Vogels mit dem eines Löwen leicht zu verwechſeln ſein; des Waſſers ſcheint er kaum zu bedürfen; die Spitzen verſchiedener ſtrauchartiger Pflanzen, die in der Wüſte wuchern, ſind ſeine Nahrung. Wir ſahen ſelbſt am Tage darauf mehrere Heerden Sträuße und ſtießen auf ein Neſt mit vier und zwanzig ſchönen friſchen Eiern. In einem andren Neſte waren ſie zerbrochen, wahrſcheinlich von den Vögeln ſelbſt, wie es ihre Gewohnheit ſein ſoll, wenn ſie ihr Neſt entdeckt finden.

In Beaufort ſelbſt, welches wir am vierten Tage unſeres

Zuges durch die Wüste erreichten, gönnten wir unsern armen Thieren drei Tage Ruhe; denn zwei Quellen immerwährenden Wassers sind die eigentlichen Schätze dieses kleinen Dorfes von etwa zwanzig Häusern. Das traurige Gefängniß dieser Landdrosty war mit Gefangenen aller Art angefüllt, welche ihre Befreiung vom Urtheile des Sendgerichts erwarteten, das jährlich einmal hierher kam. Die meisten Verbrecher hatten eine eigene Zelle; sonst waren Buschmänner, Hottentotten und Kaffern, Männer, Weiber und Kinder, gleichviel ob schwere oder leichte Verbrecher, hier allzumal in einen engen Raum zusammengedrängt. Die beiden Quellen geben dem Ghamka oder Löwenflusse seinen Ursprung; doch ist auch dieser Fluß wie alle in der Karroo nur ein periodisch fließender, und wenn der Regen ausbleibt, was in dieser Gegend oft zwei Jahre hinter einander geschieht, so trocknet sein Bette bis auf einzelne stehende Wasser ganz aus, welche dann und wann durch Gewitterregen im Sommer wieder gefüllt werden. Längs dieses Flusses ging jetzt unsere Reise weiter. Am ersten Tage noch immer der traurige Anblick der Wüste, nur daß ein schmaler Strich Mimosen längs dem Flußbette hinlief und einige Strecken angeschwemmten Landes dicht bedeckt wurden von einer Art Salsola, Ghonna genannt, deren Asche ein reines weißes Salz zum Seife kochen abgiebt. Ich zählte auf einer Strecke von etwa 4 deutschen Meilen die Knochenreste von zwei und dreißig Ochsen, welche erst vor kurzem auf diesem Wege umgekommen waren. Unsere eigenen Ochsen hatten schon auf dem Wege nach Beaufort bedeutend gelitten und wurden hier vollends so schwach, daß wir kaum noch drei Meilen täglich machen konnten, und ich am vierten Tage schon befürchtete, wir würden gänzlich liegen bleiben. Der scharfe, steinigte Weg hatte ihre Hufe abgenutzt bis tief ins Fleisch, das saure Gestrüpp gab keine Kraft, das aufgegrabene Wasser war voll dicken Salzes. Wir hieben die Mimosenbäume nieder, damit die Thiere durch das Abfressen dieser mageren Blätter doch wieder einige Erfrischung hätten, und reisten nur vom Mittag bis zur Mitternacht, um ihnen gute Weideruhe zu geben. Ich hatte zehn junge, frische, fette Thiere mitgeführt aus Sommerset, die jetzt gänzlich ruinirt waren.

Ein kleiner Anfang größeren Pflanzenlebens begann endlich bei der Wohnung eines Viehzüchters, die wir am 7ten September erreichten. Aber obwohl ein laufender Quell den Heerden Wasser gab, der Ort war doch höchst elend und traurig. Etwa sechs Meilen entfernt vom Fuße der schwarzen Berge tauchten jetzt die Gipfel derselben in dunklen Massen vor uns auf; allein noch weitere vier Tage hatten wir dieselbe Wüste, zuweilen eben wie ein See, dann wieder wellenförmige Höhen von dunkelrothem Schiefer. Am Fuße der schwarzen unfruchtbaren Gebirgskette westwärts ablenkend, kamen wir durch viele Betten trockner Gebirgsströme und hielten am Morgen des 10ten im Bette des Dwyka oder Rhinocerosflusses. Mehr als hundert Ellen breit von blauem Sand bedeckt hatte es keinen Tropfen Wassers, doch fanden wir's durch Nachgraben. Noch galt es die letzte Anstrengung von 8 Meilen, wo jeder Tropfen Wassers fehlte, und wir erreichten endlich am 11ten gegen Mitternacht die Ufer des Büffelflusses, kaum im Stande die Ochsen abzuhalten kopfüber mit den Wagen in den rauschenden Strom zu stürzen. Wir waren noch immer in derselben Gegend, in derselben Umgebung einförmiger Flächen und Hügelketten mit Haidekraut bedeckt, dazwischen ein Kranz Mimosen längs der Flüsse; doch wie erstaunte ich, als am Morgen des folgenden Tages diese Mimosen im frischesten Grün erglänzten, die Haidekräuter reichen blühenden Kleefeldern glichen, und tausend lilienartige Blüthen nebst der Strahlenkrone des afrikanischen Feigenbaumes (Zäsarblume Mesem bryanthemum) Alles mit wunderbarer Pracht bekleideten. Das war die Wirkung eines zwölftägigen Regens, der etwa sechs Wochen zuvor den südwestlichen Winkel der Colonie erreicht und bis zu diesem Theil der Karroo sich ausgedehnt hatte. Daher war denn dieselbe Frühlingsfülle mit all dem zugehörigen Leben auf dem ganzen Wege von hier bis zur Capstadt verbreitet; nur tiefe Löcher und gefährliche Sturzbäche bildeten noch unsere Hauptschwierigkeiten. Indeß wurde es nicht schwer außerhalb der Wüste frische Ochsen zu miethen, und mit diesen erreichten wir am 17ten September in einer schneidend kalten Nacht, die wir auf dem Gipfel des Gebirges zubrachten, welches die Karroo von den warmen südwestlichen Thälern trennt, auf

langem ſteilen Pfade das herrliche Thal des Hexenfluſſes. Statt der ſchmutzigen Hütten an der Wüſte trafen wir hier geräumige ſchöne Wohnungen mit Orangehainen, Weingärten, Kornfeldern und ausgedehnten Obſtgärten, in denen Pfirſich- und Mandelbaum in voller Blüthe ſtanden. Gaſtfreiheit bei höherer Bildung war auch hier überall zu Hauſe; wir zahlten nichts und nahmen Obſt noch obenein mit auf den Weg. Ausgenommen daß wir einige Tage durch das Austreten des Hexen- und Breedefluſſes aufgehalten wurden, hatten wir kein Abenteuer weiter zu beſtehen und gelangten durch die fruchtbaren Thäler von Wavern und Wagenmakers am 25ſten September des Jahres 1822 ganz wohlbehalten an am Ziele unſerer Reiſe, in der Capſtadt. —

# 2.

## W. v. Meyer's Reiſe durch das Colonialgebiet und zum Orangeſtrom.

---

### Erſtes Kapitel.

Im Herbſt des Jahres 1839 begab ich mich in Geſellſchaft eines lieben Freundes, der gegen Harthörigkeit das milde Klima Südafrikas verſuchen wollte, von Hamburg aus an Bord einer engliſchen Brigg, um einer Lieblingsneigung nachzugeben, welche durch das Studium geographiſcher und naturhiſtoriſcher Werke gerade für dieſen Theil der Erde lange in mir genährt worden war. Das ganze civiliſirte Europa, wo von Moskau bis Paris und Neapel ſo ziemlich Alles ſich gleich bleibt, war mir bekannt, und das Bedürfniß nach etwas Neuem hatte mich mächtig ergriffen, nachdem ich lange Jahre hindurch in Rußland als Lehrer und Erzieher unter äußerlich günſtigen Verhältniſſen gelebt hatte. Mein ganzes Vermögen beſtand in ſechs bis ſieben tauſend Thalern; mochte es damit gelingen eine neue Heimath zu gründen unter Menſchen deren Sprachen mir längſt nicht mehr fremd waren, mochte ich dafür auch nur Erholung und Befriedigung meiner Jagdluſt finden, genug ich wagte es und trat mit gutem Muth getroſt die weite Reiſe an zum Cap der guten Hoffnung.

Fahrt und Ereigniſſe von England aus bis hin zur Linie war das Gewöhnliche; wir beſuchten Porto Santo, Madeira und Palma, ließen die Capverden rechts und ſchnitten den Aequator wenig weſtlich von der Meeresgegend, wo länger ſchon

Anzeichen unterseeischer Erhebungen bemerkt sein sollen, unter 25° westwärts Paris oder 5° westwärts Ferro. Ascension, die Himmelfahrtsinsel, so genannt, weil sie am Himmelfahrtstage 1508 wieder aufgefunden wurde, nachdem schon sieben Jahre früher die Entdeckung durch Portugiesen geschehen war, lag jetzt zunächst auf unserem Wege; allein die Fahrt ging südwärts auf Brasilien zu, ein hartnäckiger Südostwind zwang uns westwärts bis zur Felseninsel Trinidad hinab, so daß wir jene wasserlose, pflanzenarme Kraterinsel nicht zu Gesichte bekamen, die während der Gefangenschaft Napoleons auf St. Helena dadurch einige Wichtigkeit erlangt hat, daß mehrere Familien von dort sich hierher übersiedelten, um mit dem großen Kaiser nicht länger das Loos der Absperrung gegen fremde Schiffe zu theilen. Die Engländer ließen darauf im Jahre 1821 durch zweihundert Soldaten an dem trefflichen Hafen der Insel eine Schanze aufwerfen und seit der Zeit ist dieser Anlandeplatz, wo früher vielfach Briefe und Packete in einer Felsenspalte niedergelegt wurden, um von den betreffenden Schiffen nach allen Richtungen hin befördert zu werden, in Englands Hand verblieben.

Da diese Insel sonach mit St. Helena gleichsam als eins zu denken ist, so mag gleich hier von diesem weltberühmten Gefängnisse Napoleons die Rede sein, obwohl ich dies erst ein Jahr später sah. Ein einziger Basaltfelsen steigt überall gleich bis zur Höhe von 8 bis 12 hundert Fuß nackt aus dem Meere auf, und eine einzige Schlucht öffnet sich da, wo das Städtchen James-Town (Jacobsstadt) seine hundert einfach freundlichen Wohnungen zeigt, hinter denen in niedlichen Gärten die hohe Dattelpalme schaukelt. Dies ist der Schlüssel zu der Inselfeste, welche die Portugiesen im Jahre 1508 entdeckten, welche darnach von den Holländern erobert ward, um funfzig Jahre später im Jahre 1650 für immer an England abgetreten zu werden. Ein kleiner Bach, der in der engen Schlucht herunterplätschert, giebt diesem Hafen als Erfrischungsstation für die Ostindienfahrer erst seine rechte Bedeutung, und fleißige Gärtner steigen zu ihm herab, um Früchte und Gemüse an die Schiffer zu verwerthen. Die Stadt selbst ist vom Meeresufer an eine

englische Meile weit in jene enge Schlucht hineingebaut, die Schiffe aber ankern vor derselben auf einer Sandbank 12 bis 18 Faden tief, und mit scheuer Ehrfurcht betrachtet man die festen Schlösser und Wachtposten mit Kanonen, welche von jeder Felsspitze herabdrohen. Denn noch immer besteht die Besatzung der Insel aus einem ganzen Bataillon Infanterie und einigen Compagnien Artillerie, wiewohl selbst die Leiche des großen Gefangenen jetzt schon seit einigen Monaten von der Insel entfernt war. Um wenigstens das leere Grab zu sehen, ging ich mit drei Gefährten ans Land, welches hier unten durch Klima und Vegetation ganz an das dürre Afrika erinnert, indem dickblättrige Ficoiden (feigenähnliche Pflanzen) und eine Art von Mesembrianthemum, das häufig in der Colonie gefunden wird, auch hier erscheinen. Freundlicher ist es im engen Thale aufwärts, und man hat sogar das Schauspiel eines ziemlich bedeutenden Wasserfalles, indem der Bach hier einige hundert Fuß herunterstürzt. In dieser Gegend beginnt denn auch die Fichtenwaldung, der Pflanzenwuchs wird kräftiger, und schöne grüne Rasenplätze, von dem Südost beständig feucht erhalten, bezaubern hier in einer Höhe von etwa tausend Fuß das Auge namentlich dessen, dem in Südafrika ein dichter Rasenplatz fast fremd geworden ist. Ein wenig weiter hin, etwa drei englische Meilen vom Landungsplatz entfernt, lenkt ein schmalerer Pfad links ab vom größeren Wege zu einer kleinen Schlucht hinunter, welche am Ende eines Gartens gelegen etwa funfzehn Schritt seitwärts eine ergiebige Quelle des herrlichsten Bergwassers entsprudeln läßt. Mit einem Buche in der Hand und seinen Becher in der Tasche pflegte Napoleon hier selbst den Trunk zu schöpfen und in der Schlucht zu ruhen, um darnach wieder nach Longwood heimzukehren, welches, nur eine halbe englische Meile von hier entfernt, unweit des tausend Fuß hohen Meeresufers in einem Park gelegen ist, in dem sich große grüne Matten finden. Der kurze Weg dahin führt durch kleine reizende Thäler, die von eingesunkenen Kratern gebildet zu sein scheinen; elegante Landhäuser liegen ziemlich zahlreich nach allen Richtungen zerstreut umher, und Hügel und Berggipfel sind mit Wald gekrönt. Das Haus selbst aber, in welchem Napoleon lebte und starb, ist ein

elendes kleines Nest, in welchem jetzt ein kleiner Pachter wohnt. Durch diesen ist des Kaisers Schlafgemach bereits in einen Pferdestall verwandelt worden, und in dem etwa 14 Fuß im Quadrat haltenden Salon stand neben dem marmornen Kamin eine Sichtmaschine. Haufen von Spreu und Häckerling lagen an der Wand des traurigen daranstoßenden Speisezimmers gerade an dem Platze, wo der große Kaiser seinen Geist aufgab. Dorthin mußte ein chinesischer Diener von jener Quelle aus täglich das Trinkwasser besorgen, und nur aus seiner Hand nahm es Napoleon; von dorther wurde seine Leiche dann zu jener Schlucht hinausgetragen, in der er auf sein eigenstes Verlangen ruhen wollte. Cypressen und Trauerweiden, Rosen und Pelargonien umstehen noch den Ort, wo unter einem Gewölbe von starkem Mauerwerk und hinter einem einfachen Gitter von geschmiedeten Eisenstäben der Leichenstein mit dem einfachen N stumm und verschwiegen Allen Alles sagte. Auch dieser Stein ward mit entführt nach Frankreich hin, doch hat er dort zu reden aufgehört. Zu St. Helena aber bewahrt der Besitzer des Gartens das leere Grab noch eben so wie man den Sarg daraus hervorgezogen hat und erlaubt gegen Bezahlung von viertehalb Schillingen Jedem den Zugang zu der Gruft und zu den Bohlen, worauf des Kaisers Leiche zwanzig Jahre Ruhe fand. Zwei hundert Schritt von Alt-Longwood liegen die schönen weitläufigen Gebäude von Neu-Longwood, jetzt der Aufenthalt eines englischen Obersten. Der Kaiser hatte dieses nie bewohnen wollen.

Unser Ostindienfahrer, der von Calcutta kommend in der Capstadt mich an Bord genommen und in Zeit von vierzehn Tagen St. Helena erreicht hatte, war eines von den großen schönen Schiffen der Compagnie, welche alljährlich die Fahrt zwischen Großbritannien und Indostan machen. „England erwartet, daß Jedermann seine Schuldigkeit thue!“ war die Inschrift auf dem Gerüste, welches die große Schaluppe trägt, und indem wir diese auch auf uns bezogen, mußten wir uns bestreben, zur festgesetzten Stunde wieder an Bord zu sein. So eilten wir denn auf den zu Jamestown gemietheten Pferde schnell wieder herab, nachdem wir bei dem Eigner des Gartens auch unter dieser Zone ein echt englisches Frühstück, gekochten

Schinken, Eier und starkes braunes Bier gefunden hatten, und sechs Stunden später, da wir nur eben wieder vom Lande stießen, spielte auch schon die Geige auf zum Ankerlichten. Aus diesem Grunde fand ich nicht Gelegenheit das Innere der Insel selbst genauer zu erforschen, deren Umfang auf 12 Stunden angegeben wird, während der höchste Gipfel, der Dianenpic, auf 2700 Fuß sich erheben soll. Die fünf Tausend Seelen, welche hier leben, leiden höchstens in den Thälern zuweilen von der Hitze, athmen sonst aber, namentlich in den zerstreut liegenden Höfen der eigentlichen Bergplatte, überall gesunde milde Luft, und bauen neben den edlen Früchten und Gemüsearten Europas im Schatten der Eiche und Kastanie gleicherweise auch die Bananen neben Palmen oder Bambusrohr. Die Unzahl von Ratten, welche dem Kaiser und seiner Umgebung das Leben auf der Insel so unangenehm gemacht haben soll, hat freilich St. Helena bei uns in schlechten Ruf gebracht; auf meine dahinzielende Frage an den Pächter zu Alt-Longwood, erhielt ich indeß die Antwort: „es gäbe hier Ratten und Mäuse wie überall, doch nicht so viel wie auf einer Pachtung in England, weil sie dort mehr zu schmausen fänden!" — und ich lasse es dahingestellt, um wieviel sich die Unzahl dieser Ratten nun gemindert habe.

Denke ich jetzt noch einmal an die Fahrt zurück von damals auf dem Robert Small mit seinen dreißig englischen und vierzig indostanischen Matrosen und sechs und zwanzig Passagieren beiderlei Geschlechts, an jenes feine Gasthofsleben mitten auf dem Ocean, den angenehmen Wechsel stiller Abgeschlossenheit und freundlicher Geselligkeit, wo Jeder in dem eignen Zimmer schlief und Kaffee trank und las, bis ihn die Trommel und Querpfeife zur Toilette aufforderte für die feinbesetzte Tafel, wo Jeder 10 Quadratfuß ganz sein eigen nennen durfte und wieder rauchend und spazierengehend auf dem Decke der Gesellschaft angehören konnte, und an den stolzen immer gleichen Gang des Schiffes — fast zwei Breitengrade täglich vorwärts durch die Wogen, man merkt es kaum, daß sich das Schiff bewegt! — denke ich daran, um damit jenes einförmig langweilige Leben zu vergleichen auf unserer Brigg, die mich zur Capstadt tragen sollte, wo ohne Unterschied die Zeit dem Meere selber glich, wo jeder Vogel,

jeder Haifiſch und Delphin dem an der Langenweile Kranken wie ein lang erſehnter Glockenſchlag erſchien: dann kann ich wohl begreifen, wie ſolch ein Robert Small mit Allen, die darauf wohnen, verächtlich nur herabſieht auf das kleine Leben unter ihm, auf alle die theatraliſch ausgeſchmückten Dampfſchiffe mit ihrem ekelhaften Schmutz und den erbärmlichen Schlafkaſten, und wie man gern für einen Viertelkreis des Erdumfangs ein ſiebenzig Pfund Sterling zahlt, um dann für eben ſo viel Tage dieſen Bord als ſeine Heimath betrachten zu dürfen. Heimkehrend zu meiner Brigg will ich jedoch nicht undankbar ſein gegen unſern freundlichen Capitän Mearns, der trotz des hartnäckigen Südoſts und all der weiten Umwege uns dennoch glücklich unſerm Ziele zuführte. Wir mußten aber um dieſes Südoſts willen bis auf 120 Meilen weit von der Küſte Braſiliens hart an der Felſeninſel Trinidad vorbei, um dann erſt in der Richtung auf d'Acunha oſtwärts vorzudringen. Ich war ſo glücklich hier einige jener ſchönen mächtigen Vögel zu erlegen, welche durch die Aehnlichkeit des Kopfes und namentlich des Schnabels ganz auffallend an die fabelhaften Dudus oder Dronten von Mauritius erinnern, nämlich einige Albatros, deren größter von einer Flügelſpitze zur andern volle zehn Fuß maß. Aber auch das erſehnte Triſtan d'Acunha blieb aus, da wir über den vierzigſten Grad ſüdlicher Breite hinausgetrieben wurden und ſogar einmal ſchon Regen und Schnee gemiſcht erhielten. Ich bemerke daher nur was ich von dieſer Inſel erfahren habe. Erſt ſeit 1811 ſoll ein amerikaniſcher Matroſe, Namens Lambert, dieſe in Beſitz genommen und die größte Inſel der Gruppe Erfriſchungsinſel benannt haben. Denn von den bis 7000 Fuß aufſteigenden waldbewachſenen Bergen ſoll das ſchönſte Trinkwaſſer herabfließen, und ſeitdem nun vollends die neuen Anſiedler viel Gemüſe darauf erbauen, wird die Inſel häufig von den Seefahrern als Erfriſchungsſtation auch wirklich angelaufen. Wir konnten erſt einige Grade ſüdlich derſelben endlich wieder nord- und oſtwärts ſteuern und erblickten dann am 15ten Februar Nachmittags zuerſt die afrikaniſche Küſte und gegen Abend noch den Tafelberg mit ſeiner Wolkenkrone. Mit einbrechender Nacht trat aber am alten Cap der Stürme

auf einmal so gänzlich Windstille ein, daß wir von der Strömung erfaßt die größte Gefahr liefen noch dicht vor dem Hafen auf die Klippen von Greenpoint geworfen zu werden, die manchem schönen Schiff schon seine Rippen brachen. Glücklich genug ließen wir um ein Uhr früh die Anker fallen, gerade am hundertsten Tage nach unserer Einschiffung auf der Elbe und sieben und achtzig Tage nach der Abreise aus Ramsgate unweit Dover in England.

Mit Tagesanbruch war ich auf dem Deck das Fernrohr in der Hand und unruhig den Augenblick erwartend, der mir das Land enthüllen sollte, das eine dunkle Nacht so lange noch verborgen hatte. Allein so groß und so erhaben auch das Ganze war — ein ungeheures weites Wasserbecken, groß genug alle Flotten der Welt zu fassen, von fernen Bergen rings umgeben; darin ein funfzig Schiffe an den Ankern schaukelnd und drüber hin vom Meeresufer ab zum Fuß des Teufelsberges und seiner Nachbarn halbkreisartig aufsteigend die Stadt selbst, und gerade hinter ihr der mächtige Tafelberg mit seinen tief herunterziehenden Schluchten; dann rechts der Löwenberg, und wieder weit hinaus zur Linken, der sogenannten capschen Fläche weite weiße Dünen begrenzt vom Tigerberg und von den blauen Bergen Hottentott-Hollands und von der Fransche Hoek — so groß und so erhaben dieser Anblick war, ich fand mich dennoch abgestoßen und getäuscht, ich zweifelte in diesem nackten Lande auch nur einige Gemächlichkeit des Lebens zu finden, und hatte keine geringe Freude, als ich endlich in den Schluchten des Tafelberges einiges Grün entdeckte, während doch wieder ein gewisser afrikanischer Duft vom Lande her durch seine eigenthümliche Süßlichkeit mir keineswegs behagen wollte.

Einige Wagen mit zwölf bis sechszehn Ochsen bespannt, welche in den Straßen am Meere sichtbar wurden, brachten das erste Leben in die rings herum schlafende Landschaft, und ehe noch die Sonne höher stieg, trug die Schaluppe auch uns ans Land. Ein Haufen Farbiger von allen Schattirungen, zerlumpt und schmutzig, sich wärmend an den jetzt noch nicht zu heißen Sonnenstrahlen, lag dicht am Ufer ganz gemächlich hingestreckt, die ersten freien Bürger dieser Stadt, die uns begrüßen sollten.

Sonst aber erinnerte Alles sogleich an die ersten Erbauer derselben, deren Nachkommen noch heute den bei weiten größeren Theil der hier wohnenden weißen Bevölkerung ausmachen. Ueberall herrscht Regelmäßigkeit und selbst Kanäle fehlen nicht in diesen geraden breiten Straßen, obwohl sie hier nicht nöthig wären. Vom Landungsplatze aus, der gleich zur Linken Hafenamt und Zollhaus hat, führt eine dieser Straßen gerade südlich zur Stadt hinein und erweitert sich auf der Hälfte ihres Weges zu dem sogenannten Stadtgarten, dem eigentlichen Spaziergange der alten Kaufherrn von Amsterdam, in welchem vier große Alleen von Eichen, Pappeln und Fichten dem Wanderer Schatten geben, und andere Wandelbahnen Jedermann geöffnet sind. Hier haben sie rechts und links gleich in der Nähe ihre Kirchen gebaut, hier steht der Palast des Gouverneurs, hier durfte eine Menagerie afrikanischer Thiere und ein botanischer Garten nicht fehlen zum Vergnügen und zur Belehrung europäischer Gäste. Die Citadelle nebst zugehörigem Paradeplatz und eine Börse gehörten natürlich ans Meer, wo auch die eigentliche alte Handelsstadt zur Rechten gleich beginnt, überall noch die alten Giebeldächer mit Vorhallen und niedrigen Eingängen, selbst noch die alten Schilder und Wetterfahnen der Heimath, an welche auch die Kleidung der Bewohner immer noch erinnert. Vom Tafelberg aber ward eine Wasserleitung in die Stadt geführt und dorthin ward dann das Landhaus und der Garten angelegt. Auch jene Steintreppen, von denen sichs so schön am Abend oder Sonntag auf die bunten Leute schauen läßt, die da spazieren gehen in den Straßen, konnte der Holländer nicht wohl entbehren, und viele Häuser haben noch dergleichen. Zwei kleinere Plätze, der Marktplatz und der Hottentottenplatz, finden sich in der Stadthälfte zur Rechten, ein vierfach größerer Marktplatz aber ist jetzt außerhalb der Stadt zur Linken neben der Citadelle dicht am Meere, und dieser wird das ganze Jahr hindurch nicht leer von Früchten. Bedenkt man, daß die Stadt wegen ihrer gesunden Luft und ihres schönen Trinkwassers vom Tafelberge vielfach von reichen Engländern aus Indien besucht wird als Curort, daß Wallfischfänger von Amerika hier Proviant einnehmen oder Ruhe suchen, daß hunderte von Indien-

fahrern allhier vor Anker gehen, daß hier der Weg nach China und Australien vorüberführt und noch viel andere Völker kommen oder gehen, so kann man sich vorstellen, wie hier nun auch ein Jeder seine Kirche oder Kapelle hat, der deutsche Lutheraner, der irische Katholik, der englich-bischöflich Gesinnte, der Schotte und der Methodist, der Wesleyaner wie der Muselmann und wie sie sonst noch heißen, wie selbst die Logenbrüder aller Völker hier in eignen Häusern sich zusammen finden und aller Völker Zungen hier vernommen werden. Die holländischen Patrioten unterhalten auf eigene Kosten eine gute holländische Normalschule, und seitens der Regierung besteht ein englisches Gymnasium. Fünf bis sechs hundert große Schiffe gehen jährlich vor Anker, um Erfrischungen einzunehmen, und doch muß beim Nordwest, im Juni, Juli und August, die Bai gemieden werden. Bei so lebendigem Verkehr ists natürlich, daß das Leben in der Capstadt nicht eben billig ist, daß die Farbigen, welche etwa die Hälfte der ganzen Bevölkerung von 20,000 Einwohnern ausmachen, der Hottentott, Malaie oder Neger, seitdem sie frei geworden sind vom Sclavenzwang, für wenig Groschen auch nur wenig Dienste leisten, daß Alles theuer ist und meist nach Thalern nur berechnet wird. Ein solcher Capthaler enthält nach unserm Gelde funfzehn Silbergroschen, und unter sechs bis sieben solcher Thaler auf den Tag findet man in den ersten Gasthäusern kaum ein Unterkommen, obwohl in Privathäusern auch für die Hälfte geherbergt wird. Mir wenigstens gelang es bald zwei Zimmer nebst Beköstigung für mich und meinen Freund zu diesem Preise zu bedingen und unter Umständen mag es noch billiger sein.

Mein erster Weg war nun zum Gouverneur, einem alten einarmigen britischen Officier, dem General Napier, der alle Feldzüge gegen Napoleon mitgemacht hatte. Er empfing mich aufs freundlichste und unterhielt sich wohl eine halbe Stunde mit mir, doch schien er von den holländischen Colonisten nicht die beste Meinung zu haben, ein Vorurtheil, welches viele der englischen Beamten zu theilen geneigt sind, was mir sich aber später als unbegründet erwies. Dagegen lobte er vor allen seine wohlberittenen Hottentottenjäger, deren einige hundert sein

mögen, während die ganze bewaffnete Macht der Colonie außerdem nur aus 1500 Mann Infantrie besteht. Es scheint überhaupt die alte Eifersucht zwischen Engländern und Holländern noch immer fort zu wuchern, indem der Engländer im Besitz der Beamten- und Officierstellen oder als Kaufmann und Soldat den eigentlichen Boer oder Grundbesitzer nicht genugsam zu würdigen weiß und lieber die früheren Sclaven bevorzugt, denen er die Freiheit gegeben hat, als daß er dem alten holländischen Geschlecht volle Gerechtigkeit wiederfahren ließe, wodurch dann umgekehrt von Seiten des letzteren Unzufriedenheit mit der Regierung hervorgerufen wird, obwohl dieselbe durch Anlage von Landstraßen und andere nützliche Einrichtungen sich wieder um den Boer auch mannigfach verdient gemacht hat. Man denkt bei solcher Abneigung dann gern an jene gute alte Zeit zurück, wo noch mit Sorgfalt jeden Tag die Straßen hübsch gesäubert wurden, wo die Menagerie und der botanische Garten seitens der Regierung sorgfältig gepflegt und erhalten wurden, was jetzt nicht mehr geschieht; man sieht in jedem trunknen Neger oder Hottentotten und Malaien nur wieder einen Herumtreiber mehr, den die Regierung selbst geschaffen habe, vergißt das Gute, was durch diese Freiheit auch geworden ist, und denkt nur an die schöne alte Zeit, wo solch ein Hottentott mit allen seinen Kindern wie ein Leibgedinge seines Herrn zu betrachten war, und da man vollends auch die Prediger nicht mehr aus Deutschland sondern nur aus England ruft, so steigt auch dadurch noch das Maß der Unzufriedenheit. Sehr natürlich aber, daß ein alter englischer General nicht eben der Mann sein wird sich gegen solche Unterthanen irgend etwas zu vergeben, daß der zufrieden ist nächst seiner Ehre auch die fernen Kaffergrenzen wohl zu wahren und das Vergeltungsrecht zu üben, wo sich ein Feind zu viel heraus genommen hat. — Was nun aber vor allen Dingen den Fremden anzieht in dieser neuen Umgebung, das ist der mächtige Felsen des Tafelberges, dessen 3582 Fuß hoher Gipfel fast immer von Wolken und Nebel umhüllt ist. Ihn zu besteigen machte ich mich alsbald auf in der Frühe des Morgens noch vor Sonnenaufgang. Einige rüstige junge Männer begleiteten mich dahin. Wir kamen in der Dunkelheit über ein

mit Felsstücken besäetes Feld, stiegen in einer steilen Schlucht mit großer Anstrengung himmelan und waren in vier Stunden auf dem abgeplatteten Gipfel von ziemlich bedeutendem Flächenraume. Allein wir sahen nichts als ein wenig dichten Graswuchses auf den erdbedeckten Stellen, hie und da eine Blume oder ein hingeworfenes Felsstück und dann den vielbesprochenen Wundersee, eine Wasserlache, von deren wunderbarem Entstehen man viel geredet hat, da es doch sehr einfach ist, sie von dem Nebel herzuleiten, der jeden Morgen hier gelagert ist und unsere Kleider eben sattsam getränkt hatte. Da unsere schwarzen Diener mit dem Mundvorrathe nicht hatten folgen können, so stiegen wir für diesmal schnell wieder hinab. Allein großartig ist die Aussicht, wenn mans glücklich trifft: dorthin die Stadt und drüberhin die Tafelbai mit ihren winzigen Schiffen und unbegrenzt ins weite Meer hinaus, dann rings herum nach allen Seiten hin die weite Landschaft mit den nackten Bergen überall, der platte Löwenberg (2160′) zur Linken und rechts der spitze Teufelsberg (3315′) von scheinbar gleicher Riesenhöhe; nach Süden aber weit hinaus zeigt sich die falsche Bai, an deren Westrand sich das Auge dann verliert im dürren Sande, wo bei Simonsbai die Flotte ankert. Dem Auge verdeckt, aber eben dahin gelegen, bleiben die Weinberge von Constantia, welche nebst jenen reizenden Hainen, durch welche der Weg zu ihnen führt, zu nahe dem Fuße des Berges liegen. — Von der Schlucht herab fließt ein lustiger Bach des klarsten Bergwassers und ihm zur Seite wachsen Sträucher, Orchisarten, Iris, Calla ethiopica und andere Pflanzen; jetzt aber blüheten nur einige Haidearten. Hier stiegen wir wieder herab, um jene berühmten Weinberge zu besuchen. Die Gegend, durch welche man fährt, hat durch die europäischen Anpflanzungen den Charakter einer afrikanischen Landschaft fast verloren; aber es ist der schönste Theil der Umgegend, den jeder Fremde besucht. Man erreicht zunächst das hübsche Dorf Rondebosch und die reizenden Gebüsche des Paradieses, wo die angesehensten Kaufleute der Stadt ihre Landhäuser haben, und sieht dann das neu entstandene schöne Dorf Wynberg. Bis hierher reichen die europäischen Gesträuche, unter denen die Eiche den ersten Rang

behauptet. Hinter Wynberg kommt man durch dichte Fichtenpflanzungen, dann aber klärt sich die Landschaft auf und wird ächt afrikanisch. Man gewahrt zur Rechten die drohenden Felsmassen des Tafelberges mit seinen stark mit Holz bewachsenen Schluchten und ringsum stehen die afrikanischen Proteaarten, welche oft dichte Gebüsche bilden, während an feuchteren Stellen der wilde Mandelbaum seine giftigen Früchte an schön geformten Zweigen verführerisch entgegenstreckt. Hier liegen die berühmten Weinberge von Constantia, ursprünglich eine Meierei des holländischen Gouverneurs van der Stell, in dessen Hause vor etwa 150 Jahren ein deutscher Arzt lebte, der hier die ersten Reben pflanzte. Auf dem nahen Viehplatze der Meierei von Groot-Constantia entstand dann bald die zweite Pflanzung Klein-Constantia und erst in neuerer Zeit ist Hoch-Constantia von einem Speculanten gegründet worden; doch bleibt der Wein von Groot-Constantia, der edelste. Dies gehört gegenwärtig einem Herrn Cloete, bei dem wir die verschiedenen Sorten seines Nectars kosteten. Man gewinnt vier Sorten süßer Weine auf den Constantiahügeln: süßen Pontac, Frontignac, rothen und weißen Constantia, welche sich zu dem ungeheuren Preise von funfzig bis siebenzig preußischen Thalern für den Anker an Ort und Stelle verkaufen. Die zarte Süßigkeit erhält der Wein vor allen dadurch, daß man die Trauben vor der Lese so gut ausreifen läßt, daß fast ein Drittheil derselben schon zu Rosinen eingetrocknet ist. Hatten wir nun aber die Süßigkeit dieses bei uns so selten ächt getrunkenen Weines geschmeckt, so sollten wir an demselben Tage doch auch die Geißel der Capstadt fühlen, jene plötzlich hereinbrechenden Stürme, welche mit furchtbarer Gewalt von den Bergen herabstürzen, als wollten sie den Boden unterwühlen. Denn auf dem Heimwege überraschte uns ein solcher aus Südost eben da, wo der Weg um den Fuß des Teufelsberges hinzieht, und trieb uns Sand und Kieselsteine wie Hagel ins Gesicht, und wenig fehlte, daß er Roß und Reiter umgeworfen hätte.

Eine andere Geißel dieser Stadt, welche sonst nur die Farbigen und namentlich die mohamedanischen Nationen zu treffen pflegt, waren in diesem Jahre die Blattern, die mit

so großer Bösartigkeit auftraten, daß selbst die Weißen, die sogenannte christliche Bevölkerung davon betroffen wurde, weshalb das diesjährige Pferderennen nicht besucht war, indem die Boers die Stadt mieden wie die Pest. Inzwischen machte ich meine Ausflüge tiefer ins Innere der Colonie, zunächst nach der Herrnhuter-Colonie Genadendal. Die Art zu reisen ist noch dieselbe wie schon Le Vaillant sie mit lebhafter Wahrheit beschrieben hat. Man kommt mit seinem Ochsenwagen endlich auf dem Ausspannplatze an, bei einer Quelle, einem Bache oder auch nur einer Wasserpfütze; die Ochsen werden ausgespannt und suchen brüllend nun ihr Futter. Die Hottentotten haben Feuer angezündet, um den unumgänglich nothwendigen Kaffee oder die Mahlzeit zu bereiten, während die Herren des Wagens mit ihren Flinten herumschweifen ein jagdbares Wild zu erlegen, etwa ein Rebhuhn, einen Hasen oder sonst ein seltneres Thier. Ist die Mahlzeit eingenommen so wird geraucht, geschwatzt und endlich geschlafen in den Wagen oder in den eigends dazu mitgeführten Zelten, bis wieder die mächtige Peitsche der Colonisten zum Aufbruch mahnt. Auf dieses Zeichen treiben die Hottentotten die Ochsen herbei, den störrigen starke Riemenschlingen um die Hörner werfend, um sie wieder ins Joch zu bringen, und die Karavane zieht langsam ihren Weg weiter.

So zog auch unser Miethswagen mit seinen zwölf Ochsen langsam am ersten Tage durch den Flugsand der Capdünen dahin, der überall in Hügeln zusammen geweht ist, die mit allerlei Sträuchern und Haidearten bewachsen sind, jetzt, am Ende des afrikanischen Sommers, ein trauriger Anblick, im Winter nicht unähnlich einem Blumengarten. Wir blieben in der ersten Nacht in diesen Dünen. Die Hottentotten mußten oft die Peitsche aus Hippopotamos-Schwarte anwenden, den sogenannten Schambock, um die Ochsen durch den tiefen Sand zu treiben, und der Bauer beklagte dabei sein „armes stummes Vieh" (arme stomme vee). Endlich erreichten wir das niedliche Dörfchen Hottentott-Holland am Fuße des Gebirges und an der gleichnamigen Kluft oder Kloof, welche seit 1830 zu einer kühnen fahrbaren Straße umgewandelt ist, die unter dem Na-

men „Sir Lowry's-Paß" in zwei guten Stunden zum Gipfel des Berges aufführt. Hier blieben wir die zweite Nacht; doch wurden aus Furcht vor dem Leoparden, dem sogenannten Captiger, die Ochsen nicht frei gelassen. Die Nacht war ziemlich kühl, das klägliche Weinen der Hyänen und das Brüllen des Leoparden unterbrach zuweilen ihre Stille. Am Morgen erst graste das Vieh, während eine Becassine, einige Rebhühner und ein kleines rothköpfiges Wasserhuhn von mir geschossen wurden. Vor uns in weiter Ferne lag ein mächtig zugespitzter Berg, der sogenannte „Babylonische Thurm"; dorthin ging es auf schlechtem Wege durch eine dürre felsige Landschaft immer bergab, bis wir an dem kleinen Flüßchen Palmiet in freundlicher Umgebung von Stauden und Gebüsch das Handelshaus eines Engländers erreichten. An einigen Bauerhöfen vorüber steigt die Straße dann wieder auf zu der kleinen Bergkette von Houw-hoek und führt zum Bot-River, einem andern kleinen Flüßchen, dessen Ufer in Menge von der Pharaonisblume, der weißen Calla ethiopica, bewachsen sind, welche der Boer hier varke-bloomen nennt, weil das Schwein sie gern frißt. Auf diesem Wege hatten wir zum ersten Male den Anblick einiger kleinen Rudel Reebuck-Antilopen, welche ganz unsern Rehen gleichen aber sehr scheu waren, und an dem Flüßchen wurden wieder einige Becassinen und ein seltenes Exemplar der Nectarinen oder afrikanischen Kolibris geschossen. Von hieraus bis zum Zonder-Ende, den wir am folgenden Tage erst erreichten, führt der Weg durch ein eigenthümlich gebildetes Gelände, wie es hier zu Lande unter dem Namen „Rüggens" (Rücken) öfter vorkommt. Abgerundete Hügel von zersetztem Thonschiefer mit Bruchstücken von Eisenstein sind mit hartem sauren Grase bewachsen, welches mit besseren süßen Grasarten untermischt ist; dazwischen liegen Niederungen fruchtbaren Thonbodens, der ganz ergiebige Weizenernten liefert; doch fehlt das Wasser, da die Quellen mangeln. Die Gegend ist eine der schlechtesten, die ich getroffen in der Colonie. Trotzdem hat sich die Speculation der Engländer dieser „Rüggens" im District von Zwellendam vorzugsweise bemächtigt, um hier große Schäfereien anzulegen, von denen man bei der Nähe der Capstadt hohen Gewinn

erwartet; dem Wassermangel sucht man abzuhelfen durch Anlage von Querdämmen in den Niederungen, wodurch das Regenwasser aufgehalten wird, allein zu oft nur bleibt der Regen lange aus. Demnach sind die Güter hier verhältnißmäßig theuer, da Pferdezucht zugleich in ausgedehntem Maaße betrieben werden kann, wiewohl auch wieder hier vor allem die dem Lande eigenthümliche Pferdeseuche oft schrecklich wüthet.

Mein Boer gehörte am Zonder-Ende zu Haus und lud so dringend mich zur Herberge, daß ich es nicht wohl ablehnen konnte. Ich muß aber gestehen, daß in diesem Hause, welches mit vielen anderen holländischen Colonisten der Nachbarschaft mich in Verbindung brachte, jedes Vorurtheil gegen dieselben bei mir durchaus vernichtet ward; denn ich fand Reinlichkeit, Bequemlichkeit und gute Küche neben herzlicher Gastfreundschaft, die nirgend irgendwie von Eigennutz bestimmt sein konnte. Zugleich aber lernte ich begreifen, wie übel diese braven Boers daran waren mit der Dienerschaft, besonders mit den weiblichen Dienstboten. Denn diese vermietheten sich nur stets auf wenige Tage lang für gutes Lohn und zogen dann mit dem Erworbenen nach Genadendal zurück, um, wie sie sagten, dort in die Kirche zu gehen, so daß ich einige Mal bei späteren Besuchen die Vouffrouw (Hausfrau) ohne alle weibliche Unterstützung fand. — Den Weg von hier nach Genadendal machte ich an der Seite meines jungen Wirthes, der mein Gepäck voraus geschickt hatte, indem wir längs des Zonder-Ende in seinen Rohrgebüschen Fasanen und anderes Geflügel schossen. Das linke Ufer erhebt sich sanft bis zum Fuße einer luftigen Gebirgskette, welche die Grenze zwischen den Districten von Worcester und Zwellendam bildet, und ist von murmelnden Bächen ganz durchzogen; allein der Boden ist schlecht und nur von Gräsern saurer Art bewachsen. Weiter aufwärts bis zu seiner Quelle am Fuße der Berge von Fransche-Hoek, wo ich die Gegend einmal später sah, wechseln längs des Flusses immer dieselben wilden Naturscenen von starrem strengen Anblick, wie man solche im Allgemeinen hier zu Lande findet. Der Fluß selbst schlängelt sich in einem engen tiefen Thale zwischen zwei Bergreihen hin, von denen die zur Linken die bedeutendere

ist; das Thal längs desselben aber ist mit großen Caphaiden und mittelmäßigen Büschen anderer Art bewachsen. Verschiedene Liliengewächse zeigen ihre ungeheuren Zwiebeln halb über der Erde, zwei Arten von Aloe bekränzen die schroffen Abstufungen der Felsen, und eine dritte Art, Palmiet genannt, erfüllt mit ihren großen Wurzeln und stachlichten Blättern das Flußbett oft dermaßen, daß sie den Lauf des Wassers hemmt und förmlich eine trügerische Brücke bildet. Neben den Bauerhöfen, welche je etwa eine kleine Stunde von einander im Flußthale zerstreut liegen, finden sich meist hübsche Obstgärten und Weinberge, und hier und da auch kleine Pappelgehölze; einmal treten zwei ungeheure Granitmauern auf 70 bis 80 Schritt einander senkrecht gegenüber, zwischen denen der Fluß sich einst muß durchgebrochen haben.

Es war eben ein Sonntag, als ich in Genadendal eintraf, und Alles befand sich in der Kirche, wohin auch ich mich begab. Das ziemlich große massiv gebaute Gotteshaus war gepfropft voll von farbigen Leuten aller möglichen Schattirungen, vom schwarzen Mosambiquer an bis zum Bastardhottentotten, der fast so weiß ist als ein Europäer. Auf abgesonderten Bänken saßen die Weiber, alle in reinlichen Anzügen; weniger reinlich waren die Männer, von denen jedoch viele eben zu denen gehören mochten, welche täglich noch zuströmen, um die Zahl der hiesigen Hottentotten zu vermehren, deren zur Zeit schon über 2000 waren. Ein junger Hottentott spielte die kleine aber gute Orgel sehr angenehm, und der Gesang beleidigte auf keine Weise das Ohr. Erst gegen Abend konnte ich dem Bischof der Brüdergemeinde in Afrika, Herrn Hallbeck, meine Empfehlungsbriefe überreichen, und erfuhr von ihm, daß neben dieser Mutteranstalt jetzt noch sechs andere Anstalten beständen, welche zusammen 4500 farbige Einwohner haben. Er selbst bildete zehn Hottentottenknaben zu künftigen Lehrern aus und forderte mich auf sie selbst zu prüfen. Und fürwahr, ich muß gestehen, daß diese Knaben in das Studium der holländischen und englischen Sprache schon bedeutend eingedrungen waren, daß sie das Planetensystem auf eine sehr genügende Weise zu erklären verstanden, gute Rechenmeister waren und selbst in anderen Kenntnissen

bei sich aufgenommen oder jung gefangen und „gezähmt". Was von dem eigenen Volke ausgestoßen war, hatte zur Zeit der Noth eine Zuflucht gefunden oder war freiwillig zu ihnen in Dienst getreten von den Kaffern, und ihre Hottentotten hafteten seit Jahren schon an ihrer Familie. Auf einmal sahen sie sich durch das Gesetz vom Jahre 1829 all dieser Diener plötzlich beraubt, und zwar von einer Regierung, die ihnen selbst wenig Schutz angedeihen lassen konnte, deren Grenzwächter sie selbst vielmehr gewesen waren. Aber erst allmälig übte das Gesetz seinen Einfluß aus, da sie gewohnt waren sich ihren Dienern selbst als Herren über Leben und Tod zu zeigen und die Diener nicht wagten überall ohne triftigen Grund von diesem Gesetze gegen sie Gebrauch zu machen. Früher hatte die Regierung ihre „Commandos" gesandt und blutige Rache und Vergeltung an den Kaffern genommen, welche den Grenzboers etwa einige Stück Vieh fortgetrieben hatten; die Boers waren selbst mitgezogen und hatten sich reichlich entschädigt; man hatte den Buschmann nur wie einen Pavian niedergeschossen und auch den Kaffer nicht eben höher geachtet. In den Friedensschlüssen hatte zum Schein des Rechts ein Kaffernhäuptling „Ja" sagen müssen, wenn die Grenzen der Colonie weiter vorgeschoben wurden, und die Grenzboers gewannen wieder neue Weideplätze. Jetzt aber war durch den Einfluß der englischen Ansiedler und der Missionäre die Regierung zu menschlicheren Ansichten gekommen, indem sie auch den Kaffern gegenüber mildere und gerechtere Grundsätze walten ließ. So ward der letzte Friedensschluß der Regierung mit den Kaffern die äußere Veranlassung, daß jene Boers dem lange in der Brust genährten Widerwillen gegen die Regierung Folge gaben, indem sie ihre Güter verkauften und mit dem Feuerrohre in der Hand unter der Führung eines gewissen Retief in das Gebiet der östlichen Kaffern drangen. Hier hatte vor längeren Jahren ein gewisser Chaca, der schwarze Napoleon genannt, höchst tyrannisch geschaltet und war dann von seinem eigenen Bruder Dingaan meuchlerisch ermordet worden. Ein anderer Bruder, Panda, war ihm dazu behülflich gewesen, und jetzt wollte er auch diesen aus dem Wege räumen. Dieser entfloh jedoch und trieb sein Wesen an der westlichen Grenze des

Zoolareiches. Die Boers hatten nun von Dingaan die Umgegend von Port Natal käuflich an sich gebracht und verlangten die endliche Bestätigung des Vertrages, zu welchem Ende Rétief und vierzig andere Colonisten sich persönlich zu ihm begaben. Alles wurde nach Wunsch geordnet und endlich ein Schmaus veranstaltet, bei welchem die Colonisten unbewaffnet erscheinen sollten, weil, wie man vorgab, der König und seine Kaffern die Feuergewehre fürchteten. Sie gingen in die Schlinge und wurden meuchlings niedergestoßen. Man hatte geglaubt mit diesem Schlage die ganze Colonie zu vernichten. Allein die übrigen Boers fanden in einem gewissen Pretorius einen neuen tüchtigen Anführer, und Panda, der entflohene Bruder des Königs, zog ihnen mit 2000 Kaffern zur Hülfe. So gingen sie 400 Mann stark dem Dingaan mit seinen 12000 Kriegern entgegen, trieben ihn aus einer Stellung zur andern und schlugen ihn endlich in einer blutigen Schlacht. Die Möglichkeit dieses Sieges erklärt sich allein aus der erstaunenswerthen Gewandtheit, mit welcher diese Boers von ihren Pferden und von dem langen schweren Feuerrohre Gebrauch zu machen wissen. Ein jeder Boer hat nämlich noch zwei wohl abgerichtete Handpferde hinter sich, welche ein Hottentott als „Achterryder" (Hinterreiter) seinem „Baas" oder Herrn in einiger Entfernung stets bereit hält. Dieser steckt eine Hand voll „Loopers" oder kleinerer Kugeln in das lange „Roer", welches auf Elephantenjagden mit schweren Kugeln geladen wird, von denen 6 bis 8 aufs Pfund gehen, reitet auf 80 Schritt vor die Fronte des Feindes, springt von dem wohlabgerichteten Pferde, thut seinen sicheren Schuß und ist im nächsten Augenblicke schon wieder im Sattel, um im Galopp davon zu sprengen und wieder neu zu laden. Vier Kaffern fallen oft auf einen Schuß, und da ein jeder Boer auf seine eigene Hand kämpft, ewig flieht und wieder vorsprengt, so weiß der Feind nicht anzugreifen noch zu bleiben und sucht zuletzt nur immer wieder einen sicheren Zufluchtsort, während dem Reiter ein frisches Pferd stets zu Gebote steht. Diese Art zu kämpfen ist für die schwarzen Krieger um so verderblicher, als sie mit wahrem Heldenmuth die lichten Reihen immer wieder schließen. Auf den Kopf des

Königs Dingaan ward nach dem Siege ein Preis gesetzt von 42 Kühen, welchen zwei seiner Hauptleute verdienten. Panda ward wieder eingesetzt; die Colonisten aber nahmen als „Entschädigung für 40,000 Rirdalers Kriegskosten" das Gebiet zwischen den Flüssen Umgani und Tutugala in Besitz für sich und ihre Nachkommen nach eigends darüber aufgenommener ewiger Urkunde. Man mag hieraus ersehen, welcher Art die Männer sind, denen man zumuthen wollte, mit jedem ihrer Hottentottendiener erst einen Miethscontract zu machen oder um eines bösen Wortes willen gar vor Gericht zu gehen! —

In Betreff des Missionsortes Gnadenthal bemerke ich nur noch, daß derselbe am Eingange einer wilden Bergschlucht, Baviaanskloof, gebaut ist, aus welcher ein reicher Bach fließt, welcher die Mühlenwerke treibt und die schönen Gärten bewässert; daß ferner in der Nähe vom Abhange des Berges von dem leider noch in diesem Jahre (1840) verstorbenen würdigen Bischof Halbeck ein niedliches Wäldchen von Silberbäumen (Protea alba oder argentea) angepflanzt ist, von denen man glaubte, daß sie nur auf der Capschen Fläche und am Tafelberge gedeihen könnten. Bei dem schnellen Wuchse dieses Baumes und dem Mangel an Holz dürfte dieser wohlgelungene Versuch auch anderswo Nachahmung finden. Im Districte Zwellendam selbst, welcher vom Botriver und den Langehoogte Bergen bis zum Gauritzflusse sich ausdehnt und nördlich durch die Bergketten Ezelsjagd und Zwarteberg begrenzt wird, wohnen etwa 17000 Menschen, welche zur Hälfte Farbige sind. Obwohl der Boden nicht gerade vorzüglich ist, so gewährt doch die nahe und gute Verbindung mit der Capstadt bedeutende Vortheile. Daher hat hier, trotz der herrschenden Seuche, an welcher im Jahre 1839 gegen 5000 Pferde fielen, die Pferdezucht einen bedeutenden Aufschwung genommen durch Einführung englischer Vollblutshengste, und die ersten Schafzüchter Afrikas versuchen mit Erfolg in diesem Districte bedeutende Merinoschäfereien einzurichten. Im Dorfe Zwellendam, an einem kleinen Flusse in einem reizenden Thale gelegen, sind etwa hundert Häuser, eine Kirche und eine englische Schule; das neue Dorf Caledon wird wegen seiner heißen Quellen vielfach von Engländern aus der Capstadt

besucht, und Port Beaufort an der Mündung des Breede-Rivers verkehrt viel mit der Tafelbai, während der Norden seine getrockneten Früchte, ziemlich schlechte Weine und Branntwein, nach Beaufort und Graaf-Reynett zur Karroo hin liefert.

Nach längerem Verweilen in Gnadenthal trat ich am 2ten April meine Rückreise zur Capstadt an. Wir übernachteten wieder auf der Höhe des Sir Lowry Passes und hatten am Morgen von hieraus eine der herrlichsten Aussichten. Der Tag war warm, die Luft so durchsichtig, daß fern zur Rechten hin ein Stück des atlantischen Oceans wie ein blauer Gürtel mit dem Horizont verschmelzend sichtbar wurde, und mit dem Fernrohr nahm ich wahr, wie eben zwei große dreimastige Schiffe aus der Tafelbai in See steuerten. Zu meinen Füßen aber lag das hübsche Hottentott-Holland mit seinen lachenden Hainen, die weißen Capdünen und die False-Bai mit ihrem leuchtenden Wasserspiegel und über sie hinweg der Tafelberg und die luftige Bergkette, welche die capsche Halbinsel bildet. Ich machte den Weg zu Fuß hinab, um länger dies schöne Gemälde vor Augen zu haben, und begriff erst jetzt, mit welchen Schwierigkeiten die Anlage dieser Straße mußte verbunden gewesen sein, da oft nur Pulver und Meißel die Hindernisse überwunden hatte. Am Fuße des Berges hat ein Deutscher ein Magazin aller möglichen Waaren für Landleute eröffnet, und dort spannten wir aus, um mit frischen Kräften die Capfläche zu betreten; allein die Fahrt war wie immer traurig, langweilig und vor allem langsam; wir brauchten wiederum zwei volle Tage.

---

## Zweites Kapitel.

Meine zweite größere Reise trat ich am 5ten Mai an nach dem Norden zu. Ein junger israelitischer Kaufmann, der öfter schon den Orangestrom gesehen hatte, ward mein Wagenmeister; ein sechszehnjähriger Kafferknabe als Ochsenleiter und zwei Hottentotten, die ich monatlich mit je zwanzig Thaler bezahlte, meine Bedienung. Meine zwölf schönen rothen Ochsen von der trefflichen Namaqua-Race hatte ich bis hinter den Tigerberg

vorausgeschickt, um sie nicht gleich im Anfange im tiefen Sande zu sehr anzugreifen. Wir kamen an Pampoen-Kraal vorüber, wo jetzt das Dorf Urban im Entstehen ist, und betraten dann ein ziemlich schönes, mit sanften buschigen Hügeln bedecktes Land, auf denen der Zuckerbaum (Protea mellifera) durch schönes Grün der Zweige und blaßrothe Blumenkelche sich auszeichnete. Noch schöner ward die Natur, als wir, den Paardeberg mit seinen ringsherum zerstreuten Bauerhöfen und Weinbergen zur Linken lassend, den Paarlberg oder die Perle mit zwei weißen Felsmassen auf dem Gipfel und dahinter den Groeneberg erblickten, überragt durch die Gebirgsketten von Fransche Hoek und Drakensteen; denn die Umgegend der Perle ist sehr fruchtbar und wird für das beste Weinland der Colonie gehalten. Aber jenseits des Groote-Bergflusses, den wir am folgenden Morgen durchschnitten, ward die Gegend wieder öde und einförmig, und hier sah und schoß ich in einer morastigen Lache, dem sogenannten Vogelsee, den ersten Korhahn (otis afer), einen schönen Vogel mit schwarzem Gefieder und weißen Schwungfedern, von der Größe eines Haushuhns und beim Auffliegen gackernd wie dieses. Nächst dem wildschönen Ufer des kleinen Berg-Rivers, welcher aus der rothen Sandkluft (Roode-Zand-Kloof oder Nieuwe-Kloof) hervordringt, hat man eine mühsame, zuweilen gefahrvolle Straße zu passiren; denn unmittelbar zur Rechten hängen schroffe, zerrissene Felsen hinein und tief unten brauset der Waldbach über Felsblöcke dahin, während der schwere Wagen oft bis zu zwei Fuß hohe Felsbänke mit einem Rucke zu übersteigen hat. Die Straße nach Worcester wendet sich jenseits der Kloof an einem schönen Wasserfall vorüber nach Süden zu und führt zwischen zwei Bergketten zum Breede-River, der aus den Gebirgen von Mosterts-Hoek hervordringt. Ich ließ daher die Wagen fahren und ritt mit meinem Freunde nach Tulbagh, wo früher die Landdrostei des Districts war. Dreißig niedliche Häuser mit schattigen Gärten, Kirche, Pfarre und Schule erinnern noch heute daran. Ein Arzt und eine Apotheke versorgt die starke Bevölkerung der sehr fruchtbaren, reich bewässerten Umgegend, ein schottischer Prediger aber, der in wunderbarem Gemisch von Schottisch und Holländisch-

Afrikaniſch das Wort Gottes verkündet, zählt nur die Hälfte der Bevölkerung noch zu ſeinen Kirchgängern. Denn hier ſpielt die zweite Frage der Colonie: Sollen wir unſern eignen vernünftigen Prediger haben, oder ſoll die Regierung uns ihre myſtiſchen Prediger noch fernerhin aufdringen dürfen? Daher beſuchen Viele aus den nahen Meiereien ſchon lange gar nicht mehr die Kirche. Von Tulbagh aus ſieht man nach Oſten zu an einer hohen Gebirgskette über dichten unter ihm gelagerten Wolken einen etwas ſchmalen weißen Strich; das iſt der ſteile Weg über den Witzenberg und Schurfteberg, gegen welchen die Straße in der Nieuwe-Kloof nur Kinderſpiel ſein ſoll. Dort geht es zum kalten Bokkeveld hinauf, welches vornämlich im nördlichen Theile, dem ſogenannten Vrieslande, im Winter oft mit Schnee bedeckt iſt. Doch wachſen gerade dort die beſten Aepfel und Birnen neben dem ſchönſten Weizen der Colonie, und dort allein gedeiht neben dem Weinſtock auch der Kirſchbaum. Ein anderer Weg führt weiter ſüdlich durch den Bergpaß von Moſterts-Hoek, aus welchem der Breede-River heraustritt, in das warme Bokkeveld, welches von hohen Gebirgen rings umſchloſſen, ebenfalls ſehr reich an Früchten iſt, doch auch nur über Tulbagh mit der Capſtadt in Verbindung ſteht; dieſen Weg machte ich ſpäterhin von Worceſter aus zu Pferde, fand aber die Kloof zwiſchen den hohen Bergketten, durch welche der Breede reißend ſchnell dahinrollt, indem er mehr oder minder hohe Waſſerfälle bildet, zum Theil ſo unwegſam, daß ich kaum begreifen konnte, wie hier je Wagen durchzubringen ſein möchten. Denn gegen die Mitte der Kloof tritt noch ein kleiner Bach durch eine Nebenſchlucht herein, und dieſe muß man umgehen auf einem Wege, wo ſelbſt der Reiter ſein Pferd nur noch am Zügel führen kann. Ueber den Witzen- und Schurfteberg aber, wo das zweite Ausgangsthor des warmen Bokkevelds iſt, ſoll noch weit ſchwieriger zu fahren ſein; daher man lieber hier die Waaren auf Packpferden überführt, die leeren Wagen nachbringt und dann aufs neue ſie beladet. Jetzt ließen wir den Paß zur Linken liegen, indem wir auf dem rechten Ufer des Breede zwiſchen ſandigen Hügeln die Nacht zubrachten, um Tags darauf eine Fuhrt zu ſuchen, wo wir den angeſchwollenen, zwiſchen

sumpfigen Ufern in viele Arme getheilten Fluß überschreiten möchten. Dies geschieht nicht ohne Gefahr, wenn man zufällig ein „Zeekoe-Gat" oder eine der Vertiefungen trifft, die von den früher hier lebenden Hippopotamos oder Nilpferden herrühren; doch kamen wir glücklich über. Längs einer 3000 Fuß hohen Bergkette ging es dann weiter auf der linken Seite des Flusses an den Ueberresten eines erloschenen Vulkans vorüber, den sogenannten Slangheuveln (Schlangenhügeln). Indem ich auf diesen wunderbar zerrissenen Basaltfelsen herumkletterte, traf ich unverhofft auf eine gelbe Schlange von fast sechs Fuß Länge, die ich sogleich erlegte. Es war eine der sehr gefährlichen Haubenschlangen oder Cobras von goldgelber Farbe, zugleich die erste Schlange, der ich begegnet war. — Die hübsche junge Stadt Worcester, in einem schönen Thale zwischen den Flüssen Breede und Hex, erreichten wir am Abend des dritten Tages meiner Abreise von Tulbagh. Das große Regierungsgebäude, in welchem zugleich der Gerichtshof seine Sitzungen hält, eine hübsche Kirche und eine der deutschen Missionsgesellschaft gehörige Kapelle, dazu ein hundert und dreißig niedliche Häuser neben wohl bewässerten Gärten, in denen die köstlichsten Früchte aller Zonen wachsen, lassen leicht die neue Districtsstadt erkennen, welche ihr Regiment weithin nach Osten und Norden über die Karroo ausstreckt. Wir nahmen hier Proviant und frische Ochsen für den beschwerlichen Weg im Thale des Herenflusses und durchzogen nun zwei Tage lang dieses anmuthige dicht beholzte enge Thal, in welchem die schönsten Bauerhöfe des ganzen Kreises liegen. Die ersten Mimosenbäume mit ihren vier bis sechs Zoll langen weißen spitzigen Dornen bekam ich hier zu sehen. Doch als ich späterhin, im Anfange des Juli, das Thal in seiner ganzen Schönheit sah, die Bäume und Sträucher neben der Aloe und Hyacinthe überall in voller Blüthe, insonderheit eine Proteenart mit großen gelben Blumen prangend; dahinter dann wieder die wild zerrissenen schwarzen Kegelberge, welche in einer Kloof zum warmen Bokkeveld hin ihre riesigen Spitzen neben und über einander in wahrhaft schaudererregender Verwirrung erheben; den brausenden Strom mit seinen steilen Ufern immer wieder vor mir, sobald ich aus dem Dickicht

trat — denn vierzehn Mal muß man den Strom durchreiten — dazu dann plötzlich das erbärmliche Geschrei von sechs großen Affen, welche etwa dreißig Schritte vor mir über den Weg gingen und meine Pferde scheuen machten: da erst begriff ich recht, wie hier, zumal vom Wetter überfallen und allein, der Reisende sich wie im Reich der Heren fühlen muß. Bei höherem Wasserstande wird oft der Weg unmöglich, da das Bette des hin und her gekrümmten Flusses ganz mit Geröll belegt ist und ohne Gefahr nicht wohl durchfahren werden kann; aber auch sonst macht stellenweis sehr tiefer Sand und schlüpfriges Gestein im Flußbette den Weg beschwerlich genug. Daher erreichten wir erst am vierten Tage den Her-River-Berg, der nur mit Hülfe der eigenen Ochsen mühsam konnte erstiegen werden. An ein paar schlechten Bauerplätzen vorüber gelangten wir sodann am folgenden Tage zur sogenannten Drai, einem verfallenen Hofe in der Karroo, der früher eine Quelle hatte, die aber versiegt ist. Hier spalten sich zwei Wege nach Beaufort, der eine gerade durch die Wüste, der andere längs den schwarzen Bergen, und ein Hottentott verkauft für Rechnung seines Herrn im kalten Bokkeveld, dessen Winterweideplatz hier ist, den Reisenden ein wenig Gerste und Spreu zu Pferdefutter. Hier aber sollte zugleich das Ziel meiner jetzigen Reise sein, da mein Kaffer von den Blattern ergriffen wurde und nebst einem meiner Hottentotten nach Worcester zurückgeschickt werden mußte. Ich selbst fand wenig nördlich vom Her-River-Berge auf einem Bauerhofe des kalten Bokkevelds für einige Monate ein Unterkommen und hatte hier Gelegenheit mich mit dem afrikanischen Winter und seinen kalten Nächten sattsam zu befreunden, indem ich vom 19ten Mai bis zum 4ten September mit meinem Freunde daselbst verweilte. Unsere Erlebnisse fassen sich in kurzem dahin zusammen, daß wir mit der Thier- und Pflanzenwelt der Umgegend von Tag zu Tag mehr bekannt wurden und jeden Morgen die unangenehme Kälte des südafrikanischen Winters in den unheizbaren hohen Gemächern unseres gemietheten Hauses zu empfinden hatten. Zuerst ward ein großer Trupp Paviane (simia cynocephalus) verscheucht, der bei hellem lichten Tage die Gärten bestahl, indem einer derselben erlegt ward. Er war

alt und fing schon an grau zu werden; seine Hundszähne waren zwei Zoll lang, die Höhe in gerader Stellung drei Fuß fünf Zoll. Ich konnte nicht umhin seine Aehnlichkeit mit dem Menschen vorzüglich dem Neger einzugestehen, und da er unter Seufzen und Röcheln wie ein menschliches Wesen verschieden war, so war es mir fortan nicht möglich je wieder einen Schuß zu thun auf seines Gleichen. Rebhühner, Korhähne (otis afer), schwarze Fasanen, Becassinen, Enten und Wasserhühner, Hasen und mehrere Antilopenarten oder deren Feinde, als Leoparden, Schakals, wilde Katzen fanden sonst sich in der Nähe, und das Geschrei des Uhus und der Hyänen ließ dazu nächtlich sich vernehmen. Allein die Jagd selbst ward mir langweilig in dieser Einsamkeit, und ich erwähne nur der Erlegung eines sogenannten Captigers oder Leoparden, weil diese Jagd oft höchst gefährlich werden kann. Denn dieses Thier pflegt sich bei der Verfolgung in die Kronen der Bäume zu flüchten und dort unter den Blättern verborgen die Gelegenheit abzuwarten, sich auf den unvorsichtig nahenden Jäger zu stürzen. Mir gelang es jedoch rechtzeitig die bärtige Schnauze und die blitzenden Augen meines Feindes, eines bis zur Schwanzspitze über sechs Fuß messenden ausgewachsenen Männchens, auf 25 Schritt Nähe zu entdecken und sein Leben durch eine Kugel über dem rechten Auge schnell zu enden.

In Betreff der die Pflanzenwelt bedingenden Temperatur bemerke ich, daß unser hochgelegener Wohnplatz, etwa 8 deutsche Meilen von Worcester, sonst in den kältesten Monaten oder im Juli und August wohl mehrere Tage lang mit Schnee bedeckt zu sein pflegt, daß aber ausnahmsweise im Jahre 1840 dies nicht der Fall war. Wir hatten nur vom ersten Juni an des Morgens auf unserm Bache eine dünne Eisrinde wenige Linien stark, und am Tage pflegte die Wärme zwischen 14 bis 18° R. sich zu halten. Nur wenn es regnete war es kälter, und dies pflegte wöchentlich ein oder zwei Mal der Fall zu sein und selten länger als einige Stunden hindurch. Der Gipfel eines benachbarten Berges aber blieb die ganze Zeit hindurch und bis in den October hinein noch mit Schnee bedeckt. Schon gegen Mitte Juni trat ein so mildes Sommerwetter ein, daß rings herum

die Bienen auf den Blumen und Blüthen der afrikanischen Gewächse Honig sammelten beim klarsten Sonnenhimmel, während die europäischen Bäume blattlos oder mit verwelkten Blättern noch Winter feierten, indem die Nächte immer frisch und oftmals kalt zu nennen waren. Uebrigens war unser zeitweiliger Aufenthaltsort der einzige im kalten Bokkeveld, der wegen seiner niedrigern Lage der Winterweide in der Karroo nicht bedurfte, daher denn auch an einigen geschützten Stellen, wo die Sonne mehr einwirken konnte, ein wahres Treibhausleben sich entwickelte. So wuchs z. B. hier die schöne Kronleuchter-Euphorbie, wegen ihres weichen Stammes Butterbaum genannt von den Afrikanern, in einer Höhe von 6 Fuß und 13 Zoll Durchmesser, doch fehlten leider noch die schönen rothen Blüthen. Der Milchbaum, eine andere Euphorbie mit kleinen hochgelben Blüthen voll giftigen Milchsaftes, stand daneben und außerdem verschiedene Arten von Pelargonien, Winden, Myrten, Sumach, Lorbeer und hundert andere Gewächse, von denen es nicht lohnt die bloßen Namen zu nennen. Mit unserm Nachbar von Verkeerdevalley, eines der besten Bauerplätze im Bokkeveld, traten wir mit jedem Tage in ein freundlicheres Verhältniß und lernten manchen der andern Bauern kennen, die hier wie in anderen Theilen der Colonie alle mit einander verwandt sind. Man findet sich ganz behaglich unter diesen biederen gastfreien Leuten, deren offenes Wesen bei einer Pfeife Tabak oder einem Glase Wein mir manche frohe Stunde bereitete. Sie könnten leben wie Edelleute, wenn sie vermöge höherer Bildung das Leben besser zu genießen wüßten. Denn unser Bauer vom Verkeerdevalley, in dessen Besitzung der Süßwassersee gleichen Namens liegt, so genannt weil bei hohem Wasserstande ein einmündendes Flüßchen verkehrt zu fließen gezwungen ist, hatte neben seinen 7000 rheinländischen Morgen (à 600 Quadratruthen) noch 6000 Morgen Winterweide in der Karroo und einen Viehstand von hundert Pferden, viermal so viel Hornvieh und vier tausend Schafen und Ziegen; die Weizenernte, welche hier gewöhnlich zwischen dreißig bis sechszigfältigen Ertrag giebt, betrug drei hundert
und hätte zehn Mal so viel tragen können

culturfähige Boden bebaut wäre. Die Hottentottendiener hingen hier für wenig Lohn noch treu an ihren Herrschaften, daher es uns nicht möglich war einen besonderen Diener oder eine Magd zu miethen, während die Bauern nicht über Mangel an Leuten klagten. Mancherlei Geschichtchen von giftigem Gewürm und dergleichen hörte man aus ihrem Munde. So soll eine kleine Eidechse, „Geitje" genannt, in den Dächern alter Gebäude leben, deren Biß schnellen Tod herbeiführe; dann wieder soll ein zolllanger, weißer „Giftwurm", der in einem Röhrchen von Baumrinde lebe, welches er mit sich herumschleppt, Schafe und Ziegen beim Grasen in die Schnauze beißen, und ein murmelthierartiges Wesen in den Spalten der Felsen unter dem Namen „Dassie-Adder" so häßlich sein, daß jeder, der es nur gesehen vor Schrecken sterben müsse; oder wie die Hottentotten erzählen: es lagere auf den Kranzen*) oder Spitzen der Felsen ein Schlangenungeheuer, bei dessen Anblick Antilopen auf hundert Schritt wie versteinert ständen und endlich selbst in seinen Rachen sprängen. Weniger fabelhaft ist die Geschichte von dem Bienenteufel „Bij-mot", eines Insects, welches von den Larven der wilden Bienen lebt; denn ein durchaus glaubhafter Mann erzählte mir, daß er ein solches gefangen und nun gesehen habe, wie es mit seinem Stachel ein Stückchen Papier durchbohrt habe, indem es ein Tröpfchen weißer Flüssigkeit darauf fallen ließ, daß aber ein herbeigeführter Hund durch einen Stich in die Nase augenblicklich todt zurückgestürzt sei. Auch sei ein Hottentott einmal vor einem wilden Bienenstocke todt gefunden worden und hätte man nur glauben können, daß es durch den Stich dieses Insects geschehen sei. Ich selbst habe ein sehr unvollkommenes Exemplar dieses Thieres gesehen; es trägt die Zeichnung eines Todtenkopfes auf dem Kopfe, hat durchsichtige Flügel und schien mir zum Geschlechte der Horniſſen zu gehören. Uebrigens wird von den Colonisten Vieles für

*) Die Lagen der Gebirge Südafrika's sind immer in schräger Richtung und stellen auf dem Gipfel erhabene Terrassen vor, die man nur mühsam oder oft gar nicht besteigen kann. Diese rauhen Spitzen bezeichnet man durch den Namen „Kranzen" oder Kränze, und auf denselben sucht die Klippspringer-Antilope ihre Zuflucht.

giftig ausgeſchrieen, was es nicht iſt oder doch nur im geringeren Grade. Ich ſelbſt hatte nur Gelegenheit eine ſehr bösartige ſiebenzehn Zoll lange mannsarmdicke Schlange zu erlegen, deren unförmlicher Leib in einer zweizölligen dünnen Spitze endigte, eine braune ſogenannte Puffadder, welche zornig den dicken Kopf gegen mich aufhob und rücklings auf ihre Opfer ſich zu ſtürzen pflegt. — Ein großes Leben war ſtets an dem obengenannten See „Verkeerdevalley", worin ein ziemlich großer wohlſchmeckender Fiſch lebt, den man hier „Wittefiſch" nennt. Hier wimmelt es ſtets von Enten, Gänſen, Waſſerhühnern und Reihern und ſelbſt der prächtige Flamingo, der ſeltene Anhinga und der unbehülfliche Pelican trifft dort zuweilen ein; allein es fehlt in dieſem Lande überall das laute kraftvolle Geſchrei der Vogelwelt, denn ſelbſt die Krähen bleiben weit hinter dem durchdringenden Gekrächze ihrer europäiſchen Schweſtern zurück; es fehlt das laute Froſchconcert unſerer Frühlingsabende, man meint eher ein Heimchen zirpen zu hören als das Gequake eines Froſches zu vernehmen, wenn dieſer ſeine feine eintönige ſchwache Stimme hören läßt. Selbſt die Eulen ſchreien nur halb furchtſam in die Nacht hinein. Nur der Korhahn in den weiten Thälern des Landes iſt nicht ganz karg mit ſeiner Stimme, und in den Büſchen läßt die Turteltaube ſich vernehmen; ſonſt aber iſt Alles nur ein Anſatz zur Muſik, doch nirgend wahre Melodie. Dagegen erfreut ſich das Auge an den glänzenden Kleidern der kleinen grünen, blauen oder hellgrau gefärbten Zuckervögel, an dem ſtolzen Touracou (corithaix persa), dem glänzenden Goldkukuk oder am zierlichen Neſte des Webervogels, welches unzugänglich an der Spitze eines Rohrhalms dicht über dem Waſſer ſich ſchaukelt. Alles iſt nur fürs Auge und daher ſelbſt beim Menſchen der Sinn für Muſik gewiſſermaßen todt geblieben. Denn ich meinestheils habe keinen muſikaliſchen Hottentotten kennen gelernt, und unſere Coloniſten kannten wenig von jenem Zartgefühl, welches allein durch Unterſtützung der Muſik recht ausgebildet werden kann. Sie waren gaſtfrei, aber grob und ſtolz; ſie fühlten meine Noth ohne die Begierde unterdrücken zu können, davon zu profitiren; ſie hüteten ſich zu fluchen und zu ſchwören und beteten gemeinſam früh am Morgen

wie am Abend, lasen aber außer Bibel und Psalmbuch kaum ein anderes Buch als das beliebte geistliche Werk „De Donderslag der Gotloozen", sich mehr erfreuend am Verderben der Bösen, als an des Sünders Rettung vom Verderben. Dagegen gilt was in die Augen fällt, und wer nur weiße Farbe hat, mag er auch sonst ein noch so schlechter Kerl sein, gilt mehr als jeder Hottentott, wenn man den weißen Mann nur irgendwie einmal gebrauchen kann. Mich wenigstens verletzte es oft, wenn ich mit einem weißen entlaufenen Sträfling, der aber zugleich Blechschläger, Grobschmied und Maurer war, am Tische wie auf gleichem Fuß behandelt ward, und auch jenes Stückchen von Stolz und Herablassung, welches bei diesen freien Afrikanern in ihre Höflichkeit sich einmischt, hat mich oft tief verwundet. Diesen Mangel an Zartgefühl hatte ich besonders noch bei meiner Abreise zu erfahren, wo sichs um den Verkauf von Ochsen handelte, indem namentlich das weibliche Geschlecht dabei um jeden Preis noch zu gewinnen suchte. Man muß jedoch bedenken, um solches Alles richtig zu würdigen, daß der holländische Boer, der sich selbst lieber „Afrikaner" nennt, in Betreff der Bildung ganz mit den Leuten seines Standes in den aufgeklärtesten Ländern Europa's auf einer Stufe steht, wo ähnliche Eigenschaften genau mit diesem Bildungsgrade selbst verbunden sind.

Ich will nun, bevor ich den Leser zu andern Theilen dieses eigenthümlichen Landes führe, von einer Ausflucht noch berichten, die ich auf einem tüchtigen Grauschimmel der andalusischen Race, die aus Brasilien eingeführt im Norden der Colonie gezogen wird, zehn deutsche Meilen weit in die Karroo unternahm, welche eben der Sammelplatz der Heerden war. Der Weg führte in einem engen Thale zwischen hohen kahlen Bergen zunächst zur Drai und durch die Pinaars-Kloof zur Karroo selbst. Niedrige Büsche bedecken den Boden, der bald sandig bald thonartig oft mit Felsstücken besäet ist, und von Zeit zu Zeit von einem trockenen Flußbette durchschnitten ist. Obwohl es eben jetzt am häufigsten regnete, so war doch nur selten ein Pfuhl Wassers stehen geblieben, und in den Flüssen hatte sich das Wasser fast eben so schnell verlaufen als der heftige Guß es gebracht hatte. Das Gebirge von Pinaars-Kloof war aber

insonderheit rauh und kahl, indem die grauen glatten Granitmassen ohne alle Spur von Vegetation gleich einem riesigen Dache sich aus dem engen Thale erhoben. Im kurzen afrikanischen Galopp hatten wir den ganzen Weg bis zum Abend um 8 Uhr zurückgelegt, indem nur zwei Mal auf ein Stündchen abgesattelt war auf der Drai und in Pinaars-Kloof, eben noch früh genug, um vor der Nachtzeit Aufnahme zu finden bei einem alten Flamländer, der nur mit Aschkuchen und geräuchertem Fleische uns bewirthen konnte. Eine bittere Kälte ließ mich kein Auge schließen in der luftigen Hütte, und obwohl das Wetter wie gewöhnlich schön und heiter war am folgenden Morgen, so schien mir doch der Karroowind sehr scharf und schneidend zu sein. Der alte Colonist hat hier mit seinem Kriegscameraden, einem alten Polen, ein großes Stück Ackerland mit Weizen, Hafer und Gerste bestellt, und die Saat sah versprechend genug aus auf dem rothen Karroogrunde; allein mir kam die Gegend im Ganzen abscheulich vor, fast wie die Lüneburger Haide, und wäre nicht eine Quelle und das Bette eines Bergstroms vorhanden, so würde jede Bebauung hier unmöglich sein. Einige hundert Schafe und Ziegen und wenig Kühe und Zugochsen waren daher kaum über Sommer ohne Verlust von den Colonisten durchzubringen gewesen, die sonst mit ihren hottentottischen Weibern und hübschen weißen Kindern in dieser Abgeschiedenheit ganz behaglich zu leben schienen. Gruppen spitziger Felsen liegen wie kleine Städte oder Schaf- und Ziegenheerden auf dieser Wüste vielfach gelagert, und schräge Lagen blauen Tafelschiefers, aus denen starke Platten von elf Fuß im Quadrat gebrochen waren, bildeten einen Hügel von großem Umfange. Ein Strauß ließ in der Ferne sich erblicken, scheinbar kohlrabenschwarz, und gelblichgraue Namaqua-Rebhühner von der Größe unserer Turteltauben gewahrte ich hier zum ersten Male. Merkwürdiger aber war mir das Zusammentreffen mit einem Manne von der Paarl (am Großen Bergfluß), der als Viehhändler eben 3000 Hammel von jenseits des Orangestromes hertrieb in Begleitung eines jungen Griquahottentotten von lichtbrauner Hautfarbe, der unter dem weißen mit Straußfedern gezierten Filzhute ein paar blitzend schwarze Augen sehen ließ.

Wie alle afrikanischen Colonisten trug derselbe ein gelbes Beinkleid von gegerbtem Schafleder, aber sein Oberleib war in ein rauhes Fell gehüllt und von der Schulter wallte ein Caroß von Schakalfellen. Pulverflasche, Kugelbeutel, Wasserhorn und Feuerrohr vollendeten den Aufzug dieses jungen Menschen, der vor sechs Jahren aus einem Blutbade war gerettet worden, welches die Basters unter seinem Volksstamme angerichtet hatten, und dann bei diesem Handelsmanne Kost und Kleidung gefunden hatte.

Diese Basters oder Bastardhottentotten lernte ich bald darauf näher kennen, indem ich am 4ten September den Versuch machte mit meinem Wagen tiefer in das Innere des Landes vorzudringen. Wir waren durch die weite Bokkevelds-Poort (Pforte) auf einem etwas sandigen Wege in die Karroo vorgedrungen, aus der man jetzt die Heerden fett und wohlgenährt zu den Bauerplätzen zurücktrieb, während doch deren kleine dornige Stauden und Fettpflanzen überall noch in den glänzendsten Farben prangten; wir hatten am „Kleinen Doornflusse die Familie eines Colonisten aus dem Vrieslande getroffen, die nun seit fast vier Monaten zigeunerartig in Wagen und Zelten gelebt hatte und jetzt zum gänzlich verlassenen Wohnhause zurückkehrte, um Feld und Garten und Weinberg zu besorgen; hatten am Großen Doornflusse zwischen blauen Schieferhügeln eine schöne Quelle von leichtem Schwefelgeschmack gefunden und ein heftiges Gewitter ausgehalten, welches die Nacht hindurch wüthete und noch den ganzen folgenden Tag regnen ließ, und waren dann durch eine platte wüste dürre Landschaft über das trockene Bette des Ongelocks (Unglücks)-Rivers zur Gemsquelle und zum Tanqua-River gekommen, als wir an den buschigen Ufern dieses Flusses einige verlassene Kraals dieser von Europäern gezeugten Hottentottenfamilien entdeckten. Hier nun hatten wir neben den hohen Mimosenbäumen auf einer grünen Matte das Lager aufgeschlagen, und ich erfreute mich eben an dem Geschrei der Frösche und an dem Grün der babylonischen Weiden, als zwei junge Reiter mit gelben weiten ledernen Beinkleidern, gleichen Jacken und grauen Hüten daher kamen, die großen Flinten auf der Schulter. Beide

hatten ächt europäische Züge aufzuweisen, der Eine war sehr schön gewachsen und hatte ein einnehmendes Gesicht. Ihre Haut war ziemlich braun, die Haare schwarz und schlicht, die Augen schwarz und ausdrucksvoll. Zwei Stunden entfernt, so sagten sie, lagere ihre Horde an einer Quelle auf dem Wege, der von dort längs des ganz mit Wasser gefüllten Rhenosterflusses in fünf bis sechs Stunden zu den Roggeveldbergen führe. Ich schenkte ihnen einige Schüsse Pulver, da ich den erbetenen Verkauf desselben nicht erfüllen konnte, und schickte mich an die Horde aufzusuchen, während die jungen Reiter der Spur eines hottentottischen Banditen folgten, der ihnen verschiedene Kühe geraubt und verzehrt hatte, und den sie in einer Schlucht der nahen Rhenosterberge jetzt vermutheten. Vier Weiber und einige ganz nackte Knaben und Mädchen, ein älterer Mann und ein sechzehnjähriges Mädchen, deren Wangen mit zwei braunen oberhalb des Nasenbeins brillenartig verbundenen Flecken bemalt waren, wurden alsbald in den drei schlechten bienenkorbähnlichen nur mit dünnen Bastmatten bedeckten Hütten von mir aufgefunden, und zwei sehr baufällige Wagen standen daneben. Zwei der Frauen, von denen jede mit ihren Kindern einen eigenen Pontok bewohnte, gehörten dem alten Baster; der Reichthum der ganzen Horde bestand indeß nur aus einigen hundert Schafen und Ziegen, wenig Pferden und etwa funfzig Stück Rindvieh. Ich glaubte nicht, daß ich diese braven Leute, die ich jetzt mehr nur aus Neugier aufgesucht hatte, sobald als Freunde in der Noth gebrauchen sollte. Indeß das Schicksal wollte es, daß bei der schon an und für sich höchst schwierigen Besteigung der 3 bis 4000 Fuß hohen Roggeveldberge, welche allein durch Hülfe der dortigen Viehzüchter (Bee-Boers) hatte bewerkstelligt werden können, mein Freund W. durch unvorsichtiges Herabreichen seines Gewehrs vom Wagen die ganze rechte Hand einbüßte, was mich zur eiligen Rückkehr zwang nach Worcester. Da nun wollte Niemand dieser trägen gottesfürchtigen Viehbauern, von denen mancher wohl 200 Pferde hat, sich unsrer Noth erbarmen; da halfen mir allein die guten ungetauften heidnischen Basters für wenig Pfunde Kaffe, Zucker und Reis, und brachten unsern Wagen zurück bis an den Großen

Doorn, wodurch allein es möglich ward mit unseren eignen abgetriebenen Thieren, die nun in 20 Tagen mehr als 80 Meilen zurückgelegt hatten, die alte Heimath wieder zu erreichen.

Das erwähnte Unglück war zugleich der Grund, weshalb ich auf diesem Wege nicht wie es mein Plan war, bis zum großen Strome vordringen konnte, um jene wilden Völkerstämme der Buschmänner und Korannas näher kennen zu lernen, deren Leben seit den Reiseberichten eines Burchell und Campbell (1812 bis 1821) durch den Gebrauch des Feuergewehres, wie das der Kaffern, ein ganz anderes geworden ist. Denn von den Korannas, welche wie die Bitschuanen und Buschmänner nur eine besondere Art des großen Hottentottenstammes sind, wurde mir erzählt, daß im Jahre 1833 etwa dreihundert, oder nach Anderen fünfhundert Mann mit Feuergewehren wohl bewaffnet, über den Gariep gekommen seien, um an verschiedenen Punkten Einfälle in die Colonie zu machen. Sie hatten meistens zu den Missionen gehört, die häufig von diesen schlauen Wilden nur als Gelegenheit benutzt wurden, um in den Besitz eines Feuergewehrs zu gelangen oder klug zu werden wie die Weißen, die man dann besser überlisten konnte; denn nur aus solchen Gründen wünschte schon der Häuptling von Littakun im Jahre 1820 das Gedeihen der Missionen in seiner Stadt. Zu ihnen gesellten sich noch viele Buschmänner und andere Hottentotten, und es geschah der erste Angriff auf das Nieuweveld im Districte Beaufort. Die gegen sie ausgesandte Landmiliz der aufgebotenen Boers wurde zurückgeschlagen, der Feldcornet Steenkamp im Roggeveld nach tapferer Gegenwehr im eigenen Hause getödtet, und hier wie im westlich gelegenen Hantam geraubt und gemordet. Da sammelte der Veldcommandant Redlinghuys, Besitzer der Hochebene des Hantamberges eine starke Abtheilung berittener Bauern und Basters und traf die Räuber mitten in der Wüste des Buschmann-Landes am Hartebeest-River, gerade an dem Punkte, wo man diesseits des Orange das letzte Wasser antrifft. Obwohl der Feind an Zahl weit überlegen war und aus einem Versteck von Büschen und Höhlen den Angriff erwiderte, so siegten doch die Afrikaner vollkommen, indem sie von Nachmittags zwei Uhr bis tief in die Dunkelheit

fortkämpften. Man hatte 3500 Schüsse gethan und nur ein kleiner Rest der Banditen war unter dem Schutze der Nacht entkommen, alles Vieh aber kam wieder in die Hände der Eigner. Nur einige Basters und ein Colonist waren umgekommen, mehrere aber verwundet, da die Korannas sehr geschickt mit dem Feuergewehre umzugehen wissen; doch sagen die Colonisten allgemein, daß die Schwarzen stets den Muth verlieren wenn sie sich mit Kühnheit angegriffen sehen. — Werden solche Züge gegen die mit vergifteten Pfeilen schießenden Buschmänner unternommen, welche bei der Verfolgung sehr häufig das geraubte Vieh tödten, so bedient man sich der sogenannten „Giftdoctoren," die allein im Stande sind die bösen Folgen der Vergiftung abzuwenden. Diese Giftdoctors finden sich eigentlich nur unter den Buschmännern; allein ein junger Hottentott versieht seit mehreren Jahren jetzt diesen Dienst bei dem Feldcommandanten und hat seine Lehrzeit mit dem Verschlucken von Schlangengift angefangen. Als er aber von einer Schlange nun wirklich einmal sich hatte beißen lassen, schwoll er am ganzen Leibe an, wurde steif und wäre gestorben, wenn nicht ein alter Giftdoctor schnell herbeigerufen wäre. Dieser gab dem Kranken seinen Urin zu trinken und einen Aufguß, der aus einigen Lappen seiner schweißgetränkten Kleider gezogen war. Darnach machte er ihm Einschnitte auf den Schultern, der Brust, dem Rücken, den Armen und der Stirn und impfte ihn daselbst mit dem Gifte der gelben Schlange, der Puffadder und anderen Gewürms. Seitdem ist der Hottentott ein sehr berühmter Giftdoctor; die Ausdünstungen desselben aber sind so verpestet, daß man es kaum eine Minute in seinem ekelerregenden Dunstkreise aushalten kann. Nur wenn der Doctor sich von einer Schlange in die Pulsader beißen läßt, soll ihm das Gift gefährlich werden; so wenigstens fand der alte Giftdoctor seinen Tod. Doch selbst nach seinem Tode noch hatten die schmutzigen Lappen seiner Kleider ihre Wirkung gegen den Biß einer Hornschlange unzweifelhaft bewährt. Ein anderer Bauer im Roggeveld war erst nach drei Monaten von solcher Giftwunde genesen durch den Giftdoctor, meinte aber, daß er sich nie wieder einer rechten Gesundheit werde erfreuen können.

## Drittes Kapitel.

Mein armer Freund hatte doppelte Schmerzen, daß er die Ursache sein sollte mich von der beabsichten Reise nach dem Innern abzuhalten und drang in mich, ihn in Worcester allein zu lassen. Daher entschloß ich mich denn jene Völker auf einem anderen Wege kennen zu lernen, indem ich die Reise zu Pferde versuchte an der Seite eines getreuen und erfahrenen Mannes aus Worcester, der mich nach 66 Tagen glücklich wieder hierher zurückbrachte, nachdem in der ganzen Zeit kein Tröpflein Regen auf mein Haupt gefallen war.

Mit zwei Packpferden, welche Thee, Kaffee, Zucker, Zwieback, Wein, Branntwein, eine Flasche Cognac, zwei Wasserkalabassen, einige Blechkannen und etwas Wäsche trugen, brach ich am 15ten November auf in Begleitung eines früheren Amtsboten, des alten Smüts, der alle Winkel der Colonie kannte und eine gute Doppelbüchse auf der Schulter trug. Wir Beide hatten unsere besondern Pferde und immer im kleinen Trabe reitend passirten wir noch an diesem Tage die Kloof von Mostershoek, welche mit Bäumen und Gesträuch am Ufer wie an den Abhängen dicht bewachsen, namentlich bei der oben beschriebenen Nebenkluft einen großartig strengen Anblick wilder Schönheit gewährte. Auf einem der zwölf schönen Bauerplätze von je etwa 4000 rheinischen Morgen, welche dies kleine wohlbewässerte Ländchen des warmen Bokkeveld enthält, übernachteten wir, rings umschlossen von hohen Gebirgen. Im Süden und Westen sind die Gebirge von Worcester und Breede-River, im Osten ein hoher tafelförmiger Berg, dem Tafelberge der Capstadt sehr ähnlich, im Norden der Gaidouw- und Schürfteberg. Wir zahlten nur für das Futter unserer Pferde, wie das noch überall der Fall ist, wo die Engländer sich noch nicht niedergelassen haben, und drangen dann nordwärts über die ebenen aber doch steilen Rüggens des Gaidouw, von dessen Höhen man alle Plätze des warmen Bokkevelds gemächlich übersieht, zu dem Theile des Koude- (kalten) Bokkeveld vor, den man Vriesland nennt, ein langes Thal, welches durch die Bergkette der Zwarte-

Rüggens von der Karroo geschieden ist und durch die Kette des Schürfteberges vom oberen Elephantenflusse. Selten bemerkt man die unter dem Namen Rhenosterbosjes bekannte Haideart, die immer einen dürren Boden verräth; die Gebäude der Plätze sind gewöhnlich von einem kleinen Eichen- oder Pappelgehölz umgeben, das ganze Land aber von grünen Weiden bedeckt. Die Obstgärten liefern vorzügliches Obst, der Weizen ist vielleicht der beste der Colonie. — Eine kahlere, grindig zerrissenere Bergkette als die des Schürfte- (Schorf) Berges, die ich zur Linken ließ, indem ich noch am Nachmittage bis zum Tafelberge des Vrieslandes und weiterhin vordrang, ist kaum zu denken, unheimlicher aber fühlte man noch beim Anblick eines Pfahles, der hart am Wege stehend zwei Menschenschädel trägt als Erinnerung an die Gerechtigkeit, die vor fünf Jahren an zwei Sclaven vollzogen ist, welche im Rausch des Freiheitsschwindels mit mehreren ihrer Genossen den eignen Herrn ermordet und andere Schandthaten vollführt hatten. Wiederum übernachtete ich auf einem schönen Platze, der wie ein Edelhof eingerichtet war und mehr als vier hundert Schock Weizengarben und eben so viel Gerste eingetragen hatte. Wäre nicht die Unbequemlichkeit der winterlichen Auswanderung zur Karroo, so möchte das Vriesland leicht das glücklichste Land der Colonie genannt werden. Ich wenigstens warf sehnsüchtig meinen Blick dahin zurück, als ich am folgenden Tage an den beiden letzten Plätzen desselben vorübergekommen war, um noch die Clands-Kloof zu durchreiten, welche zwei gute deutsche Meilen lang das Bokkeveld mit dem oberen Theile des Elephantenflusses verbindet. Am Ende dieser engen, wie immer unwegsamen Schlucht, da, wo sie eben sich ein wenig erweitert, liegt ein armseliger Platz gleiches Namens, in welchem die Nacht mich Herberge zu suchen zwang. Hier wohnt ein grober schmutziger Mann, nach dessen Bilde ungerechterweise Engländer nur zu oft den afrikanischen Boer überhaupt geschildert haben. Ich schlief in einem unreinlichen Bette, welches er für rein ausgab, wurde bis auf das letzte Geheimniß meines Blutes ausgefragt und mußte für sechs Hafergarben dann zwei Thaler Preußisch oder vier Capthaler zahlen.

Nicht weit von hier durchreitet man den Elephantenfluß, und die ewigen Berge fangen gleich wieder an. Indeß war ich um 9 Uhr früh auf dem reichen Platze eines heiteren Dänen, dessen Vater vor einigen zwanzig Jahren den bloßen Weideplatz in Cultur brachte und der jetzt über acht hundert Schock Weizengarben, ein und zwanzig Legger (à 800 Bouteillen) sehr guten Weines und sechs Legger Branntwein abwarf. Orangen, Pisang, Dattelpalmen und andere Edelfrüchte des Südens wuchsen in seinen weitläufigen Fruchtgärten, in denen er mich freudig herumführte; aus einem einzigen Weizenkorne waren, wie ich selbst zählte, 139 Aehren gewachsen. Wir mußten indeß noch heute nach Clanvilliam und dorthin führt ein sandiger Weg zunächst durch eine hohe Berggegend, dann abwärts zur Furth des Flusses, die wieder auf das rechte Ufer führt, und nochmals aufwärts über eine sandige Höhe. Trotz mehrerer Empfehlungsbriefe gelang es mir kaum in diesem traurigen Dorfe, welches mit seiner Kirche und einigen zwanzig lehmbeworfenen Häusern im tiefen Sandmeere gelegen ist am Ufer des Jan-Disselbaches, für diese Nacht ein Unterkommen zu finden, bis endlich ein alter ungarischer Soldat, vom Stamme der Magyaren, wie er sagte, sich unserer erbarmte. Doch darf ich nicht vergessen zu erwähnen, wie diese guten Leute theilnehmend für mich sorgten, indem ich mich zur Weiterreise nach dem großen Strome vorbereitete. Diesen beschwerlichsten Theil meiner Reise durch die wüstesten, unwirthbarsten Lande der Colonie, hin und zurück fast ein hundert und zwanzig deutsche Meilen Weges vollendete ich in neun und zwanzig Tagen. Ein Hottentott diente zunächst als Wegweiser über das Gebirge; allein so schlecht war der ungebahnte Pfad im tiefen Sande, der uns aufs rechte Ufer des Jan-Dissel-Rivers und weiter durch eine von hohem Schilfgrase bedeckte Niederung über ein zweites Bächlein dem rechten Ufer des Elephantenflusses wieder nahe brachte, daß wir dem Führer, der zu Fuß lief, kaum zu folgen vermochten. Dieser Fluß stößt hier hart ans Gebirge, zu dem ein beschwerlicher Fußsteig aufführt; sein linkes Ufer schien sehr sandiger Natur. Die Nardouw-Berge aber, in welche wir jetzt eindrangen sind über alle Vorstellung wild und zurückschreckend. Nur Murmel-

thiere, die Klippdaſſies, ſitzen zu Dutzenden auf dieſen großen Steinblöcken, die Fels auf Fels über einander geworfen ſind, hie und da von einigen dichten Klumpen Gebüſches unterbrochen, oder ein feuchtes Plätzchen, eine Valley, einſchließend, wo Gras und Waſſer zu finden iſt. An einer ſolchen ließ ich ein wenig abſatteln und war nicht wenig erſtaunt beim Herumſtreifen auf eine Truppe Faſanen zu ſtoßen. Dann aber ging es noch wieder eine gute Stunde auf der wilden Bergkuppe fort bis der Weg ſich zum Doorn-River ſenkt, jedoch ſo ſchlecht, daß wir die Pferde faſt immer führen mußten. Hier lag ein ärmlicher Platz, deren Beſitzerin uns aufs freundlichſte herbergte und unſern Pferden noch ein wenig Gerſte gab. Das Ländchen Maskamma, welches jenſeits des nie austrocknenden von großen Mimoſenbäumen eingefaßten Großen Doornfluſſes längs dem Elephantenfluſſe bis zum Hantamfluſſe ſich ausbreitet, durchzogen wir an einem Tage bis zu dem freundlichen Platze von Maskamma-River, den wir um 8 Uhr früh erreichten, noch eine bergige Gegend durchreitend und dann ein ſcheinbar fruchtbareres weniger bergiges Gelände paſſirend. Ein verfallener Platz am Hantamfluſſe, Namens Trutru, war unſer Nachtquartier; der Fluß ſelbſt, deſſen breites tiefes Bette wir am Morgen des 24ſten November durchritten, hatte nur wenig faſt untrinkbares Waſſer; aber zwei hohe Bergketten begleiteten ihn, an deren Abhängen ich zum erſten Male den Kookerboom erblickte, eine Art Aloe, deren weißgrüner Stamm oft zwei bis drei Fuß Durchmeſſer hat und in Mannshöhe vom Boden kronleuchterartig in viele Zweige ſich theilt, von denen jeder am Ende einen Klumpen lanzenförmiger dicker Aloeblätter trägt, ſo daß man aus der Ferne Palmbäume zu ſehen glaubt. Das weiche und poröſe Holz des Stammes macht dieſen Baum geſchickt zur Bereitung von Köchern, die man aus ſeinen jungen Stämmen fertigt; daher der Name Kookerboom. Ein Buſchmannskraal war demnächſt unſern unſeres Weges, und dort ſattelten wir ab. Die ſchmutzigen Halbwilden, zwei Männer, fünf Weiber und eben ſo viel nackte Kinder, lagen um ein Feuer, welches in einer runden, etwa 3 Fuß hohen und 10 Fuß weiten Umzäunung von über einander gelegten trockenen Büſchen brannte.

Man reichte mir einige Scheiben schönen Honigs, den man so eben aus einem hohlen Kookerboom entnommen hatte; allein die schmutzige Kleidung der Weiber, zerrissene Röcke von gegerbtem gelben Leder, Glaskorallenschnüre am Halse und Karosse von Schaffell über den Schultern, so wie die Bogen und Köcher der eben so schmutzig mit zerrissenen Beinkleidern und abgeschabten grauen Hüten bekleideten Männer, in denen je ein vierzig vergiftete Pfeile steckten, erfüllten mich mit Ekel und mit Furcht zugleich. Sie standen im Dienste eines Boers, dessen Vieh sie hüteten; allein wer mochte vorher sagen, ob nicht Begierde über Nacht sie faßte sich fremden Gutes zu bemächtigen, wenn die Gelegenheit nun eben günstig schien? — Wir schliefen diese Nacht im Freien unweit eines kleinen Platzes, Elandsfonteyn genannt, und von hieraus war meine Reise so langweilig, die Wüstenei so immer unverändert, daß mein einziger Gedanke stets nur auf Wasser und Weide für meine Pferde gerichtet war. An den Karreebergen, die wir zur Rechten ließen mit ihren platten kahlen Gipfeln, erblickten wir zuweilen einige Springbock-Antilopen und Strauße und trafen noch auf eine Horde Basters, die hier das Vieh eines Boers vom Elephantenflusse hüteten; dann ging es weiter durch die trocknen Betten des Zwarte-, Doorn- und Groene-Rivers zu einem Platze Brakke-Fonteyn, wo es noch einmal wieder Gerste für die Pferde gab und Betten für die Nacht, am Fuße der Kamiesberge. Durch die wüste Hochebene dieser Berge drangen wir weiter vor auf den abscheulichsten Wegen über Klip-Valley nach Matjes-Fonteyn, dem Wohnsitze eines alten Hamburgers, Stoffel Dreyer, der zahlreiche Plätze besitzt und je nachdem Wasser und Weide vorhanden ist, mit seinen Heerden wechselt. Seine Frau, die in ihrer Jugend vom Pferde herab manchen Buschmann tapfer niedergestreckt hat, wie Le Vaillant erzählt, war eben 75 Jahr alt zu Clanvilliam, um noch vor ihrem Tode die Confirmation und das heilige Abendmahl zu empfangen; dort hatte ich sie gesehen und äußerte sie auf meine Frage, ob sie des französischen Reisenden noch wohl sich entsinne, er sei „een kleine knappe Keerl" (ein kleiner firer Kerl) gewesen. Glücklicherweise erleichterten mir die kurz zuvor in dieser Ge-

gend reichlich gefallenen Regengüsse die Beschwerden meiner Reise, indem alle Wasserpfützen, „Fonteynen" genannt, wohl gefüllt waren; allein die Nächte auf den Hochebenen waren so bitter kalt, daß zwei wollene Decken und eine doppelte Lederdecke kaum hinreichten mich warm zu erhalten. Noch an zwei Plätzen waren wir vorübergekommen und hatten die letzte Nacht auf einem bedeutend hoch gelegenen, aber von Menschen verlassenen Orte, der Namaquas-Klip, zugebracht, wo schönes Trinkwasser war, als wir am 30sten in dem kleinen Koussie oder Kowsiesfluss, der eben ein wenig Wasser hatte, die Grenze der Colonie überschritten. Und freilich giebt es darüber hinaus in Klein-Namaqualand noch Viehbauern, welche als Unterthanen der Colonial-Regierung betrachtet werden, sogenannte Treckboers, die mit ihren Wagen und Zelten nomadenartig herum ziehen, um ihren Heerden neue Weideplätze zu suchen, allein die Natur selbst hat hier der eigentlichen Ansiedelung die natürliche Grenze gezogen. Denn die Strecke von hier bis zum Gariep, auf der durch Vermittelung eines solchen Treckboers zwei Namaquahottentotten mich begleiteten, wird immer trauriger und unfreundlicher; ganze Heerden von Straußen, Springböcken und Quaggas haben hierher auch den Löwen gezogen, dessen Brüllen man allnächtlich hört, und nur der Hottentott vom Stamme der Namaquas, der etwas höher und überhaupt besser gebaut ist als der Buschmann und wie dieser noch der vergifteten Pfeile sich bedient, wenn er nicht eben eine schlechte Feuerwaffe hat erstehen können, nur dieser kann an einem solchen Lande sich genügen lassen, wo statt der Quellen nur noch Wasserlachen für die Heerden vorgefunden werden. Mein alter Smüts und ich, wir hatten fast den Muth verloren auf diesem harten mit Thonschieferstücken vermischten Boden, dessen wenig elende stachlichte Büsche kaum den Namen einer Vegetation verdienten, da ihre seltenen kleinen fetten Blätter kaum ins Grüne spielten und rings herum nur nackte Felsen in der Nähe oder einzelne kahle Berge in der Ferne sichtbar wurden. Eine Heerde von etwa dreißig Quaggas, die wir hinter einem felsigen Vorsprunge überraschten, floh mit erhobenen Schweifen in Windesschnelle davon, das einzige Lebendige, was wir an diesem Tage erblickten.

Die Wasserpfütze von Zebrafonteyn ließ uns noch einmal Halt machen; dann sahen wir die Bergkette längs des rechten Stromufers vom Orange und bald nachher einen schwarzen Punkt in der Ferne. Das war die Schlucht von Kockfonteyn, welche uns zum engen Flußthale des ersehnten Stromes führen sollte. Hier am Rande der Hochebene hielten wir in der Nähe des Wohnplatzes eines Colonisten Namens Westhuysen. Vor uns rollte der majestätische Strom seine hellglänzenden Wogen dahin, eingefaßt zu beiden Seiten von dem herrlichen Grün dichten Gesträuchs, über welches fein gebauete Weiden, Mimosen mit gelben süßduftenden Blüthen und Karree- (Dorn-) Bäume sich erhoben, in einem Bette von wenigstens acht hundert Schritt Breite. Mir war, als hätte ich nie so herrliches Grün gesehen, und mit dankbar erhobenem Herzen nahm ich mein Nachtquartier eine Viertelstunde weit vom Ufer im Schutze einer Baumgruppe. Aber wie herrlich war erst der anbrechende Morgen, als die Stimme der Turteltaube sich überall vernehmen ließ und Tausende von Nestern des Webervogels an den elastischen Zweigen der Bäume auf und nieder wiegten; ich fühlte mich wie neu geboren in der frischen Morgenluft! Allein da ich von dem Colonisten, der hier etwas Getreide baut und eine gute Anzahl Vieh besitzt, alsbald erfuhr, wie schwierig eine Reise in das jenseitige Land sei, in welchem nur wenig oder theilweis gar kein Regen gefallen war, daß erst vor Kurzem dort ein kenntnißreicher junger deutscher Reisender ermordet worden sei und daß die Bosjemanns daselbst trotz der bis dahin vorgedrungenen Missionen noch immer treulose blutdürstige Räuber seien, so verging mir schnell die Lust zur weiteren Fortsetzung meiner Reise und ich begnügte mich damit, noch diesen Nachmittag auf dem Flosse des Colonisten, welches von vier schwimmenden Namaquas an Riemen gezogen und von drei Basters mit Stangen geleitet ward, über den Strom zu fahren. um wenigstens eine Nacht am Fuße der „Gariepinischen Mauer" zuzubringen. Mit einiger Anstrengung erreichten wir das jenseitige Ufer, welches dem diesseitigen ziemlich gleich ist, nur daß es wenig höher ist und daher mehr Mimosenbäume trägt. Zwei große Wachtfeuer wurden gegen den Ueberfall des Löwen am Fuß der Bergkette

angezündet und einige Flintenschüsse antworteten dem bald darauf erfolgenden Gebrüll derselben. Meine Begleiter hofften auf die Erlegung eines „Kameels", wie sie die Giraffe nennen, und so erkletterten wir denn mit Tagesanbruch die Berge der Schlucht, aus der zur Regenzeit ein Wasser fließen soll, Zout-River genannt. In der That entdeckten wir auch bald zwei dieser riesigen Thiere, deren Fell die besten Sohlen für die „Veldschoen" oder Sandalen der Colonisten giebt; allein sie waren schnell in weiter Ferne und für mich war die Gegend so abschreckend traurig, daß ich mich nach dem Schatten meiner Weidenbäume drüben sehnte. Da traf sichs glücklich genug, daß einer der Namaquas einen Löwen erspürte in einem Dickicht dieses wasserlosen Flußbettes. In einen etwa zwanzig Schritt breiten Karree-Dornbusch von dreißig Schritt Länge führten die Spuren frisch hinein und die Hunde des Boers, welche uns gefolgt waren, verriethen durch ihre Feigheit, daß der „Leo" (so nennt man in der Colonie den Löwen allgemein) wirklich drinnen sei. Wir waren unserer sieben Schützen und nahmen unsern Standpunkt auf einer etwas erhöheten Felsbank, welche das Dickicht beherrschte, dann wurden Steine hinabgeworfen und die Hunde lange vergeblich ermuntert, bis endlich zwei abgefeuerte Schüsse den Muth der Hunde hoben, welche nun bellend in den Busch eindrangen. Da erscholl plötzlich ein wie Donner rollendes Brüllen, der Löwe stürzte mit einem mächtigen Satze aus dem Versteck, wurde aber, ehe er noch Zeit zur Flucht gewann, in einer Entfernung von fünf und zwanzig Schritten von sechs Kugeln in einem und demselben Augenblicke getroffen und wankte tödtlich verwundet in den Staub. Doch hob er sich noch einmal auf die Vordertatzen und richtete drohend das breite Gesicht gegen seine Feinde; ein Hottentott aber, der eben wieder geladen hatte, schoß, und das majestätische Thier sank langsam zusammen und endete bald. Es war ein dreijähriges Männchen mit schwarzer Mähne, neun Fuß und zwei Zoll lang von der Schnauze bis zur Schwanzspitze. Ein Nilpferd zu erlegen gelang mir nicht, obwohl ich nach unserer Rückkehr auch dieses am folgenden Tage hier zu Gesichte bekam. Zwei Hottentotten trieben es vom Lande in den Strom, an welchem ich auf einer

Felsklippe Posten gefaßt hatte, und alsbald ging an einer seichten Stelle der breite Rücken eines Hippopotamos auf siebenzig bis achtzig Schritt an mir vorüber. Schnaubend wie ein Meerschwein hob es die weiten Nüstern und sein unförmliches Haupt empor, so daß ich deutlich seine mächtigen weißen Hauer unterscheiden konnte. Ich zielte ihm hinter das linke Ohr und drückte Schuß auf Schuß ab; beide Kugeln hörte ich deutlich anschlagen. Allein es setzte ruhig seinen Weg fort, schnaubte noch einige Mal und tauchte von der Sandbank in die Tiefe des Flusses, kaum zwanzig Schritte weit an mir vorübergehend auf dem klaren Grunde und dann im dichten Rohrgebüsche sich verlierend.

Die Mission Pella war nur anderthalb Tagereisen von hier; allein ich gab es auf sie zu besuchen und zog nur fünf Meilen stromaufwärts, mich darnach wieder südlich wendend durch das Buschmannsland, wohin die Basters von Kockfonteyn mich begleiteten. Durch ihre Vermittelung erhielt ich weiterhin einige Namaquas von der Mission Kamiesberg zu Führern, durch deren Hülfe es mir gelang den wüstesten Theil dieser wasserlosen Gegenden östlich der Kupferberge in sieben Tagen glücklich zu durchreiten. Wir hatten nur einmal wirklich trinkbares gutes Wasser gefunden und unsere Pferde hatten an dem dürren, sogenannten „Oliphants-Gras" sich begnügen müssen; doch bis zum Hantamflusse war beides jetzt im Ueberflusse, weil häufige Gewitterregen dort gefallen waren. So eilte ich denn die Mission zu verlassen, welche aus etwa dreißig Hütten, einer kleinen Kirche und der Wohnung des Missionärs besteht, ohne die Rückkehr des Herrn Jackson zu erwarten, der eben auf einer Nebenstation in den Kamiesbergen abwesend war. Die hiesigen Basters und Namaquas, so weit ich sie kennen lernte, schienen mir ganz brave gute Leute zu sein, und bauen sogar etwas Brodkorn, was in diesem Theile der Colonie eine Seltenheit ist. Allein mich verlangte darnach wieder einmal unter „Christen" zu leben in dem Sinn wie die Colonisten das Wort gebrauchen, d. h. im reinlichen Bette unter dem Dache eines Boers zu schlafen, daher ich in angestrengten Märschen bis zum Hantam auf Trutru vordrang, dort meinen alten Smüts mit den

ermüdeten Thieren zurückließ und dann, dem Pferde eines Boers mich anvertrauend, am fünften Tage schon Clanwilliam wiederum erreichte. Hier kaufte ich neuen Reisevorrath und miethete schnell ein paar Pferde, um meinem alten Diener entgegenzureiten, der zur ferneren Reise in das Hantam zu Kliphuis, in den nördlichen Cederbergen meiner wartete. Es war eben der 22ste December; proteenartige Gebüsche waren hie und da zerstreut zwischen den durch einander geworfenen Felsenmassen der Hochebene des Gebirges, die Spitzen einzelner Cedern schauten hervor aus den abgelegenen Schluchten, Klippdassies saßen auf den Klippen herum; dann senkte sich der Weg nach dreistündigem Ritt durch das Gebirge zu meinem Ziele herab, wo ein früherer Missionär, de Haas, im Schweiße seines Angesichts so eben seinen Weizen schnitt, von einem einzigen jungen deutschen Knechte unterstützt, da alle seine Hottentotten ihn verlassen hatten. Sein Vieh irrte hirtenlos in den Gebirgen; schon waren dreißig Schafe und neun Rinder ihm gestohlen und diesen Morgen fehlten wieder dreizehn Schäflein, als er zählte. Sohn eines Schneiders aus Emden, hatte er noch spät das Studium der Theologie ergriffen und in der Capstadt mit Beifall gepredigt. Neid hatte ihn verfolgt und ihm das öffentliche Predigen verboten, bis er wegen ungesetzlicher Vorträge in Privathäusern vor Gericht gezogen wurde. Darnach wurde er einem deutschen Edelmann zu einer Mission am Elephantenflusse beigesellt, mit dem er sich jedoch sehr bald entzweiete, weil dieser ihm zu weltlich war, und so erstand er diesen Platz hier in den Cederbergen, jetzt nun beschäftigt mit einem Werke über die Schöpfung und nicht nur den Sonntag, sondern auch den Sabbath heilig haltend, weil Gott an diesem Tage ausgeruhet habe. Die Dreifaltigkeit in Allem sehend, was nur Dasein hat, hat er so festen Glauben, daß ihn kein Unglück wankend machen kann; er trägt wie Hiob alle Bübereien der Hottentotten, die ihm selbst Früchte stehlen und verderben auf dem Felde, und predigt noch zuweilen seinen Nachbarn. Nachmittags nahm ich von dem braven Manne Abschied und durchritt noch einen Theil der Cederberge, der, wie die ganze Kette früher, mit dieser ziemlich hohen und starken Wachholderart bedeckt ist, welche unter dem Namen

Ceder nur hier allein angetroffen wird; doch hat die Art im Bunde mit zufälligen Feuersbrünsten schon alles mögliche gethan diese kostbaren Wälder zu lichten und auszurotten. Mein Weg führte bald wieder ins Thal und noch zwei Stunden fort auf sandigem Boden bis Batjes Fonteyn, wo ich die ersten Heuschrecken traf, deren Schwärme an vielen Orten die ganze Ernte zerstört hatten. Wo sie gewesen waren, war der Boden schwarz und todt, und als sie kamen, nahte die schwarze Wolke mit dem Sausen eines starken fernen Hagelwetters; am gefräßigsten aber zeigten sich die, denen die Flügel noch nicht gewachsen waren. Gras und Blattwerk ward bis auf die Wurzel mitgenommen. Ich ritt am nächsten Tage nur drei deutsche Meilen weit bis Drifonteyn, allein jenseits des Großen Doornflusses war die Reise so anstrengend, daß wir dennoch den armen Thieren einen Ruhetag vergönnen mußten; denn zur Linken einer wenig erhabenen Bergkette dahin ziehend, welche mit dem weißen Elephantengrase und einzeln stehenden Bäumchen vom Geschlechte der Proteen bedeckt war, durchschnitten wir fünf Stunden lang eine wahre Wüste und gelangten dann erst zu dem verlassenen Quellplatze Moedverlorn (Muth verloren), wo einige Orangenbäume noch an die Menschenhand erinnern, die hier einst thätig war. Darnach waren wir in Gefahr uns zu verirren auf dem brennend heißen Boden, welcher in Folge der hier zur guten Jahreszeit wandelnden Viehheerden nach allen Seiten hin von fußsteigartigen Wegen durchzogen ist, und erst mit Sonnenuntergang entdeckten wir den herrlichen, aber kaum zugänglichen schönen Platz von Uyen-Valley im Thale ausgebreitet unter uns. Ganz in der Nähe dieses Platzes, den die Regierung eben zum Sitz einer Landdrostei anzukaufen beabsichtigte, um den ewigen Räubereien der Farbigen in diesen Gegenden ein Ziel zu setzen, lag auf einem benachbarten Berge das Lager der Hottentotten, welches ich am folgenden Tage mit den Colonisten besuchte. Ueber hundert Männer, Weiber und Kinder lagen hier hinter übereinander gelegten Büschen, aufgehangenen Schaffellen und Matten. Die Männer lagen, Hanfblätter oder Dacha rauchend, beim Feuer herum und standen ehrerbietig auf, als wir uns näherten; die Weiber waren

mit dem Kochen wilder Mandeln beschäftigt, welche nur so von ihrem Gifte befreit werden können, oder reinigten die T'kamrowurzel, ein Knollengewächs, welches bis zu sechs Pfund schwer auch in den Felsen des Bokkeveld angetroffen wird, von milchweißem, angenehm wie Kuhmilch schmeckendem Fleische. Die Wurzel selbst gleicht einer länglichen, unförmlich großen Kartoffel, ist aber nur mit großer Mühe unbeschädigt aus den Felsen herauszugraben, wie ich selbst dies oft vergeblich versucht habe; über der Erde dagegen ähnelt das Gewächs mit schwachem Stämmchen unserer gewöhnlichen Feldwinde, indem es wie diese an andern Stauden bis auf einige Fuß sich hinauf schlingt, mit Blättern, die dem Rosmarine gleichen an Farbe und Gestalt, nur wenig länger und auch etwas krauser. Man röstete eben einige Heuschrecken; aber da diese Kost nicht immer wohl zu haben ist und doch der einzige Reichthum dieser seit einem Jahre hier zusammengelaufenen Horde allein in drei Ziegen bestand, so war kaum anzunehmen, daß sie ohne Diebstahl leben konnte. Die Strafpredigt seitens meines Wirthes gegen ihre Faulheit nahmen sie ruhig hin, und als er scherzend auf die ausgezeichnete Art ihrer Ziegen anspielte, welche im Stande wären so viel Menschen zu ernähren, erwiederten sie darauf nur mit einem verlegenen Lächeln. Es war eben heute der erste Weihnachtstag, und ich beschloß am folgenden Tage von hieraus weiter vorzudringen in das Land Hantam, obwohl dasselbe jetzt sehr dürr und trocken war, indem während des Sommers nur selten oder nie ein Regen diesen sonst sehr fruchtbaren rothen Thonboden zu erweichen pflegt. Nach vierstündigem Ritt durch einen bergigtdürren Landstrich, der überall mit Haidegebüsch bedeckt war, erreichte ich den ersten Platz dieses Landes am Orlogs-Kloof-River, der hie und da etwas Brackwasser enthielt. Aber ganze Heerden niedlicher Namaquas-Rebhühner von gelblichgrauer Farbe und bis zur Zehe herab befiedert an den kleinen zarten Füßchen bevölkern diese Gegenden. Sie haben die Größe einer Turteltaube und einen etwas längeren Schwanz als unsere Rebhühner; doch ist die Haut so dick und zähe, daß kleine Schrotkörner oft darin hängen bleiben, daher man dieselbe abziehen muß, um das zarte braune Fleisch dieses Vogels

zu bereiten. Ein anderes Vöglein, welches hier ebenfalls häufig angetroffen wird, von der Größe einer Lerche, ist das Namaquastäubchen. Sein Schnäbelchen ist hochroth an der Wurzel und sonst citronengelb; vom bläulichen Kleide unterscheiden sich der weiße Bauch und rothe Füßchen, ein schwarzer Kopf, brandrothe Flügel und ein schwarzer Schwanz, an welchem drei fünf Zoll lange Federn hervorstehen. Ihr Dasein allein brachte etwas Leben in die Landschaft, die ich an diesem und am folgenden Tage noch durchzog, indem ich über drei Plätze, welche sämmtlich von Colonisten desselben Familiennamens bewohnt sind, zur Wohnung ihres gleichnamigen Vetters Straus nach Brack-River vordrang, am rechten Ufer des Hantamflusses.

Hier hören die Bauerplätze auf, und acht Meilen weiter bis zur Grenze des Buschmannslandes finden sich wohl noch einige Quellen, aber nur einige Basterfamilien und kleine Kraale sogenannter „Makkebosjesmens", oder gezähmter Buschmänner, die nur gelegentlich noch morden oder stehlen, wenn sie der Hunger dazu treibt oder wenn das einförmige Leben im Dienste der Basters ihnen zu langweilig wird, durchziehen diese weitläuftigen Landstriche, die noch zur Colonie gerechnet werden, mit ihren Heerden und bauen hier sogar noch etwas Getreide. Ich wünschte dieses Land selbst zu sehen, und einer der sechs baumstarken Söhne meines freundlichen Wirthes begleitete mich dahin in der Frühe des nächsten Morgens. Der Hantamfluß hatte jetzt kein Wasser, aber auf der nördlichen Abdachung der ihn begleitenden Berge, der hiesigen Mittagsseite, zeigte sich wieder der palmartige Kookerboom, während wir die hohe Bergkette seines rechten Ufers überstiegen, um jenseits derselben in eine der weitesten Ebenen der Colonie hinab zu reiten. Den rothen Karrooboden unter unsern Füßen hatten wir stets zwei hohe kegelförmige Berge als Hintergrund der Landschaft vor den Augen, Hörner von Springbockantilopen lagen in großer Menge rings umher, ein Beweis, daß diese Thiere zu andern Zeiten hier häufig sein müssen; Hasen und Namaquasrebhühner trafen wir oft und zwei Mal stießen wir auf Basterhorden, die uns mit Hammelfleisch bewirtheten, welches man, wie immer im Felde, an Stöcken über Kohlen bratet. Endlich erhob sich

das Gelände wieder und wir erstiegen in Zeit einer Stunde den Fuß des Kobisko- oder Kibiskoberges, bis dahin, wo der eine seiner Kegelberge aufzustreben beginnt. Hier hat ein afrikanischer Boer Namens Wieze, ein wahrhaft herkulischer Mann von fünf und vierzig Jahren, seinen luftigen Wohnplatz aufgeschlagen und lebt mit seiner jungen Frau und seinen vier Kindlein in dieser Abgeschiedenheit ein wahres Einsiedlerleben. Zwei oder drei Hottentottendiener sind bei ihm im Hause, andere weiden seine zahlreichen Heerden bis weit über die Grenze der Colonie hinaus; er selbst verläßt sich einzig und allein nur auf die Wachsamkeit seiner Hunde, sein gutes Roer und seinen starken Arm, und seine Frau besorgt nach Art der Hottentottinnen die Wirthschaft das Kindlein auf dem Rücken festgebunden. Von diesem kühlen luftigen Punkte aus schweift der Blick unbegrenzt über das Hantam gegen Süden und Südwesten hinaus; seine hohen Gebirge schließen den sichtbaren Horizont und selbst die weißen Felszinken des Cedernberges werden in der weiten Ferne noch gesehen. Im Norden aber dehnt wie ein fernes Meer die blaue unendliche Ebene des Buschmannslandes sich aus; wie Inseln ragen einzelne unbedeutende Berge daraus hervor, man glaubt, daß Meereswellen sie umspülen. Nordwestwärts endlich sind die abgestumpften Kegel von den Kamiesbergen im Namaqualande, und nach dem Osten zu stehen diese beiden Piks von Kobisko im Rücken des Beschauers wie zwei vergrößerte Löwenberge von der Capstadt her; weit hinter ihnen aber gegen Osten sind die niedrigeren Gipfel des Spitzbergs und des Spionberges. So schaut die Wartburg des Herrn Wieze aus nach allen Winden; doch in dem großen schönen Steinhause sind weder schützende Fenster noch schließbare Thüren; ein einziges großes Gemach läßt wie der Pontok eines Basters ganz offen alle Schätze sehen, die hier bunt durch einander liegen. Allein der mächtige Geist dieses Mannes gebietet rings herum dem Volk der Wüste, als dessen natürlicher Schutzherr er betrachtet wird. Von Seiten der Regierung ist ihm dies Gebiet nicht zuerkannt, es soll vielmehr das Eigenthum der Basters sein; allein dieser Mann leihet den armen Basters Vieh und Geld, giebt noch Geschenke oben ein wenn sie

es wieder bringen, für die Redlichkeit, giebt Nahrung denen, die der Hunger zu ihm treibt, ermahnt die Diebe, daß sie von dem Bösen lassen und straft unerbittlich mit dem Schambock und mit dem Rohre selbst, wenn es nicht anders sein kann. Buschmänner, welche am fernen Gariep unter geraubtem Vieh das seine erkannten, nahmen es den Räubern ab und brachten es dem Herrn zurück, obwohl dieselben Buschmänner acht bis zehn Meilen weiter hin im Hantam selber ihre Räubereien treiben. Aber dieser eigenthümliche Philosoph versteht sich auf die Menschen und hat seine Lust daran sie zu erziehen und zu bilden. Er hatte eben eine Menge weißer Hüte eingetauscht von einem englischen reisenden Hutmacher nur zu Geschenken für die Kinder der Wüste, nicht aber um ohne Wahl dieselben unter sie zu werfen, wie das so viele Herren unserer Tage thun und statt des Dankes ewig nur Verachtung ernten, sondern um nach Gelegenheit als Zeichen seiner Anerkennung davon auszutheilen, dem Bösen dafür, daß er nicht noch böser ist, dem Guten, daß er seines Herrn Liebe merke, dem Fremdling, daß er von ihm geben lerne ohne alle Hoffnung auf Vergeltung. Zu Jemand, der eben einige hundert Thaler wieder brachte, die er vor zwei Jahren ihm zum Viehankauf geliehen hatte, sprach er, nachdem er ein Glas Branntwein eingeschenkt und einen weißen Hut herbei geholt hatte: „Da hast Du noch etwas für Deine Redlichkeit und wenn Du einmal wieder Geld gebrauchst, so kannst Du zu mir kommen" und damit drückte er den Hut ihm auf den Kopf. Aber selbst nach dem Urtheile dieses Mannes ist auf den Buschmann auf die Dauer kein Verlaß; er hat die Natur des Schakals seines Vaterlandes, und kehrt ohne die geringste Veranlassung wenn ihm die Lust ankommt zu seinem Vagabondenleben wieder heim, zu Diebstahl und zu Mord, es ist als ob er seine giftigen Pfeile niemals lassen könne; wie Kinder hat er seine Launen und schlägt die Hand, die ihn gepfleget hat, so daß für dieses Volk trotz aller Missionen der Tag der höheren Sittigung noch fern zu sein scheint, wenn nicht eben Männer wie Herr Wieze in größerer Anzahl unter ihnen Wucher treiben mit dem Pfunde ihres Glaubens; denn wo nicht Abraham selber predigt, da sprechen umsonst seine Knechte. Herr Wieze lebt seit drei und

zwanzig Jahren nach dem Ausdrucke seiner Mitcolonisten hier „im Neste der Buschmänner" und ist seit acht Jahren erst verheirathet; offen, höflich und gastfrei ist er durchaus kein Feind des geselligen Lebens, er liebt Musik und freuet sich, wenn er mit seinem Violinspiel dienen kann. Er hatte Weib und Kind verlassen, als ich nach wenig Tagen ihn auf meinem Wege wieder fand, um zu der Neujahrsfeier seiner weit entfernten Nachbarsleute beizutragen, indem sein Spiel das junge Volk zu Lust und Tanz bewegen sollte. Ein Mann von hundert Tausend Gulden Werthes, lebt er doch einfach wie ein Baster oder Blendlinghottentott; Brodkuchen in Hammelfett gebraten und Honigbier, vermöge eines Gährstoffs aus der Wurzel „Krii" aus kaltem Wasser und Honig in Zeit von drei Stunden bereitet, waren die Erfrischungen, die mir bei ihm geboten wurden. Ich hatte die Freude unter seiner Leitung am folgenden Tage hier abermals einen Löwen zu erlegen, der den Springböcken in der Gegend des westlich gelegenen Congberges gefolgt war und von den Hottentotten eben eingespürt war. Bei dieser Gelegenheit erzählte man mir, daß im Jahre 1829 die Colonisten des Hantams allein noch fünf und funfzig Löwen geschossen hätten meist in der Gegend des Zack-Rivers, daß aber jetzt dieselben nur noch auf der Spur der Antilopenheerden sich erblicken ließen. Zugleich aber fand ich Gelegenheit von der Schändlichkeit eines Bosjesmans zu hören, der vor zwei Jahren ganz in der Nähe hier das Weib eines Basters an der Seite ihres Mannes erschoß, weil dieser ihm Vorwürfe gemacht hatte über das Fehlen verschiedener Schafe, welche er doch wie sich nachher erwies, an andere Buschmänner freiwillig überliefert hatte. Der Baster selbst ward nur verschont, indem der Giftpfeil nahe an ihm hin vorüber schwirrte; sein Weib aber war schon nach einer halben Stunde todt und der lebendige Säugling hing noch an der schnell erstarrten Mutterbrust! —

Erst in der Frühe des nächsten Morgens verließ ich meinen wackern Wirth, um auf einem anderen Wege nach Brack-River zurück zu reiten. Vier bis fünf Meilen mochten wir geritten sein, als wir zum Zelte des alten Basters kamen, des

Sohnes Weib der Bosjemann erschossen hatte. Die guten Alten wußten kaum, was sie uns nur zu gute thun möchten, und wir ließen Thee und Hammelcarbonade uns ganz trefflich bei ihnen schmecken. Nur etwa ein hundert und funfzig Schritt von ihrem Wagen und Pontok waren zwei kleine Buschmannskraals, die ich besuchte. Aber man kann sich nichts Widerlicheres und Stinkenderes vorstellen als diese elenden Geschöpfe, zusammen gekauert innerhalb der zirkelförmigen Buschwand um ein rauchendes Feuer. Sie zeigten mir ihre Pfeile und nannten mir auf Holländisch die Namen der Gifte, deren sie sich dazu bedienten: „Malkopgift" aus dem Safte einer Zwiebel, „Boomgift" von einer Wolfsmilchart, dann das gefährlichste „Slonggift" von verschiedenen Schlangen und endlich „Berggift" wahrscheinlich ein Mineral. Mir wurde fast unheimlich dabei, wenn ich bedachte, daß diese Pfeile von ihnen auf siebenzig Schritt mit einer Sicherheit und Kraft entsendet werden, daß ein Pferd damit durch und durch geschossen werden kann. Denn die Colonisten sagen, daß diese Pfeile selbst auf hundert und funfzig Schritt noch gefährlich sind, nur daß sie dann nicht mehr so sicher treffen namentlich beim Winde, und daß ein Bosjemann zehn Pfeile sende in derselben Zeit, wo der gewandteste Schütze nur einmal laden könne. Daher fürchten sie mehr den feigen schwachen Buschmann als den muthigen Kaffer, während umgekehrt die Buschmänner stets darauf bedacht sind den Boers ihre Pferde zu tödten, weil nur durch sie der Boer dem Buschmann ewig überlegen bleibt.

Unser Weg führte an der Besitzung meines Begleiters vorüber, in deren Nähe auf einem Abhange eine Anzahl Köcherbäume standen, unter denen etwa sechzig hohle Stämme Bienenstöcke enthielten, die Vorrathskammer für die Bereitung des sogenannten „Krii" oder Honigbieres. Schon zu Mittag waren wir in Brack-River zurück, und ich beeilte mich von diesem hochgelegenen Lande Abschied zu nehmen, welches auf seinen sieben und vierzig Bauerplätzen nicht nur den schönsten Weizen bauet, sondern vor allem schöne Pferde liefert und namentlich auch zur Armee nach Indien. Alle Boers haben hier Gestüte, einige von mehreren hundert Mutterpferden. Zur dürren Som-

merzeit zieht man zum Zackfluſſe, weil dort Gewitter häufig ſind zu dieſer Jahreszeit, im rauhen Winter ſteigt man in die Karroo hinab, und dieſes ewige Wanderleben verbindet dann zu fröhlicher Gemeinſchaft Jung und Alt und Knecht und Herr. Ich ſetzte noch am Nachmittage meine Reiſe fort bis zu dem Bruder meines Wirths, nach Howe-Hoek, und mußte bleiben, ob ich gleich gern weiter noch bis Groote-Toorn geritten wäre. Man feierte Sylveſterabend, bis in die Nacht hinein am Tanze ſich erfreuend. Die Männer ſchliefen draußen bei den Wagen; dem weiblichen Geſchlechte war das Haus beſtimmt. Aber kaum, daß die erſten Strahlen den hohen Gipfel des nahen Bloomberges beleuchteten, ſo krachten die Gewehre der jungen Leute vor den Fenſtern der Schönen, und nach dem Kaffee ging das Tanzen wieder an. Ich hatte indeß nicht Luſt den erſten Tag des Jahres in dieſem Wirrwarr zuzubringen und ritt längs den Windungen eines ſchönen Flußthales an einigen höchſt freundlich gelegenen Plätzen vorüber zur älteſten Anſiedelung der Colonie, nach Groote-Toorn. Ein runder zweiſtöckiger Thurm von großen Felsſtücken iſt hier in einem Thale zwiſchen dem kegelförmigen Gebirge Groote-Toorn und der Hochebene des Hantamberges an einem waſſerreichen nie verſiegenden Bache aufgeführt als erſte Befeſtigung gegen die Angriffe der Bosjemans und Korannas; jetzt aber haben die Beſitzer dieſes ſchönen Platzes nur mit Leoparden und Panthern noch zu kämpfen, welche in den Schluchten und Klüften des Hantamberges ihre Schlupfwinkel haben, und gegen dieſe genügt eine Art Hunde, die es verſteht den Leoparden an der ſchwach gebauten Bruſt zu faſſen und darnach zu erwürgen. Der Schwager des Beſitzers, ein Engländer, hält hier zugleich ein Lager von ſolchen Waaren, deren die Afrikaner und Hottentotten bedürftig ſind, indem er ſeine Vorräthe direct von der Capſtadt zur Donkinsbey ſüdlich des Elephantenfluſſes verſchiffen läßt. Leider ſoll es nicht ungegründet ſein, daß er ſeinen Wohlſtand zugleich dem verbotenen Schleichhandel mit Pulver und Branntwein an die Farbigen verdankt. Ich blieb in dieſem gaſtlichen Hauſe noch einen vollen Tag, da die harmloſe Heiterkeit bei Milch und Waſſer und fröhliche Geſellſchaftsſpiele, die mit dem

Tanze nach der Violine eines alten Basters wechselten, mich gleichsam zwangen, meine Wirthe durch Entfernung nicht zu kränken, zumal da Alles in der größten Ehrbarkeit wenn auch zuweilen etwas geräuschvoll herging. Aber in der Frühe des folgenden Tages eilte ich schnell weiter immer am Fuße des hohen Hantamberges hin, bergauf, bergab bis zu dem Platze eines als ungastlich geschilderten Mannes, wo ich anhielt, um die Wahrheit des Gesagten zu erforschen. Und in der That waren seine Manieren etwas schroff; allein er fühlte dennoch sich verpflichtet die kleinen Bitten uns nicht unerfüllt zu lassen. Der gastfreie Boer aber schämt sich gleichsam dieses Mannes, da er ihm leicht den Ruhm der Gastfreiheit beflecken könnte. Den Mittag brachte ich bei dem Vater des Besitzers von Uyen-Valley zu, einem heiteren Siebziger, dessen Sohn bereits nach Port Natal ausgewandert war, obwohl er acht Bauernplätze besessen hatte, rein aus Abneigung gegen die Regierung, welche den Farbigen erlaubt, sich auf den für sie bestimmten Ländereien in der Nähe der Colonisten anzubauen, da dieses Anbauen oft nichts weiter ist als das Horsten des Raubvogels über den Lämmern im Thale. Der Alte wollte ebenfalls in diesem Jahre noch dem Sohne folgen, obwohl auch er nicht unbegütert war und schon so hoch betagt. Ich verließ ihn nach der Mittagshitze, um noch den Platz des Veldcommandanten Redelinghuys zu erreichen, dem von der holländischen Regierung die ganze Hochebene des Hantamberges als Belohnung seiner Verdienste gegen die räuberischen Buschmänner ertheilt worden ist. Der Platz selbst führt den Namen „Gemarkte-Karree-Boomen" und sein Besitzer war eine lange Reihe von Jahren hindurch Anführer der Bauernmiliz im District von Clanwilliam. Fünf hundert Zuchtpferde weiden das ganze Jahr hindurch auf den gras- und wasserreichen Bergen, und in dem gut gehaltenen Hause ward ich sogar mit einer Flasche guten Champagners aus Rheims bewirthet von den munteren gastfreien Leuten, bei denen ich zwei volle Tage zubrachte. Ganze Bücher könnte ich schreiben von allem, was ich hier erfuhr über Vergangenheit und Gegenwart; aber selbst dieser einsichtsvolle brave Mann war im Begriff mit dem Beginn des Winters nach Port Natal

auszuwandern, weil die Gesetze ihn nicht schützten gegen die farbigen Vagabonden, und doch ist dies derselbe Redelingshuys, der einen tapferen Buschmannshäuptling zu begraben befahl, weil er gestorben sei wie ein braver Kerl, und selbst mit Hand anlegte den Leichnam in das Loch eines Ameisenbären zu schieben und Steine darauf zu legen — und ist derselbe Mann, der den Angriff auf die eingeschlossene Räuberbande nicht erlauben wollte, weil eben Sonntag war, so daß dieselbe in der Dunkelheit der Nacht entfliehen konnte. — Erst am 6ten Januar setzte ich meinen Weg fort, durch die Hantams-Poort zwischen zwei Bergen in eine ausgedehnte weite Ebene vordringend, der nur das Wasser fehlt, um eine Kornkammer Afrika's zu werden. Vier Meilen weit von hier zu Oender Downes waren die Heuschrecken gewesen, und erst zwei Meilen weiter fand ich zu Opper Downes, dem ersten Platz des Oender-Roggevelds, ein Nachtquartier und Futter für die Pferde. In demselben Zimmer, wo vor sieben Jahren der Besitzer von den Buschmännern ermordet ward, brachte ich die Nacht zu und setzte am folgenden Tage meine Reise fort bis Hartebeest-Fonteyn, an einigen Plätzen vorüber reitend, um nicht von den Masern angesteckt zu werden, welche dort Alt und Jung ergriffen und seit zwei Jahren in der Colonie überhaupt viele Opfer gefordert hatten. In diesem hohen Lande sind selbst die Sommernächte oft so kalt, daß Obst und Wein dadurch vernichtet werden, und obschon Korn zum Bedarf gewonnen wird, wenn Dürre und Heuschrecken ausbleiben, so ist doch Boden und Klima mehr für die Viehzucht namentlich der Pferde und Schafe nur geeignet. Riesige Mauern von mehr oder weniger erhabenen Granitmassen bilden auf dieser Hochebene große über einander sich erhebende Terrassen, deren Flächen mit einer kleinen Proteenart und süßen Gräsern bedeckt sind; allein da diese Weideplätze oft vom Monat September bis zum Mai keinen Regen empfangen, so versiegen die Quellen, und der Boer des Roggevelds muß fort zum Zackriver wie er im Winter zur Karroo hinabzieht. Einige reich bestandene Weizen-, Roggen- und Gerstenfelder wurden eben abgeerntet, als ich am folgenden Tage weiter reiste, um den höchsten Platz des Roggevelds „Bloomfonteyn"

in einer Entfernung von einigen Meilen zu besuchen, den Wohnsitz des verstorbenen Veldcommandanten Nel, dessen Thaten im Munde aller Afrikaner leben. Zwei und neunzig Tausend Gulden haben bei der Versteigerung seine Nachkommen dafür geboten, das Doppelte seines Werthes, weil jeder ihn gern besitzen wollte. Eine beständig fließende Quelle, durch ein starkes Gewölbe verschlossen, um sie vor Verunreinigung zu bewahren, giebt einen Wasserstrahl von einem halben Zoll Durchmesser und ist die reichhaltigste des Oender Roggevelds. Durch sie werden Pappeln, Eichen und Obstgarten vor dem Hause bewässert, während der „Strop" oder die Terrasse der Frontseite von einer dichten Weinlaube beschattet wird; rings um den Hof aber liegen große Ackerflächen und dann die weite Wüste ohne Baum und Busch, in der selbst alle Haidearten fehlen. Beim Aufsteigen zu dieser Besitzung hatte ich einige Schaaren schwarzer wilder Puter, „Kalkunen" genannt, gesehen, welche zum Geschlechte der Tetras gehören, beim Absteigen am folgenden Tage aber hatte ich bald wieder den todten Karroogrund unter mir und eine drückende Hitze über mir. Dazu verbot die Masernkrankheit mir den Eintritt in die Wohnungen dieser schwerfälligen „Vee-Boers", bei denen noch heute dasselbe Waschwasser und dasselbe Handtuch herumgeht bei der Reinigung, so daß auch schon der Mangel an Reinlichkeit für den Reisenden sehr wenig einladend ist. Sonst sind sie brave Leute und ganz zufrieden mit der Regierung. Sie leben dürftig bei allem Reichthum; die Männer trinken herben Traubenbranntwein zu fettem Hammel- oder Ziegenfleisch, und sonst wird schlechter Thee und Kaffee gewöhnlich ohne Zucker fast den ganzen Tag getrunken; doch findet man sehr schönes Brod zur kühlen Milch, nur daß der Reisende in Afrika sich nirgends fordern darf, was er am liebsten hätte, weil er als Gastfreund gilt und nicht für Geld geherbergt wird. Daher eilte ich schon früh um vier Uhr Morgens wieder vorwärts und hatte an diesem Tage das Glück einen männlichen Strauß zu schießen, der in der Nähe eines hohen Berges nebst zwei Weibchen unsern Weg kreuzen wollte. Ich galoppirte ihm entgegen, traf hinter den Flügeln und sah ihn stürzen, als er ungefähr noch vierzig Schritte weit

den majestätischen Lauf fortgesetzt hatte. Ein und zwanzig Stück hübsche Federn zog ich aus seinen Flügeln; das Fleisch aber mußte ich den Schakalen überlassen, da ich in dieser dürren Gegend diesen ganzen Tag kaum eine Menschenseele fand. Denn eine Quelle, welche in der Nähe sein sollte war ausgetrocknet, eine andere zwei Meilen weiter hin verlassen von den Bewohnern des Platzes, und auf dem Platze am Visch-River, der auch nur einzelne Wasserlachen hatte, konnte ich kein Unterkommen finden, weil es an Futter mangelte. Dies ist der erste Platz im Middle-Roggeveld; aber erst jenseits der hohen Berge, die ich mit meinen müden Pferden noch zwei Stunden lang ersteigen mußte, gewinnt die Gegend ein besseres, lebhafteres Ansehen. Doch auch hier am schlängelnden Flüßchen des Kriega zu Guns-Fonteyn erhielt ich nur einige Bund vor der Blüthe im verdorrten Zustande gemäheten Roggens, da Dürre und Heuschrecken die Ernte gänzlich zerstört hatten. Im Bette dieses Flüßchens aufwärts ziehend erreichte ich dann endlich am 11ten Januar den schönen Quellplatz von Drip-Fonteyn, den ich erst spät am Abend des folgenden Tages wiederum verließ, um meine ausgehungerten Thiere wieder zu kräftigen. Ein Giftpfeil hatte den Besitzer für immer krank gemacht und mehrfach war er ganz von Buschmännern ausgeplündert worden; selbst unter den Klauen des Löwen war er gewesen, aber dennoch war er auch heute noch ein großer Jäger, der manchen Löwen schoß bei seinen Heerden am Pintfluß in dem Achterroggeveld oder den Strauß erlegte in der Karroo. Von hoher Statur, aber nicht so stark wie seine westlichen Nachbarn im Oender-Roggeveld, ist er ein Bild des Middle-Roggevelders überhaupt, welcher redselig und thätig ist wie der Boer im Hantam, so daß man sich hier unter andern Menschen glaubt, wenn man vom Oender-Roggevelde kommt. Selbst sein armer Nachbar, drei Meilen weiter in öder Einsamkeit, ein junger hübscher Boer von sechs und zwanzig Jahren, durch dessen Haus der Wind von allen Enden strich, war freundlich und gastfrei gegen mich, obwohl die beiden Kindlein krank darnieder lagen. Bergauf, bergab in wüster Gegend ging meine Reise immer weiter ostwärts, und jenseits eines andern Platzes, dessen

Volk und Vieh schon ausgezogen war nach Wasser und Weide, erhob sich dann die Wüste wiederum bedeutend zu einer felsigen Hochebene von zackigen Hügeln und Thürmen, die grauenerregend durch und über einander geworfen sind. Von Zeit zu Zeit sprang ein kleiner fuchsrother Hase, Klipphaas genannt, am Wege auf, und Spuren von Straußen und Leoparden waren im Sande sichtbar. Ich glaubte eine halbe Stunde lang, es könne in jedem Augenblicke ein Buschmann hinter den Granit- und Sandsteinmassen hervortreten und hielt zum Schusse mich bereit, bis dann die Haiden in der weiten großen Ebene wieder begannen. Hier fand ich Schutz gegen die brennende Sonne in einem hübschen Häuschen auf einem fruchtbaren Platze, und da eben ein Bewohner von Stellenbosch eine Heerde Schafe von hier forttrieb, so kaufte ich meinem Wirthe acht junge Strauße ab, welche ganz zahm den Hirten bei der Heerde folgten, um sie nach Worcester befördern zu lassen. Jedoch ich machte später die Erfahrung, daß diese Vögel nicht wohl zum Hofstaate zu gebrauchen sind, weil stets die Pferde scheu werden vor diesen riesigen Vögeln. Einen ergreifenden Eindruck machte es auf mich, als nun am Mittag hier von meinem Wirth das Tischgebet gesprochen ward, da er es that mit aller Salbung eines Apostels des heiligen Evangeliums; überhaupt muß ich gestehen kein gottesfürchtigeres Volk gesehen zu haben als diese afrikanischen Boers, da jedes Tagewerk mit einigen Psalmen begonnen und keine Mahlzeit ohne Gebet geendet wird. Noch an demselben Tage traf ich weiterhin einen verschlossenen Hof, in dessen Nähe doch ein Trupp von Pferden und ein hundert Ochsen weideten. Der Grund lag darin, wie ich späterhin erfuhr, daß dieser Boer von allen seinen Hottentotten eben jetzt verlassen war, welche zur Neujahrsfeier zu ihren von Feldkost lebenden Freunden ins Gebirge gegangen waren, und nun war heute schon der dreizehnte Tag des neuen Jahres, ohne daß weder Knecht noch Magd zurückgekehrt war. Verheirathet war er nicht, für Afrika eine höchst seltene Erscheinung, und daher mußte er denn eben seine zwei tausend Schafe selber hüten, da diese der Schakals wegen niemals ohne Hirten sein können. Am nächsten Platze fand ich nur noch eine Hottentottenmagd im

Hause, alle übrigen waren schon ausgezogen auf die Weide; allein der Abend zwang mich hier Quartier zu suchen. Ferne Gebirge begrenzten die große Ebene, in der ich dann am Morgen weiter zog; eine Heerde von dreißig Straußen kam in unsere Nähe, und einmal führte uns der Weg über eine ungeheure Schiefermasse von wenigstens vierzig Morgen Flächenraum, so glatt, daß kaum die Pferde darauf weiter konnten. So führte uns der Weg zum nächsten Platze, wo sich kaum etwas Weizen für die Pferde kaufen ließ, da hier die Dürre keine Ernte hatte werden lassen. Ich ging mit meinem Wirthe, einem alten frischen Siebziger, noch auf die Straußenjagd in sein Schießhäuschen an einer Quelle, wo die Thiere gegen Sonnenuntergang den Durst zu löschen pflegen, und war so glücklich ein Weibchen zu erlegen, in dessen Magen Blätter, Gras, Zweige und namentlich viel Steine von der Größe guter Flintenkugeln sich befanden und auch ein vierzölliges Tannenbrettchen von etwa anderthalb Zoll Breite. Früh um vier Uhr war ich schon wieder im Sattel und befand mich bald auf der Hochebene des Komsberges, fünf tausend Fuß über dem Meere, eingehüllt von eisigem Nebel, bis ich nach drei vollen Stunden zum Kleinen Roggeveld wieder hinabgestiegen war. Eine eigenthümliche Baumart, dem Wachholder ähnlich und acht bis zwölf Fuß hoch mit weißer weicher Rinde, die abgelöst in Streifenform im Winde flattert, sah ich nur hier; der Gipfel hat eine Krone von dicht beblätterten Zweigen, so daß man aus der Ferne Palmen zu sehen glaubte. Ich hatte jetzt das Ziel meiner Reise erreicht und durchritt nur noch den kleinen Theil dieses Landes, durch den mein Weg zum nächsten Platze an der Karroo führte. Auch in diesen weidereichen Thälern war die Ernte dies Jahr nicht gerathen, auch hier hatte nur der reichlich geerntet, dessen Besitzung durch einen bedeutenden Bach stets konnte bewässert werden. Es war das ermüdende Einerlei, welches mich jetzt bewog die Reise nicht, wie ich Anfangs wollte, bis zum Districte Beaufort und weiter südwärts hin auszudehnen. Daher stieg ich alsbald zur Karroo hinab, um über die dem Leser wohlbekannten Orte von Pinaarskloof, die Drai, die Straat und den Herriverpaß nach Worcester zu meinem armen Freunde wieder heimzukehren.

## Viertes Kapitel.

Leider traf ich diesen noch immer nicht hergestellt, da er in schlechte Hände gerathen war. Aber ich sehnte mich nach der Heimath, und reiste alsbald wieder ab nach der Capstadt, um die Reise dahin vorzubereiten. Zur Capstadt führt für den Reiter der nächste Weg über den Breede durch das ebene, sandige, aber wasserreiche und eben darum höchst fruchtbaren Ländchen Goudine zur De Toits Kloof, einem drei Meilen langen Gebirgspasse, mit dessen Naturschönheiten Nichts in der ganzen Colonie zu vergleichen ist. An seinem Eingange liegt eine Meierei von drei starken Eichen beschattet, den größten, die ich in diesem Lande gesehen habe, und wenige Schritte davon treibt ein klarer Bach das Rad einer Mühle. Von hieraus tritt man in ein enges tiefes krummes Thal, das oft in seiner ganzen Breite von einem Bergstrom ausgefüllt wird, der brausend und schäumend über das Steingeröll seines Bettes dahinstürzt und sieben bis achtmal von dem Pferde vorsichtig durchwatet werden muß. Zu beiden Seiten erheben sich mächtige, vier tausend Fuß hohe, grauenvoll aussehende Gebirge, deren Gipfel im Winter mit Schnee bedeckt sind, während im heißen Thale Alles blühet und grünet. Dann stürzen auch überall zahlreiche Wasserfälle zum Theil aus sehr beträchtlicher Höhe herunter, von denen jedoch jetzt nur zwei noch übrig waren. Wilde Mandelbäume von der Höhe und Stärke unsrer Linden und andre starke Stämme, unter denen am häufigsten der Waageboom und Gelbholz angetroffen wird, stehen hier an den Bergen, und ob die mächtigen Berge und der gefährliche ungebahnte Pfad auch das Gefühl der eignen Erbärmlichkeit rege machen, so pocht dem Wanderer doch das Herz beim Anblick dieser Reize der Natur. In dieser herrlichen Kloof, die in der Mitte sich zu einem schönen, sehr fruchtbaren Thale erweitert, hat ein Deutscher Namens Schönfeld, früher Officier in einem brittischen Regimente, mit sehr beschränkten Mitteln den Versuch gemacht einen Wagenweg herzustellen. Unglaubliches ist schon gelungen; allein er richtete sich selbst dabei zu Grunde, da er von Seiten der Regierung keine Unterstützung fand, und mußte den so mühsam eingerich-

teten Platz für 8000 Gulden an einen Weinbauer in Drakensteen verkaufen, der jetzt denselben nur als Weidegrund benutzt. So sind diese mühsamen Arbeiten für den muthigen Unternehmer vergeblich gewesen, und man sieht mit wehmüthigen Blicken in den Gärten dieses Mannes noch heute mächtige Orangenbäume, die stärksten, die ich überhaupt gesehen, und eine Wildniß von Brombeergesträuchen, welche, von Europa eingeführt, jetzt einen der Gärten fast ganz eingenommen haben. Ein junger Afrikaner Namens De Toit stürzte vor mehreren Jahren vom Rande eines schwindelnden Abgrundes mit seinen zwei Pferddn zerschmettert zur Tiefe des Stromes hinab; davon hat die Kloof ihren Namen. Aber Herr Schönfeld hat diesen schwierigsten Theil des Weges vollendet, und ohne Gefahr kann man dort jetzt vorüberziehen. Trotzdem gebrauchten wir acht Stunden, bevor wir uns am Ausgange der Kloof befanden auf einem erhabenen Theile des Gebirges, den man sehr passend in der Landessprache „Uit-kyk" oder Aussicht nennt. Denn von hieraus überschaut man die schönsten Dörfer der Paarl, die niedlichen Plätze von Klein Drakensteen und Wagenmakersvalley, und zu den Füßen das schönste von allen, das Thal Josaphat mit seinen weißen eleganten Häusern und seinen weitläufigen Weinbergen und Feldern, während die Berge der Paarl und Franschehoek, der Tafelberg, der Paardeberg und die Gruppe von van Riebecks Casteel ringsum den Horizont begrenzen. Die weißen Häuser der Paarl scheinen kaum einige Büchsenschüsse entfernt, und doch steigt man zwei Stunden lang dahin hinab, oft aber wird die Furth des Bergrivers nach gefallenen Regen des Triebsandes wegen noch ein Hinderniß. Bei einem Deutschen, einem rüstigen Greise von siebenzig Jahren, der schon seit vierzig Jahren die Colonie bewohnt und einige Kinder bemittelter Gutsbesitzer unterrichtet, blieb ich zur Nacht. Er sagte mir, daß die weiße Granitmasse des Paarl-Berges, wovon er seinen Namen trägt, nicht ein abgesondertes Felsstück, sondern die Fortsetzung seines Kernes sei, welche nur das Besondere hat, daß sie glatt und unbewachsen ist. Und wie mit der Paarl oder Perle verhält es sich auch n mant, einem eckigen Felsen, der neben den

Perle sich erhebt. Ich hätte von hieraus mit der Post nach der Capstadt fahren können, welche auf eigene Kosten von den Einwohnern der Paarl unterhalten wird und in Zeit von zehn Stunden den Weg vollendet; allein man macht denselben Weg in sechs Stunden besser zu Pferde. Daher war ich Früh um acht Uhr wieder auf dem Wege und ritt so gerade als möglich auf den vor meinen Augen liegenden Tafelberg zu, indem ich bis zum Tigerberg einige sehr wohl cultivirte Bauerplätze berührte, wie denn überhaupt diese Gegend nicht so dürr und unwirthbar ist, als die nach der False-Bai zu. Erst am Fuße des Tigerberges, der gegen die andern afrikanischen Berge nur ein Hügel ist, fangen die sandigen Dünen der Capfläche wieder an und ziehen sich bis an die Stadt, die ich in sofern nur verändert fand, als inzwischen im Juli des vorigen Jahres ein großes Schiff unmittelbar vor der Citadelle durch einen Nordwestwind auf den Strand geworfen war. — Schon in wenig Tagen war ich wieder auf dem Rückwege; ich übernachtete wieder in der Paarl, nahm aber meinen Rückweg über eine Furth des Bergrivers weiter unterhalb und kam so durch klein Drakensteen, wo ich zwischen verschiedenen hübschen, stattlichen Weingärten hindurchritt; denn diese ganze Gegend besteht nur aus Weinbauern. In drei Stunden ereichte ich abermals jene herrliche Aussicht und als es dunkelte, lag die De Toits-Kloof wieder hinter mir. Inzwischen hatten Gewitterregen den Breede so angeschwellt, daß ich der Fähre mich bedienen mußte, welche jedoch nur für Fußgänger ist, daher mein Pferd mir schwimmend folgen mußte. Von hieraus ritt ich querfeldein, zunächst noch durch das tiefe Bette eines Bergstroms, des Hartebeest-Rivers, dann aber über einen wüsten mit kleinem Geröll bedeckten Landstrich, der kärglich mit kleiner Heide und anderen Büschen bewachsen ist, und endlich noch einen Hügel hinan und Worcester lag wieder zu meinen Füßen, beleuchtet von der Mittagssonne. Schöner aber erscheint diese junge Stadt zur Zeit der brennenden Berge d. h. gegen die Regenzeit hin, wo auf den ringsherumliegenden hohen Bergketten, dem Oliphantsberge und dem Gebirge des Herrivers im Osten, und westlich auf den Gebirgen des Goudine-Ländchens, die trocknen Viehweiden

abgebrannt werden. Wenn diese Feuer nämlich bis an den Fuß der Berge gekommen sind, dann finden sie endlich die dicht mit Wald bewachsenen Schluchten, und diese lodern nun auf und tragen die zerstörende Flamme bis zu den 3500 Fuß und darüber aufsteigenden Gipfeln der Berge. Man glaubt das Bild feuriger Drachen zu sehen, und wunderbar ergriffen fühlt sich die Einbildungskraft von diesem nächtlichen Schauspiele. Uebrigens ist es nicht selten vorgekommen, daß bei einer Windveränderung das Haus des Colonisten selbst von diesen Feuern ergriffen wurde. Noch bis zum 1sten April verweilte ich jetzt bei meinem armen Freunde, dessen Hand endlich durch Umschläge von Camillen geheilt wurde; dann aber war der günstigste Zeitpunkt für meine Abreise nach Europa gekommen und ich sagte ihm Lebewohl. Ströme von Regen stürzten in diesen Tagen vom Himmel, kaum daß ich zur rechten Zeit den Breede noch passiren konnte. Ich regnete fest im Hause eines wohlbekannten Boers, um auch hier wieder Zeuge zu sein einer feierlichen Abendandacht, welche der würdige Mann in Gegenwart seiner Familie und der auf dem Fußboden sich lagernden Hottentottendiener über die Worte des Jeremias hielt, „daß wir im Leben leicht straucheln und fallen." Auch einige Psalmen wurden gesungen, einige Capitel des neuen Testaments von den Kindern gelesen und endlich noch zum Schluß vom Hausherrn das Gebet gesprochen mit Kraft und Innigkeit. — Der Morgen war wieder heiter, die Luft kühl und angenehm. Man hatte auf dem nächsten Platze ein Zebra eingefangen, und obwohl es erst am dritten Tage war, so fraß es doch schon Maisblätter aus der Hand des Herrn an der Krippe neben den Pferden. Vor fünf Jahren kam ein Bauer aus den Zwartenbergen mit acht Zebras nach der Capstadt gefahren, die er nach England hin verkaufte. Möglich, daß man in Zukunft mehr noch dieses schöne Thier benutzen wird, da sie nach Ausrottung der Leoporden und Panther sich zu mehren beginnen. An einigen blühenden Meiereien vorüber, kam ich zu dem Platze des Herrn de Villiers hinter dem steilen Bergrücken von Roode Hoogte, unweit eines Quellflusses des Zonder-Ende. Er erzählte mir bei der sehr gut besetzten Mittagstafel, daß seine

Vorfahren zur Zeit der Aufhebung des Edicts von Nantes der Religion wegen hierher gewandert seien, und daß er gesonnen sei ein Kirchdorf auf seinem Gebiete zu gründen, zu welchem Ende er schon ein funfzig Bauplätze abgesteckt hatte. Uebrigens bemerke ich, daß die Afrikaner französischen Herkommens, hier wie in anderen Landen gern eines adligen Herkommens sich rühmen, wie ich die bei den benachbarten de Praz, de Toit, du Plessis und anderen zu erfahren Gelegenheit hatte. Mein Weg führte jetzt am rechten Ufer des Zonder-Ende weiter, indem ich eine niedrige Marschgegend zur Linken und eine hohe Bergkette zur Rechten hatte; darnach geht es bald bergan und man kommt in den Gebirgpaß von Fransche-Hoek, (Franzosenwinkel) an dessen Eingange ein Schwede als Wegzolleinnehmer wohnt. Mit ungeheurem Kostenaufwande sind hier Bergströme und Klüfte kühn überbrückt, und auf einer der schönsten Straßen, die man nur sehen kann, steigt man zu dem wohlangebauten Thale von Fransche-Hoek hinab, dessen erste Anbauer Franzosen waren. Das Thal hat etwa 500 Einwohner, ist gut bewässert, obschon kälter als die Paarl und Drakensteen; doch bauet man auch hier herrliche Weine und gute Rosinen. Am folgenden Tage hatte ich zunächst noch den Bergriver und eine tiefe Sandstrecke zu durchwaten; der Mittag fand mich auf dem Platze Waterfal so genannt von einem Wasserfalle, der hier vier hundert Fuß hoch aus der steilen Bergwand hervorstürzt. Die schönen anmuthigen Töchter verriethen alsbald den französischen Ursprung ihres Hauses, obwohl sie wenig redeten; denn die Gewandtheit ihres Benehmens, ein geschmackvoller Anzug und das lebendige Auge sprachen zu deutlich dafür. Ich kaufte hier einige Fäßchen Wein und setzte dann meinen Weg noch fort bis Stellenbosch, durch eine Gegend von besonderer Schönheit. Denn hier vereinigen sich hohe drohende Berge, reich besetzte Schluchten, murmelnde Bäche und buntes Leben der Natur und der Menschen, um diese Gegend zum Zielpunkt eines Jeden zu machen, der dieses Land auf kurze Zeit nur im Vorübergehen besuchen will. Stellenbosch selbst, welches in jedem anderen Lande eine Stadt heißen würde, ist wohl das schönste Dorf der Colonie. Jetzt aber hatten Indianer

und Engländer Behufs des Pferderennens alle Quartiere eingenommen und ich fand mühſam nur ein Unterkommen. Daher eilte ich baldigſt fort aus dieſem Saus und Braus des Weges zur Capſtadt hin, die noch fünf Meilen weit von hier gelegen iſt, um noch die letzten vierzehn Tage meines Aufenthaltes in dem ſchönen Landhauſe eines dortigen Freundes zuzubringen und dann am 17ten April mich wieder nach der Heimath einzuſchiffen. —

# B.

## Blicke auf Madagascar und die Oſtküſte.

Die Gebirgsinſel Madagascar, welche die Größe der pyrenäiſchen Halbinſel hat, 220 Meilen lang und 50 Meilen breit, liegt um den 20ſten Grad S. Br. dergeſtalt ausgebreitet, daß ihr Nordende mit der Küſte Benguela, die Südſpitze mit den nördlichen Bitſchuanenſtämmen weſtlich der Lagoabai oder mit dem Theile des Feſtlandes in gleicher Breite ſich befindet, welcher den Uebergang der braunen Hautfarbe in die ſchwarze Negerfarbe deutlich gewahren läßt. Dächten wir demnach dieſe Inſel uns an die Küſte des Feſtlandes oder noch weiter weſtwärts ins Innere verſchoben, ſo daß dieſelbe um den von Herrn Livingſton neuerlich aufgefundenen See Mampur unter 20° S. Br. herumläge, ſo würde die Natur dieſer Inſel uns jene unbekannten Landestheile einigermaßen verſinnlichen, welche bis jetzt nur linienweiſe von Europäern durchzogen oder doch nicht beſchrieben ſind. Allein als vom Meere umfloſſen muß dieſe Inſel auch wieder davon verſchieden ſein, obwohl dieſe Verſchiedenheit dadurch wieder gemindert wird, daß der Hauptkörper derſelben wie ein geſtrandeter Wallfiſch hoch über das Waſſer empor geſchoben iſt. Denn eine Gebirgskette von 8000 bis 10000 Fuß Höhe durchzieht als Rückgrat die ganze Inſel von Norden nach Süden und theilt ſie in zwei ziemlich gleiche Hälften. Gegen die Mitte zu dacht dieſer Rücken ſich nach Weſten hin nur ſehr ſanft ab und geht in eine ungeheure gleichförmige Hochebene über. Nach Oſten hin aber iſt derſelbe wie ausgeſchnitten, indem er plötzlich in eine Tiefe von drei bis fünf Tauſend Fuß abſtürzt, dann aber ebenfalls in eine weit ausgedehnte Hochebene übergeht, welche ſteil zur Küſte hinabfällt.

Vom Fuße dieses Abfalls lösen sich mehrere Seitenketten ab mit Verzweigungen gegen das Meer, welche allmählich an Höhe abnehmen und in einen sumpfigen Landstrich sich verlieren, der die ganze Ostküste einfaßt und vom Meere selbst durch einen aus Korallentrümmern entstandenen kalkartigen Sandstreifen geschieden ist. Dorthin stürzen auch die zahlreichen, zum Theil großen Flüsse des Inneren, deren Betten dann dergestalt von Wasserfällen oder Felsblöcken und Bänken unterbrochen sind, daß kaum die kleinen Piroguen, die Fahrzeuge der Eingebornen, vorsichtig darauf hinabgleiten können, während die Auffahrt nur durch streckenweises Tragen der Boote ermöglicht werden kann. Ihre Mündungen sind meist tief genug für größere Schiffe; aber das Einlaufen ist wegen der Barren und Untiefen so schwierig und gefahrvoll, daß auf zwei Drittheil dieser Küste, vom Hafen Tamatave (18° S. Br.) südwärts, nur Rheder von den Mascarenen (Isle de France und Bourbon) die Landung zu versuchen wagen, während das nördliche Drittheil dagegen gute Ankerplätze bietet. Ein bedeutender Theil dieses bis zu acht Meilen breiten Küstenlandes wird von Strandseen und Canälen eingenommen, welche trotz der zwischen liegenden Erdengen (Fangalanen) die Verschiffung der reichen Naturgaben an die wenigen Einschiffungsplätze erleichtern und diesem Theile dadurch Leben geben.

Wie zu Benguela herrschen in dieser feucht-heißen Sumpfluft zur Zeit des kräftigsten Wachsthums der Gräser für alle nicht Einheimische höchst verderbliche Fieber, denen auch die Kinder der Eingeborenen bis zum sechsten Jahre unterworfen sind, nicht aber die Erwachsenen. Man nennt sie „Krankheit des Grassprossers" (Maladie de la pousse des herbes). Eingeborene der angrenzenden Hochebene, welche wie an der mexicanischen Küste von Veracruz auf ihren Bergen des ewigen Frühlings genießen, oder Bewohner des höheren Berglandes, denen die Erscheinung des Reifes nicht fremd ist, wie auf dem hohen mexicanischen Buckellande, dürfen dann ohne Gefahr nicht herabsteigen. Da die Franzosen bei ihren Niederlassungen zu Tamatave, Foulpointe, Tintingue und St. Marie r auf die reizende Umgebung sahen und auf die trefflichen

so ist Madagascar wie Veracruz ein „Grab der Europäer" genannt worden, weil Tausende daselbst vom Fieber hingerafft sind. Nach der Aussage des Missionars Dalmond soll jedoch selbst an der Küste in fruchtbarer Umgebung mancher Punkt gefunden werden, wo man einer vollkommenen Gesundheit genießt. So sagt er, daß auf einer Strecke von wenigstens funfzig Meilen im Nordosten ein ganz gesundes Klima herrsche, da dort französische Familien seit sechs und zehn bis achtzehn Jahren sich immer wohl befunden hatten. Und eben so sollen amerikanische und englische Wallfischfänger oder Seeleute von Bourbon, welche oft daselbst verkehren, auf der Südwestküste um St. Augustin herum, wo die Temperatur gemäßigt, der Boden trocken und ohne Sümpfe ist, manche Nacht auf dem Lande schlafen ohne allen Nachtheil. Von St. Marie aber fügt er hinzu, daß man dort krank werde, sobald man nur den Fuß aufs Land setze. Die Krankheit selbst ist hier wie zu Benguela zugleich vom Eintritt der Regenzeit bedingt, welche nach dem allgemeinen Gesetze des höchsten Standes der Sonne mit dem December beginnt und sieben Monate lang dauert. Schwache Winde aus Süden, Südosten und Osten haben in den fünf Monaten der trockenen Jahreszeit schönes Wetter gebracht und drehen sich gegen den December hin mehr und mehr nordwärts. Dann aber tritt der nordöstliche Monsun (Mousson) ein und bringt, mit ungleicher Stärke wehend, häufige und starke Gewitter, Stürme und selbst furchtbare Orkane. Das ist die eigentliche Fieberzeit. Erst im April macht er dem anhaltend und gleichmäßig wehendem Südwestmonsun Platz, der ebenfalls noch von Regengüssen begleitet ist, die aber minder heftig sind. Die gewöhnlichen West- und Nordwestwinde vom Lande her treten dagegen nur zur Nachtzeit und am Morgen ein, die täglichen Seewinde erst um Mittag und währen dann bis Sonnenuntergang. — Der Meeresgrund nahe an der Küste ist mit Korallen bedeckt, welche die Ankertaue durchschneiden; dann folgt Basaltgestein in der niedrigeren Bergreihe; Granit und Quarz aber bilden den eigentlichen Berggrat. An diesem entspringen zugleich die beiden bedeutendsten Flüsse auf dem höchsten Punkt der östlichen Hochebene ganz nahe bei einander, der Manguru

nach Süden, der Manangurú nach Norden hin im Bogen abfließend und dann die untere Kette durchbrechend, an ihren Mündungen funfzig Meilen weit von einander entfernt. Einer derselben soll einem See entströmen, aber bei der Unbekanntschaft mit dem Innern läßt sich nicht sagen, welcher von beiden; das aber weiß man, daß alle Flüsse zwischen ihnen nur von der unteren Bergkette herkommen. — Den Quellflüssen dieser Ströme gegenüber auf der höheren westlichen Hochebene im Mittelpunkt der Insel liegt das „Land der Ovas", Ankova genannt. Es bildet den Gegensatz zu dem Reichthum der Küsten, wo allerlei Geflügel, Fettschwanzschafe, Schweine, Buckelochsen und Landschildkröten neben der Fülle köstlicher Früchte feil geboten werden auf den Märkten, wo im Schatten hoher Bäume baumartige Farrenkräuter mit dem Gewirr der Schlinggewächse wuchern und Reis und Mais im Ueberfluß gedeihen. Denn hier auf diesem sanft nach Westen geneigten Hochlande, welches in kleinen Berg- und Hügelketten zunächst vom Hauptkamme sich ablöst und immer weniger bergig werdend endlich in weite Ebenen übergeht, welche von schmalen flachen Schluchten durchzogen werden, ist der Boden so schlecht, die Pflanzenwelt so kümmerlich und die fast baum- und strauchlose Landschaft so traurig, daß man auf einmal in das Innere von Afrika sich versetzt glaubt, in jene Wüsten, welche auch nur längs der von Flüssen und Bächen durchströmten Thäler fruchtbares Gelände, Baum und Strauch erblicken lassen und wegen Wassermangels ohne Gefahr kaum zu durchziehen sind. Denn Livingston, der vom Orange nordwärts bis zum 20° S. Br. vorgedrungen ist, erzählt, daß seitens der Häuptlinge die Völker vor ihm fortgetrieben seien, damit ihm Niemand Nachricht von den Wasserquellen geben könne, und er verschmachten möchte in den weiten Wüsten, die erst am Mampursee in eine reizend fruchtbare Umgebung übergingen. Aber hier auf Madagascars Hochrücken rührt die Unfruchtbarkeit mehr von Menschenhand her, nicht von der Natur allein. Denn diese Hochebene war früher mit Holz bestanden, und erst nach Wegräumung desselben haben die Regengüsse die fruchtbarere Erde abgeschwemmt und in den Thälern abgelagert, so daß in diesen zahlreiche Dörfer zum

Theil in reizender Umgebung liegen unmittelbar am Fuße der nackten Anhöhen, auf denen nur einzelne Büschel harten Grases wieder aufgeschossen sind. Zahlreiche Reisfelder umgeben die Dörfer wie die Hauptstadt, und unabhängig von der Bewässerung in den Thälern erblickt man in den geschlossenen Thälern andere Reispflanzungen steil an den Bergen hinauf in wagerechten Stufen über einander, wohin mit großem Geschick das Wasser noch geleitet wird. So hat die Noth dies Volk zum Ackerbau geführt, und man versteht sich wohl auf tiefe Ackerung, auf Düngung und Verbesserung der Ackerkrume. Trotzdem bringt das Land nur wenig mehr als den eigenen Bedarf hervor, und trotz des Reichthums an Rindern, Schafen und andern Hausthieren, die in der Stadt zu Markte gebracht werden, sah der französische Artillerieofficier Carrayon, dem diese Bemerkungen entnommen sind, eine Menge ganz nackter Menschen, welche zu arm waren sich durch ein Kleidungsstück gegen die Kälte zu schützen, obwohl der Boden eben ganz weiß mit Reif überzogen war.

Von diesem Volke nun aber, welches in strohgedeckten Hütten von Holz- oder Erdwänden wohnt, zu deren Seite eine Erdgrube zur Aufbewahrung des Reises dient, und welches früher durch zu große Entfernung von der Seeküste von allem Handel abgeschnitten nur auf sich selbst und seine Rinderheerden angewiesen war, die in tiefen Gräben nächst der Dörfer unter freiem Himmel übernachten — von diesem armseligen Volke ist dennoch in neuerer Zeit das Schicksal der ganzen Insel abhängig geworden, und zwar auf folgende Weise: Die Ovas, welche die malaysche Hautfarbe noch fast in ihrer ursprünglichen Reinheit an sich tragen, wohnten als Nachkommen eines vielleicht erst spät eingewanderten Volksstammes, dem nur noch diese Berge übrig blieben, da schon die Küsten überall von Negern besetzt waren, lange Zeit ruhig und zufrieden in ihren abgeschlossenen Wohnsitzen, von anderen Häuptlingen umgeben, die sich allein als Herren der Küste und des Meeres zu betrachten gewohnt waren. Da endlich erschien auch unter ihnen der habsüchtige Europäer mit seiner Nachfrage nach Sclaven. Das ward ein Antrieb zum Kriege zunächst im eigenen Lande,

wo man noch jetzt die tiefen Wallgräben sieht, wodurch die meist auf Höhen erbauten Dörfer sich hatten schützen müssen vor plötzlichen Ueberfällen der eigenen Nachbarn, dann aber auch zur Abwehr und zum Angriff nach außen hin.

Unter diesen Kämpfen waren sie allmählich erstarkt und Andrianmassunaval, der älteste bekannte König des Landes, der die der Sage nach alle von einer und derselben Familie abstammenden Häuptlinge sämmtlich unter seinem Scepter vereinigt hatte, theilte wie einst der große Frankenkönig bei seinem Tode das Reich unter seine Söhne. Nach blutigen Fehden brachte endlich zu Anfange dieses Jahrhunderts der Abkömmling eines der vier Brüder das ganze Gebiet wieder in seine Gewalt und vergrößerte es durch Eroberung der Provinz Emirne, der größten, schönsten und reichsten Landschaft des ganzen Reiches, in welcher die gegenwärtige Hauptstadt Tananarriwu liegt. Schon hatte der Eroberer Andrianpuen-Emirne, ein zweiter Scipio-Africanus, den östlichen Abfall seiner Hochebene überschritten um auch des Landes Ankaye sich zu bemächtigen, als ihn der Tod ereilte und seines zweiten Weibes kriegerischer Sohn nach seinem Willen das Reich und seinen Ruhm ererbte mit Hintenansetzung der älteren Brüder. Radama hieß der gefürchtete Alexander, der jetzt dem Volk der Griechen bald gefährlich werden sollte. Zwischen dem Hafen Tamatave bis zur Bai von Antongil, dem kleinen sechs Meilen langen ziemlich unfruchtbaren Eilande St. Marie gerade gegenüber, wohnt nämlich bis zur ersten Bergreihe hin in einem von der Natur in jeder Beziehung aufs Beste bedachten Landstriche das Volk der Betsimissaraks, dessen Name bedeutet: „Viele, die sich nicht trennen.“ Aus uralter Zeit mit einander verbrüdert unter freien Häuptlingen, soll Dankbarkeit gegen die Wittwe eines Seeräubers von der Insel St. Marie, welche zur Zeit der Kriegsnoth des eignen Kindes Waffenerbe den ihr verwandten Stämmen überlassen hatte, dieselben vermocht haben sich aus eigner Entschließung unter das Scepter ihres Sohnes zu stellen. So kamen die Malatten- (Mulatten-) Fürsten schon im 17ten Jahrhundert hier zur Herrschaft, von deren Stamme ein Zweig zu Foulpointe bis auf unsere Tage geherrscht hat.

Später aber nahmen auch die von einem Weißen und einer Eingebornen erzeugten Kinder diesen Titel an und bemächtigten sich allmählich der Vorrechte, welche die Dankbarkeit des Volkes damit verknüpfte. Aber als sie nach und nach dazu übergingen sich zu ungerechten Richtern aufzuwerfen, indem sie flüchtige Sclaven bei sich aufnahmen und von Reicheren dafür zu erpressen suchten, da brach im Jahre 1821 endlich eine Volksbewegung aus, welche diese Mulattenfürsten zur Zurückgabe alles unrechtmäßig erworbenen Besitzes zwang und ihnen nur die bloßen Titel ließ, worauf sie so eitel waren. Allein weder das Volk noch seine eitlen Fürsten vermochten den Krallen des Adlers zu entgehen, der lange schon von seinen Bergen auf sie nieder geschauet hatte. Denn schon im folgenden Jahre stieg Radama mit seinen Ovas herab, um die vornehmsten Malattenfürsten aus dem Wege zu räumen und eine härtere Tyrannei an die Stelle der früheren zu setzen. Und doch war es nicht eigentlich Radama, der jetzt dies Volk zerfleischte, sondern die Eifersucht Englands gegen Frankreich. Hiermit aber hat es folgende Bewandtniß. Man hatte Seitens der französischen Regierung auf der Insel Madagascar und namentlich auf der hafenreichen Küste der Betsimisaraks zur Versorgung der Inseln Isle de France und Bourbon bisher nur einzelne Handelsfactoreien aufgestellt und unterhalten, welche durch eine einfache Palissadenreihe genug gesichert waren, gegen die etwaigen Angriffe einzelner Häuptlinge, und nur ein einziges Mal hatte es im Jahre 1809 zur Beilegung solcher Zwistigkeit wirklich der bewaffneten Macht von Mauritius her bedurft; nie aber hatte eine europäische Seemacht das Recht der Franzosen zu solchen Niederlassungen jemals angefochten. Da geriethen im Jahre 1810 die Mascarenen in Folge der großen europäischen Kriege in die Gewalt der Engländer und die unbeschützten Factoreien auf Madagascar wurden freiwillig verlassen. Als aber in Folge des Pariser Friedens Isle de France für immer an England verloren ging, versuchte man den Verlust dieser wichtigen Insel dadurch einigermaßen zu ersetzen, daß man Bourbon mit einem befestigten Hafen auf Madagascar in nähere Verbindung brächte. Dem widersetzte sich alsbald der englische Befehlshaber von

Mauritius (Isle de France), indem er Madagascar gleichsam als Zugabe dieser Insel zu betrachten geneigt war. Das Parlament in London aber entschied gegen ihn und die Franzosen nahmen darnach den der Insel St. Marie gegenüber liegenden Hafen von Tintingue im Jahre 1818 vorläufig in Besitz, ohne daß eine Befestigung zu Stande gekommen wäre, da in einem Jahre gleich fast die Hälfte der 200 abgesandten Soldaten nebst dem Befehlshaber vom Klima hingerafft wurden und das Parlament die erforderlichen Gelder nicht bewilligt hatte. Inzwischen verstand es der englische Befehlshaber von Isle de France die ehrgeizigen Bestrebungen des jungen Radama zu benutzen, dem er schon früher reiche Geschenke an Pferden und Silbergeschirr und einen jährlichen Tribut von 8000 Pfund Sterling für Aufhebung des Sclavenhandels hatte zukommen lassen, indem er Missionsanstalten in seinem Lande errichtete, Unterofficiere zur Einübung seiner Truppen schickte, zwanzig junge Ovas nach England sandte zur Erlernung von Handwerken, viele Andere auf britischen Kriegsschiffen als Lehrlinge aufnahm, noch Andere zu einer Musikbande für die königliche Leibwache in Mauritius ausbilden ließ und endlich im Jahre 1820 einen englischen Gesandten am Hofe des jungen Fürsten einsetzte. Gestützt auf einen so mächtigen Beschützer unterdrückte Radama zunächst die Mißstimmung über die Aufhebung des Sclavenhandels im eigenen Reiche mit fester Gewalt; dann stieg er im Jahre 1817 zum Hafen von Tamatave hinab und zog als Sieger ohne Schwertschlag ein, indem ein zur selbigen Zeit dort anlangendes englisches Kriegsschiff die Vermittelung übernahm, daß der Häuptling Jean René fortan Radamas Oberherrschaft anzuerkennen habe. Dieser mußte dann kaum zwei Jahr später seines Oberherrn Hülfe gegen den nördlichen Nachbar von Foulpointe anrufen und auch dieser schöne Hafen kam in Radamas Abhängigkeit. Abermals nach wenigen Jahren kam Radama darauf zum zweiten Male nach Foulpointe herab an der Spitze seines Heeres und bemächtigte sich zugleich des Hafens Tintingue und all der kleinen Häuptlinge, welche bisher als unter dem Schutze von Frankreich stehend sich betrachtet hatten. Selbst die Magazine der französischen Besatzung von St. Marie, welche im Hafen

von Tintingue sich befanden wurden unter Versicherungen der größten Freundschaft von ihm ausgeplündert, weil er wohl wußte, daß England ihm den Rücken deckte. So umfaßte am Schluß des Jahres 1825 das Reich der Ovas Fort-Dauphin, Mananzary, Tamatave, Foulpointe, die Baien Antongil und Vohémare oder drei Viertheile der Ostküste und noch den alten großen Sclavenplatz Bembetoke an der Nordwestküste; die alten Häuptlinge hatte das Schwert gefressen oder Verbannung getroffen im Innern der Waldgebirge; die ganze Insel zitterte vor dem Sieger — da starb der junge Alexander in Folge seiner Ausschweifungen in einem Alter von drei und dreißig Jahren, im Jahre 1828. Andrianmihazi, ein Mann von Geist und Kraft, von englischen Missionären gebildet, erhob die Wittwe des verstorbenen Ranawolu auf den Thron, um desto besser seine Zwecke zu erreichen gegen diejenigen, welche zum Alten wieder umzulenken bedacht waren, und sie war bis auf unsere Tage noch die Beherrscherin des neuen Inselreiches, starb aber nach neuesten Berichten zu Ende des Jahres 1851. So weit die Geschichte dieser neuen Entwickelung. — Was die Natur des Landes selbst noch anbetrifft, so wird namentlich die Nordspitze zwischen den Baien von Vohémare im Osten und Passendrawa im Westen als reich an Naturproducten, weniger ungesund, und ausgestattet mit trefflichen Häfen beschrieben und um so mehr für eine Ansiedelung empfohlen, als dieser Landestheil in der Nähe der früh von Arabern bevölkerten und sehr gut angebauten Comoroneninseln sich befindet. Denn diese Inseln, welche noch zu Anfange dieses Jahrhunderts wegen ihrer zahlreichen Bevölkerung das Ziel der Sclavenräuber waren, die von Bembetoke aus mit zwei bis drei hundert Booten dorthin zur Menschenjagd fuhren, dürften vielleicht neuerdings um so mehr an Bedeutung gewinnen als der Handel mit Indien sich mehr und mehr durch die Straße des rothen Meeres vermittelt. Traf doch Vasco de Gama im Jahre 1502 an den jetzt wie verödet daliegenden Orten der Ostküste des Festlandes, deren todte Namen jetzt nur noch in den geographischen Lehrbüchern prangen, einst überall den lebendigsten Verkehr der verschiedensten Völker, und hatten doch selbst mit dem Süden der Insel,

ſchon vor ihrer Entdeckung durch Europäer, die Araber zahlreiche Handelsverbindungen. Warum alſo ſollte dies Leben nicht wiederkehren können, wenn eben der Feind nur wieder niedergeworfen iſt, der allein dieſe Verödung angerichtet hat, jener traurige Sclavenhandel, der auch an dieſer Küſte nur ſtets die Erſcheinungen von Benguela und Loanda bei Mozambique und an der Mündung des Zambeze ſich täglich wiederholen läßt. Gegen dieſen Feind aber wachen jetzt hier wie dort die engliſchen Kreuzer und eben darum darf man hoffen, daß auch von dieſen Gegenden in wenigen Jahrzehnden ſich wieder mehr ſagen laſſen werde als das meiſt längſt Bekannte, was wir der Vollſtändigkeit wegen hier kurz erinnern wollen. Zunächſt vom Cap Delgado bis zur Mündung des Zambeze finden wir inmitten dieſer Küſte von Mozambique die Stadt gleiches Namens, welche ſeit 1508 von den Portugieſen den Arabern abgenommen iſt. Einer tiefen Bai gegenüber auf einer Inſel gelegen, ſchaut ſie freundlich aus; allein im Hintergrunde zeigen ſich die Landhäuſer der indiſch, europäiſch und arabiſch gemiſchten Bevölkerung, weil die ungeſunde Lage der Stadt dieſelben nothwendig macht. Von den zunächſt an der Küſte wohnenden Völkern des Innern, werden die Macuas als groß, die Monſchus als ſehr häßlich beſchrieben; die Küſtenbildung ſcheint auch hier überall die Form der Terraſſen der Weſtküſte zu ſein. Südlich an der Mündung des Zambeze liegt die kleine Stadt Quillimane und kleinere Fahrzeuge fahren ſtromaufwärts bis zum großen Flecken Sena, der durch ein Fort vertheidigt wird. Zwanzig Tagereiſen weiter zu Manila ſoll ein großer Goldmarkt gehalten werden und noch zu Téte iſt ein kleines portugieſiſches Fort; aber weiter reichen auch ſelbſt die ſpärlichen Nachrichten nicht. Auch hier herrſchen bis Sena hinauf höchſt ungeſunde Fieber. An der ſüdlicheren Küſte von Sofala treiben nur Wallfiſchjäger ihr Geſchäft. Das Ganze ſcheint ein unbewohntes Land und Sofala iſt nur ein Dorf an der Mündung eines gleichnamigen Fluſſes mit einem Hafen für kleinere Fahrzeuge. Dagegen liegt Inhambane unweit des Caps der Strömungen „Corrientes" tiefer im Innern. Die Lagoa-Bai iſt funfzehn Stunden lang und zehn Stunden breit, aber ebenfalls

nur wegen des Wallfischfanges besucht. Hier beginnen dann die Völker der Ungläubigen „Kafirs" oder Kaffern, wohin die Religion der Araber nicht gedrungen war, zunächst mit sehr schwarzer Hautfarbe und von hoher Gestalt, weiter westwärts und südwärts aber in lichtere Hautfarbe und kleinere Körperbildung übergehend, bis sie zuletzt als Hottentotten und Buschmänner in und an den Capcolonien erscheinen. Nördlich vom Cap Delgado steht noch heute die Insel Zanzibar unter einem arabischen Häuptlinge, dem sogenannten Imam von Muskate. Dann liegt die Negerstadt Melinda an einer Bai in schöner Ebene, groß und schön gebaut schon auf arabischem Gebiet und weiterhin das sehr schöne Brava bis man noch fünf und zwanzig Stunden mehr nach Norden zu von weitem die drei großen Moscheen von Magadoro oder Mukdischa erkennt. Im übrigen ist die Küste fast ununterbrochen Fels und Sand, und nur die südlichere Küste ist häufig niedrig und sumpfig von dichten Wäldern beschattet. — Das etwa sind die wenigen dürftigen Nachrichten, die wir von dieser Küste haben und weil nun die Reise des Arztes James Prior in der früheren Ausgabe dieser Reisen (bei Harnisch Bd. XII.) nichts Besseres giebt und die vorhandenen Nachrichten zu einer lebendigen Darstellung der Natur und Völker dieser Länder nicht zureichend sind, so müssen wir zugleich auf eine sorgfältigere Darstellung der portugiesischen Colonien an dieser Küste für jetzt Verzicht leisten. Zugleich aber werfen wir noch einen Blick zurück auf die Bewohner Madagascars selbst, weil hier die Trümmer aller Völker sind zusammen geworfen worden, sei's, daß sie vor der Sclavenpeitsche zu entfliehen suchten, sei's, daß sie gegen Seeräuber oder gegen das von Sturm erregte Meer hier Zuflucht suchen mußten. Man schildert die Madecassen im Allgemeinen als große, wohlgewachsene, starke Leute, aber schwer dürfte es sein an der Ostküste der Insel auch nur einen Menschen zu finden, den man als Abkömmling eines bestimmten Urgeschlechts bezeichnen könnte, so sehr sind Schwarze und Weiße, Braune und Gelbe im Laufe der Zeit zu einem einzigen Mischlingsvolke geworden. Die Greise tragen lange Bärte, die Männer um den oberen Körpertheil und um die Hüften je ein Stück Baum-

wollenzeug geschlungen, die Frauen tragen dasselbe in Form eines Mieders und kurzen Rockes bis aufs Knie, die Kinder gehen nackt. Ohne religiöse Förmlichkeit wird die Ehe geschlossen und gelöst, wobei die Kinder nach Belieben dem Theile folgen, den sie selbst am meisten lieben, und wenigstens hat jeder Mann zwei Frauen, die „große" und die „kleine" genannt. Beide Geschlechter geben sehr viel auf die Tracht des Haares, das sie mit einer gewissen Zierlichkeit zu flechten wissen, beide aber auch bedürfen nur wenig zur Nahrung und arbeiten eben so wenig. Den Ova allein zwingt die Noth zur angestrengteren Arbeit bei dem Reisbau; an der Küste, wo ebenfalls nur Reis gebaut wird, bedarf es dazu nicht der großen Pflege. Alles Andere was nur zur Ausfuhr dienen könnte als Indigo, Kautschuck u. dergl. m. wird gar nicht angebaut oder gesammelt.

Die Greise bilden den Gerichtshof; in schweren zweifelhaften Fällen nimmt man zum Gottesurtheil seine Zuflucht, indem der Angeklagte Gift verschlucken muß; bei leichteren Vergehen schwört der Angeklagte bei dem Haupte eines bestimmten Häuptlings und wird sein Sclave, wenn er falsch geschworen hat. Ein anderer Schwur ist der, wenn man dem Freunde sich verschwört auf Leben und Tod in Gegenwart der Aeltesten des Orts und mit ihm einen Bissen theilt, der in dem beiderseitigen Blute zuvor getränkt worden ist; doch haben Europäer durch den Mißbrauch dieser Sitte, indem sie nur den Handelsvortheil suchten, den wahren Geist der Treue längst daraus entfernt. Dagegen wird die Gastfreundschaft noch mehr als heiliges Recht erkannt, obwohl man sich auch hier des freiwillig gebotenen Gegengeschenkes nicht eben weigert. Eben so verehrt man die verstorbenen Glieder der Familie mit größter Gewissenhaftigkeit. Ihre Leichname werden in Särgen aus einer für unzerstörbar gehaltenen Holzart beigesetzt im sogenannten „kalten Hause", d. h. in eigends dazu errichteten Hütten, welche im Schatten eines einzeln stehenden großen Baumes oft fern von der Wohnung mitten im Walde errichtet sind. Seltner nur herrscht im Innern der Insel die Gewohnheit dieselben dicht neben der ehemaligen Wohnung beizusetzen

und einen Theil ihrer Schätze mit in den Sarg zu legen. Ueberall aber herrscht die tiefste Verehrung gegen solche Orte, und die bei der Bestattung als Opfer dargebrachten geistigen Flüssigkeiten werden nicht selten noch von den Nachgebliebenen erneuert, zum Zeichen der fortdauernden Verehrung. Priester kennen sie nicht; aber wie die Patriarchen der biblischen Vorwelt bringen die Hausväter ihre Opfer dar für die Zweige ihrer Familie, seien es die Erstlinge der Früchte oder sei es das Blut der Thiere, scheinbar mehr zur Abwehr des Bösen als zum Dank für das empfangene Gute. Daraus hat man geschlossen, daß sie an zwei Götter glaubten; allein der Missionär Dalmond, der durch längeren Aufenthalt und genaue Kenntniß der Sprache in den Stand gesetzt war umfassendere Beobachtungen anzustellen, bekennt von ihnen: „Sie glauben an einen einzigen Gott; sie haben weder Götzenbilder noch öffentlichen Cultus, weder Tempel noch Priester.“ Daher wird auch die Sitte der Beschneidung bei ihnen öffentlich vollzogen auf einem Platze in der Mitte jedes Ortes, indem ein Thier geopfert wird und Tanz und Trinkgelage dabei waltet. Daß neben dem still verborgenen Heiligthume des Glaubens auch mancherlei Geräth des Aberglaubens gefunden wird als Amulette, Zaubermittel, Tagewählerei und was dergleichen mehr ist, darf dem nicht auffallen, der erst begreifen gelernt hat, daß Glaube ohne Aberglaube auf diesem Erdenrunde so wenig gefunden werden wird als je ein Licht ohne Schatten. So viel aber steht fest, daß Alle, welche unter diesem freien Priesterthum erwachsen sind, mit unauslöschlichen Banden der Liebe an der Heimath hangen, so daß Sclaven von hier, zu Mauritius und Bourbon, von fast unheilbarem Heimweh erfaßt wurden, während der Sclave des Festlandes dort weit schneller seine Heimath vergessen lernte. Freilich mag die Natur mit ihren Reizen auch das ihrige dazu beitragen, da Fremde, die anderwärts das glänzendste Leben führen konnten, nur um dieser unbeschreiblichen Reize willen für immer sich hier niedergelassen haben, und Andere nur mit dem größten Schmerze sich trennen konnten, wenn sie mußten. Allein es binden fester Menschen, Sitte und Religion, als Berge, Meer und Wälder, und daher wird vielleicht der Grund dafür, daß

jene Sclaven ihrer Brüder in der Heimath nicht vergessen können, darin aufzusuchen sein, daß diese Brüder von Natur schüchtern, gutmüthig, sanft, gastfrei und voll Achtung gegen die Europäer sind und selbst ein Unrecht ohne Murren sich gefallen lassen, was sich bei ihren weißen Herren nicht so wieder finden mag. So wenigstens sind nach dem Bericht des Missionärs die Betimissaraks im Nordosten und ihnen ähnlich die Antinossi im Süden. Nur die Sakalaven im westlichen Theile der Insel, beschreibt er als hochfahrend, unruhig, für den Krieg eingenommen und zum Diebstahl geneigt, und der Art, daß sie von den Weißen so leicht kein Unrecht hinnehmen würden; aber von den diesen am nächsten stehenden Bewohnern des nördlichsten Theiles den Antankaras fügt er schon wieder hinzu, daß sie sanftere Sitten haben bei gleichem Muth und gleicher Tapferkeit. Und so wollen wir denn von diesem Volke Abschied nehmen mit dem Wunsche, daß es den Missionären gelingen möge das Heiligthum des Glaubens diesem Volke schöner auszubauen durch das Licht Christi, mehr aber noch es zu bewahren vor dem Fuße derer, die Christum nur zum Deckel ihrer Bosheit machen, um alles Heilige noch vollends endlich zu zertreten wie das Herr Crayon von den Fremden fürchtet. —

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
GRADUATE LIBRARY

DATE DUE

Form 9584